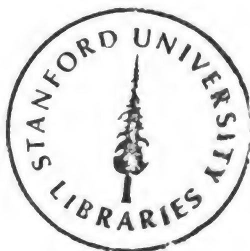



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Geschichte

des

Mittelalters

von

Georg Wolfgang Karl Lochner,
Professor am K. Gymnasium zu Nürnberg.



Erster Band.

Die Zeit vor und während der Kreuzzüge.

Nürnberg
Verlag von Friedrich Napoleon Campe.
1839.

Roma caput mundi regit orbis frena rotundi.

Vorrede.

Indem ich diese Bearbeitung der Geschichte des Mittelalters dem gelehrten und gebildeten Publikum vorlege, sehe ich mich zugleich genöthigt, über die Bestimmung dieses Werkes und über einige Eigenthümlichkeiten desselben einige Worte zu sagen. Ich fühle recht wohl die Schwierigkeit, neben den Arbeiten Schlosser's, Leo's, Rühs', Rehm's, Kortüm's, Giesebrecht's, und anderer, aufzutreten; der Name, den eine gelehrte Arbeit an der Spitze trägt, ist schon im Voraus eine Empfehlung; der meinigen geht diese Einführung ab, und sie hat der Kritik gegenüber einen doppeltschweren Stand. Es ist ohnedies in der gegenwärtigen Zeit bei einer ein großes Wort führenden Partei die Beschäftigung mit dem Mittelalter und eine gerechte Würdigung desselben gleichsam ein Grund den Autor zu verdächtigen, und ihn nach der beliebten Methode ohne weiters zu klassificiren und mit andern in eine Kategorie zu setzen. Das möchte indessen am wenigsten Furcht einjagen; selbst auf die Gefahr hin, ein Mann von mittelalterlichen Grundsätzen und Ansichten genannt zu werden, würde ich mich nicht bedenken mich darüber auszusprechen, und die Gesellschaft in welche ich mich würde geworfen sehen wäre respektabel genug, um den Hohn der Gegenpartei sehr gleichgültig ertragen zu können. Ich bekenne mich daher ungescheut auch heute noch zu den in meiner Arbeit ausgesprochenen Ansichten, zu der darin nicht unbedingt aber unverholen dargelegten Würdigung des Mittelalters, und habe im Wesentlichen zu den im ersten Abschnitt enthaltenen Gesichtspunkten, die schon vor Jahren niedergeschrieben waren, nichts mehr hinzuzufügen. Es sey mir jedoch vergönnt, mich hier aller weitern abermaligen Auseinandersetzung der-

selben zu enthalten, und auf die für ein Vorwort wichtigere Frage einzugehen, für welches Publikum ich meine Arbeit hauptsächlich bestimmt habe.

Das Mittelalter hat wohl hauptsächlich aus zwei Gründen sich lange Zeit weniger als andere Zeiträume einer besondern Aufmerksamkeit zu erfreuen gehabt, erstlich aus der dem Menschen natürlichen Neigung sich zu den Ereignissen der Gegenwart hinzuwenden, von deren Strom fortgerissen er weder Zeit noch Lust hat Früheres kennen zu lernen, zweitens aus der jenen mitunter allerdings dunkeln Zeiten eigenen Unzugänglichkeit und Abgeschlossenheit. Wird es uns doch heute noch leichter, in Athen und Rom uns zurecht zu finden, als am Hofe eines ostgothischen, vandalischen, angelsächsischen, ja selbst fränkischen Königs! Wie man erst ziemlich spät zu der Idee des Mittelalters selbst kam, so wurde auch das Studium, die nähere Bekanntschaft mit diesen Zeiten, im Grunde erst seit Johannes Müller auf die Bedeutsamkeit derselben näher hinwies fleißiger gesucht und gepflegt. Von dieser Zeit an erschienen viele, gründliche, geistvolle Bearbeitungen dieses Zeitraums. Schlosser versuchte die schwierige Aufgabe zu lösen, jedes Volk dann auf den Schauplatz zu führen, wann es wirklich bedeutend in die allgemeine Geschichte eingreift, und so wie er die griechische und römische Geschichte — denn was ist sonst der Inhalt der alten Welt? — in zusammenhängender Erzählung dargestellt hatte, so auch in dem Mittelalter zu thun; was von ihm wenigstens bis zum Ende der Kreuzzüge durchgeführt worden ist. Rühs verwarf, ohne gewisse gleichzeitige Grunderscheinungen welche bei den verschiedenen Völkern sichtbar werden zu leugnen, dennoch die Zweckmäßigkeit einer nach Gleichzeitigkeit strebenden Darstellung, sonderte seine Geschichte nach Völkern, diese selbst wiederum nach den Himmelsgegenden des Osten und Westen, und gab in dieser absichtlich erwählten Einseitigkeit dennoch unter dem Namen eines Handbuchs das bis dorthin (1817) beste Lehrbuch, dem nur für den Gebrauch unserer Zeit

nicht sowohl die wohl ebenfalls absichtliche Trockenheit und Schmucklosigkeit der Darstellung und der gänzliche Mangel anziehenden Details — was übrigens da er ein Lehrbuch für Vorlesungen oder auch zum Nachschlagen auszuarbeiten gedachte nicht zu seinem Tadel gesagt seyn soll — sondern vielmehr der Umstand entgegensteht, daß seit seiner Erscheinung eine wirklich erstaunliche Menge von Spezialgeschichten und Monographien über Vieles ein neues Licht verbreitet hat. Dieses ungeheure Material verarbeitet, oder wenigstens davon Kenntniß genommen zu haben — denn es gehört schon zur Kenntniß von all diesen einzelnen, hie und da zerstreuten, oft kaum in den Buchhandel gekommenen, Abhandlungen und Mittheilungen ein besonderes Studium, ja ein besonderes Glück — ist vor allem das Verdienst Friedrich Rehm's, der in seiner vier Theile in acht Bänden umfassenden Geschichte des Mittelalters, die von 1821—1839 erschienen ist, die reichhaltigste Fundgrube desselben darbietet, in ethnographischer, aber nach Perioden geordneter und getheilter Darstellung, ein Werk großen, ächt deutschen, Fleißes, bei welchem wenn er auch Vorgängern z. B. Rühs oft sogar mit Beibehaltung des Ausdrucks gefolgt ist dieses durch die vielen eigenen, besonders in der morgenländischen Geschichte ganz neuen, gediegenen Forschungen mehr als aufgewogen wird. Auch er hat sich zu einer Theilung in Abendland und Morgenland bewogen gefunden, jedoch ebenfalls mit Vereinigung der synchronistischen Methode. Mittlerweile dieses Werk seinen ruhigen Fortgang nahm, erschienen Heinrich Leo's, der sich auf dieses historische Alter seinen Vorarbeiten nach zu urtheilen mit besonderer Vorliebe geworfen zu haben schien, beide Werke, erstens (1830) das Handbuch der Geschichte des Mittelalters, und später (1836) die Geschichte des Mittelalters, als zweiter Band seines Lehrbuchs der Universalgeschichte zum Gebrauche in höheren Unterrichtsanstalten. Leo macht in der Behandlung der Geschichte des Mittelalters, wie in der der Universalgeschichte, eine höchst bedeutende Epoche.

Während Schlosser in rein chronologischer Folge die Begebenheiten eintreten und verlaufen läßt, stets bemüht die Sachen selbst sprechen zu lassen und mit keinem Urtheil, das nicht auf das Bestimmteste aus ihnen selbst zu belegen, ja wörtlich nachzuweisen wäre, hervorzutreten, hierauf Rühs die gerade entgegengesetzte Methode, jedes der Völker für sich aufzuführen, eingeschlagen hat, endlich von Rehm eine Combination dieser beiden Methoden versucht worden ist, die sich in ihrer Art ganz vollendet nennen läßt, und die durch die nothwendig eingehaltenen Epochen die bedeutungsvollsten Momente schon bezeichnet; begründet Leo seine Darstellung blos nach den im Mittelalter hervortretenden wichtigsten Bildungsstufen des Geistes, zeigt wie sich im Abendlande die christlich-deutsche, im Morgenlande die mahomedanisch-arabische Welt zuerst gebildet haben, wie hierauf beide mit einander, und zwar nicht nur äußerlich mit den Waffen sondern auch innerlich mit geistigen Kämpfen, in Konflikt getreten seyen, und wie endlich nach der Beendigung dieses Kampfes eine neue Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse, Umbildung des Lehenstaats durch den Einfluß des römischen Rechts, durch saracenische Administration, durch republikanische Bildungen der Städte, Eidgenossenschaften, und Landstände, und Verweltlichung der Kirche, Statt gefunden habe. Ich möchte diese Behandlung, im guten Sinne des Wortes, die rationale nennen. Das von Rühs beinahe geradezu für unthulich gehaltene Unternehmen, das Mittelalter nach allgemeinen Gesichtspunkten zu construiren, ist durch Leo eben so geistreich als glücklich geendigt worden, und es wird nach einem solchen Vorgang nicht mehr möglich seyn, zur rein chronologischen oder rein ethnographischen Methode zurückzukehren. Mag man auch über vieles Einzelne, selbst über die aus dem Ganzen gezogenen Folgerungen mit Leo rechten, ihm Irrthümer im Einzelnen, Parteilichkeit und Leidenschaftlichkeit in seinem Für und Wider, vorwerfen und nachweisen, seine Behandlung der Geschichte im Allgemeinen bleibt dennoch

die einzige, die von einem höhern, das Ganze der Erscheinungen überblickenden, Standpunkte aufgefaßt ist, und sein Verdienst in dieser Hinsicht muß selbst von seinen Gegnern anerkannt werden. Nicht minder seines Stoffes mächtig ist Ludwig Giesebrecht, der in seinem 1835 erschienenen Lehrbuch der mittlern Geschichte hauptsächlich die Gegensätze des Abendlandes und Morgenlandes durchzuführen gesucht hat, eine ungemein fleißige, reichhaltige, klar, anspruchlos, und durchaus unparteiisch gehaltene Arbeit, bei der nur zu bezweifeln ist, ob sie in den Händen eines andern Lehrers als des gelehrten Verfassers oder etwa eines Solchen, der sich ebenfalls mit besonderer Neigung dem Studium des Mittelalters zugewendet hätte, dem Bedürfniß der Schule und dem Selbstunterricht genügen würde. Um bereits erworbene Kenntnisse zu ordnen, in das scheinbare Chaos der mittelalterlichen Geschichte Einheit und Zusammenhang zu bringen, dürfte sie gewiß sehr wohl geeignet seyn; diese Kenntnisse aber lassen sich leichter und sicherer durch eine der früher bezeichneten Methoden erwerben. Indem ich jedoch nur die praktische Anwendbarkeit solcher Lehrbücher wie Leo's und Giesebrecht's im Schulunterricht hiermit in Frage stellen will, stehe ich keinen Augenblick in Zweifel, diese Behandlung für die Universität als die einzig geeignete, des Lehrers und der bereits zweckmäßig vorgebildeten Zuhörer würdige, zu erklären.

Keine einzige indessen von diesen Behandlungen des Mittelalters ist frei von der Form der Schule, keine die für den Laien geeignet wäre. Schlosser's wohl gewählte Citate sind integrirende Bestandtheile seines Werkes, sein Text ist ohne die Noten lesen zu können nur ein Stückwerk, er selbst erklärt die Noten nicht blos als Beweis für seine Aussprüche, sondern als Ergänzung, als Erweiterung seines Textes beigefügt zu haben. Rühs hat wohl ein Handbuch geschrieben, aber wenn ein Handbuch ein für den Lehrer der sich weiter unterrichten, für den Laien der sich selbst weiter ausbilden will ohne den Lehrer zu bedürfen, be-

stimmtes Buch seyn soll, so dürfte es wohl kein Handbuch, sondern eher ein Lehrbuch, obgleich im umfassendsten Sinne dieses Wortes, genannt werden. Die acht Bände von Rehm's Mittelalter würden wohl jedem Laien, der sich mit dem Mittelalter bekannt machen will, einen kleinen Schrecken einjagen, und sind sosehr auch einzelne Exkurse und Darstellungen ganz gelungen sind wohl am wenigsten dazu geeignet. Auch Leo scheint sich den Gebrauch seiner Bücher ausschließlich im Unterricht sey es auf der Hochschule, sey es auf dem Gymnasium gedacht zu haben, und würde wohl nach seinen öfters unverholen ausgesprochenen Ansichten es unter seiner Würde halten, sich an ein anderes Publikum zu wenden. Manche von ihm neuerdings erst angenommene Eigenthümlichkeiten dürften auch außerdem nicht geeignet seyn, ihn demselben zu empfehlen. Ueber Giesebrecht's Arbeit, welche auch für den Selbstunterricht bestimmt ist, habe ich bereits gesprochen. Für das größere gebildetete Publikum, das zu ignoriren eine Unmöglichkeit wäre, das auch nirgends als nur eben in Deutschland, wo die Gelehrten eine von der Societät abgeschlossene Kaste bilden oder vielleicht zu bilden endlich aufhören, ignorirt wird und sich dafür durch Gleichgültigkeit, die an Verachtung grenzt, schadlos hält, zu diesem Theil der Geschichte den Zugang zu eröffnen, haben übrigens schon andere Historiker nicht unter ihrer Würde geachtet. Ich nenne hier Luden's Geschichte des Mittelalters, (erschienen 1821), Anton von Tillier's Geschichte der europäischen Menschheit im Mittelalter (erschienen 1829. 30. mit neuem Titel 1833), zuletzt Friedrich Kortüm's Geschichte des Mittelalters (1836). Daß nach einem Zeitraum von achtzehen Jahren, die seit Luden verstrichen sind, eine neue Bearbeitung der Geschichte des Mittelalters wohl an der Zeit wäre, dürfte nicht zu leugnen seyn, und daß Tillier's Werk für die Forderungen unserer Zeit nicht hinreiche, läßt sich aus dem buchhändlerischen Versuch, es unter einem neuen Titel ein Paar Jahre nachher wieder in die Welt zu schicken, wohl entnehmen.

Auch läßt sich nicht leugnen, daß eine gewisse Farblosigkeit, ein gewisser Mangel des Speziellen und Veranschaulichenden, dem außerdem wohl auf das Werk verwandten Fleiß Eintrag thut. Dagegen ist Kortüm's treffliches Werk überaus reich an eigenen Forschungen, speziellen Mittheilungen, geistvollen Parallelen, und gewiß unter diesen das vorzüglichste, das nicht blos dem Geschichtsfreunde, sondern auch dem Geschichtskenner werthvoll und bedeutsam erscheinen muß. An diese Werke nun reiht sich in billiger Bescheidenheit, jedoch nicht ohne das Bewußtseyn fleißig gestrebt zu haben, auch meine hier vorerst zur Hälfte erscheinende Arbeit. Wenn ich überhaupt wie ich in dem Werke selbst wiederholt ausgesprochen habe von der Wichtigkeit des Mittelalters vollkommen überzeugt bin, wenn ich glaube, daß sich die wichtigsten Fragen unserer Gegenwart nur dadurch genügend und befriedigend lösen lassen, daß man sich auf den Standpunkt der Geschichte begibt und aus dieser die Ansprüche der Gegenwart begreift und erklärt, so halte ich es auch für Pflicht, nicht bloß in den Wänden der Schule, d. h. in Abhandlungen die nur für Gelehrte bestimmt sind, sondern auch vor dem großen Publikum darüber zu sprechen, und finde, wie schon gesagt, nichts tadelnswerther und befangener als das Verfahren derjenigen deutschen Gelehrten, welche mit dem Stolze des Pedantismus behaftet auf die größere gebildete Menge, die wenn auch nicht durch die Bücher doch durch das Leben, das doch eigentlich erst den Mann bildet, ihre Bildung erlangt hat, herabschauen, mit Idioten und vornehmem Pöbel um sich werfen, und solche Gelehrte, die aus dem Schatten ihrer Abgeschlossenheit heraus auf die hellerleuchtete Bühne der Welt zu treten gewagt haben, mit Hohn verfolgen. Diesem größeren gebildeten Publikum, das die Gelehrten nicht ausschließt, sondern in sich begreift, habe ich meine Arbeit bestimmt, und einige Eigenthümlichkeiten derselben lassen sich aus dieser Bestimmung herleiten.

Ich habe vor allen Dingen alle Noten, Citate, und Erläuterungen unter dem Texte, weggelassen, obgleich ich anfangs

wohl versucht war dieses aus ein Paar Ursachen nicht zu thun, erstens um denjenigen Hülfsmitteln die ich bei meiner Arbeit hauptsächlich berücksichtigt habe die schuldige Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, sodann um einzelne vielleicht befremdende Stellen durch Hinweisung auf die Quelle aus der sie geflossen sind zu belegen. Ich muß mich daher im Allgemeinen darauf beschränken, Schlosser, Rühs, und Rehm für meine Vorbilder und Gewährsmänner in solchen Gegenständen, die ich keiner neuen Forschung unterwerfen konnte und wollte, zu erklären; bei dem letztern gilt dies insbesondere im sechzehnten Abschnitt; aber eben so muß ich wiederum erklären, daß ein jurare in verba magistri niemals meine Sache gewesen ist, und daß ich gerne die Citate mitgetheilt hätte, welche das beweisen würden. Ferner habe ich, und das wird wohl Jedermann recht finden, den Europäern und unter diesen wieder den Deutschen eine größere Aufmerksamkeit gewidmet als den asiatischen Völkern oder den romanischen Stämmen. Wenn die Weitläuftigkeit, mit welcher Isaak Angelus und Heinrich III. geschildert sind, dagegen auffallen möchte, so will ich einerseits gerne einräumen, daß sie gegen eine gewisse reguläre Proportion, die da wo Alles in Reihe und Glied neben einander hingestellt ist ganz an der Ordnung seyn mag, allerdings verstößt, daß sie aber in einem Tableau, wo der Künstler — ich bitte mir den Ausdruck nicht übel zu deuten und als Hoffahrt auszulegen, allein seit Gervinus den Begriff der Historik aufgestellt hat darf man wohl von einer historischen Kunst, so gut als von einer poetischen, reden — sich die Freiheit vorbehält, die Partieen nach seiner Wahl und seinem Gutdünken zu gruppiren und zu arrangiren, anders angesehen und beurtheilt werden muß, halte ich wohl für billig. Da könnte zunächst die Wahl dieser Gegenstände getadelt werden; allein als Entschuldigung dafür erlaube ich mir erstlich den für den Historiker nicht unbedeutenden Umstand anzuführen, daß sie unter die Wenigen gehören, über die es recht ausführliche, zusammenhängende Berichte gibt, bei denen die sehr unsichere Bahn der Divination gar nicht eingeschlagen zu werden braucht, sondern man fortwährend auf

festem, historischem, Boden stehet; zweitens, daß solche Regierungen und Zeiten gewiß sehr lehrreich sind und zu interessanten Vergleichungen von selbst einladen. Sodann habe ich mich einer fast bloß chronologischen Methode bedient, die für diesen im ersten Bande behandelten Zeitraum auch deswegen wohl geeignet scheint, weil an die beiden Hauptideeen, die Kirche und den Staat, sich Alles wie von selbst anschließt, und die scheinbare Verwirrung durch den steten Rückblick auf die mit diesen Beiden vorgehenden Veränderungen aufgehoben wird. Indessen habe ich es für gut gefunden, den Norden für diese Zeit noch davon zu trennen, und ihn im sechzehnten Abschnitt rein ethnographisch zu behandeln, auch glaube ich hierin nicht Unrecht gethan zu haben. Eben so habe ich den geistigen Richtungen und Thätigkeiten einen eigenen, den letzten, Abschnitt gewidmet, worin ich ebenfalls wieder in der Erzählung des Inhalts der Nibelungen vielleicht die Grenze überschritten habe, die einem untergeordneten Gegenstand in gehörigem Verhältniß gebührt. Indessen werde ich hierüber wohl schwerlich getadelt werden. In chronologischen Bestimmungen habe ich gesucht die möglichste Sicherheit einzuhalten.

Es wäre für jede Zeit und jedes Volk gewiß der größte Vortheil, gründliche historische Kenntnisse, auch in der dürftigsten Gestalt, wenn sie auch nur darin beständen zu wissen, Das und Jenes sey einmal gewesen, sey so und so entstanden, und habe so und so geendet, unter der Masse verbreitet zu sehen. Für unsinnigen, meist mit Unwissenheit verbrüderten Radikalismus wären solche schlagende Argumente der Vergangenheit, in denen man sich selbst bespiegeln könnte, das allerbeste Gegengift, und bei Manchen, die nun schon der gereifteren Gegenwart angehören, hat sich dasselbe Mittel gegen politischen Wahnwitz, wie mir wohl bekannt ist, aufs beste bewährt. Wenn man aber glaubt, die Geschichte sey eine Lehrerin des Stillstands, einer Verdumpfung und Versumpfung, oder gar einer Rückkehr zu dem was einst da gewesen, so ist man wohl eben so sehr im Irrthum befangen. Die Gespensterfurcht vor der Geschichte und dem aus ihr hervorgehenden

Recht der Gegenwart ist nicht minder grundlos als der aus ihr allein hergeholte Beweis für alte Mißbräuche eines tüchtigen Grunds entbehrt. Kommt es darauf an, für konkrete Fälle Beispiele zu holen, so ist die Geschichte für alle Parteien gerecht, jeder kann sich aus ihr nehmen, was gerade seiner Neigung zusagt, und in diesem Sinne ist die Geschichte oft, aber mißbräuchlich, eine Lehrerin der Gegenwart genannt worden. Nicht das Einzelne ist es, sondern das Allgemeine, nicht der einzelne Fall der Gerechtigkeit, Tyrannei, Weisheit, Verächtlichkeit u. s. w., sondern der den ganzen Zeitraum ergreifende und durchwehende Geist ist es, welcher erfaßt werden soll. Indessen mag es wohl nicht Jedermanns Sache seyn, diesen Geist erkennen, ihm nachspüren zu wollen; die Meisten sind wohl zufrieden, wenn sie nur reale Stoffe vorfinden, die ihnen Unterhaltung für den Augenblick oder Belehrung für den vorliegenden Fall gewähren. Wer es wohl mit seiner Wissenschaft und wohl mit dem Volke meint, unter dem er lebt, kann auch mit diesem geringeren Resultat nicht unzufrieden seyn; diese Scherflein des Verständnisses sammeln sich am Ende auch zu einem ansehnlichen Schatz; und wenn nur Neigung, Liebe für die Wissenschaft, und Achtung gegen dieselbe da ist, darf man hoffen, daß sie auch festere Wurzeln schlagen und sich eine fruchtbringende Herrschaft in den menschlichen Gemüthern erbauen werden. Möge es mir einigermaßen gelungen seyn, der für die Kenntniß der Vergangenheit unter meinen Landsleuten vorhandenen Neigung etwas Befriedigendes dargeboten, und zu weiterem mit dem hier Gegebenen sich nicht begnügenden Forschen angeregt zu haben!

Inhalt.

I. Einleitung .... 1— 12
II. Untergang des Römerreichs. Völkerwanderung.... 13— 28
III. Ende des jüdischen Reichs und Anfang des Christenthums .... 29— 39
IV. Ausbreitung des Christenthums.................. 40— 52
V. Häretiker und Katholiken. Kirchenväter. Mönche.. 53— 65
VI. Neue Reiche. Chlodwig. Theodorich. Justinian. Alboin. Der Papst........................ 66— 80
VII. Die Merovinger. Karl der Große. Herstellung des römischen Kaiserthums.................. 81—104
VIII. Mahomed, der Islam und seine Ausbreitung.... 105—117
IX. Die Karolinger in Deutschland und Frankreich; die Sachsen und das heilige römische Reich deutscher Nation; die Angelsachsen, Normänner, und Ommaijaden .... 118—141
X. Die Franken, Konrad II. und Heinrich III., das spanische Kaiserthum, die Almoraviden, der Cid. Normannen in England und Unteritalien. Frankreich. Heinrich IV. und Gregor VII.......... 142—166
XI. Investiturstreit. Erster Kreuzzug. Königreich Jerusalem. Fall Edessa's. Spanien. England .. 167—196
XII. Die Zeit Ludwig's VII. und Konrad's III. Der zweite große Kreuzzug. Friedrich Barbarossa und die Lombarden. Saladin. Der dritte große Kreuzzug. Innocenz III. Die Magna Charta.. 197--226
XIII. Die Albigenser Kriege. Das oströmische Reich. Vierter Kreuzzug. Die Almohaden. Fünfter Kreuzzug .... 227—262

XIV. Friedrich II. Die mongolische Völkerwanderung. Die letzten Kreuzzüge. Der Untergang der Hohenstaufen .... 263—299
XV. Interregnum in Deutschland. Kämpfe in England unter Heinrich III. .... 300—331
XVI. Die Skandinavischen und die Slavischen Stämme. Die Ungarn.
Einleitung. Dänemark .... 333—352
Schweden .... 352—358
Norwegen .... 358—364
Island .... 364—366
Preußen .... 366—371
Mähren und Böhmen .... 371—380
Polen .... 380—389
Litthauen .... 389—390
Rußland .... 390—397
Illyrische Slaven .... 397—398
Ungarn .... 398—409
XVII. Gelehrsamkeit. Schulen. Scholastik. Dichtkunst. Ständeverhältniß. Ritterwesen. Bürger. Handel. Socialer Zustand .... 410—442

I. Einleitung.

Vorchristliche Zeit. Christliche Zeit. Abgrenzung des Mittelalters. Darstellung. Hauptrichtung. Kirche und Staat.

Das ganze Reich der Geschichte zerfällt nach einem allgemeinen Ueberblick im Grunde nur in zwei Hauptmassen, in die Zeiten vor und in die nach Christi Geburt. Wenn wir uns nun ferner aufrichtig befragen, welche Zeiten uns die begreiflichsten und die verständlichsten sind, so müssen wir uns für die Gegenwart, sodann aber für die ihr zunächst liegende Vergangenheit erklären, geradezu aber bekennen, daß das wahre Verständniß längst entschwundener Räume und Zeiten selbst bei vielfältigen und reichhaltigen Mittheilungen über sie um so schwieriger ist, je fremder der Geist, der einst jene Zeiten erfüllte und bewegte, geworden ist. Daher mag es immerhin wahr seyn, daß wir über die vorchristliche Zeit in vielen Punkten genauer unterrichtet sind, als über die ersten Jahrhunderte nach dem Verfalle des Römerreichs, und es mag nicht zu leugnen seyn, daß wir über politische Verhältnisse und über Privatleben eine umständliche Kunde besitzen, die uns in alle Zustände jener Zeit tiefe, innere Blicke thun läßt, während bis auf Karl den Großen und wiederum geraume Zeit nach ihm unser Wissen mangelhaft und dürftig ist, — dennoch aber weht in diesen spätern Jahrhunderten ein Geist, der uns noch jetzt vertraut und verständlich ist, der Geist des Christenthums, das mit seinen Eindrücken und Belehrungen noch jetzt zu uns spricht wie damals seine Stimme ertönte, während der Geist des Heidenthums, den es verdrängte, uns etwas schlechterdings Fremdes ist, und keine dem Christenthum noch so fremd gewordene Gesinnung sich aller von Jugend auf empfangenen Eindrücke und Empfindungen so weit zu entäußern und zu entschlagen vermöchte, um völlig heidnisch, polytheistisch, römisch oder griechischantik, denken zu können. Zwar läßt der Gedanke, im Besitz so vieler Kenntnisse über das Griechenthum und Römerthum zu seyn, gegen diese Behauptung einen scheinbaren Einwand zu; daß dieser aber nur

scheinbar ist, wird man leicht sehen, wenn man von den allgemein menschlichen, ebenso unter allen Climaten wie zu allen Zeiten wiederkehrenden Einflüssen der Leidenschaften und den zufälligen, wesenlosen Ereignissen des Tages absieht, und etwas Höheres, das unabhängig über diesen schwebt, als eigentlichen Welt- oder Zeitgeist aufsucht. Da sich dieses höchste, die Welt regierende Prinzip nur in der Gestalt der Religion, als Vermittlung zwischen Gott und Menschen, festhalten läßt, so finden wir es in der Zeit nach Christi Geburt als Christenthum, dem in der vorchristlichen Zeit nur wieder eine andere, gewöhnlich das Heidenthum genannte, Religion entspricht. Nun ist es allerdings wahr, daß in der ganzen uns bekannt gewordenen Griechen- und Römerwelt von dem Walten eines solchen Weltgeistes, von einem durchgreifenden Einflusse desselben auf das Handeln und Leben jener Völker, so weit sie uns historisch genau bekannt sind, wenig oder nichts zu spüren sey, daß vielmehr das Handeln der Menschen in diesen Jahrhunderten lediglich von leidenschaftlichen, subjektiven, Interessen bedingt werde; indessen dürfte wohl der Grund dieser allerdings wahren Erscheinung in einem andern Faktum zu suchen seyn. Unsere ganze historische Kenntniß des vorchristlichen Zeitraums ist auf wenige Jahrhunderte beschränkt, und das was wir über die Zeit vor den Perserkriegen und vor der Vertreibung der römischen Könige zu wissen glauben, ist so wenig und so unsicher, daß man unmöglich auf diese Kenntniß viel bauen kann. Dagegen sprechen die Wunder Aegyptens, die Mährchenwelt Babylons, die Räthsel Indiens, ja selbst die Göttersage der Griechen, als unwiderlegbare Zeugnisse für ein großartiges, von hohem, göttlichem Geist erfülltes Seyn und Leben längst untergegangener Geschlechter, deren Bestrebung aber zu erklären uns der Schlüssel gebricht. Denn wie gut man sich auch denken mag, daß menschliche Leidenschaften auch damals ihr Spiel getrieben, daß Liebe und Haß, Habsucht und Verschwendung, Furcht und Neid, und alle andere Dämonen mächtig gewesen, so schwebte doch über Allem ein höherer Geist, der Geist der Urreligion, wie man ihn nennen möchte, durch den jene wunderbaren, theils in Sagen theils in Bauwerken enthaltenen Ueberreste jener älteren vorchristlichen Zeit eben ihre eigentliche höhere Weihe, die sie uns als etwas ganz Unbegreifliches hinstellt, empfangen haben. Wie viele solcher Felsengrotten Indiens, wie viele Gräber und Tempel Aegyptens auch noch entdeckt, durchstört und beschrieben werden mögen, — wollen wir wahr seyn, so müssen wir

geschieden, der Geist, der in ihnen lebte, ist entflohen, und wir besitzen nur ein versteinertes, unverstandenes Zeugniß. Zu entfliehen aber begann dieser Geist gegen die Zeit hin, in welcher es geschichtlich zu tagen beginnt, und wiewohl auch da noch Mysterien, Orakel, und geheimnißvolle Kulte, die noch geraume Zeit theils von den Priestern, deren Existenz daran geknüpft war, theils von der Kunst, die in ihnen ihren Grund und Boden gefunden hatte, festgehalten wurden, seinem Daseyn Zeugniß geben, das aber vor dem überall siegreich auftretenden Verstandesleben scheu zurücktritt, so ist doch das eigentliche Leben der vier oder fünf letzten vorchristlichen Jahrhunderte ein blos durch Sinn und Verstand geleitetes, daher uns auch ziemlich begreifliches, seinem eigenen Weltgeist aber, seiner vorchristlichen Offenbarung, wenn man so sagen darf, entfremdetes Daseyn, das je länger es, nachdem das Christenthum schon erschienen war, noch in seiner Weise verharrte, desto trostloser, verarmter, und hülfloser erschien. Weltliche Interessen waren eine Zeitlang das Höchste, dann traten hinter dem Bemühen, durch den Verstand eine Religion oder wenigstens einen Ersatz derselben zu erschaffen, auch diese zurück, und das Heidenthum endete in einer gänzlichen Leerheit und Verarmung.

An seiner Stelle bemeisterte sich nun des ganzen Römerreiches das Christenthum, das die damalige Welt gleichsam wie ein ungeheures brachliegendes Feld vorfand, und eine Begeisterung, einen Feuereifer erweckte, der unter die wunderbarsten, ganz allein jenen unverstandenen Bestrebungen der vorchristlichen Zeit zu vergleichenden Erscheinungen zu rechnen ist. Freilich ist es wahr, daß menschliche Leidenschaften und Gebrechen nach wie vor sich finden, und man macht die traurige Wahrnehmung, daß die reinste und vollkommenste Religion in ihrem Einflusse auf die Sittlichkeit auch durch die größere oder geringere Empfänglichkeit des Einzelnen bestimmt wurde. Allein eine solche Vergleichung des Eindruckes, den eine jede Religion auf die Herzen ihrer Bekenner gemacht hat, liegt zwar nicht außer dem Bereiche der geschichtlichen Betrachtung, ist aber doch keineswegs ihr eigentlicher Zweck, und selbst gegen diese traurige Wahrnehmung gehalten würde sich in Vergleich mit dem greulichen Aberglauben, unter dem Herz und Geist gefesselt gehalten wurden, insbesondere bei den nordischen Völkern, die bei der Ankunft des Christenthums ebenfalls wie die romanischen und griechischen am Ende, nicht am Anfange einer Kulturperiode standen, die

christliche Religion als die relativ segensreichste erweisen. Vielmehr sehen wir, daß höher und mächtiger als alle Leidenschaften, nicht nur entschieden siegreicher als sie sondern unbedingt vorwaltend, Eine große Idee, die der Kirche und ihrer Einheit, die ganze zur römischen Welt gehörige Menschheit umschlingt und verknüpft, und durch alle gemeinschaftlichen Unternehmungen hindurchleuchtet. Diese Idee tritt in jenen Zeiten auf eine so wunderbare Weise hervor, daß sich weder in der Griechen- und Römerzeit, noch in den neuern Zeiten etwas damit vergleichen läßt. Der Welt völlig abzusagen, in der schroffsten Zurückgezogenheit und Abgeschiedenheit von Allem was sonst den Menschen erfreute zu leben, oder auch sein Thun und Handeln nur zu Ehren Christi und der Kirche darzubringen, das kommt in den Jahrhunderten des eigentlichen Mittelalters überall zum Vorschein, und zwar nicht wie wohl auch später noch als Ausnahme, sondern als gewöhnliche Erscheinung, fast als Regel. Eine ganz nothwendige Folge davon war die Hintansetzung der weltlichen Dinge, und es kann im Grunde gar nicht befremden, daß das eigentliche geistige Leben im fünften bis eilften Jahrhundert weniger in der Welt, als in der Kirche zu finden war, daß jene Lebensgeschichten frommer und heiliger Männer uns eine Ausführlichkeit in Dingen gewähren, auf welche heute kein großes Gewicht mehr gelegt wird, während wir mit allem möglichen Fleiße aus Urkunden und Chroniken die dürftigen Anhaltspunkte für weltlichgroße Männer zusammenlesen müssen, und oft mit Unmuth über die Unfruchtbarkeit und Undankbarkeit selbst des eifrigsten Forschens klagen. Nicht die Frömmigkeit, welche auch noch heutzutage den wahren Schmuck des Christen ausmacht, ist jedoch damals in höherem Grade oder reicherem Maaße vorhanden gewesen, sondern eine eigenthümliche, dem Gefühl entstammte, im Gefühl gewurzelte, inbrünstige Liebe, welche Gott und Christus in menschlichen Gestalten und unter menschlichen Bedürfnissen leidend sich dachte, ist es, die jene wunderbaren Erscheinungen veranlaßt hat. Es ist daher unserer in materiellen Interessen versunkenen Gegenwart allerdings nicht zu verdenken, wenn sie solche Erscheinungen, wie z. B. den Eifer der Ausbreiter des Christenthums, die Zurückziehung solcher, die auf den Höhenpunkten des menschlichen Lebens sich befanden, in mönchische Stille und Aermlichkeit, die Begeisterung der Kreuzfahrer, entweder ungläubig belächeln, oder, wo sie den Zeugnissen gegenüber die Wirklichkeit des Faktums nicht zu bestreiten vermögen, das Ganze für ein Resultat

der betrogenen Dummheit und der betrügenden Schlauheit erklären; und einzelne Beispiele mögen hier allerdings für ihre Ansicht sprechen; indessen kann es im Allgemeinen keine bornirtere, grundlosere Ansicht geben als diese. Am allergewöhnlichsten wird dieses Urtheil über die Kreuzzüge gefällt, in denen der von schwärmerischer Begeisterung erzeugte Charakterzug des Mittelalters seine höchste Vollendung erreicht hat, und wie weit eine solche Ansicht um sich gegriffen hat, davon geben die gewöhnlichen Deklamationen über die Folgen derselben, in denen man Nutzen und Schaden, Gewinn und Verlust, kaufmännisch abzuwägen pflegt, den deutlichen Beweis. Aber wie jeder edle Mensch irgend etwas Theures kennt, für das sein Gut und Blut hinzugeben er nicht anstehen wird, so war in jener merkwürdigen Epoche, durch die Berichte des Einsiedlers Peter, und die Bemühungen des Papsts Urban, die schon vorhandene religiöse Stimmung so sehr gesteigert worden, daß der ganzen Christenheit nichts Theureres war, als die heiligen Stätten von Christi Geburt und Leiden, und daß man nichts Schöneres, nichts Wünschenswertheres denken konnte, als für dieses höchste Gut, für die Befreiung desselben von unheiligen, entwürdigenden Händen, sein Leben einzusetzen. Dieser begeisternde Gedanke war es, der jenes Deus lo vult zu Clermont hervorrief, und es dürfte schwer seyn, diesem erhabenen Moment einen andern gleichzusetzen, gewiß aber unmöglich, etwas Höheres ausfindig zu machen. Das aber ist das Schicksal alles Großen und Herrlichen, daß es nur in der Idee rein und vollkommen ist, daß es bei seiner Verwirklichung sich mit allem Staub und allen Schlacken des Irdischen behängen und beflecken muß, und daß es so fortgerissen sich selbst entfremdet wird. So ist allerdings nicht zu leugnen, daß sich mit dieser an sich gewiß wunderbar erhabenen Idee, das was dem Menschen das Liebste seyn soll von unwürdiger Befleckung zu reinigen, gleich von der ersten Zeit an eine Menge selbstsüchtige, egoistische Interessen zu verbinden suchten, die sie nur scheinbar förderten, ihr eigentlich tödtlich verderblich waren. Und dennoch behauptete sich die erhabene Idee der Kreuzzüge zweihundert Jahre lang, bis die Welt über sie selbst sich hinausgelebt hatte, und an die Stelle der poetischen Schwärmerei eine nüchterne Prosa sich geltend machte. Eine neue Zeit fing an sich vorzubereiten, und durch mannigfaltige Anzeigen sich zu verkündigen. Da sank zuerst das Papstthum in eine weltliche Erniedrigung, die den Glauben an die Unfehlbarkeit des Statthalters Christi und

Nachfolgers Petri noch mehr wankend machte, da wurden die niemals ganz verstummten Stimmen, welche die Religion ihrer Weltlichkeit entreißen und blos einem werkthätigen Glauben überweisen wollten, der von dreifacher Krone, von Mönchswesen, und den mancherlei erst aufgekommenen Satzungen nichts wisse, immer lauter, da erblaßte der Schimmer der römischen Kaiserkrone, und das heilige römische Reich deutscher Nation begann in seinen Fugen sich zu lösen, da stürzte der Erbfeind des christlichen Glaubens herüber nach Europa gedrungen die letzten Reste des altehrwürdigen griechischrömischen Kaiserthums. Dagegen eröffnete sich ein neuer Weg der schnellen Verbreitung des Gedankens, dessen unbekämpfbare Gewalt das sicherste Schutzmittel gegen Rückfall in alte Barbarei und Unwissenheit ist, und die vorher in die engen Schranken des alten Römerreichs gebannte europäische Menschheit erfuhr zu ihrem größten Staunen, daß das Mährchen von der alten Atlantis nicht eine bloße Sage sey, sondern daß es ein noch ungekanntes Land gebe, in dessen noch vielfältig unbebauten Räumen Verfolgten und Bedrängten ein Zufluchtsort offen stehe. Müde der Verkehrtheit, welche die Scholastik mehr gefördert als vertrieben hatte, und durch einzelne den beiden letzten Jahrhunderten des Mittelalters angehörige große Männer aufgemuntert, wandte man sich dem Studium der platonischen Philosophie und dem Alterthum mit neuer Liebe zu, und so war man gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts auf einem Standpunkte, der es dem über seiner Zeit stehenden Beobachter keinen Augenblick zweifelhaft lassen konnte, man sey um ein ganzes Weltalter weiter gekommen, eine große Periode der Weltgeschichte sey abgelaufen, und eine neue Ordnung der Jahrhunderte sey im Beginnen.

Als nun noch die Reformation hinzutrat, mußte man zu dieser Ueberzeugung ganz unzweifelhaft gelangen. Das veranlaßte zu dem gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts aufgekommenen Ausdruck Mittelalter, wodurch man die zwischen der alten, mit dem Ende des Römerreichs im Westen zu Ende gehenden Zeit und zwischen der mit der Reformation beginnenden liegende Periode bezeichnen wollte. Daß diese Zeit eine von unserer Gegenwart eben so wie von der Römerzeit durch und durch verschiedene Richtung hat, bedarf gar keines weitern Beweises. Sie ist ein Ganzes für sich, das man immerhin in Bezug auf die folgenden Jahrhunderte als die Vorbereitung derselben ansehen mag, worin man aber nur inso-

sern Recht hat, als immer das Folgende ein Resultat des Vorhergehenden ist. Der eigenthümliche Geist des Mittelalters ist entflogen, und wenn wir auch einigermaßen ihn heraufzubeschwören vermögen, so müssen wir doch immer wieder anerkennen, daß er uns in der Zeit fast eben so fremd steht, wie räumlich der Asiate dem Europäer. Sein Haupt- und Mittelpunkt ist die Zeit der Kreuzzüge, sein Anfang und sein Ende lassen sich jedoch minder genau bestimmen, ja man muß auch annehmen, daß das Mittelalter bei manchen Nationen eine längere, bei manchen eine kürzere Dauer hatte. Wenn man blos den politischen Standpunkt ins Auge faßt, so dürfte das gewöhnlich als Ende der Römerzeit angenommene Entthronungsjahr des letzten weströmischen Kaisers (476) auch das Anfangsjahr des Mittelalters seyn, obwohl sich auch die Herrschaft der Ostgothen noch an die politische Größe Roms anschließt, nach Theodorich's Tod erst das Konsulat erlischt (541), und also vielleicht der Untergang der ostgothischen Herrschaft (553) ebenfalls ein Grenzpunkt seyn könnte; auf jeden Fall wohl die weiteste Ausdehnung der alten Welt und die engste Beschränkung des Mittelalters von seinem Anfang an. Berücksichtigt man dagegen das im Mittelalter vorherrschende religiöse Prinzip, so dürfte, wenn auch nicht Christi Geburt, aber doch der Eintritt der christlichen Religion in die Bedeutung einer Staatsreligion, oder das Concil zu Nicäa (325) für den Anfang der Periode als wohl geeignet erscheinen. Auch die Jahre der großen Völkerwanderung (375) und die Theilung des Reichs (395) sind von großem Einflusse auf die neue Gestaltung der Dinge gewesen, und wenn man erwägt, daß bei dem ungeheuren Stoß der Hunnen und der Gothen auf das römische Reich auch in religiöser Hinsicht die Sache bereits so weit entschieden war, daß der letzte Versuch dem Heidenthum wieder den Sieg zu verschaffen sich als ohnmächtig gezeigt und das Christenthum einen vollständigen Triumph errungen hatte, so möchte wohl das erste dieser Jahre vor den übrigen früheren oder späteren den Vorzug verdienen. Auf gleiche Weise dämmerte der Tag der neuen Zeit schon lange ehe das Licht der Reformation aufgegangen war. Schon mit der Erfindung der Buchdruckerkunst läßt sich eine neue Zeitrechnung beginnen, wofür zwar kein Jahr mit unumstößlicher Gewißheit, jedoch nach Uebereinkunft und Herkommen 1440 angenommen werden könnte; hierauf würde das Jahr der Eroberung Konstantinopels (1453) ebenfalls einen wichtigen Halt darbieten, der aber doch weniger bedeutend erscheint.

als die Entdeckungsjahre Amerikas (1492) und der Umschiffung Afrikas (1498), die endlich Karls von Spanien Wahljahr zum römischen Kaiser (1519) an politischer Wichtigkeit noch überbieten möchte. Denn mit diesem Jahre war nicht nur eine neue politische Idee, die aus dem Uebergewicht Spaniens entstandene Idee einer Universalmonarchie und des dagegen aufrecht zu erhaltenden europäischen Gleichgewichts angeregt worden, sondern es war auch erst zwei Jahre vorher (1517) durch den Ablaßstreit der Anstoß zur Reformation gegeben worden, welche den Umschwung der Dinge aus dem Mittelalter in die neuere Zeit vollendete. So begriffe also das Mittelalter von der Völkerwanderung bis auf die Reformation einen Raum von eilfhundert sechs und vierzig Jahren. Es ist jedoch unumgänglich nothwendig, bei der Betrachtung dieser Zeit auch noch die nächstvorhergehende, auf der sie ruht, aus der sie hervorgegangen ist, mitzubegreifen, und sowohl das Römerreich, die politische Grundlage des Mittelalters, als auch die Entstehung und Ausbreitung des Christenthums, dieses geistigen Prinzips des Mittelalters, einer besondern Betrachtung zu würdigen. Man wird ferner sehen, daß die Zeit vor den Kreuzzügen, die der Kreuzzüge selbst, und die nach ihnen, obgleich alle drei zum Mittelalter gehörig, drei wesentlich verschiedene Perioden ausmachen. Die erste (von 375—1095) ist so zu sagen noch ein heidnisches Mittelalter, und hier hat das Christenthum noch theils mit sich theils mit seiner Ausbreitung unter den in veraltetem und verrottetem Heidenthum schmachtenden Völkern genug zu thun, es mußte erst festen Grund und Boden gewinnen, um an weitere Unternehmungen denken können. So wie dieses Ziel erreicht, und die Kirche als höchste Regentin im Abendlande anerkannt ist, bricht der Zug gegen die Ungläubigen auf, über dessen wahre Bestimmung, nämlich nicht blos Jerusalem zu befreien und die Pilger vor Mißhandlungen zu schützen, sondern die ungläubigen Feinde des Christenthums sammt und sonders zu vernichten, man erst im weitern Fortgang zur rechten Klarheit kam, woraus Inquisition und Ketzerverfolgungen entstanden, die verderblich gegen die Kirche selbst zurückwirkten. In dem letzten Zeitraum (1291—1519) ist die der neuern Zeit in höchster Ausbildung angehörige politische Richtung vorherrschend, die Staaten schließen sich ab und bilden sich im Innern aus, die religiöse Begeisterung kann nur noch Einzelne, nicht mehr die Massen beherrschen, das Leben des Verstandes, der Untersuchung, der Forschung, des Zweifels, macht sich

geltend, und macht die Gemüther für die wichtigen Fragen der Reformation empfänglich. Für die Darstellung dieser Zeiträume dürfte es auch nicht ungeeignet seyn, die beiden ersten eng an einander zu knüpfen, und besonders ihr inneres, der Wissenschaft, der Kunst, dem häuslichen Leben, dem Handel und Gewerb, angehöriges Bild gemeinschaftlich zu entwerfen. In dem ersten Zeitraum, der die beiden letzten an Umfang übertrifft, und bei einer für den Unterricht bestimmten Uebersicht noch durch die bei Mahomeds Auftreten (622) und Karls des Großen Kaiserkrönung (800) in kleinere, zu leichterer Auffassung dienende Abschnitte getheilt werden könnte, ist die Ansiedlung neuer Völker, die Bekehrung der germanischen Völker zum Christenthum, die neue Lehre des Islams und seine Ausbreitung in Asien, Afrika und einem Theil Europas, die Ausbildung des römischen Reichs deutscher Nation, und die Papstgewalt oder Hierarchie die wesentlichen Momente; im zweiten sind neben den Kreuzzügen selbst die steigende Gewalt des Papstes, vor dem sich die weltliche Herrschaft demüthigen muß, die Inquisition, Bettelmönche, Ketzerverfolgungen, die mongolische Völkerwanderung und die aus ihr im Morgenlande hervorgehenden Staatenveränderungen, das sich allmählig entwickelnde Städtewesen, die Magna Charta in England, die Bündnisse der Städte in Deutschland und Italien, das lateinische Kaiserthum, der Anschluß des Nordens an das übrige Europa, die Ritterorden, das Ritterwesen, die kurze Blüthe der ritterlichen Poesie, die Entstehung der Universitäten, das Wichtigste; in den zwei letzen Jahrhunderten das Sinken der kaiserlichen Gewalt, die sogenannte Verbannung der Päpste zu Avignon, das damit zusammenhängende Schisma, und die beiden großen Kirchenversammlungen zu Constanz und zu Basel, die Hussitenkriege, die Concordate, die befestigte weltliche Herrschaft der Päpste, die große Ausbreitung der Universitäten, die auf verschiedene Weise in den verschiedenen Ländern bewirkte Aufhebung des Faustrechts oder der gewaffneten Selbsthülfe, das besonders in Deutschland höchst interessante, durch Kämpfe sowohl gegen Fürsten und Adel außerhalb als auch zwischen Patriciern und Plebejern innerhalb der Mauern bezeichnete Städteleben, die Zunahme des Handels und Wandels, der Wachsthum des Wohlstandes und der Ueppigkeit, die Einsiedelung der Osmanen in Griechenland, Rußlands Befreiung vom Joche der Mongolen, die französisch-englischen, die castilischgranadischen Kriege, die italienischen Händel, die Kämpfe der Schweizer gegen Oesterreich und Burgund, die cal-

marische Union, die weiße und rothe Rose in England, — die bedeutendsten Gesichtspunkte, bei deren Aufzählung keineswegs eine Erschöpfung dieses Materials beabsichtigt, sondern nur hauptsächlich dasjenige hervorgehoben werden sollte, was theils wegen noch fortdauernder Wirkung, theils wegen der aus Vergleichung zu gewinnenden Belehrung noch für die Gegenwart bleibenden Werth haben muß.

Es würde wohl kaum möglich seyn, eine Geschichte des europäischen Mittelalters ohne Berücksichtigung oder nur mit gelegenheitlicher Einflechtung der außereuropäischen Verhältnisse zu geben, aber eben so würde es wohl unpassend seyn, bei der Darstellung den minderbedeutenden Staaten und Zeiträumen deswegen, weil jene eben so viel Flächeninhalt, diese eben so viele Jahre umfassen als die bedeutenderen, eben so viel Berücksichtigung als jenen zukommen zu lassen. Eine andere Forderung stellt der Sammler, eine andere der darstellende Historiker. Wenn jenem nichts unbedeutend und gleichgültig erscheint und er mit gleicher Gewissenhaftigkeit die an sich wenigsagenden Namen einer verschollenen Dynastie in seine Tabellen einträgt, wie die Reihenfolge eines erhabenen Geschlechtes, so muß bei der Darstellung dem Historiker dieselbe Freiheit wie dem Maler vergönnt seyn, mit Bedacht auf den Haupteindruck seine historischen Mittel zu gruppiren, was ihm gut dünkt in den Vordergrund, oder aber in den Hintergrund zu ordnen, und so zugleich von einer Zeit ein Bild zu geben, in dem bei gewissenhafter Beobachtung der ersten Pflicht, der Wahrheit, zugleich die Rollen so vertheilt seyen, wie es der größern oder geringeren Bedeutsamkeit der Personen — so zu sagen — angemessen ist. Daß man daher in einem Compendium z. B. alle und jede merovingischen Könige aufbewahre, ist löblich und nothwendig; daß wiederum in einer Spezialgeschichte der Franken dieselbe Genauigkeit beobachtet werde, ist ganz der Ordnung gemäß, daß hingegen in einer Darstellung des Mittelalters im Allgemeinen nur diejenigen Momente hervorgehoben oder angedeutet werden, welche dem Darstellenden diese Auszeichnung zu verdienen scheinen, ist ebenfalls der Rechtfertigung nicht bedürftig, und der Historiker muß sich hierin nach eigner Wahl frei bewegen können. Diese Wahl wird jedoch nicht durch blinden Zufall oder durch eigensinnige Willkühr geleitet, sondern daß diejenigen Völker, in welchen das meiste geistige Leben, die höchste geistige Bildung, die vollkommenste Entwicklung des bereits angedeuteten Charakters des Mittelalters

zum Vorschein gekommen ist, hauptsächlich berücksichtigt werden, ist unerläßliche Bedingung. Daher sind auch die europäischen Nationen in bedeutendem Uebergewicht über die asiatischen Völker, unter denen nur Araber, Mongolen und Türken auf kurze Zeit als Träger des Weltgeistes erscheinen, und unter den europäischen Nationen nehmen wiederum die germanischen und romanischen Staaten einen ohne alle Frage höhern Rang ein, als die slavischen und madscharischen Völker. Wie könnte man selbst einen Saladin, Dschingischan, die ersten Osmanenfürsten, im Ernste mit einem Alfred, Karl dem Großen, Gregor VII., den Hohenstaufen, Innocenz III., vergleichen wollen! In welche Nacht und Erbärmlichkeit sinkt das ganze Chalifat, wenn man es als Priesterherrschaft dem Papstthum entgegenstellt! Wenn es die erste Pflicht der Geschichte ist, unparteilich, treu und wahr zu seyn, so ist sie nicht minder verpflichtet, gerecht zu richten, und das Urtheil zu fällen, das die Gegenwart, selbst wenn sie es vermöchte, über ihre Zeitgenossen laut auszusprechen nicht wagen darf. Eben so können die verschiedenen Zeiträume nur nach dem Maaßstab ihres Werthes für die Gegenwart länger oder kürzer behandelt werden. Je näher wir dem Zeitpunkte rücken, mit dem die Weltperiode der wir angehören beginnt, desto reicher drängt sich der Stoff, desto vielfältiger werden die Gestalten. Zugleich wird es gewissermaßen Bedürfniß für den Historiker, für die Dürre und Aermlichkeit früherer Zeiten sich an der frischen und reichhaltigen Quelle der späteren zu entschädigen. Wenn daher die beiden letzten Jahrhunderte an Umfang des Stoffes den neun vorhergehenden gleichstehen, so ist der Grund dieses scheinbaren Mißverhältnisses auf gleiche Weise zu erklären. Es kann unmöglich verlangt werden, bei den abgelegenen Jahrhunderten vor Karl dem Großen mit gleicher Liebe zu verweilen, wie in den Zeiten Siegmunds und Friedrichs des Dritten. Gerade in diesen letzten Zeiten des Mittelalters fordert nicht nur das viel reicher als früher, aus Urkunden und Chroniken, Inschriften, Wappen, Münzen, zuströmende Material, sondern auch die in die verschiedensten Richtungen auseinandergehenden Bestrebungen des Geistes zu größerer Aufmerksamkeit auf.

Unter diesen Richtungen sind aber zwei die wesentlichsten, in denen am Ende alle Anderen sich vereinigen, die kirchlichgeistige, und die politischweltliche. Wie das Christenthum in der Gestalt der Kirche den Hauptcharakter des Mittelalters bestimmt hat, so steht ihm zur Seite die in ihrer Entstehung ebenso alte Herrschaft des römischen

Kaiserthums, das, wie das Christenthum die höchste geistliche Gewalt, so die höchste weltliche in Anspruch nahm. Wie das Christenthum des Mittelalters nicht mehr das alte, reine Christenthum der Zeiten Christi und der Apostel gewesen war, sondern ein neues von Kirchenlehrern, Päpsten, Synoden, ja selbst dem zufälligen Herkommen und der begeisterten Träumerei einzelner Mönche und Nonnen zusammengesetztes, so war auch das römische Kaiserthum nur noch ein nominelles Bild des Reiches, das den Namen von den Römern trug, die Gewalt und Bedeutung aber von den rohen Völkern des Nordens und den Rechtsgelehrten des Südens. Es dauerte mehrere Jahrhunderte, bis man den Umfang der kaiserlichen Gewalt recht genau kennen zu lernen das Bedürfniß hatte, und dieß geschah durch eine Uebertragung alter Formen auf neue Stoffe, durch eine Vermischung des alten germanischen Rechtes, das sich in Frankreich von staatsrechtlicher Seite besonders als Lehenrecht entwickelt hatte, mit dem alten römischen Recht, wie es Justinian zusammentragen und ausscheiden hatte lassen, die den seltsamsten Kontrast gewährte. Ueberhaupt ist dieser Ausgang des Mittelalters voll der mannigfaltigsten Bildungen. Wenn in weltlicher Hinsicht die Staaten alle möglichen Gestalten von der freisten Demokratie bis zum crassesten Despotismus darbieten, so ist zwar die Kirche dem Anschein nach noch dieselbe, Eine, und unbefleckte, aber an ihr selbst nagt der Wurm der Weltlichkeit und hat ihren glänzenden Stuhl zerfressen. Das Ziel der Gregore und Innocenze ist erreicht, aber die weltliche Herrschaft des Nachfolgers Petri reißt ihn in alle weltlichen Interessen hinein, und führt die Gewalt der Kirche ihrem Untergange näher. Gerade das Bedürfniß des Glaubens erzeugt durch seine Enttäuschung den Unglauben, das Unkraut des Zweifels umschlingt mit seinen weit verzweigten Aesten alle Gemüther, nnd die Sittenlosigkeit befleckt selbst das reine Gewand des Altars. Die Weltlichkeit und der Verstand herrschen siegreich über alle ihres ehemaligen Geistes beraubte Formen, und das große Jahrtausend des Mittelalters ist abgelaufen.

II. Untergang des Römerreichs. Völkerwanderung.

Das römische Kaiserthum ist die weltliche Grundlage des Mittelalters. Augustus. Die Garde. Die Legionen. Vespasian. Die guten Kaiser. Commodus. Gewalt der Gardeobersten. Kämpfe mit Germanen und Persern. Verwirrung unter Gallienus. Herstellung der Ordnung. Diokletians Maaßregeln. Constantin. Constantinopel. Die christliche Religion wird Staatsreligion. Die Gothen. Ulfilas. Die Hunnen. Völkerwanderung. Theodosius der Große. Theilung des Reichs unter Arkadius und Honorius. Rom von Alarich erobert. Das Westgothische Reich. Die Hunnen unter Attila. Die Schlacht bei Chalons für Marne. Ende des Hunnenreichs. Geiserich plündert Rom. Die letzten Kaiser. Odoaker setzt den Romulus Augustulus ab. Untergang des Römerreichs im Abendlande. Ueber die Regeneration der Welt durch die nordischen Völker.

Als die politische Grundlage, auf der unsere ganze europäische Welt aufgebaut ist, hat man das römische Reich zu erkennen, das in seinem Entstehen bis in die dunkle Zeit einer Heroensage hinüberreichend in seinem Ende noch die neuere Zeit erlebt und in einem fast ganz abgestorbenen, Leben und Frische nur künstlich bewahrenden Zweige bis in die Mitte der neueren Zeit oder bis an das Ende des Mittelalters fortgedauert hat. Anfangs nur für eine republikanische Stadt berechnet, breitete sich Roms Geist in seinen Waffen und seinen Gesetzen über die ganze damals bekannte Erde aus, und die Welt war römisch geworden, während sie noch glaubte, ihre Eigenthümlichkeit bewahrt zu haben. Da mußte der ungeheure Riesenkörper, der allmählig mehreren Familien zur Beute anheimgefallen nach und nach von der Willkühr Weniger regiert wurde, endlich dem klug und vorsichtig weiterschreitenden Ehrgeiz eines Einzigen zu Theil werden, der als Cäsar Augustus der von Bürgerkriegen müde gequälten Welt als Ersatz für die Freiheit Frieden, Ruhe, und eine weise Regierung schenkte. Ein unseliges, nicht unter ihm allein hervortretendes Geschick versagte ihm Leibeserben, und so mußte sein Nachfolger, durch das herkömmliche, aber künstliche Mittel der Adoption sein Sohn genannt, durch List, Verstellung und zuletzt offene Despotengewalt die ihm übertragene Herrschaft behaupten. Zu diesem Ende bildete sich schon damals die Tyrannei der bei Rom zusammengezogenen Garde in ihrer Bedeutung völlig aus, und es dauerte nicht lange, so erhub bei fortdauernder Unsicherheit der Nach-

folge diese Schaar einen Kaiser auf den Thron, mehr aus Anhänglichkeit an die Familie des einem Gott gleich geachteten Augustus und aus frevelhaftem Uebermuth, als aus Zuneigung zu dem halbblödsinnigen Fürsten. Als hierauf auch der letzte aus dem Cäsarengeschlecht, wiewohl auch er nur durch Adoption angekindet, durch seinen eigenen Stahl, vor dem gerechten Zorn des Volks und der Senatoren entflohen, ein elendes Ende nahm, und nun die freie Wahl allein einen Nachfolger bestimmen konnte, blieb zwar dem Senat, jener einst Königen gleich geachteten Versammlung des alten Roms, noch eine scheinbare Bestätigung des von den Soldaten ausgerufenen Kaisers, und die Legionen in den Provinzen, sich nicht schlechter dünkend als die Garde, griffen zu demselben Rechte, das diese usurpirt hatte. In wildem Aufruhr sah daher Ein Jahr (69) vier Kaiser, deren letzter endlich, Vespasian, ein Mann von geringer Herkunft, weise, kriegsverständig und sparsam, dem römischen Reiche innere Ruhe, Festigkeit, und eine nach unsinnigen Verschwendungen besonders wohlthätige Verwaltung wieder gab. Seinem edlen Sohne, der um so liebenswürdiger dasteht, als die Kürze seiner Regierung ihn nur Gutes thun ließ und vor der verächtlichen Grausamkeit gegen die herabgekommenen Römer bewahrte, folgte sein ganz unähnlicher Bruder, der durch finstere Tyrannei und künstlich ersonnene Härte zwar nicht Soldaten und Volk, das schon damals nur Belustigung und Abfütterung verlangte, aber die Seinigen so sehr reizte und ängstigte, daß sie ihn ermordeten, und einen alten, gutmüthigen aber schwachen Mann auf den Thron erhuben, mit welchem die für die Menschheit erfreulichste Periode beginnt. Denn die sogenannten guten Kaiser, wie auch einem und dem Andern menschliche Gebrechen zur Last gelegt werden mögen, waren sämmtlich des Gedankens, nur um des Volkes willen da zu seyn, und eine übertragene Pflicht nach Kräften erfüllen zu müssen. Daher erfreute sich das römische Reich bei der größten Ausdehnung, die Trajan's kriegerischer Geist noch vermehrte, der behaglichsten Ruhe im Innern, die durch weise Verwaltung und eine wahrhaft väterliche Sorgfait erhalten wurde. Damals sah die Welt das nie gesehene Schauspiel, einen Philosophen auf dem Throne, und wenn Mark Aurel auch an Tiefe des Geistes und Kraft des Willens Manchem weichen mag, so war doch sein edles Gemüth von den Lehren der Stoa so völlig durchdrungen, daß man ihn nur mit Liebe betrachten muß. Mit ihm endet die für Rom glücklichste Zeit, und er, der Einzige, der seit Vespasian

einen leiblichen Sohn hinterlassen hatte, sorgte gerade hierin nicht für das Wohl Roms, wie man denn überhaupt die gegen seine Familie bewiesene Nachsicht unter den Mängeln seiner Regierung besonders hervorzuheben genöthigt ist. Leider zeigte sich jetzt, wie Nichts von Dauer ist, wie das ungeheure Reich durch die Ueppigkeit der Zeit, durch die nur Duldung oder Genuß empfehlenden Grundsätze der Stoa Zeno's und der Gärten Epikur's, durch den selbst von den guten Kaisern nicht ganz unterdrückten Soldatendespotismus, endlich durch seine eigene Größe, und das Unglück nur von der Persönlichkeit eines Einzigen abzuhängen, so geschwächt war, daß die Regierung von Mark Aurel's schlecht erzogenem, geistig beschränktem, schwachsinnigem, und deßhalb bald von Schmeichlern und Wohldienern ganz verdorbenem Sohn Commodus ebenso schlecht war, als die seiner nächsten Vorfahren gut. Trotz der Albernheiten und Grausamkeiten, die er aus Schwäche, Argwohn, und zuletzt aus Gewohnheit und Blutdurst verübte, fand auch er weder durch die von ihm reich belohnte Garde, noch durch das von seinen Spielen trefflich belustigte Volk, sondern durch seine nächste, ihm verhaßt gewordene, und deßhalb mißtrauische Umgebung seinen Tod. Pertinax, ein alter Ehrenmann von geringer Herkunft, wurde von der Garde nach wenigen Wochen ermordet, und nun erhielt die Welt das jämmerliche Schauspiel, die Herrschaft Roms durch die prätorianischen Banden feilgeboten und auch von einem solcher Art der Erwerbung würdigen Käufer erworben zu sehen. Dieß entrüstende Verfahren, der Mord des Pertinax, und die sichtbare Leichtigkeit, bei völlig mangelnden rechtmäßigen Descendenten, sich selbst auf den Thron zu heben, empörte zu gleicher Zeit drei Feldherren, deren nächster, Severus, durch List und Schnelligkeit sich Roms und nach einigen Jahren des ganzen Reiches bemächtigte. War bisher der Senat trotz aller Herabwürdigung, die er sich mitunter hatte gefallen lassen, doch noch immer die, dem Namen nach, oberste Behörde des Reichs gewesen, von welcher namentlich die eigentliche Sanctionirung der Soldatenwahl ausgesprochen wurde, so beginnt nun mit Severus die eigentliche Periode seiner Erniedrigung, und eine, dem orientalischen Verfahren sich nähernde, Vezir's Regierung durch den mit der Verwaltung sämmtlicher Regierungszweige betrauten Obersten der Garde, die von Sever zugleich auf das vierfache verstärkt, und als Elite aller einzelnen Legionen betrachtet wurde. Hierdurch wurde Rom, das bisher zwar auch Nichtitaliener in der Garde gesehen hatte,

die aber doch immer kultivirteren, romanisirten Provinzen des Reichs entnommen waren, mit Barbaren angefüllt, die wegen ihrer Leibesgröße und Stärke in dieses Corps gezogen wurden. Sever's Sohn glich an Albernheit dem Commodus, an Grausamkeit dem Domitian, und seine Regierung, auf der er von dem Schatten seines gemordeten Bruders durch alle Länder gejagt wurde, endigte mit seiner Ermordung durch den Obersten der Leibwache, der sich aus Furcht ein gleiches Schicksal zu haben, seines Herrn entledigte und den Thron bestieg. Verachtung gegen den von niedriger Geburt stammenden Mann und Unzufriedenheit mit seinen harten und schwankenden Maaßregeln machten, daß man dem Vorgeben, es sey ein Abkömmling Caracallas vorhanden, Glauben schenkte und einen Knaben auf den Thron erhob, der, in dem Taumelwein der Alleinherrschaft berauscht, einige Jahre lang alle Lächerlichkeiten und Abscheulichkeiten beging, deren ein frühzeitig entnervter, in den Wollüsten des Südens ersäufter, Asiate fähig ist. Die Regierung seines nach seiner Ermordung erhobenen Vetters Alexander hatte bereits mit zwei Gegnern zu kämpfen, die von nun an das römische Reich ohne Unterlaß befehdeten. Schon in den Jahren Mark Aurel's hatten die germanischen Völker, mit denen Rom schon früher ohne wesentliche Erfolge und auf jeden Fall ohne Nutzen Kriege geführt hatte, nun, in Bündnisse vereinigt, die Grenzen bedroht, und Mark Aurel hatte theils Gewalt, theils Klugheit anwenden müssen, sie zu schlagen und zu schwächen, ja er hatte sogar zu der sich als ganz nachtheilig ausweisenden Maaßregel greifen müssen, Barbaren in das Innere des Reichs anzusiedeln. Seitdem war an der Donau und am Rhein fortwährender Kampf gewesen, für die Römer eine gute Schule des Kriegs und zunächst noch ohne Gefahr. Unter Alexander entstand aber ein neuer Gegner im Osten, der mit ganz neuen Ansprüchen auftretend, auch dorthin, wo wohl auch schon früher ein Kampfplatz Roms gewesen war, die Aufmerksamkeit des Kaisers wendete. Kaum hatte Alexander gegen den ersten Sassaniden, Artaxerxes I., zweideutige Erfolge davongetragen, als er zu einem Zug gegen die Germanen genöthigt dort am Rhein von einem jener unter Sever in die Garde aufgenommenen Barbaren, dem Thracier Maximin, der mit Alexander's Abhängigkeit von seiner Mutter unzufrieden war, ermordet wurde. Die Schreckensregierung Maximin's, gegen die der Senat erst dann zu reden wagte, als die Provinz Afrika sich empört und die Gordiane zu Kaisern erhoben hatte, nahm jedoch schon nach wenigen Jahren ein Ende, und

eine Reihe rasch vorübergehender Regenten, jeder durch Mord aus dem Wege geschafft, folgte ihm, unter denen die Regierung Roms in solche Verwirrung gerieth, daß unter Gallienus' Regierung an dreißig Usurpatoren in den verschiedenen Theilen des Reichs gezählt wurden, welche zum Theil mehr von der Nothwendigkeit einen Ausweg zu ergreifen als aus Lüsternheit nach dem gleich dem Damocles' Schwerdt drohenden Diadem den Namen der Cäsaren angenommen hatten. Erst Claudius, Aurelianus, Tacitus und Probus, eine Reihe trefflicher Fürsten, stellten die innere und äußere Ordnung wieder her, was jedoch nicht ohne ungeheure Anstrengung und eine im Norden wie im Osten gleich große Thätigkeit geschehen konnte. Die Erwägung dieser Nothwendigkeit veranlaßte den auf Carus und seine Söhne gefolgten Diocletian, das im Osten von den Persern, im Süden von afrikanischen Raubvölkern, im Norden von Alemannen, Franken, Gothen, im Innern von Aufständen der gallischen Bagauden und der Britten, heimgesuchte Reich gemeinschaftlich erst mit einem Kaiser, dann mit noch zwei andern, die geringeren Ranges waren, und sich als Söhne zu dem Vater verhielten, zu verwalten. Dieser Nothbehelf, der so lange seinen Zweck erfüllte, als die kindliche Pietät nachhielt, mit welcher Maximian, Galerius und Constantius ihrem Oberhaupt, Diocletian, zugethan waren, der also lediglich auf persönlicher Individualität beruhte, bewährte sich allerdings sehr zweckdienlich bis an die merkwürdige Abdankung Diocletian's, der nachdem er Herr der ganzen römischen Welt gewesen war, im Gefühl eigener Körperschwäche und der Unhinlänglichkeit des kaiserlichen Pompes, vorzog, sein eigenes Feld bei Salona mit eigener Hand zu bestellen. Kaum war auch Constantius gestorben, als innere Kriege ausbrachen, bis endlich nach 17jährigem Wechsel Constantin der Große das römische Reich (323) wieder vereinigte. Was sein Vorfahr Diocletian begonnen vollendete er, theilte das Reich in vier Präfecturen, Orient, Illyrikum, Italien, Gallien, deren Präfecten keine Militärgewalt mehr besaßen, sondern nur die oberste Civilbehörde vorstellten, führte die orientalische Etikette, von Diocletian ebenfalls begründet, an die Stelle der früheren römischen Einfachheit ein, und verlegte endlich den Sitz des Reichs von Rom, wohin schon Diocletian nur einmal in seiner Regierung gekommen wa , nach dem alten Byzanz, von ihm Constantinopel genannt. So zweckmäßig diese ganze Anordnung in mancher Hinsicht erscheinen mag, und so künstlich ausgedacht auch die Beamtenhierarchie Con-

stantin's war, so lag dennoch in dem kostspieligen Unterhalt eines ganzen Heeres neuer Beamten, wie in der verschwenderischen Pracht des orientalischen Hofceremoniels, welches die ohnehin erschöpfte Welt kaum mehr erschwingen konnte, ein neuer Grund des Sinkens des Reichs. Eben so war auch die neue Hauptstadt, wie gut die Lage gewählt war, wie gut sich auch die Wahl späterhin bewährte, ein Verderben für die alte, ewige Roma, die ihrer jungen Nebenbuhlerin einen großen Theil ihrer Rechte mittheilen mußte, was natürlich nicht ohne Verlust an Einkünften und Vortheilen geschah. Unter Constantin endlich wurde die christliche Religion Staatsreligion, indem der Kaiser selbst, seine ganze Familie, und die meisten Beamten, die Hofbeamten ohnedies alle, ihr zugethan waren, so daß nicht nur die alte Verfassung, die aufs engste mit der alten Religion verbunden war, in ihren Grundfesten erschüttert werden, sondern auch die belebende Gesinnung ganz geändert werden mußte. Nicht nur wurden Religionsstreitigkeiten, wie sich sogleich unter Constantin selbst zeigte, Staatsangelegenheiten und veranlaßten bedeutende und gefährliche Parteiungen, sondern der ganze blos dem Himmel zugewendete Geist mußte all das, was dem nur an Roms Größe hangenden Römer das Herrlichste war, als Nichts betrachten, und daher dem Alles für Rom zu thun gewillten Sinne ganz fremd werden. Indessen war das Christenthum bei der gänzlichen Zerfallenheit der alten Religion schon so durchgängig verbreitet, daß eine ohnedies kurze Reaction Julian's nur den Triumph der christlichen Religion bewirkte und die Schwäche des alten Olymps in seiner vollen Blöße darstellte.

Gleich nach Julian's und seines unbedeutenden Nachfolgers Jovianus Tod (364) sehen wir die von Diocletian zuerst angewendete Theilung aufs neue eintreten. Valentinian, ein tüchtiger Feldherr, und eifriger Christ, den das Heer zum Kaiser ausrief, nahm seinen Bruder Valens zum Mitregenten, und übergab ihm das Morgenland, während er am Rhein gegen die Allemannen kämpfte. Das Reich hier und dort bedrängt sollte aber noch von einer andern Seite angegriffen werden. Die Gothen, ein nordisches, vielleicht aus Skandinavien ausgewandertes, vielleicht von Asien, dem Stammlande aller Völker, schon in vorchristlicher Zeit bis an die Ufer der Weichsel gewandertes Volk, waren schon früher mit den Römern zusammengetroffen, Decius war (251) in einer großen Niederlage von ihnen erschlagen worden, und obwohl Claudius einigermaßen den Ruhm der römischen Waffen wieder herstellte, so war es doch erst Constantin

dem Großen gelungen, einen ehrenvollen Frieden mit ihnen abzuschließen. Sie bildeten in dem heutigen Südrußland bis herab an die Ufer der Donau unter ihrem König Hermanrich ein großes Reich, dem nicht nur ihre beiden Hauptstämme, die Ostgothen und Westgothen, sondern mehrere andere Völker als unterworfene angehörten. Zu seiner Zeit mögen die Gothen mit dem Christenthum bekannt worden seyn, und ihr Bischof Ulfilas erwarb sich durch die Erfindung der gothischen Buchstabenschrift und die Uebersetzung der Bibel ein dauerndes Verdienst um sein Volk. Da löste sich mit Hermanrichs Tod, (375) den entweder nach einer ungewöhnlich langen Lebensdauer Selbstmord aus Furcht vor den Hunnen, die damals auf die Alanen drängten, oder Blutrache einer Roxolanenfamilie herbeiführte, das große Gothenreich auf, und ein Theil der Westgothen unter ihrem Richter Athanarich, von den Hunnen und Ostgothen gedrängt, zog sich nach den Bergen der Sarmaten, ins Caucaland, ein anderer Theil angeführt von Fridigern und Alavivus, flehte die Römer um Aufnahme in das Reich an, und Valens, in der Hoffnung sich mit dem Beistande dieser Völker des ganzen Reichs, da eben sein Bruder gestorben war, bemächtigen zu können, gab zu ihrer Aufnahme in Thracien Befehl. Hier benützten aber die habsüchtigen Statthalter, Lupicinus und Maximus, das Bedürfniß der Gothen, verkauften ihnen Lebensmitteln nur zu ungeheuren Preisen, und faßten endlich den Entschluß, bei einem Gelage, zu dem sie den Alavivus und Fridigern einluden, in Marcianopolis sich der Führer entweder zu bemächtigen oder zugleich zu entledigen. Hier entspann sich aber zwischen Gothen und Römern ein Streit, jene nahmen sich Lebensmittel mit Gewalt, Lupicinus ließ die dem Alavivus und Fridigern gefolgte Leibwache umbringen, und als nun die übrigen Gothen in die Stadt zu dringen suchten, ergriff Fridigern mit rascher Geistesgegenwart den Zeitpunkt, um mit den übrigen Führern zu entkommen. Weil aber nun der Krieg nicht länger zu vermeiden war, griff Lupicinus die Gothen an, wurde geschlagen, und diese, durch andere zu ihnen gestoßene Schaaren ihrer Landsleute verstärkt, überschwemmten Thracien, waren zwar nicht im Stande, die Städte zu erobern, ließen aber das flache Land alle Rache eines schwergekränkten Feindes empfinden. Kaiser Valens eilte nun selbst von Syrien herbei, ließ seinen Neffen Gratian um Beistand ersuchen, und suchte die Gothen vor allem einzuschließen. Dieser Plan hätte in die Länge gelingen müssen, weil bei der großen Menge der Gothen, die ohne Zu-

fuhr war, der Mangel sich bald einstellen mußte, während Valens von der See Zufuhr erhielt. Allein die Ungeduld der Führer, die durch einzelne siegreiche Gefechte den Krieg als eine leichte Aufgabe ansahen, die Abneigung des Kaisers, diesen Sieg mit seinem bereits im Anzuge begriffenen Neffen zu theilen, bewogen ihn zur Schlacht bei Adrianopel (378 Aug. 9.) in welcher Valens selbst mit zwei Drittheilen seines Heers auf dem Platze blieb. Ganz Thracien wurde von den Gothen aufs Neue überschwemmt. Gratian übertrug nun die Kaiserwürde des Orients einem wackern Spanier, **Theodosius**, der theils durch kluge Benützung der unter den Gothen bald hierauf eingetretenen Spaltungen, theils durch Aufnahme der Westgothen unter Athanarich in das Reich, theils durch Siege über einzelne Abtheilungen seiner Feinde, die drohende Gefahr vor der Hand abwendete. Diese Westgothen erhielten nun als Verbündete Wohnsitze in Thracien, stellten dem Kaiser eine ansehnliche Truppenmacht (40,000 Mann) in seine Heere, hatten zwar keinen König mehr, jedoch erbliche Oberhäupter, und ihre eigene Gerichtsverfassung; bildeten also einen Staat im Staate, der über kurz oder lang dem römischen Reiche den Todesstoß geben mußte. Denn nicht nur, daß von den ganz unkriegerisch gewordenen Römern diesen die Vertheidigung des Reichs anvertraut wurde, sie blieben auch fortwährend ein den Römern feindliches Barbarenvolk, wie sich bald zeigte. Zwar so lange Theodosius lebte, hielt er mit Klugheit und Festigkeit die feindseligen Kräfte in Banden, mit seinem Tode aber war das mühsam Gebändigte gelöst. Theodosius **theilte** bei seinem Tode (395) sein Reich in zwei Theile, das Morgenland seinem ältesten Sohne **Arkadius** unter Leitung des Rufinus, das Abendland dem jüngeren, **Honorius**, unter Leitung Stilico's übergebend. Diese Theilung ist keine neue Erscheinung, denn schon Diocletian und Maximian hatten auf diese Weise das Reich getheilt, eben so Constantin und Licinius, Valentinian und Valens; allein in den früheren Theilungen war immer der Gedanke der Einheit des Ganzen fest gehalten worden, alle nach Innen und nach Außen ergriffenen Maaßregeln waren gemeinschaftlich, und die nachherige Wiedervereinigung hatte bewiesen, daß dieses wahr sey. Seit 395 aber trat in der Politik beider Höfe, des zu Ravenna und des zu Constantinopel, eine feindselige Richtung ein, welche die beiden Reiche als getrennte zeigte, und eine wahrhafte Wiedervereinigung ward nicht mehr verwirklicht. Die Feindseligkeiten des Rufinus und seines Nachfolgers Eutropius gegen den



tapfern Vandalen Stilico leiteten ohne Zweifel die Angriffe der Gothen gegen den Westen. Nach Theodosius' Tod glaubten weder Gothen noch Römer sich an die früheren Verträge gebunden, und jene, denen der Sold nicht ferner bezahlt wurde, überzogen unter ihres Anführers und Königs Alarich Anführung mit furchtbarer Verheerung ganz Griechenland; nur Theben und Athen, dieses durch Klugheit und Alarich's Gnade, jenes durch die Festigkeit seiner Werke, entgingen dem allgemeinen Sturm, selbst Argos, Corinth, Sparta wurden zerstört, und die eleusinischen Mysterien mit der Zerstörung von Eleusis selbst vernichtet. Stilico's Einschreiten wurde durch die Eifersucht des byzantinischen Hofes vereitelt, und Alarich sogar zum Oberfeldherrn von Ostillyrien ernannt, von wo aus er Italien selbst angriff. Hier aber stellte ihm Stilico einen solchen Widerstand entgegen, daß er (403) wieder nach Illyrien zurückging, und sich daselbst einige Jahre ruhig verhielt. Italien wurde indessen von einem andern Barbarenschwarm unter Rhadagais, der unaufgehalten über die Donau bis in die Mitte Italiens vordrang, bedroht; auch hier aber rettete Stilico (406) das bedrohte Rom. Trotz so großer Verdienste ließ Honorius den Stilico, der dem Gothenkönig ein Jahrgeld für einen Angriff auf Ostillyrien zugesagt hatte, (408) umbringen, und nun war der Entschluß Alarich's gefaßt. Rom besaß nach dem Tode des einzigen Feldherrn, der es schützen konnte, damals keinen einzigen großen Mann, und Alarich, der es (408) belagert und zu einer Tributabschlagzahlung gezwungen hatte, kehrte (409) abermals gegen die unglückliche von ihrem Kaiser preisgegebene Stadt seine Waffen, ließ sich zwar mit der Wahl eines neuen ganz abhängigen Kaisers, des Stadtpräfekten Attalus, wieder abfinden, setzte diesen sogar (410), um mit Honorius sich zu versöhnen, wieder ab, rückte aber, weil die Treulosigkeit des Hofes zu ersichtlich war, abermals gegen Rom (410 Aug. 23.) nahm es ein und ließ es plündern. So war diese Stadt, die seit Brennus keinen Feind innerhalb der Mauern, seit Hannibal keinen vor ihren Mauern gesehen hatte, die **Beute** der nordischen Barbaren. Indessen war Rom's Schicksal immer noch glimpflich genug. Alarich, nun zu den größten Dingen entschlossen, zog mit den Gothen nach kurzem Aufenthalt gegen Süden, und starb (410) im Begriff nach Sicilien überzusetzen. Sein Schwager Athaulph, der Placidia, des Honorius Schwester und Gefangene bei den Gothen, lieb gewonnen hatte, zog nach Südfrankreich, heirathete (414) mit ihres Bruders Einwilligung die Prin-

zessin, und starb (415 Aug.) zu Barcellona, als Gründer des westgothischen Reichs. Hier hatten die Westgothen zunächst das Amt übernommen, als neue Bundesgenossen der Römer Spanien dem Kaiser wieder zu erobern. Die Entblößung der Rheingrenze durch die von da nach Italien berufenen Legionen (406) hatte den Germanen freien Weg gebahnt, und (31. Dec. 406) gingen Alanen, Vandalen, Sueven über den Fluß, verheerten Gallien, und zogen bis nach Spanien, wo sie von den Gothen bekämpft wurden. Nur die Vandalen und Sueven erhielten sich; die Gothen bekamen zur Belohnung das südliche Gallien mit der Hauptstadt Toulouse. Waren so Gallien und Spanien unter der Regierung des Honorius den Feinden ganz Preis gegeben worden, so war es bei Britannien, dem ebenfalls die Legionen völlig entzogen wurden, ein gleicher Fall. Die Britten, von nun an sich selbst überlassen, sahen nun nicht nur eine Menge kleiner einander feindlicher Herrschaften unter sich entstehen, sondern waren auch um so leichter dem Angriff der nördlichen Völker, der Picten und Scoten, ausgesetzt, gegen die sie am Ende fremde Hülfe anrufen mußten. Indessen war auf Honorius seiner Schwester Placidia Sohn zweiter Ehe Valentinian III. gefolgt, unter dem Rom noch weiter eingeschränkt wurde. Nicht nur, daß die Vandalen von den Sueven gedrängt und von einem geängstigten Stattbalter gerufen nach Afrika hinübergingen (429) und hier ein Reich gründeten, das von Carthago aus wiederum der alten Gegnerin entgegenstand; sondern ein neuer, furchtbarer Feind zog vom Osten aus heran. Die Hunnen, jenes asiatische Volk, das den Uebergang der Gothen über die Donau veranlaßt hatte, die entweder als Hiongnu früher nördlich von der chinesischen Mauer wohnten und nach mannigfachen Schicksalen allmählig weiter westlich zogen, oder überhaupt eins jener Völker des innern Asiens waren, die auch späterhin aus unbekannten Ursachen gegen den kultivirteren Westen getrieben worden sind, anfangs unter einzelnen Hordenführern, hatten sich unter Theodosius II. (408—450) in Pannonien (Ungarn) zu einem den orientalischen Kaisern sehr lästigen Reiche erhoben. Eine regelmäßige jährliche Tributzahlung, die als Geschenk oder Sold angesehen wurde, schirmte die römischen Grenzen nur unsicher, und als Attila, Mundzuck's Sohn, Bleda's Bruder, Ruas' Neffe, (um 445) die Herrschaft der Hunnen vereinigt hatte, bedrohte die ungeheure Macht der Hunnen und der an sie geketteten Völker, Sarmaten, Gepiden, Ostgothen, Scyrren, Burgunder, Thüringer &c. von seinem hohen Geiste,

der sich selbst zu hohen Dingen bestimmt glaubte, geleitet, die fernere Existenz der römischen Welt. Mehrere Umstände bewogen ihn jedoch seine Richtung gegen das Abendland zu nehmen; Honoria, Valentinians III. Schwester, wie eine Nonne in unfreiwilliger Keuschheit erhalten, hatte sich ihm durch einen zugesandten Ring verlobt, so daß Attila jetzt seinen durch ihre Mitgift ihm zugefallenen Antheil an der römischen Herrschaft forderte; ein Frankenfürst, von seinem ältern Bruder Mervig verdrängt, flehte ihn um Beistand an, und der morgenländische Kaiser Marcian, ein alter entschlossener Krieger, schien keine so leichte Beute zu seyn als der schwache Valentinian. Der Zug des ungeheuren, auf mehrere Hunderttausende berechneten Schwarmes, ging daher (451) durch Germanien in das belgische Gallien, eroberte Trier, Metz und viele andere Städte, drang vom Rhein und der Mosel her in das Innere des Lands und belagerte Orleans. Hier aber brach sich sein Glück. Rom war noch nicht ganz entblößt von großen Männern, der letzte Feldherr, Aetius, schirmte das untergehende Reich. Eilig hatte er alle Truppen gesammelt, den Westgothen König Theoderich entboten, und war mit einer den Hunnen gewachsenen Macht im Anzug. So gab Attila die Belagerung auf, und zog sich an die **Marne**, wo bei **Chalons** eine ungeheure **Völkerschlacht** geliefert wurde, in der wahrscheinlich nur der Fall des Westgothenkönigs, und die Unmöglichkeit eine Masse ungleichartiger Völker nach Römerart zu lenken, den völligen Sieg des Aetius vereitelte. Doch war Attila's Angriff ganz gebrochen, und er zog sich, froh nicht verfolgt zu werden, über den Rhein zurück.

Ein im folgenden Jahr wiederholter Angriff Attila's wurde durch des Papst Leo I. Vorstellungen und vielleicht auch durch Seuchen und Mangel, die sein Heer schwächten, abgewendet, nur Oberitalien hatte die Greuel des Hunnenkrieges zu erfahren, bei welcher Gelegenheit sich manche Einwohner des festen Landes auf die Lagunen des adriatischen Meers gerettet haben und so den Grund zu der späteren Stadt Venedig gelegt haben sollen. Attila's Tod (453), den entweder Verblutung in Folge einer gesprungenen Ader oder heimlicher Mord herbeiführte, machte dem **Hunnenreiche**, das nur durch seinen Geist zusammengehalten war, ein **Ende**, und so wie nach der Schlacht am Netad in Pannonien die Reste der Hunnen unter seinem jüngsten Sohn Irnak an die früheren Wohnungen im schwarzen Meere zurückzogen, so traten die bisher abhängigen Völker, Gepi-

den, Ostgothen, Rugier, Turcilinger, Scyrren, Heruler, Longobarden, Thüringer, Sarmaten, in selbstständigen Reichen auf. Wenn aber auch Attila's Tod die Welt von großer Furcht befreite, so drohte den Römern von andern Seiten nicht geringeres Verderben. Dem Vandalen Geiserich (Genserich) schien die ganz entblößte Stadt, deren Schützer Aëtius (454) durch den Wahnsinn Valentinian's seinen Tod fand, was von einem Römer mit der Handlung desjenigen verglichen wurde, der mit der Linken seine Rechte abhaut, eine so leichte Beute, daß er mit seinem Raubgeschwader zur Plünderung heranzog. Valentinian hatte kurz zuvor durch Maximus, der als Ehemann von dem Kaiser beleidigt worden war, seinen Tod gefunden, und die kaiserliche Wittwe Eudoxia, Tochter des Theodosius II. und der Athenienserin Athenais, Enkelin des Arkadius, zur Heirath des Maximus gezwungen, konnte vielleicht aus Rache den Vandalen eingeladen haben. Indessen genoß sie selbst nicht des erfreulichsten Schicksals, denn als Maximus von dem Grimm des Volks ermordet war, und wenige Tage darauf (455) Geiserich, welchen Papst Leo ebenso wie den Hunnenkönig um Verschonung anflehte, aber nur Verschonung von Feuer und Schwerdt erhielt, mit seinen raubgierigen Banden Rom betrat und es in vierzehntägiger Plünderung heimsuchte, da wurde auch Eudoxia mit ihren Töchtern eine Gefangene des Siegers und theilte das traurige Schicksal der Unglücklichen, welche nun nach Afrika geschleppt der Willkühr der Vandalen anheimfielen.

Das römische Reich bot einen traurigen Anblick dar. In allen Theilen von barbarischen Völkern überschwemmt, von denen nur die Westgothen als Freunde und Bundesgenossen Roms gelten konnten, im Innern durch die Zügellosigkeit der ebenfalls barbarischen Soldaten, von der Willkühr ihrer Anführer abhängig, hie und da (in Dalmatien und Gallien) durch Aufstände zerrüttet, welche die unbedeutenden von den Feldherren erhobenen Kaiser der letzten zwanzig Jahre anzuerkennen weigerten, eilte es unaufgehalten seinem Ende entgegen. Von diesen ist nur Majorianus als Mensch und Kaiser der Erwähnung würdig, die übrigen sind unbedeutend und ruhmlos, und die Geschichte weiß von Manchem nichts als den Namen. Als nach der Vertreibung des Julius Nepos durch den Pannonier Orestes, der Sohn dieses Feldherrn, Romulus, zum Augustus ernannt worden war, so vereinigte Odoaker, Anführer der Scyrren, ein durch Geisteskraft und Körpergröße vor den Seinen hervorragender Mann, die mit Orestes unzufriedenen, ein Drittheil aller Ländereien fordern-

den, barbarischen Söldner, zog gegen Pavia, wo Orestes stand, dieser wurde von seinen eigenen Leuten verlassen, Pavia von Freund und Feind geplündert, Orestes in Placentia ereilt und erschlagen, und der letzte Kaiser, Romulus Augustulus, genöthigt, im Senat selbst seiner Würde zu entsagen. Die Unfälle, welche die letzten Regierungen begleitet hatten, brachten den Senat zum Entschluß, des einzigen, ihm und dem Volke noch gebliebenen Rechtes sich zu begeben. Der Senat schrieb an den damaligen orientalischen Kaiser Zeno, es sey nicht länger nothwendig, noch wünschenswerth, die kaiserliche Nachfolge in Italien fortzusetzen, es genüge nach ihrer Meinung an dem Ansehen eines einzigen Monarchen, um den Osten und den Westen zu regieren und zu beschützen. Im Namen des Volkes und des Senats selbst willige daher dieser in die Uebertragung des Sitzes des ganzen Reiches nach Constantinopel und sie entsagen demüthig dem einzigen Recht, das ihnen geblieben sey, nämlich einen Herrn zu wählen. Die Republik würde durch Odoaker genug gesichert und gestützt, und der Kaiser möchte ihm den Titel eines Patricius und die Verwaltung der Diöcese Italien übergeben.

So regierte denn Odoaker als König seiner Landsleute, als Patricius der Römer über Italien und auch dieses Land war nun der Sitz einer Barbarenherrschaft geworden. Factisch war hiemit das römische Reich im Abendlande zu Ende gegangen, und eine für die ganze Geschichte wichtige Epoche eingetreten. Zwar dachte der byzantinische Hof weder damals, noch auch lange nachher nur entfernt daran, seine Rechte auf das Abendland aufzugeben, und die eingedrungenen Völker wurden von ihm, der wenigstens in Worten und Formeln noch den Stolz der alten Römer besaß, noch lange fort als Eindringlinge angesehen oder im besten Falle als Gäste, denen man so lange ihre Usurpation nachsah, als man es mußte. Ja selbst die Erneuerung des römischen Kaisernamens in Karl dem Grossen wurde nie anerkannt, und man suchte sich wenigstens durch Kunstausdrücke der Diplomatie sicher zu stellen. Allein eine wahrhafte Vereinigung fand nie mehr statt, und da Justinian die Eroberung Italiens durch Belisar und Narses nur wie die Erwerbung einer Provinz, nicht wie die Erneuerung eines alten Rechtes betrachtete also auch die Römer selbst vor den Kopf stieß, in den nächsten Jahrzehenten die Kraft des Orients auf verschiedene Weise zu sinken anfing, und Versuche sich gegen die Longobarden zu erhalten um so weniger von Erfolg seyn konnten, als, anderer Umstände zu geschwei-

gen, in der ersten Hälfte des folgenden Jahrhunderts schon der Islam seine drohende Fahne erhob, — so schwinden natürlich alle späteren Prätensionen zu abgeschmackten Anmaßungen herunter, und der factischen Losreißung des Abendlandes so wie der Beendigung des Kaiserreichs konnte kein Zweifel mehr entgegengestellt werden. Ein kleiner Rest des Ganzen überlebte noch in Gallien den Sturz des Reiches, und knüpfte so die alte und die neuere Zeit aneinander. Auf den Trümmern der Herrschaft des Syagrius errichtete Chlodwig (486) sein Frankenreich.

Für Italien war das Erlöschen der kaiserlichen Nachfolge insofern eine Wohlthat, als den vorher unablässigen Unruhen dadurch zunächst wirklich gesteuert schien, und als unter Odoaker, wie auch unter dem großen Theodorich dieses Land eine nach den vielen Stürmen besonders erquickliche Ruhe genoß. Da aber diese Wohlthat nur an die Persönlichkeit dieser beiden Männer geknüpft war, und nach Theodorich's Tod Kämpfe abermals das Land zerrütteten, und zwar furchtbarer als zuvor, so dürfte es immer noch in Zweifel gestellt werden, ob nicht die Fortdauer der Kaiser ein größerer Gewinn gewesen wäre. Dagegen hat man ferner die Wohlthat in die Wagschale gelegt, welche dem römischen Reich durch die Einwanderung der nordischen Völker wiederfahren sey, indem an die Stelle der verderbten, entnervten, sittlich und moralisch gesunkenen Römerwelt ein frisches unverdorbenes Geschlecht getreten sey. Untersucht man diese Behauptung etwas näher, so wird man wahrscheinlich Folgendes finden. Die Annahme, rohe Völker seyen auch mit Lastern weniger bekannt, beruht im Allgemeinen auf falschen Voraussetzungen, und es haben sich die Laster der Trunkenheit, Unkeuschheit, Grausamkeit bei allen wilden Völkern, die Möglichkeit hiezu hatten, vorgefunden, indem die Unbekanntschaft mit gewissen Genüssen nicht als Tugend anzurechnen ist, und diese Völker in der Regel dem dargebotenen Genusse nicht widerstehen konnten. Daher darf man an eine, hauptsächlich auf eine römische Schilderung, die zu einem ganz andern Behuf abgefaßt war, gegründete Annahme von Sittenreinheit jener Völker wenig bauen, ja selbst, wenn sie anfangs mit vielen entnervenden Genüssen unbekannt seyn mochten, so waren sie seit mehreren Menschenaltern bereits mit den Römern in so engem Verkehr, daß sie gerade das Schlechte derselben angenommen haben konnten und gewiß auch angenommen hatten. Die Meineidigkeit und Treulosikeit der Barbaren, namentlich der Franken und Alleman-

nen, war sprüchwörtlich, die rohe Grausamkeit der Vandalen wird heute noch citirt, und in Ostgothen und Westgothen können wir dort keine sich selbst erhaltende Kraft, hier nur einen allmählig ebenso rohen und blinden Fanatismus bemerken, als er sich heute noch in dem von ihnen eingenommenen Lande als Erbtheil seiner Bewohner zeigt. Die inneren Geschichten dieser Völker, zu denen wir noch die der Burgunder, Angeln und Longobarden rechnen wollen, geben an Greueln und Abscheulichkeiten, Erbärmlichkeiten und Albernheiten keinem Theil der römischen Geschichte etwas nach, und man muß an einer eigenen Verblendung leiden, um diese Barbaren als die regenerirende Partie der Menschheit anzusehen. In ihnen wohnte sämmtlich nur die zerstörende Kraft, welche eben deßwegen freilich auch Aufmerksamkeit, ja Beifall erregt, und der man zuweilen seine Bewunderung nicht versagen kann. Sie waren sämmtlich Krieger, unbekannt mit den Künsten des Friedens, ohne Neigung, ohne Anlage zu ihnen. Sie waren bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts größtentheils Christen, ohne dadurch im Wesen ihres Charakters anders geworden zu seyn, und es wäre ungerecht, der christlichen Religion Schuld zu geben, das veranlaßt zu haben, was sie nur unfähig war zu verändern. Daß es in Bezug auf die Sitten ebenso ganz gleichgültig war, ob sie Arianer oder Catholiken waren, versteht sich von selbst; doch möchten wir ihnen die Annahme des Arianismus *nicht* als einen Beweis ihrer Unfähigkeit und geistigen Beschränktheit anrechnen. Aber, wenn man nun ihrer kriegerischen Tapferkeit, ihrem einzigen unbestreitbaren Verdienste, den gänzlichen Mangel wissenschaftlichen Sinnes und den ungeheuren Abbruch, den sie der vorhandenen römischen Cultur gethan haben, entgegen hält, über dessen Größe wir von den wenigen Gegenden aus zu urtheilen im Stande sind, welche wie einzelne Städte Italiens und Südfrankreichs insbesondere durch ein eigenes Glück den Calamitäten der Völkerwanderung weniger ausgesetzt waren, so wird sich die anfangs als wohlthätig erschienene Wirkung nicht ferner in solchem Lichte darstellen. Die lange Nacht, die mehrere Jahrhunderte fort über Europa ruhte, in der eine immer tiefere Dunkelheit die menschlichen Gemüther befangen hielt, ist eine Folge der Völkerwanderung und des Untergangs von Westrom, und so interessant auch einzelne Betrachtungen jener Zeiten seyn mögen, und so gewiß es an erhabener und liebenswürdiger Menschlichkeit in keiner Zeit und an keinem Orte ganz gefehlt hat, so beut doch die Geschichte der nächstfolgenden Jahrhunderte

nur ein unerfreuliches Bild planloser Verwirrungen, entstanden aus ungebändigter Kraft, und erst mit dem schwachen Strahl wiederauflebender Wissenschaft, wie sie theils im Kampfe gegen die aus dem Christenthum herausgetretene Hierarchie, theils in der Bekanntschaft mit dem Morgenlande neue Kräfte geschöpft hat, beginnt eine auch dem Geschichtschreiber selbst wie dem Leser größern Genuß darbietende Periode.

III. Ende des jüdischen Reichs und Anfang des Christenthums.

Das Christenthum ist die geistige Grundlage des Mittelalters. Das Judenthum. Die Makkabäer. Aristobulus, erster König aus dem chasmonäischen Geschlecht. Herodes der Große. Sehnsucht nach dem Messias. Pharisäer. Sadducäer. Essäer. Geburt Christi. Judäa unter Prokuratoren. Jesus. Seine Jünger. Ausdehnung von Christi Lehre auf die ganze Menschheit. Empörungen der Juden. Aufstand unter Nero. Belagerung und Eroberung von Jerusalem. Untergang des jüdischen Reichs.

Wie die alte Römerwelt die politische Grundlage unserer neueren Welt bildete und ein Rückblick auf ihre letzten Momente daher nothwendig war, ebenso ist das **Christenthum**, an dem sich alle wichtigen Bewegungen des Mittelalters bis an dessen Ausgang zusammenfassen lassen, das eigentliche belebende Princip desselben, und eine kurze Betrachtung seiner Entstehung, Verbreitung, und dogmatischen Abschließung wird daher ebenso an der Ordnung seyn. Die auseinandergehenden Richtungen der Völker, noch nicht oder nur wenig durch Politik zusammengehalten, finden in ihm allein einen Haltpunkt, und wenn die barbarische Wildheit jener neuen Ansiedler nur unter andern Formen auftrat, im Grunde wenig oder gar nicht geändert wurde, so bleibt doch dem Christenthum wenigstens das Verdienst, auch ihnen als das Heiligste und Höchste erschienen zu seyn, vor dem sich ihre rohen Gemüther beugten.

Das Christenthum ging aus dem Schooße der **jüdischen Nation** hervor, eines Volkes, das, so unbedeutend es in politischer Hinsicht in Vergleich mit dem weltbeherrschenden Römervolke gewesen ist, dennoch bestimmt war, in geistiger Hinsicht die ungeheure Umgestaltung zu vermitteln, welche eben angedeutet worden ist. Zwar bietet das jüdische Volk auch an sich sehr viel Merkwürdiges und die Betrachtung Anregendes dar. Ein bis auf die Weltschöpfung zurückgeführter Ursprung, eine frühzeitige Verheißung eines menschwerdenden Gottes, eine aus göttlichem Munde gegebene, weise Gesetzgebung, eine bei aller Hinneigung zur Abgötterei dennoch immer rückkehrende Verehrung des einzigen Jehovah, eine Ueberzeugung von der besondern Begünstigung vor allen andern Völkern, eine erhabene, nur dem

Verhältniß des Volkes oder des Königes zu Gott geweihte Poesie, eine ausnehmende Menge von Sehern und Propheten, welche fortwährend das in Götzendienst verfallene Volk straften, zur Buße ermahnten, im Unglück durch Hoffnung besserer Zeiten wieder aufrichteten, zeichnen die Israeliten vor allen andern Völkern aus. Selbst in der Gefangenschaft, welche die zwölf Stämme erduldeten, blieb der Glaube an ihre Errettung durch Jehovah und die Anhänglichkeit an das Land ihrer Väter, wenigstens bei einem ansehnlichen Theile aufrecht, und die Regierungen der ersten Perserkönige, Cyrus, Darius Hystaspis, bis Artaxerxes, erfüllten diese Hoffnung und begünstigten die Rückkehr nach Palästina. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die, vorher so leicht von dem Götzendienst der benachbarten Völker verführten Israeliten, nun mit einer unbesiegbaren Standhaftigkeit an ihrem Gesetze hingen, und den hartnäckigen Charakter ausbildeten, der sie bis auf ihre spätesten Nachkommen herab, wenigstens im Allgemeinen, auszeichnet. Nachdem sie, blos von ihren Hohenpriestern regiert, erst unter den persischen, dann (bis 203) unter den aegyptischen Königen, den Ptolemäern, eine ruhige und glückliche Existenz genossen hatten, fielen sie unter die seleucidischen Könige Syriens, welche Palästina den Ptolemäern entrissen. Die harte Behandlung, welche Antiochus Epiphanes (176—164) ihnen zu Theil werden ließ, der Zwang, welchen er ihnen, um sie dem Jehovah Dienste abwendig zu machen und um den griechischen Kultus bei ihnen einzuführen, anthat, erzeugte endlich einen Aufstand, welcher einen fortwährenden Kampf mit den Syrern und zuletzt die Befreiung der Juden zur Folge hatte. Der Chasmonäer Matathias, ein Priester, der in der Bergstadt Modein bei Joppe dem Jehovahdienste ungestört obliegen zu können hoffte, griff, als er auch dorthin von den Verbreitern der griechischen Opfer verfolgt wurde, nebst seinen Söhnen zur Wehr, zog sich, nachdem er selbst einen abtrünnigen Juden und einen Hauptmann des Antiochus umgebracht und den Altar umgestürzt hatte, mit seinem Anhang in das Gebirg, wo er auch am Sabbath sich zu wehren beschloß, klüger als die welche sich über ihren eigenen Tod von Feindeshand mit dem Bewußtseyn ihrer gewissenhaften Beobachtung des Gesetzes trösteten, und als er, selbst schon ein hochbetagter Mann, im folgenden Jahre (166) starb, führten seine heldenmüthigen Söhne das begonnene Werk, die Vertheidigung ihres alten Glaubens und die Befreiung ihres Vaterlandes, mit Erfolg weiter. Judas, genannt Makkabi (der Hammer), richtete

(164) den unterbrochenen Gottesdienst auf dem Berg Sion wieder auf, knüpfte mit Rom bereits Verbindung an, und blieb in allen Gefechten siegreich, außer in dem letzten gegen Bacchides, Feldherrn des Demetrius, (161), in dem er selbst das Leben verlor. Sein Bruder Jonathan trat jedoch an seine Stelle, und erhielt, begünstigt von den Zerrüttungen des syrischen Reichs selbst, die Zurückgabe Jerusalems und bedeutende Vortheile, wiewohl auch er (143) in Ptolemais verrätherischerweise gefangen und darauf umgebracht wurde, ein Schicksal, das auch dem dritten Bruder, Simon, zu theil wurde. Denn dieser zwar bemächtigte sich Jerusalems wiederum, und erhielt auch von dem ganzen Volke Anerkennung als Hoherpriester und Fürst der Juden, wurde aber (135) ebenfalls ermordet. Sein Sohn und Nachfolger, Johannes Hyrcanus, befreite endlich (130) Judäa ganz von der syrischen Oberherrschaft und vereinigte Idumäa und Samaria mit den übrigen Provinzen. Erst Aristobulus, sein Sohn und Nachfolger (107 — 186) nahm den Königstitel an. Unter seinem Bruder Alexander Jannäus (106 — 79) erreichte das kleine Reich den höchsten Grad der Blüthe, Gaza wurde den Aegyptern abgenommen, und durch den seit der Rückkehr aus der Gefangenschaft bei den Juden ausgebildeten Handelsgeist große Reichthümer gesammelt. Indessen fingen schon unter diesem König die Parteien der Pharisäer und Sadducäer an, dem Staate gefährlich zu werden. Nach Alexander's Tode entstanden, weil keine Verordnung über die Thronfolge existirte, zwischen seinen Söhnen Johannes Hyrcanus II. und Aristobul II. Streitigkeiten. Jener hatte Anfangs die weltliche Herrschaft seinem Bruder abgetreten und sich mit der Hohenpriesterschaft begnügen wollen, allein der Idumäer Antipater, der Stammvater der Familie Herodes, bewog ihn, seine Ansprüche geltend zu machen, und beide Brüder wendeten sich an die Römer. Pompejus, der damals im Morgenlande war, blieb gegen die außerordentlichen Geschenke des Aristobulus gleichgültig und entschied für den Johannes Hyrcanus. Die Entscheidung mußte indessen mit Gewalt durchgesetzt werden, Aristobul wurde gefangen genommen, Jerusalem besetzt, und der Tempel erstürmt. Seitdem betrachteten die Römer Judäa, wo Johannes Hyrcanus unter Antipater's Einfluß herrschte, als ihr Eigenthum, obschon sie scheinbar die Unabhängigkeit der dort von ihnen eingesetzten Herrscher anerkannten. Cäsar ging aber noch weiter, er ließ dem Hyrcanus zwar das Hohepriesterthum, ernannte aber den Antipater zum weltlichen Regenten, vor der Hand mit

dem Titel des Procurators. Nach Cäsars Tod (44) wurde auch Antipater ermordet, allein sein Sohn Herodes rächte seinen Tod, behauptete sich nicht nur in der Gunst des Brutus und Cassius, sondern erwarb auch die Zuneigung des Antonius, und erhielt (39) den Königstitel, den er mit seinem Bruder Phasael theilte. Obgleich nun Herodes nur ein Ausländer, noch dazu aus einem den Juden besonders verhaßten Volke war, so behauptete er sich doch durch die erkaufte Gunst Roms, durch eigene Klugheit, und durch Grausamkeit, mit der er besonders alle noch lebenden Zweige des makkabäischen Geschlechtes, selbst seine eigene Gemahlin Mariamne, aus dem Wege schaffte. Uebrigens war seine Regierung glänzend; er verschönerte und befestigte Jerusalem, ließ den Tempel niederreißen und prächtiger wieder aufbauen, und beobachtete gegen die Römer ein zwar unterwürfiges aber doch im Ganzen würdiges Benehmen, so weit es bei dem Fürsten eines kleinen Landes möglich war. Indessen stand sein ganzes Verfahren so wenig mit dem Geiste seines Volkes in Einklang, daß schon damals alle Juden voll Sehnsucht auf den Messias warteten, nur auf verschiedene Weise sich seine Ankunft vorstellend. Die Pharisäer, die strengen Verehrer der mosaischen Lehre und die pünktlichen Beobachter der erst später dazu getretenen traditionellen Erweiterung, die zahlreichsten, mächtigsten und einflußreichsten, dachten sich unter dem, schon von Moses verheißenen Retter aus dem Druck, den auch David aufs neue bestätigt hatte, und auf den alle Propheten vor und während der Zeit der babylonischen Gefangenschaft hinwiesen, dessen Ankunft durch die Erlösung von dem Joche der syrischen Könige noch erst vor Menschengedenken, wie durch ein Beispiel bestätigt worden war, einen König des strengen Ceremonielgesetzes, der alle die, welche das Gesetz erfüllt hätten, um sich versammeln, ihnen Reichthum, Ehre und langes Leben schenken, Fürsten und Minister aus ihnen machen, alle aber, die nicht Juden gewesen wären oder nicht pünktlich die Satzungen erfüllt hätten, als Feinde strafen und niederwerfen werde. Ihnen zur Seite standen die Sadducäer, meist Vornehme, nicht ohne Einfluß griechischer, namentlich epicuräischer oder cyrenäischer Philosophie gebildet, deßwegen auch im Ganzen weniger zahlreich, welche in der mosaischen Religion nur den wesentlichen Vorzug der Anerkennung Eines Gottes sahen, in dem Kultus und Gesetz staatskluge Einrichtungen für das Leben erblickten, die Lehre von einem künftigen Leben aber für unbegründet und eingeschlichen hielten; diese er-

warteten natürlich auch nur ein weltliches Reich im Lande ihrer Väter, indessen war ihre Hoffnung am schwächsten, und daß der Messias gerade aus dem niedern Volke hervorgehen sollte, schien ihnen lächerlich. Eine dritte Secte, die Essäer oder Essener, die in ihrer äußern Erscheinung mit den in Indien, Persien, Aegypten vorkommenden Büßern große Aehnlichkeit hatten, drangen mehr auf den Geist des Gesetzes. Sie hatten sich wahrscheinlich aus einem Vereine frommer Männer, der an der Westseite des todten Meeres lebte, über die Städte und das Land von Palästina verbreitet. Sie beschäftigten sich mit Gewerben des Friedens, Ackerbau, Viehzucht, Handwerk, und Heilkunde, führten ein raubes, einfaches, abgesondertes Leben, machten deßhalb großen Eindruck auf das Volk, und verdienten auch wohl vor den beiden andern Secten den Vorzug. Wie denn solche mystische Secten stets geneigt sind, die Bedeutung und Wirksamkeit der Religionshandlungen von der sittlichen Beschaffenheit derjenigen, die sie verrichten, oder daran Theil nehmen, abhängen zu lassen, so meinten sie, daß der Opferkultus auf würdige Weise nur in ihrer heiligen Gemeinde gefeiert werden könnte. Unter ihnen war die Prophetengabe nicht ganz untergegangen, einer hatte dem Herodes seine künftige Größe vorausgesagt, und dadurch seiner Secte Vorrechte bei der Eidesleistung und anderen gegen ihre Gewissenhaftigkeit streitenden Verpflichtungen verschafft. Zu diesen gehörten wahrscheinlich die Eltern Jesu oder waren doch mit ihnen eng verbunden. Vier Jahre vor Christi Geburt ward das Bedürfniß eines Retters und Befreiers immer dringender, da Herodes immer wüthender und grausamer wurde; drei Jahre vor Christi Geburt hatte er seinen ältesten, und dann auch die beiden andern Söhne tödten lassen, den vierten aber, Herodes Philippus, verstoßen. Wie ihm daher die Sternkundigen berichteten, daß sie nach Bethlehem zögen, um dort das Kind zu suchen, das einst König der Juden und Herr der Welt zu werden bestimmt sey, so erschrack er sehr und gab Befehl alle in der berechneten Zeit gebornen Kinder umzubringen. Unter den Juden hatte nämlich von Alters her der Glaube geherrscht, die Ankunft des Messias werde durch die Erscheinung eines außerordentlichen Sterns verkündigt und verherrlicht, namentlich aber, daß das Zusammentreffen der Planeten Jupiter und Saturn, die sich immer erst nach langen Zwischenräumen zusammenfinden, einen veränderten Zustand der Dinge, und ein zugleich erscheinender Komet die Geburt eines Monarchen bedeute. In diesem Glauben zogen also die Ma-

gier, wahrscheinlich in Mesopotamien oder Chaldäa wohnende Juden, 747 nach Erbauung Roms, als die beiden Planeten am 29. Mai, dann wieder am 1. Oct., und zuletzt am 5. Dec. jedesmal im Sternbild der Fische zusammenkamen, nach Bethlehem, wo der Heiland geboren werden sollte, und fanden den Sohn Maria's und Joseph's in der Krippe. Zwar scheint auch diese Verbindung von **Christi Geburt** mit einem Gestirn oder einer Erscheinung am Firmament aus uralten zu Mythen verkörperten Prophezeihungen entstanden zu seyn, und, streng genommen, ist die Lebensdauer Jesu schlechterdings nicht zu bestimmen, wie denn auch alle seine Geburt verherrlichende, von den Evangelisten berichtete Umstände, Magier, Stern, Geburtsstätte Bethlehem, Kindermord, Flucht des Christkinds nach Aegypten &c., der Sage angehören mögen; da indessen diese Angaben wenigstens von astronomischer Seite sicher gestellt sind, so läßt sich demnach mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit die Geburt Jesu auf die letzten Tage des Jahrs 747 setzen, so daß unsere gewöhnliche Zeitrechnung, die das Jahr 754 nach Erbauung Roms dafür annimmt, mehrere Jahre zu wenig zählt. Herodes selbst, der seinen Zweck den neugeborenen König der Juden zu ermorden verfehlte, weil die Eltern Jesu mit dem Kinde nach Aegypten entflohen, starb im Frühling 750. Nach seinem Tode schien auch der Schatten einer nationalen Verwaltung, und einer nach jüdischem Recht geordneten Verfassung zu verschwinden. Nicht einmal Herodes' Testament wagte man als gültig anzusehen und sein ältester Sohn, Archelaus, erlaubte sich, trotz der Beistimmung der Soldaten, nicht eher den Königstitel anzunehmen, als bis er ihn zu Rom von August erhalten hatte. August gab ihm zwar Judäa, Idumäa und Samaria, nahm ihm aber einige Küstenstädte, und gewährte ihm nur den Titel Ethnarch (Volksfürst). Schon während er zu Rom war, empörten sich die Juden gegen Varus, den Statthalter von Syrien, Sabinus wurde von ihnen in Jerusalem belagert, und Varus mußte mit zwei Legionen und allen Hülfsvölkern zum Entsatz herbeiziehen. Die fernere Regierung des Archelaus war so grausam und willkührlich, daß die Juden lieber sich von Römern hätten beherrschen lassen, und ihn Augustus (6 nach Christi Geb.) als Verbannten nach Lyon in Gallien schickte. **Judäa** wurde nun mit Syrien vereinigt, jedoch so, daß der Kaiser jedesmal einen, vom syrischen Prokonsul unabhängigen, Statthalter (**Prokurator**) ernannte, der seinen Sitz meistens in Caesarea hatte. Der berühmteste unter diesen Prokuratoren ist Pontius Pila-

tus, weil unter ihm Jesus auftrat. Seine Erscheinung war durch Johannes, der Sage nach seinen nahen Verwandten, einen sogenannten Nasiräer oder Büßer, vorbereitet worden, der diejenigen, welche seine Lehre von der Nähe des Messias annahmen, taufte, und sie an die harte Wahrheit zu gewöhnen suchte, daß nicht der bloße Glaube an gewisse Sätze, noch die Ausübung gewisser Gebräuche den Menschen wahrhaft glücklich mache oder das Reich Gottes herbeiführe, sondern eine auf wahrhafte Reue und Buße gegründete Sinnesänderung. Mit furchtloser Offenheit hatte er dem Herodes Antipas, Tetrarchen von Galiläa und Peräa, wegen der Heirath mit seines Bruders Weib Vorwürfe gemacht, war darüber ins Gefängniß geworfen, und endlich, als die Königin ihrem schwachen Gemahl, der sich ihn zu tödten scheute, den Todesbefehl entlockt hatte, hingerichtet worden. Noch während er im Gefängniß lag, trat Jesus auf, und verkündigte, anfangs nur auf den Messias wie schon Johannes der Täufer gethan hatte, hinweisend, endlich aber diesen Beruf Messias zu seyn für sich selbst aussprechend, seine einfache, verständige Religion des Herzens, die wahre ursprüngliche Lehre von Gott, und seinem väterlichen Richteramte der Menschen, gereinigt von Ceremoniel und Traditionen der Pharisäer, wie von philosophischen Speculationen der Sadducäer, wiewohl er an Mosis Gesetz streng hielt und dieses zu erfüllen gekommen seyn wollte. Seine Lehre, welche im Gegensatz mit dem jüdischen Partikularismus und Ceremonialgottesdienst die zwei Hauptgedanken aussprach, daß Gott der Vater, der sittliche Gesetzgeber und Erzieher der ganzen Menschheit sey, und daß sein Wohlgefallen auf keinem andern Wege als durch die Gesinnungen und Handlungen der Frömmigkeit, der Herzensreinheit und der Menschenliebe erworben werden könne, fand, wie er selbst von geringen Eltern, aus einem verachteten Städtchen, Nazareth, war, zunächst unter den Armen und Gedrückten im Volke Eingang, und nur sehr wenige der Vornehmen und Reichen konnten sich zu der Verachtung der weltlichen Güter, zu der Gleichstellung mit dem verachteten Theile des Volkes, zu der Entsagung sinnlicher Genüsse, und zu der Reinigung in Geist und Gemüth, die er verlangte, erheben. Auch seine nächsten Schüler oder Jünger, die er zu Verkündigern seiner Lehre brauchte, waren ungelehrte und schlichte Männer, die ihn in einem ganz andern Sinne den Sohn Gottes nannten, als er sich selbst so nannte, und als Juden und Heiden gewohnt waren, Wohlthäter der Menschen und Helden Söhne Gottes zu

nennen. Auch seine eigentliche Lehre ward nur von Wenigen verstanden; das Erstaunen über die von ihm bewiesene Wunderkraft, der Glaube, daß er deßwegen der verheißene Messias seyn müsse, die Hoffnung, er werde sie von den Römern befreien, versammelte das Volk um ihn. Selbst als er sie zu wiederholtenmalen eines Bessern belehrt hatte, verbanden sie noch immer die Idee eines herrschenden Messias mit der eines leidenden und sterbenden, und schufen sich so eine eigene Zusammensetzung eines himmlischen Reichs nach diesem Leben mit menschlichen und irdischen Bestimmungen. Jene aber, die nur ein irdisches Reich erwartet hatten, die Masse der Juden, fanden sich in ihrer Erwartung betrogen, und als die Feinde des Gottmenschen, Pharisäer, Schriftgelehrte, Vornehme, Gebildete, deren Weisheit, Rang, Bildung von der Lehre Jesu für Nichts erklärt wurde, ihn dem Statthalter Pontius Pilatus als Majestätsverbrecher, weil er von einem künftigen nicht römischen Reiche predige, und dessen König zu seyn behauptete, überlieferten, und trotz der selbst von Pilatus erkannten Schuldlosigkeit die Kreuzigung des Schuldlosen erlangten, da fand sich Niemand der für ihn das Wort oder das Schwert genommen hätte, und ihre Absicht, den Lehrer und die Lehre vertilgt zu haben, schien erreicht. Indessen schien das nur so. Seine Jünger und Freunde predigten nach seinem Tode (782 nach Roms Erb.) seine Lehre mit doppeltem Eifer, harrten auf seine Wiederkehr zum Gericht, stifteten überall Gesellschaften der Gläubigen, die sich in Bruderliebe vereinten, sich wechselseitig unterstützten, freundliche Mahlzeiten zur Erinnerung des letzten Mahles Jesu mit seinen Jüngern hielten, eine Art Gütergemeinschaft unter sich einführten, und der neuen, besseren Zeit, die mit des Herrn Wiederkehr eintreten sollte, hoffend entgegen sahen. Sie hatten sich anfangs nicht entschließen können, vom jüdischen Absonderungsgeiste sich zu entfernen und weder selbst durchaus vom Ceremoniel Mosis abzuweichen, noch den Nichtjuden den Zutritt zu erlauben, obgleich sie von den Juden als eine irrlehrende, abtrünnige Secte verfolgt wurden; allein seitdem Paulus, ein gelehrter Jude, unter die Apostel aufgenommen war, und mit großer Thätigkeit die Lehre Jesu, das Evangelium, weiter ausbreitete, wurde von ihm auch die Ansicht aufgestellt und durchgeführt, daß das mosaische Gesetz keine Verbindlichkeit mehr habe, Christus vielmehr für alle Menschen, nicht blos für die Juden, erschienen sey. Diese älteste Gemeinde, welche unter ihren Aeltesten (Presbytern) und Aufsehern (Episko-

pen, Bischöffen) in strenger Zucht lebte, unter sich in engem Zusammenhang, von den Heiden, die sie anfangs für eine Secte der Juden hielten, ebenso wie diese abgesondert, im Ganzen meist aus armen und gedrückten Leuten bestehend, mußte sich wohl durch Wandel und Gesinnung auszeichnen und bei den Vielen, welche weder die lächerlich gewordene Mythologie, noch die, insofern als sie für die Unsterblichkeit der Seele keine sichere Gewährschaft gab, unpraktische Philosophie der Griechen und Römer befriedigte, Beifall finden. Dazu kam die Schändlichkeit der Herrscher und ihrer Diener, die zwar nicht unerhört noch unübertroffen doch in der damaligen Folge eines Tiberius, Cajus, Claudius und Nero, eine ganz ausgesuchte Verruchtheit an den Tag legten und namentlich die jüdische Nation fast methodisch zur Empörung reizten. Diese trennte sich dann von den Christen auch in der politischen Richtung, mit der sie fortwährend Aufwieglern gegen die Römerherrschaft Gehör gaben, während die kleine Secte zunächst fortwährend in der Erwartung von Christi naher Wiederkehr war, und diese Erwartung erst mit der Zerstörung Jerusalems aufgab. Diese und der damit verbundene politische Untergang der Juden, als eigener, selbstständiger Nation, kam durch die Strenge der Römer und die Widersetzlichkeit der Juden herbei. Seit 14, wo Judas von Gamala aufstand, hatten unaufhörliche **Empörungen**, von jüdischen Fanatikern angestiftet, die Römer und ihre Statthalter gegen das ohnehin verhaßte Volk erbittert. Nicht die eigentlichen Juden allein, sondern auch die Samaritaner, die besonders stark auf den Messias hofften, wurden durch falsche Propheten zu Aufständen verleitet, und Pontius Pilatus selbst ist wegen der Härte, die er ohngefähr vier Jahre nach Christi Kreuzigung gegen die Samaritaner im Flecken Tiraba bewiesen hatte, von seiner Stelle entfernt worden. Als Herodes Agrippa, Enkel des großen Herodes, der fast das ganze Land (38 — 45) durch die besondere Gunst des Cajus und des Claudius wieder vereinigt hatte, gestorben war, wollte man seinem Sohne Agrippa, der in Rom erzogen wurde, zwar das Erbtheil seines Vaters übergeben, hielt ihn aber noch für zu jung. So wurde Cuspius Fadus Prokurator, dem Felix, und diesem wiederum Festus folgte, welche stets mit Unruhen des über die Entreißung und Vertilgung seiner Nationaleigenthümlichkeit ergrimmten Volkes zu thun hatten. Diese dauerten auch dann noch fort, als endlich Agrippa II. den Königstitel über die Provinzen nordwärts vom Jordan erhalten hatte, und von Zeit zu Zeit als Ver-

mittler zwischen seinen Landsleuten und den Römern auftrat. Das Land war voll Räuber und Mörder, ein falscher Prophet nach dem andern trat auf, und die Statthalter freuten sich dieser Veranlassung, im Trüben fischen zu können. Besonders brachte Gessius Florus die Juden endlich zur Verzweiflung. Er begegnete den Juden mit Verachtung, begünstigte die Räuber und theilte den Raub mit ihnen, und betrug sich überhaupt so, daß man glauben mußte, er sowohl als Nero würden nicht ungern sehen, wenn sich Gelegenheit finden sollte, die Juden ganz zu vertilgen. Sein Benehmen gegen Juden und Christen in Rom berechtigte hiezu, und Florus war völlig geschickt, die Juden aufzureizen. Schon im zweiten Jahr seiner Verwaltung (65 n. Chr. G.) erregte er einen Aufstand in Jerusalem selbst. Herodes Agrippa, gerade anwesend, that alles Mögliche, um seine Glaubensgenossen von offenbarer Empörung zurückzuhalten, aber umsonst. Alle Römer, die in Privatangelegenheiten zu Jerusalem waren, die Cohorten, die erst in der Burg Antonia lagen und dann sich in die drei andern festen Thürme zurückgezogen hatten, wurden ohne Rücksicht auf die Capitulation grausam gemordet. Der Krieg war nun unvermeidlich. Der Haß gegen die Juden in Aegypten und Syrien war so groß, daß auf die erste Nachricht von diesem Blutbad, in Caesarea, Tyrus, Ptolemais, Damaskus, Alexandria, und in Aegypten überhaupt fast alle Juden umgebracht und sie bis an den Euphrat hin von dem Pöbel aufs grausamste verfolgt wurden. Erst im nächsten Jahre (66) machte sich der syrische Statthalter Cestius ernstlich auf, Judäa anzugreifen, zog aber ohne etwas auszurichten wieder ab, und nun ward die Bewegung allgemein. Die Juden in Galiläa und Judäa erhoben sich in Masse, Tausende strömten nach Jerusalem, glaubend, die Zeit ihrer Befreiung vom fremden Joch sey gekommen. Die Christen aber meinten, die Prophezeihungen Christi und seiner Nachfolger von der Vernichtung der Juden und ihres Tempels gingen in Erfüllung, und zogen nach dem im Gebiet des Herodes Agrippa liegenden Städtchen Pella. Da die Juden alle möglichen Anstalten der Klugheit und der Verzweiflung trafen, so mußte man einen tüchtigen Feldherrn gegen sie wählen; man berief den Vespasian aus Britannien, und diesem gelang es, nachdem er das flache Land, die Seestädte, so wie Galiläa größtentheils bezwungen hatte, endlich (69) zur Belagerung von Jerusalem selbst schreiten zu können. In dieser durch seine Erhebung zum Imperator abgerufen, ließ er seinen Sohn Titus zurück, der

endlich in einem, vom 1. Jul. 70 bis 8. Sept. dauernden Kampfe die Stadt und die einzelnen festen Burgen erstürmte, wobei das jüdische Nationalheiligthum, der prächtige Tempel, so sehr Titus ihn zu erhalten suchte, verbrannte. Der Fanatismus der Juden und die Rachsucht der römischen Soldaten, welche den langen und verzweifelten Widerstand sich theuer bezahlen ließen, machte seine menschenfreundlichen Bemühungen fast ganz vergeblich und das Loos der die Eroberung überlebenden Juden war höchst traurig. Was unter 17 Jahren war, wurde verkauft, die übrigen in die furchtbaren ägyptischen Bergwerke und an ähnliche Orte abgeführt. Im Triumph, den Titus mit seinem Vater gemeinschaftlich hielt, wurden die merkwürdigen heiligen Geräthe des Tempels aufgeführt, und der Name der Juden, als eines Volks, war nun aus der Reihe der Völker ausgelöscht. Nicht einmal den Beinamen des Jüdischen, wie es von andern besiegten Völkern her üblich geworden war, nahm Vespasian an, so gehässig war dieses Volk im Auge der übrigen Welt. Zwar finden sich später noch einige Versuche, wieder eine nationale Selbstständigkeit zu erkämpfen, allein sie mißlangen jedesmal, und das ganze Volk, weit über die Erde hin zerstreut, zähe und fest an seinem alten Glauben hangend, trotz aller Verfolgungen späterer Zeit niemals vertilgt, ist gleichsam selbst der ewige Jude, der Ahasverus der Sage, der für seinen Unglauben an Jesu geistige Herrlichkeit und für seine aus getäuschter Hoffnung entstandene bittere Verhöhnung gegen den das Kreuz tragenden Weltheiland, mit der traurigen Gabe einer, wenigstens irdischen, Unsterblichkeit gestraft worden ist, und die Ausbreitung des von ihm verschmähten Evangeliums mit ansehen muß. Denn die Christen, welche um jene Zeit schon in den meisten und ansehnlichsten Städten des römischen Reichs ihre Gemeinden hatten, erwuchsen bereits im Laufe des ersten Jahrhunderts zu einem ansehnlichen Baum, den die zuweilen sie treffenden Verfolgungen im Allgemeinen nur gleich fruchtbaren Gewitterstürmen zu kräftigerem Wachsthum förderten.

IV. Ausbreitung des Christenthums.

Allgemeiner Unterschied der christlichen Religion von den heidnischen. Eifer. Unsterblichkeitsglaube. Wunder. Musterhafter Lebenswandel. Innere Organisation. Klerus und Laien. Presbyter. Bischöffe. Patriarchen. Anfängliche Gleichgültigkeit der Römer gegen die Christen. Verfolgungen. Nero's. Domitian's. Maximin's, Decius', Diocletian's. Das Edikt von Mailand. Bauernreligion (Paganismus).

Die Zerstörung Jerusalems hat für die christliche Religion aus mehreren Gründen Wichtigkeit. Der anfangs auf diesen Zeitpunkt beschränkte Glaube von Christi Wiederkehr fing nun an sich eine weitere Grenze zu stecken, und theils eine unbestimmte Zeit, für deren plötzliches Eintreten man stets gefaßt seyn müsse, anzunehmen, theils dem Glauben an eine Zukunft nach einer gewissen Zeit, meistens nach tausend Jahren, sich hinzugeben, worauf ein Reich Gottes auf Erden, eine Heerde unter einem Hirten entstehen würde. Wirkte dieses Ereigniß also auf die Lehre, so war es auch von Folgen auf die äußere Gestaltung der Gemeine, die sich nun immer mehr von den Juden, deren ganze Hoffnung auf die Gegenwart gerichtet war, absonderte, und statt eines nur auf ein kleines Volk beschränkten Einflusses nun immer mehr ihrer Bestimmung, die ganze Menschheit zu umfassen, eine wurde. Während der ungeheure Bau des Römerreichs bereits an den Grundübeln der unermeßlichen Ausdehnung, der Soldatengewalt, der sittlichen Auflösung, der mangelnden Thronfolge, zu denen die Stürme der nördlichen und östlichen Barbaren kaum noch hinzuzutreten brauchten, mehr und mehr krankte, gestaltete sich das neue geistige Reich, das Reich der Kirche, immer fester und trat endlich an die Stelle der Herrschaft eines Scipio, Sulla, Cäsar und Augustus. Die Herrscher wurden zwar nicht Philosophen, wie Plato geträumt hatte, aber sie wurden Christen. Nur freilich spiegelte sich das reine Licht der christlichen Urlehre in wunderbar mannigfaltigen Farben zurück, und wie der Silberblick des schmelzenden Metalls nur auf Augenblicke seinen bezaubernden Glanz ausströmt, so leuchtete auch die reine und ungetrübte Einheit der ersten Christengemeine nur eine kurze, kaum zu bezeichnende Frist, während die Entstellung durch mensch-

liche Satzungen und Grübeleien sich auf alle Zeit hin anmaßte, für sie zu gelten. Selbst zu der Zeit, als die christliche Lehre noch das Heidenthum des Römerthums sich siegreich oder wenigstens ungebrochen gegenüberstehen hatte, war bereits der eigenthümliche Geist, der das Christenthum als Kirche bis in die neuesten Zeiten begleitete, völlig ausgebildet, nämlich die Unduldsamkeit gegen fremden Glauben. Die Gottheiten der alten Völker waren, so zu sagen, Partikulargottheiten, die einander auf gleiche Weise wie die Völker selbst entgegenstanden. Den Gedanken, daß Ein Gott die ganze Welt erschaffen hat und regiert, finden wir zwar im tiefsten Hintergrunde auch in den alten Religionen; aber bei der allmählig immer größer gewordenen Entfremdung der Menschheit gegen den innern Sinn des durch Symbole und Bilder verhüllten Sinnes der alten Kulte, betrachtete jedes Volk seinen Gott nur als Gott dieses besondern Volks und Landes, der vermöge des Nationalstolzes als der vorzüglichere galt und insofern einen anderen bekämpfte, aber auch bei ruhiger und friedlicher Unterwerfung einen andern Gott in allen seinen Ehren bestehen und gewähren ließ. Erst durch das Christenthum wurde der Gedanke der Einheit des göttlichen Wesens als unbedingt erster aufgestellt, und jede Verehrung eines bisherigen Partikulargottes als Beeinträchtigung des einzigen höchsten Gottes angesehen, daher die Unduldsamkeit. Da hingegen die alten Religionen, und insbesondere die römische, mit der wir es hier zu thun haben, Religionen des besondern Landes und Volkes sind, welches seine ganze Existenz- und Integrität an die Aufrechthaltung dieser Religion geknüpft glaubt, so ist gar kein Hinderniß vorhanden, daß nicht andere Völker im Besitz anderer Religionen, anderer Götter seyen, und daß, so lange kein politischer Zwist ausbricht, alle diese Religionen ruhig, tolerant, neben einander existiren. Das ist die Toleranz der alten Welt, welche, wenn wir so sagen dürfen, eine passive Intoleranz war, d. h. die keineswegs zur Verbreitung des damit verbundenen Glaubens aufforderte, sondern vielmehr auf nichts weniger als auf Proselytenmacherei ausging, sich eher abschloß als mittheilte. Insofern ist die Behauptung, die alten Religionen seyen tolerant gewesen, wohl auch nicht umzustoßen, indem sie mit dem allgemeinen Gedanken zusammenhing: alle Völker hätten ihre besonderen, ihnen eigenthümlichen Gebräuche, und natürlich in der Gottesverehrung eben so, wie im gewöhnlichen Verkehr. Weil aber auch die Persönlichkeit jedes Staates mit der Integrität der Religion aufs

engste verknüpft war, so mußten Angriffe, direkte und indirekte, auf den Glauben der Väter, der durch Lehren der Schulen, wie bei Sokrates, oder durch Einführung ausländischer Kulte beeinträchtigt wurde, wie in Rom zu wiederholtenmalen, am bekanntesten unter der Bacchusfeier, eine Reaktion von Seiten der Priester und der Staatsbehörden, die hier die konservative Partei vorstellten, erzeugen, welche, indem sie für die Existenz des Kultus fochten, unter dem ihr Staat groß und mächtig geworden war, nothwendig zu gewaltsamen, insofern aktiv intoleranten Maaßregeln führte. Denn Staat und Religion der alten Völker war so ganz Eines und Dasselbe, daß es für den Staat nur dann wichtig seyn konnte, sich der Religion anzunehmen, wenn er sich selbst gefährdet sah. So gut es mehrere, ganz verschiedene Staaten und Völker neben einander gab, konnte es auch ganz verschiedene Religionen neben einander geben; ein Kampf der einen Religion gegen die andere konnte nur dann eintreten, wenn diese sich über jene erheben oder sie gar verdrängen wollte. Aber so wie der einzelne Mensch unter dem Schutze des Gastrechts allgemeine Menschenrechte in einem fremden Staate genießen konnte und nur seiner in der Heimath behaupteten bürgerlichen Bedeutung sich begeben mußte, eben so konnte auch ein fremder Gott in einem fremden Lande eine prekäre Verehrung genießen, mußte aber, so wie zu fürchten stand, daß durch ihn die Götter des Landes beeinträchtigt würden, sich sofort entfernen. Daß indessen diese Intoleranz eine ganz andere ist, als die christliche, liegt auf platter Hand; den Dienst der Isis oder des Serapis in Aegypten abzuschaffen, und römische Nationalgottheiten dafür in Alexandria zu substituiren, würde den Römern nie eingefallen seyn; daß sie aber bei abnehmendem Besuch der einheimischen Tempel und bei zugleich vorkommenden bedenklichen Zeichen der Zeit in dieser eingedrungenen Ausländerei eine Versündigung gegen den Nationalgottesdienst, durch den ihr Staat aufrecht erhalten wurde, erkannten, ist ganz begreiflich, und wir haben daher diese intolerant scheinenden Maaßregeln am richtigsten als politische oder polizeiliche, niemals aber als religiöse zu betrachten. Denn die Religion der Alten war nichts außer dem Staate, sie war das erste, das wichtigste Moment in demselben, aber sie stand nicht emancipirt demselben gegenüber, noch rang sie mit ihm, wie es im Mittelalter geschah, um den Vorrang. Für die Auflösung der Staaten des Alterthums ist es indessen als die bewegendste innere Ursache anzusehen, daß die Menschen von

diesem innigen Verband des Staates mit der Religion allmählig nichts mehr wissen wollten, daß sie gleichgültig gegen dieselbe wurden, und rein weltlichen Interessen hingegeben den geistigen Halt verloren, der allein im Stande ist, selbst das reichste und mächtigste Staatensystem dauernd zu verbinden. Daher ist bei den Kämpfen, welche das Christenthum in seiner Ausbreitung noch bis auf den heutigen Tag zu bestehen hat und gehabt hat, ein Hauptmotiv die Furcht gewesen, mit der Entfernung von der alten Religion sich auch von den Vortheilen zu entfernen, welche die Gottheit bisher unter dieser Form gewährt hat, seiner Nationalität, seiner Selbstständigkeit, seiner Freiheit verlustig zu gehen. Wo immer diese Furcht beseitigt und beschwichtigt werden konnte, da ging die Bekehrung einen leichten und friedlichen Weg. Für die Ausbreitung des Christenthums unter der Römerwelt lassen sich übrigens außer der Göttlichkeit der Lehre selbst mehrere äußere Motive aufführen, die wohl folgendermaßen zusammengestellt werden könnten.

Wie sich nämlich erstlich das Judenthum durch eine unduldsame Härte und Unbeugsamkeit auszeichnete, die alle Verheißungen Jehova's nur auf die Kinder Abraham's beschränkte, in allen Nationen der Welt verhaßte Völker, die einst der Juden Diener werden müßten, erblickte, und durch ihre eigenthümlichen, lästigen, und seltsamen Gebräuche, die dennoch mit seltener Treue beobachtet wurden, von allen abgesondert war, so nahmen die Christen die Ueberzeugung, daß ihre Religion die allein wahre, daß die Beobachtung dieser Gebräuche zur Seligwerdung unumgänglich nothwendig sey, ebenso starr und eifrig auf, allein sie dehnten die Verheißung des Evangeliums auf alle Völker aus, ohne sie engherzig auf ein bestimmtes Geschlecht einzuschließen. Der Feuereifer der ersten Christen und ihr aus Mitleid entstehender Bekehrungswunsch mußte also nothwendig bei den Heiden, denen eine solche Theilnahme etwas ganz Neues und Unbekanntes war, einen tiefen Eindruck machen, und unterstützt von den übrigen, dem Christenthum zu Gebote stehenden Bekehrungsmitteln nicht leicht seines Erfolges verfehlen. Denn, was als zweiter Grund anzusehen ist, von den Philosophen des Alterthums war der Glaube an ein künftiges Leben und die dadurch bedingte Unsterblichkeit der Seele nur ein Gegenstand der speculativen Untersuchung, oder bei den Dichtern, der poetischen Darstellung geworden; die Vorsehung der Götter der alten Welt bezog sich auf dieses Leben, und an Elysium, Tartarus, Lohn und Strafe

nach dem Tode glaubte die Heidenwelt nach Christi Geburt um so weniger, als die Philosophen und selbst die Dichter die ganze Götterlehre vielfach in ihrer Blöße dargestellt oder sogar völlig lächerlich gemacht hatten. Nun wurde aber von den Christen der Vortheil der ewigen Seligkeit, d. h. einer überaus erfreulichen Fortdauer nach möglichst gereinigten, obgleich immer menschlichen Begriffen, unter der Bedingung, den Glauben anzunehmen, gepredigt, und eine solche Lehre mußte besonders bei dem unter den ersten Christen herrschenden Glauben vom nahen Weltende Viele bewegen, sich noch vorher einen Zutritt zu dieser künftigen Seligkeit zu erwerben, die blos den Christen, den Lämmern, bestimmt war, während die Heiden, die Böcke, zum ewigen Feuer bestimmt waren. Da durch die alte Mythologie, wie fabelhaft sie auch klang, dennoch eine Idee von einem Himmel und einer Hölle schon gegeben war, so fanden leicht solche Begriffe Eingang. Diese Versicherung wurde durch eine andere Thatsache bekräftigt, nämlich durch die Wunder, deren sich die erste Kirche rühmte, die Gabe der Zungen, der Gesichte und der Prophezeihungen, die Macht Teufel auszutreiben, Kranke zu heilen, ja sogar Todte zu erwecken, die von den Aposteln an in ununterbrochener Folge sich fortpflanzte und durch Hände auflegen sich mittheilte. Hier wäre natürlich die Frage aufzuwerfen, wann sich wohl diese Wunderkraft wieder verloren habe, und die verschiedenen Parteien der Christen haben natürlich dafür auch verschiedene Grenzen angenommen, und nur die katholische Confession nimmt eine noch jetzt fortwirkende Kraft an. Daß diese Erscheinungen indessen, nur die Todtenerweckung ausgenommen, sich wirklich so verhalten haben, dürfte durch neuere gleicher Art wohl außer Zweifel gesetzt seyn, und überhaupt der Einwirkung der Seele auf den Körper unter gewissen Bedingungen ein Erfolg zuzuschreiben seyn, der, ohne die Grenzen eines natürlichen Zusammenhangs zu überschreiten, dennoch das ist, was man wunderbar zu nennen pflegt. Hiezu kam viertens das sittlich-strenge und wahrhaft reine Leben, durch das sich die ersten Christen, wenigstens im Allgemeinen, ganz vorzüglich vor den Heiden auszeichneten, so daß je bekannter das frühere Lasterleben Mancher gewesen war, desto auffallender ihre jetzige Aenderung seyn mußte. Der Grundsatz, daß auch die größten Sünder, wenn sie nur wahre Reue bewiesen, zu der Kirche Zutritt hätten, war für die Kirche nicht nur ehrenvoll, sondern auch vortheilhaft, indem gerade solche bekehrte Sünder, wie es immer bei Ueber-

gängen zu Extremen zu geschehen pflegt, nachher die eifrigsten Verbreiter, ja sogar Blutzeugen der Kirche wurden. Zwar ging ihre Sittenstrenge, ihre Verwerfung der Weltlust, in Bezug auf Kleidung, Lustbarkeiten, eheliches Verhältniß, auf Krieg und Staatsleben, zuweilen ins Uebertriebene, allein selbst dies mußte ihnen Anhänger erwerben. Endlich waren die ersten Christen in der innern Einrichtung und Gestaltung ihrer Kirche überaus thätig, suchten alle Schadloshaltung für den Verlust äußerer Ehre in ihrer Gemeinde, und gründeten so einen festen und wohlzusammenhängenden Staat im Staate selbst, in dem Alle gleiches Recht und christliche Freiheit genossen, die Möglichkeit der Auszeichnung und der Befriedigung des Ehrgeizes keineswegs benommen, sondern nur anders gerichtet war, und in dem selbst die Sklaven und Knechte der alten Welt ihren Herren ganz gleich standen, die Armen aber und Unglücklichen durch gemeinschaftliche Gaben und aufopfernde Unterstützungen versorgt und gepflegt wurden.

Begreiflicherweise konnte die ursprüngliche Einfachheit der ersten Christengemeinden, wie sie etwa noch in der Apostelgeschichte und den Apostelbriefen hervortritt, nicht lange fortbestehen; die Besorgung des Gottesdienstes, die anfangs den Aeltesten (Presbytern) allein anheimgestellt war, erforderte bald die Aufsicht eines Einzigen, eines Aufsehers, Bischof (Episkopus), der nach und nach große Vorrechte erlangte, und endlich die ganze Macht einer jeden einzelnen Gemeinde in seiner Person vereinigte. Da auch bald die geistlichen Geschäfte, Gottesdienst, und das, was man heutzutage Seelsorge nennt, einen größern Umfang bekamen, so vertrug sich weltliche Beschäftigung, und Handarbeit ums tägliche Brod, die selbst noch Paulus geübt hatte, nicht mehr mit dem Priester- und Lehramte, und es bildete sich ein eigener Stand der Geistlichkeit, der Klerus, gegenüber dem Volke, den Laien, nicht zwar, wie bei den Juden die Leviten, erblich, aber doch durch Weihe und Vorrechte ausgezeichnet. Zu ihrem Unterhalt wurde bald auch ein Theil der Beiträge bestimmt, die jeder Christ zur Bestreitung der gottesdienstlichen Kosten, zur Pflege der Kranken, und Unterstützung der Armen und Unglücklichen gab. Außer diesen bestimmten, wöchentlichen oder monatlichen, Beiträgen wurde die Kirche auch frühzeitig durch bedeutende Schenkungen reich, so daß man schon ziemlich bald die einzelnen Kirchen in den größeren Städten des römischen Reichs im Besitz ansehnlichen Vermögens sieht. Die Verwaltung dieses Ver-

mögens war ganz und ohne Controlle in die Hand des Bischofs gelegt, der hierdurch wie durch die sogenannte Excommunication, oder Ausschließung von der Gemeinde, und durch die andern kirchlichen Strafen, eine außerordentliche, natürlich auch ins Weltliche hinüber greifende Macht erlangte. Wie unter den Presbytern der Bischof, so erlangten unter den verschiedenen Bischöffen die der Hauptstädte, Rom, Antiochia, Alexandria, Karthago, auf den von Zeit zu Zeit gehaltenen Versammlungen, Synoden, einen Vorrang vor den übrigen, den endlich der römische Bischof, gewissermaßen der Erbe der römischen Weltherrschaft, im Abendlande vor allen übrigen behielt, und auch bis auf die Gegenwart behauptet hat. Die Bischöffe von Antiochia, Alexandria, Jerusalem, und von dem später gegründeten Constantinopel, nahmen den Titel Patriarchen an.

Man muß sagen, daß diese in Wahrheit ungeheuere Umwälzung, wie sie wenigstens nach so vielen Jahrhunderten erscheint, in ihrem wirklichen Fortschreiten ausnehmend still und unmerklich vor sich gegangen ist. Gleichsam in seinen innersten Grundvesten untergraben, ahndete der künstliche Bau und seine scharfsichtigsten Wächter noch nicht, daß er dem Einsturz ganz nahe sey, ahndeten wenigstens nicht, daß von dieser Seite ihm Gefahr drohe. Daher kommt es, daß Männer von der höchsten Bildung und dem tugendhaftesten Wandel, wie Seneka, die beiden Plinius, Tacitus, Plutarchus, Galenus, Epictetus, der Kaiser M. Aurelius, das Christenthum entweder gar nicht, oder doch auf keinen Fall seinem Wesen nach kennen, und es mit verächtlicher Miene behandeln. Eben so sind auch die auffallenden Wunder, wodurch die Wahrheit des Evangeliums in der ersten Zeit bestätigt worden seyn soll, ja selbst die Sonnenfinsterniß, welche die Kreuzigung begleitet haben soll, den Naturforschern und Geschichtschreibern der alten Welt ganz unbemerkt geblieben. Kurz, man fing erst da, als es bereits zu spät war, die Gefahr zu ahnen an, und die Verfolgung des Diocletianus (303) ist nur um kaum ein Jahrzehent der völligen Anerkennung des Christenthums durch Constantin (313) voraus. Denn diese Verfolgung allein, obschon mehrere andere vorausgegangen sind, trägt das deutliche Bewußtseyn, daß das Christenthum mit dem Römerthum unverträglich sey, in allen andern sieht man nur Ausbrüche tyrannischer Raserei oder Maaßregeln polizeilicher Ordnung. Man muß nämlich bedenken, daß die Christen von den Römern zunächst für

eine jüdische Sekte gehalten wurden, und daher dieselbe Härte zu empfinden hatten, welche die widerspenstigen und ohne Unterlaß immer wieder revoltirenden Juden empfanden. Dennoch aber ließ man die Juden immer wieder ihren väterlichen Gottesdienst ausüben, und wenn man ihn den Christen erschwerte, so war der Hauptgrund, daß die Juden den Römern als ein Volk erschienen, das dem Gebrauche seiner Väter folgte, die Christen aber als eine Sekte, die sogar von ihren Vätern abgefallen war. Blos die Analogie der philosophischen Secten, der Cyniker, Pythagoräer, Stoiker, denen man ebenfalls in ihrem Aeußern Sonderbarkeiten zu Gute hielt, mochte endlich eine solche, dem ganzen Alterthum eben so unbegreifliche Erscheinung, wie wenn ein Römer ein Aegyptier hätte werden wollen — einigermaßen dem Verständniß näher bringen. Da man aber äußerlich auch keine Gottesverehrung an ihnen bemerkte, hielt man sie für Gottesleugner (Atheisten), und wenn sie auch die Verehrung Christi behaupteten, so mußten die Heiden die Verehrung eines Gottes, der des erbärmlichsten Todes, des Kreuzestodes, starb, lächerlich oder verächtlich, und allen von der Gottheit bis dahin herrschenden Begriffen geradezu widersprechend finden. Als Atheisten aber standen sie ebenfalls im Widerspruche mit allen Religionen, sie mochten heißen, wie sie wollten. Abgesehen jedoch von diesen Vorwürfen, erschienen sie als eine politische Secte, eine geschlossene Gesellschaft, ein Staat im Staate, die seit langer Zeit bereits im römischen Reiche streng untersagt waren, aus Gründen, die heute eben so wie damals gelten. Eine besondere Aufmerksamkeit mußten sie anfangs durch die Heimlichkeit erwecken, mit der sie ihre heiligen Gebräuche, die Liebesmahle, und andere Zusammenkünfte, hielten, und da eine solche Heimlichkeit auch heimliche Greuel verbergen konnte, einzelne sich christlich nennende Secten auch wirklich dergleichen Ausschweifungen beginnen, wie sie früher bei den in Rom eingeführten Bacchanalien entdeckt worden waren, so vermuthete man sie bei allen. Indessen ist doch gewiß, daß eine geraume Zeit verstrich, bis die Kaiser die neue Secte ihrer Aufmerksamkeit würdigten, daß sie bei der Untersuchung vorsichtig und bedächtig verfuhren, daß sie im Ganzen gemäßigte Strafen anwandten, und daß die Christen viele und große Zwischenräume des Friedens und der Ruhe genossen. Zuerst wurden sie von Nero (64) verfolgt, und gegen die, deren man habhaft wurde, grausame Martern angewendet, da er ihnen den ihm selbst zugeschobenen Brand Roms Schuld gab,

und dadurch das erbitterte Volk beschwichtigen wollte; indessen war diese Verfolgung auf jeden Fall nur auf Rom beschränkt, und zählte wohl auch nicht viele Opfer. Unter Domitian (81—96) wurde eine Kopfsteuer auf das jüdische Volk gelegt, worunter man freilich auch damals noch die Christen begriff, und welche zu unterscheiden man den römischen Procuratoren nicht zumuthen konnte. Es würde sich um nichts Geringeres, als einen vollständigen Katechumenenunterricht gehandelt haben, und es war natürlich, daß die Steuerbeamten den kürzeren Weg ergriffen, nämlich die Beschneidung entscheiden zu lassen. Wenn Domitian's Vetter Flavius Clemens, den er zum Consul gemacht hatte, wegen Atheismus und jüdischer Gebräuche hingerichtet worden ist, so deutet das allerdings nur auf Anklage des Christenthums, wiewohl Domitian auch aus anderen, geringfügigeren, Gründen Todesurtheile unterschrieb. Unter Trajan waren noch keine allgemeine Vorschriften gegen die Christen vorhanden, und erst dieser edle Kaiser gab auf ausdrückliche Anfrage seines Ministers Plinius ein Verfahren an, das aber außerordentlich gelind war, ihnen schlechterdings nicht von selbst nachspürte, und Ankläger, die ihre Angabe nicht zu beweisen vermochten, mit allen herkömmlichen Strafen bedrohte. Unter diesen Umständen war es, wenn man die Gelegenheit nicht absichtlich suchte, gewiß schwer, ein Märtyrer zu werden, und, so wenig man auch an dem Eifer der ersten Christen, Blut und Leben für die Wahrheit ihres Bekenntnisses zu lassen, zu zweifeln gesonnen ist, so kann doch die Zahl der wahrhaften Märtyrer nur sehr gering seyn. Denn, wenn man auch zugibt, daß das Volk noch mehr als der Hof gegen die Christen ergrimmt war, und die Statthalter in einzelnen Provinzen entweder sich gezwungen sahen, dem Geschrei des Volkes, dem eine solche Hinrichtung meistens ein Fest war, nachzugeben, oder wohl gar selbst nicht anders dachten, so ist auf der andern Seite auch gewiß, daß die Christen durch Nachgiebigkeit gegen das Verlangen vor den Götterbildern zu opfern, durch Ausstellung von Zeugnissen, daß sie keine Christen seyen, und ähnliche Mittel, welche durch größere und geringere Buße im Schooße der Gemeinde wieder gutgemacht werden konnten, sich dem Tode und den Martern zu entziehen wußten. Die Regierung der sogenannten guten Kaiser war der Ausbreitung des Christenthums keineswegs hinderlich, und von wahrhaften, nicht legendarischen Verfolgungen findet sich unter ihnen keine Spur. Selbst unter dem schwachköpfigen und wahnwitzigen Commodus (180—192)

genossen sie Ruhe, seine Concubine Marcia, die ihn endlich umbringen ließ, war selbst eine Christin. Severus (193—211) gab zwar ein Verbot gegen sie, das aber mit seinem Tode sogleich seine Kraft verlor, und unter Caracalla, Elagabalus und Alexander Severus (211—235) war so wenig an Unterdrückung zu denken, daß sie vielmehr die Erlaubniß erhielten, Kirchen zu bauen, Ländereien zu kaufen, ihre Wahlen öffentlich vorzunehmen, und Alexander Severus in seiner Hauskapelle bei anderen Bildsäulen auch ein Bild Christi aufstellte, ja Bischöffe damals am Hof Zutritt hatten, und die Achtung des Kaisers und seiner Mutter genossen. Alexander's Nachfolger, der Thracier Maximinus, allem, was an seinen Vorfahrer erinnerte, feind, verfolgte auch die Christen, aber nicht als solche, sondern als Günstlinge eines ihm verhaßten Mannes. Das hörte natürlich in Italien, Afrika, und überall, wo der Tyrann (237) abgesetzt wurde, sogleich auf, und in Germanien, wo er sich selbst befand, mögen gewiß noch wenig Christen sich befunden haben. Völlige Ruhe genossen sie schon wieder 238. Philippus der Araber soll sogar selbst ein Christ gewesen seyn. Erst Decius (249—251) erkannte einen tiefen Grund des Verfalls des römischen Reichs in der Abweichung von den alten Sitten und der alten Religion, glaubte, es sey geholfen, wenn das ganz eingeschlummerte Censoramt wieder hergestellt würde, und wollte daher auch die Christen vertilgen, allein die Verfolgung konnte auf keinen Fall lange dauern, und war wohl auch nur an einzelnen Orten besonders hart. Hierauf war, eine kurze Beunruhigung unter Valerianus ausgenommen, der (259) Gallienus durch eine sehr wichtige Verordnung ein Ende machte, indem er den Christen freie Ausübung ihrer Religion zugestand und gebot, die unter der vorigen Regierung confiscirten und den christlichen Gemeinden angehörigen Begräbniß-Pläze, Gebäude und andere Grundstücke zurückzugeben, Ruhe bis unter Diocletianus (303), so daß Prisca, des Kaisers Gemahlin, Valeria, seine Tochter, und mehrere der vornehmsten Hofbeamten Christen wurden, die Kirchen zu klein waren, und die Klagen über Sittenverschlechterung der Glaubensgenossen auch aus dem Munde der Christen ertönten. Um diese Zeit benutzten die zwei durch das Christenthum aus der Nachfrage gekommenen und schon längst gegen dasselbe erbitterten Parteien der Philosophen und der Priester die im Heere vorkommenden Subordinationsvergehen, um gegen ihren gemeinsamen Feind zu wirken. Die christlichen Soldaten weigerten

sich (301), den heidnischen Festen beizuwohnen und erzürnten den Kaiser durch Störung seiner Opfer, indem sie wahrscheinlich in der Meinung, die Beschwörung des Teufels und seine Befragung bei Beschauung der Eingeweide des Opferthiers zu hindern, mit dem Zeichen des Kreuzes an ihren Helmen bei den Opfern erschienen, und so den Oberpriester erbitterten, der alsdann den Kaiser gegen sie reizte. Doch ließ Diocletian die Christen erst nur aus dem Heere, von dem Hofe und aus dem Hofgesinde entfernen, und erst die Cabalen des Galerius, der von seiner den phrygischen Mysterien ergebenen Mutter angetrieben wurde, vermochten ihn zu strengeren Maaßregeln. Galerius brachte den ganzen Winter (302—303) bei Diocletian zu Nikomedien zu. Dieser widerstrebte lange und setzte ihm die Gefahren des Unternehmens aus einander; auch eine Berathung mit angesehenen Männern überwog noch nicht; erst die Befragung des Milesischen Apollo, dessen Antwort natürlich gegen die Christen war, gab den Ausschlag, doch so, daß Diocletian die blutige Verfolgung, auf welche Galerius drang, schlechterdings ablehnte. Am 23. Febr. 303 wurde die Hauptkirche in Nikomedien gewaltsam eröffnet, die vorgefundenen Schriften verbrannt, und hierauf von der in förmlicher Schlachtordnung angerückten Garde das Gebäude binnen weniger Stunden geschleift. Tags darauf wurde ein Edikt angeschlagen, des Inhalts, daß Leute dieser Religion aller Ehre und Würde unfähig seyn sollten, und ihr Recht vor den Gerichtshöfen weder suchen noch vertheidigen dürften, alle Kirchen geschlossen und niedergerissen, und keine Zeichen ihrer Religion ferner geduldet werden sollten. Dies Edikt riß ein angesehener Mann öffentlich herunter, und äußerte sich darüber auf höhnische Weise. Er wurde sogleich ergriffen und wegen dieser Majestätsbeleidigung zum Feuertod verurtheilt, den er mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit ertrug. Wiederholte Feuersbrünste im Pallast von Nikomedien wurden nun von Galerius, der sie selbst veranlaßt haben soll, auf die Christen geschoben, und so endlich seine Absicht, Diocletian zu reizen, erreicht. An die Stelle der früheren Maaßregeln, die noch immer schonend genannt werden konnten, trat nun eigentliche Grausamkeit; selbst die kaiserlichen Frauen Prisca und Valeria mußten sich zum Opfer bequemen, mehrere angesehene Pallastbeamte wurden hingerichtet, die Christen verbrannt, ersäuft, und an die beiden Regenten des Abendlands, Maximianus und Constantius, die Befehle es auch so zu machen geschickt. Maximianus, bei eigener Neigung zu ge-

walttbätigen Handlungen und zu unbedingtem Gehorsam gegen alle Befehle seines Collegen, des Gründers seiner Macht, vollzog den Buchstaben und den Sinn des Befehls; Constantius, von Natur mild und den Christen geneigt, begnügte sich, die Kirchen einzureißen. So verbreitete sich also diese Verfolgung allerdings über die ganze Erde, nur daß auch hier die Abendländer, welche unter Constantius standen, namentlich Gallien, ein milderes Loos genossen. Indessen änderte Diocletian's Abdankung, 1. Mai 305, den Zustand der Christen wenigstens im Abendlande sogleich, indem Constantin, des Constantius Sohn, noch in demselben Jahre den Kaisertitel über Gallien, Britannien und Spanien annahm, und den Christen in seinen Ländern also gewiß Duldung angedeihen ließ. Nun dauerte es noch, nachdem schon Galerius ein Jahr (311) vor seinem Tode die Diokletianischen Verfolgungsmaaßregeln in seinem Reiche aufgehoben und den Christen ihre frühere Rechte zurückgegeben hatte, bis 313, wo Constantin und Licinius ein allgemeines, auch für die Heiden gerade so geltendes Duldungsedikt von Mailand aus erließen. Wenn auch noch Maximinus Daza und Licinius selbst in ihren Theilen dasselbe übertraten, so war doch der Grundsatz der Duldung einmal ausgesprochen, und mit Constantin's Alleinherrschaft (323) war die Kirche vor allen Angriffen geschützt. Die (324) erlassene Empfehlung des Christenthums, welche vom Kaiser ausgehend einer nöthigenden Aufforderung nicht ungleich sah, die Verlegung der Residenz in das neugebaute Constantinopel, wo keine Tempel des Heidenthums oder andere Erinnerungen störend einwirkten, die Erziehung der kaiserlichen Familie in dem neuen Glauben, wodurch dem Rückfall ins Heidenthum vorgebeugt wurde, die Aufmerksamkeit des Kaisers auf die Angelegenheiten der Kirche, wodurch sie ihre Angelegenheiten zu denen des Staats gemacht sah, geben von nun an dem Christenthum eine Bedeutung, die keine Religion des Alterthums gehabt hatte. Man kann immerhin die Zahl der Heiden der der Christen noch wenigstens als gleich, ja sogar noch als überlegen annehmen, aber in welchem Nachtheil standen sie! Unter sich ohne Zusammenhang, während die Christen theils durch das Band der Bruderliebe, theils durch das des Interesses für die gemeinsame Sache verknüpft waren; der Anerkennung ihres Glaubens durch den Staat beraubt, der vielmehr dem neuen Glauben sich mit allem Eifer hingab, die Sache der Christen zur seinigen machte; endlich durch das Beispiel des Hofes, aller Vornehmen,

Gebildeten, und Reichen, die diesen Schritt wie immer nachahmten, verlustig, und allmählig so nur auf die draußen im Walde und in den Dörfern hausenden, unwissenden und ungelehrten Landleute beschränkt, die in kaum fünfzig Jahren (schon unter Valentinian I.) als die Repräsentanten der alten Religion angesehen wurden, und im Munde der neuen Wortführer dem Glauben an den wolkenumthürmten Olymp der alten Griechen und Römer den Namen der Bauernreligion (Paganismus) zuzogen.

V. Häretiker und Katholiken. Kirchenväter. Mönche.

Spaltungen in der Kirche selbst. Arius und Alexander. Concil zu Nicäa, 325. Das Nicänische oder Athanasianische Glaubensbekenntniß. Theodosius befiehlt Annahme des Christenthums. Die Synode zu Constantinopel, 381. Donatisten. Die Collatio. Innere Ueberlegenheit der Christen. Origenes. Eusebius Pamphili. Gregor v. Nazianz. Basilius der Große. Johannes Chrysostomus. Tertullianus. Ambrosius. Augustinus. Hieronymus. Mönchswesen. Antonius. Pachomius. Hilarion. Benedikt von Nursia. Säulenheilige.

Der Sieg der christlichen Religion schien sie nur zu neuen Kämpfen herauszufordern. Das Heidenthum bot mit seinen bereits lächerlich gewordenen Lehren nur einen werthlosen Gegner der, den man nur sich selbst zu überlassen brauchte, um seiner völligen Vernichtung entgegenzusehen; ohne geistige Stütze, ohne politischen Halt mußte es allmählig ganz verschwinden. Dagegen waren die Lehren der Christen selbst, wie kunstreich bereits Paulus und andere Lehrer das rein speculative Gebäude angelegt hatten, ein Gegenstand fortwährender Untersuchung und eine Quelle der spitzfündigsten Disputationen geworden, so daß es, nach der kurzen Dauer der Urkirche, kaum eine Zeit gegeben haben möchte, wo nicht über irgend einen Lehrsatz abweichende Meinungen in der Kirche einander entgegen standen, mit leidenschaftlicher Heftigkeit von ihren Parteien verfochten, und wo möglich, bis zur Vernichtung oder doch Unterwerfung der schwächeren fortgesetzt. Der wichtigste Streit in jener Zeit, der für die ganze Christenheit von vorzüglicher Bedeutung war und ist, fällt in die ersten Jahre von Constantin's Alleinherrschaft, und erweckte seine persönliche Theilnahme.

Den grübelnden Geist der morgenländischen und ägyptischen Christen hatte die Eigenthümlichkeit des Verhältnisses zwischen Vater und Sohn in der Gottheit zur Ergründung desselben angereizt. Die Lehre des Sabellius, eines Afrikaners, daß die drei Personen vollkommen eins seyen, war als ketzerisch anerkannt worden, und die von dem gelehrten und in dialectischen Künsten wohl erfahrnen Presbyter Arius zu Alexandria vertheidigte hatte dasselbe Schicksal. Um zu verhüten, daß die von seinem weniger gelehrten Bischof Alexander aufgestellte Ansicht nicht die Ketzerei des Sabellius unvermerkt ein-

leite, ging er zu der gerade entgegengesetzten über, und behauptete, wenn der Vater den Sohn erzeugt habe, so habe der Erzeugte einen Anfang seines Wesens, es sey also offenbar einmal eine Zeit gewesen, wo der Sohn nicht war, und er sey also nothwendig aus Nichts entstanden. Ueber diese vorher nicht angeregte Ansicht erhob sich ein furchtbarer, die ganze Christenheit in Feuer und Flammen setzender Sturm. Geistlichkeit und Laien nahmen für und wider Partei; je unbegreiflicher solche Verhältnisse, je unentwirrbarer für den gesunden Menschenverstand ein solcher Knäul, desto erbitterter wurden die Gemüther darüber, daß keiner dem andern glauben wolle. Alexander griff endlich, hauptsächlich durch des Bischofs Eusebius von Nikomedia Theilnahme für Arius gereizt, zu einem entscheidenden Mittel, entsetzte den Arius und die übrigen Presbyter seines Anhangs ihrer Stellen, und berichtete den ganzen Hergang mit leidenschaftlicher Heftigkeit an alle andere Bischöffe. Gerade hierdurch bekam die anfangs noch nicht so bedeutend gewordene Sache eine allgemeine Bedeutung. Die christliche Religion wurde öffentlich in den Theatern selbst verspottet, und in Alexandria, wo sich ein früher aus andern Ursachen abgesetzter Bischof Meletius mit seinem Anhang an den Arius anschloß, gab es scandalöse Auftritte. Vergebens suchte Eusebius von Nikomedien den Alexander zu bewegen, den Arius wieder in die kirchliche Gemeinschaft und in seine vorige Stelle zuzulassen, vergebens stellte Constantin selbst dem Alexander vor, daß er durch eine unzeitige Neugier, die Meinung seiner Presbyter über eine unwesentliche Sache zu vernehmen, dem Arius aber, daß er durch einen ungezügelten Trieb, seine Meinung auszusprechen, zu einer furchtbaren und gefährlichen Verwirrung Anlaß gegeben habe; über solche Dinge solle man weder Fragen stellen, noch auf eine Frage antworten; gesetzt auch, es sey einer im Stande, so dunkle und schwierige Materien zu begreifen und zu entwickeln, wie viele ihn denn verstehen könnten? Die Frage sey daher verwegen, und die Antwort unbesonnen, und es sey gewiß Sünde, daß um ihrer willen das ganze Volk Gottes zur Zwietracht veranlaßt werde. Er fordert sie daher zur Eintracht auf, und bittet sie, ihm wieder ruhige Tage und sorgenfreie Nächte zu gewähren. Allein aus dem ganzen Schreiben Constantin's zeigt sich bereits, wie sehr die Stellung des weltlichen Herrn zu denen, welche die Geheimnisse der Religion verwalten, sich geändert hatte, und das Schreiben war fruchtlos, zumal die Gemüther auch noch durch den Streit über die richtige Feier des Oster-

festes, das manche Gemeinden noch gleichzeitig mit den Juden feierten, getheilt waren. Aus diesen Gründen schritt Constantin zu einem, für unfehlbar gehaltenen Mittel, nämlich einer Versammlung aller Bischöffe, der ersten allgemeinen oder öcumenischen Synode, die auch 325 zu Nicäa in Bithynien gehalten wurde. An 300 und darüber kamen daselbst zusammen, der geringeren Geistlichen, Presbyter, Diakonen, Akoluthen, war eine ungezählte Menge. Constantin selbst, der eben erst seinen Sieg über Licinius gefeiert hatte, kam auch hin, und suchte so viel als möglich zur Eintracht zu bewegen, und die Gemüther zu besänftigen. Indessen kam es nach langen Disputationen, in denen Eusebius von Nikomedia nebst einigen andern Bischöffen für die Ansicht des Arius, der Diakonus Athanasius von Alexandria, (st. 373), gegen dieselbe sprach, endlich zu einem Glaubensbekenntniß, unterschrieben von 318 Bischöffen, in welchem Christus, Sohn Gottes, eingeborner Sohn des Vaters, Gott aus Gott, Licht aus Licht, wahrer Gott aus wahrem Gott, erzeugt, nicht erschaffen, gleichwesenhaft mit dem Vater, genannt wurde, diejenigen hingegen verflucht wurden, welche sagen, es sey einmal eine Zeit gewesen wo er nicht war, ehe er erzeugt war, oder er sey aus Nichts entstanden, oder aus einem andern Stoffe als dem Wesen des Vaters erzeugt, oder er sey erschaffen. Arius selbst wurde, weil er sich dieses Glaubensbekenntniß zu unterschreiben weigerte, von Constantin ins Exil geschickt. In Hinsicht des schon seit dem zweiten Jahrhundert angeregten Osterstreites, wurde, um die östlichen Kirchen, welche das Fest noch größtentheils mit den Juden feierten, nicht zu sehr zu beleidigen, nur beschlossen, das es in Zukunft von ihnen übereinstimmend mit den Aegyptern an Einem Sonntag gefeiert werden sollte. Man mußte jedoch später bestimmtere Verfügungen treffen, weil diese Verordnung doch nicht gehalten wurde. Auch eine andere wichtige Sache wurde damals angeregt, nämlich, daß alle bereits verheiratheten Geistlichen ihre Weiber von sich thun sollten. Dieß hintertrieb jedoch der laut erklärte Ausspruch des ehrwürdigen, unverheiratheten, und stets als keusch bekannten Paphnutius: man solle denen keine schwere Last aufbürden, die geweiht wären; die Ehe sey etwas Fleckenloses und Reines; man solle ja nicht durch überstrenge Vorschrift der Kirche schaden, indem nicht Alle so strenge Zucht würden tragen können; es sey genug wenn die Geistlichen keine zweite Ehe mehr schlössen. Diese Worte des allgemein geachteten Mannes bewirkten sofort die Verwerfung des Antrags,

und es war damals noch so viel unbefangener Verstand vorhanden, daß die Befriedigung des natürlichsten Triebes auf die bürgerlichanständigste Weise nicht für ein unreines Werk, noch die thörichte Entsagung für etwas besonders Rühmliches erklärt wurde. Uebrigens dauerte der Kampf gegen Arius und seine Anhänger noch fort, er erlangte (328) kurz vor seinem Tode von Constantin Aufhebung seines Exils und Anerkennung als rechtgläubiger Christ, und nach Constantin's Tod (337) wurde sie von seinem Sohne Constantius II. (bis 361) mit Eifer aufrecht gehalten, den eben so Kaiser Valens im Morgenlande bewies (364—378). Erst Theodosius, welchen Valens' Neffe Gratian zum Mitregenten, und Herrscher des Morgenlandes insbesondere erkor, gab in Verein mit diesem und seinem jüngern Bruder Valentinian II. (380) das merkwürdige Gesetz, daß alle ihre Unterthanen in der Religion wandeln sollten, welche der Apostel Petrus bekanntlich zu Rom gelehrt habe, und zu welcher sich der Papst Damasus, und Peter Bischof von Alexandria bekennen, nämlich, daß sie nach der apostolischen Lehre und der evangelischen Unterweisung Eine Gottheit des Vaters, Sohns und heiligen Geistes unter gleicher Majestät und unter der frommen Dreieinigkeit glauben. Diese, gebieten sie ferner, welche sich hiezu bekennen, sollen den Namen der katholischen Christen führen, die Uebrigen aber, welche sie für Thoren und Wahnsinnige erklären, die Unehre ihres ketzerischen Glaubens tragen, und außer der göttlichen Rache auch noch von besonderer Strafe, welche sie (die Kaiser) auf himmlisches Urtheil hin verfügen werden, heimzusuchen seyn. Diese besonderen Strafen folgten bald nach, und nach den verschiedenen Secten, in welche damals schon die Nichtkatholiken zerfielen, erließ Theodosius eine Reihe von Verordnungen mit größerer oder geringerer Beraubung ihrer bürgerlichen Freiheiten und Rechte, ja gegen einzelne wurde sogar die Todesstrafe ausgesprochen. Nachdem die Nicänische Synode hauptsächlich mit der Gleichstellung der zwei ersten Personen der Gottheit beschäftigt gewesen, mittlerweile aber über die Gleichheit der dritten, des Geistes, ebenfalls ein Streit entstanden war, so wurde durch die zweite allgemeine Synode zu Constantinopel (381) auch die Gleichheit des Geistes ausgesprochen, so daß nun die Hauptgrundsätze der christlichen Religion vollkommen befestigt waren. Zwar erhielt sich die arianische Parthei noch in großer Anzahl, und fand namentlich unter den Barbaren des Nordens einen leichten Eingang, so daß es beinahe über 200 Jahre gedauert hat, bis es den

eifrigen Bemühungen der Päpste gelang, sie im Abendlande wenigstens ganz zu vertilgen; zwar erhielten sich im Morgenlande und drangen aus diesem in das Abendland eine Menge häretischer Lehren, denen sogar größere Gemeinden zugethan waren, auch entstanden ebendaselbst, durch den grübelnd spitzfindigen Geist des Morgenlands veranlaßt oder auch durch den Einflüß uralter orientalischer Lehren bestimmt, immer wieder neue Systeme; dennoch aber kann man mit dem Zeitalter des Theodosius die Begründung der katholischen Kirche als abgeschlossen ansehen, jedoch ohne die Einwirkung zu bestreiten, welche weitere Forschungen auf die Gestaltung derselben ausübten, welche also theils unmittelbar, von der Kirche selbst ausgingen, theils mittelbar, durch äußern Einfluß entstanden. Uebrigens war die abendländische Kirche von den dogmatischen Streitigkeiten, welche das Morgenland beinahe ausschlüßlich beschäftigten, um nicht zu sagen ganz frei, doch bei weitem nicht in gleichem Grade berührt, was sich schon aus dem verhältnißmäßig geringeren Grad der Empfänglichkeit für solche feine Unterschiede erklärt, und ihre Aufgabe war vielmehr, die richtige Stellung zur weltlichen Macht, zum Staate, zu erhalten, wovon wiederum im Morgenlande gar nicht die Rede war.

Außer den Arianern traf jedoch Constantin noch auf eine andere sehr ansehnliche, obschon außer dem Lande ihrer Entstehung, Afrika, eigentlich nicht ausgebreitete Secte, die Donatisten, die sich in *keinem eigentlichen* Glaubensartikel, namentlich nicht in dem der Trinität, von den Katholiken unterschieden, sondern einer eigenthümlichen strengen Ansicht ihre Entstehung verdankten. In der Strenge der diocletianischen Verfolgung hatte die menschliche Schwäche und Furcht vor Strafe viele, selbst höhere Geistliche, zur Auslieferung der heiligen Bücher und der Kirchengeräthschaften vermocht, welche zwar als Traditores nachher einer Kirchenbuße unterworfen, bei der großen Ausbreitung dieses Vergehens aber bald wieder zu Gnaden angenommen wurden. Den gegenseitigen Vorwürfen zufolge scheint keine Partei weder die der Katholiken noch auch die strengere der sogenannten Häretiker von diesem Vergehen frei geblieben zu seyn, und es hätte also eigentlich keiner dem Andern einen Vorwurf zu machen ein Recht gehabt. Als aber der Bischof Mensurius von Carthago starb, und ein Presbyter Cäcilianus zu seinem Nachfolger ordinirt worden war, so erhub sich eine in Carthago namentlich von einer angesehenen Frau Lucilla und ihren geistlichen Freunden veranlaßte, außerdem von dem Bischof Secundus, dem Primas von

Numidien, der sich beleidigt fand, daß man die Ordination des carthaginiensischen Primas ohne ihn vorgenommen hatte, und seinen Bischöffen geförderte Einsprache gegen die Rechtmäßigkeit seiner Wahl, unter dem Vorwande, er sey von Traditoren ordinirt; auf geschehene Vorladung wurde er, da er nicht erschien, mit dem Banne belegt, und an seine Stelle zum carthaginiensischen Bischof Majorinus gewählt. Ganz Afrika zerfiel hiedurch in zwei Parteien, indem die größere Zahl der inländischen Christen dem Majorinus zufiel, Cäcilianus aber durch die Anerkennung der anderen Provinzen größeres Ansehen erhielt. Constantin ließ (313) den Cäcilianus mit 10 Bischöffen seiner Partei und eben soviel von ihren Gegnern nach Rom kommen, an deren Spitze Donatus Casensis stand, um hier die Sache vor einem aus gallischen und italienischen Bischöffen bestehenden Gericht im Lateran entscheiden zu lassen. Dieses fand den Beklagten nicht schuldig und suchte auch die anderen zu gewinnen, allein die Afrikaner gaben nicht nach, und es kam zu einem zweiten Concilium in Arelate (314), welches wie die römische Synode sprach, aber ebenfalls ohne Nachgiebigkeit zu bewirken. Constantin, unwillig über die Halsstarrigkeit der Donatisten, die ihn mit ihren Appellationen beunruhigten, untersuchte die Sache selbst zu Mailand (316), und erklärte den Beklagten für unschuldig, seine Gegner für Verläumder. Indessen war Majorinus gestorben und Donatus (nicht jener obengenannte) an seine Stelle getreten, ein gelehrter, feingebildeter, beredter, durchaus unbescholtener und sittenreiner Mann, dem seine Gegner nur einen unmäßigen Hochmuth Schuld gaben. Durch ihn erhielt seine Partei Festigkeit, inneres Vertrauen, und den Parteinamen der Donatisten, den sie zwar nicht für sich anwandten, aber doch seiner nie außer mit der größten Ehre gedachten. Strenge Befehle, welche Constantin erließ, ihre Kirchen und Versammlungsörter einzuziehen, reizten sie zur Rache an den Katholiken, und die sogenannten Circumcellionen, eine Abart der Donatisten, verübten an diesen manche Gewaltthat und Grausamkeit. Constantin gewährte ihnen endlich auf ihre Bitte, daß man sie gehen ließe und ihre Züchtigung Gott anheimstelle (330). In ihren Lehren behaupteten sie hauptsächlich: die katholische Kirche seyen nur sie, in der übrigen Welt sey sie erloschen; daher seyen alle Sacramente außer ihrer Kirche null und nichtig, indem durch die Anerkennung der Traditoren als rechtmäßiger Bischöffe die ächte, apostolische Nachfolge unterbrochen und aufgehoben wäre. Daher nahmen sie nicht nur mit allen, die

zu ihnen übertraten, die Taufe noch einmal vor, sondern verfuhren, wo sie konnten, mit zerstörender Gewalt gegen die Kirchen und Kirchengeräthschaften der Katholiken. Doch herrschte über die Wiedertaufe nicht durchgängig gleiche Ansicht. Unter Constantius II. wurde Donatus exilirt und starb im Exil, vor 355. Bald brachen unter ihnen selbst Spaltungen aus, die mit großer Heftigkeit und Verfolgungswuth betrieben wurden. Der berühmte Bischof und Kirchenvater Augustinus gab sich auch seinerseits alle Mühe, sie von ihren Irrthümern zu überzeugen und mit der ächten Kirche zu versöhnen, und der Aufmerksamkeit, welche Kaiser Honorius dieser Sache widmete, verdankte man ein großes, unter dem Namen der Collatio zu Carthago abgehaltenes Religionsgespräch (411), bei dem 286 katholische, und 279 donatistische Bischöffe sich einfanden, das aber wie alle ähnliche Versuche nicht nur keine Aussöhnung bewirkte, sondern durch den von dem Cognitor (Untersuchungsrichter) Marcellinus zu Gunsten der Katholiken gefällten Ausspruch, welcher (412) kaiserliche Bekräftigung und Strafen zu Folge hatte, größere Erbitterung erregte. Den nun sowohl von Honorius als von seiner Schwester Placidia (als Vormünderin Valentinian's) gegen sie eingeschlagenen Maaßregeln brachte der Vandaleneinfall (429) zwar ein Ende, setzte sie aber derselben harten Behandlung aus, welche die Katholiken erlitten, so daß sie wenigstens bedeutend geschwächt und ihre letzten Ueberreste durch Gregor's des Großen kluge Maaßregeln wieder mit der katholischen Kirche vereinigt wurden.

Nicht aber nur die äußere Bedeutung der Zahl und des Standes der Theilnehmer erhub die Christen damals zur siegreichen Stellung über die Heiden, sondern auch der eigentliche Geist des Forschens und Denkens, welcher bei ihnen allein noch anzutreffen war. Die Nothwendigkeit der schriftlichen Vertheidigung gegen die Angriffe derjenigen, welche das Lächerliche, Verächtliche oder Unwahre der neuen Lehre hervorzuheben suchten, und die Belehrung und Tröstung der eigenen Glaubensgenossen erweckte frühzeitig ausgezeichnete Männer, die durch Wort und Schrift als Vorkämpfer ihres Glaubens sich außerordentliche Verdienste erwarben. Sowohl die griechische Kirche konnte sich in dieser Hinsicht der trefflichsten Männer rühmen, wie des Origenes, der, wohl kaum von einem Zeitgenossen, selbst schwerlich von einem Nachkommen an umfassender Gelehrsamkeit, eifrigem Streben, unermüdeter Thätigkeit übertroffen, zuerst die schlagendste Vertheidigung des christlichen Glaubens in seiner Schrift

an den Celsus geliefert, und durch geistvolle Erklärung der heiligen Bücher so wie auch persönliche Kraft der Rede bis an sein in Folge der Martern, die ihm die decianische Verfolgung brachte, herbeigeführtes Ende (254) für seine Kirche unermüdlich thätig gewesen ist, wiewohl man später in seinen Schriften häretische Behauptungen entdeckt und sie verworfen hat; wie des nicht mindergelehrten Eusebius Pamphili, Bischofs von Cäsarea, eines Arianers, dessen Kirchengeschichte und dessen Leben Constantin's des Großen uns eigentliche Hauptquelle jener Zeit ist, und aus dessen andern Schriften eine nicht gemeine Kenntniß des Alterthums erhellt; wie der beiden Freunde und Landsleute Gregor von Nazianz (329—389), dessen edles, menschenfreundliches Gemüth durch einen mit allem Wissen ausgerüsteten Geist geschmückt war, und Basilius des Grossen, gleichfalls eines Cappadociers (329—379), der gleich seinem Freunde als gelehrter und ergreifender Redner auf seine Zeitgenossen wirkte, besonders aber durch Lehre, Ermahnung und eigenes Beispiel zum Mönchsleben aufforderte, die Gelübde des Gehorsams, der Armuth und der Keuschheit allen Ordensgeistlichen auflegte, so daß er als eigentlicher Begründer der Mönchszucht im Morgenlande erscheint; endlich wie des Johannes Chrysostomus (344—407), durch Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und eine durchaus vollendete Beredtsamkeit ausgezeichnet; als auch die Kirche des Abendlandes. Hier tritt zuerst der Afrikaner Tertullianus hervor, der (185) durch die Standhaftigkeit der Märtyrer bewogen zum Christenthum übertrat, und bei der von Severus gegen die Christen begonnenen Verfolgung die Vertheidigung in einer bei aller Härte und Dunkelheit der Sprache beredten und nachdrücklichen Schrift unternahm (gest. 220). Weisheit, hohe Bildung, und Sanftmuth des Charakters erhoben den von vornehmen Eltern stammenden (geb. um 340) Ambrosius, der noch nur Katechumene, nicht einmal getauft war, durch einstimmige Wahl aller Parteien zum Bischof von Mailand, in welcher Eigenschaft er bis an seinen Tod (397) sowohl in kirchlichen als weltlichen Sachen seine Macht und seinen Einfluß zum Besten der Menschen gebrauchte. Von ihm soll der noch jetzt in der Kirche übliche ambrosianische Lobgesang herrühren, und er ist es, der den Kaiser Theodosius für seine in der leidenschaftlichen Uebereilung begangenen Grausamkeiten zur Kirchenbuße zwang. Von dem größten Einfluß auf die Lehre der Kirche, nicht nur seiner Zeit, indem er gegen Donatisten, Manichäer, Pelagianer eiferte, sondern auch der ganzen Nach-

welt, indem durch ihn die Lehre von der Gnadenwahl entwickelt und ausgebildet worden ist, war Augustinus (geb. 354), von dem heiligen Ambrosius für das orthodoxe Christenthum gewonnen und von demselben (387) getauft, später Bischof (395) in Hippo Regius auf der Nordküste von Afrika (Bona) und daselbst gestorben während der Belagerung durch die Vandalen (430). Hieronymus endlich (der nebst Ambrosius, Augustinus und Gregor dem Großen die vier grossen Kirchenväter der lateinischen Kirche ausmacht), aus Dalmatien (331) gebürtig, sorgfältig erzogen, und mit dem Weltleben gleich Augustinus nicht unbekannt, dann (gegen 370) getauft in Rom, gewann hierauf während eines mehrjährigen Aufenthalts in der syrischen Wüste Neigung für das Mönchsleben, das er nach seiner Rückkehr nach Rom (383) mit solchem Eifer verfocht und hervorhob, daß selbst vornehme Frauen der Welt entsagten, ins klösterliche Leben sich zurückzogen, und die heilige Paula ihren Lehrer Hieronymus in seine Zurückgezogenheit nach Palästina (386) begleitete, und von ihrem Vermögen ein Kloster bei Bethlehem gründete, wo er (420) starb. Seine ungemeinen Sprachkenntnisse mit großem Eifer und feuriger Beredtsamkeit verbunden machten ihn zu einem rüstigen Kämpfer der Kirche in allen damals obwaltenden Streitigkeiten mit Häretikern, und seine Uebersetzung des alten Testaments liegt der sogenannten Vulgata zum Grunde.

War nun aber auch durch Geist und Gelehrsamkeit die christliche Gemeinde vollkommen an die Stelle des alten weltbeherrschenden Roms getreten, so floß ihr doch noch ein größeres Gewicht und eine größere Verherrlichung von dem Mönchswesen zu. In den Wüsten Aegyptens und Palästina's entstand diese merkwürdige Erscheinung, von den damaligen Christen gleich einer neuen Philosophie bewundert und, trotz ihrer Beschwerden, mit bewundernswürdigem Eifer nachgeahmt. Wenn sich auch schon in älteren Zeiten Spuren von ähnlicher Entfernung von der Welt und ihren Lüsten gezeigt haben, wenn schon Philo von solchen Vereinen der Hebräer am mareotischen See redet, und wenn in dem Leben des Elias und des Täufers Johannes das früheste Vorbild erkannt wurde, so nahmen doch alle einstimmig den Aegypter Antonius, aus Koma bei Heraklea gebürtig, von guter Abkunft, obgleich geringer Bildung, als Stifter des Mönchslebens an. Frühe verwaist, vertheilte er sein Vermögen an seine Landsleute und die Armen, und begab sich in die Einsamkeit, erst in den Gräbern, zuletzt an dem rothen Meer auf dem Berg Colzim,

wo noch ein altes Kloster seinen Namen trägt. Hier lebte er in gänzlicher Entsagung aller körperlichen Genüsse, seine Kost war Brod und Salz, sein Trunk Wasser, sein Lager der nackte Boden oder eine ärmliche Matte. Seine Thätigkeit bestand außer im Predigen, daß man Gott fürchten und seine Gebote halten solle, und in Ermahnung zur Arbeit und zur Wachsamkeit über seine Handlungen, in einer durch seinen großen, frühzeitig entstandenen Ruf aufgerufenen Vertheidigung aller Verfolgten und Bedrückten, zu welchem Ende er oft in die Städte kam, um daselbst ihre Sache zu führen, sogleich aber wieder in die Einsamkeit zurückkehrte. In seinem langen über hundert Jahre betragenden Leben (251—356) genoß er die Freude, den von ihm gezeigten Weg von einer ausnehmenden Menge Einsiedler und Mönche, die theils in einzelnen Zellen, theils in Gemeinschaft die Ufer des Nils, die Sandwüsten Libyens, die Felsen von Thebais, und die Städte Aegyptens bevölkerten, betreten zu sehen. Mit dem großen Athanasius stand er in inniger Freundschaft, und Constantin der Große bewies ihm seine Achtung. Ihm zunächst kommt Pachomius (gest. 349), und Hilarion, welcher das Mönchswesen in Palästina verbreitete. Durch Basilius den Großen erhielt es eine bestimmtere Form statt der regellosen und daher auch häufig zuchtlosen Willkühr. Denn es war zwar den Mönchen Arbeit, Schweigen, Gehorsam, Keuschheit und Gebet auferlegt, aber es war anfänglich verstattet, aus dem Kloster wieder in die Welt zurückzukehren, so daß manche ärgerliche Auftritte so wie auch die weitere Ausbildung des Glaubens ein Noviciat und hierauf ein unauflösliches Band nothwendig machten. Die ursprüngliche Regel für Nahrung und Tracht war die größte Einfachheit in der Landessitte, und es ward bald Gesetz, sich der Fleischnahrung, des Weins und überhaupt aller nährenderen und stärkeren Nahrung zu enthalten, so wie allmählig die Nachahmung der ägyptischen Tracht auch für andere, selbst nordische Länder, so weit es möglich war, gut befunden wurde. Die Arbeit war theils bestimmt, dem Müssiggang zu steuern und Geduld und Gehorsam zu lehren, weshalb auch die sonderbarsten Befehle, Pfähle wie Pflanzen zu begießen, Kleider zu nähen und wieder aufzulösen, u. dgl. ohne Murren vollzogen werden mußten, theils sich den nöthigen Lebensunterhalt zu verdienen, sowohl durch Bestellung der Felder, durch Schneiden des Getreides um Lohn, als auch durch Ausübung einzelner Handwerke oder einfacher Künste, Flechten von Matten aus Palmblättern u. dgl. Sie standen unter einem Aelteren, der Abbas

oder Vater genannt wurde, und dessen Gebot pünktlich befolgt werden mußte; eben so die Weiber (Nonnen) unter einer Vorsteherin. Indessen konnte dieses im Orient wie in Aegypten durch die Milde des Himmels mehr begünstigte Wesen im Abendlande nicht so schnell Eingang finden. Athanasius zuerst, genöthigt von Alexandria nach Trier ins Exil zu entweichen, brachte nähere Kenntniß und erweckte einige Neigung dafür in Italien und Gallien, und der heilige Martin, Bischof von Tours, (gest. 397) beförderte es in Gallien, so wie Hieronymus gleichzeitig in Italien. Fast so alt jedoch als die Mönche selbst sind die Klagen über ihre Ausartung und Verdorbenheit, indem es begreiflich ist, daß Viele, um der Arbeit zu entgehen, und ein Leben zu führen, das zwar keine sonderlichen Genüsse, aber für Leute geringen Standes eben auch keine sonderlichen Beschwerden und auf jeden Fall Befreiung von den unerträglichen bürgerlichen und militärischen Lasten darbot, oder um von der äußerlichen Achtung und andern Vortheilen Nutzen zu ziehen, ohne einen wahren Beruf zu fühlen, diese Lebensweise erwählten. Daher versuchte schon Augustinus, gegen die von den Gegnern des Mönchslebens aufgestellten wohlbegründeten Einwendungen keineswegs verblendet, und selbst erkennend, daß im nördlichen Afrika der größte Theil der Mönche aus Leuten von niedriger Herkunft bestand, aus Sklaven und Bauern, die man zwar nicht zuzulassen Unrecht thäte, deren Müßiggang und zu große Freiheit aber gefährlich sey, eine festere Regel als Schranke gegen diese Unordnungen aufzustellen, welche Ordnung jedoch erst viel später allgemeine Sanction erhielt (1256) und zunächst der Willkühr immer noch viel Raum ließ. Das Mönchthum würde daher der allgemeinen Verwilderung nicht haben widerstehen können, wenn nicht durch Benedict eine festere Ordnung und strengere Zucht gegeben worden wäre. Dieser, nächst Antonius und Basilius der dritte Begründer des Mönchlebens, geb. 480 von angesehenen Eltern in der italienischen Provinz Nursia, und in Rom unterrichtet, hatte sich in die Einsamkeit an den See Subiako zurückgezogen, wo er drei Jahre ganz unbemerkt lebte. Hirten entdeckten ihn und nun erhielt er große Verehrung vom Volke. Als in einem nahen Kloster eine Abtsstelle erledigt wurde, nahm er sie auf Antrag der Mönche an, hatte aber im Kampfe mit ihren wilden Sitten viele Gefahren zu bestehen, welche durch den Ruf vergrößert und mit vielen Umständen ausgeschmückt wurden. Der Umsturz aller bestehenden Verhältnisse durch die noch fortdauernden Wirkungen der Völkerwanderung machte,

daß Viele zu ihm hinströmten und diese Lebensweise, deren Heiligkeit sowohl auf die Griechen als auf die arianischen Ostgothen Eindruck machte, als den einzig sicheren Port erwählten, und er zwölf Klöster, jedes mit zwölf Mönchen unter einem Vorsteher, anlegen konnte. Endlich begab er sich auf den Berg, wo das Castrum Cassinum in Trümmern lag, und stiftete daselbst das berühmte Kloster Monte Cassino, welches als das Haupt aller Benedictinerklöster angesehen wird. Hier starb er zwischen 543 und 546. Die Grundzüge seiner Regel sind: der Abt soll den Mönchen als Stellvertreter Christi erscheinen, und seinem Willen soll jeder andere Willen unterworfen seyn; seiner Regierung und Leitung sollen Alle unbedingt und mit gänzlicher Hingebung folgen. Die eigentliche Aufnahme fand erst nach einem jährigen Noviciat, während dessen der Novize wiederholt an die schweren Obliegenheiten seines Standes erinnert wurde, statt, und er mußte sich hierauf schriftlich verpflichten, stets in dem Kloster zu bleiben, in Allem der Regel gemäß zu leben, und dem Abte zu gehorchen. Den Abt aber ermahnte die Regel, die zur Zucht nothwendige Strenge durch Liebe zu mildern. Die drei Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams galten ihm nicht als Zweck, sondern nur als Mittel und Anfang zur sittlichen Besserung. Seine Regel war übrigens in Speise und Tracht keineswegs beschränkt auf das bisher Uebliche, sondern da er wohl einsah, daß die Entbehrungen südlicher Länder in rauheren Gegenden eine reine Unmöglichkeit wären, so verlangte er Manches nicht, erlaubte vielmehr z. B. das Weintrinken in bestimmtem Maaße, und verstattete dem Abt nach Zeit und Umständen von der vorgeschriebenen Regel abweichen zu dürfen. Als Arbeit waren Feldarbeit, Gartenbau und Handwerke vorgeschrieben, wozu auch noch das Abschreiben religiöser Schriften, mitunter auch alter Autoren kam. Die unglaubliche Ausbreitung dieser Regel, die allen später im Abendlande entstandenen Mönchsorden zum Grunde liegt, ist der beste Beweis für ihre damalige Zweckmäßigkeit, wiewohl nachher theils der eigene Trieb, noch außer den von Benedict gesetzten Bedingungen durch andere die Zucht zu schärfen, die Weltlust zu zügeln und die Gottähnlichkeit zu erhöhen, theils das wirkliche Bedürfniß einer solchen verstärkten Zucht eine Menge Modificationen seiner Regel hervorgebracht haben. Indessen hat der Benedictinerorden fortwährend sich des größten Ansehens erfreut, und obwohl es nicht in der Absicht des Stifters lag, hat doch die edle Muße, welche diesen Klöstern zu Gebote stand, ein=

zelne ausgezeichnete Gelehrte und in manchen Zweigen der Wissenschaft treffliche Leistungen befördert. Eben so ist die Urbarmachung und die verständige Bestellung großer Landsstriche ein Werk dieser Klöster, wobei jedoch freilich nicht zu vergessen ist, daß die großen Schenkungen der Fürsten sie frühzeitig auch ohne ihr eigenes Zuthun bereicherten, und daß ihnen hauptsächlich das Verdienst der Erhaltung gebührt. — Eine andere Erscheinung der anachoretischen Lebensweise, die Styliten oder Säulenheiligen, blieb in ihrer Sonderbarkeit auf den Orient allein beschränkt, wo Einzelne z. B. Simeon, David, ein großes, selbst Kaisern bedenkliches Ansehen gewannen. So war mit dem Ende des römischen Reiches ein ganz anderes Reich, geistiger Art, obwohl eben so leiblichen Leidenschaften unterworfen, an seine Stelle getreten; ihm waren im Grunde die Fürsten und Herren alle unterthan, und alle Ansichten hatten sich ganz nach ihm umgestaltet. An der Stelle des Olymps mit seinen Göttern stand ein Himmel, der Wohnsitz der Trinität mit Engeln und Heiligen, an die Stelle des vielartigen duldenden Polytheismus war der Grundsatz der allgemeinen Verpflichtung zu einer und derselben Glaubensansicht getreten, und statt der durch Gebote und Verordnungen der Staaten beförderten Heiligkeit der Ehe und Bestrafung der Ehelosigkeit hatten die Mönche und Nonnen in ihrem Beispiel den bald allgemein anerkannten Grundsatz aufgestellt, die Ehe sey eine nur in Rücksicht menschlicher Gebrechlichkeit geduldete Anstalt und das größte Verdienst in den Augen des Himmels sey Ehelosigkeit.

VI. Neue Reiche. Chlodwig. Theodorich. — Justinian. — Alboin. — Der Papst.

Neue Reiche: in Spanien, Gallien, Germanien, Britannien, Afrika, Italien. Das Frankenreich. Chlodwig. Chlotar I. Die Ostgothen. Theodorich. Das oströmische Reich. Justinian I. Sturz des Vandalenreichs. Der Ostgothe Wittich. Totilas. Tejas. Sturz des Ostgothenreichs. Der letzte Consul Basilius. Longobarden. Alboin. Theudelinde. Vorzüge der römischen Bischöfe: a) als Römer, b) als älteste, c) als reichste, d) als einzige. Wachsthum der päpstlichen Autorität. Die Dekretalen. Sammlung des Dionysius Exiguus. Besiegung des Arianismus. Ausbreitung des Christenthums in Britannien. Gregor der Große. Ausbildung des Ceremoniels der Messe. Befestigung des Unsterblichkeitsglaubens. Bekämpfung der Priesterehe. Bekehrung der Angelsachsen. Zwist mit dem Patriarchen von Constantinopel. Verfolgung des classischen Alterthums.

Auf den Trümmern des Römerreiches hatten sich bei seinem Untergange folgende Völker gelagert. In Spanien bildeten westlich die Sueven ein damals in seiner Blüthe stehendes Reich, das im Osten von den nach dem innern Gallien weithinübergreifenden Westgothenreiche, und an der Küste durch die Römer, welche sich noch im Besitz der Seestädte befanden, begrenzt wurde. In Gallien war der Süden im Besitz der Westgothen, mit der Hauptstadt Toulouse, bis gegen die Loire hin; östlich reihten sich die Burgunder an sie, das mildeste aller dieser germanischen Völker, mit ihrer Hauptstadt Vienne; nördlich den Westgothen hatten die Britten, verstärkt durch Einwanderer und Flüchtlinge, seitdem die Angeln, Sachsen und Jüten in Britannien eingedrungen waren, die alte Halbinsel der Veneder inne, welche den Namen der Bretagne bekam; in der Mitte besaß Syagrius, römischer Patricius, Sohn des Aegidius, den Ueberrest der römischen Provinz mit Paris und Soissons. Ihm zunächst in der Pikardie und Flandern lagerten die verschiedenen Stämme der Franken, unter denen Chlodwig, König der salischen Franken, bald der bedeutendste wurde. Am Niederrhein waren ripuarische Franken, am Oberrhein bis herauf an die Alpen Alemannen, ohne Hauptstadt, unter Königen, ein unstät streifendes Räuber- und Reitervolk. Im innern Germanien hatten den Norden die Friesen unter ihren Häuptlingen wie vor Alters, und die Sachsen unter Herzogen inne; vom Harz an bis gegen die Main-

ufer hinab mag sich damals schon das ansehnliche Reich der Thüringer erstreckt haben, und von diesen südlich das Volk der Bojoaren, dessen Herzog oder König zu Regensburg saß, bald mehr bald weniger von den Franken abhängig, wahrscheinlich aus Ueberresten der alten Bojer und aus andern eingewanderten germanischen Stämmen gebildet. Der Osten Germaniens von der Elbe an bildete ein unbekanntes Land, in dem slavische und wendische Stämme, die erst später zu ansehnlichen Reichen der Czechen und Lechen heranwuchsen, sich herumtrieben. **Britannien** hatte seit 449 die Angeln, Jüten und Sachsen, anfangs nur auf der Küste, später in der großen östlichen Hälfte aufgenommen, und die Ureinwohner unter ihren Königen tapfer fechtend waren in die Gebirge von Wales und Cornwallis zurückgedrängt worden. Im Norden des Clyde waren Caledonier, Picten und Scoten. Irland war so gut wie ganz unbekannt, desgleichen ganz Skandinavien. Nach **Afrika** waren die Vandalen unter Geiserich schon 429 gegangen, und hatten hier ein die späteren Barbaresken bereits vorbildendes Reich gegründet. In **Italien** war Odoaker mit seinen Herulern, Rugiern und Scyrren.

Von diesen Staaten gewann der **fränkische** durch seine Dauer unstreitig die größte Bedeutung. **Chlodwig** warf sich auf den Römer Syagrius und erstritt durch den Sieg bei Soissons (486) seinem fränkischen Stamm einen festen Sitz auf dem alten römischen Gallien, wodurch er nicht nur seinen Stamm mächtiger und ansehnlicher machte, als alle übrigen Frankenstämme, sondern auch selbst als Krieger eine große Bedeutung erlangte. Zehn Jahre später gab der Sieg über die Alemannen bei Zülpich, in welchem Chlodwig, der seinem Vetter Siegbert, König in Cöln, gegen diese zu Hülfe gekommen war, bei dem schwankenden Glücke der Schlacht den Christengott, welchen bereits seine Gemahlin Clotilde verehrte, mit dem Gelübde für Ertheilung des Siegs ein Christ werden zu wollen, angerufen hatte, Veranlassung, die Franken, bisher noch Heiden, für die christliche Religion, und zwar katholischen Bekenntnisses, zu gewinnen. Chlodwig, den der rheimser Bischof Remigius am folgenden Osterfeste, mit mehreren seiner Verwandten und einer großen Menge Franken taufte, war damals der einzige nicht in den Irrthümern einer von der Kirche für ketzerisch erklärten Lehre befangene Fürst, und erwarb dadurch sich und seinen Nachfolgern den Namen der allerchristlichsten Könige. Der Sieg über die Alemannen brachte eine Ausdehnung des fränkischen Reichs gegen Süden mit sich, wel-

cher eine feindliche Berührung mit Burgund folgte, das jedoch unter seinem klugen König Gondebald den Angriffen Chlodwigs unerschüttert Trotz bot. Erfolgreicher war ein Angriff auf die Westgothen, denen, als Arianern, Chlodwig als guter Christ den schönsten Theil Gallien's unmöglich gönnen konnte, und in dem Siege bei Vougle (507) nicht nur ihren König Alarich II. erschlug, sondern sie selbst bis über die Garonne zurückdrängte, wodurch dieses Reich auf gallischem Boden nichts als die sogenannte Provinz Septimanien behielt. Da auch der bretagnische Fürst dem Titel König entsagt und Chlodwigs Oberhoheit anerkannt hatte, so war er am Ende seiner Tage (511), nachdem ihn der griechische Kaiser Anastasius mit dem Titel Patricius und den römischen Consulats-Insignien bekleidet hatte, als der alleinige fränkische König, im Besitz vier rüstiger Söhne, wenn nicht der erste mächtige Fürst des Abendlands, doch wenigstens dem Ostgothen Theodorich dem Großen gleich, und in dem Reichthum der Kinder und der Unbestrittenheit der Herrschaft ihm überlegen. Seine Söhne stürzten nicht nur die burgundische Herrschaft, sondern drängten auch die Westgothen, als diese den Schutz der Ostgothen nicht mehr besaßen, noch weiter aus Gallien hinaus, und unterwarfen sich das thüringische Reich im innern Deutschland, wurden von Sachsen, Bojoaren und Allemannen als Oberherren anerkannt, und nur die seit Chlotar I. (558—561) immer wiederkehrenden Theilungen des Reichs mit Bruderzwist, Mord und allen möglichen Greueln verzögerten die diesem Reiche durch natürliche Einheit nothwendig erwachsende Größe.

Der Zeit nach später als Chlodwig, an persönlicher Würde aber und nachdrucksvollem Einfluß auf alle Begebenheiten des damaligen Westeuropa's weit über ihm, steht Theodorich Stifter des Ostgothen Reichs. Diese waren nach dem Untergang des Hunnenreichs unabhängig geworden, und Theodorich, Sohn Theudmir's, erzogen zu Constantinopel, hatte die Alleinherrschaft erlangt. Ihn wies die orientalische Politik Kaiser Zeno's, welche das in ihrem Norden umherziehende Raubvölk vom Halse zu haben wünschte, gegen den König Odoaker, der ohnedies bei den Kriegen mit den Rugiern in Pannonien, in Berührung mit den Ostgothen gekommen war. In einer Reihe von siegreichen Gefechten (489 und 490) warf er den Odoaker zurück, schloß ihn in Ravenna ein, und als ein Friede unter der Bedingung eines getheilten Regiments (493) zu Stande gekommen war, entledigte er sich seines Mitregenten unter dem Vor-

wande der Selbstvertheidigung gegen heimliche Nachstellungen. Wie man immer auch diese That betrachten möge, gewiß ist, daß Theodorich's fernere Regierung zeigte, daß er die Herrschaft verdiente. Zufrieden mit seinem Siege, der ihm Italien, Sicilien und den größten Theil der Süddonauländer zu eigen gab, steckte er das Schwerdt in die Scheide, und verwandte seine Macht und sein Ansehen, um die Regierung seines Landes ehrenvoll und segensreich zu führen und in den sämmtlichen Angelegenheiten des übrigen Westeuropa's als entscheidender Vermittler aufzutreten. Italien genoß unter ihm einer 33jährigen Ruhe, die um so wohlthätiger war, als er an dem Wesen der alten Verwaltung nichts änderte, die Vorzüge der gebildeten Römer selbst erkannte und sie an seinen Hof und in seine Dienste zog, und weit entfernt aus Gothen und Römern Ein Volk erzwingen zu wollen, beide nach ihren eigenthümlichen Gesetzen und herkömmlichen Einrichtungen sich benehmen ließ. Gegen die auswärtigen Völker trat er stets zur rechten Zeit als Schützer des Schwächeren auf, verschaffte so den Allemannen nach ihrer Niederlage bei Zülpich ein sicheres Unterkommen in den Alpenthälern und sicherte die Westgothen (nach 507) vor gänzlicher Verdrängung aus Gallien. Sein Benehmen als Christ gegen die ihm, dem Arianer, feindliche katholische Bevölkerung Italien's zeigte, daß er von wahrer Christenpflicht bessere Begriffe hatte, als die Rechtgläubigen, und nur zum Schutze der eigenen Unterthanen sah er sich gegen das Ende seines Lebens zu Vergeltungsmaaßregeln gegen die Katholiken genöthigt. Eine solche wohlthätige nnd glorreiche Regierung, die ihn nach einem heldenmäßig verbrachten Jugendleben im Alter mit den höchsten Ehren umgab, war dennoch nicht im Stande, die ihrer alten Majestät noch nicht ganz vergessenden Römer mit dem Gedanken, von Barbaren beherrscht zu werden, auszusöhnen, und Theodorich's letzte Lebenstage sind mit dem Vorwurf der Grausamkeit gegen den gelehrten Boëthius und den Patricier Symmachus, die in den Verdacht einer Verschwörung fielen, befleckt. Er starb bald nach diesen Grausamkeiten (526) und das ostgothische Reich ging nun schnellen Schrittes dem Untergange entgegen. Theodorich's Tochter Amalasuntha, die anfangs für ihren Sohn Athalarich die Regierung geführt, dann als ihn das zügellose Leben, dem sich der nach dem Wunsche der Gothen der mütterlichen Zucht entnommene Jüngling überließ, weggerafft (534) hatte, als Königin einen Verwandten Theodat zum Gemahl genommen hatte, wurde von die-

sem ermordet, und dies gab dem orientalischen Kaiser Justinian, der während seines Kriegs mit den Vandalen, der nun glücklich beendigt war, in gutem Vernehmen mit der ostgothischen Königin gestanden hatte, Veranlassung als Rächer ihres Todes aufzutreten.

Das oströmische Reich war seit dem Untergange des abendländischen theils von bürgerlichen aus dem Mangel der sichern Erbfolge entsprungenen, theils von kirchlichen Streitigkeiten so beunruhigt worden, daß die noch vor 476 fallende Beendigung des Perserkriegs durch die Theilung des 440 zu Grunde gegangenen armenischen Königreichs als die erfreulichste Begebenheit auch deßwegen anzusehen ist, weil es schwer gewesen seyn dürfte, während der unter Leo I., Zeno, Anastasius I., fast ununterbrochenen innern, von religiösen Parteien genährten Gährungen einem kräftigen Angriff von außen zu widerstehen. Erst der Familie Justin's I. (518—527), besonders seinem Neffen, dem in mancher Hinsicht des Beinamen des Großen nicht unwürdigen Justinian I. (527—565) gelang es nicht nur im Innern, sondern auch nach Außen dem Reiche einen neuen Glanz zu geben. Dies geschah nicht nur durch prächtige und kostspielige Bauten, theils zum Behuf des Kultus, theils zum Schutz der Grenzen, durch die von ihm den Namen führende Sammlung und Sichtung der römischen Gesetze, durch Erregung des Handels und der Gewerbe, namentlich durch Verpflanzung des bisher dem innern Orient ausschließlich angehörigen Seidenbaues auf europäischen Boden, sondern besonders durch die siegreiche Vernichtung der vandalischen und ostgothischen Reiche, wobei die Namen der Feldherren Belisar und Narses verherrlicht worden sind. Das vandalische Reich, von Genserich (429) gestiftet, hierauf in dem üppigen Klima, dem selten nordische Barbaren zu widerstehen vermochten, in seinem innersten Mark entkräftet, wurde schon unter seinem Urenkel Gelimer, der Genserich's Enkel von seinem ältesten Sohne Hilderich verdrängt hatte, mit leichter Mühe gestürzt; unter dem nicht unbegründeten Vorwande, seinen Bundesgenossen Hilderich zu rächen, sandte Justinian (533) ein Heer unter Belisar ab, und Gelimer, zugleich von dem Abfalle treuloser Statthalter bedroht, mußte nach mehreren Niederlagen sich seinem Sieger ergeben (534), der ihn zu Constantinopel im Triumphe mit aufführte, übrigens aber bei Justinian ihm einen anständigen Unterhalt für den Rest seiner Tage verschaffte. Das Reich der Vandalen und ihr Name ging zu Grunde. Ebenso wie Justinian für Hilderich Rache

suchend Veranlassung genommen hatte, die Vandalen zu stürzen und Afrika wieder zu erobern, gab ihm auch der Mord Amalasuntha's Gelegenheit, in die italienischen Geschichten sich zu mischen und unter dem Vorwande, den Mord seiner Bundesgenossin, die ihm eben erst noch gegen die Vandalen von Sicilien aus Zufuhr geschickt hatte, an dem feigen und von seinen Landsleuten selbst verachteten Theodat zu rächen, dem ostgothischen Reiche ein Ende zu machen. Schon 535 begann der Krieg, den Belisar mit der Wegnahme Sicilien's eröffnete, hierauf in Italien landete, Neapel (536) eroberte, hart behandelte und gegen Rom vordrang. Theodat, der sich bisher schwankend bewiesen hatte, fiel bei seinen eigenen Landsleuten in den Verdacht des Verraths und wurde ermordet (536 im Aug.).

Der tapfere Vitiges (Wittich), gleich Theodorich ein Held der Sage, wurde König, verband sich mit Amalasuntha's Tochter Mataswintha, ließ aber Belisar Rom einnehmen, und war mit einem großen Gothenheere nicht im Stande, die von Belisar tapfer vertheidigte Stadt wieder zu erobern, mußte vielmehr (539) nach Jahre langer Frist die Belagerung aufgeben und sich nach Ravenna ziehen, wo ihn nun Belisar seinerseits belagerte und noch vor vollem Ablaufe des Jahres die Uebergabe erzwang. Der gefangene Gothenkönig wurde (540) nach Constantinopel gebracht und dort mild behandelt. Indessen war nur die südlich vom Po befindliche Macht des ostgothischen Reichs damit gebrochen, im Norden sammelten sich die Geflüchteten und Unbezwungenen, und vereinigten sich, nach kurz dauernder Trennung der Rugier von den Gothen, den tapfern Totilas (541) als König anzuerkennen. Während diesem Helden nur das Einverständniß mit den Italienern, die ihn als Barbaren und als Ketzer ansahen, abging, um den Orientalen völlig gewachsen zu seyn, gegen die er sich über zehn Jahre behauptete, war an Belisar's weniger glücklichen Erfolgen die mangelhafte Unterstützung von Hause aus Ursache, und als endlich Narses sein Nachfolger mit einem großen Heere, das größtentheils aus Hunnen, Longobarden, Herulern und Gepiden bestand, den Weg in das Innere von Italien gefunden hatte, war mit seinem Siege in den Apenninen (552 im Jun.), und Totilas' bald darauf an Verwundung herbeigeführten Ende, die Niederlage der Ostgothen entschieden. Denn obwohl sie den Tejas erwählten, und mit diesem bis Campanien vordrangen, hier in einer mehrtägigen Schlacht bei Nocera (553), wo Tejas selbst eines Heldentodes starb, Alles aufbietend, was

Tapferkeit und Verzweiflung vermag, so war doch dieser Versuch wie etwa noch im nächsten Jahre ein anderer, in Verbindung mit fränkischen und alemannischen Herzogen wieder emporzukommen, völlig vergebens. Das Volk der Ostgothen, das stets von den Italienern sich abgesondert hatte, war theils in den Kriegen ganz aufgerieben worden, theils wanderte es aus, theils auch verschmolz es nun mit den übrigen Bewohnern des Landes; doch mag dieses der geringste Theil gewesen seyn. Justinian war so, nicht durch eigenes Feldherrgeschickt, aber durch das unleugbare Verdienst, in der Wahl seiner Feldherren das Richtige getroffen zu haben, sowohl Afrika's als Italien's wieder Herr geworden. Jedoch benutzte er das Glück nicht so, wie es die Römer und Italiener überhaupt erwarten mochten. Rom freilich war in den gräßlichen, wiederholten Stürmen, die es getroffen hatten, in den abwechselnden bald gothischen, bald oströmischen Eroberungen, so heruntergekommen, daß es (547) nur 500 Menschen gehabt haben soll, und Frauen und Töchter der Senatoren in Lumpen bettelten, der Senat war ebenfalls sowohl an Macht und Einfluß, als auch an Zahl der Mitglieder ganz geschmolzen, und seit dem letzten Consul Basilius (541) hatte Niemand mehr diese kostspielige Würde bekleidet. Indessen sahen die Römer dennoch mit Unwillen, daß Justinian nicht daran dachte, die alte Würde der occidentalischen Hauptstadt zu erneuern, sondern als unumschränkter Oberherr das neugewonnene Land, gleichsam eine eroberte Provinz, unter Duces, deren Oberhaupt ein Exarch zu Ravenna war, vertheilte, und in seinem Verfahren gegen den römischen Bischof dieselbe Strenge, wie gegen einen andern widerspenstigen Bischof oder selbst den Patriarchen der Hauptstadt, ausübte. Der römische Bischof, der um diese Zeit den Namen Papst zu führen begann, war nämlich schon seit geraumer Zeit der einflußreichste Mann in Rom und begann, wie schon Leo I. zum Wohle der Stadt und zum Wohle Italien's politisch gewirkt hatte, zu seiner kirchlichen Bedeutung auch eine politische hinzuzufügen und das Gebäude der Hierarchie über dem Grabe Petri aufzuführen. Hiezu trugen jedoch erst die im folgenden Jahrhundert nach Justinian mit dem byzantiner Hof über den Vorrang und über Glaubenssachen entstehende Streitigkeiten am meisten bei.

Justinian konnte nach Vernichtung des vandalischen und ostgothischen Reiches allerdings als Wiederhersteller des römischen Reiches angesehen werden, und es gebührt ihm, wie schon erwähnt, in man-

cher Hinsicht der Name des Großen, wiewohl sich in ihm und seiner Gemahlin Theodora großartige Eigenschaften mit vielem Verächtlichen und Entwürdigenden paarten. Dennoch war der Glanz seiner Regierung nur künstlich erzwungen, trotz aller Siege über Vandalen und Gothen und Perser, die der wohlverdiente und getreue, höchst ungerecht kurz vor dem Ende seiner Tage einer Verschwörung beschuldigte, jedoch nach sechsmonatlichem Hausarrest wieder in seine Rechte und Güter eingesetzte Belisar erfochten hatte, sah er sich am Ende seiner langen Regierung von den Slaven bedroht und durch die immer wieder ausbrechenden Parteienkämpfe des Cirkus, deren merkwürdigster, Nika genannt, nach dem Schlachtruf der Blauen und Grünen, ihm selbst (532) Vertreibung gedroht hatte, welcher nur die Entschlossenheit Theodora's steuerte, in seiner Hauptstadt selbst gefährdet. Der Wiedergewinn Italien's war nur von kurzer Dauer. Ob seines Neffen und Nachfolgers Justin II. Gemahlin Sophia durch die dem italienischen Exarchen Narses zugefügte Beleidigung diesen zur Rache gereizt habe, welche er in der an die Longobarden erlassenen Aufforderung nach Italien zu kommen suchte und fand, oder ob das Vordringen der Avaren, die schon in den letzten Jahren Justinian's sich nördlich von der Donau eingefunden hatten, ein asiatisches den Hunnen ähnliches Volk, oder ob Alboin's Thatendurst allein den Zug der Longobarden nach Italien veranlaßt habe, dürfte schwer zu entscheiden seyn, und man kann wohl mit größerer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß ein Zusammentreffen mehrerer Umstände ihn herbeiführte. So trat in Italien, etwas über zwanzig Jahren seit dem Untergang der Ostgothen abermals ein barbarisches Volk auf, unter seinem König Alboin, dessen Leben und Tod durch romantische Züge ausgeschmückt ist, sich des ganzen Oberitalien's und eines Theils von Mittel- und Unteritalien bemeisternd. Den Byzantinern blieb das Exarchat von Ravenna, die Küstenstädte in Ligurien, die Herzogthümer Rom und Neapel, und Calabrien nebst der äußersten Südspitze, so daß wegen der Verwirrung der Besitzungen und der Grenzen ein fast beständiger Krieg mit dem Morgenlande eintrat. Die frühzeitige Ermordung Alboin's (573), der ein Opfer der Blutrache wurde, so wie seines Nachfolgers Kleph (575), und der hierauf zehn Jahre lang dauernde anarchische Zustand, während dessen die dreißig Herzoge in ihren Antheilen regierten, hinderten die weitere Ausdehnung des longobardischen Reichs, und da zugleich Avaren, Franken und Byzantiner

diese neuen Ankömmlinge, die an und für sich wenig zahlreich waren, von verschiedenen Seiten bedrohten, so war die für Rom selbst drohende Gefahr einigermaßen abgewendet, indem die von dem Einfluß der Bojoarin Theudelinde, Gemahlin der Könige Authar und Agilulph, bewirkte Einführung der katholischen Religion anstatt der vorher schon vorhandenen arianischen Lehre dem Papst zunächst eine größere Gewalt und seinen Geboten größern Nachdruck gab. Denn die Longobarden Könige betrachteten mit Recht den römischen Bischof als ihren bedeutendsten Gegner in Italien, und wendeten daher jede von andern Kriegen freie Zeit zu einem Angriff gegen diesen an.

Es war natürlich, wenn in den Bischöffen von Rom frühzeitig der Gedanke erwachte, ebenso wie die Cäsaren zur weltlichen, seyen sie zur kirchlichen Herrschaft bestimmt, und das Erbtheil Roms gehe auch auf sie über. Ihre Gemeinde war in der angesehensten Stadt des Reichs und führte ihren Ursprung in die ersten Zeiten des Christenthums, auf die Gründung durch Petrus und Paulus hinauf, von denen jener der erste Bischof gewesen, beide aber hier gelehrt haben und gestorben seyn sollten. Gemäß der Ansicht von der in den Kirchen sich treu und unverfälscht fortpflanzenden Tradition mußte also die Tradition in Rom, herrührend von zwei der angesehensten Apostel, deren einer von Christus selbst besonders ausgezeichnet worden war, eine besondere Autorität erlangen, und Rom in der Regel als das Sanctuarium der reinen Lehre erscheinen. Daher findet sich schon frühzeitig eine Appellation an den Ausspruch des römischen Bischofs, welche besonders bei den abendländischen Bischöffen nicht auffallend ist, da die Autorität Roms auch auf den Bischof übertragen wurde, zu welcher aber auch die morgenländischen sich veranlaßt sahen. In dem Streite über die Abendmahlsfeier trat zuerst Bischof Victor (196) gebietend gegen die asiatischen Bischöffe auf, und wiewohl er zunächst seinen Zweck nicht durchsetzte, so wurde doch später auf der nicänischen Synode der römische Gebrauch als der richtigere anerkannt, obgleich den Morgenländern anheimgestellt wurde, sich ihres bisherigen Herkommens auch ferner zu bedienen. Eben so wurde in dem Streite Stephans I. gegen Cyprian von Carthago († 258) über die Gültigkeit der von Ketzern verrichteten Taufe die Ansicht des römischen Bischofs, daß nicht Wiederholung der Taufe, sondern nur Auflegung der Hände zur Aufnahme in die katholische Kirche nöthig sey, endlich, obgleich

erst nach dem Tode der beiden Streitenden, die herrschende. Mag nun hierin auch nicht die Autorität Roms, sondern die Richtigkeit der Ansicht und die Gewandtheit, mit welcher die römischen Bischöffe zu Werke gingen, am Ende den Sieg errungen haben, so trugen doch solche Fälle zur Befestigung des schon vorhandenen Ansehens bei, und die Nachfolger, beseelt von dem alten Geiste des siegreichen Roms, benutzten jeden Anlaß, dieses Ansehen zu erweitern. Zu dieser Erweiterung war ihnen der Reichthum ihrer Kirche, welche schon im vierten Jahrhundert, unter Valentinian, eine der reichsten in der Christenheit war, ein sehr dienliches Mittel; nicht nur in Italien, sondern auch in Gallien, Spanien, Sardinien, Afrika, ja selbst in Asien besaß die römische Kirche ansehnliche Güter, sogenannte Patrimonien, welche von eigenen Beamten unter dem Namen von Defensoren verwaltet wurden, und deren bedeutende Einkünfte von den römischen Bischöffen auf mancherlei Weise, zur Unterstützung ihrer Freunde und Anhänger, überhaupt aber zur Beförderung ihrer Zwecke gebraucht wurden. Endlich waren die römischen Bischöffe die einzigen Patriarchen im Abendlande, während im Morgenlande Jerusalem, Alexandrien, Antiochien und Constantinopel eifersüchtig neben einander standen, und während sich diese wegen Ketzereien mit Heftigkeit anfeindeten und verfolgten, waren die zu Rom fast ohne Ausnahme der siegreichen, d. h. orthodoxen, Partei zugethan und konnten daher mehreremale als entscheidende Richter auftreten. Wenn dies auch zunächst nur in speciellen Fällen geschah und ein allgemeines Recht daraus nicht hergeleitet werden konnte, am wenigsten über die morgenländische Kirche, so trugen doch auch diese Fälle zur Begründung eines Herkommens bei, an dessen Recht endlich Niemand mehr zweifeln durfte. Nicht wenig wurde auch ihr Ansehen durch die von ihnen ertheilten Beantwortungen kirchlicher Fragen vermehrt, welche eben ihres Ansehens wegen an sie gestellt wurden, und in deren Lösung sie die in ihrer Kirche herrschende Tradition geschickt zur Vermehrung dieses Ansehens und Anerkennung ihres Supremats benutzten. Zuerst trat Innocenz I. in seinen Decretalen an die abendländischen Bischöffe, Victricius von Rouen und Exsuperius von Toulouse, in seinen Entscheidungen über die Streitigkeiten der orientalischen Patriarchen, und besonders des Augustinus gegen den Pelagius, mit seinen Ansprüchen auf das Supremat der römischen Kirche hervor. Leo I., der Große, war nicht nur durch persönliche Unterhandlung

bemüht, Attila und Genserich von Rom abzuwenden, was ihm wenigstens zum Theil gelang, sondern war besonders in kirchlichen Angelegenheiten nach allen Seiten hin thätig. In Gallien, Spanien, Afrika, Illyrien benahm er sich als obersten Bischof, behauptete das Vorrecht Roms über Alexandria, bewirkte die Absetzung des Patriarchen Dioskurus (451) auf der Synode zu Chalkedon, die Verdammung des Eutyches und der monophysitischen Ketzerei, und erlangte auf derselben Synode die Gleichstellung mit dem Patriarchen zu Constantinopel, dem er überdies noch im Range vorgehen sollte, und vor dem er auf jeden Fall den Vorzug der ältesten Tradition und einer auf Gott selbst zurückführenden Einrichtung behauptete. Nachdem nun nur ein Nebenbuhler vorhanden war, und selbst Jerusalem und Antiochia zurückstehen mußten, konnte man leicht auch mit diesem fertig werden, und die Schrift mußte seit Gelasius in dem bekannten Verse: Du bist Petrus ꝛc., zuerst einen Beweis dafür geben. Als nach 476 Rom in die Hand Odoaker's, nachher Theodorich's gerieth, war diese Veränderung, indem nun die höchste weltliche Würde entfernt war, dem römischen Bischof, der nun der vornehmste Mann in der Stadt war, überaus vortheilhaft. Zwar behauptete Theodorich seine Rechte über die Kirche mit Nachdruck, ließ Einzelne dies empfindlich fühlen, und selbst seine Nachfolger verfuhren in seinem Geiste; dennoch wurde unter ihm (503) der Satz aufgestellt, geringere Bischöffe dürften kein Gericht über den römischen halten, und die damals (526) von dem Abt Dionysius dem Kleinen verfaßte Sammlung von Kirchengesetzen für das Abendland, welche die Decretalen römischer Bischöffe den Apostel Kanonen und Synodalbeschlüssen zur Seite stellte, vermehrte nicht wenig das Ansehen der Päpste. Da nach dem Untergang des ostgothischen Reichs die nun eintretende Verwirrung Italien's, das zwar unter Justinian wieder zum Reiche gezogen aber wenig geschützt war, die Nothwendigkeit eigener Vertheidigung herbeiführte, so war hier wiederum der Papst, als der reichste Güterbesitzer, der einflußreichste Mann, der an die Spitze der übrigen Grundeigenthümer trat und also vom Kaiser selbst für seine Aufopferung angemessen geehrt wurde. Die Päpste standen zwar noch geraume Zeit für ihre im byzantinischen Unteritalien liegenden Patrimonien im Unterthanenverhältniß zu dem Kaiser, bezahlten Tribut und Schutzgeld, und mußten die Rescripte und Decrete des byzantiner Hofes mit Ehrfurcht annehmen, mit der immer zunehmenden Schwäche desselben aber,

mit der Nothwendigkeit sich einen andern, nähern Schirmvogt zu suchen, mit der im Abendlande ausgebreiteteren Herrschaft des Papstes, und mit der durch kirchliche Streitigkeiten vermehrten Feindschaft zwischen dem Papst und dem Patriarchen löste sich endlich dieses Verhältniß ganz auf und der Papst, klug genug sich einen nominellen Kaiser gesetzt zu haben, stand endlich als oberster Kirchenherr des Abendlandes da.

Zunächst war die arianische Lehre, welcher die meisten abendländischen Völker zugethan waren, allerdings ein Hinderniß; es war aber auch wiederum eine nothwendige Folge, daß die Katholiken sich enger an einander und hauptsächlich an den Bischof anschlossen, der ohne Widerspruch der angesehenste des ganzen Abendlandes war. Daher gelangte der Papst zuerst bei den Franken, die gleich anfangs die katholische Lehre annahmen, zu einem bedeutenden Ansehen, wiewohl an ein eigentliches Supremat in dem fünften und sechsten Jahrhundert noch nicht zu denken war. In Spanien hingegen, dessen katholische Bevölkerung von den arianischen Westgothen beherrscht wurde, schlossen sich die katholischen Bischöffe natürlich schon enger an Rom an, und der Uebertritt des Königs Rekkared (586) vollendete die Unterwerfung dieses Reichs unter die römische Autorität, welche erst kurz vor dem Einfall der Araber (701) wieder unterbrochen wurde und durch dieses Ereigniß (711) natürlich wieder ganz aufhörte. Am allerinnigsten aber wurde die Verbindung mit den Angelsachsen, und da von diesem Volke die wirksamsten Missionäre nach dem Continent ausgingen, und namentlich das ostfränkische, austrasische, nachher deutsche Reich von ihnen zum Christenthum bekehrt wurde, so ist billig diese Verbindung als ein höchst gelungenes Werk zu betrachten. Sie ist das Werk Gregor's des Großen, eines aus vornehmer römischer Familie (540) abstammenden Mannes, der früher in bürgerlichen Aemtern sich außerordentlich fähig bewiesen hatte, und deßhalb von Justin II. zum Prätor von Rom gemacht worden war, aber von großer Neigung zum Mönchsleben hingezogen, nach seines Vaters Tod sein Vermögen zur Stiftung von sechs Klöstern auf Sicilien und von einem siebenten in Rom selbst anwandte, in das er selbst eintrat und hier großen Ruf der Heiligkeit erlangte. Hierauf zum siebenten Diakon der römischen Kirche erhoben, wurde ihm eine Sendung an den byzantiner Hof vertraut, und wiewohl er den Zweck derselben nicht erreichte, gewann er doch durch sein geschicktes Benehmen Ansehen

und Achtung, und erlangte die für seine folgende Stellung höchst wichtige Kenntniß dieses Hofes, von dem sich ganz loszureißen damals noch nicht die Zeit war. Nach seiner Rückkehr lebte er noch eine kurze Zeit in seinem Kloster, bis ihn nach Pelagius' Tod (590) die einstimmige Wahl des Klerus, Senats und Volks zu Rom zwang, den päpstlichen Stuhl zu besteigen. Seine fast vierzehnjährige Regierung ist bei weitem die bedeutendste, die seit langer Zeit Rom gesehen hatte, und sowohl die innere Gestaltung der Kirche in Lehre und Kultus, als auch die äußere Stellung des römischen Bischofs verdankt ihm ungemein viel. Gregor konnte für einen Gelehrten der damaligen Zeit gelten, und wiewohl man von classischer Bildung um so mehr absehen muß, als ihm das ganze heidnische Alterthum ein verhaßter Greuel war, so besaß er doch eine durch Grammatik, Rhetorik und Dialektik gebildete, seine Landsleute insgesammt überragende Beredtsamkeit, mit der er nicht nur in fleißigen Predigten seine Zuhörer erbaute, sondern auch in Schriften, die noch auf unsere Zeiten geblieben sind, seine Ansichten auseinandersetzte, und in Briefen entfernte Gläubige belehrte und beruhigte. Das Ceremoniel der Messe erhielt durch ihn eine sorgfältige Ausbildung und wie sich damit auch der Begriff von der Wichtigkeit der Messe selbst erweiterte, so wirkte dies auf die Lehre selbst ein. Die, wie es scheint, damals stark bezweifelte Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, suchte er durch von ihm verbreitete und beglaubigte Wundersagen zu befestigen, und vermittelst des Fegefeuers einen glaubhaften Uebergang aus dem Sündenleben dieser Welt in die Seligkeit des Paradieses herzustellen. Die Ehelosigkeit der Geistlichen war ein Hauptpunkt seiner Thätigkeit, und wenn er auch nicht auf Absetzung der bereits verheiratheten Priester drang, so ließ er doch keinen weihen, der in der Ehe lebte oder nicht in seinem Wittwerstande Beweise großer Enthaltsamkeit gegeben hatte. Zur Ausbreitung der katholischen Lehre trug er besonders viel bei, und da schon sein Vorfahr Pelagius den Uebertritt des Westgothenkönigs Rekkared zum nicänischen Glaubensbekenntniß erlebt hatte, so bewirkte Gregor durch seine Verbindung mit der Longobarden Königin Theudelinde, die schon in der rechtgläubigen Lehre erzogen war, daß diese in Italien festeren Fuß faßte, und der Arianismus immer weiter zurücktrat. Ganz eigenthümlich ist aber sein Verdienst um die Bekehrung der Angelsachsen. Bald nach dem Antritt seines Papstthums sandte er den Abt Augustin mit vierzig Mönchen

nach England ab, um unter diesen Heiden, auf die er, als einst brittische Sklaven in Rom zum Verkauf ausgestellt worden waren, aufmerksam wurde, das Evangelium zu predigen, und da sie (596) bei dem König Ethelbert von Kent, in welcher Landschaft sie anlandeten, durch seine fränkische Gemahlin, die bereits Christin war, eine günstige Aufnahme fanden, so breitete sich von hier das Christenthum zwar langsam aber mit Erfolg über die ganze Heptarchie aus. Mit 687 war die Bekehrung Englands vollendet, und hierdurch außer dem Christenthum auch die päpstliche Autorität in diesen Landen befestigt. Denn es war natürlich, daß die von Rom ausgegangenen Missionäre mit ihrer Mutterstadt in steter Verbindung blieben, und mit dem römischen Bischof in dasselbe Verhältniß traten, wie die italienischen, seiner Diöcese unterworfenen Bischöffe. Zugleich wurde auch das brittische England, welches den Angelsachsen feindlich entgegenstand, und in ihnen nicht nur Feinde, sondern auch Ketzer sah, in den allgemeinen Zusammenhang mit Rom hineingezogen. Zwar hatten diese Geistlichen das Christenthum zu einer Zeit empfangen, in welcher man von dem Supremat des römischen Bischofs noch nichts wußte, und die geringe Berührung, in welcher sie mit dem übrigen Europa standen, machte, daß sie mit manchen seitdem eingeführten Veränderungen unbekannt geblieben waren, und ihren alten Gewohnheiten in Betreff der Osterfeier und der Tonsur auch ferner getreu bleiben wollten. Allein so wie sie dem Schwerdte der Angelsachsen in die Länge nicht zu widerstehen vermochten, so mußten sie auch die geistliche Oberhoheit des Papstes und seines Primas in England, des Erzbischofs von Canterbury, anerkennen. Wie in der Knospe die ganze Blume, so war in Gregor's Papstthum bereits das ganze Gebäude der katholischen Hierarchie enthalten. Indem er aber das Bewußtsein seiner Hoheit in sich trug, mußte ihm der Schritt des Patriarchen von Constantinopel, Johannes des Fasters († 595), der sich den öcumenischen oder allgemeinen Bischof nannte, eine anmaßende Neuerung scheinen, während er selbst sich nur den demüthigen Titel eines Knechts der Knechte Gottes beilegte. In nachdrücklichen Schreiben verlangte er von seinem Gegner, dessen übrige Verdienste er nicht in Abrede stellte, die Verzichtleistung auf diesen teuflische Anmaßung enthaltenden Titel, und bemühte sich den byzantinischen Hof auf seine Seite zu bringen. Allein Kaiser Mauritius hielt die Würde seines Patriarchen aufrecht, und Gregors Bemühungen waren so lange er lebte, vergebens.

Als Mauritius, ein nur im Privatleben ausgezeichneter, übrigens schwacher und charakterloser Fürst, durch den Soldatenaufruhr, an dessen Spitze Phokas stand (602), gestürzt, und mit seiner ganzen Familie schonungslos grausam umgebracht worden war, konnte Gregor hoffen, bei dem neuen Regenten einen günstigeren Urtheilsspruch zu erlangen, und wünschte diesem, von allen Parteien jederzeit für einen Auswurf der Menschheit erklärten, Phokas zu seiner Thronbesteigung mit einer so loyalen Unterthänigkeit Glück, daß man wohl sieht, wie die Rücksicht auf die Majestät Roms jede andere Regung unterdrückte, und der Gedanke, sein Ziel zu erreichen, ihn zu einer Niederträchtigkeit bewog, die es um so gewisser ist, da er mitunter selbst gegen Juden eine ihm nicht eben gewöhnliche Duldung bewies, und gegen Gewaltthätigkeiten, die an diesen verübt worden waren, wie gegen Lügen und Verläumdungen sein Mißfallen geradezu aussprach. Hier aber überwog der Vortheil des päpstlichen Stuhles. Freilich war er auch gegen die Königin Brunhild, deren Leben, wenn sie auch mit Unrecht einer Menge Verbrechen bezüchtigt worden ist, nicht eben das tadelfreieste war, ein höchst nachsichtiger Richter, und er wußte, wie es scheint, recht gut das Richteramt da bei Seite zu stellen, wo man als Lobredner mehr Vortheil zu gewärtigen hatte. So erscheint auch die besonders den Jesuiten späterhin eigene Moral damals schon vollkommen ausgebildet. Fügen wir noch bei, daß er, vielleicht mit Unrecht, von der Nachwelt für den methodischen **Verfolger** und **Vertilger des classischen Alterthums**, für den Mordbrenner der palatinischen Bibliothek Augusts, für den ganz besondern Feind des Livius, gehalten worden ist, — Vorwürfe, die als nicht ganz erwiesen immerhin auf sich beruhen mögen, aber doch andeuten, wessen man ihn für fähig hielt und noch jetzt in Uebereinstimmung mit seinen eigenen Schriften für fähig halten muß —, so hat man ein Bild des damaligen Zeitgeistes der Christenheit, der sich in Gregor, den man allerdings einen Träger seiner Zeit nennen kann, verkörpert hatte. Die Begründung des römischen Supremats, die Vertilgung des Arianismus im Abendlande, die innere Ausbildung des katholischen Romanismus, sind, wenn auch nicht allein sein Werk, doch großentheils sein Verdienst, der möglichst völlige Untergang des alten Römerthums, die Unduldsamkeit und Doppelzüngigkeit zur Ehre Gottes, die Trennung der christlichen Kirche in die morgenländische und abendländische können in die andere Wagschale gelegt werden.

VII. Die Merovinger. — Karl der Grosse. — Herstellung des römischen Kaiserthums.

Theilung des Frankenreichs. Brunehild und Fredegund. Gewalt der Großen. Chlotar II. Dagobert. Das Slavenreich Samo's. Die steigende Gewalt des Major Domus. Pipin von Heristal. Schlacht bei Testri. Karl Martel. Saracenenschlacht bei Tours. Pipin und Karlmann. Ende der Merovinger. Pipin erster König der Franken von Gottes Gnaden und Wahl des Volks. Das Christenthum in Deutschland. Bonifacius. Verhältniß Deutschland's zu Rom. Pipin als römischer Patricius, Schutzherr von Rom. Die Schenkung Pipin's. Karl der Große. Longobardenkrieg. Sachsenkrieg. Spanischer Feldzug. Verhältnisse zum longobardischen und griechischen Unteritalien. Sturz des Bojoarenherzogs Thassilo. Abschaffung der Herzoge. Einführung der Grafen. Avarenkrieg. Kanalprojekt. Karl's geistige Thätigkeit. Alcuin. Eginhard. Erneuerung des römischen Reichs. Karl's Bemühungen für das Innere des Reichs: Gesetzgebung, Gerichtsgang, Kriegswesen, Handel. Für die Muttersprache. Gebäude. Karl's Tod.

Wie schon gleich anfangs das fränkische Reich durch seinen erobernden Geist und seinen Anschluß an die römische Kirche das bedeutendste unter allen neuen Reichen geworden war, so bewährte es auch in der Folge diese voraus verkündete Bedeutung. Chlodwig's Söhne zwar theilten das väterliche Reich, und die vier Reiche, von denen Metz oder Austrasien den deutschen, Paris, Orleans und Soissons, oder Neustrien, den romanischen Theil des Landes ausmachten, konnten nur auf kurze Zeit bestehen; es wollte aber auch das Geschick, daß, nachdem Theodorich, König von Austrasien, das thüringische Reich, welches auch durch Verwandtschaft des königlichen Hauses mit dem Amalerstamm der Ostgothen mächtig, sich über das ganze Mitteldeutschland ausbreitete (531), gestürzt und die Thüringer zur Abhängigkeit gezwungen hatte, nachdem die andern Brüder, von ihrer Mutter Chlotilde angetrieben, welche alte Familienrache nachtrug, dem burgundischen Reiche (534) eine Ende gemacht hatten, jedoch die Burgunder selbst bei ihren Gesetzen und Einrichtungen beließen, Chlotar I. die vier Reiche wieder vereinigte (558 bis 561). Seine vier Söhne trafen eine jener früheren ziemlich entsprechende Theilung, durch welche Charibert in Paris, Guntram in Orleans, Sigibert in Metz, Chilperich in Soissons, Könige wurden. Charibert, der Aelteste, den zuerst der geistliche Bannstrahl traf, wei

er neben zwei Weibern auch noch die Schwester der einen, eine Nonne, zur Geliebten hatte, starb zuerst, und zwar ohne Erben. Die beiden ältern Brüder, Guntram und Siegbert, welche schon bei der Theilung des Ganzen ihren jüngsten Bruder Chilperich bevortheilt hatten, suchten auch diesmal das Reich Paris unter sich zu theilen, indessen bemächtigte sich Chilperich der Stadt Paris, wußte Guntram auf seine Seite zu ziehen, und wagte es sich auch allein, da Guntram wenig Thätigkeit bezeigte, dem Siegbert entgegenzustellen. Dieser aber, im Besitze des ganzen Ostreichs, ein in den Kriegen gegen Avaren und deutsche Völker geübter Fürst, dringt siegreich gegen seinen Bruder vor, schließt diesen in Tournay ein, und erlangt schon allgemeine Anerkennung in Chilperich's Reich, als ihn, eben wie ihn seine Krieger auf ein Schild heben und zum König ausrufen, zwei Mörder niederstoßen (576). Das ganze Spiel änderte sich nun. Mit Mühe flüchtete ein treuer Anhänger mit dem fünfjährigen Childebert, Sohn des Ermordeten, in die Heimath und in Sicherheit, die Wittwe **Brunhild** mit ihrer übrigen Familie fiel in die Hände des Siegers. Sie war Tochter des spanischwestgothischen Königs Athanagild, schön von Angesicht, gewandten, klugen Geistes, mit reicher Mitgift. Der durch sie über den Thron von Metz gekommene Glanz, da die andern fränkischen Könige nur unter ihren eigenen Landsleuten ihre Frauen gewählt hatten, und wohl auch die ansehnliche Mitgift machte auf Chilperich Eindruck, der zwar schon außer einer Gemahlin noch eine Nebenfrau, **Fredegund**, hatte, aber um Brunhilds ältere Schwester, Galswintha, zu heirathen, diese entfernte. Die Ehe wurde vollzogen, sey es aber, daß die ältere Schwester an Reizen unter der jüngeren stand, oder daß Chilperich's Gemüth zu fest an seiner früheren Liebe hing, nach kurzer Zeit brach Kaltsinn zwischen beiden Gatten aus, Galswintha erklärte, wieder zurückkehren zu wollen, und wurde an einem Morgen ermordet in ihrem Bette gefunden. Da nach wenigen Tagen Chilperich die Fredegund als seine erklärte Gemahlin wieder zu sich nahm, so war der Verdacht er sey der Mordanstifter oder Mitwisser nicht ohne Grund, und seit dieser Zeit war unversöhnlicher Haß zwischen Brunhild und Fredegund. Wie viel an Siegbert's Ermordung auf Rechnung der letzteren fallen mochte, müssen die späteren Urtheiler unentschieden lassen. Da Brunhild in ihrer traurigen Lage als Gefangene den Sohn Chilperich's, Meroveg, für sich gewann, und mit ihm zu Rouen, wo sie als Ge-

fangene unter der Aufsicht des Bischofs Prätextatus lebte, sogar heimlich vermählt wurde, ließ Chilperich die gefährliche Gegnerin in ihr eigenes Reich zurückbringen, seinen Sohn aber zum geistlichen Stande bestimmen. Nach wenigen Jahren traf auch ihn ein plötzlicher Mord, der von vielen der Fredegund Schuld gegeben wurde. Chilperich war nun bei der Minderjährigkeit Childeberts in Metz und der Unthätigkeit seines Bruders Guntram's in (Orleans) Chalons der thätigste Herr in den fränkischen Reichen, ein auch vor andern seiner Zeit gebildeter Fürst, mit dem Maaße der damaligen Gelehrsamkeit nicht unbekannt, selbst forschend in der Schrift, streng gegen die ausgeartete, habsüchtige Geistlichkeit, deßhalb von ihr verflucht, übrigens freilich auch gewaltthätig und grausam. Von der Rohheit der Zeit gibt der Brautzug von Chilperich's und Fredegund's Tochter Rigund Kunde. Reichlich von den Eltern ausgestattet, besonders von der Mutter, begab sie sich mit einer Begleitung von mehr als 4000 Personen, und 50 beladenen Wagen, die ihre Mitgift führten, auf den Weg. Schon unter dem Thore von Paris brach die Achse eines Wagens, was jedermann als eine unglückliche Vorbedeutung ansah; in der nächsten Nacht gingen 50 Männer mit 100 Pferden davon; in dem weitern Zuge zeigte sich alle mögliche Unordnung; endlich gingen alle Begleiter hinweg, plünderten die Schätze, und die Prinzessin kehrte, ohne nach Spanien gekommen zu seyn, in elenden Umständen zu ihrer Mutter zurück, die indeß Wittwe geworden war. Chilperich war (584) eines Abends bei der Heimkehr von der Jagd von einem Diener des Hofes ermordet worden, und auch diese That wurde auf Rechnung der Fredegund geschrieben, die ihren Gemahl, um der Entdeckung und Strafe eines Liebeshandels zuvorzukommen, so aus dem Wege geschafft haben soll. Erst vier Monate alt war Chilperich's einziger, damals noch lebender Sohn, der in der viel spätern Taufe den Namen Chlotar erhielt. Guntram gewährte diesem und der Fredegund einigen Schutz. Es wäre übrigens ein leichtes gewesen, mit einigem Unternehmungsgeiste sich damals wieder der ganzen Frankenherrschaft zu bemächtigen, allein Childebert in Metz hatte während seiner Minderjährigkeit die Macht der Großen müssen überhandnehmen lassen, an deren Spitze ein selbst gewählter, den Burgundern nachgebildeter, Major Domus stand. Der älteste dieser Würde war Badechisel unter Chlotar I. Indessen fehlte noch viel, daß diese Beamten schon an der Spitze der ganzen Regierung gestanden hätten,

wie wohl nachher; vielmehr war während der Minderjährigkeit Childeberts in Austrasien und Chlotars II. in Neustrien ein fast recht und gesetzloser Zustand, jeder that was ihn gelüstete, und in dem dritten Frankenreiche, in Guntrams Reich, das hauptsächlich Burgund umfaßte, war die Lage der Dinge, unter dem schwachen, der Geistlichkeit unterworfenen, mitunter auch grausamen König nicht viel besser. Es dürfte eine schwere Frage seyn, wie weit sich das damalige Christenthum von dem früheren Heidenthum unterschieden habe? Wenn auch hie und da einmal die Geistlichkeit einem rohen, tyrannischen Unternehmen hindernd entgegentrat, so macht sie im Ganzen keine Ausnahme von der Unwissenheit, Sittenrohheit und Brutalität, deren tiefe Spuren jene Zeit trägt. Die Königin Fredegund, die unbezweifelte Ursache einer Menge Unheils, starb (597) im vollen Besitz ihrer Macht, während ihre Nebenbuhlerin einem grauenvollen Untergang aufgespart wurde. Denn als nach Childebert's Tod (596) die seit 593 vereinigten Reiche Austrasien und Burgund, das der kinderlose Guntram seinem Neffen Childebert hinterlassen hatte, unter seine zwei Söhne Theodebert und Theoderich getheilt wurden, mußte Brunhild aus Theodebert's Reich Austrasien entweichen, und begab sich nach Burgund, beleidigte aber auch hier den Adel und die Geistlichkeit. Ueberdieß nährte sie den Haß der beiden Brüder, und als der ältere, Theodebert (612), bei Zülpich geschlagen, dann gefangen und mit seinem Sohne umgebracht worden war, wollte die alte Königin, da der Sieger Theodorich bald darauf an der Ruhr starb (613), seinen in unehelicher Verbindung erzeugten Sohn Siegbert auf den Thron heben. Hier aber scheiterte ihr Glück, die schon vorher ihr abgeneigten Austrasier riefen den neustrischen Chlotar II. ins Land, die Burgunder verriethen die Königin mit ihrem Enkel, Siegbert wurde ausgeliefert und ermordet, Brunhild aber von Chlotar zum Tode verurtheilt und dieser auf folgende Weise vollzogen. Drei Tage lang wurde die alte Fürstin, Tochter, Gemahlin, Mutter und Großmutter von Königen, auf einem Kameel zur Schau durchs Lager geführt, und hierauf mit dem Haar, einem Arm und einem Fuß an den Schwanz eines unbändigen Rosses gebunden, das sie zu Tod schleifte. Ihre Ueberreste wurden verbrannt. So vereinigte Chlotar (613) wieder die sämmtlichen Theile der fränkischen Herrschaft. Friedliebender Gesinnung herrschte er nicht unrühmlich, übrigens unkriegerisch, nur der Jagd und den Frauen zugethan; indessen machte seine Regierung den Anfang zu

dem gänzlichen Sturze seines Geschlechts. Wie schon unter Brunhild die Austrasier mit der auswärtigen Herrschaft unzufrieden gewesen und dieser wegen ihrer eigenen ausländischen Herkunft und Vorliebe zu Männern von römischer Bildung abgeneigt gewesen waren, so wollten sie auch jetzt nicht sich von Paris aus beherrschen lassen, und Chlotar mußte schon 622 seinem Sohn Dagobert Austrasien als ein besonderes Reich abtreten, dessen Verwaltung indessen bei seiner Minderjährigkeit zwei erfahrene Männer, Arnulf Bischof von Metz, und Pipin von Landen Major Domus in Austrasien, führten. **Dagobert**, der seinem Vater (628) in der Regierung folgte, ist der letzte Merovinger, dessen Name erwähnt zu werden verdient, nicht nur weil die Schwäche seiner Nachfolger diese ganz hinter dem nun hervortretenden Major Domus in Schatten stellt, sondern auch weil sich an seinen Namen wirklich einige wichtige Ereignisse anschließen. Im östlichen Germanien sammelten sich unter einem eingewanderten fränkischen Kaufmann **Samo** einzelne, bisher den Avaren unterthänige slavische Stämme zu einem **eigenen** Reiche, das sich gegen die Angriffe der Austrasier (630) glücklich erhielt. Die östlichen Theile des Reichs empfanden daher das Bedürfniß einer eigenen Verwaltung, und Dagobert mußte (633) seinem Sohn Siegbert III. Austrasien abtreten, der nun im Innern von Arnulfs Sohn Ansegis, der mit Pipin's Tochter vermählt war, und vom Bischof Chunibert von Cöln, nach Außen besonders von dem zinsbaren thüringer Herzog Radulf unterstützt, über dieses Land herrschte. Zugleich mußte Dagobert (637) seines Bruders Charibert Söhnen Aquitanien als ein Herzogthum lassen, das jedoch abhängig und tributbar blieb. Da indessen dies Alles noch keine sichtbare Schmälerung der Monarchie war, und Dagobert's Name auch durch die von ihm befohlene Aufzeichnung der Gesetze seiner Völker, der salischen und ripuarischen Franken, Alemannen und Bayern berühmt worden ist, so ist es vielleicht begreiflich, wenn spätere Heldensagen auf seine Zeit die mit ihm freilich außerdem nicht zu vereinenden Kämpfe gegen die in Europa eingedrungenen Ungläubigen gesetzt haben, deren Zeitrechnung erst mit Dagobert's erstem Jahre in Austrasien beginnt. Mit seinem Tode (638) beginnt der sichtbare Verfall der Merovinger, herbeigeführt durch die fortwährenden Theilungen der beiden Reiche, die kurze Dauer der Regierungen, die Unmündigkeit der Könige, die Absonderung der Austrasier von den Neustriern, und die **steigende Gewalt des Major Domus**, dessen Amt in der

austrasischen Familie des Bischofs Arnulf bald erblich wurde. Schon als Pipin von Landen (629) gestorben war, hatte sein Sohn Grimoald sich in seine Stelle mit Gewalt eingedrängt, und nach des austrasischen Königs Siegbert III. Tod (656), während dessen Leben er mit Kraft und Ansehen die Regierung geführt hatte, unvermögend jedoch den thüringer Herzog Radulf zu mehr als blos äußerlicher Anerkennung der fränkischen Obergewalt zu zwingen, seinen eigenen Sohn Childebert zum Könige Austrasien's eingesetzt. Diese gewaltsame Usurpation empörte jedoch die Großen und noch binnen Jahresfrist wurde Grimoald an den neustrischen König Chlotar III. ausgeliefert, und wie auch sein Sohn hingerichtet. Noch einmal war auf kurze Zeit das Frankenreich unter Chlotar vereinigt (656—660). Der Uebermuth des neustrischen Major Domus Ebroin erzeugte nun einen greulichen Zustand der Verwirrung; Wechsel der Regenten, Aufstände, Bürgerkriege, brachten beide Reiche in große Zerrüttung. Selbst nach Ebroin's Ermordung (681), der sich zwar der unter Arnulfs Enkel Martin und Pipin, gewöhnlich von Heristal genannt, versammelten Austrasier erwehrt, jenen auch meuchlerisch ermordet hatte, aber Pipin als Herzog der Austrasier (Osterliude) mußte gewähren lassen, dauerte die Verwirrung fort, und der Major Domus Berthar nöthigte durch seine Mißhandlungen selbst viele neustrische Franken, sich zu Pipin zu flüchten, der endlich zum Schutz der Seinigen und des Rechts die Waffen ergriff und (687 im Jun.) nahe bei der Stadt St. Quentin an der Somme, bei dem Dorfe Testri, einen entscheidenden Sieg über die Neustrier gewann, der dies um so mehr war, als Berthar auf der Flucht umkam, der neustrische König Theodorich aber von nun an unter der Aufsicht eines ihm von Pipin beigegebenen Mannes lebte, und Pipin selbst das alleinige Regiment der beiden Länder führte.

Die einzige schwache Seite des neuen Regenten war das Verhältniß zu den abhängigen Völkern und Fürsten, den Alemannen, Bajoaren, Aquitaniern, und den benachbarten Friesen und Sachsen. Indessen da die Sache zu neu war, um schon fest zu scheinen, und Pipin von kräftigen Söhnen unterstützt wurde, so hielt Pipin die Zügel der Herrschaft mit eben so sicherer als glücklicher Hand, und erst sein Sohn, Karl Martel, aus einer nicht kirchlich eingesegneten Verbindung mit Alphaide entsprungen, hatte die gefährlichen Kämpfe zur Befestigung der neuen Herrschaft zu bestehen. Pipin sah seine Söhne Drogo und Grimoald, die schon einen Theil der väterlichen

Gewalt übernommen hatten, noch vor sich sterben, und als mit seinem Tod (714) seine Wittwe Plektrud ihrem Enkel, Grimoald's Sohn, Theodobald, die Nachfolge sichern wollte und den gefürchteten Karl deßhalb in sichern Gewahrsam zu Cöln brachte, da drohte der Familie Pipin's der Untergang. Die Neustrier, unwillig sich von Austrasiern beherrscht zu sehen, erhuben sich unter einem eigenen Major Domius Raganfried, der unruhige Friesenherzog Ratbod fiel in das Land und machte mit den Neustriern gemeine Sache, Plektrud aber mit ihrem Enkel wurde geschlagen bei Compiegne, und Theodobald kam auf der Flucht um. Da entrann Karl Martel seiner Haft, stellte sich an die Spitze der Diener und Freunde seines Hauses, und wiewohl anfangs von Friesen und Neustriern geschlagen (716), siegte er noch in demselben Jahre, und sicherte seine Herrschaft durch einen fernern Sieg im nächsten (717), Plektrud mußte ihre Schätze zu Cöln ausliefern und entwich mit ihrer Tochter Pilitrud nach Bajoarien. Karl Martel's Geschichte, nur von Chronisten in dürftiger Angabe jahrweise berichtet, ist eine fast ununterbrochene Reihe von Feldzügen, gegen Friesen, Sachsen, Aquitanier, Thüringer, Bojoaren, Alemannen, in denen Karl fortwährend siegreich war und die widerspenstigen Fürsten zwang, ihn eben so gut als hätte er König geheißen zu ehren. Wenn er in diesen Zügen allerdings nur für die fränkische Herrschaft und für seines Hauses Glorie stritt, so umgibt ihn für einen andern Sieg, gegen einen in Europa eingedrungenen ausländischen Feind, unsterblicher Siegesglanz. Seit 711 hatte das Westgothenreich auf den Feldern von Xerez de la Frontera ein Ende genommen, König Roderich war im Kampfe gegen die von seinen Feinden herbeigeführten Saracenen und Berbern verschwunden, und die Statthalter des zu Damask hausenden Chalifen aus Ommaja's Geschlecht trugen die Fahne des Propheten weit hin über Spanien, ja über die Pyrenäen nach Frankreich hinein. Der Aquitanienherzog Eudes selbst, aus Haß gegen die neue Herrschaft, welche eher ihm, dem Merovinger von Chlotar's II. Sohn Charibert abstammend, gebührt hätte, hatte sich mit diesen Barbaren in Verbindung eingelassen, und erst, als innerer Zwist auch seinen Bundesgenossen gestürzt hatte und der Schwarm der Hunderttausende unter dem Emir Abder Rhaman über Gascogne und Guyenne hereinbrauste, da entfloh auch er, Karl Martel's Schwerdt und Beistand anflehend. Erst zwischen Poitiers und Tours setzten die fränkischen Mannen dem flüchtigen Araber ein Ziel, und

in der von dem letztern Orte genannten Schlacht (732 im Oct.) erwarb sich Karl Martel das Verdienst, der Vorkämpfer von ganz Europa gegen Asien, der Verfechter des Evangeliums gegen den Koran, der Beschirmer des Restes römischgriechischer Gesittung gegen nomadisch arabische Barbarei geworden zu seyn. Den Ausschlag des Treffens gab Abder Rhaman's Fall, die Araber kehrten zurück, und wenn auch noch ein Paar Versuche, durch innere Unruhen in Burgund begünstigt, von ihnen gemacht wurden, so war doch seit dieser Zeit, allerdings auch durch Verhältnisse des Chalifats selbst bedingt, die arabische Macht zunächst den Europäern nicht mehr gefährlich. So hatte Karl Martel bereits mit solcher Festigkeit geherrscht, daß er in seinen letzten Jahren es wagen konnte, selbst den Schattenkönig, der seitdem nur jährlich einmal im Frühjahr auf seinem Ochsenwagen aus seiner Pfalz den Völkern vorgeführt wurde, ganz zu entbehren, und blos als Herzog und Fürst der Franken, und Patricius von Rom zu regieren, auch bei seinem Tode (741) über die ganze fränkische Ländermasse förmlich als Erblasser zu Gunsten seiner Söhne, Karlmann und Pipin, zu verfügen. Ein dritter Sohn, den Karl mit der bajoarischen Sonnechild, Tochter seiner Stiefschwester Pilitrud, erzeugt hatte, Griffo, wurde zwar nicht ganz übergangen, doch nicht gleichgestellt, und erzeugte daher, indem einerseits seine Mutter selbst mit einer Tochter Chiltrud in ihre Heimath floh, und diese an den dortigen Herzog Odilo verheirathete, in diesem eine Stütze für ihres Sohns Ansprüche hoffend, andererseits auch die andern Völker den Regierungsantritt der Söhne Karl Martel's benutzen wollten, um das Verhältniß zu brechen, das sie an ein Haus band, dem sie nur gezwungen die Treue hielten, während der Merovingische Abkömmling vergessen auf seinen Meyerhöfen verkümmerte, gleich anfangs bedenkliche Unruhen, die sich, als Karlmann (747), der Last des Regierens und der nothwendigen Gewaltthätigkeiten müde, in das Kloster Montecassino zurückgezogen hatte, wiederholten, jedoch von Pipin, der nun ohne Rücksicht auf die Söhne Karlmann's Herr des ganzen Frankenreichs wurde, glücklich gestillt wurden. Um allen Vorwand zu Unruhen wegzunehmen, hatte man gleich nach Karl Martel's Tod wieder einem Sprossen der Merovinger Name und Ehre des Königs gegeben. Nun aber sandte Pipin, auf eine erlauchte und hochberühmte Ahnenreihe zurückblickend, selbst im Bewußtseyn großer Thaten, und nicht unbedeutender Verdienste um die christliche Religion, deren Ausbreitung in den heidnischen Gegenden

Germanien's erst unter seinem Vater begonnen hatte, an Papst Zacharias mit der Frage, ob der König zu heißen verdiene, der unthätig nur den Genuß der Würde habe, oder der, welcher die Thaten des Königs verrichte, und als die wohl schon erwartete Antwort des Papstes angelangt war, wurde (752) der von Pipin und Karlmann (742) auf den Thron gesetzte letzte Merovinger Childerich III. in ein Kloster gesperrt, Pipin aber mit seiner Gemahlin Bertha von den Franken als König ausgerufen, und von dem damals schon hochverehrten, nachher heilig gesprochenen Bonifazius zu Soissons gesalbt und gekrönt, so die ungerechte Usurpation durch göttliche Weihe verhüllend, und als erster König von Gottes Gnaden in der päpstlichen Anerkennung ein Recht suchend, das ihm eigentlich nicht zukam. Auf Erbrecht, auf Abstammung von uraltem Königsgeschlecht, auf irdische Gewalt endlich hatte sich die Dynastie der Merovinger gestützt, auf Volkswahl, auf persönliches Verdienst, auf Beifall und Gnade des Himmels endlich gründete Pipin die Dynastie der Karolinger. Wenn dem Hause Pipin's, auch abgesehen von der ihm unstreitig eigenen größeren Tüchtigkeit an Geist und Leib, vor der nun verschollenen Familie der Merovinger ein besonders in die Augen fallendes Verdienst beizulegen ist, so muß man als solches einen hervorstechenden Eifer für das Christenthum erwähnen. Eine Familie, in der außer dem heiligen Arnulf und der heiligen Gertraud auch ein solcher Kämpfer wie Karl Martel aufgetreten war, mußte bei dem immer eifriger werdenden Bekehrungsgeist gerade hierin vor jeder andern bevorzugt erscheinen. Und wenn auch die stürmische Zeit Karl Martel's der Kirche im Frankenreich nicht eben günstig seyn konnte, wenn auch Pipin und Karlmann nicht für sich die Kirche gefördert hatten, so fand doch an ihnen der Engländer Winfried, damals bereits Bonifazius genannt, zuverlässige und wohlmeinende Beschützer. Ueber die germanischen Länder, die erst seit dem Siege Chlodwig's über die Alemannen, seit der Unterwerfung der Thüringer, seit Theudelinden's aus Bajoarien Vermählung mit Autharis, seit den Kriegen mit den Friesen und Sachsen, in eine bestimmte Verbindung mit dem Frankenreiche und dem übrigen Occident traten, verbreitete sich erst im siebenten und achten Jahrhundert die christliche Lehre. Im Gefolge römischer Waffen mochte sie freilich schon viel früher an den Ufern des Rheins und der Donau in römischen Castellen Eingang gefunden haben, allein mit den römischen Städten zerfiel auch das schwache, von wenigen Stützen

gehaltene Gebäude, und Bajoarien ausgenommen, das vielleicht von Frankenland aus einiges Christenthum erhielt, war der alte Dienst Odin's, Thor's und Freya's durch die germanischen Wälder noch unangefochten. Ja selbst die Bekehrung der Bajoaren mochte nicht sonderlich tief gewurzelt, und ihr Glaube nicht viel vom heidnischen verschieden seyn, und die Glaubensverkündiger Rupert, Emmeran, Kilian, Corbinian, hatten stets gegen heidnischen Rückfall zu eifern. Die Thätigkeit dieser Männer aber, wie auch der noch früheren Columbanus und Gallus, beschränkte sich nur auf Alemannien und Bojoarien, während der bei Weitem größere Theil der deutschen Lande noch ganz seinen alten Göttern treu war. Es ist allerdings wohl möglich, daß auch politische Gründe den fränkischen Königen die Thätigkeit dieser Heidenbekehrer lieb und werth gemacht haben mögen, indessen ging doch der Antrieb hiezu nicht von ihnen, sondern lediglich von diesen Männern selbst aus. Weit weniger trug hiezu aber das schon längst christianisirte Frankenland, aus dessen Gauen nur Emmeram und Rupert gekommen waren, als die erst später bekehrten Angelsachsen, nebst den seit langer Zeit schon christlichen Britten der größern und kleinern Inseln bei, auf denen sich eine ungewöhnliche, für jene Zeit höchst auffallende wissenschaftliche Bildung bei einem ungemein frommbegeisterten Sinne befunden haben muß. Aus diesen Inseln war Columban, Gall, Kilian und Mang gekommen, aus ihnen kam namentlich der Apostel der Deutschen, der schon erwähnte Bonifazius oder Winfried. Gleich seinem Landsmann Wilibrord hatte er sich zuerst die Bekehrung der Friesen zur Aufgabe gemacht, hierauf aber die Thüringer und Mitteldeutschen hauptsächlich besucht, und mit ungemeiner Thätigkeit, seltener Ausdauer, und einer allen Gefahren und Hindernissen trotzenden Festigkeit durch eine beträchtliche Anzahl neuer Anstalten und durch Erneuerung und Umgestaltung schon vorhandener sein Werk gegen den Untergang gesichert. Von den Päpsten Gregor II. und III. mit allen Empfehlungen und Unterstützungen versehen, von den fränkischen Königen und Fürsten mit kräftiger Theilnahme gefördert, und durch Freunde, Verwandte und Schüler, theils aus der Heimath, theils in Germanien selbst, eifrigst unterstützt, vereinigte Bonifazius, so von Papst Gregor II. genannt, die Deutschen mit der übrigen Christenheit des Abendlandes, rottete so viel an ihm war die heidnischen Gebräuche aus, und bereitete eine neue Gesittung vor. Die Anordnung der vier Bisthumsprengel, Freisingen, Passau, Regensburg,

Salzburg, in Bajoarien, die Gründung der neuen Bisthümer Eichstädt und Würzburg in Franken, die Erhebung des Bisthums Mainz zum Erzbisthum und oberstem Sitze aller deutschen Geistlichkeit, die Errichtung mehrerer Klöster, unter denen Fulda oben ansteht, sind das Werk des Bonifazius. Wenn er bei dieser Unternehmung es für nöthig fand, durchaus auf Rom zurückzugehen und die Deutschen zu dem Papste in dasselbe Verhältniß setzte, welches in Italien damals bereits und in England gegen denselben bestand, so konnte er in seiner Zeit unmöglich einer Verehrung sich entschlagen, welche dem auf den Papst übergangenen Glanze Roms und der Persönlichkeit der damaligen Päpste gebührte. Ohne dieses nahe, gerade für Deutschland sehr fühlbare, daher in späterer Zeit oft drückende Verhältniß dürfte der Trieb sich von dem, was nicht mehr Religion war und doch dafür ausgeboten wurde, loszureißen, schwerlich erwacht seyn. Als er nach langen Jahren rastloser und mit Erfolg belohnter Thätigkeit auch noch im Namen des Papstes den neuen König Pipin gekrönt hatte, begab sich der mehr als siebzigjährige Greis auf den Zug, den er schon in seiner kräftigeren Zeit beabsichtigt hatte, zu den Friesen, und wurde in seinem Berufe des Märtyrertodes theilhaftig. Sie erschlugen ihn (754) an den Ufern der Börde, und die germanische Nachwelt ehrt in ihm, den die Kirche später heilig sprach, ihren ersten Apostel, und hat sein Andenken vielfach gefeiert. Indessen gelang es dem König Pipin, das Interesse der Kirche noch mehr, als durch seine Unterstützung der Mission Winfried's, durch eine andere That an sein Haus zu knüpfen. Seit dem Alboin seine Longobarden nach Italien geführt hatte, befand sich der Ueberrest des nicht longobardischen Landes in einer bedenklichen Lage. Abgeneigt, sich diesen Barbaren, die anfangs sogar arianische Ketzer waren, zu unterwerfen, zu schwach, sich selbst gegen sie zu schützen, von dem morgenländischen Reiche, das eben damals nicht nur von innern über die Bilderverehrung ausgebrochenen Händel, sondern auch von dem gerade damals in voller Ungeschwächtheit bestehenden Chalifat zu Damaskus bedroht wurde, durchaus nicht unterstützt, hatten die Päpste kein leichtes Spiel, und mußten außer ihrer Stellung als geistliche Oberhäupter auch sehr häufig die Vertheidigung ihrer Stadt und ihres Gebiets gegen die Angriffe der Longobarden über sich nehmen. Schon Karl Martel war vom Papst Zacharias um Hülfe gegen den Longobarden Luitprand angegangen worden, der die Ueberreste der griechischen Besitzungen in Italien,

das Exarchat, an sich riß, und König Aistulph bedrohte nun Rom selbst. Da wandte sich Papst Stephan II. erst schriftlich, dann persönlich an den König der Franken, wiederholte, als er den Winter (753—754) in St. Denis blieb, die Salbung, und verlangte von ihm, der zum römischen Patricius ernannt wurde, Hülfe. In wiederholten Zügen (754 und 755) wurde Aistulph geschlagen und zur Abtretung des Exarchats gezwungen. Mehr noch aber als diese Friedensschlüsse, welche Aistulph, so wie sich Pipin wieder entfernt hatte, jedesmal brach, befreite sein plötzlicher Tod (756) den römischen Stuhl von einem unruhigen Nachbar, und nun erst konnte die Schenkung, welche Pipin dem heiligen Peter mit dem von Aistulph abgetretenen Lande gemacht haben soll, eine wirkliche Bedeutung haben. Die Ueberreste der griechischen Herrschaft in Mittelitalien fielen dem Oberhaupte von Rom zu, und nur Venedig, das auf seinen Lagunen seit der Hunnenzeit sich gehoben hatte, und seit 697 einen eigenen Herzog (Doge) Paulucius Anafestus hatte, hielt noch in seiner damaligen Vereinigung, wenn irgend einen, den Kaiser von Constantinopel für seinen rechtmäßigen Herrn. Die südlichen Theile blieben noch eine geraume Zeit Eigenthum der Griechen. Offenbar aber hatte sich Pipin um eine genaue Ausmittelung der Verhältnisse nicht bekümmert, und wenn auch der päpstliche Hof das ihm übergebene Exarchat mit der Gewalt eines Exarchen, oder wenn man will Patricius regierte (wiewohl die Patriciatgewalt niemals ausdrücklich dem Papste übertragen, sondern nur usurpatorisch von ihm ausgeübt wurde), so war doch Rom, weil hier ausdrücklich der fränkische König als Patricius anerkannt wurde, unter seiner, nicht unter des Papstes Herrschaft, was freilich auch nur dem Grundsatze, nicht aber der Ausübung nach galt. Es kam natürlich bei allen diesen schwankenden Rechtsansprüchen ungemein viel auf Nähe und Nachdruck der Persönlichkeit, oder auf Herrschaft de facto an, und diese stand ohne Weiteres nur dem Papste zu Gebote, weßhalb man gegen eine Zurückführung der weltlichen Papstherrschaft oder des Kirchenstaats bis auf diese Zeit im Grunde nichts einwenden kann.

Der Rest von Pipin's Regierung verstrich in der Bemühung, den Herzog Waifar von Aquitanien zu unterwerfen, und kaum hatte endlich dieser unruhige Fürst, den Pipin's wiederholte Züge kaum zu besiegen vermochten, durch Meuchelmördershand sein Ende gefunden, so starb auch nach wenigen Monaten Pipin, (768) erster fränkischer König der Karolinger, durch eigene Klugheit, Wahl des Vol-

tes, und Gnade Gottes König. Er hatte das bereits weit ausgedehnte Frankenreich unter seine beiden Söhne Karl und Karlmann in einer sonderbaren Weise getheilt, so daß wegen Karls, der eigentlich Austrasien besaß, übrigen Aquitanischen Besitzungen in kurzer Zeit ein Bruch des Friedens vorauszusehen war. Diesem kam jedoch Karlmanns Tod (771) zuvor, und Karl wurde durch freiwillige Anerkennung der neustrischen Großen alleiniger Herr des ganzen Frankenreichs. Seines Bruders Wittwe flüchtete mit ihren Kindern zu dem Longobardenkönig Desiderius und zog durch die bei dem Fremden ohne Noth gesuchte Zuflucht diesen selbst in ein unvorhergesehenes Unglück. Desiderius schützte nicht nur die Geflohenen, sondern erkannte selbst die Söhne Karlmanns als Könige der Franken an, worin Karl um so mehr eine feindliche Absicht erkennen mußte, als er selbst kurz vorher dem Desiderius seine Tochter, ihm als Gemahlin zugesendet, zurückgeschickt, und einer erbitterten Stimmung also wohl bewußt war. Da zugleich zwischen dem Papste Hadrian und den Longobarden die Mißhelligkeiten wieder ausbrachen, so hatte Karl, auch als Patricius Roms, die Verpflichtung sich des Bedrängten anzunehmen, zog (773 Herbst) über die Alpen, drängte den König nach Pavia, hielt ihn dort eingeschlossen, und nöthigte ihn durch harte Einschließung, sich im nächsten Jahre zu ergeben. Die longobardische Königsfamilie wurde in Klöster gebracht, nur der Prinz Adelchis machte von Constantinopel aus vergebliche Versuche, sein väterliches Reich wieder zu erlangen, und Karl schrieb sich nun einen König der Franken und Longobarden.

Aber noch vorher hatte er einen Krieg begonnen, der ihn fast sein ganzes Leben hindurch beschäftigte, und der um so bedeutender ist, als er in der doppelten Gestalt eines National- und Religionskrieges geführt wurde. Von dem Harzgebirge bis an die Ufer der Elbe und die Küsten der Nordsee, westwärts von den Friesen begrenzt, gegen den Niederrhein an die fränkischen Lande stoßend, wohnten die Sachsen, in alter Freiheit, ohne Könige, unter Herzogen, im Allgemeinen in drei Stämme, Ostfalen, Westfalen und Engern, zerfallend. Hier war, während in dem übrigen Deutschland Anerkennung der fränkischen Oberherrschaft und der christlichen Religion, welche beide Hand in Hand gingen, schon ausgebreitet war, noch ein der alten von Tacitus geschilderten Zeit nicht unähnlicher Zustand; von Zeit zu Zeit hatten die fränkischen Könige Tribut erzwungen, der aber unregelmäßig entrichtet und nie für eine Verbindlichkeit des

ganzen Landes angesehen wurde, weshalb die fränkischen Grenzen öfters mitten im Frieden von streifenden abentheuernden Horden beunruhigt wurden; endlich hatte sich in diese Wälder noch kein christlicher Missionär verirrt, Wodan, Thor und Freia wurden noch nach alter Weise verehrt. Schon im ersten Jahre seiner Herrschaft über das ganze Frankenreich unternahm daher Karl (772) nach allgemeinem Beschluß auf einer Versammlung zu Worms einen Zug gegen die Sachsen, auf dem die Feste Ehresburg, Stadtberg an der Diemel, erobert, und ein dort befindliches Götzenbild, die Irmensul, entweder zu Armins (Hermann's) Gedächtniß, oder zu eines Gottes Irmin Ehren, zerstört wurde. Die Sicherheit vor neuen Unruhen sollte durch zwölf Geiseln erlangt werden. Allein während Karl 774 in Italien war, fielen die Sachsen wieder ab, rissen die Ehresburg nieder, und drangen bis in das Hessische vor; so daß er 775 wieder einen großen, allerdings auch siegreichen Zug gegen sie machen mußte, die Ostfalen an der Ocker Geiseln zu geben und Treue zu schwören zwang, und hierauf auch von den Engern und den Westfalen ein gleiches Versprechen erhielt. Schon aber im nächsten Jahre wurde die Ehresburg aufs Neue erobert und Karl genöthigt, aus Italien herbeizueilen und noch im Spätjahr einen Zug gegen die Sachsen zu unternehmen, der zwar vor der Hand die Ruhe wieder herstellte, auch die Bekehrung vieler Einzelner (777) zu Folge hatte, dennoch aber noch keine dauernde Ruhe gewährte. Karls abermalige Entfernung (778) veranlaßte einen neuen, furchtbaren Aufstand, der erst (779) von ihm selbst wieder mit enschiedener Ueberlegenheit bestraft wurde, so daß er nun, da er auch den größten Theil des nächsten Jahres (780) im Sachsenlande sich aufhielt, viele taufen ließ, auch von Sachsen und Slaven als Schiedsrichter anerkannt wurde, den Krieg als beendigt ansehen mochte. Allein zwei Gründe bewogen die Sachsen, lieber noch das Aeußerste zu versuchen. Auf dem Maifeld zu Düren war auch der regelmäßige, von den Sachsen an die Kirche zu erlegende Zehnte festgesetzt worden, eine den Sachsen um so härter und unbilliger dünkende Abgabe, als sie nicht nur überhaupt hart auf dem Volke lastete, sondern einem, vorher in gänzlicher Freiheit lebenden Volke als ein schweres Sklavenjoch erscheinen mußte. War nun also dieser neue Druck eine Aufforderung, für die Freiheit und Unabhängigkeit Alles zu wagen, so schien ein neuer Aufstand einen glücklicheren Erfolg zu versprechen, da Witekind, Herzog der Sachsen, seither in die nördlich von der Elbe gelegenen Lande entwichen,

zurückgekehrt war, und sein Name, das Vertrauen auf seine Leitung, Alle unter die Waffen rief. Karl hatte schon (782) sich aus dem Sächsischen entfernt, wo er Gesandte der Dänen und der Avaren empfangen und Alles friedlich gefunden hatte, als ein gegen die zwischen Saale und Elbe wohnenden Sorben geschicktes fränkisches Heer von den Sachsen im Braunschweigischen am Suntel überfallen und gänzlich geschlagen wurde, was besonders dadurch empfindlich wurde, daß die meisten Anführer blieben. Karl eilte sogleich zurück, forderte Rechenschaft für diesen Bruch des Friedens, und ließ, da Alle es auf Witekind schoben, und dieser sich entfernt hatte, von den übrigen Theilnehmern 4500 an einem Tag bei Verden an der Aller enthaupten. Allein eine solche Grausamkeit erzeugte einen allgemeinen Aufstand, den Karl in zwei großen Schlachten, denen er persönlich beiwohnte, erst bei Detmold, dann an der Hase bei Osnabrück (783), besonders aber dadurch unterdrückte, daß er im folgenden Jahre fast allein im Sachsenlande blieb, selbst Weiber und Kinder hinkommen ließ, in einzelnen von der Ehresburg aus unternommenen Zügen den Sachsen (784) die ganze Schwere seines Arms empfinden ließ, und (785) die beiden sächsischen Herzoge, Witekind und Abbio, bewog, selbst zu ihm nach Frankreich zu kommen und sich taufen zu lassen. Nun trat ein neunjähriger Stillstand ein, die Sachsen ließen ihren Heerbann mit Karls Völkern in ferne Länder ziehen, und es scheint, daß erst entweder das Lästige der immerwiederkehrenden Aufgebote oder irgend eine andere Ursache gerade als Karl mit großen Entwürfen umging, die Sachsen (793) zur Erneuerung des Krieges bewog, welcher auf gleiche Weise wie das Erstemal geführt wurde, indem nämlich die Franken sich im Kriege den Sachsen offenbar überlegen zeigten, und sowohl Karl selbst als auch seine Söhne Karl und Ludwig in wiederholten Zügen Alles bis an die Elbe bezwangen, auch während die Sachsen von den Nordalbingiern, den Dänen, unterstützt wurden, so ihrerseits die Obotriten zum Beistande aufforderten, dennoch aber weder durch die Versetzungen ganzer Gaue nach Franken, an deren Stelle fränkische Ansiedler traten, noch durch die einem so langen Nationalkriege nothwendige Verwüstung und Verheerung ganzer Strecken ein sicherer Frieden herbeigeführt werden konnte. Erst nach 33jähriger Dauer wurde ein Kampf, der freilich für die Sachsen im Ganzen verderblicher, für die Franken aber immerhin auch nachtheilig genug war, durch einen (803 zu Selz an der Saale, oder 804) geschlossenen Frieden so geendigt, daß

die Sachsen ihrer alten Religion entsagten, insgesammt das Christenthum annahmen, und mit den Franken vereint Ein Volk bildeten. Zu dem von nun an dauernden Frieden, durch den die Sachsen dem übrigen fränkischen Reiche deutscher Zunge einverleibt wurden, trug aber allerdings auch das seither unablässig in ihren Gauen gepredigte, manchen freilich wohl durch Gewalt des Schwerdts aufgezwungene, endlich aber von Allen angenommene Christenthum am Meisten bei. Die Bisthümer Osnabrück (783), Verden (786), Bremen (787), wurden noch während des Kriegs, Paderborn, Minden, Halberstadt, Hildesheim, Münster nach 803 angelegt, Kirchen und Klöster erbaut, und so außer der politischäußerlichen Gleichstellung der Sachsen und Franken die bedeutendere der religiösinnerlichen bewirkt. Uebrigens gerieth Karl nun, um die Sachsen in Ruhe und Ordnung zu erhalten, in unvermeidliche Kriege mit den Slaven in Böhmen und Meißen, gegen welche jedoch sein ältester, gleichnamiger Sohn mehrere glückliche Feldzüge machte, und durch angelegte Grenzfestungen sowie auch durch die Verheerungen in ihrem Gebiete die Sicherheit des fränkischen Landes herstellte, und mit den Dänen oder Normännern, mit denen jedoch, noch vor eigentlichem Ausbruche des Kriegs, ein Friede 811 zu Stande kam, der die Eider zum Grenzflusse von Deutschland und Dänemark festsetzte, und Karls thatenreichem Leben wenigstens für seine letzten Jahre ungestörte Ruhe gönnte.

Denn während der sächsische Krieg allein die ganze Thätigkeit eines Fürsten zu erfordern schien, war Karl noch fortwährend auf alle Seiten seines ungeheuren Reiches hin mit gleicher Aufmerksamkeit gerichtet. Als 777 auf der Reichsversammlung zu Paderborn arabische Gesandte kamen, welche, unzufrieden mit der dort neuentstandenen Herrschaft der Ommajaden den damals schon hochberühmten Frankenkönig um Beistand ersuchten, so gewährte ihnen Karl, der diese Gelegenheit für eigene Ehre und für Verherrlichung des Christenthums zu streiten gerne ergriff, ihre Bitte und zog (778) mit Heerbann und Vasallen über die Pyrenäen, eroberte Pampeluna, drang bis Saragossa vor, und zog nachdem er Geiseln und Versprechungen der Treue von den durch ihn beschützten Arabern empfangen, wieder über die Gebirge in die Heimath. Auf diesem Zuge aber erlitt er durch die in den Bergschluchten seinem beutebeladenen und einzeln ziehenden Heer auflauernden Basken eine um so stärkere Niederlage, als die Tapfersten des Heeres, der Graf Roland, der Truchseß Eghart, und der Pfalzgraf Anselm, mit vielen der Ihrigen dort,

im Thale Roncesvalles, erlagen, und es unmöglich war, den Feinden in ihre Schlupfwinkel zu folgen. Ein geringer Gewinn war es, daß Karl das ganze Land von den Pyrenäen bis zum Ebro zum fränkischen Reiche schlagen und die spanische Mark nennen ließ, indem die Unsicherheit dieser Erwerbung von selbst erhellt. Einen größeren Ruhm aber hat Karl von keinem Zuge gezogen, und so wie Theodorich von Bern ein Held der Sage geworden ist, so auch Karl mit seinen zwölf Helden, unter denen der starke Roland oben ansteht, mit denen er die Christenheit gegen das Heidenthum vertheidigt. — Aus dem longobardischen Kriege entstand zunächst die Nothwendigkeit, gegen die Reste der **longobardischen Herrschaft in Unteritalien** eine gebietende Stellung anzunehmen, und den Herzog von Benevent, wenn er auch nicht gleich dem von Friaul (776) gefangen genommen und getödtet wurde, zur Anerkennung der fränkischen Oberhoheit zu nöthigen (786). Hier kam Karl zugleich in Berührung mit den Griechen, welchen endlich nach abwechselnden Verhandlungen und Kriegen (813) der Besitz von Calabrien und Neapel nebst den Küstenstädten von Venetien und Dalmatien zugesichert wurde. Gefährlicher als diese doch immer nur aus der Ferne drohenden Bewegungen konnte dem fränkischen Reiche der Versuch des **Bojoarenherzogs Thassilo** werden, durch seine Weigerung, dem fränkischen Könige länger zu gehorchen, andern Unzufriedenen ein Beispiel und für ihre Versuche einen Anhaltspunkt zu geben. Thassilo, von seiner Mutter Chiltrud, einer Tochter Karl Martells von der Bojoarin Sonechild, ein naher Verwandter des neuen fränkischen Königshauses, hatte Pipins Züge gegen Waifar von Aquitanien bis 763 als getreuer Unterthan mitgemacht, dann aber diesem Dienste sich entzogen, und seitdem in seinem Herzogthum gleich einem unumschränkten Herrscher sich benommen, ohne von Pipin deßhalb zur Rechenschaft gezogen worden zu seyn. Seine Verheirathung mit des Longobardenkönigs Desiderius Tochter Luitberga, einer für den Schimpf ihrer von Karl verstoßenen Schwester, und für die Schmach, ihren königlichen Vater vom Thron gestoßen zu sehen, höchst empfindlichen Frau, bewog ihn in Worten und Handlungen sich als Feind der Franken zu zeigen, aber freilich weder zur rechten Zeit, noch mit rechter Kraft. Karl anfangs durch den Sachsenkrieg zu sehr beschäftigt, ließ erst (781) den Herzog Thassilo vorladen, ihm zu Worms den Eid der Treue zu schwören, und zur Sicherheit für sein Wort zwölf Geiseln zu stellen. Thassilo, überrascht, erfüllte den Befehl. Al-

lein die eigene Schuld mochte ihn mahnen, auf diese Sicherheit nicht zu fest zu bauen, sondern (786) als Karl nach Besiegung der Sachsen sich zu Rom befand, durch eine an den Papst Hadrian gerichtete Gesandtschaft, aus dem Erzbischof von Salzburg und den Abt von Mondsee bestehend, den römischen Hof zum Vermittler eines dauerhaften Friedens zwischen den Bojoaren und den Franken zu ersuchen. Da sie aber nicht weiter als zur Anhörung einer Antwort bevollmächtigt waren, nicht zum Abschluß eines Vergleichs, so war diese Gesandtschaft ganz fruchtlos, Hadrian bedrohte den Herzog mit dem Bannfluche, und Karl rückte mit drei Heeren, deren eines er selbst befehligte, auf Bojoarien (787) zu. Einem solchen Angriffe keineswegs gewachsen, mußte Thassilo sich abermals in die ihm vorgelegten Bedingungen fügen, und auf dem Lechfeld zum Zeichen seiner Unterwerfung seinen Herzogsstab in Karls Hände legen, und abermals zwölf Geiseln stellen, worunter sein eigener Sohn Theodo war. Dennoch ließ sich Thassilo, der nun zweimal schon Beweise seiner Schwäche gegeben hatte, von dem Gefühl seiner Demüthigung und von seiner Gemahlin abermals zu bedenklichen und ihm selbst gefährlichen, ja verderblichen Schritten verleiten. Nicht nur äußerte er sich auf das Erbittertste gegen die Franken, sondern er ließ sich auch mit seinen östlichen Nachbarn, den Avaren, in ein gemeinschaftliches Bündniß gegen diese Feinde ein, wobei ihn wohl auch die Hoffnung, auch die Sachsen möchten sich wieder erheben, angetrieben haben mag. Allein noch ehe seine Anschläge zur Reife gediehen, noch ehe seine Rüstungen vollendet waren, erhielt König Karl durch Thassilo's eigene Unterthanen von dem Vorhaben desselben Nachricht, und als Thassilo, auf die Reichsversammlung zu Ingelheim vorgeladen, in der Meinung Alles sey verschwiegen und unbekannt, wirklich erschien, wurde er von seinen eigenen Unterthanen des Hochverraths angeklagt, und, da auch die alte, vor vier und zwanzig Jahren begangene Schuld der Heeresverlassung wieder angeregt wurde, von der Versammlung zum Tode verurtheilt, von Karl jedoch dahin begnadigt, mit seiner ganzen Familie auf den Rest seines Lebens in ein Kloster gesperrt zu werden. Dieses Urtheil wurde sogleich vollzogen, und nur 794 kam Thassilo aus seinem Kloster noch einmal zum Vorschein, als ihn Karl auf der zu Frankfurt gehaltenen Synode sich selbst aller Ansprüche auf Bojoarien begeben ließ. In diesem Lande hörte nun eben so wie in Karls ganzem Reiche die Herzogswürde auf, und Grafen, unter einem königlichen Statthalter und einem oder einigen

Sendboten (missis regiis), erhielten die hauptsächlich in der Gerichtspflege bestehende Regierung der einzelnen Gaue. An der Grenze, gegen Osten, wurde ein Markgraf eingesetzt, welcher die Vertheidigung derselben unter sich hatte. Der erste Angriff der Avaren wurde (788) von Bayern und Franken zusammen abgewiesen. Da sie aber (790) von Neuem angriffen, so unternahm Karl (791) einen großen Zug mit drei Heeren gegen sie, zur Rechten und Linken der Donau, und zu Schiffe, eroberte zwei ihrer Burgen bei Königsstetten und am Kampfluß, und trieb sie bis über die Raab zurück. Ein zweiter Zug Karls (793) wurde durch die Nachricht von einem neuen Aufstande der Sachsen gestört, und erst (796), als sich schon einer ihrer Fürsten selbst unterworfen und die christliche Religion angenommen hatte, innere Fehden aber die Kräfte der Avaren verzehrten, drang Karls zweiter Sohn, Pipin, und Erich, Statthalter von Friaul, in das Innere ihres weiten Reichs ein, eroberte den Hauptort, an der Theiß, zerstörte ihre Ringe, wo die reiche, seit zwei Jahrhunderten von ihnen dorthin zusammengeschleppte Beute in die Hände von Karls Kriegern fiel, und in einem letzten Aufstande (799), in dem sie alle ihre Kräfte aufgeboten hatten, wurden sie von den Bojoaren unter Gerold, der jedoch selbst blieb, so gänzlich geschlagen, daß der Rest dieses Volkes, in einen kleinen Raum zwischen der Leitha und dem Kalenberge zusammengedrängt, aufhörte, als ein eigenes, selbstständiges Volk zu gelten, und das ganze Land bis gegen die Raab hin von nun an nur die Ostmark von Bojoarien genannt wurde. Während dieser Avarenzüge auch war es, daß Karl (793) auf den Gedanken einer Vereinigung der beiden Hauptflüsse seines Reichs, des Rheins und der Donau, fiel, und zu diesem Ende von der Altmühl aus einen verbindenden Kanal zu der Rednitz führen wollte, ein großes Werk, das aber entweder durch Ungeschicktheit der Arbeiter oder Ungunst des Wetters bald in Stecken gerieth, und hierauf auch von Karl nicht weiter aufgenommen wurde.

Wenn man also das Ende des achten Jahrhunderts als den Zeitpunkt ansehen darf, in welchem das fränkische Reich seine größte Ausdehnung, nördlich bis an Jütland, westlich bis an die atlantische See und den Ebro, südlich bis an das Mittelmeer und den Garigliano, östlich bis an die Elbe und Raab, erlangt hatte, so bereitete sich zugleich eine andere für die Franken nicht minder als für alle Völker höchst wichtige Veränderung vor. Die Größe Karls macht besonders dadurch auf den Betrachtenden einen tiefen Eindruck, daß

sich in ihm, der doch in seiner Jugend nicht was man gelehrte Bildung auch damals nannte erhalten haben konnte, eine außerordentliche Achtung vor geistigen Vorzügen und ein unablässiges Bestreben, diese so viel als möglich selbst zu erlangen und auch seine Landsleute dafür empfänglich zu machen, kund thut. Nicht erst in den letzten ruhigeren Jahren seines Lebens tritt dieses Bestreben sichtbar hervor, sondern noch in der rüstigsten Zeit des Kriegers und des von heftigen Leidenschaften bewegten Mannes geht seiner ringenden und erkämpfenden Thätigkeit die bildende beständig zur Seite. Freilich konnte er hierin bei seinen Franken nur wenig Unterstützung, ja auch nur wenig guten Boden erwarten, indem die unendliche Rohheit der merovingischen Zeit, von welcher Laien und Geistliche gleichmäßig hingerissen wurden, weder gute Sitten, noch edlere, geistige Bestrebungen, die in der Regel verbunden sind, gedeihen ließ, und wenn auch das austrasische, besonders das neuerworbene thüringische, bojoarische und sächsische Land vielleicht weniger sittliche Verdorbenheit zeigte, so stand es doch an Rohheit und Unempfänglichkeit zunächst dem neustrischen Theile völlig gleich. Wollte daher Karl in seinem Vorhaben, die Franken auch geistig den Römern gleichzustellen, deren Größe er in ihren Baudenkmalen noch bewundern konnte, geeignete Arbeiter und Gehülfen finden, so konnte er dies nur im Ausland, und so wie aus England im achten Jahrhundert das Licht des Christenthums nach Deutschland gebracht worden ist, so schimmerte auch von dorther der geistige Glanz, welcher Karls Zeit und Person umstrahlt, und der Nachwelt den großen Mann in würdigen Berichten dargestellt hat. Der Engländer Alcuin (geb. 735), den er 780 auf einer Reise nach Italien zu Parma kennen gelernt hatte, wurde von ihm ersucht, der Schöpfer der neuen Anstalten zu werden, durch die er auf seine Franken zu wirken gedachte, und dieser begab sich auch, von einigen Schülern oder Freunden begleitet, 782 nach Frankreich, wo er, anfangs am Hofe Karls, seit 796 aber als Abt von Tours, bis an seinen Tod (804) blieb, und als die ausgezeichnetste gelehrteste Erscheinung der damaligen Zeit auch für die Nachwelt höchst wichtig bleibt. Freilich darf man weder an die Gelehrsamkeit des achten Jahrhunderts, noch an die Mittel, sich mitzutheilen, Anforderungen stellen, denen erst tausend Jahre später genügt werden konnte, und die alles auf das Christenthum beziehende Ansicht dürfte selbst dem strengsten Gläubigen in ihrer bei aller Scholastik naiven, kindlich unbefangenen Anwendung einiges Lächeln erregen. Verdan-

ten wir aber nicht diesem Einflusse Alcuins den trefflichsten Bericht aus jener Zeit, das Leben Karls von **Eginhard**, der in den Schulen welche Alcuin gegründet oder ganz umgewandelt hatte, seine Bildung und eine für jene Zeit ohne weiters classisch zu nennende Sprachbildung erhielt? Indem nun Karl zugleich mit Erinnerungen an die Größe der alten Welt unterhalten wurde, mußte in ihm ein zweiter Gedanke, dessen Zusammenhang mit der bloßen Nachahmung der Vergangenheit sehr natürlich ist, nothwendig erwachen, und als die Erwägung der politischen Vortheile hinzutrat, mußte die **Erneuerung des römischen Reichs** in seiner Person ihm sich von selbst aufdringen. Wenn er aber sich nicht selbst dazu machte, sondern die Kaiserwürde sich durch den Papst übertragen ließ, so beobachtete er im Grunde dasselbe Verfahren, durch welches bereits sein Vater das mangelnde Erbrecht durch die Gnade Gottes bedeckt hatte, und eben so wie Papst Zacharias den Herzog Pipin zum König der Franken gemacht hatte, erhub auch Papst Leo in Uebereinstimmung mit dem römischen Volke, gleichsam wie ehedem Senat und Volk, Karl den Franken zum römischen Kaiser. Allerdings hatte Leo seine besondern Ursachen. Als Nachfolger Stephans (795), wozu er nicht ohne Gewalt scheint gekommen zu seyn, stand er bei den Römern nicht in der Gunst, wie sein Vorfahr, und eine mächtige Partei überfiel ihn bei einer Procession (799), mißhandelte ihn, und ließ ihn für todt liegen. Indessen war keine seiner Wunden oder Verletzungen gefährlich, der Beistand des fränkischen Herzogs von Spoleto, Willigis, befreite ihn von seinen Feinden, und im Geleite mehrerer fränkischen Bischöffe begab sich Leo nach Deutschland, um seine Klagen und seine Bitte um Recht und Strafe seiner Gegner in Person dem König Karl, als Patricius und daher Schirmvogt Roms, zu hinterbringen. Karl empfing ihn mit aller Ehrerbietung, versprach selbst zu kommen, und nachdem er ihn sicher hatte zurückgeleiten lassen, ging er selbst (800 im Nov.) nach Rom. Die angestellte Untersuchung erwies die Unschuld Leo's, seine Feinde wurden zum Tod verurtheilt, auf seine Fürbitte jedoch nur verbannt, und am Weihnachtstage setzte der Papst, als Karl im Gewande eines römischen Patricius vor dem Altar in St. Peterskirche erschien, ihm eine prächtige Krone auf das Haupt, und das ganze Volk rief ihm zu: Karl Augustus, dem von Gott gekrönten, großen und friedfertigen Kaiser der Römer, Leben und Sieg. Mit diesem Tag begann eine neue Ordnung der Dinge. Die Trennung Italiens und des geistig mit ihm verbundenen Abendlandes,

durch den Bilderstreit schon vorbereitet, war nun vollendet. Rom wurde wieder frei, trat wieder in seine alten Rechte, als weltherrschende Hauptstadt ein, und statt des weltlichen Herrschers gebot von hier aus der Papst, der wahrhafte Oberherr der abendländischen Christenheit. Schon damals war der Gedanke im Umlauf, und zwar in den erleuchtetsten Geistern, zu denen namentlich Alcuin gehörte, daß die apostolische Majestät, die Würde des Nachfolgers Petri, des Statthalters Christi, die erste und höchste, die kaiserliche erst die zweite sey; ein Gedanke, den die folgenden Jahrhunderte, schon nach ohngefähr fünfzig Jahren zuerst die isidorischen Dekretalen, zur herrschenden Ansicht der Welt erhuben. Karls Hoheit war zunächst lediglich durch seine Persönlichkeit bedingt, und ebenso machten die besondern Verhältnisse der Päpste, ihr schneller Wechsel, die Abhängigkeit der Wahl von den städtischen Parteien, daß sie noch geraume Zeit dem Kaiser nachzustehen schienen. Wenn man aber die reellen Vortheile erwägt, welche diese Krönung für Karl brachte, so wird es schwer, sie ausfindig zu machen, indem eigentlich in der allerdings allgemeinen Idee, der römische Kaiser sey weltliches Oberhaupt der ganzen Christenheit und oberster Schirmvogt der Kirche, der ganze Vortheil lag, der in den Gemüthern jener noch in äußerlichen Anschauungen und zahlreichen Traditionen von der Größe des alten Roms erfüllten Geschlechter freilich bedeutender wog, als es heute erscheinen dürfte. Uebrigens muß man wohl bedenken, daß über die Art und Weise dieser Herrschaft schlechterdings nichts ausgesprochen und bestimmt, das Ganze vielmehr in einem idealischen Dämmerschein gehalten wurde, der Jedem verstattete, es sich auf eigene Weise zu gestalten; und, da der nominelle Herr von Rom nie seinen Sitz daselbst nahm, ja nur selten und wenig daselbst verweilte, die geistliche Herrschaft des Papstes auch frühzeitig in die weltlichen Rechte daselbst eintrat.

Von wesentlicherem Erfolge als die doch immer nur auf dürren Boden fallenden gelehrten Bemühungen Karls sind seine Einrichtungen im Innern der Länder, seine Sorge für Gesetzgebung und Rechtspflege, welche durch Revision der schon vorhandenen Gesetzsammlungen, durch regelmäßige Versammlungen, im Mai des ganzen freien Volkes geistlichen und weltlichen Standes, im Herbst nur der angesehensten Großen, durch Anordnung der Sendboten, welche in den Gauen herumreisen, und überall nach der Beobachtung des Rechten sehen und davon dem Könige berichten mußten,

durch festere Bestimmung des Gerichtsgangs, belegt werden, und seine Bemühungen, der sittlichen Rohheit zu steuern und dem Handel einen sichern Gang anzuweisen. Freilich mußte die vorherrschend kriegerische Richtung seiner Regierung vielen Eintrag thun. Der Heerbann wurde zweckmäßiger, aber zugleich auch drückender eingerichtet, indem von je vier Hufen Land, Lehen oder Allode, ein Mann gestellt werden mußte, jeder sich beim ersten Aufgebot auf dem Sammelplatze, vollständig gerüstet, und mit Lebensmitteln auf drei Monate versehen, einfinden mußte, und gegen die Läßigen schwere Geldstrafe verhängt war. Die Folge davon war, daß viele Gemeinfreie, um dem Heerbann zu entgehen, sich einem geistlichen oder weltlichen Adeligen in Abhängigkeit begaben, so daß sie ihr Recht in der Volksgemeinde aufzutreten verloren, aber doch ohne Leibeigene zu seyn, sondern vielmehr einen neuen zwischen Adel oder Freien, und Sklaven oder Unfreien in der Mitte liegenden Stand bildeten. — Eben so ist eine erfreulichere Beschäftigung als mit theologischen Subtilitäten Karls Sorge für seine Muttersprache, die deutsche, und wenn er auch mit seinem Plan einer Grammatik nicht zu Stande kam, so sind doch die von ihm herrührenden Benennungen der Winde und Monate ein immer zu dankender Beweis seines Bestrebens. Eine Sammlung alter Gedichte seines Volks ließ er anlegen, sie ist aber, wohl schon durch die Vernachläßigung seines Nachfolgers, der dieses heidnische Wesen verschmähte, nicht auf spätere Zeiten gekommen. Hieraus ließe sich wohl der Streit, ob ihn die Deutschen oder die Franzosen mit größerm Rechte den ihrigen nennen, am ersten entscheiden, wie auch sein hauptsächlich zu Ingelheim, Nimwegen und Aachen, wo er stattliche Paläste und Kirchen bauen ließ, genommener Aufenthalt ihn den deutschen Landen zuspricht. Seine Lebensweise war einfach und besonders im Trunke mäßig; seine Tracht meist die vaterländische, so daß er nur selten sich der Kleidung des Patricius oder des Kaisers bediente; sein Familienleben das eines zärtlichen Gemahls und Vaters. Von seiner dritten Gemahlin, Hildegard, die er am meisten liebte und die auch von den Zeitgenossen einstimmig gerühmt wird, (st. 782) hatte er drei Söhne, Karl, Pipin, Ludwig, und mehrere Töchter, auf deren Erziehung er große Sorgfalt wendete. Da er indessen nach dem Tode der fünften Gemahlin, Luitgard, (800) noch vier Concubinen hatte, mit denen er mehrere Kinder erzeugte, so gab das Beispiel des Vaters den Töchtern, die er angeblich, weil er sich nicht von ihnen trennen konnte,

vielleicht aber, weil ihre Verheirathung bedenkliche Ansprüche hätte erregen können, Anlaß zu einem allzufreien Leben, welches die Sage in der Erzählung von Eginhard und Emma etwas romantisch ausgeschmückt hat. Da er keine Tochter dieses Namens hatte, so ist wahrscheinlich seine Tochter Bertha darunter verstanden, welche mit Angilbert, einem als Schüler Alcuins und als Gelehrten ausgezeichneten und von Karl hochgeschätzten Manne, zwei Söhne erzeugte, die unter der folgenden Regierung großes Ansehen genossen. Von seinen Söhnen mußte er die beiden ältesten, Karl und Pipin, vor sich sterben sehen, so daß er die schon früher (806) gemachte Theilung wieder zurücknehmen mußte und seinem dritten Sohn, Ludwig, als er selbst das Ende seiner Tage herankommen fühlte, die Regierung des Ganzen übertrug, mit Ausnahme Italiens, das Pipins Sohn Bernhard empfing. Er berief Ludwig (813) aus Aquitanien nach Aachen, stellte ihn den Großen als Mitregenten vor, gab ihm heilsame Lehren, ließ ihn sich selbst die Krone aufs Haupt setzen, und schickte ihn dann wieder nach Aquitanien. Bald darauf wurde er selbst von einem Fieber befallen, und starb den 28. Jan. 814 zu Aachen, 72 Jahre alt. Noch an demselben Tage wurde er einbalsamirt, mit Krone und Zepter geschmückt, und mit dem Evangelienbuch in der Hand, im kaiserlichen Ornate, aufrecht sitzend, in dem Grabgewölbe der Domkirche zu Aachen beigesetzt. Mit ihm hatte das fränkische Reich seine höchste Höhe, seine weiteste Ausdehnung, seinen strahlendsten Glanz erhalten, und nur seinem noch in seinen Einrichtungen fortlebenden Geiste war es zuzuschreiben, daß unter seines schwachen Sohnes Ludwig elender Regierung nicht sofort Alles in Stücken und Trümmern zerfiel. Dennoch wie groß auch Karl erscheint, um so größer als seine Nachfolger kleiner sind, so zeigt sich doch sein Bestreben, die Eigenthümlichkeit der Völker zu verschmelzen, als ein verderbliches und tadelnswerthes, und das ungeheure Reich, das er geschaffen, mußte, als der ungeheure Geist Karls von der Erde entwichen war, wieder in seine durch Natur und Geschichte geschiedenen Theile zerfallen.

VIII. Mahomed, der Islam und seine Ausbreitung.

Der Mahomedanismus. Eigenthümlichkeit Arabiens. Mahomed. Sein Auftreten als Prophet. Die Hedschra. Mahomed Sieger seiner Feinde. Sein Tod. Bedeutsamkeit seiner Erscheinung und Lehre. Der Islam, 1) der Imam, 2) der Din. Der Koran. Die Sunna. Die Schiiten. Das Chalifat zu Damaskus. Die abbassidischen Chalifen zu Bagdad. Losreißen ganzer Länder vom Chalifat. Gewalt der türkischen Leibwache. Emir al Omra.

Als das Christenthum sich einer mehr als sechshundertjährigen Dauer rühmen konnte, als es über die bekannten Theile Europa's, Asia's und Afrika's, so weit das römische Reich geherrscht hatte, verbreitet war, entstand in einem wenig bekannten und nie von Feindesmacht unterworfenen Lande eine neue Religion, welche in Kurzem den Ruhm der Ausdehnung dem Christenthum streitig machte, und durch die in ihren Bekennern angefachte kriegerische Begeisterung weit hin über alle Länder des Südens getragen wurde. Die Ueberlegenheit eines erhabenen Geistes wußte die wesentlichsten Bestandtheile aus den bereits vorhandenen Lehren zu verbinden, und wenn auch mit manchem unwesentlichen, aus Zufälligkeiten erwachsenen Zusatz vermischt zu einem Glaubensgebäude auszubilden, das vielleicht um so mehr Bewunderung verdient, als die Persönlichkeit des Stifters, seinen angemaßten Beruf abgerechnet, bei seinen Glaubensgenossen selbst nicht von dem Nimbus himmlischer Abkunft umstrahlt war. Die Bildung und Verbreitung der mahomedanischen Religion wird immer zu den merkwürdigsten Erscheinungen der Geschichte gezählt werden.

Arabien bietet in seiner Hirtenwelt noch jetzt dasselbe Bild dar, welches die ältesten Sagen bereits zeigen. Der größere Theil des Landes, von Sandwüsten erfüllt und dadurch vor den Einfällen erobernder Völker geschützt, läßt sich nur mit dem dort einheimischen, dem nomadischen Araber völlig unentbehrlichen Kamel, dem Schiff der Wüste, oder auf dem flüchtigen edeln Roß, dem Hausgenossen des Arabers, durchkreuzen; nur an der Küste und gegen Süden finden sich wohlangebaute Strecken, Städte und eine festangesiedelte Bevölkerung, welche bedeutenden Handel, theils mit indischen Waaren, theils mit Erzeugnissen des eignen Bodens betreibt. Weih-

rauch, Gold, Myrrhen, kostbare Stoffe, zur Ehre der Götter, zur Verherrlichung des Lebens unentbehrlich, bringen die Lande Jemen's hervor, das deßhalb das glückliche Arabien genannt wird. Die Einwohner, von kaukasischem Stamm, zeichnen sich bei vielen geistigen Anlagen, besonders zur Dichtkunst und Redekunst, im Allgemeinen durch die zwar allen dem Naturstande näheren Völkern, ihnen aber besonders eigene Heilighaltung des Gastrechts, durch Achtung gegen die Frauen, durch kriegerische Tapferkeit und engen Familiensinn aus. Besonders war geistige, gesellschaftliche Bildung in dem glücklichen Arabien zuerst entwickelt und über die Städte verbreitet worden; Dichtungen, deren noch einige, genannt Moallakath, aus der Zeit vor Mahomed, vorhanden sind; die Fabeln Lokman's, der dem griechischen Aesop gleich die wichtigsten Lehren der Moral in einfachen Bildern und Gleichnissen vorzutragen verstand; die spruchreiche und dichterisch erhabene Weisheit des Buches Hiob, dessen Schauplatz im peträischen (steinigen) Arabien (Idumäa) zu suchen ist; die den Arabern beigelegte Gabe des Wahrsagens und der Traumdeutung, sind Beweise für die Anlagen und die Bildung des Volkes, das auch schon in der frühesten Zeit mit der Schreibekunst nicht unbekannt war. Die ursprüngliche Religion, bestehend in einem Glauben an Einen Gott, als höchsten Herrn und Vater Aller, war längst in den Zabeismus übergegangen, „den Sternen- und Elementendienst, die Verehrung und Anbetung der Sonne, des Mondes, der Planeten und Gestirne, und der Naturelemente als sichtbarer Gottheiten, verbunden mit Verehrung und Anbetung himmlischer Geister und Engel, und Furcht vor beglaubten bösen Genien oder Dämonen„, und hatte sich durch Aufnahme einer Menge willkührlicher Götter, deren jeder Stamm wieder seine eignen hatte, in einen der ursprünglichen Religion ganz entfremdeten Götzendienst verwandelt. So war in Mekka der berühmteste und angeblich älteste Tempel der Nation, die Kaaba, wo insbesondere ein schwarzer Stein und ein Brunnen als heilig verehrt wurden, nach und nach fast ganz mit Götzenbildern erfüllt worden. Neben diesem Gestirndienst waren in Arabien auch Judenthum, angeblich schon seit 150 v. Chr., und Christenthum, schon seit dem dritten Jahrhundert, auch die magische Religion oder der Feuerdienst der Perser, ausgebreitet, und ganze Staaten waren der einen oder der andern dieser Religionen zugethan, alle in großer Ausartung, und einer Umwandlung bedürftig. Diese unternahm Mahomed, (Mohamed, Muhamed), aus dem Stamme Koreisch, dem als ei-

nem der geachtetsten die Hut des heiligen Hauses, der Kaaba, zukam, aus der Familie Haschem, Sohn Abdallah's und Emina's (Amena's), einer der schönsten und tugendhaftesten Frauen, die ihren einzigen Sohn, zwei Monate nach dem Tode ihres Mannes, am 20. April 571 gebar. Obschon aus edlem, patricischfürstlichem Geschlechte, war Abdallah doch arm, und die ganze Erbschaft bestand in fünf Kamelen und einer alten, abyssinischen Sklavin. Als auch Emina starb, kam der sechsjährige Mahomed unter die Zucht seines Oheims Abu Taleb, des Priesters und Fürsten des Stammes, eines tapfern, redlichen und verständigen Mannes, der den Knaben, bei dem sich schon im dritten Lebensjahre epileptische Zufälle gezeigt hatten, nicht nur durch den Gebrauch der Waffen und durch die Löwenjagd stärkte und körperlich ausbildete, sondern auch seit dem zwölften Jahre auf Handelsreisen mitnahm und ihm Gelegenheit verschaffte, sich durch Bekanntschaft mit andern Völkern und ihren Sitten geistig auszubilden. Mehrere Umstände, namentlich der ihm zu Theil gewordene Vorzug, bei dem Wiederaufbau der Kaaba den schwarzen Stein legen zu dürfen, Bekanntschaft mit einem Mönche zu Basra in Syrien, der in ihm ein zur Ausführung seiner revolutionären Plane geeignetes Werkzeug zu entdecken geglaubt haben soll, vielleicht auch der von andern Mitgliedern des Stammes Haschem gemachte und ihm mitgetheilte Entwurf, die Religion zu reinigen und zur früheren Einfachheit zurückzuführen, mögen schon damals den Gedanken, daß er zum Religionsstifter bestimmt sey, in ihm erzeugt haben, doch verlautete noch Nichts davon. Sein Oheim empfahl ihn einer reichen und edlen Kaufmannswittwe zu Mekka, Chadidscha, als Handelsführer, und nicht nur sein gutes Benehmen, sondern auch die Wohlgestalt seiner Person erhob den fünf und zwanzigjährigen Mahomed zum Gemahl der vierzigjährigen, reichen Chadidscha, und trotz dieses Mißverhältnisses der Jahre lebten beide vier und zwanzig Jahre lang in einer glücklichen, von Mahomed's Seite durch keine Benützung des Herkommens der Vielweiberei gestörten Ehe. In fortgesetzten Handelsreisen entwickelte sich sein vielleicht schon gefaßter Plan, als Religionsverbesserer der Araber aufzutreten, immer weiter, und da ihm die Wirklichkeit gegen die Vorzüge der Christen und der Juden, die wohl schon vorhanden, und ihm nicht unbekannt waren, aber, jene durch Aberglauben und Verfolgungssucht, diese wegen ihrer Tücke und Gehässigkeit, ein leicht begreifliches Vorurtheil beibrachten, so beschloß er selbst eine neue Religion zu stiften, mit wel-

chem Entschlusse er nach längerer, vom Geschäftsleben zurückgezogener und häufig in Einsamkeit und im Nachdenken zugebrachter Zeit, im vierzigsten Jahre seines Alters zuerst hervortrat.

Seine erste Eröffnung machte er seiner Frau, welche auch sofort an die Wahrheit seiner göttlichen Sendung glaubte, und ihren Vetter Waraka, einen Gelehrten, der die Schriften des alten und neuen Testaments kannte, gleichfalls zu Anerkennung des neuen **Propheten** bewog. Später glaubten auch an ihn des Abu Taleb eilfjähriger Sohn Ali, sein Mündel, sein Sklave Seid, und Abu Bekr, später, nach dem Tode der Chadidscha, Schwiegervater Mahomeds. Indessen ging die Ausbreitung der neuen Lehre langsam, und als er im dritten Jahr seiner Sendung die Abkömmlinge seines Großvaters Abdelmutalleb, als seine nächsten Anverwandten, bei einem Gastmahl mit seiner Prophetensendung bekannt machte, fand er nicht den mindesten Glauben, und nur der schon gläubige Ali erklärte sich bereit, alle seine Widersacher zu Boden zu schlagen, wofür ihn Mahomed seinen Bruder, seinen Wesir und Chalifen (Verweser und Stellvertreter) nannte. Nicht abgeschreckt durch die geringe Theilnahme seiner nächsten Verwandten, trat er freier mit der Verkündigung seiner Lehre auf, die er Islam, d. h. unbedingte Ergebenheit in den Willen Gottes nannte, und erbitterte durch freimüthige Angriffe auf den herrschenden Götzendienst der Koreischiten diese so sehr, daß er zwar, unter dem Schutze seines Oheims Abu Taleb, vor der Hand noch in Mekka blieb, viele seiner indessen gewonnenen Anhänger aber, im Jahr 614, zu dem christlichen Könige von Abyssinien flohen, der sie, weil sie an Christus glaubten, in Schutz nahm. Die Koreischiten sprachen daher die Acht über die ganze Familie Haschem aus (616), und legten eine diesen Beschluß enthaltende Urkunde feierlich in der Kaaba nieder, welche aber später (619) durch Wurmfraß ganz vernichtet wurde, worauf die Koreischiten, hierdurch wie durch ein Wunder überrascht, alle Fehde mit den Haschemiten wieder aufgaben. Mittlerweile war die Partei Mahomeds, der von den heiligen Zeiten, während welcher aller Streit ruhte, den größten Vortheil zog, sehr herangewaschen, und besonders die Stadt Medina (eigentlich Jathreb) war fast ganz auf seine Seite getreten. Als daher nach dem Tode Abu Taleb's und der Chadidscha (619) die Gefahr für Mahomed in Mekka immer mehr wuchs, und die Koreischiten endlich sich eidlich zu seiner Ermordung verschwuren, entfloh er selbst während der zum Morde bestimmten Nacht (15. auf 16. Jul. 622) von Mekka

nach Medina, wo er gleichsam im Triumph eingeholt wurde, und trat nun mit dem Schwerdt in der Faust gegen seine Feinde auf. Von diesem Jahr der Flucht, genannt Hegira, Hedschra, zählen seine Anhänger ihre Jahre. In Medina erbaute er eine Moschee (Bethaus) mit einem Wohnhause für ihn und seine zwei Frauen, Sauda und Ajescha, deren zweite seine liebste und einflußreichste Gemahlin war, verband durch eine Brüderschaft seine Anhänger noch fester, und führte nun eine mit wenigen Ausnahmen, z. B. in der Schlacht zu Ohod 624, glückliche Fehde gegen die Koreischiten, während er zugleich mit genauerer Einrichtung des Gottesdienstes und der Gebräuche sich eifrig beschäftigte. Auch andere mit den Koreischiten verbundene Stämme jüdischen und andern Glaubens wurden von ihm besiegt, durch die Plünderung der feindlichen Karavanen große Beute gemacht, bereits (627) mit dem griechischen Kaiser Heraklius ein Vertrag zu freiem Handel der Araber im römischen Reiche abgeschlossen, und Mahomed so mächtig, daß er (628) es wagen konnte, mit 600 seiner tüchtigsten Anhänger die Pilgerfahrt zur Kaaba zu unternehmen, und die Koreischiten, außer Stande es ihm zu wehren, lieber einen zehnjährigen Stillstand mit ihm unter der Bedingung abschlossen, daß er friedlich aber erst im nächsten Jahre ein und nach drei Tagen wieder abziehen sollte. Seine Waffen wendete Mahomed hauptsächlich gegen die Juden, deren Hartnäckigkeit nur durch fortgesetzte Gewalt besiegt werden konnte. Auf diese Weise war seine Macht so gestiegen, daß er nicht nur an den persischen König Chosru Parwiz, an den Kaiser Heraklius, an den Statthalter von Aegypten, an den Negus (König) von Abyssinien, und verschiedene arabische Fürsten Einladungsschreiben, seine Prophetensendung anzuerkennen, erließ, sondern auch die Griechen in Syrien anzugreifen, und endlich (630 Jan.) Mekka zu überrumpeln, und fast ohne alles Blutvergießen siegreich einzunehmen wagen konnte. Abu Sofian, früher sein heftigster Gegner, dessen Tochter Umma Habiba Mahomed geheirathet hatte, trat zum Islam über, und wurde sein treuer Freund und Vertrauter. Er reinigte sofort die Kaaba von allen Bildern die innen und außen um dieselbe waren, hob die bisherige Aristokratie in Mekka völlig auf, und legte, indem er die Würde des Sikajet, d. h. Aufsicht über die Wasser des Semsem, erblich machte und als geistliche Würde mit der bürgerlichen Verwaltung verband, den Grund zu einer Priestermonarchie. Seine beiden letzten Jahre sah er noch die Ausbreitung seiner Lehre durch ganz Arabien, und

er starb im vollen Glauben seiner Anhänger an seine Lehre, in der Mitte seiner Siege, vielleicht an den Folgen des ihm früher beigebrachten Gifts, am 8. Jun. 632, zu Medina, wo er auch begraben wurde. Von seinen vielen Frauen überlebten ihn neun ehlich mit ihm verbundene, deren berühmteste die Ajescha, Tochter Abu Bekr's, damals erst 17 Jahre alt war. Von seinen Kindern, deren er im Verhältnisse zu der Anzahl der Frauen nur wenige hatte, überlebte ihn nur Fatima, Tochter der Chadidscha, und Frau des Ali, auf den dadurch der nächste Anspruch, als Stellvertreter des Propheten zu erscheinen, überging.

Die einfache Betrachtung des vorliegenden Falles, daß ein Mann von einer keineswegs nach heutigen oder auch griechischen und römischen Ansichten ausgezeichnet zu nennenden Bildung Stifter einer Religion geworden ist, die sich mit reißender Schnelligkeit über einen großen Theil der damals bekannten Welt verbreitete, selbst vorher beinahe ungekannte Länder dadurch in den allgemeinen Verkehr hineinzog, und nicht nur statt zerfallener und in sich zu bloßen, leeren Ceremonien aufgelöster Religionen eintrat, sondern selbst die damals erst begründete, ihrer Entstehung noch nahe christliche Religion überwältigte, wenn auch nicht vertrieb, doch zur Religion der Besiegten herabsetzte, und wenn auch nicht besiegte, doch in den beiden Enden Europa's, Spanien und Griechenland, sehr bedrohte, muß, auch ohne daß man mit der Lehre selbst bekannt zu seyn braucht, die Ueberzeugung aufdringen, Mahomed selbst sey ein Mann von hohem Geiste und von richtiger Beurtheilung desjenigen, was gerade damals seinen Landsleuten vonnöthen war, gewesen, und habe um sie für sich zu gewinnen die einzig richtigen Mittel ins Werk gesetzt. Mag man immerhin die Gewalt der Waffen besonders hervorheben, durch welche seinen Befehlen gemäß seine Lehre verbreitet wurde, ein Mittel, das wenigstens in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt von dem Christenthum nicht angewendet worden war, so bleibt doch immer noch die von ihm hervorgebrachte Begeisterung, es bleibt die Anhänglichkeit übrig, welche noch heute die Bekenner des Islams, nachdem gewaltsame Religionskriege längst aufgehört haben, in grosser Anzahl trotz aller eigenen Spaltungen und Parteiungen, um die Fahne des Propheten versammelt. Gegen diese einfache Thatsache verschwindet jene Einwendung fast gänzlich, ja man dürfte vielleicht, wenn man Kreuzzüge und Inquisition in Anschlag bringt, nicht einmal berechtigt seyn, jene Einwendung auch nur vorzubringen. Ein

Vergleich der mahomedanischen Lehre mit der christlichen würde selbst wenn man geneigt wäre diese überflüssige Arbeit vorzunehmen das entschiedene Uebergewicht dieser reinen und unentstellten Offenbarung über die mit Mährchen und verkehrten Ansichten erfüllten Aussprüche Mahomeds nur aufs Neue darthun, und dennoch gerade dadurch das Verdienst des Mannes und die Angemessenheit seiner Lehren für seine Landsleute und seine Zeit, wenigstens zum großen Theil, beweisen. Der nur durch eigenes Denken, durch Betrachtung der Welt und Lebensverhältnisse von dem Standpunkte eines Mekkaner Kaufmannes aus gebildete, im Götzendienst herangewachsene Araber muß gewiß, wenn man den Riesengedanken erwägt, einer ganzen Nation, ja einer ganzen Welt, einen neuen, von ihm theils ersonnenen, theils, und zwar hauptsächlich, nur gereinigten Glauben, der die Idee der Einheit Gottes zur unverrückten Grundlage hatte, erst in der Güte, dann mit Gewalt aufzudringen, wenn man die Gewandtheit bedenkt, diesen Plan trotz aller anfänglichen Hindernisse festzuhalten und durchzusetzen, seine Freunde mit der größten Begeisterung für sich zu erhalten, selbst seine abgesagtesten Feinde zu gewinnen, gewiß ein grosser Mann genannt werden. Wie gering, wie mangelhaft waren seine Kenntnisse von dem Christenthum, in welch greulicher Entstellung muß dieß in den arabischen sich christlich nennenden Staaten vorhanden gewesen seyn! Daher konnte wohl seine Benutzung der christlichen Lehre nicht anders als so verkehrt und verdrehend seyn, wie sie öfters hervortritt, und unter diesen Umständen dürfte man ihn von einer absichtlichen Verdrehung und Entstellung, um es zu seinen Zwecken zu benutzen, fast völlig freisprechen. Andere Unrichtigkeiten und Unwahrheiten gehen vielleicht eben so lediglich aus seiner mangelhaften Einsicht oder aus seiner eigenen vollkommenen Ueberzeugung, daß er der Prophet sey, hervor, und bei manchen andern Mährchen, zum Beispiel von der berühmten nächtlichen Reise, sollte man wohl eher die Aussage der Ajescha und des Moawijah annehmen, als die der gemeineren und plumperen Ausleger, und es dürfte ihm hier wohl eben so gegangen seyn, wie anderen begeisterten Männern, deren geistige Anschauungen von der gemeinen Menge nur grob und leiblich aufgefaßt wurden. Sein Leben endlich ist freilich nicht so von Sinnlichkeit entkleidet, als nach den Forderungen des Verstandes das eines Religionsstifters seyn sollte, der an sich selbst das Resultat seiner Lehre gewissermaßen verkörpert zu Schau zu tragen verpflichtet ist, und hauptsächlich gegen die Lockungen des Fleisches

Festigkeit bewahren soll, und ihn selbst wenn man südliches Blut, Clima und Sitte zu seinen Gunsten in Anschlag bringt zu rechtfertigen dürfte stets ein vergeblicher Versuch seyn; dennoch bleibt ihm das Lob der unverbrüchlichen Treue gegen seine erste Gemahlin, die Chadidscha, das Lob der Gerechtigkeit, Großmuth und Uneigennützigkeit, und was seine Lehre betrifft, so ist wohl nach aller Billigkeit außer Zweifel, daß er unter den bestehenden Verhältnissen sowohl seiner Zeit als seiner Person das Beste gab, was er geben konnte, und ungeachtet der gewaltsamen Ausbreitung durch die Waffen spricht doch auch die reißend schnelle Verbreitung des Islams über Asien, Afrika, und einen Theil Europa's für eine, in ihm wohnende, alle menschliche Kräfte in hohem Grade anregende Gewalt.

Mahomed's Lehre, der Islam, zerfällt zunächst in zwei Theile, den Imam (Glaubenslehre), und den Din (Sittenlehre). Jener lehrt den Glauben an einen einzigen Gott (Allah), und die ausschließliche Verehrung desselben, den Glauben an Mahomed seinen Gesandten, und letzten und größten Propheten; daß von Gott alle Dinge von Ewigkeit her unabwendbar bestimmt, jedem Menschen sein Loos und sein Tod schon zugeordnet sey; daß es Engel und Teufel, gute und böse geistige Mittelwesen gebe; daß durch List und Betrug des Satans der Mensch gefallen und diese seine Sündhaftigkeit ein Erbtheil des ganzen Menschengeschlechts geworden sey; endlich daß es eine Auferstehung der Todten, und ein jüngstes Gericht, eine Belohnung und Bestrafung im ewigen Leben gebe, jene in einem Paradies, wo den auferstandenen Körper der Gläubigen in den Armen der reizendsten, ewig jungfräulichen, Weiber (Huri's) alle mögliche Genüsse erwarten; diese in einer nach verschiedenen Abstufungen, doch im Allgemeinen für die Ewigkeit eingerichteten Hölle. Der Din legt als erste Pflicht Glauben an Gott und seine Vorsehung auf, gute Werke, Fasten im Monat Ramadan, tägliches mehrmaliges Gebet, Almosengaben und Wallfahrten nach Mekka. Gebet, sagt Mahomed, bringt auf den halben Weg zu Gott, Fasten führt an die Thür seines Palasts, Almosen erwirbt Zutritt. Der Mensch soll seine Würde achten, seine Leidenschaften bezähmen, sein Leben erhalten, ausgenommen die verdienstliche Aufopferung desselben im Kampfe gegen die Ungläubigen. Wer in der Schlacht fällt, steigt, sagt er, geradezu in den Himmel, und überhaupt war seine Absicht, den ohnedies kriegerischen Charakter seiner Landsleute zu erhöhen und ihn allen seinen Glaubensgenossen einzuprägen. Den Wein verbot er,

und erlaubte zwar Vielweiberei, setzte sie aber auf die bestimmte Zahl von vier ehelichen Frauen fest, die Sklavinnen freilich ungerechnet; die Gebote der Beschneidung und des Waschens sind weit älter und eigentlich nur Festsetzung nothwendiger, vom Clima gebotener Gebräuche; von Mönchen weiß die Lehre Mahomed nichts, Fakirs und Derwische haben sich erst später eingeschlichen; dafür ordnete er für alle seine Bekenner den Ramadan, ein dreißigtägiges Fasten, an. Die Propheten der Juden und der Christen, Moses und Jesus, erkannte auch er als gottgesandte Männer, nur von geringerer Macht, und machte von vielen Theilen der jüdischen und der christlichen Lehren, die er jedoch nur mangelhaft kannte, Gebrauch, um seinen Koran damit auszuschmücken. Dieser (auch Al Koran genannt) enthält nämlich in 114 Suren, ohngefähr Kapiteln, von sehr ungleichem Umfang, seine in poetischer, d. h. gereimter Form, sehr häufig auch mit wahrhaft begeisterter, ächt dichterischer Sprache vorgetragenen Lehren, welche sowohl religiösen als sittlich polizeilichen Inhalts und daher die Hauptquelle der Gottesgelahrtheit und der Rechtslehre der Mahomedaner sind. Abu Bekr, sein erster Nachfolger, ließ sie sammeln, und Omar, der zweite Nachfolger, in die gegenwärtige Ordnung bringen. Indessen machte sich außer dieser unmittelbaren Lehre des Propheten bei den Anhängern seiner drei ersten Nachfolger, die sich vorzugsweise als rechtgläubige Mahomedaner oder Moslemen, d. h. Gläubige, angesehen wissen wollen, noch die Sunna geltend, d. h. das mündliche Gesetz, bestehend in den durch Tradition aufbewahrten Reden und Handlungen des Propheten, von welchem man diese Partei auch die Sunniten nennt. Da aber die Nachkommen und Anhänger Ali's und der Fatima behaupteten, die rechtmäßige Nachfolge nach Mahomeds Tod, welche sofort dem Ali gebührte, sey widerrechtlich unterbrochen, so nahmen sie auch diese Tradition, welche zum Theil von Ali's Todfeindin, der bei den Mahomedanern bis an ihren Tod hochgeachteten Ajescha, herrührte, nicht an, und wurden deßhalb von der andern, im Grunde immer zahlreicheren Partei, mit dem Namen Schiiten, d. h. Ketzer, belegt, in welche zwei Hauptparteien alle Mahomedaner noch heute, wie schon bald nach Mahomeds Tode zerfallen sind. Der Grund dieser Spaltung ist, wenn man bis auf das Letzte zurückgeht, der Haß der Ajescha gegen Ali, der ein nächtliches Abentheuer, das der Ajescha ohne ihr Verschulden zustieß, bei dem Propheten als einen Beweis gegen ihre Treue an-

wendete, eine Schmach, welche die Lieblingsgattin seines Schwiegervaters ihm nie vergab.

Darum auch wurde Ali nicht nur dem Abu Bekr nachgesetzt, der als erster Nachfolger Mahomeds mit Kraft und Entschlossenheit die an vielen Orten von den Koreischiten wieder abtrünnigen Völker bezwang, die falschen Propheten vertilgte, und durch seinen Feldherrn Khaled, genannt Schwerdt des Herrn, schon Persien und die christlichen Länder mit Erfolg angriff, sondern auch (634) dem Omar, der zu dem Titel Chalif noch den eines Emir al Mumenin (Fürst der Gläubigen) hinzufügte, Jerusalem (637) und hierauf ganz Syrien wegnahm, durch Amru (640) Alexandria eroberte, worauf die Wegnahme der Nordküste Afrikas durch die als Stammesverwandtschaft erklärte Aehnlichkeit mit den Berbern außerordentlich beschleunigt wurde, und in wiederholten Schlachten dem Perserreiche ein Ende machte, endlich sogar (644) dem Osman (Othman), der sich durch Herstellung einer einzigen ächten Sammlung des Korans, mit Vertilgung aller falschen Lesarten, großes Verdienst erwarb, gegen den aber wegen Begünstigung seiner Freunde und Verwandten und ungeschickten Betragens allgemeine Unzufriedenheit ausbrach, so daß (655 und 656) ganze Schaaren von Mißvergnügten nach Medina zogen, und endlich (656) den über 70= oder gar 80jährigen Greis ermordeten. Nun endlich wurde zwar Ali Chalif, genoß diese Würde aber gar nicht in Ruhe, indem sich gleich anfangs Mehrere weigerten ihn anzuerkennen, und endlich mit der Ajescha verbunden einen ungeheuren Aufruhr erregten, den Ali noch dadurch vergrößerte, daß er alle von Osman eingesetzte Statthalter abberief, unter ihnen auch den Moawijah, Sohn des Abu Sofian. Dieser nannte sich nun Oberhaupt aller Gläubigen, und obwohl Ali über die Ajescha und ihren Anhang (656 Nov. 3.) in der sogenannten Schlacht des Kamels einen großen Sieg erfocht, so wurde doch der Krieg mit Moawijah ohne Entscheidung geführt, nach langem Blutvergießen Ali gleich seinem Gegner zur Abtretung bewogen, und da auch dieses, weil nur Ali mit Aufrichtigkeit gehandelt hatte, Nichts half, von einem aus drei Schwärmern, die sich vorgenommen hatten, Ali, Moawijah und Amru, als die drei der Ruhe feindlichen Häupter, aus dem Wege zu schaffen, in der Moschee zu Kufa (661) ermordet, während Moawijah nur verwundet, Amru aber verfehlt wurde. So blieb diesem, aus der Koreischitenfamilie Ommaijah, dem Sohn von

Mahomeds erbittertem Widersacher und nachmaligem Schwiegervater Abu Sofian, das Chalifat, indem Ali's Sohn, Hassan, nach kurzem Widerstande freiwillig abtrat, und die Aliden, auch Fatimiden genannt, zunächst keine gefährliche politische Partei bildeten. Vielmehr behaupteten sich Moawijah und seine Nachfolger, die Ommaijaden, an 90 Jahre in ihrem Chalifat zu Damaskus, vernichteten zunächst alle damals ihnen drohenden Gegner, und herrschten über ein nachher nie mehr so weit ausgedehntes Reich Eines Herrschers, indem unter dem Chalifen Walid I. (705—715) Musa ganz Afrika und hierauf mit Tarik (711 und 712) Spanien fast ganz eroberte, im Osten aber Bochara, Turkestan, Chowaresm unterworfen, und bis in die Grenzländer des nördlichen Indiens der Islam und die Herrschaft des Chalifats verbreitet wurde. Auch Angriffe auf Constantinopel wurden damals (717—718) gemacht, jedoch durch das griechische Feuer, diese merkwürdige Erfindung des Griechen Kallinikus, durch Ungunst der Jahrszeit und des Wetters, und die Tapferkeit des Kaisers Leo des Isauriers abgewehrt. Indessen folgte auf dieses außerordentliche Glück ein allmähliges Sinken. Nicht nur mehrte sich die Zahl der Aliden, sondern man fing nun auch an die Abbassiden zu berücksichtigen, die, wenn auch nicht vor jenen, doch als Haschemiten, als Abkömmlinge von Mahomeds Oheim Abdallah, den Vorzug vor den Ommaijaden verdienten. Zwar wurde der Abbasside Ibrahim, für den zuerst die schwarze Fahne seines Hauses aufgepflanzt wurde, von dem Chalifen Mervan II. (749) gefangen genommen und vermuthlich im Gefängniß getödtet, aber sein Bruder Abul Abbas el Saffeh entkam, ließ sich in Kufa zum Chalifen ausrufen, und siegte (750 Jan.) in der Schlacht am Zab über seinen Gegner, der nach Aegypten floh und dort ermordet wurde. Die Vertilgung der Ommaijaden wurde von Abdallah, des Abul Abbas Oheim, mit furchtbarer Grausamkeit vollbracht, und nur einer, Abder Rhaman, entkam nach Spanien. Der Abbasside Abul Abbas, (gest. 754 Jun. 9.) der den Namen el Saffeh, der Blutvergießer, nicht wegen eigener Grausamkeit, sondern wegen der für ihn von seinem Oheim begangenen Niedermetzelungen trägt, beginnt nun die lange Reihe der Fürsten dieses Hauses, deren erste ganz besonders durch Glanz des Thrones, Liebe zu den Wissenschaften, Größe des Geistes ausgezeichnet sind. Sein Bruder Al Mansur (754—774 den 7. Oct.) gründete am Tigris (nach 764) die neue Residenzstadt Bagdad, das zu einer prächtigen, reichen, und üppigen Stadt empor-

wuchs, aber wie alle solche ungeheure Hauptstädte den Flor des ganzen Landes zum Nachtheil desselben an sich zog. Besonders war Mansur's Enkel Harun, genannt der Raschid, der Gerechte, (785—809), ein wegen kriegerischer Tapferkeit, wegen Liebe zu Kunst und Wissenschaften, wegen der strengen Gerechtigkeit, die er auf orientalische Weise zu üben pflegte, hochgefeierter Name, den seine Verbindung mit Karl dem Großen diesem fast zur Seite stellt, und den eine Menge der in dem bekannten Mährchenbuch der Tausend und Eine Nacht enthaltenen Erzählungen, worin seine Gemahlin Zobeide und sein bis an seinen plötzlichen Sturz (803) allmächtiger Vezier Dschiaffer der Barmegide eine wesentliche Rolle spielen, in seinem aus Prachtliebe, Herablassung, Milde, Gerechtigkeit und Grausamkeit seltsam gemischten Tyrannencharakter am besten schildern. Sein Sohn Al Mamun (809—834) erhielt, obgleich bereits Spanien (seit 756) unter dem Emirat und später Chalifat der Ommaijaden zu Cordova, Nordafrika (seit 791) unter den fatimidischen Edrissden, und weiter östlich unter den Aglabiten (seit 800) abgefallen war, und der Feldherr Thaher sich in Chorasan (822) unabhängig machte, und nur die geistliche Obergewalt des Chalifen anerkannte, im Allgemeinen sein Reich noch mächtig und angesehen, beschäftigte sich viel mit philosophischen, theologischen und astronomischen Wissenschaften, wirkte dadurch allerdings auch nachtheilig auf die Ruhe seines Reichs, indem er in den theologischen Streitigkeiten seiner Unterthanen Partei nahm, beförderte aber zugleich auch das Studium der Wissenschaften, so daß Philosophie und Mathematik der Griechen damals von den Arabern eifrig betrieben wurde. Sein Bruder und Nachfolger, Motassem, (834—842) bereitete den Sturz des ohnedies an seiner übergroßen Ausdehnung, an den Uebeln der theologischen Streitigkeiten, an den Zweifeln der Rechtmäßigkeit der Abbassidenherrschaft, leidenden Reichs dadurch vor, daß er sich zuerst mit einer Leibwache gefangener oder gekaufter Sklaven, meist Türken, umgab, für sie eine eigene Soldatenstadt in der Nähe Bagdads anlegte, und dem Einfluß dieser Schaaren und ihres Anführers sich preisgab. In einer Zeit von hundert Jahren kam es daher so weit, daß nicht nur die Ommaijaden in Spanien, die Edrissden und Aglabiden in Nordafrika, die Fatimiden ebendaselbst und später in Aegypten, und die Karamathier in Arabien ganz unabhängig waren, sondern auch in Asien die verschiedenen Fürstenthümer in Chorasan, Kerman, Dilem, dem alten Parthien, Farsistan, Chusistan, Mosul u. a. zwar die geist-

liche Hoheit des Chalifen zu Bagdad anerkannten, übrigens aber ganz unabhängig waren und nur durch den gegenseitigen Kampf unter einander selbst und die bei ihm nachgesuchte Anerkennung noch einigermaßen seine weltliche Bedeutung aufrecht erhielten. Das von dem Chalifen Radhi getroffene Mittel, dem Oberbefehlshaber der Truppen (936) den Titel eines Emir al Omra, Fürsten der Fürsten, und alle Gewalt in weltlichen Geschäften zu ertheilen, sich selbst aber blos die geistliche Gewalt vorzubehalten, konnte daher um so weniger helfen, als der eigentliche Krebsschaden des Reichs, die höchste Staatsdienerwürde, nur um so mehr ein Gegenstand des Strebens der andern Fürsten wurde, und daher zwar weniger mehr die zu einem bloßen Namen heruntergesunkenen Chalifen, desto mehr aber ihre Stellvertreter, die Emirs al Omra, denselben Wechsel der Dynastien zeigen, den etwa das byzantinische Reich darbietet. Dabei nahm die Zerstückelung des Reichs selbst fortwährend zu, und während der Islam selbst keineswegs an Ausdehnung und Werth bei seinen Anhängern verloren hatte, boten die einzelnen Reiche ein so zerrüttetes Ganze dar, daß es wirklich zu verwundern ist, daß erst so spät die Christen auf den Gedanken eines Kriegs gegen die Ungläubigen kamen.

IX. Die Karolinger in Deutschland und Frankreich; die Sachsen und das heilige römische Reich deutscher Nation; die Angelsachsen, Normänner und Ommaijaden.

Frankenreich. Vertrag von Verdün, 843. Lothar II. Ende der deutschen Karolinger. Die Normänner in Frankreich, 912. Ende der Karolinger in Frankreich. Heinrich der Sachse, 919—936. Otto der Große, 936—973. Adelheid von Burgund, Königin von Italien. Schlacht auf dem Lechfelde. Das heilige römische Reich deutscher Nation. Otto II. Otto III. Heinrich II. England. Egbert vereinigt die Heptarchie. Alfred, 871—901 Dunstan. Ethelred, 979—1015. Dänenmord. Kanut, König von England und Dänemark, 1016—1037. Spanien. Die Ommaijaden, 755—1031. Abder Rhaman III., 912—961. Hakem II., 961—976. Der Hadschib Muhammed (Almanzor). Untergang der Ommaijaden

Nicht die weltlichen Regenten konnten ein Interesse darin finden, gegen den Islam zu Felde zu ziehen, da die Fürsten als solche mit einander vielmehr, wie unter andern aus Karl's des Großen Verhältniß zu Harun ar Raschid ersichtlich ist, in freundlichem Verhältnisse stehen konnten, und weit eher der Islam seine Anhänger zur Verbreitung ihres Glaubens durch das Schwerdt aufforderte, als die Religion des Friedens, welche sich nach Christus nannte. Denn selbst die wiederholten Angriffe auf die Länder am Mittelmeere führten nur die nothwendigen Vertheidigungsmaaßregeln mit sich, ohne daß man vereinzelt wie die abendländischen Reiche waren an einen Angriff gegen den gemeinsamen Feind gedacht hätte. Erst als die von Rom ausgehende geistige Einheit den allgemeinen Aufruf ergehen ließ, war eine solche Unternehmung denkbar, und bis auch dort die Verhältnisse sich demgemäß gestalten konnten, verstrichen beinahe dreihundert Jahre von Karl's Tode an, eine Zeit der mannigfaltigsten Bewegungen, in der es dem neuen, päpstlichen Rom gelang, eine wunderbare, auf die Macht der Gläubigkeit gegründete Herrschergewalt über die Gemüther der Abendländer zu erlangen.

Das ungeheure Reich Karl's kam nach seinem Tode in die Hände des, dem Vater ganz unähnlichen, schwachen Ludwig's, der die Auflösung des, ohnehin nur künstlich zusammengehaltenen Ganzen durch seine wiederholten Theilungen unter seine Söhne beförderte.

Denn hatte schon nach der ersten Theilung (817) sein übergangener und unzufriedener Neffe Bernhard, König von Italien, sich empört und seine Schuld grausam büßen müssen, so hatte die zu Gunsten seines Sohns Karl von der welfischen Judith vorgenommene zweite Theilung (829) einen Aufstand der älteren Söhne (830) zu Folge, der sich (833) wiederholte und die jämmerliche, im October 833 zu Soissons vor sich gegangene Kirchenbuße Ludwig's mit sich brachte, durch welche der älteste Sohn Lothar die Absetzung seines Vaters zu bewirken gedachte. Kaum aber durch seinen Sohn Ludwig wieder eingesetzt, kränkte er seine älteren Söhne durch eine neue Theilung (835) und durch die Krönung Karl's zum König von Neustrien (837) so, daß sie sich abermals empörten und Ludwig, im Kriege mit seinem Sohn Ludwig, dem Deutschen, begriffen, vom Tode ereilt wurde (840), kaum durch die Worte des Priesters noch auf dem Sterbelager zur Vergebung bewogen. Die Nachwelt hat ihn den Frommen genannt, was er durch seine große Verehrung gegen die Geistlichen, durch große Freigebigkeit und rühmliche Stiftungen, und durch eigene Neigung zu Religionsübungen verdient hat. Er hat zuerst sich vor dem Papste, als dieser, Stephan IV., ihn zu besuchen und zu krönen (816) nach Rheims kam, niedergeworfen, und gleich seinem Vater Karl die Krönung von ihm erhalten, zur Befestigung der Ansicht, nur der Papst könne eine solche Ehre verleihen; unter ihm ist namentlich das westphälische Kloster Corvey, das lange Zeit unter die verhältnißmäßig wenigen gelehrten Anstalten dieser Art gehört hat, gestiftet worden; und die Ausbreitung des Christenthums im nördlichen, bisher nur wenig berührten Europa fällt theils durch des Dänenkönigs Harald Taufe (826 im Oct. zu Ingelheim), theils durch des frommen Ansgarius Wanderungen in seine, von dieser Seite allerdings merkwürdige, ja bedeutungsvolle Regierung. Die Waffen, welche seine Söhne vorher gegen den Vater gekehrt hatten, wandten sie nach seinem Tode gegen sich selbst, und als in der blutigen Schlacht bei Fontenailles (841, 25. Jun.) Ludwig und Karl über Lothar gesiegt hatten, kam endlich (843) der merkwürdige **Vertrag zu Verdün** zu Stande, durch welchen Lothar im Besitz der Kaiserwürde, Italiens und des ganzen, zwischen Rhein und Mosel liegenden Landes, bis hinauf an die Nordsee und hinab zum Mittelmeer verblieb, die westlichen Länder, oder das eigentliche Neustrien, an Karl, den Kahlen, die östlichen, das eigentliche Ostfranken oder die Länder deutscher Zunge, an Lud-

wig, den Deutschen, fielen. Die Länder Lothar's, dessen Geschlecht zuerst mit seinen Söhnen ausstarb, fielen dann theils an Westfranken, das nun zur deutlicheren Bezeichnung Frankreich, theils an Ostfranken, das ebenso Deutschland genannt wird, obwohl der letzte Name als urkundliche Bezeichnung eigentlich nie gebraucht wurde. Außer dieser Vermehrung der deutschen und französischen Lande mit dem eigentlichen Lothringen nach Lothar's II. Tod (869) und seines Bruders, Kaiser Ludwig's II. (875), indem sich Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle (870) in Besitz setzten und später darin bestätigten, gab dieser Lothar II. durch seinen unglücklichen Scheidungsproceß gegen seine angetraute Gemahlin Thietberga, die er verstoßen wollte, um eine andere, Namens Waldrade, zu heirathen, und bei der schwierigen Aufgabe das eheliche Band zu lösen von mehreren Geistlichen dem Rechte zum Trotz unterstützt wurde, dem Papste Nicolaus I., dem ersten gekrönten Papst (858—867), und seinem Nachfolger Hadrian II. (bis 872) Gelegenheit, sich mit Erfolg in diesen Streit zu mischen, das gegebene Aergerniß zu strafen, und die, damals bereits durch die isidorischen Decretalen verbreitete Ansicht von dem Oberrichteramte des Papstes in einem glänzenden Beispiele zu bewähren. Lothar starb mit dem Bewußtseyn Unrecht gethan zu haben, und der päpstliche Stuhl hatte sich auf ehrenvolle Weise als Beschützer der Unschuld und Rächer des Frevels gezeigt. Ueberhaupt war die Nachkommenschaft Karl's nicht vom Glücke begünstigt. Sowohl in Deutschland als in Frankreich nahm ihre Macht allmählig ab, und noch vor Ablauf des Jahrhunderts sah man einen Karolinger, Enkel Ludwig's des Frommen, Karl den Dicken, wegen seiner Unfähigkeit, von den Franzosen verlassen, von den Deutschen förmlich abgesetzt (887), worauf in Deutschland sein Bruderssohn Arnulf, Sohn König Karlmann's aus einer nicht ebenbürtigen Frau, König, und auch (895) römischer Kaiser wurde, ein Mann von großer Kraft und vielem Verdienste, mit dessen Sohn Ludwig dem Kinde (900—911) die deutsche Linie der Karolinger völlig ausstarb, und das Reich ein völliges Wahlreich wurde. Zwei Uebel hatten zur Zerrüttung des fränkischen Reiches besonders beigetragen, im Innern die Unruhen der Großen unter sich, von Außen her die Angriffe der Normänner. Schon Karl der Große hatte in seinen letzten Jahren geahndet, was von diesen für Gefahr drohe, und es war wohl weniger Verdienst der fränkischen Fürsten, als vielmehr die leichtere im angelsächsischen Britannien zu findende

Beute, welche diese räuberischen Seefahrer bewog, dorthin ihre Richtung zu nehmen. Unter Ludwig dem Deutschen (843—876) waren die Ufer der Elbe bis weit in das Land herein ihren Verheerungen ausgesetzt, und so wie einerseits das Erzbisthum Hamburg wegen der Zerstörung dieser Stadt (858) mit Bremen vereinigt werden mußte, so rief dieses Bedürfniß der Vertheidigung auch die früher unterdrückte herzogliche Gewalt wieder hervor, zuerst in Sachsen, das den Normännern zunächst am meisten ausgesetzt war. Ludolf war hier (859) Herzog. Daß Karl der Dicke dieser Landplage nicht mit Kraft abhalf, sondern vielmehr durch Geldzahlungen ihre Raubschaaren nur anlockte, wieder zu kommen, war ein Hauptgrund zu seiner Absetzung, wie es wiederum Arnulf's Ruhm ist, durch einen *entschiedenen* Sieg (891) an der Dyle bei Löwen die Normänner vom deutschen Boden weggescheucht zu haben, so daß von nun an Deutschland wenigstens von dieser Heimsuchung frei war. Dagegen hatte Arnulf, um den mächtigen Mährenfürsten Swatopulk (Zwentibold) sich indessen vom Halse zu halten, die Ungern, eigentlich Magyaren (Madscharen) genannt, ein asiatisches, in die Stelle der Avaren eingetretenes Volk, das sich vom Altai, dann Caucasus, allgemach in das Atelkuzu, wahrscheinlich Bessarabien, gezogen hatte, gegen diesen zur Hülfe gerufen, welche ihn auch (894) auf dem Felde Rakos schlugen, sich dann, von der Trefflichkeit des Bodens gelockt, mit ihren Familien und Heerden an den Ufern der Theiß und Donau ansiedelten, und hier unter Arpad, Almus Sohn, ein mächtiges Reich gründeten, das ein halbes Jahrhundert lang durch furchtbare Raubzüge der Schrecken des südlichen Deutschlands war, bis der kräftige Widerstand der sächsischen Kaiser und die Ausbreitung des Christenthums auch diese wilden, sich absichtlich für Nachkommen der Hunnen ausgebenden Horden zu milderen Sitten und zu dem allgemeineren Bande europäisch christlicher Staaten herbeiführte. Ebenso wirkte auch das Christenthum bei den **Normännern in Frankreich**. Als Deutschland vor ihnen Ruhe hatte, wurde dieses, an innerer Zerrüttung unter übermächtigen Großen und einem schwachen Könige, Karl dem Einfältigen, leidende Reich so lange heimgesucht, bis (912) einem ihrer Anführer, Rolf oder Rollo, das am meisten bisher mitgenommene Land als ein erbliches Herzogthum übergeben und er nebst seinen Gefährten in den Bund des Christenthums aufgenommen wurde. Der neue Fürst, dessen Name in Robert umgewandelt wurde, Schwiegersohn des Königs, erhub sein

neues Herzogthum, die Normandie, bald zu einem der mächtigsten im Lande, und ging in einer Zeit der Gewaltthat und Unordnung mit einem musterhaften Beispiel innerer Polizei voraus. Die Normänner aber behielten den unstäten, zu Abenteuern und kühnen Unternehmungen geneigten Sinn bei, und das nächste Jahrhundert sah von dieser Normandie zwei wichtige Unternehmungen ausgehen. Uebrigens nahm das französische Reich der Karolinger, trotz dieser glücklichen Abfindung mit den Normännern, ein jämmerlicheres Ende als das deutsche. Karl der Kahle (841—877) begierig alle Kronen der Karolinger auf sein Haupt zu setzen, zuletzt auch wirklich noch Kaiser, war ein kraftloser, schwacher Fürst, den das Unglück, welches seine eigene Familie verfolgte, von dem steten Haschen nach Vergrößerung seiner Macht hätte billig abhalten sollen; sein Sohn Ludwig der Stammler starb nach kurzer Regierung (879), deßgleichen seine Enkel Ludwig III. und Karlmann (884), so daß die Hoffnungen, welche man von diesen zu hegen anfing, schlechterdings nicht erfüllt werden konnten, und die Kaiserkrone mittlerweile von Karl dem Dikken (881) weggenommen wurde. An diesen wandten sich mit Uebergehung des dritten Sohns von Ludwig dem Stammler die Franzosen, da gerade damals die Noth des Reiches vor den Normännern aufs Höchste stieg, Paris ein ganzes Jahr lang (885—886) belagert wurde, und die Einheit der Verwaltung unerläßlich nothwendig schien. Aber auch hier getäuscht, gaben sie dem Grafen Odo von Paris (887) die Königskrone, der den kleinen Karl, den man den Einfältigen nannte, ruhig existiren, ja es sogar geschehen ließ, daß Karl (893) noch bei seinen Lebzeiten zu Rheims gesalbt wurde. In dieser Zeit der Verwirrung hatten nicht nur die einzelnen Großen einen Theil der königlichen Gewalt an sich gerissen, sondern auch zwei beträchtliche Provinzen als eigene Reiche von dem fränkischen sich getrennt, indem Graf Boso von der Provence das Königreich Burgund (879) errichtete, und da er sich in dieser Usurpation behauptete, Rudolf, ebenfalls ein Nachkomme Karl's des Großen in weiblicher Linie, ein Königreich Hochburgund (888) begründete. So war Karl's des Einfältigen Regierung natürlich eine der schwächsten und kraftlosesten, und er mußte es als einen großen Gewinn ansehen, daß sich (911) die Lothringer bei dem Absterben der deutschen Karolinger wieder an die französischen anschlossen, weßhalb er von diesem Jahr als von einer neuen Aera die Jahre seiner unglücklichen Regierung zählte. Karl der Einfältige wurde gegen das Ende sei-

ner Regierung von einem übermüthigen Vasallen, dem Grafen Herbert von Vermandois, ins Gefängniß geworfen, wo er auch starb (929), und die Macht der Grafen von Paris, von Flandern, der Herzoge von Burgund, von Normandie stieg zu solcher Bedeutung, daß es Karl's Sohn, Ludwig d'outremer, so genannt, weil er von England herüber heimgekehrt war, bei gutem Willen und lobenswerthem Bemühen nicht gelingen konnte, in Wahrheit Herr des Reiches zu werden. Die dem Könige eigenthümlich gehörenden Besitzungen begriffen außer der Stadt Laon nur wenig unter sich, und da ein Tod in den besten Mannsjahren das Loos Ludwig's, so auch seines Sohns Lothar (st. 986) und desselben Sohnes, Ludwig's V. (987) war, so konnten Plane, zu deren Erreichung vor allem auch eine Reihe von Jahren als nothwendiges Mittel gehörte, unmöglich verwirklicht werden. Lothar's Bruder, Karl, hatte die Gunst seiner Landsleute dadurch verloren, daß er, um dem Streite über Lothringen ein Ende zu machen, von Kaiser Otto II. Niederlothringen (977) als ein deutsches Lehen genommen hatte. Obschon also nach Ludwig's V. Tod das Recht dieses lotharingisch karolingischen Zweiges auf die französische Krone um so unbezweifelter war, als die Nation bisher, wenn sie auch wie bei Karl's des Dicken Entsetzung (887) und bei Karl's des Einfältigen Verdrängung (922) für einige Jahre einen andern König, damals dem Grafen Odo von Paris (bis 898), nachher dem Grafen Robert von Paris und als dieser in der Schlacht 923 geblieben war, dem Herzog Rudolf von Burgund (st. 936) gehorcht hatte, dennoch immer wieder zu dem karolingischen Stamme zurückgekehrt war, und diese ebengenannten nie allgemeines Ansehen genossen hatten, so benutzte doch Hugo Capet, Graf von Paris, die Gunst und Macht seines Hauses, ließ sich schon wenige Tage nach des letzten Karolingers Tod als König anerkennen (987 Jul. 3.), trug auch schon (988 Jan. 1.) für Krönung und Salbung seines Sohnes Robert Sorge, und als Karl von Lothringen, der sich Rheims bemächtigt hatte, ihm verrathen und ausgeliefert wurde (991), ließ er ihn den Rest seiner Tage im Gefängniß zubringen, so daß weder sein Todesjahr noch das Schicksal seiner nach Deutschland entflohenen Söhne bekannt ist. So ging das Haus Karl's des Großen um nichts besser zu Ende, als Pipin die Merovinger, er selbst aber die Agilolfinger und den Longobardenkönig hatte verschwinden lassen, an seine Stelle aber trat das mit besonnener Klugheit in unmerklicher Bewegung vorwärts schreitende

Geschlecht der Capetinger. Daß eine Dynastie wie die der französischen Karolinger unter den angegebenen Umständen nicht durch große Thaten und glanzvolle Regierungen ausgezeichnet seyn konnte, erhellt von selbst; dagegen sind drei andere Länder, Deutschland, England, und Spanien, im zehnten Jahrhundert durch glänzende Regierungen vor andern verherrlicht.

In Deutschland hub nach der Regierung Konrad's, dem bei gutem Willen und vieler Tüchtigkeit dennoch durch Widerspenstigkeit der Bayern und ihres Herzogs Arnulf, durch den Aufstand der schwäbischen Kammerboten Erkanger und Berthold, und durch seine Feindschaft gegen das sächsische Herzogshaus Otto's des Erlauchten, zu viel im Wege stand, um Deutschland im Innern zu heben und gegen die Einfälle der Ungarn mit Nachdruck zu vertheidigen, die Wahl der beiden Hauptstämme, Franken und Sachsen, denen bald auch die Bayern und Schwaben beitraten, den sächsischen Herzog Heinrich auf den Königsthron. Mit diesem trefflichen Fürsten, auf den sein Vaterland mit Recht stolz ist, beginnt eine neue Zeit für das zuletzt eben so im Innern zerfallene wie von Außen befehdete Deutschland. Kaum hatte er noch durch seines edelgesinnten Vorfahren letzte Worte empfohlen die Stimme der deutschen Fürsten erhalten (919), als er eilte, erst den schwäbischen Herzog Burkhard zur Unterwerfung zu nöthigen, und hierauf den bayerischen Herzog Arnulf mehr durch kluge Nachgiebigkeit und Gewährung unbeschränkter fürstlicher Gewalt für sich zu gewinnen und hierauf den alljährlich wiederkehrenden Streifzügen der Ungarn ein Ziel zu setzen. Indessen sah er wohl, wie der leichten Reiterei dieses Volks seine Deutschen nicht gewachsen seien, und es mußte für ein besonderes Glück erachtet werden, daß es gelang, einen ihrer vornehmsten Anführer, vielleicht ihren Herzog Zultan selbst, zu fangen (924), und für seine Freilassung eine neunjährige Waffenruhe zugesichert zu erhalten. Diese Frist benutzte nun Heinrich auf gedoppelte Weise. Nicht nur ließ er verschiedene offene Orte mit Mauern versehen, um dorthin Hab und Gut, Weib und Kind, sicher flüchten und von dort aus den auf Belagerung nicht geübten Ungarn leichter trotzen zu können, einige sogar neu gründen, so daß er deßwegen den ehrenvollen Beinamen des Städtebauers führt, sondern er übte auch seine Deutschen in steten Kriegen mit den östlichen und nördlichen Slaven, an der Elbe, Havel, Peene, mit den Böhmen und Dänen, wodurch die Markgrafschaften Meißen, Nordsachsen, später Brandenburg genannt; und

Schleswig entstanden, und die Herrschaft des deutschen Königs beträchtlich erweitert wurde, und in eigenen ritterlichen Kämpfen, weßhalb gewöhnlich der Ursprung der Turniere auf ihn, jedoch fälschlich, zurückgeführt wird. Durch diese Vorbereitungen fand er sich, als die Ungarn nach Ablauf der Waffenruhe Tribut forderten, stark genug, ihnen zur verächtlichen Entgegnung ihrer Forderung einen räudigen Hund geben zu lassen, und als sie (934) mit einem großen Heereshaufen bis ins Thüringische vordrangen, sie bei Merseburg zu empfangen und ihr eines ernstlichen Widerstandes gar nicht gewärtiges Heer in gänzliche Flucht zu schlagen. Schon damals kränkelte er, und sein Plan, nach Italien zu ziehen, um das Recht der Deutschen auf die Kaiserkrone zu erneuern, ward hierdurch und durch seinen Tod (936) gehindert. Aber noch vor der Niederlage der Ungarn war der Ruhm des Königs weithin verbreitet und Deutschland hob sich vor allen Ländern empor. Dies war noch mehr in der längeren und durchaus kriegerischen Regierung seines Sohnes Otto der Fall. Mit großem Glück und fester Kraft zwang er in den ersten vierzehn Jahren seiner Regierung den Böhmenherzog Boleslaus zur Unterwerfung, dämpfte die Aufstände der Bayern (938), seiner Brüder Thankmar und Heinrich (939—941), die mit dem Frankenherzog Eberhard und Giselbert von Lothringen, seinem Schwager, sich gegen ihn verschworen hatten, nöthigte dem Polenherzog Mieislav (948) die Anerkennung der deutschen Oberhoheit ab, und schaltete mit unbegrenzter Gewalt über die deutschen Herzogthümer, von denen er nach Giselbert's Tod (939) Lothringen (943) seinem Schwiegersohn Konrad, Grafen von Worms, Schwaben (949) seinem Sohn Ludolf, Bayern (948) seinem Bruder Heinrich, das eigene Sachsen aber gleich mit Anfang seiner Regierung seinem Waffengefährten Hermann Billung, verlieh. Da geschah es, daß Adelheid, die Wittwe König Lothar's von Italien, ihn um Hülfe anrief. Hier hatten nach Karl des Dicken Tod (888) zwei Abkömmlinge der Karolinger in weiblicher Linie, Guido von Spoleto und Berengar von Friaul, um die Kaiserkrone gestritten, an Guidos (gest. 894) Stelle war sein Sohn Lambert getreten, gegen den Arnulf zog, und auch die Kaiserkrone vom Papst Formosus erhielt, während sein Nachfolger Stephan VI. Lambert als rechtmäßigen Kaiser anerkannte. Indessen Lambert starb (898), so daß Berengar König von Italien blieb, ungeachtet (899) der König von Provence, Ludwig, Boso's Sohn, herbeigerufen, vom Papst Johann IX. (901) gekrönt

dafür aber wiederum (905) geblendet und in die Provence heimgeschickt wurde, worauf Berengar auch die Kaiserkrone (915) erhielt. und im Besitz derselben bis zu seiner Ermordung (924) blieb. Nun suchte erst Rudolf von Hochburgund sich Italiens zu bemächtigen, mußte aber vor dem Könige Hugo von Provence entweichen, der (925) zum Könige Italiens in Mailand gekrönt wurde. Um sich jedoch vor einem Angriff aus diesem Reiche zu sichern, trat Hugo (933), alles was ihm in Provence gehörte, an Rudolf ab, und gab seinem Sohne Lothar desselben Tochter, die durch persönliche und geistige Reize berühmte Adelheid, zur Gemahlin. Diesem hinterließ er, da er (946) vor dem Markgrafen Berengar von Ivrea entweichen mußte, das Reich, dessen ganze Gewalt sich im Grunde in Berengar's Händen befand, und das Gerücht bei Lothar's (950 Nov. 22.) plötzlich erfolgtem Tode, er sei von jenem vergiftet worden, mußte vor allen bei seiner Wittwe Adelheid großen Glauben finden. Berengar, nun zum König erwählt, wollte Adelheid mit seinem Sohne Adalbert vermählen, und griff, da sie standhaft die Hand ihres Feindes ausschlug, zu harten Maaßregeln, Mißhandlung und harter Gefangenschaft, der sie jedoch entging, und von Canossa aus, wo sie bei einem Verwandten, dem Markgrafen Azzo, Schutz fand, den deutschen König um Beistand anflehte. Otto, damals Wittwer, nahm willig die Einladung an, welche ihm den Besitz einer schönen und tugendreichen Frau, und den Erwerb eines schönen Landes versprach, zog nach Italien, und vermählte sich (25. Dec. 951) zu Pavia mit Adelheid. Berengar und Adalbert wurden bewogen, nach Augsburg zu kommen und sich daselbst (952) mit dem Königreich Italien belehnen zu lassen. Indessen hatte Otto's ältester Sohn Ludolf, über die zweite Ehe seines Vaters unzufrieden, sich mit dem ebenfalls gekränkten Herzog Konrad von Lothringen und anderen Großen verbunden, und sich erst von Mainz, dann von Regensburg aus, dem Könige widersetzt, der jedoch (954) sie zur Unterwerfung zwang und sie mit Verlust ihrer Herzogthümer bestrafte. Die wichtigste Folge dieses Aufstandes war aber der wiederholte Einfall der Ungarn, die, wahrscheinlich von den Empörern gerufen, schon 954 und dann zum letztenmale 955 in Bayern einfielen. Auf dem Lechfelde (10. Aug.) bei Augsburg erlitten die Ungarn von der vereinigten Macht der deutschen Stämme eine so ungeheure Niederlage, daß nach der Aussage ihrer eigenen Chronisten von einem gegen 70,000 Mann starken Heer nur sieben heimgekehrt seyn

sollen, und daß von nun an der deutsche Boden nicht mehr heimgesucht worden ist. Da sich indessen Berengar in Italien durch seinen Lehnseid nicht im Mindesten gebunden achtete und in willkührlicher Tyrannei schaltete wie zuvor, so ergingen deßhalb wiederholte Bitten an Otto, denen er erst durch Absendung seines Sohnes Ludolf genügte, der auch gegen Berengar glücklich kämpfte, aber im Laufe seiner Siege plötzlich, vielleicht durch Gift, das ihm Berengar's Gemahlin Willa beibringen ließ, weggerafft wurde (957). Der hierauf von Berengar geängstigte Papst Johann XII. verband nun seine Bitten mit den übrigen Gegnern Berengar's, und Otto ging (961) abermals über die Alpen, ließ sich zu Mailand die longobardische Krone aufsetzen, und erhielt zu Rom (2. Febr. 962) die seit beinahe vierzig Jahren nicht mehr ertheilte Kaiserkrone. So wurde Karls des Großen Vorbild erneuert und Otto's Krönung ist nicht minder wichtig als jene, indem seine Nachfolger ohne Unterbrechung den römischen Kaisertitel erhielten und es nach kaum hundert Jahren üblich wurde, die Wahl der deutschen Fürsten als eine vorläufige Wahl zum römischen König anzusehen, diesen Titel auch den deutschen Reichsoberhäuptern sogleich nach geschehener Wahl beizulegen, und den eines Königs der Franken oder Ostfranken, welchen noch Otto geführt hatte, wozu dann der eines Königs der Longobarden und Patricius der Römer kam, ganz in Vergessenheit gerathen zu lassen. Den Namen eines Königs der Deutschen hat Keiner jemals geführt. Dagegen kam noch ein anderer Gebrauch in Gesetzeskraft, daß nämlich der König nur zu Rom, vom Papste (oder, später, dessen Bevollmächtigten) gekrönt werden konnte, und deßwegen einen sogenannten Römerzug unternehmen mußte, so daß von dem Willen des immer mehr in Rom selbst Raum gewinnenden Papstes die Ertheilung dieser Ehre endlich allein abhing. Zwar war damals die Ueberlegenheit auf Seite Otto's, und da die Beschwerden über des heimlich auch mit Berengar und Adalbert einverstandenen Papstes Johann Privatleben vor ihn gebracht wurden, ließ er ihn absetzen (963) und behauptete den mit seinem Wunsch und Willen gewählten Leo VIII. auch gegen einen, nach Johanns Ermordung (964) von der Gegenpartei gewählten Benedikt V., den er nach Hamburg in Exil schickte. Auch Berengar war (964) gefangen und nach Deutschland geschickt worden, wo er zu Bamberg (966) starb. In wiederholten Zügen nach Italien hielt Otto die Würde der Kirche und das Ansehen des deutschen Einflusses aufrecht, und suchte, da

er nur noch mit den Griechen, theils wegen der unteritalienischen Besitzungen, theils wegen des von dem stolzen byzantiner Hof verweigerten Kaisertitels, in Streit war, diesen durch eine Verbindung seines Sohnes mit einer griechischen Prinzessin auszugleichen. Der Kaiser Nicephorus (968) wieß jedoch die gütlichen Vorschläge Otto's zurück, und erst sein Nachfolger Johannes Tzimisces willigte ein, daß Capua und Benevent bei dem abendländischen Reiche bleiben sollten, während der Rest von Unteritalien noch im Besitze der Griechen war, und daß Theophano, Romanus' II. Tochter (972) mit Otto's Sohn und Nachfolger vermählt wurde, und erkannte sie als Kaiser des Abendlandes an. So war nun das große Werk vollendet und das römische Reich deutscher Nation gegründet, welches Deutschland und Italien unter Ein Oberhaupt stellte, wiewohl die innere Regierung der beiden Reiche ganz getrennt blieb, und vielmehr nur die deutschen Lande aus natürlichen Gründen die besondere Aufmerksamkeit des Kaisers genossen, während in dem seltner besuchten Italien, dessen Einwohner in den Deutschen nie unterließen nordische Barbaren und rohe Tyrannen zu sehen, die Herrschaft des Reichsoberhauptes nie feste Wurzeln schlagen konnte, vielmehr in den nun folgenden Zeiten sich hier alle möglichen Gestalten der Verfassung, von demokratischer Form bis zum absoluten Despotismus ausbildeten. Otto, den übrigens die Nachwelt mit Recht den Großen nennt, war auch für die deutschen Angelegenheiten nicht minder besorgt, stiftete zu seinem Andenken (968) das Erzbisthum Magdeburg, und starb 973 mit dem Ruhme einer der größten Fürsten seiner Zeit gewesen zu seyn. Weniger glücklich war sein Sohn Otto II., der zwar in den Maaßregeln gegen die Empörung seines Vetters Heinrich, Herzogs in Bayern, gegen Dänemark und gegen den König Lothar von Frankreich, mit dem er über die Rechte auf Lothringen, das Otto an Lothar's Bruder Karl als Lehen gegeben hatte, in Streit gerieth, im Ganzen genommen vom Glück begleitet war, aber in seinem ungerechten Angriff auf die Reste des griechischen Unteritaliens eine große Niederlage bei Basantello (982) von den Griechen und sicilianischen Arabern erlitt, selbst nur mit genauer Noth auf wunderbare Weise der Gefangennehmung entging, und noch ehe er den Krieg erneuern konnte, zu Rom (983) starb. Sein gleichnamiger Sohn, anfangs unter der Vormundschaft seiner Mutter Theophano, und von dieser im Verein mit den gelehrtesten Männern der damaligen Zeit, namentlich dem Auvergnaten Gerbert, sorg-

fältig erzogen, ohne daß jedoch die einem damaligen Fürsten besonders nothwendige Uebung in körperlicher Rüstigkeit und Tüchtigkeit versäumt worden wäre, nahm sich, sobald er erwachsen und mit den nordalbingischen Slaven so weit fertig war, daß er Deutschland verlassen zu können glaubte, der Angelegenheiten zu Rom, wo ein mächtiger Adeliger, Crescentius, der die Consulwürde bekleidete, den Papst Johann XIV. umgebracht, und mit despotischer Willkühr gehaust hatte, ernstlich an, besetzte vor Allem den päpstlichen, eben erledigten Stuhl (996) mit einem würdigen Manne, seinem Verwandten Bruno, zog dann selbst nach Rom, ließ sich krönen, und kehrte, nachdem er über Crescentius Gericht gehalten, ihn aber auf Fürbitte des Papstes begnadigt hatte, nach Deutschland zurück. Allein sogleich benahm sich Crescentius wieder mit dem vorigen Uebermuth, vertrieb den Papst Gregor V., und veranlaßte einen zweiten Zug Otto's (998), der den Crescentius nun (999) in seiner Burg zu Rom belagern, gefangen nehmen und hinrichten ließ. Schon damals äußerte Otto große Vorliebe für Rom, und als er nach einer Pilgerfahrt nach Gnesen (1000) zum Grabe des erst wenige Jahre vorher (997 April 23.) von den heidnischen Preußen, denen er das Christenthum predigte, erschlagenen Adalbert's, und hierauf nach Aachen zu Karl des Großen Grabe zum drittenmale nach Rom ging, wo er an des indeß (997) verstorbenen Gregor's Stelle seinen ehemaligen Lehrer Gerbert als Sylvester II. zum Papste machte, verhehlte er seinen Plan, Rom zum Sitze seines Reiches zu machen, nicht im Mindesten, womit jedoch weder die Deutschen noch die Römer, die darin eine Beschränkung ihrer Freiheit fürchteten, zufrieden waren. Ein Aufstand zum Rom, der ihm selbst Gefahr drohte (1001), bewog ihn zur Entfernung und er starb (1002 im Jan.) bald darauf unvermählt zu Paterno. In Deutschland wurde sein Vetter Heinrich von Bayern gewählt, der auch den in Italien erst mit großer Freude erwählten Markgrafen Harduin von Ivrea zwar (1004) verdrängte und sich die Königskrone in Pavia holte, worauf er sich schon einen römischen König schrieb, welcher Titel von nun an von jedem Oberhaupte des deutschen Reiches vor der Krönung durch den Papst geführt wurde, aber erst (1014) auf einem zweiten Zuge von Benedict VIII. die Kaiserkrone erhielt, und bald darauf auch durch Harduin's Tod (1015) dieses Gegners enthoben wurde. Von seiner in Deutschland außer Kriegen mit Polen hauptsächlich durch die Stiftung Bamberg's (1007, geweiht 1020)

beschäftigten Thätigkeit dürfte das Wichtigste die Erwerbung der Ansprüche auf das damals von Konrads Sohn Rudolf III. (1016) beherrschte Königreich und seine Einmischung in die Streitigkeiten der Apulier mit den Griechen, wobei die als Pilger zufällig hingekommenen Normänner (um 1016?) zuerst eine nachher so wichtiggewordene Rolle spielten, gewesen seyn. Daß ein der Geistlichkeit so sehr ergebener Fürst wie Heinrich an eine Behauptung des von seinen Vorfahren in Rom ausgeübten Ansehens gar nicht gedacht hat, ist begreiflich, und der ihm zuerst von dem Papste Benedict VIII. überreichte Reichsapfel, ein Sinnbild der Erdkugel, über der ein Kreuz steht, sprach bereits die Herrschaft aus, welche bis zu Ende des Zeitraums auch thatsächlich errungen war.

Nächst Deutschland erhob sich **England** zu einer hohen Bedeutung, trotz vieler Kämpfe und Gefahren. Aus dem ganzen Zeitraum von der Ankunft der Angelsachsen und Gründung der sieben oder acht kleinen Reiche (Kent, Sussex, Wessex, Essex, Ostangeln, Mercia, Bernicia und Deira, welche beide zusammen später Northumbria bildeten) bis zur **Vereinigung** unter **Egbert** (830) tritt außer den stets gleichbleibenden Berichten über die inneren Kämpfe nur die frühzeitig eingetretene Beziehung auf Rom hervor, indem das Christenthum durch Papst Gregors Betrieb hier (596) unter dem Mönch Augustin in Kent zuerst festen Fuß faßte, das Erzbisthum Canterbury, als Primat von England, gegründet wurde, und, nachdem auch die altbritischen Geistlichen und Mönche zur Anerkennung des römischen Gebots gebracht worden waren, bis gegen 670 in allen englischen Reichen angenommen war. Der Einfluß Englands auf andere Länder konnte lediglich geistiger Art seyn, und außer dem von den Franken auch als dem Ihrigen angesprochenen Alcuin, und den, besonders über die östlichen Frankenländer weit verbreiteten Christenthumpredigern, tritt namentlich mit der größten Bedeutung Beda auf (geb. 673, gest. 735), in seinem ganzen Leben mit Erwerbung und Verbreitung nützlicher Kenntnisse beschäftigt, in allem Wissen seiner Zeit erfahren, und durch seine Schriften, namentlich seine Kirchengeschichte der angelsächsischen Staaten noch ein Lehrer der Nachwelt. Dem Beispiel des fränkischen Karlmanns, welcher der Welt entsagte und ins Kloster ging, war ein angelsächsischer König, Ina von Wessex, vorausgegangen, ein als Krieger und Gesetzgeber berühmter Fürst, der nachdem er Essex, Kent und Sussex mit seinem Reiche vereinigt, durch Wohlthaten und Geschenke an die

Geistlichkeit und reiche Stiftungen sich ausgezeichnet hatte, im 37sten Jahr seiner Regierung (727) den Scepter niederlegte, seine Unterthanen ihres Gehorsams entließ, und mit seiner Gemahlin Ethelburga nach Rom pilgerte, wo er als Pilgrim lebte und sich von seiner Hände Arbeit ernährte (gest. 728). Schon vor ihm hatte Cönred, König von Mercia, (709) zu Gunsten seines Neffen Ceolred die Regierung niedergelegt, war nach Rom gezogen, und hatte dort von den Händen des Papstes das Mönchskleid empfangen. König Offa von Mercia, (757—794) ein mächtiger, auch mit Karl dem Großen verbundener Fürst, versprach (785) für sich und seine Nachfolger, der Kirche von St. Peter zu Rom jährlich 365 Mankus zu schicken, welche zum Theil für den öffentlichen Gottesdienst, zum Theil für die Pilgrime verwendet werden sollten. Diese später in ganz England eingeführte, von den Häusern derjenigen, die über 30 Schillinge reinen Ertrag hatten, erhobene Abgabe, der Peterspfennig genannt, offenbar ein freiwilliges Geschenk, nahm später die Gestalt eines dem Papste gebührenden Tributs an. Bei einer solchen entschiedenen Richtung nach Rom konnte es nicht verwundern, wenn auch es späterhin unbegreiflich schien, wenn die einstigen treuesten Anhänger Roms offenbar abfällige Gegner wurden. Noch stärker sprach sich diese Richtung unter der Monarchie aus. Egbert hatte zuerst (bis 837) die einzelnen Reiche vereinigt, auf die damals schon die Dänen oder Normänner eben so wie auf Deutschland und Frankreich Angriffe machten, indem sie durch die unter Egberts Sohn, Ethelwulf, einreißenden Unordnungen hierin besonders begünstigt wurden. Der jüngste von Ethelwulfs Söhnen, Alfred, mit Recht der Große genannt, (geb. 849) übernahm, nach dem Tode seiner ältern Brüder, (871) das Reich, das gerade damals von der Uebermacht der Dänen so überwältigt war, daß er (877) dem Kampfe im offenen Felde völlig entsagen, sich mit wenigen Begleitern, zum Theil sogar allein, in unzugängliche Sümpfe flüchten, und erst nach Jahresfrist wieder hervorkommen, die Dänen ihrerseits in große Noth versetzen und zur Annahme des Christenthums zwingen, und hierauf, gewiß auch durch die nach Frankreich hauptsächlich gerichteten Züge der Normänner hierin unterstützt, das ganze Reich in einen im Innern blühenden und außen gesicherten Zustand erheben konnte. Während er mit seiner Flotte die Küsten sicherte, und im Innern theils durch sein großes Gefolge jeder Gefahr sogleich begegnen konnte, theils durch Herstellung und Aufrechthaltung der alten sächsischen Landeseinthei-

tung in Gaue (shires), Aemter oder Hunderte (hundreds), Kirchspiele oder Zehenten (tithings), deren jedes unter einem Richter, alle endlich unter dem König als Oberrichter standen, für polizeiliche Sicherheit und Ordnung Sorge trug, war er zugleich mit einer musterhaften Zeiteintheilung für Bildung und christlichen Unterricht seiner Unterthanen noch in höherm Grade als Karl der Große bemüht, indem er nicht nur aus dem Britten- und Frankenlande gelehrte Männer an sich zog, wie den Mönch Asser aus dem alten Kloster Bangor, und den Franken Grimbald, welcher dem Kirchengesang und dem Lehramte zu Oxford vorstehen sollte, sondern auch selbst durch Uebersetzungen aus dem Lateinischen in das Angelsächsische zur Verbreitung besserer Einsicht nach Kräften beitrug. Die Wohlthat seiner kräftigen Regierung empfanden sein Sohn Eduard (900—924), und dessen Söhne Adelstan, unter dem die Dänen und Schotten unter ihren Königen Constantin und Erik Blodöxe in der großen Schlacht bei Brunamburgh (937) ganz geschlagen, und überhaupt Alfred's Einrichtungen ungestört aufrecht erhalten wurden, Edmund (941—948) und Edred (948—955). War nun schon in allen politischen Beziehungen die religiöse Seite vorherrschend, wie denn Alfred's Bemühungen wesentlich hierauf gerichtet waren, so nahm dies unter Edred durch den einflußreichen, gelehrten und sittenstrengen Dunstan noch die besondere Form an, daß alle verheiratheten Geistlichen aus ihren Aemtern verdrängt und von solchen, die Mönchsgelübde gethan hätten, ersetzt werden sollten. Dieser Plan fand natürlich in der Ausführung große Schwierigkeiten, und erst nach Edwy's, Edmunds Sohn, Regierung (955—959), der durch seine ärgerliche Lebensweise der Geistlichkeit selbst Gelegenheit gab, ihre Macht an ihm zu beweisen, gelang es ihm unter Edgar, Edwy's Bruder (959—975), als er (961) das Erzbisthum von Canterbury erhalten hatte, das Ansehen der Geistlichkeit außerordentlich zu erhöhen, alle geistliche Stellen mit Mönchen zu besetzen, und auch, indem der nicht minder als sein Bruder der Sinnlichkeit ergebene Edgar die Regierung ganz in seinen Händen ließ, für Sicherheit der Küsten, Beförderung des Handels und Verkehrs, und namentlich, durch Ausrottung der Wölfe, für Beförderung der für England so wichtigen Schaafzucht Sorge zu tragen. Indessen sah er doch noch unter Eduard, Edgar's Sohn, (975—979) seinen Einfluß sinken, und bald nachdem ihn ein Wunder fast allein aus dem eingestürzten Saale gerettet hatte, der die meisten seiner Widersacher erschlug, zog er sich, als er noch Ethelred, Edgar's

Sohn von der Elfride, gekrönt, und die bald über England hereingebrochenen Unfälle mit weissagendem Geiste vorhergesagt hatte, in klösterliche Stille zurück (gest. 988). Gewiß war nur ein festentschlossener Charakter gleich ihm den Gefahren gewachsen, die England aufs Neue bedrohten, Ethelred aber, ein schwacher, unfähiger Fürst, durchaus nicht im Stande, sein Reich vor dem Dänenkönig Sueno zu schützen. Das seit 866 eigentlich zur Vertheidigung des Landes bestimmte Danegeld, eine von jedem Mansus Land mit einem Schilling erhobene Abgabe, verwendete er zuerst (991) zum Abkauf der Feinde, die von diesem leichten Gewinn gelockt nur desto sicherer wiederkehrten und eine um so lästigere Plage wurden, als im Lande selbst eine Menge Dänen, als Leibwachen, Söldner, u. dgl. sich befanden, die ihren Landsleuten allen möglichen Vorschub leisteten. Zugleich reizten die Ausschweifungen dieser Dänen die Engländer zur Rache, und Ethelred, der sich (1000) mit Emma, Schwester des Herzogs Richard von der Normandie verheirathet hatte, mochte durch diese Verbindung ermuthigt worden seyn, durch einen Hauptstreich wenigstens seine innern Feinde zu vernichten und die äußern zu schrecken. Am 13. Nov. 1002, wurden alle Dänen der südlichen Provinzen, wo sie nicht wie in Northumberland und Ostangeln die Ueberzahl der Einwohner ausmachten, zugleich ermordet, unter ihnen namentlich auch Sueno's Schwester Gunilda, und selbst die angelsächsischen Frauen, welche mit den Dänen Umgang gepflogen hatten. Das berechtigte nun Sueno zu neuem Angriff, der zwar mehremale wieder mit Geld abgekauft wurde, indem die altnordische Einrichtung der Blutrache dennoch diesem Mittel der Aussöhnung nicht fremd ist, allein die innere Zerfallenheit des Landes, die Verrätherei der Großen, erleichterte den Plan, das ganze Land zu erobern, und da Ethelred (1013) in die Normandie entwichen war, bemächtigte sich Sueno des ganzen Lands, starb jedoch bald hierauf (1014 im Febr.), worauf sein Sohn Kanut, nach Ethelred's, der nach London zurückgekehrt war, daselbst (1016) erfolgtem Tod und seines heldenmüthigen Sohns Edmund Ironside (1017) Ermordung, um so sicherer Herr von England wurde, als er auch Ethelred's Wittwe Emma heirathete und sich dadurch vor Prätendenten sicher stellte. Kanut, seit 1018 auch König von Dänemark, suchte beide feindliche Länder durch Gleichheit der Einrichtungen und der Gesetze einander zu nähern, und für England insbesondere, wo er sich meistens aufhielt, war seine Regierung sehr heilsam, indem er die innere

Ordnung herstellte und die Macht der Großen brach. Uebrigens gewaltthätig und sinnlich wollüstig, ehrte er doch ganz vorzüglich die Formen der Kirche, und auf einer berühmt gewordenen Pilgerfahrt nach Rom (1027) gab er glänzende Beweise von seiner in Pracht und Freigebigkeit sich zeigenden Frömmigkeit. So hatten die Normänner damals ein Reich im Norden gebildet, das obwohl nur von kurzer Dauer seine Herrlichkeit ebenfalls zur Verherrlichung des Stuhls von St. Peter verwendete, während gleichzeitig die noch unansehnlichen Anfänge zur Gründung einer normännischen Herrschaft in Unteritalien gelegt wurden, welche den Päpsten in ihren späteren heftigsten Kämpfen zum schützenden Rückhalt und zur besten Veranlassung in die weltlichen Dinge einzugreifen gedient hat. Aus Söldnern, die anfangs den Italienern gegen die Griechen, dann den einzelnen longobardischen Heeren, in ihren Fehden beistanden, hierauf eine Zeitlang in Diensten des Kaisers Heinrich gegen den Fürsten von Capua, dann desselben Fürsten sich befanden, worauf sie um 1038 von Conrad II. im Besitz von Aversa als eines Lehens bestätigt wurden, erhoben sich Wilhelm Drogo und Humbert, Söhne des normännischen Ritters Tankred von Hauteville, die um diese Zeit nach Italien kamen, als selbstständige Fürsten, die seit 1040 in Melfi einen eigenen Raubstaat errichteten, hauptsächlich gegen die Griechen feindlich waren, und seit sie (1042) die Griechen in einer Hauptschlacht schlugen, offen als Eroberer auf eigene Faust auftraten, und sich zuerst den Titel Grafen von Apulien beilegten. So bereitete sich der ritterlich erobernde Sinn vor, der mit dem religiösen Bekehrungswunsche verbunden die am Ende des Jahrhunderts entstehenden merkwürdigen Züge hervorbrachte, und so bildete sich aus altbritischen Artussagen, verbunden mit den abentheuerlich unstäten Fahrten der Normänner von Strand zu Strand, jene seltsame, wunderbar gestaltete Poesie, die, als sie durch den Gedanken, mit den Heiden müsse man kämpfen um das höchste Gut retten, die eigentliche Weihe empfangen hatte, in den Dichtungen vom heiligen Gral von den erhabensten Meistern des XII. und XIII. Jahrhunderts Wort und Form erhalten hat.

Wenn nun so die mächtigsten Staaten des Abendlands in ihrer höchsten, reinsten Bestrebung die Verherrlichung der Kirche vor Augen hatten, wenn in den Gedanken der Edelsten ihrer Zeit, Otto's des Großen wie Alfred's des Großen, menschliche Gewalt und Herrlichkeit nur darin ihren eigenen Werth hatte, daß sie zur Verherrli-

chung des Herrn diente, wenn in der letzten Beziehung aller Dinge auf Gott eine ungeheuchelte, festgläubige Ueberzeugung alle Herzen erfüllte, die selbst in dem Herzen des Sündigsten bei der Gewißheit der unerschöpflichen Gnade nicht fehlte; so bot ein anderes Land ein ganz verschiedenes Schauspiel dar, nämlich die Werthschätzung der Wissenschaft um ihrer selbst willen. Seitdem Spanien nach der kaum vierzigjährigen Beherrschung durch die Statthalter der damascenischen Chalifen aus dem Hause Ommaijah, von dem letzten aus dem Blutbade entronnenen Sprößling dieses Hauses, Abder Rhaman I., (755) in Besitz genommen war, erstand zu Cordova ein mächtiges Fürstenthum, Emirat, den größern und bessern Theil des Landes umfassend, und obgleich von dem bagdadischen Chalifen Almansur und Karl dem Großen, angegriffen, auch im Innern von steten Empörungen beunruhigt, dennoch ein auf Jahrhunderte noch mächtiges Reich. Unbedeutend dagegen waren die in dieselbe Zeit fallenden Anfänge der aus den westgothischen Ueberresten entstandenen neuen christlichen Macht, des asturischen Königreichs, das auf Pelayo (Pelagius) der vielleicht König Roderich's Enkel war, und von 733—751 lebte, gewöhnlich zurückgeführt wird. Unter Abder Rhaman's (st. 788) Sohn Hescham (st. 796), wie unter dessen Nachfolgern Hakem (st. 822) und Abder Rhaman II. (st. 852) hatten sich diese Fürsten sowohl gegen innere Aufstände als gegen äussere Angriffe zu wehren, die jedoch der innern Blüthe des Landes, wo Ackerbau, Handwerke und Künste, namentlich Baukunst, eifrig betrieben wurden, nicht eben Eintrag thaten. Unter Abdallah (889—912), Abder Rhaman's Enkel, erhob sich die Macht Asturien's unter Alfons III. oder dem Großen (866—910), welcher die Reihe der asturischen Könige beschließt. Sein Sohn Garcias nannte sich einen König von Leon, fast gleichzeitig mit der Erhebung Navarra's zu einem Königreich unter Sancho I. (seit 905), mit der Verwandlung Barcelona's oder Gothien's in eine unabhängige Grafschaft (circa 907), und nicht gar lange vor der Bemühung der castilischen Grafen sich von Leon unabhängig zu machen (um 940). Obwohl also die christliche Macht sich bereits wieder ansehnlich gehoben hatte, so war sie doch schon um ihrer Vereinzelung und Zersplitterung willen, der saracenischen noch lange nicht gewachsen, und es fällt vielmehr gerade in die erste Hälfte des zehnten Jahrhunderts die eigentliche Blüthe der Ommajadenherrschaft. In einer fast fünfzigjährigen Regierung gelang es dem weisen und edlen Emir Abder Rhaman III.

(912—961) dem Nachfolger und Enkel Abdallah's, sein Reich, das außer den Angriffen der christlichen Fürsten auch durch innere Aufstände sehr gefährdet war, nicht nur nach außen zu befestigen und aller Unruhen Herr zu werden, sondern auch im Innern durch Beförderung der Gewerbe und des Verkehrs eine kaum glaubliche und in diesem Lande nie wieder gekannte Blüthe und Wohlhabenheit hervorzubringen. Zwar sind Abder Rhaman's Kriege mit Ordoño II. König von Leon (914—924) und Sancho von Navarra (905—920) nicht durchgehends vom Glück begünstigt gewesen, und Ramiro II. von Leon (930—950) erfocht (939) bei Simancas einen außerordentlichen Sieg, dem ein zweiter bei Zamora über den Emir selbst doppelten Werth gab, auch war König Ordoño III. (950—955) seinem Gegner nicht ungleich; allein die hierauf folgenden Thronstreitigkeiten Sancho I. von Leon und Ordoño IV. des Bösen machten, daß Sancho und König Garcias von Navarra, welche durch den übermächtigen Grafen Fernando von Castilien, dessen Werkzeug Ordoño IV. war, aus ihren Ländern vertrieben waren, sich nach Cordova flüchteten, und von dem Emir gastfreundlich aufgenommen, mit seinem Rath und Beistand wieder in ihre Länder zurückkehrten, so daß von dieser Zeit an ein auf Achtung und Dankbarkeit gegründetes Gefühl diese Fürsten mit dem Emir verband. Eben so benützte er die Verwirrungen in Nordafrika zwischen den Edrisiden in Fezz, den Aglabiten in Kairwan, und den Fatimiden, um sich des ganzen Reiches Fezz oder Mauretanien von Tanger bis an die Wüste zu bemächtigen. Der kriegerische Ruhm seiner Herrschaft veranlaßte daher auch christliche Fürsten außer Spanien, mit ihm ein gutes Verhältniß zu unterhalten und Verträge mit ihm zu knüpfen; besonders ist eine Gesandtschaft des griechischen Kaisers Constantinus Porphyrogenitus (949) und eine andere Abder Rhaman's an Otto den Grossen (954) berühmt, welche Otto durch eine zweite erwiederte, welche der Abt Johann vom Kloster Görz in Lothringen übernahm, (956), eine um so schwierigere Aufgabe, als Otto den für ihn als Christen beleidigenden Brief Abder Rhaman's mit einem ebenso für ihn als Diener Mahomeds kränkenden erwiedert hatte. Doch wurde endlich auf längeren und besseren Rath der Brief unterdrückt, und es blieb bei den gegenseitigen Geschenken und Höflichkeiten, die dem Chalifen Gelegenheit gaben, seinen Reichthum, seine Pracht, und seine feine Bildung zu zeigen. Indessen war es doch hauptsächlich der innere Zustand seines Landes, das er von blutigen Bürgerkriegen zur Ein-

heit brachte, wodurch er sich unter allen Fürsten der damaligen Zeit auszeichnete. An das Fabelhafte grenzen die Nachrichten von dem in der Nähe von Cordova erbauten Pallast oder vielmehr einer kleinen Stadt mit den schönsten Gärten, nach dem Namen seiner Lieblingssklavin Azzähra genannt, zu deren Erbauung vierzig Jahre lang jährlich an 300,000 Dinare oder Dukaten gebraucht wurden. Andere prächtige Unternehmungen, wie eine große, Cordova und Azzähra vom Gebirge aus mit Wasser versehende Wasserleitung, ferner eine große Dienerschaft und eine zahlreiche, einem Heere gleiche, meist aus Ungarn, Afrikanern oder Andalusiern bestehende Leibwache, ein Harem von 6300 Frauen, Sklavinnen und Verschnittenen, die Unterhaltung mehrerer Flotten in den Seestädten, erforderten eine außerordentliche Einnahme, und in der That belief sich dieselbe auf 12 Mill. 45,000 Dinare, wovon ein Drittel für die Armee, das andere für die Bauwerke bestimmt wurde, das Dritte in den Schatz kam. Dieß war aber nur möglich bei der erstaunlichen Bevölkerung desselben südlich vom Duero liegenden Landes, das jetzt höchstens 9 Mill. Menschen zählt, damals aber 25 bis 30 Mill. hatte. Außer den großen Städten Cordova, Toledo, Saragossa, Valentia, Murcia, Sevilla, zählte man 80 Städte erster Größe und 300 vom zweiten und dritten Range, Dörfer und Flecken ungezählt. Cordova selbst, die Hauptstadt der Ommaijaden, am rechten Ufer des Quadalquivir, mit ihren Vorstädten sich fünf Stunden lang erstreckend, oder sogar fünf deutsche Meilen in die Länge und eine und eine halbe in die Breite, soll 212,000 Häuser (worunter 60,000 größere Gebäude, 600 Moscheen, 50 Spitäler, 80 öffentliche Schulen, und 900 große Badeanstalten) und 85,000 Buden oder Caravanserais eingenommen haben. Außer der eigentlichen, mit Ringmauern 6 Stunden im Umfang betragenden Stadt lagen ein und zwanzig Vorstädte, wie die eigentliche Stadt gepflastert und Nachts mit Laternen erleuchtet. Die Einwohnerzahl von Cordova wurde auf mehr als eine Million angegeben. Der Wohlstand fand seine Hauptquelle im Landbau, der trotz des lastenden Zehnten seinen Herrn reichlich nährte, in den reichen Gold- und Silberbergwerken von Jaen, Bulche, Aroche, am Tajo und in Algarve, im lebhaften Handelsverkehr, der in roher Seide, oder Seiden- und Wollenmanufacturen, Oel, Zucker, Quecksilber, Eisen, andern Mineralien, Gewürzen, Juwelen, Waffen, hauptsächlich mit Nordafrika, Syrien, Aegypten und Griechenland bestand. Eine so gewaltige und prächtige Herrschaft wurde auch durch die weite Verbreitung der Gelehrsam-

keit und Dichtkunst geschmückt, die arabischen Aerzte waren die erfahrensten in der ganzen Welt, und die persönliche Bildung des ommaijadischen Fürstenstammes erweckte und beförderte ein gleiches Streben bei seinem Volke. Daß Abder Rhaman den Werth menschlichen Glückes zu würdigen verstand, beweisen seine eigenen, kurz vor seinem Ende (961) niedergeschriebenen Worte, nach welchen er in einer fast fünfzigjährigen Herrschaft nur vierzehn Tage vollkommenen Glückes zählte. Indessen starb er auf der Höhe seiner Macht und so fest gegründet war sie, daß unter seinem Sohne **Hakem II.** keine Abnahme derselben zu verspüren war, und sowohl gegen die Christen als gegen die Afrikaner das Ansehen des cordovanischen Chalifats unvermindert blieb. Ganz besonders aber erreichte Gelehrsamkeit und Poesie unter ihm, der selbst eigentlicher Gelehrter und Dichter war, einen hohen Grad, und in seiner im Ganzen genommenen friedlichen Regierung wetteiferten seine Unterthanen, die Neigung ihres Fürsten zu theilen. Mit großen Kosten hatte er schon als Kronprinz von allen Orten her die vorzüglichsten Werke der Dichter, Redner, Geschichtschreiber, Geographen, Gelehrten und Künstler sammlen, und in einem großen Pallaste zu Cordova, Meruan genannt, an 600,000 Bände stark geordnet und katalogisirt aufstellen lassen; er selbst hatte bei Lebzeiten seines Vaters die Aufsicht über sie geführt, die er nachher seinem Bruder Abdelaziz übertrug. Außerdem befanden sich in den meisten Provincialstädten Bibliotheken und Akademien, worin von gelehrten Männern Vorlesungen gehalten wurden. Eigentliche Universitäten waren in der Nähe von Moscheen oder an sie angebaut, und außer diesen öffentlichen Anstalten hielten reiche und gebildete Leute in ihren Häusern, hauptsächlich während der Wintermonate, Gesellschaften, wobei neben den Freuden der Tafel geistige Unterhaltung der Hauptzweck der Zusammenkunft war. Man konnte daher die Regierung Hakem's bei einer so allgemeinen Blüthe der Wissenschaften das goldene Zeitalter Spaniens nennen. Für alle Zweige der Wissenschaften gab es unter Hakem's und seines Vaters Regierung eine Menge Schriftsteller, und außer Theologie, Rechtswissenschaft, Medicin, Naturkunde, Astronomie, erfreute sich besonders Geschichte und ihre Hülfswissenschaften, Genealogie, Chronologie, Geographie, einer besondern Aufmerksamkeit, und die Dichtkunst, die damals als ein Zweig der fürstlichen Erziehung galt, wurde, da Hakem selbst Dichter war, mit dem größten Eifer, zuweilen mit Wettstreiten und Preisen betrieben, ja selbst einzelne Frauen traten aus

der Zurückgezogenheit ihres Geschlechtes als Dichterinnen mit Ehre und Bewunderung hervor. Diese Richtung Hakem's war um so löblicher, als er übrigens die nothwendigen Pflichten eines Regenten nicht versäumte, im eigentlichen Sinn sich das Wohl seiner Unterthanen angelegen seyn ließ, so daß er, als er starb (976), seinem Volke das Gefühl eines Traumes zurückließ, von dem nur unvollkommene, aber angenehme Erinnerungen bleiben; so geräuschlos, so ruhig waren die Tage seiner Regierung verstrichen. Die Geschichte der Ommaijaden überhaupt, insbesondere aber dieser beiden Fürsten bietet den abstechendsten Gegensatz zu allen andern damaligen Regierungen, indem zwar Ruhm des Krieges, Gerechtigkeit des Sinnes, und Adel des Gemüthes auch bei andern Fürsten zu finden ist, bei Karl dem Großen, bei Alfred und dem dritten Otto auch Empfänglichkeit für geistige Bildung, aber bei Keinem eine mit dem Fürsten so harmonische Bildung des Volkes. Daher waren auch die Verdienste jener Fürsten um so befremdendere Erscheinungen, weil sie gleichsam wie ausländische Gewächse erscheinen, die nach kurzer Pflege des rauhen Bodens ungewohnt dahin starben und kaum eine dürftige Spur hinter sich zurückließen, was vom fränkischen, vom angelsächsischen, und vom sächsischdeutschen Reiche gilt; während die maurischspanische Bildung eine dem Volke errungene Eigenthümlichkeit verblieb und selbst die furchtbaren Stürme, welche den Untergang der so glanzreichen Ommaijadenherrschaft herbeiführten und begleiteten, überlebte. Spanien war und blieb im 10ten und 11ten Jahrhundert der Sitz der Gelehrsamkeit und der Wissenschaften, und bei den Mauren mußten diejenigen der Christen, welche einigermaßen durch Kenntnisse sich hervorzuthun gesonnen waren, in die Schule gehen. Unter dem erst zehnjährigen Hescham II. dem Nachfolger seines Vaters Hakem, bekam durch den Einfluß der Wittwe Hakem's, ihr Secretär Muhammed alle Regierungsgeschäfte in seine Hand, er wurde Vormund und erster Kriegs- und Friedensminister oder Hadschib, und wiewohl er Sorge trug, dem jungen Fürsten keine geeignete, sondern eine erschlaffende und weichliche Erziehung geben zu lassen, und in seinem ganzen Streben darauf ausging, sich die Alleinherrschaft zu verschaffen, nicht nur alle andere angesehene Männer, sondern die Meruanen (Ommaijaden) selbst aus dem Wege zu schaffen, so wußte er doch durch seine unbestreitbaren übrigen Verdienste sowohl im Frieden in Erhaltung und Beförderung des Wohlstandes, in Pflege und Begünstigung der Wissenschaften und Künste, als im

Kriege durch ein Feldherrnglück, wie es noch nie die Waffen der Mauren begleitet hatte, die allgemeine Stimme für seine eigentlich usurpirte Reichsverwaltung auf das Entscheidendste zu gewinnen. Von diesen steten Siegen erhielt er den Namen Almanzor. Außer den afrikanischen zur Erhaltung und Erweiterung der mauretanischen Herrschaft unternommenen Zügen wandte er sich hauptsächlich gegen die unter sich selbst zerfallenen nordspanischen christlichen Reiche. Leon und Castilien wurden (seit 983) zum Theil erobert und seiner Gewalt unterworfen; Barcellona (985) dem Grafen Borrell abgenommen, obgleich bald wieder verloren; selbst Navarra heimgesucht (986) und bis weit in die biskayischen Gebirge vorgedrungen; auch Gallicien (989) überzogen und die Stadt Coimbra zerstört, und (994) die heiligste Stadt Spaniens St. Jago eingenommen, geplündert und zerstört; die vereinigte christliche Macht von Leon und Navarra und dem Grafen Garcias Fernandez von Castilien (995) am Duero geschlagen, der Graf selbst auf den Tod verwundet gefangen, und Castilien, dessen Herr, der Graf Sancho Garcez, als Flüchtling in den nördlichen Gebirgen sich aufhielt, ganz verheert, während nur König Bermudez von Leon einen kurzen Frieden gegen Tribut genoß (von 995 bis an seinen Tod 999); so daß Almanzor den Plan einer gänzlichen Vertreibung und Vertilgung der Christen mit Fug und Recht fassen konnte und hiezu (1002) ein großes aus Spanien und Afrika aufgebotenes Heer ins Feld führte. Allein hier scheiterte sein Glück, und nach einer langen heftigen Schlacht, welche keine Entscheidung gebracht hatte, sah er sich so geschwächt, daß er nächtlicher Weile den Rückzug antrat und an seinen durch Vernachlässigung schlimmer gewordenen Wunden, mit dem Gram beladen sich besiegt zu sehen, wenige Tage nach der Schlacht starb (1. Juli 1002). Seine Söhne Abdelmelik und Abder Rhaman folgten ihm in der Stelle des Hadschibs, während aber jener im Geiste des Vaters regiert hatte (st. 1008), erweckte dieser durch sein offenbares Trachten, die Ommaijaden zu verdrängen, einen von dem Meruaner Muhammed geleiteten Aufstand, der ihm den Kreuzestod brachte (1009). In dem nun entstehenden Bürgerkrieg fand nicht nur dieser Muhammed (schon 1010), bald darauf (1011) auch Heschام, der blos der Spielball der Parteien gewesen war, den Tod; hierauf bemächtigte sich ein Afrikaner Soliman des Throns (bis 1016), der wiederum einem Edrisiden Aly ben Hamud Raum machte; dieser ermordet (1018) hatte einen ältern Bruder Alcasim zum Nach-

folger, auf den (1023) wieder ein Ommaijade Abder Rhaman IV., Bruder des Muhammed, an guten Eigenschaften vor Allen des Thrones werth, folgte, aber nach einigen Wochen von einem Verwandten Muhammed III. ermordet wurde, der vertrieben (1025) an Gift starb. Die gräuliche bei einem so schnellen Wechsel der Regenten begreifliche Anarchie hatte die einzelnen Statthalter (Wali's) in Sevilla, Saragossa, Sidonia, Badajos, Toledo, Granada, Malaga, völlig unabhängig gemacht, und nach Yahias Tod (1026) folgte zwar noch der Ommaijade Hescham III., ein Mann von edlem aber zu friedfertigem Sinne, der dem nun einmal zu Aufständen geneigten und von Parteien zerrissenen Volke von Cordova (1031) und seinem treulosen Vezier durch die Flucht entging und in einem bei dem Wali von Saragossa gefundenen gastlichen Asyl (1037) starb. Mit ihm erlosch das Geschlecht der Ommaijaden und im ganzen maurischen Spanien bildeten sich einzelne, unter einander selbst feindliche Fürstenthümer, welche der unterdessen gestärkten und gekräftigten christlichen Macht nur schwach widerstanden. Fast also zu derselben Zeit als die Normänner sowohl in England und Dänemark ein mächtiges Reich bildeten und im südlichen Italien gegen Griechen und Longobarden kämpfend sich festen Fuß erwarben, zerfiel die Ommaijadenherrschaft in Spanien in einzelne Staaten, die statt daß sie vorher die angreifenden gewesen waren, nur durch ihre Vereinzelung zum Angriff herausforderten und den Gedanken erzeugen mußten, es sey an der Zeit, einer fremden, eingedrungenen, in Sitte, Sprache und Glaube heidnischen Macht gänzlich ein Ende zu machen, und damit ein Beispiel zu geben, das auch in höherem Grade im Morgenlande selbst nachgeahmt werden könnte.

X. Die Franken, Konrad II. und Heinrich III. Das spanische Kaiserthum, die Almoraviden, der Cid. Normannen in England und Unteritalien. Frankreich. Heinrich IV. und Gregor VII.

Das römischdeutsche Reich. Konrad II., 1024—1039. Gottesfriede (Treuga Dei). Heinrich III. 1039—1056. Synode von Sutri, 1046. Sancho der Große. Ferdinand der Große. Die Almoraviden Der Cid England. Wilhelm Herzog von der Normandie und König in England (1066). Wilhelm II. (Rufus) 1087—1100. Heinrich I., 1100—1135. Die Normänner in Italien. Robert Guiskard. Roger II., erster König von Sicilien. Frankreich. Hugo Capet. Robert. Heinrich I. Philipp I. Deutschland. Heinrich IV. Zerwürfniß mit den Sachsen. Schlacht an der Unstrut, 1075. Heinrichs Zerwürfniß mit dem Papste Gregor VII. Papstwahl durch Cardinäle. Hildebrand. Cölibat und Simonie. Investiturstreit. Heinrich IV. zu Canossa.

Der politische Mittelpunkt der Welt war durch Wiederaufrichtung des römischen Kaiserthums gefunden, der Kaiser sollte gleich den römischen Cäsaren den übrigen Ländern gebieten, ihm selbst aber gebot der Papst, höher als Alle. Die kräftige Regierung der beiden nächsten Kaiser führte allerdings zu solchen Gedanken, und es fragte sich nur, ob die andern Könige und Landesfürsten vorerst in die Anmaßung des Kaisers willigen würden. Konrad der Salier, wegen Adel des Geschlechts und des Sinnes von den am Rheinufer oberhalb Mainz zusammengekommenen deutschen Volksstämmen, Franken, Sachsen, Schwaben, Bayern, Lothringern und Slaven, nach dem Abgang des sächsischen Stammes durch freie Wahl (1024) erkoren, erhob das Reich zu seiner eigentlichen Kraft, indem er im Innern Ordnung und Ruhe, die bereits seit seines Vorfahren Tod sehr gelitten hatte, wiederherstellte, sich mit Nachdruck der italienischen Angelegenheiten annahm, und sowohl die longobardische (italienische, eiserne), als auch zu Rom (1027) die römische Kaiserkrone erwarb, und bei dieser Gelegenheit auch die Normannen wegen ihrer Stadt Aversa zu seinen und des Reichs Lehnsleuten machte. Die Anwesenheit der beiden andern Könige, Rudolf's von Burgund, und Kanut's von England und Dänemark, mußte nothwendig den Glanz, der um Rom und den römischen Kaiser verbreitet war, noch erhö-

ben. Zurückgekehrt nach Deutschland behauptete er sich mit Gewalt gegen drohende Aufstände, trat zwar die unsichere, oft bestrittene Mark Schleswig (1028) an Dänemark ab, erzwang dagegen wiewohl nicht ohne wechselndes Glück die Abhängigkeit Polens, und vollendete die weiteste Ausdehnung des heiligen römischen Reiches durch die nach Rudolf's (1032) Tod erfolgte Besitznahme Burgunds. So bestand nun das Reich aus den drei Landen der deutschen, italienischen und burgundischen Zunge, und indem ihr Fürst für jedes einzelne den Königstitel führte, besaß er noch außerdem den eigentlich nur ideellen Titel des römischen Kaisers, und mußte, was aber seit Konrad nur bei Wenigen hernach noch geschehen ist, eine vierfache Krönung erhalten. Den bedenklichen Streitigkeiten über die Lehen machte er durch ein Gesetz (1037) ein Ende, wodurch die Erblichkeit derselben gegen willkührliche Einziehung gesichert ward, und wiewohl sich diese Verordnung zunächst nur auf Kriegslehen, nicht auf Aemterlehen, als Herzogthümer, Grafschaften u. s. w. bezog, so lag doch die analoge Anwendung dieses Beispiels auf jene ganz nahe. Auch kam unter ihm die wahrscheinlich (1033) im südlichen Frankreich zuerst ausgedachte Erfindung des aus den längst bestehenden Geboten über Heiligung der Sonntage und anderer heiligen Zeiten ganz von selbst hervorgegangenen **Gottesfriedens** (treuga Dei) auf, als einziges Mittel die gewaltthätige Selbsthülfe in Etwas zu beschränken. Kostete es auch noch Jahrhunderte lange Zeit, bis diese im germanischen Charakter liegende Sitte ganz zurückgedrängt und vertilgt werden konnte, ja sind aus ihr noch bis heutigen Tag die Zweikämpfe übrig, eine bei Griechen und Römern unbekannte Barbarei, und mußte dieses Recht der Selbsthülfe also gerade durch diese wie durch andere Beschränkungen eigentlich zuerst recht anerkannt werden, so kann man doch in dieser Maaßregel bereits den ersten Schritt erkennen, den Humanität gegen Barbarei that. Auf gleiche Weise mächtig herrschte Konrad's Sohn, **Heinrich** III. (1039—1056), unter dem das von Konrad Erworbene und Errungene auf die ehrenvollste Weise behauptet wurde und Deutschland, der Sitz und das Vaterland des römischen Kaisers, ohne alle Frage den ersten Rang unter allen Reichen einnahm. Böhmen wurde gezwungen die Lehensabhängigkeit beizubehalten, und in einer Reihe von Feldzügen (1042 bis 1053) auch Ungarn, dessen vertriebener König Peter in Deutschland Hülfe gesucht und erhalten hatte, obwohl nur auf kurze Zeit, für ein Lehen des Reichs erklärt. Wenn jedoch dieß nur

ein vorübergehender, wenig Furcht bringender Schimmer des Ruhms war, so zeigte sich Heinrich's Bedeutung und seine eigene hohe Ansicht von dem Wesen der Kirche in seiner ernstlichen Bemühung, dem römischen Stuhl Achtung zu verschaffen. Die Parteiungen der Römer wirkten auch auf die Papstwahl, die mangelhaften, oder nicht mehr anwendbaren Vorschriften der Wahlordnung, ursprünglich vom Klerus und von Laien zugleich vorgenommen, erleichterten den Einfluß, welchen rein weltliche Interessen ausüben konnten, und mit wenigen Ausnahmen hatten die letzten Päpste durch ihre Lebensweise in der Gesinnung der Welt eher abgenommen als sich gehoben, so daß vielleicht nichts so sehr im Stande seyn dürfte, die allgemein gläubige Ansicht des Abendlands von der Nothwendigkeit des Papsts zu beweisen, als dieser feste, auch durch keine noch so erwiesenen Laster und Greuelthaten erschütterte Glaube. Seit 1045 waren sogar drei Päpste nebeneinander. Benedikt IX., den schon Konrad gegen die mit seiner schlechten Regierung und lasterhaften Lebensweise unzufriedenen Römer hatte schützen müssen, war 1044 vertrieben und Sylvester III. zum Papst gemacht worden; Benedikt war jedoch nach einiger Zeit wieder zurückgekehrt und hatte die Würde des Papsts an Gregor VI., einen gelehrten und rechtlichen Mann, verkauft, jedoch sich selbst die Insignien und einen Theil der Einkünfte vorbehalten. Ein solcher höchst zerrütteter Zustand erheischte des frommen und es mit der Kirche ernstlich wohlmeinenden Kaisers Heinrich persönliche Gegenwart. Er kam nach Italien (1046) und da Gregor VI., welcher ihm nach Piacenza entgegengekommen und wahrgenommen hatte, daß der Kaiser eine ganz und gar durchgreifende Reform im Sinne habe, freiwillig abtrat, so wurden auf einer Synode zu Sutri die beiden andern Päpste abgesetzt, hierauf in Rom Heinrich als Patricius anerkannt, auf seinen Vorschlag der Bamberger Bischof Suitger als Papst angenommen, von ihm wiederum Heinrich zum Kaiser an Weihnachten gekrönt und die Bestätigung jeder Papstwahl durch den Kaiser förmlich und eidlich von den Römern anerkannt. Die Verbesserung der Kirche suchte Heinrich hauptsächlich in der Besetzung des päpstlichen Stuhles mit tüchtigen Männern, wodurch er dem Unfug der Simonie oder Stellenkäuflichkeit am sichersten vorbeugen zu können glaubte, und da allerdings in den deutschen Geistlichen im Allgemeinen mehr Ernst des Lebens und wahrhafte Frömmigkeit zu finden war, so ließ er nicht nur nach Clemens II. Tod (1047) den Bischof Poppo von Brixen als Dama-

fus II. wählen, sondern da auch dieser bald starb (1048), wieder einen Deutschen, den Bischof Bruno von Toul als Leo IX., unter dem sich zuerst der päpstliche Einfluß auch in der Einführung der Legaten zeigte, weil Leo, dem es in Uebereinstimmung mit Heinrich Ernst um Herstellung der kirchlichen Ordnung war, nicht nur selbst im steter Bewegung war, sondern auch an andere Orte Stellvertreter seiner Person aussandte. Nach Leo's Tod schienen die Römer selbst so sehr von dem Werthe dieser Anordnung überzeugt, daß sie, freilich zum Letztenmal, sich einen deutschen Papst erbaten, und diesen (1055) in der Person des eichstädter Bischofs Gebhard als Victor II. erhielten. Freilich hatte sich gerade während dieser Zeit der hochsinnige und von dem Streben den päpstlichen Stuhl zur höchsten Gewalt in der That zu erheben ganz und gar durchdrungene Hildebrand bereits in solchem Grade der Geschäfte bemächtigt, daß nur Er, und sonst Niemand mit Ehren und mit Erfolg Papst werden konnte. Da Heinrich auch die Normänner, den Grafen Drogo von Apulien, (1047) mit seinen Eroberungen belehnt hatte, ohne freilich zu untersuchen, ob er ein Recht hiezu hatte, so erstreckte sich das deutschrömische Reich in seinem weitesten Umfange von der Eider bis an den Pharus von Messina, und die Unumschränktheit, mit welcher Heinrich auch innerhalb dieser Grenzen sich benahm, und die großen Herzoge, welche faktisch wenigstens erblich waren, ein- und absetzte, das mächtige Herzogthum Bayern ganz an sein Haus brachte, mit dem Herzog Gottfried von Niederlothringen, der in Deutschland seiner Lehen beraubt, dann in Italien Beatrix, Wittwe des Markgrafen Bonifazius von Tuscien, heirathete, streng und willkührlich verfuhr., ließ die Fürsten allerdings von einer solchen Kaisergewalt für sich Manches befürchten und es würde bei der unter allen Ständen verbreiteten Unzufriedenheit leicht eine offenbare, für die allgemeine Freiheit kämpfende Widersetzlichkeit ausgebrochen seyn; doch der Tod des erst 39jährigen Kaisers hob diese Furcht (1056). Gegen den natürlich nur in der Etikette bestehenden Vorrang des römischen Kaisers that übrigens nur ein einziger Fürst Einspruch, Ferdinand von Castilien. Fast gleichzeitig mit dem Untergang der Ommaijadenherrschaft hob sich in Nordspanien die Gewalt des Königs Sancho, des Großen, von Navarra, dessen Sohn Ferdinand bereits Castilien erheirathet hatte, und zwei Jahre nach seines Vaters Tod (1035) von seinem Schwager Bermudes, König von Leon (gest. 1037), auch Leon, Gallicien, Asturien und die Marken

derselben bekam. Dieser nahm schon 1056, wenn nicht früher, den Titel eines römischen Kaisers an, und wies die Aufforderungen Heinrichs, ihn als weltliches Oberhaupt der Christenheit und Oberlehnsherrn aller christlichen Könige anzuerkennen, mit Kraft und Bestimmtheit zurück. Hiezu berechtigte ihn das Glück seiner Regierung, indem er nicht nur mit seinen Brüdern sondern auch mit den in viele kleine unter einander selbst feindliche Staaten zerfallenen Mauren erfolgreiche Kriege führte, sein Reich beträchtlich erweiterte, und gewiß nur durch die Kämpfe mit den eigenen Glaubensgenossen gehindert wurde, dem eingedrungenen Volke ein völliges Ende zu machen. Obgleich nach seinem Tod (1065) auf kurze Zeit seine Länder getheilt wurden, so erlangte doch sein Sohn Alfonso, nach Sanchos Ermordung (1072), das ganze Reich, und bekam (1085) durch Vertrag die alte spanische Hauptstadt Toledo. Auch er legte sich den Titel Kaiser bei, ohne vom Papst hiezu bevollmächtigt zu seyn, so daß, obwohl Spanien wie meistens in seinen Beziehungen mit dem übrigen Europa wenig gemeinschaftliches hatte, dennoch zwei Kaiser damals existirten Der Untergang der maurischen Reiche wurde blos durch die Almoraviden aufgehalten, eine unter den nomadischen Völkern in Nordafrika entstandene, den Islam auf größere Einfachheit zurückführende Secte, deren Emir (1062) Marroco gebaut und in dieser Stadt eine mächtige Herrschaft, welche ganz Mauretanien, vom atlantischen Ocean bis zur Provinz Carthago und vom Mittelmeer bis gegen Guinea zu sich erstreckte, gegründet hatte. Ihr dritter Emir Yussef ben Taschfin wurde von dem Emir Almutamed von Sevilla zu Hülfe gerufen, als Fürst der Gläubigen anerkannt, und ihm die Lage seiner Glaubensgenossen dringend nahegelegt. Yussef ging, ein schon mehr als siebzigjähriger Greis nach Spanien, und schlug den Kaiser Alfonso bei Zalaca (1086) in einer ungeheuren Schlacht, deren nachtheilige Folgen nur durch die gleich ausbrechenden Kriege der spanischen Emire mit den Almoraviden, welche endlich sich das ganze Andalusien unterwarfen, und durch die Thätigkeit Kaiser Alfonsos und die Tapferkeit der christlichen Spanier noch verhindert wurden. Unter diesen steht der Name Rodrigo von Bivar, bekannter unter dem Namen der Cid, oben an, der noch unter Fernando I., dann unter seinen Söhnen Sancho und Alfonso der Preis der Ritterschaft gewesen war, endlich noch in hohem Alter auf eigene Faust Valencia erobert hatte, und in Sagen und Gesängen wie Achilles und Siegfried gepriesen worden ist. Wenn auch die Ge-

schichte von den Romanzen, welche seine Thaten am castilischen Hofe wie im Schlachtfelde besingen, absehen und bekennen muß, daß ihre Quellen nüchterner und einfacher fließen, so reichen sie doch hin, um seine ruhmvolle Existenz, um seinen glorreichen, von den Mauren gegebenen Beinamen, und seine glänzendste That, die Eroberung Valencia's, zu bestätigen. Sein Todesjahr fällt mit der Eroberung Jerusalems zusammen, und so vermählten sich die Unternehmungen der Christen im Osten mit denen im Westen, um den Saracenen und ihrem falschen Propheten ein Ende zu machen.

Wenn sich die christlichen Könige in Spanien um die römische Kaisergewalt der deutschen Könige nichts kümmerten, so war es auch problematisch, ob andere selbstständige Herrscher sie anerkennen würden, denn die schwachen Nachbarkönige huldigten doch nur dem Augenblick. Das mächtige Reich Kanuts des Großen zerfiel nach seinem Tode (1036) wieder in die alten Theile England und Dänemark, und schon 1041 kam England wieder an einen Sprossen Alfred's, Eduard den Bekenner, einen schwachen und kraftlosen Fürsten, unter dem sich alle Jammerscenen der früheren Regierungen erneuerten. Da er kinderlos war, nahm bei seinem Tode (1066) der mächtige Graf Harald, sein Schwager, der schon vorher das Haupt der Regierung gewesen war, ohne allen Widerspruch die Krone an, fand aber schon in demselben Jahre seinen Untergang. Nämlich Wilhelm, Herzog von der Normandie, Sohn Robert des Teufels von einer Concubine, Namens Herleva oder Herletta, sey es, daß er auf eine alte Zusage Eduard's, wie dieser in der Normandie im Elende lebte, sey es, daß er auf Harald's ihm einst treuloserweise abgedrungene Versicherung der Entsagung, oder auf ein zu seinen Gunsten verfaßtes Testament Eduard's, sey es endlich, daß er auf seine Verwandtschaft mit Eduard durch Emma Ethelred's Gemahlin und Eduard's Mutter, seines Großvaters Richard Schwester, seine Ansprüche gründete, ging noch in demselben Jahre mit einem trefflichen, besonders an Reiterei mächtigen Heere nach England, und nahm in der berühmten Schlacht bei Hastings (14. Oct. 1066) seinem Gegner Krone und Leben. So wurde in England eine neue, mächtige Dynastie, die normännische, gegründet. Wilhelm der Eroberer war schon vorher ein angesehener Fürst, der mit Klugheit und Entschlossenheit sich gegen die zweideutige Freundschaft seines Lehnsherrn, des Königs von Frankreich, erhalten, und mit Festigkeit den Anmaßungen der geistlichen wie der weltlichen Großen widerstanden.

freilich aber auch seinerseits oft mit gewaltthätiger Ungerechtigkeit gehandelt hatte. Wegen seiner Ehe mit Mathilde von Flandern war von Nicolaus II. sogar der Bann über ihn ausgesprochen worden, ohne daß er sich gebeugt hatte, vielmehr hatte der Papst (1058) den Bannstrahl zurückgenommen. War nun auch Wilhelm's Absicht gleich anfangs, beide Völker in Eines zu verschmelzen und über Normänner und Angelsachsen auf gleiche Weise zu regieren, so wurde jedoch bald durch Aufstände der Unterworfenen und durch den Uebermuth der Sieger die Lage der Angelsachsen wirklich hart, und allmählig alle Angelsachsen, selbst die Geistlichen aus ihren Aemtern verdrängt, Besitzungen der Angelsachsen theils zum Krongut geschlagen, theils an Normannen als Lehen ertheilt, die sächsische Sprache der normännischen, d. h. nordfranzösischen nachgesetzt, und endlich alles bisherige freie Eigen in lehnbares verwandelt. Das normännische Lebenrecht wurde über das ganze Reich ausgebreitet, und vollkommener als in einem andern Lande ausgebildet. Als Lehensherr des ganzen Reiches galt der König, der zu diesem Ende sein Land in 60,215 Ritterlehen (und 700 Baronien) vertheilte, und 1422 derselben für die Krone behielt, die übrigen theils an Geistliche, theils an Weltliche vertheilte, so daß ein Einzelner auch mehrere Ritterlehen, deren 13 eine Baronie ausmachten, besitzen konnte. Die Baronien wurden fast nur an Normänner gegeben, zu den Ritterlehen hatten jedoch auch Angelsachsen Zutritt. Selbst Kirchen und Klöster wurden für ihren Besitz lehenspflichtig, und die gemeinen Freien wurden in Hörige, mit mehr oder minder strenger Leibeigenschaft, die vorher den Angelsachsen fremd war, umgewandelt. Die Lehnsträger selbst aber standen in einem strengbestimmten Verhältnisse zu dem Lehnsherrn, der König führte die Vormundschaft in ihrer Minderjährigkeit, ertheilte zur Verheirathung der Töchter seinen Eheconsens, und sowohl für diesen (warda, maritagium) als auch für andere Fälle und Punkte waren bestimmte Abgaben festgesetzt; welche einerseits den Lehensträger beträchtlich schwächten, andererseits das königliche Einkommen sehr vermehrten, und auf gleiche oder ähnliche Weise fiel auch ein großer Theil der Einkünfte der geistlichen Stifter in seine Hand. Auch das ehemalige Danegeld wurde fortbezahlt und mit großer Strenge eingezogen. Die besondere Jagdliebhaberei des Königs veranlaßte außerordentlich strenge Jagdfrevelgesetze, so daß auf Erlegung eines Hirsches oder Ebers in den königlichen Gehegen Verlust der Augen stand und er ganze Districte einforsten und

alle darin befindlichen Wohnungen und Gebäude niederreißen ließ. Diese mit großer Pünktlichkeit durchgeführte Einrichtung, deren Kenntniß zum Theil auf dem zwischen 1080 und 1085 abgefaßten Domesday book beruht, ließ jedoch die altangelsächsische Gerichtsverfassung der Geschwornen, so daß eine eigenthümliche Vermischung des Lehnwesens und der alten Rechtsordnung entstand. Uebrigens behauptete Wilhelm sein Ansehen der Kirche gegenüber, verstattete zwar ferner den Peterspfenning, unterwarf aber jede kirchliche Verfügung erst seiner Bestätigung und verbot seiner Geistlichkeit einem andern als dem von ihm gebilligten Papste zu gehorchen. Mit einer seltenen Klarheit in Beurtheilung seiner eigenen Kinder schloß er seinen ältesten Sohn Robert, einen jähzornigen, heftigen, tapfern, dabei schwachen und leichtsinnigen Charakter, von der Thronfolge in England aus, und überließ sein erworbenes Königreich seinem zweiten Sohne Wilhelm. Schon unter ihm war jedoch das Mißverhältniß, in welchem der König zugleich als französischer Vasall stand, sichtbar geworden, und er starb in einem hierüber ausgebrochenen französischen Kriege (1087). In gleichem Geiste wie sein Vater führte Wilhelm II. (der Rothe) die Regierung, mit Kämpfen gegen seinen abentheuernden Bruder Robert, mit innern Aufständen und Kämpfen gegen Schottland und Wales, und Händeln mit der Geistlichkeit beschäftigt. Mit Hohn und Verachtung wurde unter ihm die Kirche behandelt, der Erzbischof Anselm von Canterbury, ein gelehrter und frommer Mann, genöthigt das Land zu verlassen, und allen Drohungen Trotz geboten, ohne daß zu einer Zeit, wo Gregor VII. bereits die höchste Stufe erreicht hatte, ein entschiedener Schritt gewagt worden wäre. Ihm folgte, als er durch den unglücklichen Schuß eines Jagdgefährten, Wilhelm Tyrrel, ums Leben gekommen war, sein jüngster Bruder Heinrich (1100), der sich, um die Anhänglichkeit der Stände zu erhalten, veranlaßt sah, einen Freiheitsbrief zu geben, wodurch die harten Lehensgesetze gemildert und die Bedrückungen der beiden vorigen Regierungen aufgehoben werden sollten. Keine geistliche Würde sollte mehr feil seyn, während der Erledigung geistlicher Sitze sollten die Einkünfte nicht mehr vom Hofe eingezogen werden, für die Belehnung des Lehensnachfolgers wurde eine bestimmte Summe festgesetzt, die Verehelichung der Töchter oder Schwestern nur insofern beschränkt, daß sie an keinen Feind des Königs vermählt werden sollten, die Vormundschaft sollte den nächsten Verwandten zukommen, und die von Eduard dem Bekenner gegebenen, auch von Wilhelm I.

verbesserten und bekanntgemachten Gesetze, sollten den Maaßstab der inneren Ordnung abgeben. Die Stadt London erhielt endlich ein besonderes gegen eine Abgabe von 300 Pf. jährl. eigene freie Wahl eines Vicecomes und eines Oberrichters, Unabhängigkeit von jedem andern Gerichtshof, Befreiung von jeder andern Abgabe, Zollfreiheit durch ganz England und alle Häven gewährendes Privilegium. Mit dieser Magna charta war ein ungeheurer Schritt gethan, es war, und wenn es auch noch so oft übertreten und umgangen wurde, darin ausgesprochen, daß rohe Gewalt allein kein Recht giebt, daß nicht die Masse blos um des Einzelnen willen da ist, sondern daß die ächte Menschlichkeit ein wechselseitiges Verhältniß von Rechten und Pflichten ist, welches genau zu bestimmen und festeinzuhalten das einzige Mittel eines vernünftigen Seyns und der einzige Zweck eines gutgeordneten Staates ist. Auf der andern Seite gab der König in dem damals angeregten Streite über die Investitur auch der Kirche nach, doch so daß er die Huldigung der Prälaten für ihre weltlichen Lehen empfing, und wenn er über die häufige Anwesenheit päpstlicher Legaten in England sich beschwerte, so gab darin der Papst nach, indem er sich bequemte, dem Erzbischof von Canterbury als Primas von England die Rechte desselben zu überlassen. England genoß unter ihm auf jeden Fall eine bessere Existenz als unter seinen Vorfahren, die Verheirathung seiner Tochter Mathilde aber, Wittwe Kaiser Heinrichs V., mit dem Grafen von Anjou, Gottfried Plantagenet, deren Sohn Heinrich bei dem Tode des Königs (1135) erst 3 Jahre alt war, brachte, da die Ehe ohne Zustimmung der Barone war geschlossen worden, und der Neffe des Königs, Stephan von Boulogne, sich der günstigen Umstände zu bedienen wußte, einen innern Krieg hervor, aus dem England erst nach 19 Jahren hervorging, als das alte Geschlecht des Erobrers, das selbst dem römischen Blitz getrotzt hatte, von dem nicht minder festen und kräftigen, auch geistig edleren, aber darum auch leidenschaftlich weicheren Hause der Plantagenet abgelöst worden war.

Die englischen Normannenkönige hatten das Schauspiel einer unbeugsamen Härte gegeben, an der alle Waffen und Angriffe der geistlichen Gewalt sich brachen, und wie sie felsenfest diesen Angriffen widerstanden, so waren sie auch an sich zu starr, um eine solche Erscheinung in die Länge wünschenswerth zu machen. Daß es übrigens Nationalcharakter gewesen, möchte man aus der ziemlich gleichen Weise der italienischen Normannen schließen. Der anfangs rein zufälligen Anwesenheit einiger normannischen Pilger, wel-

che in den Streitigkeiten der Italiener mit den Griechen in den Sold der Letzteren traten, dann im Lande selbst blieben, und erst von Heinrich II., dann auch von Konrad II. in Lehendienste genommen wurden und Aversa dafür erhielten, wurde durch die Ankunft der Söhne des normännischen Herrn Tancred von Hauteville, Wilhelm Eisenarm, Drogo und Humbert, die erst in Sicilien den Griechen geholfen und dann wegen Ausschließung von der Siegesbeute sich nach Unteritalien gewendet und in Melfi (1040) einen eigentlichen Raubstaat gegründet hatten, ein besonderes Gewicht gegeben. Hier erhielten sie sich durch Tapferkeit und Schlauheit sowohl gegen Griechen als auch gegen Longobarden, bis sie (1042) die Griechen in einer großen Schlacht schlugen und sich nun weiter ausbreiteten. Noch sieben Söhne des kinderreichen Tancred kamen nach, jeder erhielt seine eigene Burg, während Melfi gemeinschaftlich blieb, und Wilhelm, nach ihm (1046) Drogo, galten als Hauptanführer, unter dem Titel der Grafen von Apulien. Drogo erhielt (1047) die Belehnung mit allen seinen Eroberungen, wie Graf Rainulf mit Aversa. Da sich der griechische Kaiser ihrer mit Gewalt oder List entledigen wollte, auch Papst Leo IX. deßhalb mit ihm in Verbindung getreten war, glaubten sie, nachdem Drogo (1050) ermordet worden war, keinen mehr schonen zu dürfen. An Drogo's Stelle trat sein Bruder Robert Guiskard (Schlaukopf) und wie Leo IX. mit seinen deutschen Freiwilligen gegen sie zog, wurde er (1053) bei Civitella geschlagen und gefangen, jedoch höchst anständig und achtungsvoll behandelt, aber nur gegen Zurücknahme des gegen sie ausgesprochenen Banns in Freiheit gesetzt. Robert, der hierauf (1057) Herr aller normännischen Besitzungen wurde, nahm (1059) den Titel eines Herzogs an, den man schon damals als den nächsten nach dem königlichen ansah, und ließ sich vom Papst Nicolaus II., der wohl ebenso wenig als der Kaiser hiezu berechtigt war, mit Calabrien und Apulien belehnen. In Gemeinschaft mit seinem Bruder Roger fing er dann an, an die Vertilgung der Ueberreste anderer Herrschaft zu denken, und namentlich Bari nach einer dreijährigen Belagerung (1071) zu erobern. Hierauf machte er mit der Eroberung von Salerno (1074) dem letzten Reste longobardischer Herrschaft ein Ende, gerieth zwar über einen Angriff auf Ancona in den Bann, wurde jedoch von Gregor VII. wieder losgesprochen und mit dem beneventischen Gebiete belehnt. Nun ging er auf nichts Geringeres als die Herrschaft im adriatischen Meere und einen Angriff auf das griechi-

sche Reich aus, rüstete eine ansehnliche Flotte, und nachdem er persönliche Beleidigungen, die seinen Verwandten geschehen wären, öffentlich als Grund seines Angriffs ausgesprochen hatte, griff er (1081) die illyrische Küste an und rückte vor Dyrrhachium. Die Vertheidigung dieses Platzes wurde von den Griechen mit Tapferkeit geführt, da aber der zum Entsatz herbeigeeilte Kaiser Alexios Komnenos (18. Oct.) geschlagen wurde, so mußte sich Dyrrhachium ergeben, und die weiteren Schritte der Normänner schienen für das griechische Reich sehr gefährlich, als die Ankunft Heinrich's IV. in Italien den Papst Gregor IV. so bedrängte, daß Robert zu seinem Beistande zurückkehrte, auch Rom besetzte und Gregor in Sicherheit nach Salerno brachte, worauf er auf dem wieder erneuerten Zuge zu Corfu oder zu Cephalonia (1085) an der Pest starb. Die Angriffe der Normänner auf das griechische Reich wurden hiedurch zunächst unterbrochen. Indessen war von Roger, Roberts jüngerem Bruder, den Arabern, die seit geraumer Zeit auf Sicilien festen Fuß gefaßt und es zuletzt ganz unabhängig besessen hatten, es abgenommen worden. Er hatte sich vom Papst den Titel eines Herzogs von Sicilien in Hoffnung ertheilen lassen, eroberte 1060 Messina in Einverständniß mit den Einwohnern durch einen nächtlichen Ueberfall, und da die Hülfesendungen der Saracenen theils durch Ungunst des Wetters, theils durch ihre inneren Zwistigkeiten mißlangen, so nahm er allmählig Palermo, Tauromenium, Syrakus, Agrigent (1089) weg, besaß sieben Jahre später das ganze Reich, erhielt (1098) von Urban II. die Rechte eines geborenen Legaten, die auf seine Nachkommen übergehen sollten, und da Robert Guiskard's ältester Sohn Boemund seine Thätigkeit auf einen andern Schauplatz gebracht hatte, mit des jüngeren Sohns Roger Bursa Sohn Wilhelm (1127) die Familie Robert's ausstarb, so bemächtigte sich Roger II., Nachfolger seines Vaters (seit 1101) der gesammten normännischen Besitzungen, und ließ sich von Papst Anaklet II., dessen er sich gegen Innocenz II. annahm, den Titel eines Königs von Sicilien ertheilen. Später wurde er zwar mit Innocenz in Krieg verwickelt, nahm ihn aber (1139) gefangen und erhielt von ihm Bestätigung in seinen Besitzungen und Titeln eines Königs von Sicilien und Herzogs von Apulien, wogegen er dem päpstlichen Stuhle eine Lehensabgabe, in einer jährlich zu zahlenden Geldsumme und einem weißen Zelter bestehend, versprach. So war aus einer unbedeutenden Schaar Pilgrime erst ein Söldnerhaufe, der bald diesem bald jenem

zu Gebote stand, dann für eigene Rechnung focht, und endlich einen förmlichen, mit Allen im Kriege stehenden Raubstaat errichtete, geworden; die Häupter desselben waren in ihrem Besitze erst vom Kaiser, nachher vom Papst anerkannt, nämlich nach der damaligen Weise der Anerkennung belehnt worden, während die eigentlichen Herren dieser Gegenden, die griechischen Kaiser, nie in diese Usurpation gewilligt hatten; die Grafen wurden Herzoge, die innigen Verbündete und Schirmvögte des damals von Deutschland bedrohten Papstes, die Innigkeit des Verhältnisses ging sogar bis zur Uebertragung der Legatenwürde, und die Ertheilung des Königtitels war ein neuer Beweis von dem Glauben an die päpstliche Hoheit, die allerdings damals die früheren Hindernisse fast alle besiegt und sich auf die Zinne des Tempels emporgeschwungen hatte. Fügt man noch hinzu, daß ein ganzes Reich als ein Lehen des Papstes angesehen wurde, was nach der Persönlichkeit der Lehensträger und des Lehensherrn viel und wenig zu sagen hatte, so ist unverkennbar bis zu welcher Bedeutung sich damals der päpstliche Stuhl emporgehoben hatte.

Selbst das fränkische Reich hatte einigermaßen hiezu beigetragen. Zwar der Streit, in den König Hugo Capet über die Besetzung des erzbischöflichen Stuhles von Rheims mit dem gelehrten Gerbert anstatt des verrätherischen Arnulf gerieth, wurde durch Gerberts eigene Entsagung und nach Hugo's Tod (997) durch seines frommen und edlen Sohnes Robert Nachgiebigkeit auch zu Gunsten des Papstes geschlichtet, doch gaben eigentlich erst die Ehehändel Robert's und seines Enkels Philipps zu einer bestimmten Einmischung Veranlassung. Robert mußte auf Gregor's V. (998) Befehl die in zu nahem Grade mit ihm verwandte Bertha verlassen, und wiewohl er Alles aufbot, Milderung dieses Gebotes zu erlangen, so blieb ihm doch nichts Anderes übrig, als sich der Stimme des göttlichen Statthalters zu fügen. Er heirathete hierauf Constanze, Tochter des Herzogs Wilhelm von Aquitanien, mit der aus den südlichen Landen Putzsucht und Geckenhaftigkeit in das eigentliche Frankreich und Burgund gebracht wurde, und mit der er in einer zwar fruchtbaren Ehe lebte, aber übrigens durch sie selbst manches Unerfreuliche erfuhr. Sein ältester Sohn Hugo, ein trefflicher Prinz, in dem man allgemein den großen Hugo, seinen Urgroßvater, wieder sah, wurde durch den Eigensinn und Geiz der Mutter, die ihm standesmäßiges Auskommen versagte, zur Empörung gegen seine Eltern getrieben, und als nach seinem Tode (1027) Robert den zweiten

Sohn, Heinrich, zu seinem Nachfolger bestimmte, reizte die für den jüngsten, Robert, eingenommene Mutter diesen zum Aufstand gegen den Vater, in den er auch seinen ältern Bruder verwickelte; und selbst nach Robert's Tod (1031) dauerten die Unruhen fort, bis Heinrich nach Constanzens Tod (1032) seinem Bruder das Herzogthum Burgund überließ, wodurch die übrigens mit Klugheit fortschreitende königliche Gewalt auf die ganze Zeit des Mittelalters gelähmt wurde und nicht eher, als bis dieser gefährliche Lehensmann vernichtet war, in ihrer vollen Gewalt auftreten konnte. Unter dieses Königs Regierung pilgerte Herzog Robert von der Normandie, bekannt unter dem Namen Teufel, nach Jerusalem, mit vielen seines Volkes, große Geschenke an Gold und Silber dem heiligen Grabe darbringend, vielleicht aus Gewissensbissen über den plötzlichen Tod seines Bruders und Vorfahren, Richard (1028), und sein Tod auf der Rückreise zu Nicäa (1035) hinterließ seinen und der Herleva ohngefähr 10jährigen Sohn Wilhelm nach seiner eigenen schon vorhergetroffenen Verfügung zum Erben des Herzogthums. Es ist schon erwähnt, wie Heinrich aber nur zu eigenem Schaden ihm wehzuthun trachtete und wie Wilhelm sich aller seiner Feinde mit Kraft und Klugheit erwehrte. Uebrigens schlug sich Heinrich mit den andern Großen seines Reiches, namentlich den Grafen von Champagne, tüchtig herum, und hinterließ (1060) seinen minderjährigen Sohn Philipp unter der Vormundschaft der Königin Wittwe, Anna, einer russischen Czarentochter, und des edlen und verständigen Grafen Balduin von Flandern. Unter ihm bemächtigte sich Wilhelm Englands, und wurde dadurch ein seinem Herrn gleichstehender Vasall, ein Verhältniß, das für die Länge unmöglich bestehen konnte. Der Tod Balduin's (1067) veranlaßte bedeutende Bewegungen in diesen nördlichen Grenzländern von Frankreich, indem der jüngere Sohn Robert, dem Wunsche des Vaters gemäß, der Nachfolge zu Gunsten des ältern Bruders Balduin VI. entsagt und sich nach der Weise der Zeit auf Abentheuer begeben hatte. Er war zu diesem Ende gegen die Saracenen gezogen, hatte aber trotz aller Tapferkeit nur schlechtes Glück, mußte nach Flandern heimkehren, wo er von seinem Vater gar nicht zum Besten aufgenommen wurde, und durch andere ebenfalls scheiternde Versuche unmuthig gemacht, beschloß er das benachbarte Friesland anzugreifen, das damals unter der Gräfin Gertraud, Wittwe des Grafen Florens, stand, und diese, dem Krieg zu entgehen, gab ihm ihre Hand. In dieser Lage wurde er nach dem Tode seines

Vaters von seinem Bruder Balduin angegriffen, ohne seinerseits den Krieg zu suchen, und das Glück wollte, daß sein Bruder besiegt und getödtet wurde. Nun machte er sich zwar ohne Mühe zum Herrn von Flandern, allein Balduin's Wittwe Richilde bat den König um Beistand für ihre zwei minderjährigen Söhne, was auch von dem jungen, dem flandrischen Hause dankbar zugethanen, und kriegslustigen Könige gern zugesagt wurde. Allein Robert blieb auch in diesem Kriege Sieger, der eine Graf von Flandern wurde (1071) getödtet und das ganze Heer Philipps vernichtet, so daß er die Beschützung der Richilde und ihres Sohnes Balduin aufgab, und sich vielmehr mit dem Grafen Robert vertrug. Die verwittwete Gräfin wandte sich nebst ihrem Sohn nun an den deutschen König Heinrich IV., durch den sie jedoch nur die Grafschaft Hennegau erhielten, während Robert durch seine Verbindung mit Philipp verstärkt, im Besitz Flanderns blieb, das ihm auch von Balduin (1085) förmlich abgetreten wurde. Eine eheliche Verbindung, welche Philipp mit Robert's Stieftochter Bertha schloß, brachte ihn nachher in Zwist mit der Kirche. Zugleich gerieth er durch seine Einmischung in Wilhelm's von England Händel mit seinem Sohne Robert auch in Krieg mit diesem gefährlichen Gegner, der jedoch nach Wilhelm's Tod blos auf die normännischen Prinzen beschränkt blieb, so daß Frankreich von dieser Seite Ruhe hatte. Sein Wunsch sich von seiner Gemahlin Bertha, nachdem sie ihm schon mehrere Kinder geboren hatte, zu scheiden, wozu die nun erst auszumittelnde nahe Verwandtschaft als Grund gelten sollte, wurde vom Papste allerdings (1091) erfüllt, allein seine mit der Bertrade von Montfort, Gemahlin des Grafen Fulko von Anjou, welche diesem entlief, um Königin zu werden, nun eingegangene Verbindung fand bei dem größern Theile der französischen Geistlichkeit, an deren Spitze Ivo Bischof von Chartres stand, solchen Anstoß, daß Papst Urban II. seine Einwilligung versagte, die Ehescheidungssache der Königin Bertha noch einmal vornehmen zu wollen erklärte, und endlich auf einer Kirchenversammlung zu Autun (1094) der Bann über Philipp ausgesprochen wurde, weil er sich bei Lebzeiten seiner Gemahlin mit einer andern vermählt habe. Der noch in demselben Jahr erfolgte Tod der Bertha hätte die Sache zu Gunsten Philipps gestellt, hätte nicht der Papst fest auch auf der Entfernung der Bertrade beharrt, so daß (1096) zu Clermont der Bann über ihn wiederholt wurde, und weil er sie von einigen ihm gewogenen Bischöffen eben so wie er sie sich hatte an-

trauen lassen, auch krönen ließ (1099), so erneuerte Urban's Nachfolger Paschalis II. die Aussprüche seines Vorfahren. Erst 1105 legte er das Versprechen ab, seinen mit der Bertrade gepflogenen sündlichen Umgang aufzuheben, wobei er vor der Versammlung der Bischöffe zu Paris wie ein Büßender mit bloßen Füßen erschien, und wurde nun von dem Banne losgesprochen, durfte jedoch, wie es scheint, die Bertrade ferner bei sich behalten und ihr den Rang und Titel einer Königin ertheilen. Aus diesem Grunde konnte Philipp dem allgemeinen Zuge zur Befreiung des heiligen Grabes, der besonders seine Franzosen insgesammt ergriff, nicht folgen, da er als Gebannter durchaus von aller Gemeinschaft mit heiligen Dingen ausgeschlossen war, und es würde auch seine Excommunication für die innere Ordnung Frankreichs noch nachtheiliger gewesen seyn, wenn er nicht seinen Sohn Ludwig Theobald (1100) zum Mitregenten angenommen, und dieser thätige und unermüdete Fürst mit eigener Gefahr seines Lebens und ritterlicher Tapferkeit den Uebermuth der Vasallen, welchen der König selbst verächtlich war, gedemüthigt, und das Reich in gutem Stande erhalten hätte. Nach seines Vaters Tod (1108) beginnt mit ihm eine neue Periode des französischen Reiches, und nachdem die Kämpfe mit den Päpsten gegen andere verglichen, doch nur geringfügig und für Frankreich selbst ohne großen Nachtheil gewesen sind, fängt mit Ludwig VI. das regelmäßige und klug verfolgte Streben zur Ausbildung der königlichen Selbstherrschaft an, womit Frankreich allen andern Ländern voranging, und worin es nur durch die nothwendigen Kämpfe mit seinem großen Vasallen, dem Herzog der Normandie, der auch König von England war, und den spätern hieraus erwachsenden englischen Kriegen aufgehalten wurde.

Viel bedeutender aber und vollkommen bezeichnend für die nun bald erreichte höchste Stufe der päpstlichen Gewalt war die Demüthigung des deutschen Reichsoberhaupts, König Heinrichs IV., dessen Vater selbst noch mit einer ungeheuchelten Frömmigkeit zur Befestigung der Kirche gewirkt hatte. Er hinterließ seinen bereits von den Fürsten als Nachfolger gewählten Sohn als sechsjährigen Knaben, dessen Minderjährigkeit von den mächtigen Fürsten nicht nur zur Befestigung ihrer großen Lehen, welche die Kaiserin Wittwe, Agnes von Poitou, um sie sich geneigt zu erhalten, ihnen überließ, gebraucht wurde, sondern auch um derselben nach einigen Jahren (1062) den königlichen Knaben zu entziehen, und die Verwaltung des Reichs sich anzumaßen. Der Erzbischof Anno von Cöln, der

zuerst die Regentschaft erhielt, mußte jedoch schon im nächsten Jahr (1063) dem Erzbischof Adalbert von Bremen gleiches Recht einräumen, und die ganz verschiedene Weise der beiden Kirchenfürsten, von denen besonders Adalbert, obwohl selbst von hohem Geschlechte, dem jungen König Stolz und Verachtung gegen alle Hochgestellten einflößte, und ihn frühzeitig in den vollen Genuß einer unbeschränkten Gewalt einweihte, mußte höchst nachtheilig auf den zwar reichbegabten, aber sein ganzes Leben hindurch von dem Augenblick beherrschten König einwirken. Adalbert ließ ihn (1063) einen Kriegszug nach Ungarn machen, und des Königs Andreas Sohn Salomon mit seiner Schwester Judith vermählen und wieder auf den Thron setzen, wobei der neue ungarische König sein Reich von dem deutschen Reich zu Lehen nahm. Schon zwei Jahre hierauf wurde er wehrhaft gemacht und in seinem sechszehnten Jahre mit seiner Verlobten, Bertha von Susa, verheirathet. Allein die Ehe war so wenig nach Heinrich's Wunsch, daß er sich scheiden zu lassen wünschte, und durch den Beistand des Erzbischofs Siegfried von Mainz, dem er dafür den streitigen Zehenten in Thüringen zusicherte, auch seinen Zweck erreicht haben würde, wenn nicht Papst Alexander II. (1069) den Legaten Petrus Damiani nach Deutschland geschickt hätte, der durch Vorstellungen und Drohungen den König von seinem Plane abbrachte. Bald hierauf zerfiel Heinrich mit dem angesehenen Herzog Otto von Bayern, dem seine Mutter (1061) um sich diesen bedeutenden Mann zu gewinnen, mit diesem Herzogthum belehnt, er aber auf eine unzuverlässige Klage hin dasselbe (1070) abgesprochen und dem Italiener Welf von Este gegeben hatte, der als Erbe der großen Allodialbesitzungen seines Hauses im südlichen Deutschland schon außerdem sehr begütert war. Herzog Otto, nun gewöhnlich von seinem Stammgut Nordheim in Sachsen genannt, griff zwar zur Wehre, gab sich aber schon bald (1071) in des Königs Gewahrsam zugleich mit seinem Freunde, dem sächsischen Herzogssohn Magnus. Da indessen Otto schon nach Jahresfrist wieder seine Freiheit erhielt, Magnus hingegen gefangen gehalten wurde, und nur gegen Entsagung aller seiner Ansprüche die Freiheit erhalten sollte, so betrachteten die Sachsen dieß um so mehr als eine ihrem ganzen Volksstamm zugedachte Kränkung, als ihr Herzog Ordulf, des Magnus Vater, gerade damals starb (1072) und Heinrich's Absicht also offenbar zu seyn schien, sie in eine ihnen verhaßte Dienstbarkeit zu stoßen. Zugleich hatte er während seines stets in ihrem Lande genommenen Aufenthalts, mei-

stens auf seiner nur seinen Freunden zu besuchen verstatteten Harzburg, die er zu einem würdigen Fürstenaufenthalt eingerichtet hatte, durch alle mögliche Verhöhnung des Rechts und der Sitte, die sowohl er als seine Freunde und Gesellen sich zu Schulden kommen ließen, die Erbitterung der Sachsen außerordentlich gereizt, und die damals freilich in der ganzen Christenheit übliche Simonie oder der Kauf und Verkauf geistlicher Würden wurde an seinem Hofe mit einer unbeschreiblichen Schamlosigkeit betrieben. Verlassen von den beiden Männern, die seine unerfahrne Jugend bisher geleitet hatten, indem Adalbert (1072) starb, Hanno, der seit kurzem die Regierung wieder übernommen hatte, sich wegen zunehmenden Alters wieder zurückzog, ließ er in Worten und Handlungen seinem Haß gegen die Sachsen, der ihm von Adalbert eingepflanzt und durch vielfältige Widerspenstigkeit derselben genährt worden war, freien Lauf, und das Gerücht, seine gegen die Polen bestimmte Kriegsrüstung sey eigentlich gegen die Sachsen bestimmt, fand bei diesen allgemeinen Glauben. Unter diesen Umständen bildete sich eine allgemeine Verschwörung des sächsischen Volkes, nicht nur um den gefangenen Herzog Magnus zu befreien, sondern auch um sich selbst vor der bevorstehenden Unterdrückung zu sichern, und es erging nachdem auf einer allgemeinen Versammlung der Sachsen zu Rockmeslovo, wo Herzog Otto zuerst als Sprecher auftrat, alle einzelnen Beschwerden zur Sprache gekommen waren, mit Anfang August 1073 eine Gesandtschaft an den König, die Kriegsrüstung ihnen zu erlassen, indem sie gegen ihre Grenzfeinde, die Lutizier, in der heutigen Lausitz, Tag und Nacht auf ihrer Hut seyn müßten, weshalb es ihrer ganzen Kraft gegen diese bedürfe, und es thöricht sey, bei so nahen und beinahe einheimischen Kriegen an einen fernen Zug denken; übrigens möchte er die zur Vernichtung Sachsens auf allen Anhöhen erbauten Schlösser schleifen, ihren Fürsten, denen er gegen rechtmäßiges Verfahren das Ihrige genommen, Genugthuung geben, Sachsen selbst, wo er seit seiner Kindheit in Ruhe und Trägheit erschlafft sey, verlassen und auch in seinen andern Ländern seinen Sitz aufschlagen, die schlechten Menschen, die an seinem und des Staats Untergang Schuld seyen, von sich entfernen, und die Verwaltung der Staatsgeschäfte den Fürsten, welchen es zukäme, übertragen; seine Beischläferinnen von sich thun und seine Gemahlin, die Königin, auch als solche behandeln und lieben, auch seine übrigen Ausschweifungen, durch die bisher das königliche Ansehen entehrt, jetzt als erwachsener Mann

abthun; endlich baten sie ihn um Gotteswillen, in ihre gerechte Forderung einzuwilligen, und sie nicht zu einer schweren unerhörten That zu nöthigen, indem sie ihm gerne wie bisher als freie Männer dienen möchten, außerdem aber mit einem Menschen, der den Christenglauben durch seine Todsünden entehre, nichts gemein haben wollten; auch ihnen fehle es nicht an Waffen und Kriegskenntniß, und wenn er sie reize, so würden sie mit ihm als einem Barbaren und Unterdrücker der Christenheit bis auf ihren letzten Blutstropfen für die Kirche Gottes, den christlichen Glauben, und ihre Freiheit kämpfen. Der König glaubte anfangs diese Drohungen verachten zu können, da er sich aber nicht nur in Goslar von ihrem Heere bedroht sondern auch von seiner Harzburg nur vergebliche Unterhandlungen angeknüpft sah, so entging er, in weniger Begleitung, durch das Dickicht der ringsum sich ausbreitenden Wälder begünstigt, ihren schon fast alle Wege besetzenden Schaaren und kam glücklich nach drei Tagen nach Eschwege und von da nach Hersfeld. Hier kamen viele aus den übrigen Landen für den Polenkrieg entbotene Fürsten und Herren zu ihm und er beschloß zuerst einen Krieg mit den Verschworenen anzufangen; da jedoch auch die Thüringer auf die Seite der Sachsen traten, und der Erzbischof von Mainz ihnen versprach, nichts gegen sie zu thun, so wurden diese ermuthigt, die Burgen anzugreifen, und den König zu nöthigen, ihren gefangenen Herzog Magnus frei zu lassen. Nun knüpfte er einerseits Unterhandlungen an, andererseits suchte er seinen Feinden die Lutizier und die Dänen auf den Hals zu setzen, doch kam im Oct. eine Unterhandlung der Fürsten mit den Sachsen zu Gerstungen zu Stande, wo die Mittheilung der Ausschweifungen und Laster des Königs auch auf diese einen solchen Eindruck machte, daß man damals schon den Gedanken faßte, ihn abzusetzen, öffentlich aber in den Beschluß überkam, die Sachsen sollten Genugthuung anbieten, Heinrich aber volle Verzeihung und Vergessenheit alles Geschehenen ertheilen. Andere Vorfälle, welche wahrscheinlich in der Unbesonnenheit und Leidenschaftlichkeit Heinrich's begründet waren, insbesondere das in Nürnberg (1073) durch einen gewissen Reginger, einen früheren Gesellen Heinrich's, verbreitete und aufrechtgehaltene Gerücht, der König trachte den Herzogen Rudolf von Schwaben und Berthold von Kärnthen nach dem Leben, veranlaßten eine fast allgemeine Entfremdung der Fürsten gegen ihn, und da seine eigenen Anhänger ihm die geringe Aussicht etwas zu gewinnen vorstellten, so kam es endlich von seiner Seite zur Nach-

giebigkeit in die Forderungen der Sachsen, worauf sich diese in Masse zu ihm nach Hersfeld begaben, hier von ihm (1074 Febr. 2.) ehrenvoll und gnädig aufgenommen. Die Schlösser sollten von der Belagerung befreit und wenn die darin gesammelten Kriegsvorräthe verzehrt wären, ausgeliefert werden; über welche Zögerung die Sachsen kein Arges hatten. Allein die tapfern Vertheidiger der Harzburg, sehr unzufrieden mit diesem Frieden, brachten den König zur Reue über seine Nachgiebigkeit, und nur die drohende Miene der bewaffneten Sachsen auf dem eigentlichen Friedetag zu Goslar (März 10.) bewirkte, daß er die Befehle zur Schleifung seiner geliebten, mit vielen Kosten erbauten Burgen gab, bei der Harzburg beschränkte sie sich auf die Ringmauer, die übrigen Gebäude blieben zunächst stehen. Allein die umwohnenden Sachsen, entrüstet, daß gerade in dieser Hauptherberge ihrer Feinde und Tyrannen, von wo aus ringsum Verödung und schauervolle Einsamkeit bewirkt worden wäre, die Rache nicht Raum finden sollte, erstürmten schon am dritten Tag nach des Königs Weggang die Burg, brachen die noch stehenden Grundsteine der Mauer heraus, machten es mit den übrigen Gebäuden eben so, zündeten die einstweilen nur von Holz aber sehr schön gebaute Kirche an, plünderten die Kirchenschätze, zerstörten die Altäre, rissen sogar die Leichen eines Bruders und eines Sohnes Heinrich's aus ihren Gräbern, und wütheten so, daß jede Spur der Burg vertilgt wurde. Die Nachricht von diesen Greueln war den sächsischen Fürsten sehr unlieb, und sie suchten dem Zorn des Königs durch Entschuldigung zuvorzukommen, allein Heinrich, höchst ergrimmt, gedachte beim Papste selbst sie zu verklagen, weil es ihm zur Zeit an dem Beistande der Fürsten gebrach. Indessen verstrich dieses Jahr, ohne daß gegen die Sachsen etwas wäre unternommen worden, indem theils Züge nach Ungarn seinem Schwager Salomo zu helfen, theils nach Lothringen den König beschäftigten, während Papst Gregor damals schon seine strengen Gebote gegen Simonie und Priesterehe in Deutschland bekannt machen ließ, die jedoch zunächst noch nicht allgemein durchdrangen. Erst nach Ostern 1075 sagte der König einen Zug gegen die Sachsen an, der zwar nur gegen den Herzog Magnus, Herzog Otto, Erzbischof Wezel von Magdeburg, Bischof Bukko von Halberstadt 2c. gehen sollte, aber da Alle gleicher Schuld theilhaftig waren, dem ganzen Sachsenvolke galt, die von den übrigen Fürsten, welche dem König nun wieder gehorsam waren, verlassen, ihre Hoffnung auf Gott und ihr Recht setzten, jedoch vorher noch durch wiederholte

Demüthigung die königliche Gnade anzuflehen beschlossen. Heinrich brachte ein so großes Heer zusammen, wie man seit Menschengedenken in Deutschland keines gesehen, indem alle geistliche und weltliche Fürsten in Person erschienen, nur Anno von Cöln, wegen seiner nahen Verwandtschaft mit den Bischöffen von Magdeburg und Halberstadt, und der von Lüttich, ein kranker, abgelebter Mann, wegen der ihm anvertrauten Obhut über die Königin, ausgenommen, selbst der lahme, vom Schlag schon gerührte Abt Widerad von Fulda mußte sich einfinden. So kam es denn zu der großen Schlacht bei Langensalza an der Unstrut (1075 Jun. 13.), in welcher die Sachsen von dem rasch andringenden Heere Heinrich's, dessen ersten Schlachthaufen der Herzog Rudolf mit den Schwaben ausmachte, zwar überrascht wurden, dennoch aber, hauptsächlich im Kampf mit den Schwerdtern deren die Sachsen je zwei bis drei führten und mit großer Gewandtheit gebrauchten, und durch die überall herumeilende Tapferkeit Herzog Ottos, die Schwaben und Bayern unter ihrem Herzog Welf schon zum Weichen brachten, als durch das Vordringen des Grafen Hermann von Glizberg, der babenbergischen Ritter, der Böhmen und der Lothringer die Schlacht bei der Menge der Königlichen entschieden wurde. In wilder Flucht zerstäubten die sächsischen Haufen, leicht entrannen die Fürsten und der Adel auf ihren Rossen, mit roher Grausamkeit aber wurde das langsamere Fußvolk von dem siegstrunkenen Gegner theils niedergehauen, theils in die Unstrut gesprengt. Das ganze, reich angefüllte Lager wurde die Beute der Sieger, die übrigens einen keineswegs wohlfeilen Sieg errungen hatten, und besonders viele ihrer ersten Männer bedauerten. Indessen sah der König seinerseits, daß sich der Krieg dennoch länger als er es vermuthete hinausziehen werde, da von den Häuptern der Verschwörung Keiner gefallen war, andererseits waren die Sachsen eines in ihrem Lande mit allen Greueln der Verwüstung und Plünderung geführten Krieges bald müde, und insbesondere die Gemeinen mit den Fürsten zerfallen, so daß endlich in Folge vieler Unterhandlungen die Sachsenfürsten sich dem Könige auf Gnade und Ungnade zu ergeben beschlossen, während die andern Fürsten, die Bischöffe von Mainz, Salzburg, Augsburg und Würzburg, mit Herzog Gozelo von Lothringen, dem Buckligen, einem höchst klugen und geachteten Manne, an ihrer Spitze, ihnen die Versicherung gaben, daß ihnen der König versprochen habe, nichts ohne ihre Zustimmung gegen jene zu unternehmen. Allein als nun diese Fürsten, die Bischöffe von Magdeburg

und von Halberstadt, die Herzoge Magnus und Otto, der Graf Hermann, der Pfalzgraf Friedrich, die Grafen Dietrich, Adelbert, Rudeger, Sizzo, Berenger, Bern, und alle angesehene Freie sich vor dem Könige einfanden, ließ er sie festnehmen und in sicheren Gewahrsam auf feste Schlösser in Schwaben, Bayern, Italien, Burgund, bringen. Mit diesem Treubruch begannen auch die ernstlicheren Händel mit dem Papste, um deren willen etwas weiter auszuholen ist. Die päpstliche Gewalt hatte sich seit der immer stärkeren Absonderung des Abendlands vom Morgenlande, wozu außer der Nebenbuhlerschaft um den Vorrang, der eigentlich Rom und Constantinopel entzweite, auch der im Anfange des achten Jahrhunderts von einer Reihenfolge der tüchtigsten Kaiser aufrecht erhaltene Krieg gegen die Bilderverehrung beitrug, endlich durch die Wiederbelebung der kaiserlichen Gewalt im Abendlande, wodurch zwar der Kaiser zunächst Herr in Rom wurde, aber wegen seltener Anwesenheit daselbst und anderer zufälligen Umstände, die zum Theil auch in der Persönlichkeit der Kaiser wie der Päpste lagen, von dieser Herrschaft wenig Gebrauch machen konnte, außerordentlich gehoben. Wenn durch Bonifacius bereits die germanischen und gallischen Kirchen sämmtlich in das Verhältniß der suburbikarischen Kirchen gegen den römischen Bischof als ihren Metropolitan gesetzt worden waren, wenn schon vorher durch Gregor I. ein gleiches Verhältniß in England begründet worden war, so wurde dieses Recht, das vor der Hand noch auf bloßen Ansprüchen beruhte, durch die historische Begründung, welche ihm der falsche Isidor in der Sammlung der den früheren Päpsten untergeschobenen Dekretalen in der Mitte des IX. Jahrhunderts zu geben wußte, zur Unumstößlichkeit erhoben. Der römische Bischof erschien als das Haupt aller Bischöffe, und die Metropolitangewalt, welche die Erzbischöffe ausüben wollten, ward ausnehmend beschränkt, vielmehr Alles nach Rom als dem geistlichen Mittelpunkt der Welt hingewiesen. Was aber die weltliche Gewalt anbetrifft, so hatten mehrere kluge Päpste bereits von den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln, welche mit der Meinung der Welt in einem steten Wechselverhältniß standen, den besten Gebrauch gemacht. So hatte Zacharias durch seinen Ausspruch Pipin zum König der Franken, Leo den Frankenkönig Karl zum römischen Kaiser gemacht. Ludwig der Fromme hatte sich tief im Staube vor dem Statthalter Christi gedemüthigt, als er ihn zu krönen nach Rheims kam, und der Gedanke nur der Papst könne die Kaiserkrone verleihen wurde

durch die Beispiele aller Nachfolger bestätigt. Durch das ganze Mittelalter hindurch aber geht der Gedanke des Lebensverhältnisses, in welchem jede Macht, jedes Amt nur von einem Mächtigeren, einem Höhergestellten übertragen wird, und es war eine sehr natürliche Analogie, wenn man in dem Verhältnisse des Kaisers zum Papste endlich auf diese Zusammenstellung hinauskam. Hatte nun auch der päpstliche Stuhl das Unglück, sehr häufig von Männern eingenommen zu seyn, deren Leben und Sitte in offenbarem Widerspruche mit ihrem heiligen Amte standen, so blieben doch diese Aergernisse in der Regel auf Rom beschränkt, und bei dem geringen Verkehr der damaligen Zeiten gelangten nur dürftige oder ganz entstellte Berichte in die übrigen Länder Europa's, während andererseits die wichtigen und bedeutungsvollen Schritte, wodurch einzelne Päpste ihre Gewalt zum Wohle der Kirche oder der unterdrückten Unschuld anwendeten, sich weit eher verbreiteten, da sie in der Regel ausländische Angelegenheiten behandelten, wie z. B. in dem Scheidungsprocesse Lothar's II. Der den germanischen Völkern, wozu natürlich auch französische und spanische gerechnet werden, eigenthümliche Glaube an ein geistiges Reich, der auch die Einführung des Christenthums erleichtert hatte, weil sich in ihm viele mit der alten Volksreligion der Germanen übereinstimmende Richtungen wiederfanden, der bei aller Rohheit und Gewaltthat die ganze Menschheit auf eine Weise erfüllte, die den jetzigen Geschlechtern kaum anders als lächerlich zu erscheinen pflegt, wenn man die Geistergeschichten in den Werken des merseburger Bischofes Ditmar oder des französischen Mönches Rodulf oder des einsichtsvollen Lamberts von Aschaffenburg liest, der sich dann auch in einer Bereitwilligkeit zur Buße und Sühne wieder zeigt, die wieder nur durch die denselben Völkern eigene rechtliche Ansicht von Abfindung für jede Schuld durch eine angemessene äußere Vergütung erklärt werden kann — dieser Glaube, für den alle Geschichten jener Zeit die auffallendsten Belege darbieten, kam dieser immer steigenden Gewalt der Päpste außerordentlich zu Hülfe. Daher ließen es die Kaiser selbst, wie Otto I., Konrad II., Heinrich III., ihr besonderes Augenmerk seyn, den päpstlichen Stuhl in jener Würde zu erhalten, welche die allgemeine Meinung, eine auch damals schon gekannte Macht, mit ihm zu verbinden pflegte. Eines der wichtigsten Hindernisse der Päpste war bisher die von den Laien abhängige Wahl gewesen, indem die reichen Familien Roms, um den Vortheil zu erlangen, einen der Ihrigen auf dem päpstlichen Stuhle zu sehen, nicht

selten alle offenen und heimlichen Ungerechtigkeiten zur Erreichung dieses Zieles benützten. Daher war es ein wichtiger Schritt, als (1059) Nikolaus II. die Berechtigung zur Wahl lediglich den Cardinälen, d. h. den Pfarrern der römischen Hauptkirchen, (Cardinalpriester), den dasigen Diakonen (Cardinaldiakone), und den sieben Suffragan- oder Collateralbischöffen (Cardinalbischöffe) übertrug, und zwar das dem Kaiser bisher ohne Ausnahme zugestandene Bestätigungsrecht nicht aufhob, aber als eine vom päpstlichen Stuhl ihm und seinen Nachfolgern persönlich zu ertheilende Vergünstigung aussprach. Die Einführung dieses neuen Gesetzes nach Nikolaus Tod (1061) erzeugte zwar durch eine Doppelwahl eine Spaltung, indessen ging diese bald wieder vorüber und die damals schon mächtig genug gewordene Ansicht gewann in Gregor VII. Persönlichkeit und Daseyn. Dieser ausgezeichnete Mann, aus Siena in Toscana gebürtig, hatte schon seit Leo IX., mit dem er aus Frankreich, wo er Abt von Clugny war, nach Italien ging, den meisten Einfluß auf die Handlungen der Päpste vor ihm, und wurde (1073) von den Römern beinahe mit tumultuarischer Gewalt zum Papste erhoben, so daß er, um sich gegen spätere Angriffe auf ein so unregelmäßiges Verfahren sicher zu stellen, selbst an Heinrich IV. um Untersuchung des Hergangs und demgemäß um Bestätigung sich wendete und auch die Gewährung seiner Bitte erhielt. Die nicht abzuleugnende Verdorbenheit der Geistlichkeit und die daraus hervorgehende Zerrüttung der Kirche, auf welche schon die Kaiser selbst ihre Aufmerksamkeit gerichtet hatten, glaubte er hauptsächlich in dem zu engen Zusammenhang des Klerus mit der Welt zu finden, in der Abhängigkeit von Geld und Gut, und in der Ehe. Schon 1074 erließ er daher ein Dekret, welches die Ehe allen Geistlichen bei Strafe des Bannes untersagte, den verheiratheten Priestern entweder Scheidung oder Abdankung gebot, und jedem Laien, der den von einem beweibten Geistlichen verrichteten gottesdienstlichen Handlungen beiwohnen würde, mit der Excommunication drohte. Zwar läßt sich von Pauli Briefen an genau die Richtung verfolgen, wie der ascetischgesinnten Partei unter den Christen der ehelose Stand höher als der eheliche schien, und sie den Geistlichen jenen wiederholt zur Pflicht machte, und etwas ganz Neues war hiemit nicht gesagt; aber die Unbedingtheit und Strenge, mit welcher Gregor auftrat, gab dem Gebot eine ganz neue Gestalt. Dagegen erhob sich am lautesten die Stimme des Klerus selbst, welche es für ketzerisch und für widersprechend gegen die

ausdrücklichen Worte der Schrift erklärte, und es würde den Bischöffen, welche gehorsam genug waren, um Gregor's Befehle in ihrem Sprengel ausführen zu wollen, vielleicht unmöglich gefallen seyn, den Willen des Papstes der Natur zum Trotz durchzuführen, wären sie nicht in der öffentlichen Meinung, welche gerade je schwerer der ehelose Stand scheint desto größere Heiligkeit in ihm zu finden glaubte, und hierin durch die theils schon bestehenden, theils damals auch neu-organisirten Mönchsorden bestärkt wurde, so mächtig unterstützt worden, daß, obwohl mit vielem Widerstreben und mit der Nothwendigkeit, die häufige Uebertretung der Regel zu übersehen, endlich das Gesetz des Cölibats durchgeführt und jeder verheirathete Priester hinfort als ein Concubinarius angesehen wurde. Ebenso verbot er (1075) jedem Geistlichen bei Strafe der Absetzung, Ring und Stab, als Zeichen der Belehnung mit einer Prälatur, von einem Laien zu empfangen, und jedem Laien, bei Strafe des Bannes, ausdrücklich selbst dem Kaiser, eine solche Belehnung oder Investitur zu ertheilen. Obgleich er in den Streitigkeiten Heinrich's mit den Sachsen allerdings Gelegenheit zu einer Einmischung in diese bürgerlichen Händel gehabt hätte, so vermied er dieß wie es scheint absichtlich, und nachdem er zuerst den Erzbischof Liemar von Bremen, desgleichen die Bischöffe von Straßburg, Speier, Bamberg, Pavia und Turin suspendirt, den von Piacenza ganz entsetzt, und fünf Höflinge Heinrich's, durch deren Hand der Aemterhandel hauptsächlich ging, in den Bann gethan hatte, Heinrich aber, damals eben über die Sachsen Sieger, diese Befehle gar nicht zu beachten schien, so lud er den König auf den Montag in der zweiten Woche der Fasten (29. Febr. 1076) nach Rom vor, um hier über seine Verbrechen sich zu verantworten, wo nicht, würde er mit dem Banne belegt werden. So unerhört jedoch war eine solche Ladung eines deutschen Königs, dessen Vater Päpste ab- und eingesetzt hatte, daß Heinrich, gerade auf der Höhe seines Glücks, und durch die Nachricht des aus Rom entflohenen Cardinals Hugo Blankus über den Aufstand, welchen der römische Stadtpräfect Cincio gegen Gregor gemacht hatte, mit einer falschen Ansicht von des Papsts Stellung gegen die Römer erfüllt, voll Entrüstung hierüber auf einer aus deutschen Bischöffen bestehenden Synode zu Worms (24. Jan. 1076) den Papst absetzen ließ, wogegen nur Adelbert von Würzburg und Hermann von Metz einigen Einspruch thaten. Allein diese nach Rom gesendete Absetzungsurkunde rief nun den Bannfluch hervor, den Gregor über den König und die

Bischöffe von Mainz, Utrecht und Bamberg aussprach, den König selbst zugleich aller Regierung des Reichs für verlustig erklärte und alle Unterthanen von dem Eide der Treue gegen ihn entband. Wie formgerecht und consequent auch dieß ganze Verfahren war, so erhielt es doch erst durch die haßerfüllte Stimmung des einen Theils der Deutschen, insbesondere der Sachsen, und der schon vorher mit Heinrich zerfallenen Herzoge Rudolf von Schwaben, Berthold von Kärnthen, Welf von Bayern, ein Gewicht, indem die Sachsen, von ihren aus den Gefängnissen entwichenen Fürsten bewogen, ihre Verbindungen erneuerten, und auf einem Fürstentag zu Tribur (16. Oct. 1076) konnte es Heinrich durch demüthige Bitten und Versprechungen sich bessern zu wollen kaum dahin bringen, daß die schon beschlossene Absetzung noch verschoben und ihm aufgegeben wurde, sich bis zum Jahrstag des über ihn gefällten Bannes lossprechen zu lassen, dem Papste zu unterwerfen, und zum Beweis seines guten Willens alle seine Mitgebannten von sich zu thun, sich aller geistlichen und weltlichen Geschäfte zu enthalten, und von Worms nach Speier zu begeben. Heinrich, froh genug nur wenigstens so viel erlangt zu haben, machte sich in der furchtbaren Kälte des damaligen Winters, indem von Martini bis fast zum 1. April 1077 der Rhein fest zugefroren war, mit seiner Gemahlin und seinem Kind und einem Begleiter auf den Weg, gelangte über Besançon nach Savoyen, und von da unter außerordentlichen Beschwerden nach Italien, wo sogleich alle Bischöffe und Grafen zu ihm strömten. Allein Heinrich hatte nur den Einen Wunsch, vom Banne losgesprochen zu werden, und am 25.—28. Jan. 1077 demüthigte er sich vor dem Papst Gregor im Schloßhof zu Canossa, nüchtern, barfuß, drei Tage lang von Morgen bis Abend stehend. Da erhielt er am vierten Tag eine bedingte Lossprechung, deren ganze Ausführung die außerordentliche, geistige Ueberlegenheit Gregor's und tiefe Menschenkenntniß bewies.

XI. Investiturstreit. — Erster Kreuzzug. — Königreich Jerusalem. — Fall Edessa's. — Spanien. England.

Heinrich IV. Gregor VII. Heinrich V. 1106—1125. Concordat zu Worms. Lothar II. — 1137. Erblichkeit der Lehen. Welfen und Gibellinen. Kreuzzüge. Synode zu Clermont, 1095. Erster Kreuzzug, 1096. Zustand des mahomedanischen Orients. Die Buiden. Die Seldschuken. Die Ortokken in Jerusalem. Eroberung von Nicäa, 1097. Einnahme von Antiochia, 1098. Eroberung Jerusalems, 1099. Königreich Jerusalem. Ritterorden. Assassinen. Der Atabek Zenghi. Spanien. Portugal. Spanische Ritterorden. England. Kampf zwischen König Stephan und Mathilde. Das Haus Plantagenet. Heinrich II. Die Artikel von Clarendon. Thomas Becket.

Mit diesem Akte der Demüthigung, der auf immer in der Weltgeschichte Epoche machen wird, war der Papst faktisch Sieger geworden, seine Gewalt zu lösen und zu binden war anerkannt, und wenn auch Heinrich selbst damals noch nicht die Kaiserkrone erreicht hatte, so war sein Recht, dieselbe zu erwerben, doch unbestritten und von der päpstlichen Curie selbst zugestanden, so daß es in der Hauptsache zwischen einem gekrönten Kaiser und einem vorläufig dazu bestimmten, wie der deutsche König war, keinen großen Unterschied gab. Indessen begann nun zugleich der Kampf der weltlichen Gewalt gegen die geistliche, der für jene um so verderblicher werden mußte, als die öffentliche Meinung nicht nur für den Papst erklärt war, sondern auf geraume Zeit hin in diesem Gedanken durch andere Erscheinungen bestätigt wurde. Zunächst handelte es sich um das Halten des von Heinrich dem Papste um die Absolution zu erhalten geleisteten Versprechens, sich bis zur völligen Entscheidung seines Streites mit den deutschen Fürsten, welche Gregor selbst vornehmen wollte, aller und jeder Ausübung einer königlichen Amtsfunction zu enthalten, sich dem Ausspruche des Richters geduldig zu unterwerfen, seine bisherigen Freunde, namentlich den Bischof Rutbert von Bamberg und den Ulrich von Cosheim auf immer von sich zu entfernen, und ein folgsamer Diener des Papstes zu seyn. Wie bereitwillig auch Heinrich alles versprochen hatte, oder vielmehr, da seinem Worte nicht Glaube geschenkt wurde, durch seine Freunde, den Abt von Clugny, den Bi-

schof Eppo von Zeitz, den Bischof von Vercelli, und den Markgrafen Azzo an seiner Statt hatte beschwören lassen, so stimmte ihn doch der Unwille der Italiäner, welche eher als eine so erniedrigende Zusage alles andere würden erwartet haben, und laut erklärten, an seiner Stelle seinen Sohn Konrad zum König machen, mit ihm nach Rom ziehen, und dort statt dieses apostolischen Papstes einen andern erwählen zu wollen, und ihre Verachtung seines Benehmens auf alle Weise zu erkennen gaben, ganz um, so daß er sein mit dem Papste geschlossenes Bündniß sofort brach, seine verstoßenen Freunde wieder zu sich rief, und sich laut und bestimmt gegen Gregor erklärte. Zugleich thaten die deutschen Fürsten, seine Gegner, von Gregor hiezu veranlaßt, den entscheidenden Schritt, das Reich für erledigt zu erklären, und (1077 März 15.) zu Forchheim den Herzog Rudolf zum König zu wählen und auch zu Aachen zu krönen. Erst diese Gefahr führte ihn nach Deutschland zurück, wo er nun in einem mehrjährigen Bürgerkrieg mit seinem Gegner kämpfte, und erst nach seinem Tode in der obwohl übrigens für Heinrich verlorenen Schlacht an der Elster (1080) soviel gewonnen zu haben glaubte, um selbst nach Italien ziehen, dort einen Gegenpapst Clemens III. wählen lassen, und von diesem sich (1084 März 15.) in der Peterskirche des von den Deutschen schwer mißhandelten Roms die Kaiserkrone aufsetzen lassen zu können. **Gregor**, der sich in die Engelsburg geflüchtet hatte, wurde erst nach dem Abzuge Heinrich's durch den Normannenherzog Robert Guiskard aus seiner Belagerung und vor dem Zorn der Römer befreit, nach Salerno gebracht, und starb daselbst (1085) in der Verbannung, noch bis zum letzten Augenblicke von der Rechtmäßigkeit seines Handelns überzeugt, und in seinem Schicksal das gemeine Loos aller derer erkennend, welche gleich ihm Gerechtigkeit geliebt und Unbilligkeit gehaßt hätten. Durch ihn ist der päpstlichen Macht der höchste Punkt übergeben worden, und die von ihm angeblich herrührenden 27 Dictaten, daß er allein Bischöffe ein- und absetzen könne, auch ohne Berufung einer Kirchenversammlung, daß seine Aussprüche allenthalben, ohne Untersuchung, anerkannt und angenommen werden müßten, während die Bestätigung jedes andern Urtheils ihm vorbehalten sey, daß er das Recht habe die Kaiser abzusetzen, und die Unterthanen eines bösen Fürsten vom Eid der Treue zu entbinden, daß ein rechtmäßig erwählter Papst, so wie er ordinirt sey, für einen Heiligen gehalten werden müsse, u. s. w., sind wenigstens ganz in dem Geiste seiner gegen die damaligen Fürsten

beobachteten Handlungsweise. Wiewohl nicht zu übersehen ist, daß er nur gegen Heinrich mit solcher Strenge und Härte verfuhr, indem ihm nicht nur die persönlichen Verhältnisse des Kaisers hier zu Statten kamen, sondern auch der deutsche König, wegen seines Anrechtes auf die Kaiserkrone bei der großen Gegenpartei, die Gregor in Italien selbst hatte, der gefährlichste werden konnte, während er gegen die Normannen, Wilhelm I. von England und Robert Guiskard, sich viel nachsichtiger benahm, und mit äußerlichen Formen sich begnügte, ja auch gegen Philipp von Frankreich keineswegs streng verfuhr, was erst Urban II. (1078—1099) that. Auch war man schon damals nicht durchgängig blind gegen die schlimmen alle bisherige Ordnung auflösenden Folgen dieser neuen Grundsätze. Da der Gegenpapst Clemens III. nach seinem Tode (1099) nur ganz unbedeutende Nachfolger hatte, deren dritter Sylvester IV. vertrieben wurde (1101), so erhob sich die rechtgläubige Partei des päpstlichen Stuhles, welche den von Gregor VII. gezeigten Weg fortwährend beibehielt, bald über alle Feinde empor, und wiewohl Heinrich in seinen innern, deutschen Verhältnissen insofern vom Glück begünstigt war, daß seine gefürchtetsten Gegner Otto von Nordheim (1083), der von den Fürsten nach Rudolf gewählte Gegenkönig Hermann von Luxemburg, der gar kein Ansehen erlangte (1087), Bischof Bukko von Halberstadt (1088), und Markgraf Ekbert (1090) starben, so dauerte doch der Kampf in Italien von den Päpsten auf alle Weise genährt und befördert noch immer fort. Dieß wurde erstlich durch die Verbindung des jüngeren Welf mit der an Jahren schon ziemlich vorgerückten Gräfin Mathilde (1089) bewirkt, welche ihre großen Besitzungen in Mittelitalien, die von dem Kaiser als Reichsgut angesprochen wurden, dem päpstlichen Stuhle zugedacht hatte, während dieser die Verheirathung derselben mit einem Sohne eines steten Feindes des Kaisers betrieb, so daß Heinrich deshalb abermals 1090 nach Italien zog und zwar im Ganzen siegreich war, jedoch die festen Burgen der Mathilde nicht erobern konnte, und als er nach Deutschland heimgekehrt war (1093), erfahren mußte, daß sein in Italien zurückgebliebener Sohn Konrad von Papst Urban durch die Vorstellung, daß er sich durch Anhänglichkeit an seinen Vater auch des Bannfluches theilhaftig mache, und durch das Versprechen der Kaiserwürde, zum Abfall verleitet wurde. Nun wirkte das zwar wieder auf Deutschland nur in der Art ein, daß Heinrich, der sich, seitdem Welf II. (1095) von der Mathilde wieder geschieden worden war, auch mit

dem alten Welf ausgesöhnt hatte (1097), seinen zweiten Sohn, Heinrich, (1099) zum Nachfolger krönen ließ, indessen waren die Deutschen einer solchen Regierung, in der ein Unheil sich an das andere kettete, in der so viel Jammer auf einander gefolgt war, doch in vollem Maaße überdrüssig. Vergebens war es, daß Heinrich sich (1101) erbot, seinen Streit mit dem Papste, bald nach dem Tode seines vielleicht vergifteten abtrünnigen Sohnes Konrad auf ein allgemeines Concil zu bringen, was konnte ein Concil anderes entscheiden, als der Papst selbst? vergebens daß er sich, vielleicht nicht in vollem Ernste, um die Neigung der Deutschen wieder zu gewinnen, an die Spitze eines Kreuzzuges stellen zu wollen bereit erklärte (1103), die Unzufriedenheit der Fürsten, genährt auch durch die Begünstigung der Sachsen, welche er zuletzt den übrigen Deutschen vorzog, brach (1104) in offenen Abfall aus, an dessen Spitze sich sein eigener Sohn Heinrich stellte. Man sah das traurige und bejammernswürdige Schauspiel eines Krieges, den Sohn und Vater gegen einander führten, man sah den alten, in Schlachten graugewordenen König, von seinem Sohne (1105) zur Abdankung gezwungen, sogar ins Gefängniß geworfen, und endlich, als er aus diesem entronnen wieder eines Heeres mächtig wurde, von der Fortsetzung eines so leidigen Kampfes (1106) durch den Tod befreit. Den eigentlichen Investiturstreit, der sich nicht wie bei Heinrich IV. durch offenbare Rechtsübertretungen entsponnen hatte, sondern in dem es sich nun um das reine Princip des Streites handelte, übernahm nun Heinrich V., vom Papst Paschalis II. noch vor dem Tode seines Vaters als rechtmäßiger König anerkannt. Da auf seine Protestation gegen die päpstlichen Beschlüsse und auf seine Drohung mit einem allgemeinen Concil nicht geachtet wurde, Paschalis vielmehr fortwährend Verfügungen gegen die Laieninvestitur erließ, so zog Heinrich (1110), nachdem vorher das Reich gegen Flandern, Ungarn, und Polen sichergestellt worden war, mit einem ansehnlichen Heer nach Italien, nahm die päpstlichen Vorschläge zu einem Frieden, wodurch die Investitur aufhören, die Kirche aber alle Temporalien zurückgeben sollte, unter der Bedingung an, daß alle geistlichen und weltlichen Vasallen diesen Vertrag genehmigen müßten, und zog dann (1111 Febr. 19.) in Rom ein, um sogleich in der Peterskirche gekrönt zu werden. Allein die noch vor der Krönung vorzunehmende Bestätigung des Vertrags gab zu einer solchen Unordnung Anlaß, daß Heinrich den Papst in der Kirche selbst gefangen nehmen, und gefangen halten ließ, bis Paschalis (8. April)

sich fügte, die Wahl der Bischöffe und Aebte der königlichen Bewilligung zu unterwerfen, und die Weihe erst nach der Investitur folgen zu lassen, den Kaiser (13. April) zu krönen, und ausdrücklich jedem Widerruf dieses Vertrags oder einer Rache durch den Bann entsagte. Allein, wenn auch er selbst Wort hielt, so war doch die Kirche, welche Gregor VII. zum Bewußtseyn ihrer selbst gebracht hatte, damit völlig unzufrieden, schon (1112) erklärte eine Synode im Lateran den Vertrag für erzwungen und mit Gewalt erpreßt und hob ihn auf, und ein päpstlicher Legat, Erzbischof Guido von Vienne, sprach über den Kaiser den Bann aus. Obwohl nun Heinrich (1116) abermals nach Italien zog, wozu ihn hauptsächlich der Tod der Gräfin Mathilde (1115) veranlaßte, sogar den Nachfolger des Paschalis, Gelasius II., zur Entfernung aus Italien nöthigte, und einen Gegenpapst als Gregor VIII. wählen ließ (1118), so sah er sich doch am Ende, zumal auch von den Deutschen ein Friede dringend begehrt wurde, zu einem Vertrag mit Calixt II. bewogen, dem Nachfolger des Gelasius (seit 1119), der auch in Rom wieder aufgenommen war und seinen Gegner ins Gefängniß geworfen hatte. In diesem zu Worms (1122) abgeschlossenen Concordat schied man die doppelte Eigenschaft der Prälaten als geistlicher und weltlicher Fürsten, und während der Kaiser dem Rechte der Investitur entsagte, der Kirche Freiheit der Wahlen und Weihen gestattete, dem römischen Stuhle die Zurückgabe aller entzogenen Güter und Regalien versprach, und dem Papste und der Kirche wahren Frieden und thätigen Beistand gelobte, so verstattete der Papst, daß alle Bischof- und Abtswahlen im ganzen Reiche der Deutschen, in seiner Gegenwart, jedoch ohne Simonie und Gewalt vor sich gehen, und im Fall eines Zwistes, das weltliche Oberhaupt dem besseren Theile der Wähler beistimmen sollte; daß dann binnen sechs Monaten der Gewählte für seine Regalien, die er vom Reiche zu Lehen hat, die Belehnung mit dem Scepter empfangen und jede Lehnspflicht getreu leisten sollte. Nun war die Uebermacht der Kirche um so mehr entschieden, als ihre Diener auch in den Reihen der weltlichen Fürsten standen, so daß sie nicht nur in ihren eigenen Angelegenheiten völlig selbstständig geworden, sondern auch in alle weltliche Händel einzugreifen vollkommen befugt war. Was auch von Rechten dem weltlichen Fürsten übrig geblieben war, das gab bereits Heinrich's Nachfolger (1125) Lothar von Sachsen auf, so daß die Wahl ausschließlich von der Geistlichkeit vorgenommen und dem König oder sonstigen Landesfür-

sten nur die Pflicht der Scepterbelehnung übrig blieb. Zugleich begann unter den Stürmen der Regierung Heinrich's IV. ein anderes Verhältniß sich neu zu gestalten. Wenn nämlich die Erbfolge in den großen Aemterlehen auch meistens bisher stattgefunden hatte, so fehlte doch noch viel bis zur gesetzlichen Anerkennung derselben als eines unbestreitbaren Rechtes, indessen hatten sich in den letzten Jahrzehenten die Fürsten als eigentliche Eigenthümer ihrer Territorien betrachtrachtet. Der Streit über die Erbschaft des Grafen Ulrich von Weimar (1112), welche Heinrich als Reichsgut ansah und einziehen wollte, aber der schon vorher (seit 1109) gefangene und erst seit Kurzem glimpflicher behandelte Pfalzgraf Siegfried als Erbe in Anspruch nahm, zerriß das kaum erst befriedete Reich von Neuem, indem die sächsischen Großen, vor Allen Graf Lothar von Supplingenburg, vermählt mit einer Enkelin Otto's von Nordheim, und Nachfolger des Herzogs Magnus (gest. 1106) in der Herzogswürde, auf Seite Siegfried's traten, und zwar in der Schlacht bei Warenstädt (1114) von Heinrich geschlagen und demzufolge zur Unterwerfung genöthigt wurden, aber den sein Glück mißbrauchenden König im nächsten Jahre aufs Neue bekriegten und am Welfsholze (1115), hauptsächlich durch die Tapferkeit des jungen Grafen Wiprecht von Groitzsch, der den kaiserlichen Feldherrn Hoyer Grafen von Mansfeld gleich Anfangs im Zweikampfe erlegte, gänzlich schlugen. Nun ging Heinrich zwar trotz dieser Niederlage noch in diesem Jahre nach Italien, um die Erbschaft der Mathilde einzuziehen, was ihm auch (1116—1119) gelang, obwohl auch hierüber neue Streitigkeiten mit Rom entstanden, das von Mathilde zweimal (1077 und 1102) zur Erbin eingesetzt worden war, auch konnte er die Verwaltung der Reichsangelegenheiten mit Sicherheit seinen Neffen Konrad und Friedrich, Söhnen seiner Schwester Agnes aus ihrer ersten Ehe mit Friedrich von Hohenstaufen, dem Heinrich IV. 1079 das dem rheinfeldner Rudolf abgesprochene Herzogthum Schwaben verliehen hatte, anvertrauen; indessen hielt er es doch für gut, zur Beruhigung der Gemüther (1119) Zurückgabe aller entzogenen Privatgüter zu versprechen, wogegen ihm ein allgemeiner Landfriede zugesagt und (1121) bestätigt wurde. Die Hauptfrage indessen, ob die großen Reichslehen ebenso wie ein Allodialeigen zu betrachten und, nach Beobachtung der Lehenspflichten, dem nächsten Erben keineswegs zu versagen wären, wurde durch die mit Lothar's Nachfolge ausbrechenden Streitigkeiten bejahend entschieden. Das große Vermögen des kinderlosen Hein-

rich's V., sowohl was er an Reichsgut als an Eigen des fränkischen Hauses besessen, **erbten** seine eben genannten Neffen, Friedrich Herzog von Schwaben und Konrad Herzog von Franken, von welchen jener mit vieler Hoffnung erwartete, gewählt zu werden, aber eben dadurch, und durch den Einfluß des den Saliern wie den Hohenstaufen abgeneigten Erzbischofs Adalbert von Mainz verdrängt, und Herzog Lothar von Sachsen, ein tapferer, gerechter, frommer Mann, aus den zehn zur Wahl erkornen Fürsten gewählt wurde, dem der päpstliche bei der Wahl anwesende Legat den Eid abnahm, dem Recht den geistlichen Wahlen in Person oder durch Abgeordnete beizuwohnen zu entsagen, die Belehnung erst nach der Consecration und zwar unentgeldlich zu ertheilen, den Bischöffen und Aebten keinen Lehnseid, sondern nur einen Eid der Treue, unbeschadet ihrer Pflichten gegen die Kirche, abzunehmen, und vor der Krönung die, von Heinrich V. zuerst abgesendete, Obedienzgesandtschaft an den Papst zu senden. Wenn noch etwas nöthig wäre, um den ungeheuren seit Heinrich's zu Canossa erfahrener Demüthigung eingetretenen Umschwung zu beweisen, so wäre es dieser Eid, der, während alle früheren Päpste, selbst Gregor noch, um die kaiserliche Bestätigung eingekommen waren, jetzt ein Gehorsamsversprechen, dem Papste geleistet, erheischte, und außerdem die im wormser Concordat etwa errungenen Rechte gänzlich preisgab. Da nun Lothar von den hochstrebenden Hohenstaufen wenig Gehorsam erwarten mochte, so begann er seine Regierung mit der an sie gestellten Forderung, aus dem Erbe ihres Oheims, des Kaisers, das herauszugeben, was als Reichsgut nicht zu demselben gehöre, oder auch als Lehen nicht auf weibliche Linie übergehe. Weil sich aber die Hohenstaufen dessen weigerten, so wurde Herzog Friedrich (1126) zu Goslar für einen Reichsfeind erklärt und ein Reichszug gegen ihn unternommen, der aber auch nicht eher einigen Fortgang hatte, als bis der König seine Partei durch die Verheirathung seiner einzigen Tochter Gertrud mit Herzog Heinrich dem Stolzen von Bayern, der (1126) seinem Vater Heinrich dem Schwarzen, einem Sohne des ersten Welf, gefolgt war, verstärkt und demselben nicht nur die Aussicht auf die reiche Erbschaft eröffnet, sondern auch das Herzogthum Sachsen (wahrscheinlich schon 1127) übergeben hatte. Dieß trennte den Welfen Heinrich von Friedrich dem Hohenstaufen, dem Gemahl seiner Schwester Judith, und legte den Grund zu der Deutschland und noch länger Italien verwirrenden Feindschaft der **Welfen und Gibellinen.** Zwar hielten sich die beiden Brüder im

Anfang standhaft, und Konrad ging sogar nach Italien, um sich dort (1128) die lombardische Krone aufsetzen zu lassen, allein es gelang ihm nicht in Rom Eingang zu finden. Papst Honorius II. sprach den Bann über ihn aus und ließ den Erzbischof von Mailand, der ihn gekrönt hatte, absetzen, während Friedrich die Städte Speier (1129) und Nürnberg (1130) verlor, so daß Lothar, um den italienischen Angelegenheiten zu Hülfe zu kommen, einen Römerzug antreten (1132) und die Reste des Krieges dem Herzog Heinrich überlassen konnte. Die Doppelwahl der Päpste Innocenz II. und Anaklet II. (1130) hatte Italien völlig verwirrt, indem der von der größern Zahl der Cardinäle gewählte, aber durch Abkunft von einem getauften Juden weniger legitime Papst, außer seinen eigenen Reichthümern noch die Unterstützung des neuen Königs von Sicilien und Neapel Roger für sich hatte und seinen Gegner aus Italien vertrieb. Innocenz fand jedoch in Frankreich Aufnahme, bewog in einer Zusammenkunft zu Lüttich (1131) den König Lothar nach Italien zu ziehen und ihn in Rom wieder einzusetzen, was auch Lothar (1133) glücklich ausführte, von Innocenz gekrönt wurde, den Streit über die mathildinische Erbschaft dadurch entschied, daß er sich dafür vom Papste belehnen ließ als mit Erblehen, und hierauf, ohne einen Angriff auf den König Roger zu wagen, nach Deutschland heimkehrte. Der Streit mit den Hohenstaufen neigte sich nun bei entschiedener Ueberlegenheit des Kaisers zu seinem Ende, indem erst Friedrich (1135 März), hierauf Konrad um Gnade baten, und ohne daß weitere Anforderungen an sie gestellt worden wären, in ihren Besitzungen und Würden belassen wurden. Zwar unternahm (1136) Lothar, von Innocenz abermals aufgefordert, noch einen Zug gegen Roger, der, da auch Konrad von Franken und Heinrich von Bayern ihn begleiteten, mehr Nachdruck besaß und den König Roger in ziemliche Enge trieb, allein da Lothar sich nach Jahresfrist von seinen meisten Leuten verlassen sah und ebenfalls nach Deutschland (1137) zurückkehrte, so gingen die errungenen Vortheile bald wieder verloren, und Innocenz, der (1139) den Bann über Roger ausgesprochen und selbst sich an die Spitze eines Heeres gestellt hatte, wurde nicht nur gefangen, sondern löste sich auch aus der Gefangenschaft durch Anerkennung Roger's als Königs des vom päpstlichen Stuhl zu Lehen gehenden Königreichs Sicilien, wie auch seiner Söhne als eines Herzogs in Apulien und eines Fürsten von Capua. Während also der vom Papst Gregor VII. errungene Sieg über das weltliche Oberhaupt der Christenheit zu einer

völligen oder doch nur formellen Befreiung der Geistlichkeit von jeder Abhängigkeit von den Laien, sogar, was von Rom wohl aufgefaßt und sogar in einem Gemälde verewigt wurde, zu einem Lehenrecht über den Kaiser erweitert wurde, das obwohl nur für einen besondern, die Kaiserwürde eigentlich gar nicht berührenden Fall gehörig, doch sogar auf das Reich selbst angewendet ward, bildete sich im Innern des Reiches die Fürstengewalt durch Erblichwerdung der großen Lehen in ihrer ersten Grundlage aus, und ging die Hierarchie selbst aus einer rein geistigen und geistlichen Gewalt in eine weltliche, allen andern Fürsten vollkommen gleichstehende Gewalt über, deren Oberhaupt, der Papst, bereits Lehensherr eines Königreichs und eines Fürstenthums war, und natürlich die damals nur auf Rom beschränkte eigentliche Herrschaft auch über andere italienische Städte und Länder, alten Ansprüchen zu folge, auszudehnen gedachte.

Der unleugbarste Beweis der ungeheuren Gewalt des Glaubens über die damalige Welt ist aber die Erscheinung der fast ganz gleichzeitig mit der höchsten Höhe der päpstlichen Gewalt ausbrechenden Kreuzzüge, durch welche die ganze Welt des Abendlands, von einem gemeinsamen Gedanken oder Gefühle beseelt, gen Palästina strömte, um die Orte zu befreien, welche einst Gottes Sohn durch sein Leben, seine Lehren, seinen Kreuzestod vor allen andern geheiligt hatte. Obgleich man schon seit vierhundert Jahren und darüber den Islam im Osten und Westen sich hatte ausbreiten sehen, und selbst die Hauptsitze der Christenheit, Rom und Constantinopel, von den Saracenen nicht selten bedroht worden, die alten ruhmvollen Stätten geistvoller Lehrer und eifriger Bekenner, Antiochia, Alexandria, Carthago, ja Jerusalem selbst, schon in den ersten Zeiten von den Kindern der Wüste in Besitz genommen worden waren, die griechischen Kaiser sich sogar beinahe auf den Besitz der europäischen Lande und weniger Küstenstriche in Anatolien beschränkt sahen, so hatte man doch aus mehreren Gründen noch keine gemeinsame Unternehmung zu Stande gebracht. Die griechischen Kaiser, in innere Unruhen verwickelt, von dem Norden her durch Bulgaren, im Reiche selbst durch theologische Streitigkeiten beunruhigt, hatten durchaus keine religiöse begeisterte Richtung, und die ganze Reihe des macedonischen Kaiserhauses zählt von seinem Stifter, Basilius I., (867) bis auf den schwachen Michael V. (1057), der wie mehrere andere in dieser Reihe nicht einmal in die macedonische mit Theodora (1056) ausgestorbene Familie gehörte, zwar manche durch Gelehrsamkeit und

Sorge für die innere Verwaltung ausgezeichnete Kaiser, wie Basilius I., seinen Sohn Leo den Philosophen (886—912), Constantin V. Porphyrogennetus (st. 959), auch sind Nikephorus Phokas (963—969) und Johannes Tzimisces (969—976) Männer von großer Tapferkeit und ausgezeichnetem Feldherrntalente gewesen, die auf allen Seiten das Reich schirmten, die Russen und Bulgaren besiegten, und bis nach Syrien eindrangen, aber der eine wie der andere durch Ermordung schon nach wenigen Jahren abgerufen wurden, und Basilius II. (976—1025) war nicht nur gegen die von ihm (1018) ganz unterworfenen Bulgaren thätig, sondern behauptete auch seine Oberherrschaft über die in den vorigen Regierungen zum Tribut gezwungenen syrischen Emir's und verwendete sich mit Vorstellungen und Waffen für die von dem wahnwitzigen fatimidischen Chalifen Hakem (um 1011) hart behandelten Christen, allein die unglückliche Regierung des Romanus III. Argyrus (1028—1034) und seiner Wittwe Zoe mit ihren Gemahlen konnte unmöglich auch nur das behalten, was noch vorhanden war. Die innere Zerrüttung war ungeheuer, und als endlich das Geschlecht der Komnenen sich des Throns bemächtigte und eine neue, allerdings ausgezeichnete Dynastie begann, war eine dringendere Gefahr die der Normannen, welche es keinen Hehl hatten, daß sie ihre Arme nach dem schönen Griechenland ausstreckten. Aber um jene Züge, jene wunderbare Erscheinung möglich zu machen, mußten Elemente zusammenwirken, die dem griechischen Charakter völlig fremd waren. Nur der abentheuernde Normann, der entzündliche Südfranzose, der unternehmende Flamänder, an Wanderung, waghalsige That, wechselndes Glück und Unglück gewöhnt, dabei im Glauben an die Verdienstlichkeit solcher Werke befestigt, nur diese Völker zogen zuerst gegen die Heiden ins Feld. Bei diesen Nationen hatte der Glaube an das Wunderbare in der Geschichte und die tausend noch wundervolleren Geschichten der Heiligen, so wie überhaupt an die Mysterien einer Religion, deren feierlicher und mystischer Gottesdienst noch dazu in einer fremden Sprache gehalten wurde, den ohnedies den germanischen und scandinavischen Stämmen, welchen im Vergleich mit den italienischen und griechischen Völkern eine vorherrschende Gefühlsrichtung beiwohnt, eigenthümlichen zu Abentheuern geneigten, ritterlichen Geist entwickelt, der sich bisher schon theils durch viele fromme Stiftungen und Unternehmungen, theils auch schon durch eifrige Wallfahrt zu den heiligen Stätten bewährt hatte, wo heilige Männer oder Gottes Sohn selbst gelitten

hatten und begraben lagen. Da solche Wallfahrten sich schon bei den germanischen Völkern im heidnischen Zustande vorfanden, so war die Uebertragung der früheren Sitte auf den christlichen Kultus sehr natürlich, und wenn schon die Gräber der europäischen neuern Heiligen, wie Emmerams, Adalberts rc. hoch gehalten und fleißig besucht wurden, so wurde eine Wallfahrt an das Grab Christi schon um der damit verbundenen größeren Beschwerden als ein besonders heiliges Werk angesehen, und Viele, um sich von ihren Sünden zu reinigen und größere Gunst des Himmels zu erlangen, legten sich diese allerdings beschwerliche Wallfahrt auf. Schon Constantin's Mutter, Helena, hatte durch ihr Beispiel zur Nachahmung aufgerufen, ihr verdankte man den Bau der Kirche des heiligen Grabes, und die folgenden Jahre sahen die Zahl der Pilger stets wachsen. Wenn auch die Wichtigkeit, welche durch feierliche Ceremonien bei der Abreise auf eine solche Pilgerfahrt gelegt wurde, ihre Bedeutung erhöhte, wenn die Erleichterung durch Herbergen und Hospitäler die früheren Beschwerlichkeiten in etwas minderte, und wenn die Erwerbsucht durch den Handel mit Reliquien ihre Rechnung fand, so war doch außer diesen äußerlich begünstigenden Umständen gewiß der allgemeine Glaube von der Verdienstlichkeit eines solchen Werkes die Haupttriebfeder, welche den Aufforderungen des Papstes Eingang verschaffte. Uebrigens mußte erst das seit Jahrhunderten begonnene Gebäude der Einheit des abendländischen Europas durch Kaiserthum und Papstthum aufgerichtet, es mußte die ganze abendländische Christenheit zum vollkommenen Bewußtseyn gekommen seyn, bis eine solche bei der vor Karl dem Großen und auch nach ihm vorhandenen Zersplitterung Europas und Unansehnlichkeit des Papstes offenbar unmögliche Unternehmung verwirklicht werden konnte. So lange indessen die Araber im Besitze des heiligen Grabes (637) waren, wurde, obwohl einige Beschränkung der Freiheit der im Morgenlande wohnenden Christen eintrat, dennoch keine eigentliche Aufforderung zur Befreiung Jerusalems verspürt. Da die Pilger zugleich Geld in Umlauf setzten, so konnte diese Erwerbsquelle den ommaijadischen Chalifen um so weniger anstößig erscheinen, da auch die Morgenländer mit dem Gedanken der Wallfahrten an sich nicht unbekannt waren, vielmehr eben so nach Mekka und Medina oder nach Kufa und andere heilige Orte pilgerten, in Jerusalem selbst aber auch eine heilige Stadt und in Christus einen Gesandten des Herrn, nur geringern Ranges als Mahomed erblickten. Auch unter den abbassidischen Chalifen (seit 750)

dauerte ein gleiches Verhältniß fort, Karl der Große benützte seine mit Harun ar Raschid bestehende freundschaftliche Verbindung, um die Christen in Palästina und die Pilger zu schützen, und erst als beim Verfall des abbassidischen Chalifats auch Syrien in abwechselnden Besitz verschiedener Herren kam, fing der Zustand der Christen an schlechter zu werden, besonders seitdem die Fatimiden (969) von Aegypten aus sich Palästinas bemächtigt hatten. Der Chalif Hakem, dessen religiöser Wahnwitz seine Unterthanen aller religiösen Farben auf gleiche Weise quälte, fing eine wirkliche Verfolgung der Pilger an und wollte (1008) sogar die Kirche der Auferstehung niederreissen lassen, nahm jedoch noch vor dem Ende seiner Regierung alle harten Maaßregeln gegen die Christen zurück. Uebrigens hatte sich trotz der wachsenden Hindernisse der Zudrang gemehrt, die gegen das Ende des ersten Jahrhunderts allgemeine Erwartung des jüngsten Tages trug wesentlich hiezu bei, und die Saracenen hatte dieses veranlaßt, sich von den Pilgern ein Einzugsgeld zahlen zu lassen. Gregor VII. hatte hierauf zuerst den Gedanken eines Kriegs gegen die Ungläubigen ausgesprochen, als (1073) die Seldschuken in Nicäa ein eigenes, dem byzantinischen ganz nahes Reich gründeten, und er selbst hatte sich an die Spitze dieser Unternehmung stellen wollen. Indessen andere näherliegende Pflichten verhinderten ihn daran. Da wurde jedoch die heilige Stadt die Beute einer rohen turkomannischen Schaar, welche Ortok anführte, und die Mißhandlungen, welche nun sowohl Einwohner, geistlichen wie weltlichen Standes, als auch Pilger erfuhren, erregten lauten Jammer im Abendlande, als Peter von Amiens aus Palästina zurückkam und zuerst dem Papste Urban II., dann von diesem ermuntert seinen französischen Landsleuten die Lage der Christen im gelobten Lande schilderte und alle Gemüther durch seine glühende Beredtsamkeit in Flammen setzte. Er hatte selbst die Entweihung des Gottesdienstes an den heiligen Stätten und die Mißhandlung der Einwohner angesehen, ihm selbst war Christus erschienen, um durch ihn die Gläubigen zum Beistande aufzufordern, ihn hatte der Patriarch mit Brief und Siegel für die vollkommene Wahrheit seines Berichtes versehen. Die Wirkung dieser Berichte war daher ganz außerordentlich, namentlich in Südfrankreich und in Flandern, dessen Graf Robert vom Kaiser Alexius Komnenus durch ein Schreiben um Beistand gegen die Seldschuken gebeten wurde. Indessen bedurfte diese allgemeine Begeisterung dennoch erst eines Organs, und dieses fand sie in dem Papste selbst. Ur-

ban II., damals übrigens durch seinen Gegner, den von Heinrich IV. anerkannten Papst Clemens III. aus Rom zu entweichen genöthigt, hielt zu Piacenza (1095 März) eine große Synode, auf der ihm Heinrich's Sohn Konrad, damals vom Vater abtrünnig und von einer italienischen Partei als König anerkannt, die nachher als altes Herkommen geforderte Ehre des Steigbügelhaltens zuerst erwies, und wo der Papst einerseits als Richter über Kaiser und Könige auftrat, indem er über Heinrich IV. abermals den Bann aussprach, andererseits sich als das Haupt der Kirche d. h. der Christenheit zeigte, indem er Gesandte der Griechen vorführte, ihre Briefe vorlas, und den Schwur derjenigen empfing, welche sich bereit erklärten, dem Alexius zu Hülfe zu ziehen. Noch viel bedeutender aber war die zu Clermont (1095 Nov.) gehaltene, in welcher der Papst ebenfalls als Oberrichter in Philipp's von Frankreich Ehehändeln auftrat, den Gottesfrieden bestätigte, und unter freiem Himmel eine durch Gewalt der Worte und eigener Rührung so eindrucksvolle Rede hielt, daß die versammelte Menge in den wiederholten Ruf: Gott will es, ausbrach, und die meisten Anwesenden sogleich zum Zeichen ihres festen Entschlusses dieses Gelübde zu lösen ein rothes Kreuz sich auf die Schulter hefteten. Die Aufforderung selbst an der Spitze des Zuges zu stehen lehnte er wegen seiner andern Pflichten ab, ernannte aber den Bischof Adhemar von Puy, den er selbst als den ersten eigenhändig mit dem Kreuze bezeichnet hatte, zu seinem Legaten und Stellvertreter, entließ dann nach Beichte und Abendmahl die Versammlung mit der Aufforderung, auch bei ihren übrigen Landsleuten den gleichen Eifer zu erwecken, und setzte den 15. August des folgenden Jahres zum Aufbruch an. Zu den obenanzustellenden Beweggründen wirklicher Andacht und wahrer Frömmigkeit dürfen jedoch auch die gezählt werden, welche auch auf weniger empfängliche Naturen einzuwirken im Stande waren. Nicht nur daß vollkommener Ablaß für die Kreuzfahrt zugesagt und auch auf die Unterstützung mit Geld von Seite derjenigen, die nicht selbst gehen konnten, ausgedehnt wurde, so mußte auch die Aussicht auf ruhmvolle Abentheuer und glänzende Siege in den Gemüthern des Adels und der Freien, die Hoffnung einem elenden bürgerlichen Zustande zu entgehen, bei den Leibeigenen und Unfreien überhaupt, nicht wenig zur Erhöhung der allgemeinen Begisterung beitragen. Indessen war doch, wie fast immer der Fall ist, die erste Regung zum Kreuzzuge eine vorherrschend rein religiöse, ohne Beimischung politischer und merkantilischer

Interessen, und dieser erste Zug trug daher ein von den spätern, bei denen schon die Einwirkung anderer Interessen hinzutrat, verschiedenes Gepräge. Kein König konnte, da sowohl Heinrich IV. als Philipp I. im Banne waren, Wilhelm II. aber in stetem Streite mit der Geistlichkeit lebte, an diesem Zuge Theil nehmen, der zum Führer vorgeschlagene Ungarnkönig Ladislav starb noch vor der Synode von Clermont, dagegen war die Blüthe des Adels und der Fürsten aus Nord- und Südfrankreich, aus Lothringen und den normannischen Ländern, mit dem Kreuze bezeichnet. Die ausgezeichnetsten waren Raymund von St. Gilles, Graf von Toulouse, Robert Graf von Flandern, Hugo der Große, Graf von Vermandois, Bruder König Philipp's, Robert Herzog von der Normandie, älterer Bruder König Wilhelm's II., und die Grafen Gottfried, Balduin, und Eustach von Bouillon, von denen der älteste Bruder Gottfried Herzog von Niederlothringen, ein treuer Diener Kaiser Heinrich's IV., in dessen Dienst er in der Schlacht bei Merseburg (1080) dem Gegenkönig Rudolf die Todeswunde versetzt hatte, durch Frömmigkeit, Tapferkeit und Adel der Gesinnung vor allen Streitern hervorragte. Von den italienischnormannischen Fürsten schlossen sich Boemund, Herzog von Tarent, Robert Guiskard's Sohn, und sein Neffe Tancred von Brundisium, ebenfalls dem Zuge an, der sich in Constantinopel versammeln sollte. Dorthin sollten die meisten zu Lande, die Normänner zur See sich begeben. Da in dem allgemeinen Taumel aller Orten Zeichen und Wunder gesehen wurden, welche die vorhandene Erregung noch mehr steigerten, so konnte der Haufe des gemeinen Volkes den festgesetzten Tag der Reise nicht einmal erwarten, und schon im Frühjahr brachen einzelne Abtheilungen auf, welche aber wie die Schaar, welche Peter der Einsiedler selbst und die beiden Ritter Walther von Pexejo, deren jüngerer wegen seiner Armuth Habenichts genannt wurde, anführten, nur bis Nicäa kamen, wo der Sultan Kilidsche Arslan ihnen eine so furchtbare Niederlage beibrachte, daß nur wenige unter ihnen Peter selbst nach Constantinopel entkamen, oder wie die Schaar des Priesters Gottschalk, zusammengerafftes Gesindel, bei Belgrad von den Ungarn erschlagen, oder wie der Haufe des Ritters Wilhelm, beigenannt der Zimmermann, an der Veste Mosburg zersprengt wurde. Die Juden in den rheinischen Städten wurden von diesem fanatischen Volke ebenfalls verfolgt. Die schlechte Aufführung dieser vorausgegangenen Schaaren machte, daß als das eigentliche Heer, welches Gottfried führte,

durch Ungarn und Bulgarien zog, dieses mit größeren Unannehmlichkeiten zu kämpfen hatte; doch langte man glücklich genug (Nov.) zu Constantinopel an, wo sich nun sogleich wichtigere Schwierigkeiten zeigten. Der französische Graf Hugo war vom Kaiser Alexius, wegen seines bei Durazzo gezeigten Uebermuthes, gefangen genommen worden, die Normänner Boemund und Tancred, geborne Feinde der Griechen, hatten sich auch auf ihrem Zuge durch Epirus als solche gezeigt, und Alexius mußte gegen diese Freunde nothwendig höchst mißtrauisch werden. Da übrigens die Länder, welchen der Zug galt, ursprünglich zum griechischen Reiche gerechnet und nie abgetreten worden waren, so verlangte der Kaiser im Voraus den Lehnseid, der, nach vielen Mißhelligkeiten, endlich doch geleistet wurde. Dann ging das nun vereinigte Heer der Christen (1097 März) nach Kleinasien hinüber, und griff den Sultan von Rum an.

Die Ursachen des Gelingens der im Ganzen genommen doch höchst abentheuerlichen Unternehmung sind zwar allerdings in der Begeisterung zu suchen, welche in der Regel das Unerwartete leistet, dennoch kam hier auch noch die außerordentliche Zerfallenheit der saracenischen Macht in Betracht. Das ungeheure Reich des Chalifats litt gleich dem Römischen an dem Uebel zu großer Ausdehnung und einer bald wie dort den Prätorianern so hier den Leibwachen in die Hände gegebenen Macht. Daß beim Entstehen des Hauses Abbas die Ommaijaden in Spanien ein eigenes Emirat errichteten, war zu verschmerzen, denn es blieben in Asien und Afrika immer noch Länder genug. Allein schon unter Motassem (833—842) erhub sich der Hauptmann der türkischen Leibwache zum mächtigsten Manne am Hofe, und bis gegen Ende des Jahrhunderts war die Macht des Chalifats, bei großer Blüthe im Innern und vieler wissenschaftlicher Bestrebung, doch sichtlich im Sinken, theils durch die den Chalifen zwar als geistlichen Oberherrn anerkennenden, übrigens aber selbstständigen Fürstenthümer im Osten von Bagdad und in Afrika, theils durch die gegen die rechtmäßige Nachfolge der Abbassiden streitenden Fatimiden. Von diesen sind zu unterscheiden 1) die Edrissiden, welche nach 793 in Fezz ein Reich gründeten, 2) die unechten Fatimiden, als deren erster 893 Mahadi Obeidallah in Ostafrika auftrat, Fezz unter sich brachte, und dessen Urenkel Moez (969) Aegypten eroberte. Ohngefähr um dieselbe Zeit hatte die Familie Bujah das Amt des Emir al Omrah erlangt, einer vom Chalifen Rhadi (935) errichteten höchsten Staatswürde, deren Innhaber die unumschränkte Ge-

walt in allen öffentlichen Geschäften besaß, während dem Chalifen nur der Name der Oberhoheit blieb. So wie indessen diese freiwillige Einräumung einer höchsten Staatsgewalt nur aus dem Uebermaaß der früher erlittenen Kränkungen und Mißhandlungen entstanden war, so hatte wiederum der Uebermuth der Buiden gegen den Chalifen den Sturz derselben durch die Seldschuken zu Folge. Von diesen nämlich, einer türkischen Horde, wurde (1034—1040) der Sultan von Gazna besiegt, und Togrulbek, ein Urenkel Seldschuk's, ließ sich förmlich als König von Ostpersien ausrufen und verlegte (1050) seinen Sitz nach Ispahan. Da nun die Mißhandlungen der Buiden immer ärger wurden, so nahm sich (1055) Togrulbek des Chalifen an, heirathete später eine Tochter desselben und starb (1062) mit dem Ruf eines frommen und tapfern Fürsten. Ihm folgte sein ebenfalls tüchtiger Neffe Alp Arslan, unter dem Mekka wieder den abbassidischen Chalifen anerkannte, und der sich sowohl den griechischen Kaisern als den ägyptischen (fatimidischen) Chalifen furchtbar machte. Als er (1072) ermordet wurde, folgte ihm sein zu Ispahan residirender Sohn Malekschah, dessen Regierung durch Weisheit und Macht ausgezeichnet ist. Alp Arslan's Neffe, Soleiman I., wurde von ihm mit allen Eroberungen in Kleinasien belehnt, welche bei der greulichen Verwirrung des griechischen Reiches sich fast über das ganze Land, mit wenigen Ausnahmen, erstreckten, das Sultanat Rum (Romanien) hießen, und unter Soleiman's Nachfolger Kilidsche Arslan (1087) ganz unabhängig wurden. Der Sitz dieses Seldschukenreiches war zu Nicäa oder zu Ikonium. Zwischen diesen beiden Seldschukenreichen eingeklemmt befand sich der Fürst von Mosul und Aleppo, Muslem, welchem diese Nachbarschaft beschwerlich und endlich verderblich wurde. Die ägyptischen Fatimiden nämlich hatten sich unter ihren ersten Chalifen Moez († 975) und Aziz (st. 996) zu großer Blüthe gehoben, die übrigen saracenischen Reiche in Sicilien und Nordafrika erkannten sie als weltliche und geistliche Oberherren an, Palästina und Syrien wurde behauptet, die heiligen Städte Mekka und Medina und das Küstenland von Arabien erworben, und durch den in Cairo, der Residenz, zusammenfließenden indischen und mittelafrikanischen Handel großer Wohlstand erzielt. Auch unter den beiden folgenden Chalifen, dem durch seine religiösen Träumereien eigentlich wahnsinnigen Hakem, der Christen, Juden, und Mahomedaner, die nach Mekka wallfahrten, verfolgte, und seinem Sohne Taher (1021—1036), blieb die Größe dieses Chalifats in der Hauptsache

ungeschwächt, nur Aleppo und einige Städte der syrischen Grenze gingen verloren. Die Minderjährigkeit aber seines Sohnes Mostanser stellte ihn nicht nur für den Anfang sondern für die ganze Folgezeit seiner Regierung unter die Vormundschaft der Veziere, die später Sultane genannt wurden, und hier wie hundert Jahre früher in Bagdad die Emir al Omrah die Regierung ganz in ihre Hände bekamen. Mostanser, der dem Elend Aegyptens nicht mehr abhelfen konnte, wandte sich (1072) an den Armenier Bedr, Statthalter von Damask, der in der allgemeinen Zerrüttung treu geblieben war und Damask selbst nebst einem Theil von Syrien und Palästina gerettet hatte. Dieser kam (1074) nach Aegypten und stellte die innere Ordnung obwohl mit schauderhafter Strenge wieder her, und verschaffte sich wieder in Arabien und den heiligen Städten Anerkennung. Nur in Syrien selbst dauerte die Unordnung noch länger fort und gab, genau genommen, den Anlaß zum Kreuzzug. Bedr hatte nämlich gegen die abtrünnigen Fürsten die nogayischen Turkomannen unter ihrem Anführer Atsiz gerufen, der aber, mit der bloßen Kriegsbeute nicht zufrieden, sich eine ansehnliche Herrschaft, wozu Jerusalem, Ramla und andere Städte gehörten, gründete, späterhin, als mittlerweile Bedr Vezier in Aegypten geworden war, auch Damask wegnahm und sogar gegen Cairo anzog, aber von Bedr geschlagen wurde (1078) und nun den Seldschuken Sultan Malekschah als Herrn anerkannte und um Schutz anflehte. Dieser gab seinem Bruder Tutusch Erlaubniß, ihm beizustehen, und da Tutusch sich selbst zum Herrn von Damask machte, so verband sich Muslem, Fürst von Aleppo, mit dem Chalifen von Aegypten. Malekschah schickte seinem Bruder Beistand, und Ortok, einer der Anführer, wurde mit Jerusalem belehnt. Alle bisherigen Mißhandlungen, welche die Christen bei dem öftern Regierungswechsel hatten erdulden müssen, waren Nichts gegen das, was diese rohen Schaaren auf einige Jahre verübten. Muslem selbst wurde genöthigt (1084) die Oberherrschaft Malekschah's anzuerkennen, und ein neuer mit dem Sultan Soleiman von Rum ausbrechender Krieg über den Tribut, den die Griechen seitdem für Antiochia bezahlt hatten, den aber Soleiman, der ihnen Antiochia abgenommen hatte, verweigerte, machte der Herrschaft Muslem's und seinem Leben (1085) zugleich ein Ende. Nun stritten sich Soleiman und Tutusch über Aleppo, nach Soleiman's Tod aber (1087) entschied Malekschah, daß Antiochia dem Bagi Sejan, seinem Brudersſohn, und Aleppo dem Aksonkor zufallen sollte.

Als Malekschah starb, wollte (1092) Tutusch das ganze Land regieren, Barkiarok aber, des Verstorbenen Sohn, schlug und tödtete ihn (1095), und gab Mosul nebst allen Städten am Obertigris und Euphrat dem Kerboga, während Rodwan, ein Sohn des Tutusch, sich Aleppo's bemächtigte, dessen Herr, Aksonkor, schon von Tutusch gefangen und getödtet worden war, und Dekak, ein zweiter Sohn, sich in Damask zum Herrn machte, beide aber unter sich in steten Fehden lebten. Die syrische Küste blieb in ägyptischer Abhängigkeit, und nach Bedr's Tod (1094) kurz vor dem des Chalifen Mostanser (1094 Dec.) trat sein Sohn Afdal unter Mostanser's Sohn Mostaali an seine Stelle. Dieser vertrieb (1096) die Söhne des Ortok, Ilgazi und Sokman, aus der heiligen Stadt Jerusalem, setzte einen Emir Iftiakar hin, und hob also die eigentliche Veranlassung der Klagen des Eremiten Peter völlig auf. Indessen hatte die ursprünglich nur aus Entrüstung über empörende Mißhandlung entstandene Unternehmung einen ganz andern Charakter, den eines Eroberungskrieges, angenommen, und, um diesem sein wunderbares Glück zu verschaffen, konnte keine Zeit geeigneter seyn, als diese, wo außer der großen Theilung der Moslem's in Abbassiden (Sunniten) und Fatimiden (Schiiten), jene auch noch in die zwei auf einander eifersüchtigen Seldschuken Sultanate zu Ispahan und zu Ikonium, und die syrische Macht selbst in die einander feindlichen Dynasten von Antiochia, Aleppo, Mosul, Damask, zerfallen war.

Kilidsch Arslan, Sultan von Rum, eilte seiner von den Kreuzfahrern belagerten Stadt Nicäa zu Hülfe, wurde aber, da seine den Entsatz verkündenden Boten statt in die Stadt zu gelangen in die Hände der Belagerer fielen, von diesen geschlagen, und seine Stadt, aufs Aeußerste gebracht, ergab sich nach fast achtwöchentlicher Belagerung ohne Wissen der Lateiner (20. Jun.) dem Kaiser Alexios. Mehrere Küstenstädte, als Smyrna, Ephesus, selbst Sardes und andere Orte, wurden hierauf den Seldschuken abgenommen, und der Sultan selbst, als er sich den Kreuzfahrern abermals entgegenstellte, bei Doryläum (1. Jul.) geschlagen, so daß der Fortsetzung ihres Zuges nach Syrien nichts mehr entgegen stand. Zwar geriethen sie unter sich selbst häufig in Zwist, der Normanne Tancred konnte sich insbesondere mit Gottfried's Bruder Balduin nicht vertragen, auch trennte sich, indem Balduin die Einladung des christlichen Staates Edessa, dort Fürst zu werden, angenommen hatte, ein nicht unbeträchtlicher Theil vom Ganzen, indessen wurde hierdurch zunächst eine

wichtige Vormauer gegen die Fürsten in Mosul und Haleb gebildet, und das Heer langte glücklich vor Antiochia (18. Oct.) an. Vor dieser wohlbefestigten Stadt, welche Bagi Sejan inne hatte, lagen die Christen gegen neun Monate, und erst Verrath, zu welchem Boemund den Renegaten Phirouz (Pyrrhus) bewog, lieferte ihnen (1098 Jun. 3.) diese Stadt in ihre Hand, während die Burg im Vertrauen auf Entsatz sich noch hielt. Dieser kam wohl auch, indem Malekschah's Nachfolger, Barkiarok, jetzt Obersultan der Seldschuken, den Emir von Mosul, Kerboga, mit einem großen Heere herbeischickte, das den durch Krankheiten schon sehr geschwächten Christen weit überlegen, aber unter sich uneinig und zerfallen war. Die nun ihrerseits belagerten Kreuzfahrer, denen auch schon der Hunger sehr zusetzte, wurden glücklicherweise durch den Fund der heiligen Lanze zur höchsten Begeisterung entflammt, so daß sie dem ungeheuren feindlichen Heere (29. Jun.) eine so gewaltige Niederlage beibrachten, daß alle Felder mit Leichen bedeckt und mit Blut überschwemmt waren, und der vorher unsichere Besitz Antiochiens nun durch die Uebergabe der Burg (4. Jul.) vollkommen befestigt wurde. Indessen trat nun wieder ein Stillstand ein, indem auch Boemund sich in sein ihm eingeräumtes Fürstenthum Antiochien förmlich einrichten wollte, durch die im Heere herrschende Seuche der päpstliche Legat, Bischof Adhemar, weggerafft ward, der die Liebe und das Vertrauen Aller besessen hatte, und die Eroberungen einzelner Städte an der Küste die Kräfte zersplitterten. Auch ließ damals der fatimidische Chalif Mostali oder eigentlich sein Vezier Afdal, der seit Aug. 1096 die Turkomannen aus Jerusalem vertrieben hatte, die annehmlichsten Vorschläge zum Frieden machen, allein, so wie die anfänglich rein religiöse Begeisterung sich bereits gar sehr mit weltlichen Motiven vermischt hatte, so war auch die Richtung der Kreuzfahrer nicht mehr eine bloße Befreiung des heiligen Grabes, der christlichen Einwohner Jerusalems, und der Pilger von der übermüthigen Behandlung barbarischer Horden, sondern eine gänzliche Reinigung von den Ungläubigen, so daß man auf gänzlicher Abtretung Palästina's bestand, was Afdal seinerseits nicht gewähren konnte. Erst im Frühjahr 1099 gelang es Gottfried, Tancred, den beiden Robert und Raymund, die einzeln zerstreuten Schaaren ihrer Gefährten zur Wiedervereinigung zu bewegen, und sie zum Angriff gegen das nach damaliger Art wohl befestigte und von einer zahlreichen, auf 60,000 M. angegebenen Bevölkerung vertheidigte Jerusalem (6. Jun.) zu füh-

ren. Das christliche Heer war auf 40,000 M. geschmolzen, und nicht einmal diese waren alle zum Kampfe tauglich, es fehlte an Holz zum Maschinenbauen und an Baumeistern, und die wasserarme, dürre Gegend bot wenig Hülfsquellen dar, während ein Entsatzheer aus Aegypten mit Gewißheit erwartet werden konnte. Der Gedanke jedoch, dem seit drei Jahren erstrebten Ziele so nahe zu seyn, die von dem Anblick der heiligsten Gegend neu entflammte religiöse Begeisterung, ließ sie alle Beschwerden gerne überstehen, ein Gehölz das dem Mangel an Baumaterial abhalf wurde gefunden, so wie zu Schiffe von Genua und Pisa bauverständige Männer ankamen, der Gedanke an den Entsatz trieb zur Eile, und so wurde schon am 14. Jul. der erste und am 15. Jul. einem Freitag, der zweite, und zwar der entscheidende Hauptsturm vorgenommen. Gottfried stand zuerst von seinem Thurme siegreich auf der feindlichen Mauer, ihm folgten seine Gefährten, und in Kurzem wüthete allenthalben das Schwerdt der Christen in den Reihen der Ungläubigen. Drei Tage lang dauerte ein schonungsloses Morden, an 70,000 Moslems kamen um, die Juden in ihrer Synagoge eingesperrt wurden verbrannt, und die Ausdünstung der überall umherliegenden Leichen erzeugte eine Seuche. Nur Gottfried hatte sich dieser von bloßem Blutdurst hervorgerufenen Greuel enthalten, und Tancred nebst Graf Raymund hatten allein mehr Menschlichkeit gezeigt als die übrigen Pilger. Erst nach gestillter Rache bestiegen die Sieger, barfuß und entblößten Hauptes, unter den lauten Gesängen der Priester den Calvarienberg und brachten an dem heiligen Grabe ihre Andacht dar. Hierauf schritt man zur Wahl eines Herrn der neuen Eroberung, und wie sehr auch andere, namentlich Raymund, mit Zuversicht erwarteten, gewählt zu werden, so entschied doch die Stimme Aller zuletzt für den tadellosesten unter ihnen, den Herzog Gottfried, der zum König des allerheiligsten Reiches Jerusalem erkoren wurde, aber weder Salbung noch Krönung annahm, noch die Krone da führen wollte, wo sein Heiland eine Dornenkrone getragen, und sich nicht anders als den Vertheidiger und Baron des heiligen Grabes nannte. Seine kurze Regierung war durch einen großen und glänzenden Sieg über das aus Aegypten anrückende Hülfsheer bei Askalon (11. Aug.) ausgezeichnet, und wenn die Nachricht von diesen mit reicher Beute verbundenen Siegen nach Europa kam, so war es natürlich, daß ganze Schaaren von Rittern aufs neue sich auf den Weg machten. Nachdem Gottfried noch für die innere Einrichtung seines Reichs

durch die Einführung der einheimischen, französischen Lehensordnung, der vollkommensten, welche man damals kannte, Sorge getragen, wodurch zugleich nach dem Vorbild Europas der Patriarch dem Könige gleich, oft über ihn gesetzt wurde, starb er (1100 Aug. 18.) mitten im Laufe einer glücklichen Siegesbahn, für alle Nachwelt, wie schon die Sage gethan hat, den größten und makellosesten Helden beizuzählen. Durch die innern Parteiungen begünstigt bemächtigte sich sein Bruder Balduin der Krone, und ließ sich auch von dem Patriarchen Dagobert (25. Dec.) salben und krönen. Unter ihm war zwar das Reich mehr auf seine eigene, noch geringe Kraft beschränkt, indem schon nach dem Sieg bei Askalon der größte Theil der Kreuzfahrer heimgekehrt war, und die großen Züge, welche (1101) Erzbischof Anselm von Mailand, Hugo von Vermandois, Wilhelm von Nevers und Wilhelm Herzog von Guyenne, Welf Herzog von Bayern, Erzbischof Thiemo von Salzburg, und die Markgräfin Ida von Oesterreich herbeiführten, und den Weg durch Kleinasien gegen Bagdad zu nehmen wollten, fast gänzlich durch das Schwerdt der seldschukischen, hiezu verbundenen Fürsten fielen oder als Gefangene in ihre Harems abgeführt wurden; dennoch aber wurde der Kampf im Ganzen nicht unglücklich fortgesetzt und die Eroberung der Küstenstädte begonnen, welche für die Verbindung mit Europa höchst nothwendig waren. Das wichtige Akka wurde 1104, Tripolis 1109, Berytus 1110 April, Sidon 1110 December, erobert, von Tancred, der während Boemund's Gefangenschaft die Regentschaft in Antiochien, nachher während Balduin von Rethel's, Grafen von Edessa, Gefangenschaft (bis 1109) dort, hierauf, als Boemund wieder nach Europa zurückgekehrt war, abermals in Antiochia mit rühmlicher Tapferkeit bis an seinen Tod (1112) geführt hatte, Sarepta (1111) erobert und Aleppo belagert, und troß der mitunter siegreichen Angriffe der seldschukischen Emirs und der innern theils zwischen dem Patriarchen und dem König, theils zwischen den Baronen wüthenden Streitigkeiten und offenbaren Fehden, das Reich mit Ehren aufrecht gehalten, und sogar ein Angriff auf Aegypten gemacht, als auf diesem Balduin plötzlich erkrankte und starb (1118 März 26.). Sein Vetter, Balduin von Rethel, dem er vorher die Grafschaft Edessa abgetreten gehabt hatte, folgte ihm nun auch im Königreiche. Zwar gerieth er (1123—1124) in feindliche Gefangenschaft, aber seine Regierung war außerdem die glänzendste, indem außer Askalon alle Küstenstädte in seiner Gewalt waren, die vom Euphrat her an-

greifenden Türken noch zu sehr unter sich vereinzelt und daher zu schwach waren, die ägyptische Herrschaft ihrem völligen Ende entgegen ging, während die neuentstandenen Ritterorden, die Johanniter und die Tempelherren, gleich den übrigen Baronen heldenmüthig für Religion und Ehre kämpften, die Macht der Assassinen aber und des Atabeken Zenghi erst im Entstehen war. In diesen Ritterorden spiegelte sich die Richtung der Zeit am allerdeutlichsten ab, und es ist merkwürdig, daß gerade der in der allgemeinen Achtung am höchsten gestellte, der Tempelorden, am meisten von seiner eigentlichen Bestimmung, ein Beschützer der Kirche zu seyn, abwich, und mit dem Sturz der geistlichen Gewalt von ihrer außerordentlichen Höhe herab auch selbst in gänzliche Vernichtung versank. Der Johanniter- oder Hospitaliterorden, welcher seine Entstehung auf die Gründung (1048) eines zur Aufnahme kranker Pilger bestimmten Hospitals zurückführen konnte, hatte von Papst Paschalis II. (1113) Bestätigung seiner Regel und schon damals bedeutende Schenkungen in Asien und Europa erhalten, und konnte schon in den letzten Jahren Balduin's II. als eine Hauptstütze des neuen Königreichs angesehen werden, indem die ursprünglich nur zur Krankenpflege vereinten Brüder sich damals schon in Ritter, denen die Pflicht oblag die Pilger zu geleiten und die Ungläubigen zu bekämpfen, in Priester, welche den Gottesdienst in den Hospitalkirchen und alle übrigen geistlichen Geschäfte zu verrichten hatten, und in dienende Brüder, theils Waffen- theils Handbrüder, die sowohl im Kriege als im Hospitale die untergeordneten Dienste verrichteten, und nicht was bei den Rittern nöthig war, von ritterbürtiger, d. h. untadelhaft freier Abkunft seyn mußten, theilten. Noch ehe sich jedoch diese Hospitaliter in geistliche Ritter umwandelten, traten schon einige französische Ritter mit Hugo de Pajens und Gottfried von St. Aldemar (1118) in eine zum Schutz der Pilger und Vertheidigung des heiligen Landes geschlossene Verbindung zusammen, denen König Balduin II. einen Theil seines Palastes, der auf der Stelle des salomonischen Tempels stand, einräumte, woher ihr Name Tempelritter, Tempelherren, Templer, rührte. Ihr Orden, dessen erster Meister Hugo de Pajens war, erhielt auf dem Concil zu Troyes (1128) von Papst Honorius II. Bestätigung, eine dem Cistercienserorden in vielen Stücken ganz gleiche Regel, und besonders durch Abt Bernhard's von Clairvaux Empfehlung eine außerordentlich schnelle Aufnahme, indem selbst König Fulko, Balduin's II. Schwiegersohn und Nachfolger (1131—1143)

ein verheiratheter Mitglied desselben war, und ihn während seiner Regierung ganz vorzüglich begünstigte. Die natürliche Nebenbuhlerschaft dieser beiden Orden, einander eben so an Macht, Einfluß und Reichthum, wie an Eifer und Thätigkeit für die Kirche zu übertreffen, artete, so großartige Thaten dieser Wettstreit auch mitunter erzeugte, doch frühzeitig in einen Haß aus, der dem Königreich Jerusalem selbst wenigstens eben so verderblich war, als die Angriffe von Außen. So groß war übrigens der Ruf dieser Orden, daß König Alfons I. von Aragon und Navarra sie in einem förmlichen Testament zu Erben seiner Reiche einsetzte, und wenn auch seine Völker diesen letzten Willen nicht anerkannten, so erhielten doch die Ritterorden außerordentliche Vortheile und Rechte in Aragon, während ihnen auch im übrigen Europa ansehnliche Schenkungen zugewendet wurden. Indessen bildete sich dieser bedeutenden Macht gegenüber in den saracenischen Staaten eine doppelte aus, die der Assassinen und des Emadeddin Zenghi. In jenen war die Ansicht herrschend, daß sich die Imanswürde Ali's, durch Uebergang aus einem Körper in den andern, in seinen Nachkommen fortpflanze, und indem sie daher den Fatimiden als einzig ächten Chalifen anhingen, gründete Hassan Ben Ali in Persien (ohngefähr 1090) in Gebirgen, daher der Alte vom Berge genannt, eine der Verfolgung der ihnen verhaßten Abbassiden trotzende Herrschaft, von welcher ein abhängiges Fürstenthum auch auf dem Libanon (seit 1105) bestand. Diese Secte, an unbedingten Gehorsam gegen den Befehl ihres Gebieters gewöhnt, war deßwegen den Christen sehr furchtbar, weil die zum Morde beauftragten Assassinen (eigentlich Haschischim, von der in Begeisterung versetzenden Haschischpflanze genannt) sich durch keine Gefahr abschrecken ließen, ihr Geheiß zu vollziehen, und weil ihr Scheik von seiner Burg Masiaf (seit 1140) bis nahe an die christliche Herrschaft hin gebot. Fast gleichzeitig wurde Emadeddin Zenghi, Atabek, d. h. Regierungsverweser für den Fürsten Alp Arslan von Mosul, Sohn jenes Aksonkor's, den Tutusch (1095) umgebracht hatte, den Christen furchtbar, indem er, vom Sultan (1128) mit Aleppo, Syrien, Mesopotamien, und überhaupt allen westlichen Ländern des Seldschuken Sultanats belehnt, bei großer Thätigkeit und Entschlossenheit die nächsten christlichen Staaten Antiochia und Edessa bedrohte. In Antiochia waren Erbfolgestreitigkeiten ausgebrochen, wozu noch kirchliche Händel kamen, in Edessa war Graf Joscelin ein unthätiger und nur dem Sinnengenuß ergebener Fürst, so daß Zenghi

bald nach dem Tode König Fulko's (1148) dem ein minderjähriger Sohn Balduin III. unter der Vormundschaft der Königin Wittwe Melissende folgte, Edessa (1144) eroberte, und dieses, obgleich bei seiner Ermordung (1146 Sept.) die Einwohner den Grafen Joscelin wieder einließen, von seinem Sohne Nureddin schon nach wenigen Tagen (Nov.) wieder mit Gewalt genommen, und so das wichtigste Bollwerk des Königreichs gebrochen wurde. Die Noth Palästinas veranlaßte daher einen neuen großen Kreuzzug. Wenn man die Lage der damaligen bedeutendsten Staaten Europas, das römische Reich deutscher Nation, Frankreich, England, Spanien, überblickt, so ergiebt sich, daß die beiden ersten allein einen solchen zu übernehmen am geeignetsten waren. In Spanien hatte sich zwar nach der gegen die Almoraviden verlorenen Schlacht bei Zalaca (1086) Alfonso König von Castilien um so leichter wieder erholt, als Juffef der Fürst der Almoraviden theils in Afrika, theils in Andalusien mit Unterjochung der andern muselmännischen Reiche beschäftigt war. Erst unter seinem Sohne Ali (seit 1106) wurden die Angriffe auf die Christen ernstlicher erneuert, und dem König Alfonso bei Ucles (1108) eine ungeheure Niederlage beigebracht, in der auch sein einziger Sohn den Tod fand. Mit diesem Siege hatte die Herrschaft der Almoraviden ihre höchste Stufe erreicht, von der es nun theils durch Aufruhr der Statthalter in Spanien wie in Afrika rasch abwärts ging, jedoch ohne den Christen dadurch zunächst eine Erleichterung zu schaffen, indem an ihre Stelle die Almohaden, obwohl mit weniger Erfolg, traten. Auf Alfonso VI. (1108 gest.) war zuerst seiner Tochter Uraka Gemahl, Alfons von Aragon, gefolgt, der aber, aus Mißtrauen in ihre Keuschheit, sie verstieß, sich aber doch anfangs als König in Castilien erhalten wollte. Uraka wurde ihrerseits von der Abneigung der Castilianer gegen die Aragonesen unterstützt, sie ließ ihren Sohn Alfons aus erster Ehe (1112) krönen, und dem verderblichen Bürgerkriege wurde endlich durch die Aufhebung der Ehe mit dem König von Aragon (1114) Einhalt gethan. Dieser wandte sich hierauf gegen die Saracenen, nahm endlich (1118) auch Saragossa ein, gründete den Orden der Ritter des heiligen Grabes, und starb bald nach der letzten der 29 Schlachten, die er sowohl den Castilianern als den Mauren geliefert, und von denen er nur eine, die letzte bei Fraga (1134), verloren hatte, weßhalb er auch den Namen des Schlachtenlieferers führt. Kinderlos wie er war, hatte er sein Land den drei Orden der Ritter des heiligen Grabes, der Johanni-

ter, und der Tempelherren, vermacht, was aber nicht berücksichtigt, sondern von den Navarresen Garcias VI., von den Aragonesen aber Ramiro der Mönch, Bruder Alfonso's des Schlachtenlieferers, gewählt wurde, welcher schon nach drei Jahren seine Regierung seinem Schwiegersohn Raimund Berengar Grafen von Barcelona oder Catalonien abtrat. So wurde auf dieser Seite Spaniens der bisher getheilten Macht Einheit gegeben, während auf der andern sich eine neue Trennung zeigte. Castilien nämlich unter Alfonso, Uraka's Sohn, der wie sein Großvater den Titel Kaiser führte, war theils in innere Zwistigkeiten zerspalten, namentlich zwischen dem König und seiner Mutter, die bis an ihren Tod (1126) fortdauerten, theils genöthigt, gegen Aragon eine achtunggebietende Stellung zu behaupten, theils endlich von den an die Stelle der Almoraviden getretenen Almohaden beunruhigt. Diese ebenfalls eine gereinigte Religionspartei der afrikanischen Moslemin, von Abdallah (gest. 1130) gestiftet, nahm ebenso zu den Waffen ihre Zuflucht, stürzte die Almoraviden in Afrika, hauptsächlich durch die Einnahme ihrer Hauptstadt Marroko (1146), und ging dann auch nach Spanien, hier die sämmtlichen Städte Andalusiens (seit 1148) erobernd, ohne daß Kaiser Alfonso ihnen Einhalt zu thun vermochte. Gerade in dieser Zeit riß sich auch ein Theil Castiliens als selbstständiges Reich los. Als dem Kaiser Alfonso VI., von seinem und des Cids Waffenruhm gerufen, viele Ritter zu Hülfe zogen, waren unter ihnen auch zwei burgundische Grafen, Raymund und Heinrich. Raymund heirathete die Uraka, und erzeugte einen Sohn, Alfonso, der nachher auch König wurde, Heinrich, sein Vetter, erhielt Uraka's Schwester Theresa, und mit ihr die Grafschaft **Portugal**, als ein erbliches Lehen von Castilien. Sein Sohn Alfonso (seit 1112) anfangs unter der Vormundschaft seiner Mutter (bis 1124) verweigerte Castilien die Huldigung und den Eid der Treue, und nahm nach einem großen Siege über die Saracenen bei Ourique (1139) den Königstitel an, den auch der Papst (1143) anerkannte, und dadurch alle Einsprüche Castiliens beseitigte, worauf noch in demselben Jahre die drei Stände des Reichs in Lamego versammelt und die Grundverfassung des Reichs festgestellt wurde. Als solche Stände erschienen Geistlichkeit, Adel, und die Vorsteher der Städte, welche erklärten, daß Alfonso, der auf dem Schlachtfelde von Ourique zum König ausgerufen worden sey, König seyn und ihm alle seine männlichen Nachkommen in gerader Linie in gleichem Range folgen sollten. Hierauf wurden die Gesetze

über die Nachfolge, über den Adel, über die Gerechtigkeitspflege gegeben, und so zu einer Zeit, die der rohen Gewalt noch ganz nahe war, und in einem an sich kleinen und unansehnlichen Reiche, das Vorbild einer verfassungsmäßigen Einrichtung und einer Anerkennung der drei Stände des Volkes gegeben. Die lange Regierung Alfonso's I. (bis 1185) bewahrte das Reich vor innerem Zwiste, und nach glücklichen Kriegen, in denen er auch (1147) Lissabon mit Hülfe einer Flotte von flandrischen Kreuzfahrern den Mauren abgenommen hatte, hinterließ er das wohlbefestigte Reich seinem Sohne Sancho I. Unter diesen, die einheimischen Kräfte stets in Anspruch nehmenden Kämpfen konnte Spanien dem palästinischen Reiche für sich keine Hülfe bringen, und die im Süden noch ganz unbezwungenen Mauren drohten mit solcher Gefahr, daß sich an eine auswärtige Unternehmung gar nicht denken ließ. Das mächtigste der vier christlichen Reiche (Castilien, Aragon, Navarra, Portugal), theilte sich nach Alfonso's Tod (1157) wieder in zwei, Castilien unter seinem Sohne Sancho III., Leon unter Fernando II. Bei dieser, mehrere Geschlechter fortdauernden Trennung, erhub sich der hohe Adel, namentlich die Familie Lara, zu einer den Königen selbst höchst beschwerlichen Macht. Uebrigens wurde der ritterliche Sinn durch Orden, welche denen im gelobten Lande gleich, auch in Spanien, wo man nun dasselbe Verhältniß fand, errichtet wurden, genährt und aufrecht erhalten; so wurde der Orden von Calatrava (1158), von Alcantara (1176), von St. Jago de Compostella (1170, 1175), in Portugal aber der Avisorden (1162) und der des Flügels vom heiligen Michael (1167) gestiftet, die bei großen Besitzungen und großer ihren Großmeistern eingeräumter Macht endlich der königlichen Gewalt selbst bedenklich erschienen, und deßhalb umgewandelt wurden. Wiewohl nun auch Sancho's III. (gest. 1158) Sohn Alfonso VIII. gegen Abu Jakub I., den Anführer der Almohaden die blutige Schlacht bei Alarkos (1195) verlor, gewann er jedoch in Verbindung mit Pedro II. von Aragon und Sancho VII. von Navarra gegen Muhammed al Nasr, den zweiten Nachfolger Abu Jakub's, die für Spanien bei weitem folgenreichere Schlacht bei Tolosa (1212) in welcher an 200,000 Mauren auf dem Schlachtfelde blieben, und ihre Macht von nun an ganz gebrochen war. Indem nun durch die Verheirathung von Alfonso's VIII. Tochter Berengaria mit Alfonso IX. von Leon die Verbindung beider Reiche schon vorbereitet war, kam es schon nach wenigen Jahren zu der für Spaniens Größe nothwen-

digen Vereinigung derselben unter Fernando III. Zwar hatte die Ehe Berengaria's wegen zu naher Verwandtschaft (1202) aufgelöst werden müssen, allein die Kinder wurden als rechtmäßig erkannt, und da Berengaria auch ihren Bruder Henrique (1214—1217) überlebte, so trat sie auch Castilien ihrem Sohne Fernando ab, der mit dem hohen Hause der schwäbischen Kaiser in Verwandtschaft trat, und die Mauren weit in das südliche Spanien zurückdrängte.

War nun also Spanien durch seine fortwährenden Kriege gegen die Mauren und die innere Zersplitterung zum Kampfe für das Königreich Jerusalem am wenigsten geeignet, so war es ziemlich ein ähnliches Verhältniß mit England. Heinrich I., des Eroberers Sohn und zweiter Nachfolger, hatte nach dem Tode seines einzigen Sohnes Wilhelm (1120) seiner Tochter Mathilde, Wittwe Kaiser Heinrich's V., von den Baronen (1125) die Nachfolge zusichern lassen, und sie mit Fulko's von Anjou, der damals ins gelobte Land zog und König von Jerusalem wurde, Sohn Gottfried verheirathet, der von der Gewohnheit einen Ginsterzweig auf seinem Helm zu tragen den Namen Plantagenet führte. Der aus dieser Ehe 1134 geborene Sohn, welchem man den Namen seines Großvaters gab, war offenbar zur Nachfolge bestimmt, allein bei dem Tode Heinrich's (1135) bemächtigte sich der Sohn seiner Schwester Adelheid, die er dem Grafen von Blois gegeben hatte, Stephan, von seinem Bruder dem Bischof von Winchester und den Prälaten von Canterbury und Salisbury unterstützt, schon vier und zwanzig Tage nach Heinrich's Ableben der Krone (26. Dec.), mit Einwilligung der Barone, denen er schon am Tage seiner Krönung ein Privilegium versprach, und bald hierauf (1136) ertheilte, nämlich die erledigten geistlichen Stellen nicht in seiner Hand zu behalten, sondern sogleich die neuerwählten damit zu belehnen, zweitens keine Forsten eines Geistlichen oder Laien an sich zu ziehen, drittens das Danegeld auf immer zu erlassen, endlich alle Erpressungen, Gerichtsbedrückungen und Ungerechtigkeiten der Beamten untersagte, dagegen die alten Gesetze und guten Gewohnheiten bestätigte und zu halten gebot. Die von seinem Vorfahren hinterlassene Summe von 100,000 Pfund baarem Gelde, außer Kostbarkeiten und Edelsteinen, nebst seinen eigenen Reichthümern verwendete er, um sich sogleich Söldner, meistens aus Brabant, daher Brabanzonen oder Cottereaux genannt, kommen zu lassen, die er in seine festen Burgen legte, was nun auch ihrerseits die Barone und die Bischöffe nachahmten. Den hiemit nothwendig

verbundenen Unordnungen steuerte Stephan entweder aus Schwäche nicht, oder weil er es nicht zu frühe mit dem Adel verderben wollte, und so entstand eine besonders für das Landvolk höchst traurige Zeit. Indessen schien ihm gerade diese Nachsicht den Thron zu sichern, er gewann auch in der Normandie die Oberhand, und erst als sich der Schottenkönig David I. zum Beschützer von Mathilden's Recht aufgeworfen und Robert von Gloucester in Stephan's Bemühungen den innern Fehden zu steuern einen Treubruch erkannt hatte, brach der innere Krieg (1138) aus. Robert mußte jedoch, weil die Geistlichkeit auf Stephan's Seite trat, das Land verlassen, und der Schottenkönig wurde (1138 Aug. 22.) bei Cattenmoor in der sogenannten Standartenschlacht geschlagen, so daß Stephan's Feinde froh seyn mußten (1139) einen Frieden zu erhalten. Gleich nachher aber zerfiel der König mit den Bischöfen, weil er ihnen die Anlage von Burgen untersagte, und drei von ihnen gefangen setzte. Sein eigener Bruder Heinrich von Winchester erklärte sich gegen ihn (Westminstersynode 1139), und gerade in dieser Zeit landete Mathilde und Robert zu Bristol, erhielten besonders in den westlichen Theilen des Reichs großen Anhang, und Stephan selbst wurde (1141) gefangen, worauf Mathilde als Königin anerkannt wurde. Indessen sahen sich die Bischöfe in ihren Erwartungen getäuscht, die Bürger merkten mit Schrecken, daß die militärischgewaltige Regierung der ersten Normannen wieder eingeführt werden sollte, und Mathilde wurde durch einen in London ausbrechenden Aufstand zur Flucht genöthigt, Robert von Gloucester gefangen, und gegen ihn Stephan nun wieder ausgelöst. Noch einige Zeit hielt die Partei der Mathilde sich gegen Stephan gleich, bis ihr Sohn (1146) England verließ und Robert von Gloucester starb. Nun hatte Stephan zwar ohne allen Streit die Oberhand, Mathilde verließ (1150) als ihr Gemahl starb England, allein die Großen entzweiten sich aufs neue mit ihm, er wurde von Papst Eugen III. wegen seines harten Verfahrens gegen den Erzbischof von Canterbury sogar mit dem Interdict belegt, und als er (1151) verlangte, die Barone sollten seinen Sohn Eustachius zum Nachfolger anerkennen, erhielt er die Antwort, sie würden zwar ihm die geleistete Treue halten, aber nach seinem Tode Niemand als der Mathilde Sohn als ihren Herrn anerkennen. Da indessen Eustach noch vor seinem Vater starb, so vertrug sich dieser mit Heinrich, der Herzog in der Normandie, Graf von Anjou, und seit seiner Verheirathung mit Eleonore von Poitou und Guyenne auch in die-

sen Ländern Fürst war, daß er sein Nachfolger werden, dagegen Stephan's zweitem Sohne Wilhelm die väterlichen vor der Thronbesteigung besessenen Lehen ertheilt werden sollten. Der bald hierauf erfolgte Tod Stephan's (1154) setzte das Recht Heinrich's, mit dem nun das Haus Plantagenet beginnt, außer allen Zweifel. Bei diesen innern Verwicklungen war eine Theilnahme an dem Schicksal Palästina's für England etwas Unmögliches, und der schlechte Ausgang, welchen der inzwischen stattgehabte große zweite Kreuzzug gefunden, zugleich aber auch das seltene Glück, mit welchem sich nachher doch noch das Königreich Jerusalem einige Zeit erhielt, mußte den Enthusiasmus ebenso dämpfen als auch für unnöthig erscheinen lassen. England tritt daher erst am Ende der Regierung Heinrich's II. auf dem allgemeinen Schauplatz auf, nachdem auch seine Könige, bisher gegen Rom trotzig, den furchtbaren Bannstrahl erfahren und sich zur Demüthigung bequemt hatten. Der Investiturstreit hatte schon unter Heinrich I. begonnen, ohne jedoch noch dem Rechte des englischen Königs etwas zu entziehen, Stephan, genöthigt sich der Geistlichkeit zu bedienen, hatte ihr vieles einräumen müssen, ja sich sogar die Rechte eines Legaten für seinen Bruder Heinrich ausgewirkt, und so veranlaßt, daß der römische Einfluß überall hervortrat, das Cölibat allgemein, Legationen gewöhnlich, und in allen bedeutenden Prozessen nach Rom appellirt wurde. Diesem Mißverhältniß beschloß Heinrich ein Ende zu machen, und glaubte dieß Ziel zu erreichen, indem er seinen ihm bisher ganz ergebenen Kanzler Thomas Becket (1162) zum Primas von Canterbury machte. Allein dieser ging nun sogleich in seine neue Stellung ein, legte alle bisherigen Weltlichkeiten ab, und er, der erste Kirchenfürst in England, zeigte sich nur in der Gestalt und dem Aeußern eines bloßen Mönches. Der Streit begann darüber, daß Heinrich verlangte, die Geistlichen sollten wegen Verbrechen vor dem weltlichen Richter gerichtet werden, diese dagegen auf ihrer eigenen Gerichtsbarkeit bestanden. Da aber die allgemeine Stimme gegen sie war, so fügten sie sich auf der Versammlung zu Clarendon (1164) den nach diesem Ort genannten Constitutionen oder Artikeln, wodurch dem König die oberste Gerichtsbarkeit in allen geistlichen Sachen zugesprochen wurde, so daß ohne seine Erlaubniß auch keine Appellation statt finden sollte, die Geistlichen in Criminalsachen dem bürgerlichen Gericht sich unterwarfen, jede Reise eines Prälaten ins Ausland und jeder Ausspruch eines Bannes oder Interdicts über einen königlichen Lehnsmann von dem kö-

13*

niglichen Willen abhängig gemacht, alle geistliche Dotationen für weltliche lehnbare Baronien erklärt, und die Einkünfte erledigter geistlicher Stellen und die zur Wiederbesetzung derselben zu treffende Einleitung für ein Recht der Krone erklärt wurde. Papst Alexander III. verwarf sie, Thomas Becket der sie unterschrieben hatte that deßwegen Buße und ließ sich vom Papst seines Eids entbinden. Unfähig dem König der über seinen Widerstand ergrimmte zu widerstreben, floh er aus England nach Frankreich, und an dem nun zwischen dem König und dem Erzbischof entstandenen Streit nahm ganz Europa Theil. Nach sechs Jahren kam es, da Heinrich wegen seiner Absichten auf Irland des Papstes bedurfte, zur Aussöhnung, Thomas kehrte (1170 Dec. 1.) nach Canterbury zurück als päpstlicher Legat, belegte aber sofort alle welche die clarendoner Artikel hielten mit dem Banne, und es ist nicht unglaublich, daß dem König im Unmuth eine Rede entfallen sey, welche vier Ritter zur Ermordung des Bischofs am Altar seiner Kirche bewog (29. Dec. 1170). Diese rasche That entschied zu Heinrich's Nachtheil, der sich vergebens von dem Mord zu reinigen suchte, und es blieb ihm nichts als (1172) die Clarendonerartikel fast ganz aufzuopfern, und sich selbst vor dem Grabe des heilig (1173) gesprochenen Becket zu einer schmählichen Buße (1174) zu bequemen. Früher schon hatte sich Heinrich (1156) vom Papst Hadrian IV. die Berechtigung (oder vielmehr Belehnung durch einen von Johann von Salisbury überbrachten goldenen Smaragdring) geben lassen, die Nachbarinsel, damals in Bürgerkriege der vier Königreiche Leinster, Munster, Ulster, Connaught, verwickelt, zu erobern, und führte dieß auch (1171) aus, so daß wenigstens Südirland unterworfen, der König in Connaught zum Gehorsam gezwungen wurde. Auch gegen Wales und Schottland war der an Körperkraft jeder Beschwerde trotzende Heinrich glücklich im Kriege, und seine Regierung würde abgesehen von der Demüthigung unter die Kirche, welche allgemeines Loos war, glorreich genannt werden können, wäre ihm nicht die letzte Zeit seines Lebens durch fortwährenden Ungehorsam seiner Söhne fast bis an seinen Tod (1189) verbittert worden.

XII. Die Zeit Ludwig's VII. und Conrad's III. — Der zweite grosse Kreuzzug. — Friedrich Barbarossa und die Lombarden. Saladin. Der dritte grosse Kreuzzug. Innocenz III. Die Magna Charta.

Frankreich. Ludwig VI. Städtewesen in Frankreich. Ludwig VII. Bernhard von Clairvaux. Konrad III. Arnold von Brescia. Kreuzzug von 1147 — 1149. Friedrich I. Erneuerung des römischen Rechts. Mailand bezwungen 1162. Friedrich besiegt bei Lignano, 1176. Saladin. Untergang der Fatimiden, 1171. Saladin Sultan in Aegypten. König Guido von Jerusalem. Schlacht bei Hittim, 1187. Kreuzzug von 1189 — 1192. Friedrich's Tod. Richard Löwenherz und Philipp August. Akko erobert. Innocenz III. Herr der Christenheit. Seine Thätigkeit im Weltlichen. Philipp und Otto. Philipp ermordet, 1208. Otto beurkundet die Rechte der Kirche, 1209. Friedrich II. England. Johann ohne Land. Magna Charta 1215.

Nur die Lande, in welchen zuerst schon der Aufruf des Eremiten Peter und des Papstes den günstigsten Erfolg gehabt, waren auch diesmal am geneigtesten und geeignetsten, nach Palästina zu ziehen. In Frankreich hatte nach Philipp's I. unruhiger Regierung sein verständiger Sohn Ludwig VI., der schon bei Lebzeiten des Vaters großen Antheil an der Regierung gehabt, die königliche Gewalt auf verschiedene Weise befestigt. Nicht nur zeigte er große Entschlossenheit und persönliche Kraft in den Kämpfen mit seinen widerspenstigen Vasallen, deren bedeutendster, der Herzog von der Normandie, der damalige König Heinrich I. von England war, sondern er benützte auch die Verhältnisse der Städte zu ihren Herren, um indem er ihre Freiheit beförderte das königliche Ansehen zu erweitern. Die in Deutschland damals erst entstehenden Städte waren hier zum Theil noch von der Römerzeit her vorhanden, in manchen südfranzösischen Städten mögen sich sogar Ueberreste der römischen Municipalverfassung erhalten haben, und nur die allgemein eingeführte Feudalverfassung hatte sie in ein abhängiges Verhältniß gesetzt, theils von der Krone selbst, theils von den geistlichen und weltlichen Vasallen Die Vereinigung Vieler an Einem Orte, und der aus Handel und

Gewerbe entstehende Wohlstand erzeugte in den Städten frühzeitig einen strebenden Geist, der sich vor allen Dingen Feststellung des Eigenthums und Wahrung der persönlichen Rechte gegen willkührliches Gerichtsverfahren zu sichern bemüht war. Daher ließen sich die Städte diese Rechte, Freiheit des Eigenthums und eigenen Gerichtsstand, allmählig von ihren Herren, namentlich den Geistlichen, in bestimmten Urkunden ertheilen, was theils durch Geld, theils durch Gewalt erwirkt wurde. In den eigentlichen Kronlanden ging diese Befreiung der Städte am schnellsten von statten, langsamer in den Vasallenlanden, doch wirkten auch hier die Bedürfnisse der Herren, auf welche vorzüglich auch die Kreuzzüge großen Einfluß hatten, begünstigend ein. Zum Grunde war allen diesen Befreiungen der eigene Gerichtsstand und die Freiheit des Eigenthums gelegt, im Uebrigen dauerten aber Abgaben, Kriegsdienste, und andere Zeichen der Abhängigkeit bei den einen mehr, den andern weniger, fort, und eine völlige Gleichheit der städtischen Verhältnisse lag nicht in diesen Befreiungen. Da nun viele Gemeinden, um sich vor der Wortbrüchigkeit ihres Herrn zu sichern, die königliche Sanction der Verträge verlangten, so erhielt der König Gelegenheit, ein Oberhoheitsrecht über alle Städte des Landes auszuüben, so daß nach kaum hundert Jahren alle Städte unter königliche Gewalt gekommen waren. In seinem Bemühen die königliche Macht zu befestigen fand Ludwig VI. einen treuen und geschickten Freund in dem Abte Suger von St. Denys, der ebenso der geistlichen wie der weltlichen Gewalt die Spitze bot, und durch eine in der damaligen Zeit ausgezeichnete Finanzverwaltung die materiellen Kräfte des Reichs mehrte und zugleich Künsten und Wissenschaften einige Pflege gewährte. Der klare Verstand Suger's konnte auch in dem Kreuzzug, zu welchem damals hauptsächlich der Abt Bernhard von Clairvaux den König beredete, keineswegs etwas Vortheilhaftes für den Staat erkennen, indessen war er nicht vermögend, die Wirkungen von Bernhard's feuriger Beredtsamkeit zu hintertreiben. Ludwig VII., der 1137 auf seinen Vater gefolgt war, hatte in einem Krieg mit dem Grafen Theobald von Champagne, der sich in einem zwischen König und Kirche (1140) ausgebrochenen Streit auf die Seite des Papstes geschlagen hatte, die Stadt Vitry (1142) erobert und bei der Einnahme waren furchtbare Greuel selbst gegen die in die Hauptkirche geflüchteten Besiegten begangen worden. Die Vorwürfe, welche dem König sein Gewissen hierüber machte, stimmten ihn zur Unternehmung des Zuges nach

Palästina. Abt Bernhard von Clairvaux (geb. 1091) hatte als frommer, für seinen Glauben bis zur Begeisterung ergriffener, und gelehrter Mann damals einen solchen Ruf durch seine Thätigkeit im Predigen und Bekehren erlangt, daß er auch diesmal übernahm, die Franzosen zu diesem Zug zu bewegen, und dieses um so leichter konnte, als die Ritterschaft das Gefühl ihres Königs theilte und die vielen im Kriegsleben auf sich geladenen Sünden durch einen solchen Zug abzuwaschen suchte. Nachdem der König sich schon auf die Berichte des Bischofs Gottfried von Langres über die Gefahr des heiligen Landes geneigt bewies, das Kreuz zu nehmen, ließ er sich von Abt Bernhard auf dem Parlament zu Vezelay (1146 Ostern) nebst seiner Gemahlin Eleonore mit dem Kreuze bezeichnen und eine große Menge vornehmerer und geringerer Vasallen folgten seinem Beispiel. Auf das folgende Jahr wurde der Aufbruch festgesetzt und Bernhard ging nun nach Deutschland, hier eine gleiche Begeisterung zu erzeugen. Nach Lothar's von Sachsen Tod war daselbst aus Furcht vor der Uebergewalt des, Sachsen und Bayern als Lehen und außerdem sehr bedeutende Allodien besitzenden, Herzogs Heinrich des Stolzen, Schwiegersohn Lothar's, und aus Ueberzeugung von der Tüchtigkeit des Mannes, die Wahl der Fürsten, auch mit Beitritt des päpstlichen Legaten, auf den Hohenstaufen Konrad von Franken gefallen (1138), der jedoch den unter Lothar zwischen den Welfen und seinem Hause zuerst entzündeten Streit sofort in laute Flammen anfachte. Nämlich um die Gewalt Heinrich's zu brechen, stellte Konrad den Grundsatz auf, es widerspreche allem Herkommen im Reiche, daß ein Fürst zwei Herzogthümer besitze, verlangte demgemäß die Abtretung Sachsens, und sprach über Heinrich die Reichsacht aus. Das Herzogthum Sachsen wurde an den brandenburger oder nordsächsischen Markgrafen Albrecht den Bären, Bayern aber dem Oesterreicher Markgrafen Leopold, Konrad's Bruder von der Mutter aus, (1139) gegeben, und es entstand in beiden Ländern ein heftiger Krieg, der in Sachsen die Vertreibung Albrecht's zu Folge hatte, während in Bayern Leopold sich gegen Heinrich's Bruder Welf im Ganzen siegreich erhielt. Heinrich war in Sachsen (20. Oct.) gestorben, und es war hierauf zu einer Ausgleichung in der Art gekommen, daß da auch Leopold (1141) starb, sein Bruder Heinrich Jasomirgott zwar ebenfalls mit Bayern belehnt, dem jungen Heinrich dem Löwen aber, Heinrich des Stolzen Sohn, dessen Wittwe Gertrud den neuen bayerischen Herzog geheirathet hatte, sein väterliches Erbgut in Sachsen

und das dortige Herzogthum (1142) zugesichert, und Albrecht der Bär durch Erhebung Brandenburgs zu einem unmittelbaren Reichsfürstenthum und die Uebertragung des Erzkämmereramtes zufrieden gestellt wurde. Indessen hatte sich in den Kriegen Welf's gegen den König Konrad der Parteiname der Welfen und Waiblinger, von den Italienern in Gibellinen umgewandelt, gebildet (1140), und der Krieg wurde, da Welf die Verzichtleistung seines Neffen, des jungen Heinrich's, für ungültig erklärte, in den süddeutschen Landen noch fortgesetzt, jedoch mit überwiegendem Glücke von dem König und seinem Bruder. So günstig im Grunde diese Sache für den König ausgefallen war, so bedrängten ihn doch eine Menge anderer Geschäfte, so daß er weder in die polnischen und ungarischen Händel, noch in die italienischen, wo alles in voller Gährung war, eingreifen konnte. In der Kirche selbst hatte sich eine in der Folge noch bedeutender gewordene revolutionäre Bewegung gezeigt, und einerseits durch die aufs höchste getriebenen Behauptungen der Kirche, theils durch den Verkehr mit dem Morgenlande veranlaßt und genährt, waren Häretiker aufgestanden, welche auf praktisches Christenthum drangen, den Werth äußerer Gebräuche läugneten, und die Transsubstantiation bestritten. Vergeblich waren einigemale bereits weltliche Mittel zu ihrer Unterdrückung angewendet worden, die Secte der Albigenser im südwestlichen Frankreich, die der Waldenser im südöstlichen erhielt sich trotz Scheiterhaufen und Todesmartern bis in die folgenden Zeiten. Am gefährlichsten schienen diese Lehren zu werden, da Arnold von Brescia, Schüler des berühmten von Abt Bernhard verfolgten Abälard, an dessen Name und Person sich eigentlich die Stiftung der Pariser Universität anschließt, in der Stadt Rom, in welcher damals ein niemals ganz erloschener Freiheitsgeist herrschte, großen Anhang fand. Sie hatte an den römischen König Konrad eine Einladung geschickt, den Sitz seines Reiches daselbst aufzuschlagen, und da Konrad, aus früherer Zeit mit den italienischen Verhältnissen zu bekannt um sich gerne in sie zu mischen, vielmehr dem Papst seine Hülfe zusagte, war Papst Eugen (1146) aus Rom vertrieben, und Arnold daselbst aufgenommen worden. Gerade zu einer Zeit wo der Papst in seinem eigenen Kirchsprengel des Aufruhrs nicht Meister werden konnte, gingen auf sein Geheiß die zwei mächtigsten Fürsten des Abendlandes in den Kampf. Wenn die Wunderthätigkeit des heiligen Bernhard irgendwo sich bewährt hat, so ist das bei dem König der Deutschen gewesen. Konrad der schon ein-

mal im gelobten Lande gewesen war hatte seinen Glaubenseifer völlig gestillt, und seine Abneigung gegen einen Kreuzzug unverholen ausgesprochen, so daß Bernhard in Erwägung der mannigfaltigen Obliegenheiten Konrad's zuerst abstand, länger in ihn zu dringen. Erst gegen das Ende des Jahres kehrte er wieder an Konrad's Hof nach Speier zurück, und predigte hier so eindringlich, daß Konrad sich der Thränen nicht enthalten konnte und nicht nur selbst das Kreuz nahm, sondern auch eine große Menge Fürsten und Edle zu Nachfolgern und Begleitern hatte. Bernhard kehrte wie im Triumphzuge von dem troß dem daß er nur lateinisch oder französisch predigte begierig zuhörenden Volke gefeiert nach Frankreich zurück. Da auch Welf von Schwaben das Kreuz genommen hatte, so konnte Konrad übrigens ohne Sorgen für die innere Ruhe des Landes ausziehen. Zu Frankfurt ließ er im Febr. 1147 seinen Sohn Heinrich zu seinen Nachfolger wählen, und bewog den jungen Heinrich von Sachsen, mit der Entscheidung über seine Ansprüche auf Bayern bis nach dem Zuge zu warten. Das deutsche Heer brach im Sommer 1147 Mai 3. von Regensburg auf, die gewöhnliche Straße durch Ungarn hinab ziehend, ein treffliches, sich allgemach auf 70,000 belaufendes Heer, die leichtbewaffnete Mannschaft und den Troß ungerechnet. Sein Neffe Herzog Friedrich von Schwaben, seine Brüder Heinrich von Oesterreich und Bayern, und Otto Bischof von Freisingen, die Bischöffe Heinrich von Regensburg und Reginbert von Passau, der Herzog Boleslav von Böhmen, der Markgraf Ottokar von Steyer, der Herzog Bernhard von Kärnthen, und eine Menge Herren geringeren Ranges folgten ihm. Man hätte von einer so trefflichen Rüstung einen bedeutenden Erfolg erwarten mögen. Das Unglück fing schon in Europa an, indem der griechische Kaiser Manuel Komnenus von dieser drohenden und auf griechischem Boden bereits von aller Kriegszucht absehenden Heeresmacht weniger für die Saracenen, als für sich fürchtete, und daher erstlich schon in Sardika den König Konrad zum Schwur auffordern ließ, daß er nur um des heiligen Grabes willen komme und dem griechischen Reich keinen Schaden zuzufügen gedenke. Zu Adrianopel kam eine zweite Botschaft, das Heer sollte nicht auf Constantinopel, sondern sogleich auf Sestos zu seine Richtung nehmen, weil den Griechen vor der Zerstörung ihrer schönen Villen durch die nordischen Barbaren bangte. Zugleich nahm der Herzog Friedrich für die Ermordung eines wegen Krankheit in einem Kloster zurückgebliebenen deutschen Großen eine empfindliche Rache, in-

dem er ein ganzes Kloster in Brand steckte, und man stand nun auf völlig feindlichem Fuße. Konrad ließ sich auch in seiner Richtung nicht irre machen, sondern zog auf Constantinopel zu, wo er sich eigenmächtig genug benahm, um die schon vorhandene Zwietracht noch ärger zu machen, und hindurch, jedoch ohne seinen Schwager Manuel zu sehen, da sich Streitigkeiten über die Art des Empfangs erhoben. Nun ließen die Griechen die Deutschen ihre ganze Tücke empfinden. Der Sultan von Ikonium, Massud, wurde von der Ankunft der Deutschen benachrichtigt, die griechischen Städte ihnen versperrt, die Lebensmittel nach eigener Erzählung der Griechen vergiftet, und durch betrügliche Wegweiser das Heer irre geführt. Leider trennte sich auch schon in Nikomedia ein Theil der Kreuzfahrer unter dem freysinger Bischof Otto von Konrad, und während dieser geradezu auf Ikonium loszog, nahmen jene den Weg an der Küste über Ephesus. Auf halbem Wege von Ikonium, bei Doryläum, sah sich Konrad plötzlich (26. Oct.) umringt, wollte sich nach Lycaonien zurückziehen, verlor aber, ohnedieß von den Wegweisern verlassen, durch die Pfeile der Feinde und die Erschöpfung seine meisten und besten Leute, und rettete sich selbst mit genauer Noth nach Nicäa, wo sich nur ein geringer Theil seines Heeres wieder um ihn sammelte, viele sich, des Kampfes müde, in die Heimath zurückbegaben. Indessen waren auch die Franzosen mit einem nicht minder stattlichen Heere und ebenfalls unter steten Mißhelligkeiten mit den Griechen bei Constantinopel (4. Oct.) angekommen, Ludwig's größere Besonnenheit und Nachgiebigkeit hatte jedoch einen öffentlichen Ausbruch des Unmuths verhütet, Manuel sie ehrenvoll empfangen, und die französischen Barone dahin gebracht, ihm für die zu erobernden Länder zu huldigen. Schon am 20. Oct. wurden die Franzosen übergeschifft, und als sie bei Nicäa angekommen waren, erfuhren sie die traurige Botschaft von dem Unglück der Deutschen, und Konrad selbst zog nun mit Ludwig gemeinschaftlich weiter bis nach Ephesus, wo er sich von ihm trennte, und den Einladungen Manuel's folgend den Winter in Constantinopel zuzubringen beschloß. Bei Ephesus (25. Dec.) trafen die französischen Pilger zum erstenmal auf die Türken, schlugen sich auf dem weitern Zuge über den Mäander und Laodicäa nicht ohne großen Verlust und viele Entbehrungen bei Attalia durch und schifften sich hier (1148 Febr.), mit Zurücklassung vieler Schwachen und Erkrankten, die einem traurigen Schicksal entgegensahen, in sehr geringer Anzahl nach Antiochia ein, wo der Fürst Raymund, der

Königin Eleonore Oheim, den König empfing. Hier zerfiel Ludwig mit seiner gefallsüchtigen Gemahlin und legte dadurch den Grund zu den nachherigen, den alten Haß zwischen England und Frankreich noch mehr anschür.nden Händeln. Konrad, der sich zu Constantinopel mit Kaiser Manuel völlig ausgesöhnt hatte, kam dann auf griechischen Schiffen (April 1148) nach Akka und von da nach Jerusalem, wo sich allmählig seine geretteten Deutschen und andere Pilger um ihn sammelten, so daß eine Unternehmung gegen den Fürsten von Aleppo möglich war. Nureddin, vor allen andern Fürsten mit welchen bisher die Christen gestritten hatten durch Weisheit, Gerechtigkeit und Tapferkeit ausgezeichnet, hatte außer Damask alle kleinere Fürsten vom Tigris an bis zu dem christlichen Reiche vereinigt und in Aleppo seinen Sitz genommen. Der erste Angriff der Christen wurde jedoch auf einem (1148 Mai) zu Akka gehaltenen Reichstag gegen Damaskus bestimmt, und so gut geleitet auch die Belagerung war, und so riesenmäßige Tapferkeit Konrad bewies, so mußte man sie doch in Folge der Verrätherei der Pullanen (palästinensischen Christen) aufgeben, welche den ruhigen, friedlichen Verkehr mit den Ungläubigen höher achteten als den Kampf gegen sie. Ein Angriff auf Askalon, den Konrad und Ludwig ihre Schmach zu tilgen beschlossen hatten, scheiterte wegen gleicher Verrätherei der Pullanen, und Konrad kehrte daher (8. Sept.) ohne längeren Aufenthalt über Constantinopel und dann zur See durch Istrien (1149 Mai) nach Deutschland zurück, während Ludwig noch den Winter dort verweilte, und im April (1149) wieder nach Frankreich segelte. Schmählich und spöttlich war eine Unternehmung abgelaufen, zu der sich die ersten Fürsten ihrer Zeit mit den trefflichsten Heeren begeben hatten, und laute Vorwürfe trafen den heiligen Bernhard, der mit der größten Zuversicht das freudigste Gelingen derselben vorausgesagt hatte; er aber tröstete sich mit der auch von dem Bischof Otto ausgesprochenen Ansicht, daß die Sünden der Pilger den unglücklichen Ausgang herbeigeführt hätten, und mit dem Beispiele des Moses der ebenfalls sein verderbtes Volk nicht in das gelobte Land hatte führen können, und nachdem er noch fortwährend zu neuen Zügen aufgemuntert hatte, starb er (1153) bald nach seinem Freunde (1152) Süger, der noch so lange er lebte den König Ludwig von dem Gedanken sich von Eleonore scheiden zu lassen, um nicht Poitou und Guyenne zurückgeben zu müssen, abgehalten hatte, was aber nun unter dem Vorwande zu naher Verwandtschaft sofort (1152) geschah, und von Eleonore der

junge Heinrich Plantagenet, Sohn Gottfried's von Anjou, zum Gemahl (1153) gewählt wurde. So wurde Heinrich, nachher König von England, als Herzog der Normandie und Guyenne, Graf von Anjou und Poitou, ein Lehnsmann Frankreichs, der mächtiger war als der König selbst.

Wie sich aber Kirche und Staat allmählig in ein bestimmtes, wenn auch zunächst ungleiches Verhältniß setzten, so mußte sich in dem Staat selbst eine festere Bestimmung der Verhältnisse seiner Glieder entwickeln, und am auffallendsten geschah dies in dem Reiche. Wenn die ersten Kaiser noch in der unbedingten Ehrfurcht vor ihrer Würde Sicherheit genug gefunden hatten, um sich sogar persönlich des Herzogthums zu entäußern und dennoch Kraft und Mittel jeder Art zu besitzen, so war in der zweiten, der fränkischen Dynastie ein unverholenes Streben sichtbar geworden, die fürstliche Gewalt zu beugen, die Erblichkeit der großen Aemter, die dadurch aufhörten Aemter zu seyn, zu verhindern, und die Alleinherrschaft der Dynastie zu sichern. Der von Konrad II. und Heinrich III. hierzu mit vielem Glück gemachte Anfang hatte aber unter den beiden letzten Kaisern dieses Hauses keinen entsprechenden Fortgang, und die fürstliche Gewalt, deren Grundlage die Erblichkeit der großen Lehen war, trat nun drohend dem Kaiser gegenüber. Unter den schwäbischen Kaisern entwickelten sich daher die fürstlichen Rechte, es bildete sich das eigentliche Städteleben in Italien und Deutschland aus, und es wurde zugleich durch die Anwendung des alten römischen Rechts auf die damaligen Verhältnisse dem Kaiser ein neuer Rechtstitel gegeben. Friedrich I., Neffe und Nachfolger Konrad's III., (1152—1190) war mit einem durch die Kenntniß der alten Zeiten genährten Geiste, der den großen Männern der Vorwelt an Thaten gleich zu werden wünschte, zur Regierung gekommen, und er gedachte die kaiserlichen Rechte über Italien im vollen Umfange herzustellen und so sich ein neues Reich zu erwerben. Denn allerdings konnte die Herstellung der kaiserlichen Gewalt über die lombardischen Städte wie eine neue Begründung angesehen werden, weil im Laufe der Jahre alle königliche und kaiserliche Rechte fast ganz in ihren Besitz gekommen waren. Sowohl die bischöfliche Autorität, als auch die Bedeutung des Adels hatte den neugeschaffenen republikanischen Städten gegenüber ihre frühere Furchtbarkeit verloren, und da zugleich Handel und Gewerbe bei großer Einfachheit des Lebens und der Sitte in ihren Mauern aufzublühen begannen, so befanden sie sich im Besitze der

Mittel, ihre faktisch errungene Unabhängigkeit auch gegen eine grössere Macht zu behaupten. Die Bewegungen, gegen welche die letzten fränkischen Kaiser ihre ganze Thätigkeit zu richten gezwungen waren, hatten die kaiserliche Autorität in Oberitalien ganz in den Hintergrund gestellt, und der sich selbst fühlende Trotz der Stadt Mailand, der ansehnlichsten unter diesen Städten, die sich schon Konrad dem Salier (1037) mit dem von den andern Lombarden getheilten Entschluß widersetzt hatte, keinen Herrn über sich zu leiden, der anders wolle als sie, war gegen Friedrich's an sie erlassene Befehle in offenbare Verachtung derselben ausgebrochen. Die Städte Crema, Pavia, Lodi und Como hatten über Mailand geklagt, Friedrich deßhalb Befehle erlassen, die Mailänder diese nicht nur nicht befolgt, sondern sogar die Siegel und Briefe zerrissen und mit Füßen getreten. Ehre und Pflicht erforderte daher Wiederherstellung der kaiserlichen Autorität. Friedrich trug deßhalb Sorge, die deutschen Angelegenheiten zu ordnen, welchen durch die Ansprüche Heinrich's des Löwen auf das von seinem Vater besessene Herzogthum Bayern, welches Heinrich Jasomirgott, Markgraf von Oesterreich, inne hatte, eine gefährliche Verwirrung drohte, und wiewohl es ihm nicht gelang, den österreichischen Heinrich, seinen Oheim, zur Einwilligung in gutwillige Abtretung zu bewegen, so sicherte er sich doch seines Vetters Heinrich des Löwen Freundschaft und Mitwirkung zu dem italienischen Zuge durch eine Anerkennung seiner Rechte und zog von einer stattlichen Zahl deutscher Fürsten begleitet, (1154) nach Italien, hielt auf den ronkalischen Feldern bei Placentia dem Herkommen gemäß seinen ersten italienischen, hauptsächlich zur Vertheilung der Lehen bestimmten, großen Reichstag, (Nov.), zeigte hierauf durch die Zerstörung der Städte Caira, Asti und Tortona, welches Schicksal er seinen Widersachern zu bereiten gedenke, nahm in Pavia (1155 April 17.) die italienische Königskrone an, und rückte hierauf gegen Rom. Hadrian IV., ein Engländer, der sich von der dürftigen Stellung eines Bettlers zu der weltgebietenden Würde eines Beherrschers der Christenheit emporgeschwungen hatte, bekleidete diese Stelle seit Kurzem (gewählt 1154 Dec.), und hatte von dem deutschen Reichsoberhaupt die ausgezeichnete Gunst erhalten, daß der seit ohngefähr zehn Jahren in Rom sich aufhaltende Arnold von Brescia, dessen Lehren von der Beschränkung der Geistlichkeit auf ihr geistliches Amt und von der gänzlichen Entziehung aller weltlichen Macht und Würden, worin mehr Gefahr lag als in seinen Ansichten über das Sa-

krament des Altars und die Kindertaufe, dem neuerwachten republikanischen Geiste der Römer neue Nahrung gaben, damals, indem er flüchtend in die Hände kaiserlicher Anhänger gefallen war, vor der Porta del Popolo verbrannt wurde. Dennoch bestand Hadrian mit Bestimmtheit darauf, daß Friedrich ihm die, in Wahrheit erst seit 1095 aufgekommene, Ehre des Steigbügelhaltens erweisen mußte, und fast hätte diese Ceremonie Anlaß zu einem bedenklichen Zwiste gegeben, bis sich endlich Friedrich zum Nachgeben bequemte. Hierauf zwang ihn der Uebermuth der Römer, den Einzug in die Stadt sich mit Gewalt zu sichern, und an dem Tage der Krönung selbst (Juni 18.) mit dem Schwerdt in der Hand sie zu demüthigen, worauf er, durch den Ablauf der Zeit, binnen welcher die Vasallen ihre Dienste zu leisten verpflichtet waren, und durch ausbrechende Seuchen veranlaßt, nach Deutschland heimkehrte, jedoch nicht ohne noch auf der Heimkehr die feindliche Gesinnung der Italiener abermals erfahren und deßhalb aufs Neue beschlossen zu haben sie zu Paaren zu treiben. Daher ließ er es sein Augenmerk seyn, den über Bayern abschwebenden Handel zur Zufriedenheit beider Theile auszugleichen, und that dies, indem er (1156 Oct.) seinen Vetter Heinrich den Löwen mit dem Herzogthum Bayern endlich belehnte, seinem Oheim Heinrich aber die bisherige Mark Oesterreich als ein Herzogthum mit außerordentlichen Rechten und Vorzügen übergab, durch welche der Verband dieses Landes mit dem übrigen Deutschland schon damals beinahe ganz aufgehoben und die später erfolgte Trennung desselben in allen seinen Interessen vorbereitet worden ist. Ein neuer Zug nach Italien wurde hierauf (1157) beschlossen, und nachdem eine heftige Differenz mit Papst Hadrian über die doppelsinnige Anwendung des ebensowohl Gefälligkeit, Gunst, als auch Lehen bedeutenden Wortes beneficium entstanden, der Zorn des Kaisers aber durch ausdrückliche Erklärung Hadrian's beschwichtigt worden war, brach Friedrich 1158 mit einem glänzenden und furchtbaren, von allen Fürsten begleiteten, Heere gegen Italien auf, zwang das widerspenstige Mailand durch eine Belagerung sich ihm (Sept.) zu ergeben, Treue zu schwören, den Städten Como und Lodi volle bürgerliche Unabhängigkeit zu versprechen, den kaiserlichen Palast aufzubauen, 9000 Mark Silber in drei bestimmten Fristen bis zum nächsten Jan. (Epiphan.) zu zahlen und für die richtige Leistung dieser Versprechungen 300 Geißeln aus den Capitanen (hohem Adel), Valvassoren (niederem Adel), und Popolaren (Bürgerstande) zu stellen: ihre jetzigen Consuln die am

nächsten 1. Febr. abtreten, sollten dem Kaiser Treue schwören, und die folgenden jederzeit von dem Volke zwar gewählt, von dem Kaiser aber bestätigt werden, und sich, wenn er in der Lombardei sey, jederzeit zur Hälfte bei ihm aufhalten; alle Regalia, als Münze, Zoll, Geleite, sollte die Gemeinde von Mailand aufgeben und dem Kaiser wieder zustellen. Nachdem hierauf in demüthigem Aufzuge die sämmtlichen geistlichen und weltlichen Oberen von Mailand vor Friedrich erschienen und zu Gnaden angenommen worden waren, hielt Friedrich (Nov.) einen merkwürdigen Reichstag auf den roncalischen Feldern, durch den, vermittelst der vier berühmtesten Lehrer des eben damals in Bologna neu erwachten und betriebenen Studiums des römischen Rechts, Bulgarus, Martinus Josias, Jakobus Hugolinus, und Hugo de Porta Ravennate mit Zuziehung der Richter der lombardischen Städte, die Hoheitsrechte des Kaisers über Italien, deren Umfang Niemand recht kannte, nebst Rechtspflege, Lehenrecht und Landfrieden, so bestimmt wurden, daß Herzogthümer, Markgrafschaften, Grafschaften, Consulate, Münze, Zoll, Fodrum (Naturallieferung an den kaiserlichen Hof), alle Einkünfte von Häfen, Flüssen und Straßen, Mühlen, und Fischteiche, endlich auch Kopfsteuer und Grundsteuer Recht des Kaisers wäre. Die ungeheure, vorher ganz unbekannte Ausdehnung der kaiserlichen Gewalt, welche die Veranlassung zur Anwendung des römischen Rechts auch in andern Fällen und zur Verdrängung des eigenthümlichen Landrechts geworden ist, erzeugte im ersten Augenblicke zwar Erstaunen und Verwunderung; da aber Friedrich seine Ueberlegenheit bei der mächtigsten Stadt dargethan hatte, so schien Jedermann zu gehorchen und der Krieg vollkommen geendigt. Allein in der Ausübung der kaiserlichen Rechte entstand ein doppelter Zwist, erstens über die Anwendung derselben auf die Güter der Kirche, wobei die alte Frage über die mathildinischen Güter wieder angeregt wurde, zweitens mit den Mailändern, welche sich der Einsetzung eines kaiserlichen Statthalters (Podestà) mit Gewalt widersetzten, und die kaiserlichen Abgeordneten kaum mit dem Leben entkommen ließen. Auch die Frage, ob in öffentlichen Schriften des Kaisers, ob des Papstes Name zuerst gesetzt werden solle, drohte die Erbitterung zu vermehren. Hadrian IV. starb über diesen Vorfällen (1159 Sept.) noch ehe er den Kaiser mit dem Banne belegen, oder wie er gedroht haben soll, das Reich von den Deutschen nehmen und auf ein anderes Volk übertragen konnte, als Friedrich eben mit der Belagerung Crema's, der treusten

Anhängerin Mailand's beschäftigt war. Die Doppelwahl, welche nach Hadrian's Tod Statt fand, indem die eine, hauptsächlich von Sicilien unterstützte Partei der Cardinäle den Cardinal Roland als Alexander III., die andere, dem Kaiser ergebene, den Cardinal Octavian als Victor III., wählte, verwickelte den Streit noch mehr, indem Friedrich zwar (1160) durch ein aus deutschen und italienischen Bischöffen bestehendes Concil zu Pavia den Victor als rechtmäßigen Papst anerkennen ließ, und ihn auch in Rom selbst aufrecht hielt, Alexander aber von Frankreich und England für rechtmäßig gewählt anerkannt wurde, wie er denn auch die Mehrzahl der Cardinäle für sich hatte, und zwar aus Rom vertrieben wurde, aber in Frankreich einen sichern Zufluchtsort fand. In dem Papste fanden nun die Lombarden einen natürlichen Bundesgenossen, dem es gerade so wie ihnen darum zu thun war, die kaiserliche Gewalt in Italien keineswegs festen Grund und Boden gewinnen zu lassen, und sie auf den bloßen Namen und die bloß ideelle Geltung dieser Würde zu beschränken. Wenn daher hier auch die Kirche Partei gegen den Kaiser war, so war sie dies eigentlich nicht als solche, denn der Kampf hierüber konnte im Grunde schon als ausgefochten angesehen werden; sie war es vielmehr als eine weltliche gewordene Macht, welche politische Interessen verfolgend alle ihr zu Gebote stehende Mittel gebraucht, und unter diesen natürlich auch die der Kirche. Alexander protestirte also nicht nur gegen das Concil, und sprach den Kirchenbann über seine sämmtlichen Gegner aus, sondern sprach auch sämmtliche Unterthanen Friedrich's von dem Eid der Treue gegen ihn los. Indessen konnte diese Maaßregel damals noch keine sonderlichen Vortheile gewähren und Friedrich's Krieg gegen die Lombarden hatte seinen ungehinderten Fortgang, indem Friedrich das widerspenstige Crema (1160 Jan.) einnahm und schleifen ließ, Mailand aber, dessen eigentliche Belagerung er erst 1161 beginnen konnte, nach einem hartnäckigen Widerstand durch furchtbare Hungersnoth zur Unterwerfung (1162) auf Gnade und Ungnade zwang, die Stadt schleifen ließ, die Einwohner in vier Theile gesondert an vier verschiedenen Orten ansiedelte, und durch das Vorbild dieser harten Behandlung im ersten Augenblick überall Gehorsam fand. Ueberall wurden die kaiserlichen Statthalter, welche mitunter selbst Deutsche waren, angenommen, Tribut gezahlt, und der Kaiser schien auf der Höhe seines Glücks, so daß er noch weiter gehende Plane, Italien und Neapel betreffend, in seinem Geiste faßte. Allein die Härte seines Verfahrens gegen Mai-

land und das gewaltthätige Benehmen seiner Statthalter bei Ausübung der ohnedies verhaßten Rechte erzeugte, so sehr auch im Augenblick großer Schrecken Alle ergriffen hatte, den von Venedig aus, das sich bisher immer an die morgenländischen Römer angeschlossen hatte, um hierdurch ganz unabhängig zu bleiben, mit Geld beförderten Bund zu Treviso (1163), nicht mehr zu bezahlen oder zu leisten, als unter den früheren Kaisern herkömmlich gewesen wäre, welchem zwar anfangs nur Padua, Verona, Vicenza, allmählig aber mehrere, und zuletzt fast alle norditalienische Städte beitraten. Unglücklicherweise ließ Friedrich auch nach dem Tode Victor's III. (1164 April) den günstigen Zeitpunkt sich mit Alexander III. zu vertragen, vielleicht nicht durch seine Schuld, unbenützt verstreichen, und verlängerte die Kirchenspaltung durch Anerkennung des von seiner Partei gewählten Papstes Paschal's III., so daß die Unzufriedenheit mit der kirchlichen Spaltung, verbunden mit den Lasten der wiederholten Züge nach Italien, ihm erst nach vier Jahren einen von bedeutender Heereskraft unterstützten Zug (1166) zu unternehmen erlaubte. Indessen hatte sich nicht nur Alexander nach Rom zurückbegeben, und Paschal von dort entweichen müssen, sondern es war auch durch die Gewaltthätigkeiten der kaiserlichen Statthalter bei den Lombarden der Entschluß, Leben und Habe an ihre Freiheit zu setzen, zur völligen Festigkeit gediehen, und obgleich Friedrich (1167 Juli 24.) Rom mit Gewalt eroberte, wobei die der Peterskirche benachbarte Marienkirche ein Raub der Flammen wurde, so war er doch nicht im Stande, den (1167 April 1.) von sämmtlichen Lombarden, Pavia, Novara, und Vercelli ausgenommen, geschlossenen Bund, einander beizustehen gegen alle Menschen, die von ihnen mehr fordern würden, als sie von dem Tod Heinrich's V. bis auf die Ankunft Friedrich's in Italien gethan hätten, jedoch ohne Verletzung des dem Könige schuldigen Gehorsams, zu zersprengen. Eine furchtbare, von den Menschen für eine göttliche Strafe des Kirchenbrandes und der übrigen verübten Greuel betrachtete Seuche raffte das kaiserliche Heer in kurzer Zeit dahin, und Friedrich selbst mußte sich glücklich schätzen, bei seiner fluchtähnlichen Rückkehr nach Deutschland dem Mordstahle der Einwohner von Susa (1168) entgangen zu seyn. Unterdessen war nicht nur Mailand von dem Städtebund wieder aufgebaut, sondern sogar um Pavia für seine Anhänglichkeit an den Kaiser zu züchtigen in seiner Nähe eine neue zu Ehren des Papstes, der mit den Lombarden einen gemeinschaftlichen Kampf kämpfte, Alessandria genannte

Stadt gegründet worden, welche mit großer Schnelligkeit emporblühte. War nun auch Friedrich's Macht in Deutschland nicht nur unvermindert, sondern sogar durch rechtzeitige Benützung der Umstände im Zunehmen, indem er die Güter des alten seit 1167 seines einzigen Sohnes beraubten Welf, seines Oheims, an sich zu bringen wußte, wodurch er die mathildischen Güter nebst Tuscien und Spoleto noch bei Lebzeiten, für die anderen zunächst die Anwartschaft erhielt und behauptete er sein Ansehen sowohl den Fürsten gegenüber als auch gegen die Nachbarstaaten, ohne durch Bann und Excommunication sich geschwächt zu sehen, so gelang es ihm doch erst (1174) nach einigen Jahren, ein neues, größerntheils auf eigene Kosten zusammengebrachtes Heer nach Italien zu führen, um seine unterdessen außerordentlich verstärkten Feinde zu schlagen. Allein der Erfolg dieses Zuges fiel ganz anders aus. Ein Versuch, das wohl gelegene und standhaft vertheidigte Alessandria zu erobern, mißlang ganz, und als nach einem in der Absicht geschlossenen Stillstand (1175) mit dem Papst Alexander einen Separatfrieden zu schließen, der sich aber ohne die Lombarden zu Nichts verstehen wollte, der Krieg aufs Neue ausbrach, sah sich Friedrich seines bisherigen mächtigsten Bundesgenossen, des Herzogs Heinrich des Löwen, durch seine bestimmte Weigerung, dem Kaiser länger Beistand zu leisten, beraubt und einem überlegenen, vom Gefühl der Vaterlandsliebe und der Freiheit beseelten Feinde gegenübergestellt. Auf dem Schlachtfelde von Lignano (1167 Mai 29.) erlitt Friedrich eine entscheidende und gänzliche Niederlage, nach welcher er dem Kampfe mit den Städten entsagend zunächst mit Alexander in persönlicher Zusammenkunft in dem neutralen Venedig (1178 Juli 23.) einen Frieden, mit den Lombarden aber einen Waffenstillstand abschloß, der nach sechs Jahren (1183) zu Costnitz in einen Frieden verwandelt wurde, welcher den Städten die Regalien welche sie schon besessen auch fernerhin zusprach, diejenigen aber, welche vom Kaiser noch nicht abgetreten waren, einer Zurückgabe oder einer jährlichen Geldsumme unterwarf, das Consulat entweder unmittelbar oder mittelbar der kaiserlichen Bestätigung aussetzte, dem Kaiser die Entscheidung in hoher Instanz durch seinen Bevollmächtigten, die Rechte des Lehnsherrn, und den Eid der Treue, desgleichen das Fodrum zusicherte, dagegen seinen Aufenthalt beschränkte und den Bund der Städte aufrecht hielt. Wie vortheilhaft daher auch die Formen dieses Friedensschlusses lauten, und wiewohl nicht zu leugnen ist, daß immer noch bedeutende Rechte dem Kaiser

verblieben, so war doch die Hauptsache, die Regalien, verloren, es war das Verbindungsrecht der Städte anerkannt, es war die Anwesenheit des Kaisers auf kurze Zeit und unausweichliche Veranlassung beschränkt. Heinrich der Löwe, der seine ihm vom Kaiser früher geschenkte Gunst dazu benützt hatte, die slavischen Staaten im Norden Deutschlands zu bekriegen und sich dort eine fast selbstständige Macht zu gründen, war mittlerweile auch mit allen benachbarten deutschen Fürsten zerfallen, welche nach Friedrich's Heimkehr aus Italien bei des Kaisers seitdem geänderter Gesinnung klagend gegen ihn auftraten. Den Ausweg, sich zu einem dem Kaiser, der selbst als Kläger gegen ihn auftrat, zu zahlenden Schadenersatz von 5000 Mark Silber zu verstehen, weigerte er sich einzuschlagen, und da er an allen ihm angesetzten Tagen weder in Person, noch durch Vertreter erschien, wurde er zu Würzburg 1180 in die Acht erklärt, und ihm seine Leben Sachsen und Bayern genommen, jenes an Bernhard von Anhalt, dieses an Otto von Wittelsbach gegeben. Lübeck und Regensburg wurden Reichsstädte, die beiden Herzogthümer aber übrigens sehr verkleinert, Sachsen namentlich zur Hälfte als Herzogthum Westphalen dem Erzbisthum Köln gegeben. Heinrich versuchte Gegenwehr, allein seine von allen Seiten auf ihn hereinbrechenden Feinde waren ihm zu mächtig, es blieb ihm nur übrig die Gnade des Kaisers anzuflehen, der mit Thränen im Auge dem alten Freund seine Allode zusicherte, und ihm eine zur Herstellung der Ruhe höchst nothwendige Entfernung auf drei Jahre nach England auferlegte. Erst Friedrich's Enkel nahm die von seinem Vorfahren mit Italien begonnene Fehde von Neuem auf, und für diesen schien sich ein vortheilhafterer Weg zu eröffnen, seinen Wunsch nach selbstständiger Herrschaft in Italien zu befriedigen. Als Friedrich nämlich nach dem costnitzer Frieden wieder nach Italien ging, von den Lombarden überall mit Ehrfurcht und Achtung empfangen, gelang es ihm, eine Verbindung zwischen seinem bereits (1169) zum König erwählten und gekrönten Sohn Heinrich und der sicilianischen Prinzessin Constantia, Tochter des Königs Roger, und muthmaßlich einzigen Erbin des damals regierenden kinderlosen Königs Wilhelm II. zu Stande zu bringen, welche auch trotz der Unzufriedenheit, welche die Päpste Lucius, Alexander's Nachfolger (seit 1181) und Urban III. (seit 1185) dagegen bewiesen, in Mailand (1186) gefeiert wurde. So hob sich das hohenstaufische Haus, an das normännische angeschlossen, zu der höchsten Macht in Deutschland wie in Italien empor, und es wurde für

jeden andern italienischen Fürsten die ganz natürliche und nothwendige Aufgabe, einer solchen ihrer Aller Freiheit bedrohenden Verbindung entgegenzuwirken. Das Organ Italiens aber war der Papst, und so dauerte der Kampf der Kirche mit dem Kaiser also zwar fort, gewann aber wie schon gesagt ein ganz anderes Ansehen, indem die geistlichen Mittel nun für blos weltliche, für politische Zwecke verwendet wurden. Indessen brach unter Friedrich kein solcher Zwiespalt mehr aus, wie nahe auch durch Investiturdifferenzen es dahin zu kommen schien, und Friedrich's letzte Lebenskraft nach einem thatenreichen und nicht fruchtlos verlebten Daseyn war in dem allgemeinen Interesse der Zeit dem Kampfe für das heilige Grab geweiht, wohin damals wiederum die allgemeine Aufmerksamkeit gezogen wurde.

Nach dem ganz erfolglosen Kreuzzuge Konrad's und Ludwig's hatte Nureddin endlich auch Damask (1154) erobert und war dadurch Grenznachbar des Königreichs Jerusalem geworden. Da nun die Unruhen in Aegypten dem damaligen Vezier Schawer keine andere Zuflucht als den Emir Nureddin ließen, so nahm ihn dieser nicht nur auf, sondern ließ ihn auch durch seinen Feldherrn, den Kurden Schirkuh, den sein Neffe Saladin Sohn Ejub's, begleitete, (1163) zurückführen. Für seine geleistete Hülfe forderte Schirkuh den dritten Theil der Einkünfte, nöthigte hierdurch aber seinen bisherigen Schützling Schawer, der dies nicht geben wollte noch konnte, den Beistand des palästinensischen Königs Amalrich, der 1162 seinem Bruder Balduin gefolgt war, anzurufen, der auch kam, die Kurden in die Enge trieb, endlich aber, durch Angriffe Nureddin's zur Rückkehr nach Palästina bewogen, ihnen freien Abzug 1164 verstattete. Schirkuh über sein früheres Mißgeschick erbittert, bewog den abbassidischen Chalifen, alle rechtgläubigen Moslemen zum Kampfe gegen die schiitischen Ketzer aufzubieten, sammelte ein Heer, mit dem er wieder nach Aegypten zog, erlitt aber durch den abermals zu Hülfe gerufenen Amalrich (1167) das gleiche Schicksal, und mußte froh seyn, abermals freien Abzug zu erhalten. Dieses Glück bewog nun den König Amalrich, einen Bund mit dem griechischen Kaiser gegen Aegypten zu schließen, und, noch ehe die griechische Hülfe ankam, in Aegypten (1168) wieder einzufallen. Die Leichtigkeit der Eroberung erzeugte unter dem christlichen Heere die ärgsten Ausschweifungen, Amalrich's Soldaten geriethen unter sich selbst über die beste Art zu plündern in Streit, und es blieb dem Chalifen Adhed wie seinem Ve-

zier Schawer Nichts übrig, als sich an Nureddin und Schirkuh zu wenden. Der Emir schickte auch sofort die beiden Kurden nach Aegypten, denen diesesmal Amalrich nicht wagte die Spitze zu bieten, sondern sich nach Jerusalem zurückzug. Schirkuh, der Jan. 1169 ehrenvoll in Cairo empfangen wurde, trat sofort an die Stelle des als Verräther angeklagten und hingerichteten Schawer, starb aber schon nach wenigen Wochen (März 1169) und hatte seinen berühmten Neffen Saladin als Vezier oder Sultan zum Nachfolger. Dieser stellte nach dem Tode des letzten fatimidischen Chalifen Adhed (1171) die seit langer Zeit zerrissene religiöse Einheit wieder her, indem er den abbassidischen Chalifen zu Bagdad als rechtmäßigen Nachfolger Mahomed's anerkannte, das öffentliche Gebet wieder in seinem Namen verrichten ließ, und dadurch zwar die Partei der Schiiten nicht aufhob, aber doch keine politische Partei werden ließ. Nureddin's Tod (1174) gab ihm Gelegenheit, allmählig auch die syrischen und arabischen Länder an sich zu bringen, so daß er, damals 37 Jahre alt, in der Kraft seiner männlichen Jahre, sich ohne übrigens ein fanatischer Schwärmer zu seyn für den von Gott bestimmten Wiederhersteller der saracenischen Macht ansah, und daß sich auch in der That, durch seine großen persönlichen Tugenden, Tapferkeit, Gerechtigkeit, Großmuth, Frömmigkeit angezogen, von allen Seiten die Anhänger des Islam um ihn sammelten. Befand sich nun ein solcher Held voll ächter Begeisterung und zugleich voll Klugheit an der Spitze der saracenischen Macht, so würde das Reich Jerusalem trotz der in einzelnen Gefechten noch immer sich bewährenden ritterlichen Tapferkeit dennoch einen schweren Kampf gehabt haben; als aber zu den Uebeln des Lehenswesens, Ordenswesens, Pfaffenthums, an denen Jerusalem mehr als jeder einzelne europäisch-christliche Staat krankte, auch noch Bürgerkrieg hinzukam, konnte man seinen Untergang voraussehen. Amalrich, einer der thätigsten und löblichsten Könige, hatte 1174 seinen dreizehnjährigen Sohn Balduin zum Nachfolger, von dem man große Hoffnungen hegte, die aber leider durch die fürchterliche ihn gleich nach dem Tode des Vaters befallende Krankheit des Aussatzes alle vereitelt wurden. Seine eigene Hülflosigkeit erkennend, verheirathete er seine Schwester Sibylla an den Ritter Guido (Veit) von Lusignan aus Poitou, einen mit allen Vorzügen des Ritters gezierten, nur aller Staatsklugheit ganz entblößten Mann, dem er auch, obgleich die Stimme aller Barone sich laut dagegen erhob, die Vormundschaft über den zum Nachfolger ernannten Sohn der Si-

bylla aus erster Ehe, Balduin V., übergab. Indessen gewann Saladin einen Sieg nach dem andern, die Barone weigerten sich unter Guido zu fechten, der König, von allen diesen Stürmen hin- und hergeworfen, dankte noch kurz vor seinem Ende ab, ließ seinen Neffen 1183 krönen, ernannte Guido's heftigsten Gegner, den Grafen Raimund von Tripolis, zum Reichsverweser und starb bald hierauf 1184. In dieser gefährlichen Zeit that zuerst der Reichsverweser Graf Raymund mit allem Eifer seine Schuldigkeit, der heldenmüthige Widerstand einzelner Ritter brach oder schwächte Saladin's wiederholte Angriffe, und ein Waffenstillstand brachte die, bei einer Hungersnoth, Folge des Mißwachses, von beiden Theilen gleich sehr gewünschte Waffenruhe. Da starb (Frühjahr 1185) der königliche Knabe Balduin V., und Sibylla, sogleich nach Jerusalem eilend, verschaffte ihrem Gemahl **Guido** durch List die **königliche Krone**. Das schied nun sogleich die Barone in zwei einander bedrohende Parteien, und zum größten Unglück griff Rainold Graf von Sidon eine nach Mekka pilgernde, im Vertrauen auf den Waffenstillstand ruhig dahinziehende, Caravane an, wodurch sofort der Waffenstillstand mit Saladin gebrochen wurde. Saladin, eben im Begriff den Fürsten von Mosul zu bekriegen, schloß sogleich mit diesem Frieden, und bot nun seine Anhänger insgesammt zur Rache an den wortbrüchigen Christen auf. Zwar vereinigte die drohende Gefahr auch die einander befehdenden Barone, es fand zwischen König Guido und Graf Raymund eine Aussöhnung statt, allein das vereinigte Heer der Christen wurde dennoch (1187 Juli 4.) bei **Hittim** am See Tiberias von Saladin gänzlich geschlagen, König Guido nebst einer großen Anzahl Ritter gefangen, von den Tempelherren allein 230 getödtet, und in der Verwirrung der Niederlage und Flucht selbst das heilige Kreuz Christi verloren. Dieser Sieg, dessen sich Saladin übrigens mit Mäßigung bediente, indem er den Gefangenen den Becher der Gastfreundschaft selbst darreichte, und nur dem Friedensbrecher Rainold vor den Augen der Andern den Todesstreich versetzte und die Ordensritter, welche ihrem Gelübde treu blieben, erwürgen ließ, brachte in kurzer Zeit die ganze palästinensische Herrschaft in seine Hand, schon nach vier Tagen (8. Juli) ergab sich die Burg Akka, nach zwei Monaten (5. Sept.) Askalon, und nach einer kurzen Belagerung auch die heilige Stadt Jerusalem, wo Saladin (3. Oct.) triumphirend einzog, die Kreuze und andere Zeichen des Christenthums wegnehmen, den Tempel Salomon's wieder seinen Glaubens-

genossen einräumen, die Einwohner aber gegen Lösegeld abziehen ließ. So war nach kaum neunzigjähriger Dauer die Eroberung Gottfried's von Bouillon und seiner Gefährten wieder verloren, der Sitz des neugeschaffenen Reiches wieder in die Gewalt der Saracenen gerathen, und der Untergang der ganzen christlichen Herrschaft in Palästina ganz nahe gekommen. Nur die Ankunft des tapfern Konrad Markgrafen von Montferrat rettete das schon bedrohte Tyrus und gab den ganz zersprengten Rittern des Reiches Jerusalem wieder einigen Anhaltspunkt. Die Nachricht von diesem Schlage durchbebte die ganze Christenwelt des Abendlandes. Der alte Papst Urban unterlag dem Schmerz, daß ein solcher Jammer seinen Zeiten aufbewahrt sey, die Fehden zwischen Heinrich II. von England und Philipp August von Frankreich wurden beigelegt, unter der Ulme zwischen Gisors und Trie, auf dem sogenannten heiligen Felde, an der Grenze beider Lande, Frankreichs und der Normandie, nahmen die Könige selbst und mit ihnen viele geistliche und weltliche Herren aus beiden Reichen das Kreuz, und ein gleicher Eifer zeigte sich in Italien, in Deutschland, in den nordischen Ländern. Vor allen bedeutungsvoll war der Entschluß des 67jährigen Kaisers Friedrich Barbarossa. Dieser, aus seiner Jugend, als er seinen Oheim Konrad begleitet hatte, mit den Gefahren eines Kreuzzuges nicht unbekannt, damals gleich einem Arbeiter am Ende seines Tagwerks, auf eine mühevolle und nicht immer vom Glück, wohl aber immer vom Ruhm gekrönte Laufbahn zurücksehend, der mächtigste Fürst seiner Zeit, erklärte sich auf dem sogenannten Hoftage Gottes zu Mainz (27. März 1188) bereit das Kreuz zu nehmen, und traf hierauf die zweckmäßigsten Anstalten, um wenigstens den bei den früheren Zügen sichtbar gewordenen Uebelständen vorzubeugen, und ein eigentliches Heer, nicht eine Horde herrenlosen Raubgesindels anzuführen. Für die Ruhe seiner Lande sorgte er nicht blos dadurch, daß er seinen schon längst zu seinem Nachfolger erwählten Sohn Heinrich als seinen Stellvertreter zurückließ, sondern auch durch die abermalige Entfernung des Welfen Heinrich, der sich auf drei Jahre nach England zu seinen Verwandten begab, und durch einen berühmten zu Nürnberg (1188 Dec. 30.) gegebenen Friedebrief, der dem ordnungslosen Faustrecht eine bestimmte rechtliche Grundlage gab und die Bedingungen, unter denen die Selbsthülfe erlaubt und gesetzlich war, genau festsetzte. An den Seldschuken Sultan Kilidsche Arslan II. von Ikonium schickte er zur Erneuerung der schon früher bestandenen freundschaft-

lichen Verhältnisse eine Gesandtschaft, welche von demselben erwiedert wurde, obgleich nachher der Sultan doch nicht umhin konnte, die Sache seiner Glaubensgenossen auch zu der seinigen zu machen; an den Kaiser Isaak Angelus von Constantinopel erging eine gleiche Botschaft, um friedlichen und freundlichen Durchzug zu haben, was aber von den Griechen ganz und gar nicht begriffen wurde; an Saladin endlich wurde, wie es ritterlicher Brauch war, um seine Ehre zu verwahren, ein Absagebrief gesandt, worin Friedrich ihm die bisherige Handelsverbindung zwischen Italien und Aegypten aufkündigen und Krieg ansagen ließ. Nachdem er hierauf nur solche Pilger, die wenigstens drei Mark Silber bei sich hatten, und zwei Jahre lang alle Kosten des Zuges tragen konnten, sich hatte anschließen lassen, zog er (1189 April 23.) mit einem trefflichen Heere von 30,000 Mann, worunter 15,000 Ritter waren, von Regensburg ab gegen Ungarn zu. Hier wurde er von König Bela III. in allen Ehren empfangen, hielt auch seinerseits die strengste Mannszucht, fand aber schon bei dem Eintritt in die Bulgarei und in Servien einen nicht so sehr durch die Treulosigkeit des Fürsten, als durch die räuberische Natur der Einwohner feindlichen Empfang, der in den eigentlich griechischen Landen durch die Verkehrtheit des schwachen und charakterlosen Isaak Angelos in offene Feindseligkeit ausartete. Bald befahl er die Mauern und Gräben von Philippopolis herzustellen, bald sie zu schleifen, mit abwechselndem Trotz und Verzagen; und als Friedrich die Verhaue, die ihm in den Weg gelegt waren, umgangen, die Plänkler, welche ihn stören sollten, verjagt hatte, und nach Philippopolis gekommen war, traf er die Stadt ganz verlassen, kaum daß der ärmere Theil der Bevölkerung und die Armenier, welche in den Deutschen Glaubensverwandte sahen, zurückgeblieben waren. Friedrich benahm sich hierbei mit einer überaus edlen Mäßigung, wiederholte seine Versicherungen, daß er nichts Feindseliges gegen die Griechen im Sinne habe, und erlangte so die bisher gefangen gehaltenen deutschen Gesandten, den Bischof von Münster, den Grafen Ruprecht von Nassau, und den Kämmerer Marquard, zurück, die wie Verlorengeglaubte mit Jubel und Freudenthränen empfangen wurden. Indessen dauerte der um so verächtlichere Trotz der Griechen, als sich die Ueberlegenheit der Deutschen, oder wie sie hier genannt wurden Alemannen, in den Gefechten entschieden kund that, immer noch fort; Isaak nannte den Kaiser nur den Fürsten von Alemannien, und stand, wie durch unleugbare Belege dargethan

wurde, mit Saladin in geheimem Bunde; die Saracenen wurden in Constantinopel feierlich aufgenommen und ihnen freier Gottesdienst verstattet; während die deutschen Gesandten waren ins Gefängniß geworfen worden, und der Patriarch in der Sophienkirche, in Gegenwart der deutschen Gesandten, zum Mord der Deutschen, als zu einem lobenswerthen und Gott wohlgefälligen Werke, aufforderte. Friedrich beschloß daher, den schönen Worten und Versicherungen der Griechen, da er nach seinen eignen Worten als ein Gebrannter das Feuer scheute, nicht länger sich hinzugeben, sondern sich, indem er einen Angriff auf die Hauptstadt von der Land- und von der Seeseite entwarf, und mit seinen bei Adrianopolis zusammengezogenen Truppen eine drohende Stellung annahm, wie in Feindesland zu benehmen. So kam denn (1190 Febr.) ein Vertrag zu Stande, durch den Isaak die nöthigen Lebensmittel und Schiffe zur Ueberfahrt zu liefern versprach, die Deutschen aber, auf der Heerstraße zu bleiben und sich aller Gewaltthat zu enthalten. Sechs Tage lang (23.—28. März) dauerte die Ueberfahrt auf 1500 Frachtschiffen und 27 Galeeren bei Galipoli, übrigens ohne Verlust. Beim Eintritt in das Gebiet des türkischen Sultans Malekschah, der eben erst seinen Vater verdrängt hatte, sah man, daß auch diese Hoffnuug getäuscht hatte, und die Christen, in wasserlose Gegenden gerathen, spärlich nur mit Lebensmitteln versehen, wurden Tag und Nacht von den leichten türkischen Reitern umschwärmt. Indessen half die gute Ordnung, in der Friedrich seine Schaaren ziehen ließ, die Kranken und Schwachen, ebenso das Fußvolk in der Mitte, zu beiden Seiten Haufen von Bogenschützen, während er selbst die Nachhut, sein Sohn Friedrich die Vorhut führte, den Nachtheilen möglichst ab, die mitunter entfaltete gigantische Stärke der Deutschen that auch das Ihrige, und selbst an den gefährlichsten Tagen (1., 7. und 14. Mai) blieb der Verlust verhältnißmäßig unbedeutend. Ikonium wurde (10. Mai) erstürmt, und froher Hoffnungen voll war man schon in die befreundeten Lande Ciliciens, zu armenischen, also christlichen, Fürsten gekommen, als hier beim Baden oder, was jedoch wahrscheinlicher ist, beim Durchreiten durch den Fluß Saleph (Kalykadnus) **Friedrich** (10. Juni) seinen Tod und der ganze Kreuzzug, von dem die Christen das Aeußerste gehofft, die Türken das Aeußerste gefürchtet hatten, sein plötzliches Ende fand. Denn Herzog Friedrich führte zwar den Rest des seines eigentlichen Führers und Hortes beraubten Heers noch bis Antiochia und Akka, allein Seuchen

rieben es ganz auf, Viele begaben sich wieder auf den Heimweg, und nach dem ebenfalls an der Seuche erfolgten Tod des Herzogs (1191 Jan.) war von dem glänzenden Heere der Deutschen fast keine Spur mehr vorhanden. Die Hoffnung der palästinensischen Christen war indessen durch die Ankunft anderer, auch deutscher Pilger, wie des Herzogs Leopold von Oesterreich, desgleichen Italiener und Franzosen, aufrecht erhalten, und im Vertrauen auf die Unterstützung, welche die Könige von Frankreich und England bringen sollten, unterließ man nicht, dem Sultan Saladin tapfern Widerstand zu leisten. Schon seit 26. Aug. 1189 war zuerst von dem aus Saladins Gefangenschaft durch den Schwur sich aus Palästina entfernen zu wollen entlassenen, nachher aber von der Geistlichkeit seines Eides entbundenen König Guido der Angriff auf Akka (Akre, Ptolemais) begonnen, und von beiden Seiten war Alles zum Erobern und zum Vertheidigen aufgeboten worden. Am Fuße des Berges Carmel hatte man schon in der ersten Zeit der Belagerung neun Schlachten gezählt, kleinere Gefechte ungerechnet. Dabei war im christlichen Heere, indem auch Konrad von Montferrat, welcher Isabella die Schwester der seitdem verstorbenen Sibylla geheirathet hatte, Anspruch auf den Königstitel machte, neue Zwistigkeiten ausgebrochen, und man sah mit großer Sehnsucht den Franzosen und Engländern entgegen. Fast hätte neuer Zwist auch diese Hoffnung vereitelt. Denn nachdem Heinrich II. sich schon zum Kreuzzug erklärt hatte, brach in seinen französischen Besitzungen eine heftige Fehde seiner Barone gegen seinen Sohn Richard aus (1188), welche in einen mit großer Erbitterung geführten Krieg zwischen Frankreich und England ausartete, und nur durch einen Waffenstillstand bis die Kreuzfahrt vorüber seyn würde beigelegt wurde (1189 Juni 29.), dem nach wenigen Tagen der Tod des Königs Heinrich folgte. Nun eilte sein Sohn Richard, durch den Beinamen Löwenherz bekannt, mit Philipp August von Frankreich Friede zu schließen, hierauf in England sich nur so lange zu verweilen, als um die Krone zu empfangen und die Anstalten zur Abreise zu treffen unumgänglich nöthig war, hierauf aber wieder nach Frankreich zu gehen, um hier mit Philipp von Vezelay aus (1190 Juni), wo schon eine außerordentlich große Zahl von Pilgern sich eingefunden hatte, den Kreuzzug anzutreten. Bei Lyon jedoch trennten sie sich, um, die Engländer über Marseille, die Franzosen über Genua, sich nach Messina einzuschiffen. Hier bereits brach der vorher mühsam zurückgehaltene Groll beider Könige, des ritterlich lie-

denswürdigen, tapfern, geistreichen, prunkliebenden, großmüthigen, dabei aber ungerechten, übermüthigen und leidenschaftlichen Richard, und des besonnenen, nüchternen, klugen, sparsamen Philipp in offene Flammen aus, und dauerte mit wenigen Unterbrechungen ihr ganzes Leben lang fort. Philipp verließ Messina zuerst und kam schon am 13. April im Lager vor Akka an, während Richard, der später abfuhr und unterwegs durch Stürme aufgehalten wurde, sich zuerst nach Cyprus begab, hier den auch gegen die Pilger grausam und ungastlich verfahrenden König Isaak, einen Nachkommen der Komnenen, absetzte, und erst 5. Jun. vor Akka anlangte. Der Wetteifer der beiden Könige zeigte sich nun in einer für die gemeinschaftliche Unternehmung höchst ersprießlichen Bemühung, im Kampfe gegen die Ungläubigen es einander zuvorzuthun, und dies brachte endlich die Belagerten zu einer Capitulation 1191 Juli 12., welche den Vertheidigern freien Abzug, den Christen aber außer andern Vortheilen namentlich auch die Rückgabe des heiligen Kreuzes gewährte. Der Uebermuth, mit dem Richard nicht nur andere Kreuzfahrer, sondern besonders auch den Herzog Leopold von Oesterreich, dessen Banner Richard von dem Thurm, wo es aufgesteckt war, herunterreißen und in den Koth treten ließ, und überhaupt die Deutschen behandelte, hatte die Entfernung Leopold's zu Folge, und da auch Philipp seinem Gelübde genug gethan zu haben glaubte, und noch im Juli nach Europa zurückging, so stand Richard allein seinem ritterlichen Feinde Saladin gegenüber. Es hatte sich zwischen beiden Fürsten ein eigenthümliches auf gegenseitiger Anerkennung der persönlichen Tugenden beruhendes Verhältniß gegründet, welches sogar durch eine Vermählung von Saladin's Bruder, Maleck el Adhel, mit Richard's Schwester Johanna noch fester geschlossen werden sollte. Natürlich scheiterte dieser Entwurf an der Verschiedenheit der Religionen. Die Tapferkeit Richard's hatte übrigens reichen Spielraum sich zu entfalten, und da auch seine Grausamkeit, z. B. wenn er mehr als 2000 Gefangene miteinander niederhauen ließ, eine dem morgenländischen Begriff von Fürstengröße keineswegs zuwiderlaufende Erscheinung war, so gewann er immer mehr die Furcht und Achtung der seinen Namen sogar sprichwörtlich gebrauchenden Saracenen. Seine Verbindung mit Saladin, mit dem er während der steten Schlachten dennoch auch in steten Unterhandlungen stand, machte aber endlich die Christen mißtrauisch, heimathliche Verhältnisse forderten seine persönliche Anwesenheit in England, und ohne je selbst nach Jerusalem

gekommen zu seyn, schloß er die Reihe seiner Thaten in Palästina mit einem auf drei Jahre, Monate, Wochen, Tage abgeschlossenen Waffenstillstande mit Saladin (1192 Sept. 1.), wodurch den Christen für diese Zeit freie Pilgerfahrt nach Jerusalem gestattet wurde. Auf seiner Heimkehr gerieth er in die Gefangenschaft der Deutschen, welche ihn seine Einmischung in die sicilischen Sachen und seinen Uebermuth in Palästina durch dreijährigen Kerker und hohes Lösegeld bezahlen ließen. Auch sein edler Gegner, Saladin, nicht nur der edelste Mann des Orients weit vor und rückwärts, sondern den Besten aller Zeiten würdiger Genosse, starb schon im nächsten Jahre, und wiewohl sein Tod neue Bewegungen unter den Saracenen veranlaßte, zugleich aber auch die Bemühungen der Christen, das Verlorene wieder zu gewinnen, unablässig fortdauerten, so läßt sich doch die Geschichte des dritten großen Kreuzzugs mit Richard's Abzug und Saladin's Tod als ein völlig abgeschlossenes Ganze ansehen.

Die ganze Gewalt der Hierarchie vereinigte und erhob auf ihren höchsten Punkt damals Papst Innocenz III., der glücklichste und unternehmendste aller Nachfolger Gregor's VII. Günstige Umstände unterstützten seine hochstrebenden Plane. Auf Kaiser Friedrich war sein Sohn Heinrich VI. zwar ohne alle Hindernisse im Reiche gefolgt, und durch Familienverbindungen eines Sohns von Heinrich dem Löwen mit der einzigen Tochter des Pfalzgrafen Konrad, Bruder Kaiser Friedrich's, welche nicht die Politik, sondern die Liebe geknüpft hatte, schien der Friede in Deutschland gesichert und dem Hohenstaufischen Hause Nichts mehr im Wege. Zwar gelang es dem Kaiser Heinrich, der sich bei seiner Krönung eine demüthigende Behandlung soll haben gefallen lassen, die, wenn sie auch nur Sage ist, doch wenigstens zeigt, was man dem päpstlichen Stuhle zutraute, nicht sogleich nach seiner Krönung (1192) sich in den Besitz des mit seiner Gemahlin Constanze erworbenen normännischen Reiches Neapel und Sicilien zu setzen, indem ein Bastardsprosse des königlichen Hauses sich dort behauptete; aber als er hauptsächlich durch die ungeheure Summe, welche Richard Löwenherz für seine Freilassung aus der Gefangenschaft (1194 Febr.) zahlte, sich zu einem Zug nach Italien in Stand gesetzt sah, und sein Gegner Tankred noch zuvor gestorben war, wurde er des Restes seiner Gegner völlig Meister und entfaltete in ihrer Bestrafung und Vertilgung einen so furchtbar harten Sinn, daß sein plötzlicher Tod (1197 Sept.) zu Messana große Besorgnisse zerstreute und dem bald hierauf gewählten (1198

Febr.) Papst Innocenz III. ein leichtes Spiel bereitete. Schon am Tage nach seiner Weihung ließ er sich von dem kaiserlichen Stadtpräfecten zu Rom den Eid der Treue schwören, machte, indem er Senatoren und andere Beamte der Stadt sich huldigen ließ, sich zum alleinigen Oberherrn über Rom und sein Gebiet, und entschied die seit langem obschwebende Frage über das Erbtheil des heil. Peter, indem er das Herzogthum Spoleto, die Mark Ancona, und die Allodien aus der Mathildischen Erbschaft wieder an sich zog (recuperirte), und die Mark Toscana, als offenbares Reichslehen, zwar nicht einzog, aber doch zur Unabhängigkeit der dortigen größern Städte, Florenz, Siena, Pisa, Luca, veranlaßte. Die in Deutschland sofort eingetretene Spaltung, indem Heinrich's kaum vierjähriger Sohn Friedrich von den Fürsten als Nachfolger verworfen, dagegen von der Hohenstaufischen Partei Philipp, Heinrich's VI. Bruder, von der Welfischen aber Otto, des alten Heinrich des Löwen Sohn, gewählt wurde, benützte er mit Klugheit, um die gefährlicher scheinende Partei der Hohenstaufen durch Versagung der Anerkennung zu schwächen, hingegen die der Welfen durch Gewährung zu stärken. Da durch diese Wahl zugleich die den Päpsten verhaßte Vereinigung des sicilischen Reiches mit Deutschland aufgehoben worden war, so konnte er als oberster Lehnsherr dieses Reiches daselbst den Lehnzins erhöhen, die in Sicilien bestehenden kirchlichen Rechte zu seinen Gunsten schmälern, und sich für seine nach Constantias Tod (1198 Dec.) übernommene Regentschaft ein ansehnliches Jahrgeld zahlen lassen. Dennoch verdankte ihm Friedrich, dessen Unmündigkeit er so auf der einen Seite mißbrauchte, die Wiedereinsetzung in die eine Zeit lang ihm entzogene Nachfolge im Reiche. Der Parteikampf zwischen Philipp und Otto bietet, da die Kräfte beider ziemlich gleich und der Krieg mehrmals durch Stillstände und Versuche zu gütlicher Beilegung unterbrochen war, im Ganzen Nichts als ein wüstes, von Verheerung und Verwüstung begleitetes Ringen dar, welchem endlich der Mord Philipp's durch Otto von Wittelsbach, Pfalzgrafen in Bayern (1208 Jun. 21), einen andern Anblick gibt. Da Otto sich bereit erklärte, die einzige noch unverheirathete der vier Töchter Philipp's und Irene's, sobald sie erwachsen sei, zu ehelichen, fanden alle Parteien in dieser Verbindung das sicherste Unterpfand des innern Friedens, und obgleich sich Innocenz zuletzt zur Anerkennung Philipp's bereit gezeigt hatte, so legte er doch seinem jetzigen Nachfolger Otto nicht nur Nichts in den Weg, sondern krönte ihn um

so bereitwilliger zum Kaiser (1209), als Otto urkundlich die Freiheit aller geistlichen Wahlen anerkannt, desgleichen aller Appellationen in kirchlichen und geistlichen Sachen, dem Spolienrechte entsagt, Hülfe gegen die ketzerische Bosheit versprochen, und Wiedergabe aller zur Kirche gehörigen Güter, alles Landes von Radicofano bis Ceperano, der Mark Ancona, des Herzogthums Spoleto, der Mathildischen Landschaft, der Grafschaft Bertinoro, des Exarchats von Ravenna, und der Provinz Pentapolis zugesichert hatte. Nach dieser ersten, schriftlichen Capitulation konnte Innocenz an Otto's Ergebenheit wohl zunächst nicht zweifeln, allein er wurde bald in seiner Meinung von dem neuen Kaiser irre. Nicht nur benahm sich Otto, der sein den Fürsten gegebenes Wort, das Reich nicht zu mindern, sondern zu mehren, für gültiger erklärte, als den erst neulich dem Papste geleisteten Eid, in Bezug auf die mittelitalienischen Landschaften als vollkommener Oberherr, sondern er griff auch das offenbar gar nicht zum Reiche gehörige Reich Sicilien an, überzog Apulien, und eroberte Neapel. Innocenz konnte hier als Rächer und Beschützer des bedrängten Friedrich auftreten, und schon 1210 traf den Welfen Otto der Bannstrahl und erging an seine Unterthanen bei Androhung der Excommunication die Aufforderung zum Abfall. Die Folge war leicht vorauszusehen. Die alte Partei der Hohenstaufen trat zusammen, und eine Botschaft lud 1211 den jungen Friedrich ein, in Deutschland an die Spitze des Reiches und seiner Anhänger zu treten. Innocenz selbst munterte diesen kaum sechszehnjährigen Fürsten dazu auf, empfing ihn auf seiner Durchreise zu Rom (1212) mit großer Feierlichkeit, und genehmigte seine noch in demselben Jahr vorgenommene Wahl und Krönung zu Mainz. Zwar schwankte das Glück noch einigermaßen hin und her, und ein glänzender Sieg möchte im Stande gewesen seyn, die Welfische Partei wieder ganz emporzuheben; als aber Otto in der Schlacht an der Brücke von Bovines (1214), wo er für England und Flandern gegen Frankreich stritt, trotz seiner eigenen und seiner Deutschen Tapferkeit, geschlagen wurde, war in Deutschland die Sache entschieden; Friedrich konnte sich (1215) zu Aachen krönen lassen, und der nur von Wenigen noch anerkannte Otto trat in das Dunkel seiner Harzburg zurück, wo er (1218) starb, als ein neuer Beweis von der Gewalt des Papstes, die hier durch den Einklang mit der Stimme des Volks und dem Glücke der Waffen als eine göttliche Vollmacht erschien. Noch auffallender trat dies in den englischen

Händeln hervor. König Richard Löwenherz hatte sich nach seiner Heimkehr vom Kreuzzug (1194) in Kriegen mit seinem Lehnsherrn Philipp August von Frankreich fruchtlos abgekämpft, und da er bei seinem Tod (1199) keine ehelichen Nachkommen zurückließ, so trat sein Bruder Johann, der schon während des Kreuzzugs die Abwesenheit des Königs zu seinem Vortheil zu benutzen gesucht hatte, der schlechteste von Heinrich's II. Söhnen, ein feiger, treuloser, schwelgerischer, grausamer Fürst, und ohne eine Tugend, welche Ersatz für diese Laster gegeben hätte, an seine Stelle. Sein älterer Bruder Gottfried, der die Erbfürstin von Bretagne geheirathet hatte, war noch vor dem Vater gestorben, und hatte einen Sohn, Arthur, hinterlassen, der bei Richard's Tod erst ein heranwachsender Jüngling war, und seinem Oheim hatte nachstehen müssen. Aufgehetzt indeß durch den König Philipp August, griff er zu den Waffen, wurde von Johann gefangen (1202) und verschwand, ohne daß über seinen Tod ein bestimmter Aufschluß gegeben werden konnte. Wenn daher die öffentliche Meinung den König Johann für den Mörder seines Neffen erklärte, so hatte sie freilich keine anderen Beweise, als die subjektiven aus seinem Charakter entnommenen; aber auch in dem Proceß, welchen Philipp August deßhalb mit Johann anfing, ergab sich Nichts, das ihn gereinigt hätte. Allerdings war es dem Lehnsherrn nur um eine glänzende rechtliche Veranlassung zu thun, die gesammten Länder seines Vasallen zu überziehen, und unter dem Vorwand der Gerechtigkeitspflege die Normandie, Bretagne, Anjou u. s. w. mit Frankreich zu vereinigen, so daß Johann 1205 Nichts als die Länder seiner Mutter Eleonore, Guyenne und Poitou, behielt. Gerade damals, als Johann den Engländern selbst höchst verächtlich wurde, gerieth er mit dem Papst in einen höchst wichtigen und folgenreichen Zwist. Da nach dem Tode des Erzbischofs Hubert von Canterbury keine einträchtige Wahl zu Stande gekommen war, so hatte Innocenz III., an den die bei der Wahl übergangenen Bischöffe der Diöcese sich wendeten, den in Rom anwesenden Gliedern des Kapitels befohlen, den Cardinal Stephan Langton 1207 zu wählen. Ueber diesen Schritt gerieth Johann in solchen Zorn, daß er alle Mönche des Kapitels von Canterbury verjagen ließ, dem Papst in einem Briefe erklärte, daß die von ihm, dem König, vorher bestätigte Wahl des Bischofs Johann von Norwich unumstößlich sey, und daß die Beharrlichkeit des Papstes eine gänzliche Entfernung Englands vom heiligen Stuhle zu bewirken drohe. Der Streit in

welchem Innocenz erst durch Briefe, dann durch Boten, den König zum Nachgeben zu bewegen suchte, führte endlich zur Ausführung der angedrohten Strafe, des Interdicts, welches in diesem Umfange damals zuerst angewendet wurde, und in der dumpfen, alles heitern und ernsten Festschmuckes entbehrenden Grabesstille, welche sich nun statt der Gesänge der Priester und Chöre, statt des erbebenden Glockengeläutes, statt der prächtigen und Ehrfurcht einflößenden öffentlichen Handlungen und Segnungen, gleich einem Leichentuche über das ganze Land legte, den erwarteten Erfolg bewirkte. Da die Tyrannei des Königs durch alle diese Schritte zunächst nur noch mehr gereizt wurde, und in neuen theils der Habsucht, theils der Grausamkeit angehörenden Greueln sich ferner zeigte, so fand die Bulle des Papstes in der öffentlichen Meinung, die in ihm nur den Beschützer des menschlichen Rechts und den Bekämpfer der Tyrannei sah, den sichersten Halt. Endlich that Innocenz den entscheidendsten Schritt, und nachdem er schon vorher alle Unterthanen Johann's von dem Eid der Treue und des Gehorsams entbunden hatte, schenkte er die englische Krone dem König Philipp August, an den sich schon vorher geistliche und weltliche Große des Landes gewendet hatten, und forderte diese auf, zur Entthronung Johann's behülflich zu seyn. Philipp richtete sich in der That zur Besitznahme, und Johann that, um sich aus dieser Noth zu retten, einen Schritt, der nicht minder bezeichnend für die päpstliche Gewalt ist, als Heinrich's IV. Kirchenbuße in Canossa. Er ließ sich 1213 am 13. Mai unter sehr harten Bedingungen vom Banne lossprechen und mit dem Papste aussöhnen, indem er ihm in allen Dingen zu gehorchen versprach und ihm alle Patronatsrechte, die er über englische Kirchen besaß, übertrug. Am 15. Mai nahm er das Reich England auf eine schmähliche Weise und unter demüthigenden Ceremonien vom Papste zu Leben, und versprach, daß er und seine Nachfolger statt der Vasallendienste, welche sie dem päpstlichen Stuhle leisten müßten, jährlich 10,000 Mark Silber, ohne Nachtheil der gewöhnlichen Abgabe des Peterpfennings, entrichten würden. Hierauf schwur er vor dem päpstlichen Legaten Pandulf öffentlich den Eid der Treue, und stellte im folgenden Herbst eine eigene Acte über dieses Verhältniß aus, worauf auch Innocenz das Interdict aufhob und ihm seinen Schutz versprach. Indessen dauerte die Unzufriedenheit der Prälaten und Barone, oder vielmehr des ganzen Landes, mit Johann's schlechter Regierung fort, und wurde im folgenden Jahr 1214 durch einen frucht-

losen Zug Johann's nach Poitou und Guyenne, und durch die im flandrischen Interesse erlittene Niederlage bei Bovines nur vermehrt. Da bewog Stephan Langton, nun anerkannter Erzbischof von Canterbury, durch Erinnern an die Rechte, welche Heinrich I. (1100) in der fast vergessenen Urkunde gewährt hatte, die Barone und Bischöffe zu einem Aufstand gegen den König, der vom Oktober 1214 bis in den nächsten Sommer geführt, und nach mannigfachen Stillständen endlich durch den berühmten Abschluß der Magna Charta geschlossen wurde. Johann durch die Bürger von London und seine eigenen Dienstleute verlassen, willigte in Alles, in der Hoffnung Nichts zu halten. Bei Windsor auf der Wiese Runemede (1215 Jun. 19.) unterzeichnete Johann diese Grundlage der brittischen Freiheit, in welcher vor Allem die Kirche im unverletzten Besitz aller ihrer Privilegien gesichert, die Lehnspflichten genau bestimmt, und außerordentliche Fälle der Einwilligung eines Parlaments, d. h. großen Rathes, unterworfen, die Verhältnisse der Kronvasallen auf die Aftervasallen angewendet, die Freiheiten der Stadt London und aller andern Stadtgemeinden, Flecken, und Seehäfen gesichert, gleiches Maaß und Gewicht, freier Aus- und Eingang aller Freien im Frieden ausbedungen, die eingehegten Forsten und Fischwasser freigegeben, der allgemeine Gerichtshof endlich an einen bestimmten Ort fixirt, und ausgesprochen wurde; daß Keinem Recht und Gerechtigkeit verkauft, verweigert, verzögert, noch ein freier Mann anders als nach dem Urtheil von Seinesgleichen und nach den Gesetzen des Landes gerichtet werden sollte. Zur Aufhebung des lästigsten Theils der Jagdgesetze wurde eine zweite Charta, charta forestorum, an demselben Tage gegeben. Zwar gedachte Johann diese Bedingungen ebensowenig zu halten, als die gegebene Zusage seine fremde Söldner zu entlassen, auch hob Innocenz III. als getreuer Schutzherr seines Vasallen schon am 24. August 1215 die Charte auf, und belegte sie am 16. December mit dem Banne, und es schien sich zu einem drohenden Kriege anzulassen, indem die Barone, an deren Spitze der Erzbischof Stephan stand, dem Sohne Philipp August's die Krone anboten, und dieser auch wirklich nach England kam und an die Spitze einer Partei trat. Da aber Johann (1216 Okt. 19.) zur allgemeinen Freude an den Folgen seiner Unmäßigkeit starb, so vereinten sich die Engländer bald insgesammt zur Anerkennung seines Sohnes Heinrich III., der damals noch unter Vormundschaft stund, und Ludwig von Frankreich mußte wieder in sein Land zu

rückkehren. Wie roh und unvollkommen auch dieser Entwurf einer Erklärung, daß zwischen dem Fürsten und dem Unterthan jeder Zeit ein auf gegenseitigen Rechten und Pflichten beruhender Vertrag herrsche, dessen genaue Einhaltung das Glück der Staaten und die wechselseitige Liebe und Achtung erzeuge, immerhin noch seyn mochte; — ein großer Schritt war geschehen; aus der Wildniß der ungebändigten Gesetzlosigkeit heraus trat der Mensch in das Leben des Staates und des Bürgerthums ein; und an die Stelle der hierarchischen Gewalt begann, obgleich noch als ein schwacher aber als ein nie zu erlöschender Funke, die edlere Gewalt des bürgerlichen und gesellschaftlichen Vertrags zu treten.

XIII. Die Albigenser Kriege. Das oströmische Reich. Vierter Kreuzzug. Almohaden. Fünfter Kreuzzug.

Des Papstes Thatigkeit im Kirchlichen. Die Albigenserkriege. Eroberung von Beziers. Simon von Montfort. Inquisition. Die Bettelorden. Griechische Kaisergeschlechter bis auf die Familie Angelos. 1) Die Familie Heraklius. 2) Die bilderstürmenden Kaiser. Zwist über die Wahl des Photius. 3) Die Macedonier. Zwist der griechischen und römischen Kirche. 4) Die Komnenen und Dukas. Alexius I. Johannes I. Manuel I. Andronikus. Isaak Angelus. Alexius II. Angel. Sogenannter vierter Kreuzzug 1202—1204. Eroberung von Konstantinopel. Lateinisches Kaiserthum. Zersplitterung der saracenischen Reiche. Die Almohaden. Maleк el Adhel. Kreuzzug von 1217. Damiata erobert 1219 und zurückgegeben 1221.

Am meisten aber zeigte sich des Papstes Innocenz III. Thätigkeit in den eigentlichen Angelegenheiten der Kirche, und zwar am einflußreichsten für alle folgende Zeit in der Ausbildung der Lehre vom Kampfe gegen die Ketzer. Zwar hatte es nie an Widerspruch gegen die unbedingte Macht der Kirche gefehlt, und die Bemühung der Päpste, ihr Ansehen zu erhalten, war allerdings auch durch Angriffe auf dasselbe hervorgerufen worden, indessen hatten die Unruhen in Rom in der Regel mehr weltliche Veranlassungen, und erst als Arnold von Brescia seine theologische Lehre mit dem Freiheitsstreben der Römer verband, trat eine andersgläubige Partei dem Papste auch feindlich entgegen. Indessen hatte es in dem südlichen Frankreich und dem nördlichen Italien auch solche im Stillen dahinlebende Secten gegeben, die zwar nicht offen gegen die herrschende Kirche auftraten, aber dennoch sich förmlich von derselben getrennt hatten, und, da sie nicht für die Kirche, wider dieselbe zu seyn scheinen. Am wichtigsten wurden die im südlichen Frankreich, hauptsächlich in der Grafschaft Toulouse und dem Ländchen Albigeois, ansäßigen Sectirer, bekannt unter dem Namen Albigenser, welche morgenländische Ansichten von zwei Grundwesen, einem guten und einem bösen, mit der christlichen Lehre vermischt hatten, und das alte Testament, die Abendmahlslehre, die Sacramente überhaupt, das Mönchswesen u. a. verwarfen. Sie waren schon unter Papst Alexander III. ein Gegenstand der kirchlichen Aufmerksamkeit geworden, man hatte zu wiederholten Malen nach den schon in den

15*

Paulinischen Briefen gegebenen und im Verlauf der Zeit weiter ausgebildeten Regeln gegen die Irrgläubigen sie zur Strafe gezogen, und Papst Lucius III. (1184) die stärksten Beschlüsse gegen sie und ihre etwaigen Beschützer erlassen; weil aber die Albigenser eine fleißige, ruhige Gemeinde waren, die den Wohlstand der ganzen Gegend hob, so hatten sie sich immer noch unter dem Schutze ihrer ihnen wohl geneigten Landesherren gegen die drohende Gefahr erhalten. Daß sie ihrerseits von lächerlichem Aberglauben auch nicht frei waren, kann man unbedenklich zugeben, während sie von dem Verdacht grober Unsittlichkeit, den sie durch ihre Lehrsätze, die man nicht verstand oder nicht verstehen wollte, nicht aber durch ihr Leben sich zuzogen, frei gesprochen werden müssen. Da übertrug (1203) Innocenz III. den cistercienser Mönchen Peter von Chateauneuf (Castelnau) und Robert aus dem Kloster Fontfroide, das Geschäft gegen die Ketzerei der Albigenser zu predigen, und da ihre Predigt namentlich in Toulouse den besten Erfolg gehabt hatte, so ernannte er (1204) sie und mit ihnen noch den Abt Arnold von Citeaux zu päpstlichen Legaten, um diese Ketzer zum katholischen Glauben zurückzubringen, oder, wenn sie sich weigern würden, zu excommuniciren und der weltlichen Gewalt zu übergeben: außerdem sollte ihr Vermögen eingezogen und ihr Name geächtet werden: denen aber, welche an dem Zuge gegen sie Theil nehmen würden, sollte, wie den Kreuzfahrern gegen die Saracenen, vollkommener Ablaß verwilligt werden. Indessen obgleich Innocenz an den König Philipp August von Frankreich und auch an die Grafen und Herren dieser Provinzen geschrieben hatte, so bezeigte doch weder Philipp Lust, sich in diese Sache zu mischen, noch wollten die andern Fürsten sich ihrer fleißigen und folgsamen Unterthanen berauben, und es bedurfte erneuerter Befehle des Papstes, damit nicht seine Legaten selbst muthlos wurden. Peter erhielt die nachgesuchte Erlaubniß in sein Kloster zurückkehren zu dürfen nicht nur nicht, sondern wurde vielmehr (1205) zu neuem Eifer aufgemuntert, und sowohl dem König Philipp, als auch dem Erzbischof von Narbonne und dem Bischof von Beziers Vorstellungen über ihr Betragen gegen die päpstlichen Legaten gemacht. Jetzt erst fingen (1206) die Versuche an, die Ketzer selbst durch Predigten zu bekehren, und da dieses ohnedies schwierige Werk einen sehr geringen Fortgang hatte, so nahmen die Legaten außer andern Gehülfen auch den Spanier Dominikus Guzman, Chorherrn des heiligen Augustinus und Subprior der Kathedrale des Bisthums Osma, der gerade

auf der Rückreise aus Rom dorthin kam, mit Erlaubniß seines Bischofs, zum Prediger an. Dennoch hatte das Unternehmen einen nur mittelmäßigen Fortgang, weil die weltlichen Großen, unter dem Vorwande, daß ihre eigenen Fehden sie zu sehr beschäftigten, die Befehle des Papstes zu vollziehen sich weigerten. Da geschah es, daß Graf Raymund von Toulouse mit dem Mönch Peter in einen heftigen Streit gerieth, Peter aber (1208 Jan. 15.) ermordet wurde. Dieser Mord wurde sogleich auf Rechnung des Grafen geschrieben, Peter schon am 9. März selig gesprochen und unter die Märtyrer der Kirche versetzt, durch Briefe des Papstes aber alle Grafen und Herren zum Kreuzzug aufgefordert. Da nun in der That Peter's Ermordung allgemein für ein Werk der Albigenser gehalten wurde, so fand die päpstliche Aufforderung überall Eingang, so daß Raymund, um der drohenden Gefahr zu entgehen, sich (1209 Jan.) unter jeder Bedingung unterwarf; er übergab als Unterpfand, daß er seinen Unterthanen nicht beistehen wolle, sieben feste Burgen, ließ die Bürgermeister von Avignon, Nismes, und St. Gilles schwören, ihn, wenn er eidbrüchig würde, nicht mehr für ihren Herrn anerkennen zu wollen, trat für denselben Fall die Grafschaft Melgueil schon einstweilen an den päpstlichen Stuhl ab, und schwur in funfzehn Artikeln seine Irrthümer ab und unterwarf sich ganz der römischen Kirche. Hierauf erschien er in der Kirche von St. Gilles im bloßen Hemde vor dem Legaten, beschwur seinen künftigen Gehorsam gegen die römische Kirche, und erhielt dann vor dem Legaten unter Ruthenstreichen die Lossprechung vom Bann Nun zogen die Missionäre an der Spitze eines Heers ins Feld, unter den Befehlen des Abtes Arnold, und auch Graf Raymund mußte sich anschließen. Der Sturm ging zuerst auf den Vicomte Roger von Beziers, der es vergeblich versuchte, zu Montpellier durch Vorstellungen die Gefahr abzuwenden; er mußte sich entschließen, sich zu vertheidigen. Als das Heer vor Beziers erschien, bot es den rechtgläubigen Einwohnern freien Abzug an, und forderte sie auf, den Kreuzfahrern Mittel und Wege an die Hand zu geben, den Platz zu überrumpeln. Es entfernte sich jedoch Niemand, was in den Augen des Abtes Arnold als Mitschuld erscheinen mußte, daher denn, als noch an demselben Tag (22. Jul. 1209) der Sturm gewagt, die Stadt in höchstens drei Stunden erobert, und nach dem eigenen Zeugniß des Abtes Arnold die ganze Einwohnerschaft, an 30,000 Menschen, vertilgt, die reiche Stadt aber durch Brand vertilgt wurde, auch die

Katholiken keine Begnadigung erhielten, sondern sich das Morden ohne Unterschied auf Schuldige und Unschuldige erstreckte, indem Gott schon wissen werde, die Seinen auszufinden. Durch dieses Beispiel geschreckt, erbot sich die reiche und mächtige Stadt Narbonne, Geld zu zahlen, sich Gesetze gegen die Ketzer geben zu lassen, und alle zu ihr geflüchteten Juden und Ketzer auszuliefern. In Carcassone suchte sich der Vicomte Roger anfangs zu halten, wurde aber nach einigen Tagen durch Mangel an Lebensmitteln gezwungen, seine Güter aufzugeben, um nur sein Leben als Gefangener zu behalten. So erfolgreich nun auch bisher das Unternehmen gewesen war, so schien es doch nothwendig, auch die Dauer desselben gegen einen Umschwung des Glückes zu sichern, der theils durch den Abzug eines Theils der Kreuzfahrer, theils durch den nur zum Schein ruhigen Grafen von Toulouse, theils durch seinen Schwager, den König von Aragon, zu befürchten war, und von einer deßhalb niedergesetzten Commission wurde einstimmig Simon von Montfort, Graf von Leicester, gewählt, der nicht nur hinsichtlich seiner kriegerischen Talente, Tapferkeit, Verschlagenheit, Gewandtheit, sondern auch wegen seiner harten, grausamen, und fanatischblutdürstigen Gesinnung vollkommen für dieses Amt geeignet war. Da ihm sein Gewissen nicht erlaubte, den Kreuzfahrern sich ferner anzuschließen, welche Heinrich Dandolo Doge von Venedig gegen Constantinopel führte, hatte er sich bei Zara von ihnen getrennt und seinem frommen Eifer durch Anschließung an diesen Kreuzzug ein Genüge geleistet. Der Krieg wurde nun fortgesetzt und auch der Graf von Foix gezwungen sich zu unterwerfen und seinen eigenen Sohn als Geißel zu geben. Da aber auch dieses nicht genügte, und dem Grafen von Toulouse die Abtretung aller von dem Kreuzheere eroberten Orte zugemuthet wurde, so wandte sich dieser an den Papst, berief sich auf seine geschehene Lossprechung, und würde auch wohl im Vortheil geblieben seyn, wenn ihn der Legat nicht selbst mehr als alle Ketzer im Verdacht gehabt hätte. Er wurde daher (1211) von dem Legaten aufs Neue in den Bann gethan, und Simon von Montfort, der indessen an der Stelle des seitdem verstorbenen Vicomte von Beziers die Belehnung über Carcassone von König Peter von Aragon erhalten hatte, griff ihn mit immer wachsendem Glücke an, welches bei der im Ganzen sehr abwechselnd starken Kriegsmacht, über welche Simon gebot, hauptsächlich seiner Kriegsgeschicklichkeit zuzuschreiben ist. Er erwarb sich daher außer der Würde eines Vicomte von Beziers

und Carcassone auch noch die eines Herrn von Alby und Rhodez, und traf zur Sicherstellung der Religion in seinen neuen Landen besondere Maaßregeln, besonders die Verpflanzung nordfranzösischen Adels unter die Provenzalen und Gascogner. Da sich nun (1212) Graf Raymund fast nur auf Toulouse und Montauban beschränkt sah, wandte er sich an seinen Schwager, Peter II. König von Aragon, um Beistand oder um Verwendung. Peter hatte eben erst in Gemeinschaft mit den Königen von Castilien und Navarra die ungeheure Schlacht von Toloza gegen den Fürsten der Almohaden gewonnen, hatte sich von Innocenz selbst salben und krönen lassen, und sich zu einem jährlichen Zins von 250 Doublonen gegen den Papst verpflichtet, konnte also gewiß für einen rechtgläubigen Fürsten gelten. Allein sein an das deßhalb versammelte Concilium zu Lavaur gestellter Antrag, die dem Grafen von Toulouse, den Grafen von Foix und von Comminges u. s. w. entzogenen Güter unter dem Beding, daß sie sich den päpstlichen Befehlen unterwerfen sollten, zurückzugeben, wurde von demselben abgelehnt und eine Appellation an den Papst durch Berichte des Conciliums vereitelt. Innocenz erließ vielmehr ein hartes Schreiben an den König, daß er sich mit dem Grafen Raymund eingelassen habe, und drohte ihm ziemlich unverholen dasselbe Loos, welches diesem zu Theil geworden war. Peter kümmerte sich jedoch Nichts um Verbot und Drohung, und kündigte dem Grafen Simon den Krieg an. Dieser erhielt aber von Frankreich einige Unterstützung, und lieferte so dem an Zahl weit überlegenen, aber wenig geordneten Heere des Königs mit einer viel geringeren, aber schwärmerisch-begeisterten und trefflich geübten Schaar, am 12. September 1213, das berühmte Treffen bei Muret, welches sich durch den Tod des gleich anfangs erlegten Königs zu einem entscheidenden und fast wunderbaren Sieg gestaltete. Die nächste Folge war, daß nun Graf Simon auch von der Grafschaft Toulouse Besitz nahm, und hierin auch in provisorischer Eigenschaft einstweilen vom Papst bestätigt wurde, der den ganzen Proceß des damals nach England entwichenen Grafen Raymund auf dem großen lateranensischen Concil (1215) untersuchen wollte. Raymund mit seinem gleichnamigen Sohne fand sich, in der Hoffnung bei seinem unbestreitbaren Recht auch Gerechtigkeit zu finden, ebenfalls vor demselben ein, das Concil aber erklärte ihn als Ketzer und Ketzerbeschützer seiner Grafschaft verlustig, und warf ihm einen jährlichen Gehalt von 400 Mark Silber aus; Toulouse mit allem Zubehör wurde dem Grafen Simon

zugesprochen, und diesem auch die Besitzungen des Grafen Raymund welche in der Provence lagen anvertraut, weil diese dem jungen Raymund für die Zukunft, wenn sein Betragen gehörige Sicherheit gebe, vorbehalten bleiben sollten. Die Grafen eilten daher in ihre Heimath zurück, der jüngere sammelte in Avignon, auf dem Gebiet des römischen Reiches, ein Heer, mit dem er sich aller Besitzungen seines Hauses bemächtigte, und da Graf Simon eine ebenfalls zu Gunsten der beiden Grafen gemachte Empörung der Stadt Toulouse hart züchtigte, so entstand hier eine solche Stimmung, daß man den alten Grafen, der indeß nach Aragon gegangen war, herüberzukommen einlud, und ihn (Sept. 1217), als Montfort eben in der Provence beschäftigt war, mit Freuden aufnahm. Graf Raymund, von den Einwohnern aufs Beste unterstützt, stellte die niedergerissenen Befestigungen von Toulouse in möglichster Eile wieder her, und wehrte sich gegen Montfort so lange, daß dieser neun Monate vor Toulouse lag, ohne es einnehmen zu können, und endlich (25. Juni 1218) bei einem Hauptangriff durch einen Steinwurf getödtet wurde. Nun trat zwar sein Sohn Amalrich in seine Rechte ein, allein die beiden Grafen setzten sich, obgleich Papst Honorius III. alles Mögliche that, um alle Welt gegen sie zu bewaffnen, und obgleich sich auch König Philipp (1219) in die Sache mischte, nach und nach wieder in ihr voriges Recht, und Raymund der Aeltere starb (1222) fast im völligen Besitz seines früheren Landes. Amalrich, dem Niemand mehr beistand, wurde endlich (1224) in Carcassone genöthigt, gegen freien Abzug und 10,000 Mark, Alles, was seinem Vater und ihm zugesprochen worden war, abzutreten, und seine Mitwirkung zur Aussöhnung seiner Gegner mit der Kirche zu versprechen. Auch Trencavel, des Vicomte von Beziers Sohn, wurde jetzt wieder in den Besitz seines väterlichen Erbes eingesetzt.

Der eigentliche albigenser Handel konnte nun für völlig beendigt angesehen werden, die Ketzerei war vertilgt, und nach dem Tode des ältern Grafen Niemand mehr vorhanden, gegen den ein Verdachtsgrund hätte geltend gemacht werden können. Unter diesen Umständen war es reine Vergrößerungssucht, wenn Ludwig VIII. die Ansprüche Amalrich's auf sich übertragen ließ, einen Angriff auf Avignon (1226) machte, und auch nach hartnäckiger Gegenwehr diese zum Reiche gehörige Stadt (1226 Sept. 12.) eroberte. Kaiser Friedrich II. beschwerte sich zwar über diese Verletzung des Reichsgebiets, erhielt aber von Papst und König die Versicherung, daß Alles wie-

der auf den alten Fuß hergestellt werden sollte. Ludwig VIII. starb zwar bald darauf (Nov. 18.), und sein Nachfolger, Ludwig IX., war damals noch ein Kind, aber Raymund von Toulouse war durch die fortgesetzten Angriffe so ermattet, daß er sich auf einem Concil zu Paris (1229) zu einem Frieden bequemte, der ihn nöthigte, seine Tochter Johanna an des Königs Bruder Alfons zu verheirathen, sich zeitlebens nur mit den im Bisthum Toulouse, Cahors und Agen liegenden Gütern zu begnügen, die Burg von Toulouse und Alles jenseits der Rhone sogleich abzutreten, das Uebrige aber nach seinem Tode seiner Tochter und ihrem Gemahl, und ihren Erben, zuzusichern, fünf Jahre lang gegen die Saracenen zu fechten, und endlich öffentlich zu Paris Kirchenbuße zu thun. Auf diese Weise endigte der Albigenserkrieg, dessen politische Folge die Unterdrückung der mächtigen Grafen von Toulouse, als deren letzter Graf Raymund (1249) starb, und die Vergrößerung Frankreichs war, indem später nach Alfons und Johanna's Tod diese Lande von der Krone eingezogen wurden. Eine andere, kirchliche, Folge war die Entstehung der Inquisition, nicht der schon früher bestandenen bischöflichen Aufsicht über jede einzelne Gemeinde, um sie vor Irrthum im Glauben und Fehler im Leben zu bewahren, oder, wo es nöthig, durch kirchliche Bußen zu strafen, sondern eines nur von dem päpstlichen Stuhle selbst in höchster Instanz abhängigen, sogenannten heiligen, Gerichtes, in permanenter Eigenschaft. Den von Innocenz III. schon 1215 hiezu gemachten Entwurf vollendeten seine Nachfolger Honorius III. und Gregor IX., und bis 1232 war sie im südlichen Frankreich und Italien bereits eingeführt. Der eigentliche Unterschied dieses Gerichts in seiner höchsten Ausbildung bestand in der Heimlichkeit der Ankläger, die dem Beklagten eben so wenig als der ganze Umfang der Klage bekannt wurden, und in der Heimlichkeit des Rechtsganges, von dem außer dem Bereich der Inquisitoren durchaus Nichts verlautete, so daß der Ausspruch, der über Vermögen, Ehre, und Leben entschied, bei der Schwierigkeit einer Appellation an den Papst, so gut als unumstößlich war. Eine solche allem rechtlichen Gebrauch und allem menschlichen Gefühl widerstreitende Einrichtung mußte in den verschiedenen Staaten auch verschieden aufgenommen werden. In Frankreich gerieth sie allmählig in Vergessenheit, in Italien blieb sie, doch im Ganzen mit Mäßigung, bestehen, wiewohl sie in Venedig unter der strengen Aufsicht der Regierung stand, in Deutschland kam sie nach den ersten Versuchen, die Konrad von Marburg mit

seinem Leben bezahlen mußte, nicht weiter in wesentliche Wirksamkeit, und nur in Spanien bildete sie sich gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zu der fürchterlichen Höhe aus, daß sie, gleich den Molochdienern des Alterthums, ihren Gott durch Menschenopfer am würdigsten zu ehren glaubte. Das meiste Verdienst in der Handhabung dieses Geschäftes gebührt dem Orden der Dominikaner, gestiftet 1205 von dem oben erwähnten Spanier Dominikus Guzman, und päpstlich bestätigt 1216, welche nebst dem Orden der Minoriten, gestiftet (1207) von dem Italiener Franz von Assissi, und 1223 päpstlich bestätigt, zu den schon bestehenden Mönchsgelübden sich auch die Entsagung alles Eigenthums für das Kloster und die Aufrechthaltung der päpstlichen Autorität zur Pflicht machten. Diese nebst den 1226 bestätigten Carmeliten und den Augustinern (1256) sind es, die unter dem Namen der Bettelmönche bekannt, das eigentliche stehende Heer des Papstes ausmachten und seine Befehle in alle Theile der Erde verbreiteten. Die Leichtigkeit ihrer Begründung, die keine reichen Schenkungen wie bei den andern Klöstern erforderte, sondern nur einen Grund für eine Kirche und ein Kloster verlangte, verbreitete sie außerordentlich schnell über die ganze Christenheit, und die Beschränkung ihrer Ansprüche an die Aufzunehmenden, die keine reiche Habe noch besondere geistige Befähigung, sondern nur Eifer mitzubringen brauchten, zog in diese Orden, namentlich in den der Minoriten (auch Franziskaner, Barfüßer) ganze Schaaren von solchen, die nicht bloß wahrhaft frommer Eifer trieb, sondern die theils ein geachtetes Müssiggängerleben einer einfachen bürgerlichen Thätigkeit vorzogen, theils auch klug genug waren, um in diesen Orden für Arme und Niedrige das sicherste Mittel zu finden, den Ehrgeiz eben so gut zu befriedigen wie an den Höfen der Fürsten und im Getümmel der Schlachten. Wie bedeutend und wichtig gerade diese Bettelorden in der Folge geworden sind, lehrt besonders der Ausgang des Mittelalters, und der ganze Kampf gegen das wiederauflebende Licht der Wissenschaften, von wem anders wurde er geführt, als von den Dunkelmännern der Bettelorden? Aus wem anders ging aber auch Luther selbst hervor, als aus dem Orden der Augustiner? Fügt man nun zu den angeführten Beweisen von des Papstes Gewalt in England, Deutschland, Frankreich, zu dem Institut der Bettelmönche mit seinen umfassenden Folgen, die auf der lateranensischen Synode (1215) festgesetzte Unentbehrlichkeit der Ohrenbeichte und genaue Bestimmung der geheimnißvollen Lehre von der Transsubstantiation, so

ist wohl außer Zweifel, daß Innocenz III. die päpstliche Gewalt zu ihrem höchsten Gipfel erhoben und am vollkommensten ausgebildet hat. Unter diesen Umständen ist Nichts befremdender, als die Eroberung von Constantinopel durch die Kreuzfahrer, welche selbst der päpstliche Bannfluch nicht zu hindern im Stande war, sondern nachträglich sogar als eine löbliche Untersuchung anerkennen mußte.

Das griechische Reich war nach den schwachen oder ganz verächtlichen Nachfolgern Justinian's (Justin II. Tiberius II. Mauritius. Phokas) in den Besitz des Heraklius (610—640) gekommen, der zwar den gefährlichen Krieg mit dem Perserkönig Chosroes Parviz mit unerwartetem, glorreichem Glücke endigte, aber dafür durch die siegreichen und von schwärmerischem Glauben bestärkten Waffen der Araber unter Mahomed und seinen ersten Nachfolgern sich einen großen Theil der asiatischen Lande mußte entreißen sehen, ohne daß Heraklius, durch religiöse Streitigkeiten festgehalten, sich ihnen widersetzen konnte. Zugleich ging auch Italien immermehr der Unterjochung durch die Longobarden entgegen, und als das Geschlecht des Heraklius und seine nächsten Nachfolger den Thron verlassen hatten, nahm ihn zwar (717) das kräftige Geschlecht Leo's des Isauriers ein, aber nur um zu den von allen vier Himmelsgegenden her stürmenden Nöthen noch den innern Jammer der religiösen Spaltung durch die Bilderverfolgung zu fügen. Wenn sich auch Leo und sein ihm folgender gleichgesinnter Sohn Constantin Copronymus (741—775) eben so gegen die Angriffe der Araber, die (717—718) sogar die Hauptstadt belagerten, wobei das von Callinikus erfundene griechische Feuer gute Dienste leistete, und der Bulgaren und Slaven mit Glück aufrecht hielten, wie sie auch die innern, von den Bilderverehrern, besonders den Mönchen, sowohl in der Hauptstadt als auch in den Provinzen erregten Stürme mit starker Faust niederzuhalten verstanden, so begann doch der ohnedies unsichere Besitz Unteritaliens noch unsicherer zu werden, und die Päpste Gregor II. und III. nebst ihren Nachfolgern, in dieser religiösen Streitigkeit ganz mit den Kaisern zerfallen, schlossen sich ganz und gar an die Franken an, das Exarchat aber nahm, als orientalischer Besitz, ein gänzliches Ende, um als Patrimonium Petri wieder zu erstehen. Nach der kurzen Regierung Leo's des Chazaren (775—780), setzte seine Gemahlin und Nachfolgerin Irene in einer eigenen Synode (787) zu Nicäa den Bilderdienst wieder in sein volles Recht ein, und obgleich ihre Nachfolger, Nicephorus, Stauratius, Michael I. Rhangabe, Leo IV.

der Armenier, Michael II. der Stammler und Theophilus (sämmtlich von 802—842) zu den Bilderfeinden gehörten, so war doch die Anzahl der Bilderfreunde immer noch die größere, und gleich nach des kräftigen Kaisers Theophilus Tod ließ seine Wittwe Theodora, als Vormünderin ihres noch unmündigen Sohnes Michael in einer Kirchenversammlung zu Nicäa (842) den Dienst der Bilder herstellen, und zu ewigem Gedächtniß das Fest der Rechtgläubigkeit einführen. Hierdurch söhnte sich die nicht nur durch den Bilderstreit sondern auch durch frühere Rangstreitigkeiten ihrer Häupter ziemlich zerfallene griechische und lateinische Kirche wieder aus, jedoch nur auf kurze Zeit. Als Michael's Oheim, der Cäsar Bardas, ein verständiger und der Reichsverwaltung, die er für seinen Zeitlebens unerzogenen und durch und durch verächtlichen Neffen führte, ganz gewachsener Mann, von dem Patriarchen Ignatius zu dem Genuß des Abendmahls nicht zugelassen wurde, ließ Bardas ihn absetzen, und (857) den gelehrten, ehrgeizigen Photius, seinen Günstling, zum Patriarchen machen. Hierüber gab es nun nicht nur im Morgenlande zwei Parteien, sondern auch der Papst Nikolaus I. erkannte den Photius nicht an, und der Bruch wurde dadurch befestigt, daß Michael, der den Bardas (866) schändlich ermorden ließ, auf einer eigenen Versammlung der griechischen Geistlichen alle abweichenden Lehren und Gebräuche der lateinischen Kirche durch den Photius förmlich verdammen ließ. Michael hatte indessen in den Rang des Bardas den Macedonier Basilius, einen Menschen von geringer Herkunft, aber geschickt als Ringer und Bereiter, und dadurch in seine Gunst gekommen, erhoben, und da dieser fürchten mußte, einem andern Geschöpf der Laune Michael's weichen zu müssen, so schaffte er (867) den Kaiser Michael aus dem Wege, und bestieg als Basilius I. den Thron, den er so verwaltete, daß er die Art, wie er auf denselben gelangt war, ganz vergessen ließ. Nicht nur suchte er durch Zurückrufung des abgesetzten Ignatius, dem er dann erst als er starb den Photius folgen ließ, die Parteien zu versöhnen, sondern er führte besonders im Finanzwesen Ordnung, Sparsamkeit, und Verminderung der großen Abgaben ein, wußte sich gegen die benachbarten Staaten in Achtung zu erhalten, vernichtete den Raubstaat der Manichäer oder Paulicianer (873) in Armenien, und hinterließ seinem Sohne in den Gedanken über die Kunst zu regieren ein Denkmal, welches beweist, daß er über seine Aufgabe nachgedacht, sich seine Pflichten vergegenwärtigt, und bemüht hat, auch seine Nachfolger zu

Gleichem zu bewegen. Auch seines Sohnes Leo VI. (886—912) kann als eines wohlverdienten Regenten erwähnt werden, indem er den schon von seinem Vater gefaßten Plan, die Gesetze des justinianeischen Codex, welche für die Griechen der damaligen Zeit gültig waren, in einer griechischen Uebersetzung bekannt zu machen, den sogenannten Basiliken, ausführte, auch selbst als Schriftsteller über die Taktik sich hervorthat, und durch seine eigene Vorliebe für die Gelehrsamkeit auch bei den Zeitgenossen ein gleiches Bestreben erweckte, so daß seine Regierung zu der gelehrten Richtung, die sich lange Zeit an dem byzantinischen Hofe erhalten hat, eigentlich den Anklang gegeben hat. Dagegen muß man freilich seine der griechischen Kirche höchst anstößigen fünf Vermählungen in Rechnung bringen, die ihm sehr verdrießliche Händel mit der Geistlichkeit bereiteten, die höchst schwankende Abhängigkeit Unteritaliens, den Verlust Siciliens an die Saracenen, die Angriffe der Bulgaren, der Russen unter ihrem Fürsten Oleg in Kiew (907—911), und der Araber, die nicht nur Inseln des Archipels sondern selbst Thessalonich wegnahmen, und die man mit Geld abkaufte. Daß Venedig damals seinem Dogen den Titel eines Protospatharius beilegen ließ, war eine leere Form, die den Venetianern nur einigen Schutz gegen die saracenischen und slavischen Seeräuber gewährte, ohne dem byzantiner Hof Vortheil zu bringen. Unter seinem minderjährigen Sohn Constantin Porphyrogennetus (912—959) brachen wieder alle mögliche Anfälle über das Reich herein. Der Admiral Romanus Lekapenus vermählte ihn (919), als die Bulgaren schon bis vor die Thore der Hauptstadt zu dringen wagten, mit seiner Tochter Helena, und trat unter dem schon unter Leo VI. aufgekommenen Titel Kaiservater als eigentlicher Regent auf, benützte indessen seine Gewalt weder zur Verscheuchung der Bulgaren, deren König Simeon sich (924) durch seine persönliche Bitte zu einem Frieden bewegen ließ, noch zur sonstigen kräftigen Regierung, sondern nur zu Vergrößerung seiner eigenen Familie und zu ungemessenen, höchst kostspieligen Handlungen der Andacht und des Aberglaubens. Unter diesen Umständen war der Tod des Bulgarenfürsten Simeon (927) und die Verbindung seines Nachfolgers Peter mit einer Enkelin des Romanus für das griechische Reich ein großes Glück, indem man nun die vorhandenen Kräfte gegen die Russen, die (941) mit einer angeblich 10,000 Schiffe starken Flotte vor Constantinopel erschienen und im Herbst desselben Jahres geschlagen und durch griechisches Feuer verbrannt wurden, gegen die Un-

garn, mit denen man (943) einen Waffenstillstand abschloß, und die Saracenen benützen konnte, welche (944) gegen die Auslieferung des Schweißtuchs von Edessa und des Briefwechsels zwischen Christus und Abgarus Frieden erhielten. Die Zurücksetzung, welche bisher Constantin von seinem Schwiegervater und seinen zu Cäsaren erhobenen Schwägern sich hatte gefallen lassen, hörte, als sie selbst ihren Vater (944) auf eine Insel bringen ließen, auf, indem sich Constantin nun der alleinigen Regierung bemächtigte, und seine beiden Schwäger zu Geistlichen weihen ließ. Constantin war ein gelehrter Mann, der aus Erziehung und Neigung sich ganz den Wissenschaften hingab, und wenn auch nicht gerade durch erhabene Gedanken und tiefe Einsicht, aber doch durch sehr umfassende historische und staatswissenschaftliche Kenntnisse, welche in seinen verschiedenen Werken zu ersehen sind, als Schriftsteller einen nicht unbedeutenden Platz einnimmt. Außerdem dürfte der (945) mit den Russen zu Kiew abschlossene Handelsvertrag, die Taufe der Großfürstin Olga, Igor's Wittwe, (957) zu Constantinopel, und der letzte Einfall der Ungarn (958) welche damals ganz geschlagen wurden, die wichtigsten Ereignisse seiner Regierung seyn. Sein Sohn Romanus starb 962, und da er nur minderjährige Kinder hinterließ, so gab seine ränkesüchtige Gemahlin Theophano (963) erst dem tapfern Nicephorus Phokas ihre Hand, der nebst seinem Bruder Leo den Ruhm der römischen Waffen in siegreichen Feldzügen gegen die Saracenen aufrechtgehalten hatte, und gab nachher (969) dem von ihm beleidigten Johannes Tzimisces Gelegenheit, ihn zu ermorden, sah sich aber in der Hoffnung auch seine Gemahlin zu werden getäuscht, und wurde verbannt. Die kurze Regierung dieses schon vorher als großen Feldherrn bekannten Mannes ist durch glückliche Siege über Russen und Bulgarn (972) und über die Saracenen, gegen die er bis Damaskus vordrang, ausgezeichnet. Er hatte schon vorher des Romanus Sohn, Basilius II. zum Mitregenten, und dieser folgte ihm als er vergiftet wurde (976). Unter ihm schien sich trotz bedeutender innerer Unruhen das Glück dem oströmischen Reiche wieder zuzuwenden. Nicht nur erlitt Otto II., der mit Basilius Schwester Theophano verheirathet wurde, die Niederlage bei Basantello (982), wodurch sich die Herrschaft der Griechen in Unteritalien wieder zu befestigen schien, und da zugleich die neue Macht des fatimidischen Chalifen in Cairo der des Abbassiden in Bagdad feindlich entgegentrat, so war auch von dieser Seite weniger Gefahr zu fürchten, sondern er machte

auch (1018) mit furchtbarer Grausamkeit dem Bulgarenreiche ein Ende. Uebrigens war unter ihm der Abfall Unteritaliens, den Melus und Datus leiteten, unter Mitwirkung der Normänner ausgebrochen, und Basilius erkannte die Wichtigkeit dieser Ereignisse so gut, daß er eben einen großen Zug gegen Italien unternehmen wollte, als ihn (1025) der Tod wegnahm. Die Regierung seines Bruders Constantin (bis 1028) und seiner Töchter Zoe und Theodora beschließt die Dynastie Basilius des Macedoniers. Zoe heirathete erst den Patricier Romanus Argyrus, dann (1034) den Hofbankier Michael IV., dem sein Neffe Michel V. der Kalfaterer, folgte, worauf sie zuletzt noch den Constantin IX. Monomachus heirathete, der sie (gest. 1052) überlebte (st. 1054). Die Ausbreitung der Normannen in Unteritalien, gegen die nur unhinreichende Maaßregeln ergriffen wurden, und das Vordringen der Petschenegen, die (1049 und 1050) die Griechen in großen Treffen schlugen, fällt in diese Zeit; auch die Russen unter ihrem Fürsten Wladimir bedrohten (1043 Jun.) mit einem an 100,000 Schiffe starken Heere die Hauptstadt, wurden aber wie früher durch das griechische Feuer und die nautische Ueberlegenheit der Griechen ganz aufgerieben. Der Zwist mit dem Papste hatte seither geruht, und obwohl der Patriarch Eustathius 1024 von Papst Johann XIX. den Titel eines ökumenischen Patriarchen nicht erlangen konnte, so war doch keine neue Spaltung entstanden, als 1053 der Patriarch Michael Cerularius die abendländische Kirche wegen des ungesäuerten Brodes, des Essens erstickter oder erschlagener Thiere, und des unterlassenen Hallelujasingens in der Fastenzeit angriff, worauf Papst Leo IX. mit großer Heftigkeit antwortete, und durch seine nach Constantinopel geschickten Legaten, den Cardinalbischof Humbert, den Erzbischof Peter von Amalfi, und den Kanzler Friedrich, nachherigen Papst Stephan IX., denen, die der römischen Kirche widersprechen würden, mit dem Bann drohen ließ. So wurde der Gegensatz der abendländischen und morgenländischen Kirche fast gleichzeitig mit dem Absterben der Macedonier (Theodora st. 1056) sehr bedenklich und der neue Regentenstamm der Komnenen übernahm, als Michael V., ein von Theodora zum Nachfolger ernannter alter Feldherr, selbst abgetreten war, eine durch viele Umstände sehr geschwächte Regierung. Isaak Komnenus trat daher nach einer kurzen durchaus löblichen Regierung den Thron (1059) dem Gemahl seiner Tochter Eudokia, Constantin Dukas, ab, einem durch Herkunft, Reichthum, und persönliche Verdienste dieser Wahl vollkommen wür-

digen Manne. Das Vordringen der Seldschuken vom Euphrat her, die Siege und verheerenden Streifzüge der Uzen, eines an die Stelle der Petschenären getretenen Barbarenvolkes, drängten das griechische Reich damals so sehr, daß er an Wiedereroberung des Verlornen kaum denken konnte, und sich mit der Errettung aus den gegenwärtigen Gefahren begnügen mußte. Constantin hatte vor seinem Ende (1067) seiner Gemahlin Eudokia das Versprechen abgenommen, nicht wieder zu heirathen, um dadurch die Nachfolge seinen Söhnen deren ältester Michael war zu sichern, allein Eudokia heirathete nach einigen Monaten den durch Vorzüge der Person, des Geistes und der Abkunft gleich ausgezeichneten Romanus Diogenes, und ließ ihn mit Einwilligung ihres Schwagers Johannes Dukas und ihres ältesten Sohnes zum Kaiser ausrufen (1078). Romanus ging sofort auf die unter Alp Arslan in Kleinasien vordringenden Seldschuken los, drängte sie siegreich zurück, wurde aber (1071 Aug. 24.) bei Zabra von Alp Arslan geschlagen und gefangen genommen. Dieß veranlaßte den ihm abgeneigten Johannes Dukas, seinen Neffen Michael zum Kaiser ausrufen zu lassen, die Eudokia in ein Kloster zu verweisen, den gefangenen Romanus aber, welcher von den Seldschuken blos auf sein Versprechen, das bedungene Lösegeld zahlen zu wollen, freigelassen worden war, und sich mit den Waffen in der Hand des Reichs wieder bemächtigen wollte, als Feind zu bekämpfen, gefangen zu nehmen, und nachdem er zur Entsagung gezwungen worden war, blenden zu lassen. An den Folgen der ungeschickt vollzogenen Operation endete Romanus bald darauf sein abenteuervolles Leben. Michael VII. Parapinaces, von beschränkten Anlagen und mit einer nur für einen Gelehrten tauglichen Erziehung, fortwährend von dem Michael Psellus, dem größten Vielwisser seiner Zeit, unterrichtet und geleitet, sah die durch äußere Angriffe, innere Aufstände, und die allgemeine Noth stets wachsende Bedrängniß des Reichs so hoch gestiegen, daß er (1078) in dem Gefühle seiner Schwäche abdankte und zu Gunsten seines Bruders Constantin sich in den geistlichen Stand zurückzog. Fast gleichzeitig waren zwei Feldherren, Nicephorus Bryennius in Thracien und Nicephorus Botoniates in Asien (1077) zu Kaisern ausgerufen worden, deren zweiter sich der Hauptstadt bemächtigte, vom Patriarchen gekrönt wurde, und seinen Gegner Bryennius durch die Geschicklichkeit und Tapferkeit des Alexios Komnenus in seine Hand bekam und blenden ließ. Das Mißtrauen, welches Botoniates der mächtigen Familie der Komnenen bezeigte,

bewog diese, welche ihm anfangs mit Treue und Eifer gegen die Empörung des Basilakes beigestanden hatten, sich zu empören; **Alexius Komnenus**, dem sein älterer Bruder Isaak freiwillig den Rang abtrat, ließ sich (1081 Febr.) vom Heer zum Kaiser ausrufen; als Gemahl der Irene, Enkelin des Cäsar Johannes Dukas, hatte er eine große Partei für sich; die deutschen Söldner ließen ihn in Constantinopel ein, während sich zugleich die Flotte unter seinem Schwager Georg Paläologos für ihn erklärte, und Botoniates ergriff als einzigen Ausweg, um seine Ermordung und einen furchtbaren Kampf in der Hauptstadt selbst zu verhüten, ein Mönchskleid, worauf Alexius (1. April 1081) von dem Patriarchen gekrönt wurde. Das Reich befand sich bei seinem Regierungsantritt in der bedenklichsten Lage. Nicht nur war Kleinasien fast ganz die Beute der Seldschuken, die das Sultanat von Ikonium gründeten, und Unteritalien von den Normannen unter Robert Guiskard ganz erobert und für die Griechen verloren, sondern dieser gefährliche Gegner hatte damals eben einen Angriff auf Illyrien gemacht, und Dyrrhachium belagert. Zugleich waren im Norden Ungarn, Slaven, Peschenären, Comanen als selbstständige Feinde, Bulgaren als unzuverlässige Unterthanen, und im Innern gährten noch Reste früherer Aufstände. Um daher den Ehrgeiz des Prätendenten Nicephorus Melissenus zu beruhigen, ertheilte Alexius ihm den Titel Cäsar, führte aber zugleich die neuen Titel des Sebastokrators ein, der dem Cäsar vorging, und des Panhypersebastos (Höchsterlaucht) und Protosebastos (Hocherlaucht), und erlaubte den Sebastokratoren und Cäsaren oben offene, mit einzelnen Perlen besetzte Kronen zu tragen, während die des Kaisers oben geschlossen und ringsum mit Perlen besetzt war. Mit dem Seldschukensultan Soliman schloß er hierauf Frieden, durch welchen diesem alles Land bis zum Flüßchen Drakon abgetreten wurde, und wendete alle seine Kraft gegen den Normannenherzog Robert, gegen den er zwar im Felde nichts ausrichtete, aber, da Robert durch Heinrich's IV. Zug nach Italien aus Griechenland zurückzukehren genöthigt wurde, und bei der Erneuerung des Zuges 1085 starb, worauf zwischen seinen Söhnen Boemund und Roger Streit entstand, diese Verhältnisse ganz zu seinem Vortheil benützte. Gleich nachdem von dieser Seite Ruhe eintrat, wurden die Angriffe der Petschenären dem Reiche so lange höchst gefährlich, bis Alexius selbst mit Hülfe der Comanen den großen Sieg am Aënus (1088 April 29.) über sie erfocht und ihr Volk fast ganz vertilgte. Während zugleich innere Verschwörungen

und Mordversuche ihn bedrohten, hörten die äußeren Kämpfe nicht auf, die Dalmatier unter ihrem Fürsten Volkan machten trotz der von Alexius gegen sie angelegten Grenzbefestigungen Einfälle, die erst mit der friedlichen Unterwerfung Volkan's (1091) endigten, die Comanen aber, von einem sich für den Sohn des Romanus Diogenes ausgebenden Betrüger aufgereizt, brachten in einem einige Jahre dauernden Kriege das Reich in große Noth, bis der falsche Constantin gefangen und seine Beschützer gänzlich geschlagen wurden (1092 oder später). Hatte nun Alexius mit Tapferkeit und Klugheit sich gegen alle diese Gefahren behauptet, so hatte er nicht minder alle Besonnenheit nöthig, um in den nun ausbrechenden Kreuzzügen den rechten Weg einzuschlagen. Wenn er auch selbst den Beistand des Abendlandes gegen die Seldschuken nachgesucht hatte, und auch ein nach der Weise der Zeit außerordentlich frommer und strengrechtgläubiger Christ zu nennen war, so gebrach es doch dem griechischen Hofe an jener schwärmerischen Begeisterung des Abendlandes, und die Nationalverschiedenheit der Griechen und der Lateiner hinderte eine gemeinsame Verständigung zu demselben Zwecke. Wenn schon die ersten Haufen des Einsiedlers Peter und des Ritters Walter in ihrer Erscheinung und ihrem Betragen nichts was den griechischen Kaiser für diese Sache gewinnen konnte hatten, so mußte er durch das stolze Betragen des Grafen Hugo beleidigt, und durch die Feindseligkeiten seiner alten Feinde, der Normänner Boemund und Tancred, zur offenbaren Abneigung bewogen werden. Schon in Constantinopel kam es, da Alexius für die zu erobernden Lande, als ehemaliges griechisches Eigenthum, von den Pilgern den Lehnseid forderte, und nur die fahrende Habe ihnen zu nehmen verstattete, Land und Leute aber als ihm gehörig in Anspruch nahm, zu Streitigkeiten, welche jedoch endlich durch die Einwilligung der Lateiner in den Lehenseid und die Huldigung beigelegt wurden. Seine Theilnahme am ersten Kreuzzuge beschränkte sich auf die Erwerbung von Nicäa, (20. Juni 1097), welches schon eine ziemliche Unzufriedenheit in dem Pilgerheer erzeugte. Später entspann sich zwischen ihm und Boemund, der als Fürst von Antiochien der nächste Nachbar des griechischen Reiches geworden war, ein Krieg (1104—1108), der von Boemund in Europa geführt, nach der von ihm vergeblich unternommenen Belagerung Dyrrhachium's, endlich (1109) durch einen persönlich mit Alexius abgeschlossenen Vertrag beendigt wurde. Durch diesen wurde zwar der früher zu Constantinopel geschlossene Vertrag

aufgehoben, aber ein neuer gleichen Inhalts geschlossen, Boemund mit Antiochien förmlich belehnt, ihm der Titel eines Sebastos und ein Jahrgehalt von 200 Pfd. zugesagt, wogegen er die Huldigung und die Zusage aller Vasallenpflichten erneuerte und versprach, seinen Vetter Tancred, Reichsverweser von Antiochia, zur Herausgabe der indeß eroberten Städte zu zwingen. Boemund starb bald nachher (1110) und die Kreuzfahrer kümmerten sich Nichts um diesen Frieden, suchten den Kaiser vielmehr als einen heimlichen Freund der Türken in übeln Ruf zu bringen, obgleich er noch in den letzten Jahren seines Lebens gegen die Seldschukensultane heftige Kriege führte. Uebrigens waren seine letzten Regierungsjahre weniger beunruhigt und nur durch seine gegen die Reste der Paulicianer und die Bogomilen gerichtete Bekehrungssucht beschäftigt. Er konnte bei seinem Tode (1118) das Bewußtseyn mitnehmen, ein zweiter Gründer des morgenländischen Römerreichs geworden zu seyn, und die von seiner Tochter, der gelehrten Anna Komnena, auf ihn angewendete Vergleichung mit Constantin dem Großen im bessern Sinne vollkommen zu verdienen. Sein Sohn Johannes I., auch Kalojohannes genannt, wurde trotz den Bemühungen Irenes, ihrem Schwiegersohne Nicephorus Bryennius, dem Enkel des Usurpators, die Krone zuzuwenden, als Nachfolger anerkannt, und erhielt die von seinem Vater begründete Achtung des griechischen Reiches nach außen, sowohl in den Kriegen gegen die Seldschuken (1119) und Petschenären (1122) als auch gegen die Ungarn und Serben (1131 circa), worauf er sich in die über die Nachfolge in Antiochien (seit 1131) entstandenen Streitigkeiten mischte, selbst ein Heer nach Syrien führte, den von König Fulko mit Antiochia belehnten Grafen Raymund von Poitou zwang sich als seinen Vasallen anzuerkennen, und auf diesen Zügen starb (1143). Sein zweiter Sohn, der durch Körperstärke, ritterlichen Sinn, Klugheit und Tapferkeit ausgezeichnete Manuel folgte, und erhub das Reich zur höchsten Stufe des Ansehens, indem er den Fürsten von Antiochia zur Lehnshuldigung zwang, in den Kriegen gegen die Seldschuken von Ikonium eben so persönliche Tapferkeit wie Feldherrnumsicht bewies, und sich zwar in dem Kreuzzuge seines Schwagers Konrad III. und Ludwig's VII. gleich seinem Großvater nur auf die eigene Sicherheit bedacht zeigte, dagegen aber gegen den Normannenkönig Roger (seit 1130), der wegen abgeschlagener ehelicher Verbindung mit dem Komnenen entrüstet (1146) Corcyra erobert und Hellas geplündert hatte, eine Flotte 1149 aus-

rüstete, um die italienischen Besitzungen wieder zu erobern. Zwar wurde Corcyra wieder genommen, allein die andern Versuche mißlangen theils durch die Schwäche des ohnedies sehr erschöpften Reiches, theils durch die (1150) entstehenden Kriege mit Ungarn, so daß mit Roger's Sohn (seit 1154), König Wilhelm (1156) Friede geschlossen, die beiderseits gemachten Eroberungen und Gefangenen zurückgegeben, und Wilhelm als König anerkannt wurde. Mit den Königen Balduin III. und seinem Bruder Amalrich stand Manuel im besten Vernehmen, wollte auch den Zug Amalrich's gegen Aegypten unterstützen, kam aber zu spät, und starb nach einer fürstlich und ritterlich glorreichen langen Regierung (1180). Er hinterließ von seiner zweiten Gemahlin, Maria, Tochter Raimund's von Antiochien, einen dreizehnjährigen Sohn Alexius, dessen Erziehung sich Niemand annahm, und als der Protosebastos Alexius, Manuel's Brudersohn, in einem auffallenden Grade Einfluß erhielt, so nahm der Sohn von Alexius I. älterm Sohne Isaak, Andronikus, ein durch seine Körperstärke und Verwegenheit wie durch seine vielen Abentheuer berühmter Mann, das Regiment in die Hände, wobei in Constantinopel besonders gegen die Lateiner alle möglichen Grausamkeiten verübt wurden, ließ zwar anfangs den jungen Kaiser Alexius öffentlich krönen, dann aber erst seine Mutter Maria, hierauf ihn selbst ermorden (1183) und bestieg nun den durch seine Grausamkeit ledig gewordenen Thron. Eine furchtbare Tyrannei brachte nun selbst die der Willkühr gewöhnten Griechen zum Aufstand, während ein geflüchteter Komnene, Alexius, Manuel's Neffe, Dyrrhachium und Thessalonich mit normännischer Hülfe eroberte, und Isaak Angelos, der aus blos abergläubischem Argwohn verhaftet werden sollte, aber dem Schergen den Kopf spaltete und in die Sophienkirche floh, wurde zum Kaiser ausgerufen, Andronikus, der entfliehen wollte, eingeholt, und auf barbarische Weise ermordet (1185). So kam durch eine Laune des Zufalls ein Mann auf den Thron, der obschon reich und angesehen außerdem weder selbst Ansprüche gemacht hätte, noch als tüchtig in Betracht gezogen worden wäre, und der auch allerdings zu der selbst in Andronikus noch hervortretenden Größe des komnenischen Geschlechtes ein elendes Gegenstück abgab. Zwar war die Milde, welche Isaak's Regierungsantritt in Bezug auf viele von Andronikus Vertriebene oder Beraubte oder Verstümmelte bezeichnete, eine so erfreuliche Erscheinung, daß man sie mit dem Lenz nach dem Winter, mit dem sichern Haven nach dem Sturm verglich, und wenn

auch die unschuldigen Söhne des Andronikus geblendet wurden, so war dies eine nach griechischen Begriffen zu gewöhnliche Sicherheitsmaßregel, als daß man darin Grausamkeit gesehen hätte; ferner war der gegen den Alexius Komnenus sofort von dem Feldherrn Branas mit überall zuströmender Mannschaft geführte Krieg so glücklich, daß die Normänner zu wiederholtenmalen geschlagen, und mit zweien ihrer Anführer, Richard und Balduin, auch der Anstifter des Kriegs, Alexius, gefangen wurde (Nov. 1185), den Isaak blenden, die gemeinen Gefangenen aber im eigentlichen Sinne verhungern ließ; auch äußerte Isaak trotz der starken Reden, welche sich der gefangene Graf Balduin gegen ihn erlaubte, er wolle Keinen hinfort am Leibe oder Leben strafen, was den Griechen so ungewohnt vorkam, daß sie einen solchen Kaiser für eine wahre Gottesgabe erklärten; allein weder dieses Glück, noch Isaak's Vorsätze hatten Bestand. Der alte Kilidsch-Arslan fiel in Thracien ein, die Walachen fielen ab, durch Isaak's räuberische Beschatzung, um nur Geld zu bekommen, ihrer Heerden beraubt; und ein unter dem alten Johannes Contostephanus und einem schon von Andronikus geblendeten Alexius Komnenus gegen den Isaak Komnenus, den grausamen Tyrannen der Insel Cyprus, unternommener Zug lief ganz unglücklich ab, und gab diesem Gelegenheit, seine furchtbare Grausamkeit an einzelnen Gefangenen zu bewähren. Höchst bedenklich wurde übrigens der Aufstand der Walachen und Bulgaren, indem die beiden mit dem Plane sich von der griechischen Herrschaft loszureißen schon vertrauten Brüder Peter und Asan ihre Landsleute durch religiöse Mittel zu begeistern verstanden, und wenn auch Isaak im Hämos (1186) einen Sieg über sie erfocht, doch durch seine Nachlässigkeit ermuthigt im nächsten Jahre wieder kamen. Nachdem der sonst wohlverdiente Feldherr Branas, der auf den wegen Mißtrauen entlassenen Johannes Sebastokrator und den geblendeten zwar tapfern aber unglücklichen Johannes Cantacuzenus gefolgt war, das Commando in Händen hatte, gab er entweder in Wahrheit oder nur als Vorwand heimliche Nachstellungen des Kaisers als Grund an, der ihn bewog sich zu empören, zog gegen die Hauptstadt und belagerte sie. Die Fischer der Propontis, welche es sogar wagten, auf die kaiserliche Flotte loszugehen, und die Provinzen erklärten sich bereits für den Usurpator; nur die Hauptstadt hing fest an Isaak, und der Markgraf Konrad von Montferrat, der kurz vorher Isaak's Schwester Theodora geheirathet hatte, schon unter Manuel wegen seiner Tapferkeit und Klugheit überaus hoch geach-

tet, richtete den Muth des nur auf das Muttergottesbild, das man aus dem hodegischen Kloster auf die Mauer hatte stellen lassen, und auf die mit den barfüßig einhergehenden Asceten unternommenen Andachtsübungen bauenden Isaak's wieder auf, sammelte aus den in der Stadt anwesenden Lateinern, Saracenen und Kaukasiern eine nicht unansehnliche, besonders aber von seinem Eifer mit fortgerissene Mannschaft, und in einer vor den Thoren von Constantinopel gelieferten Schlacht wurde Branas von Konrad selbst schwer verwundet und von seinen Begleitern vollends getödtet, das Heer ganz zersprengt. Gab nun Isaak auch den Anhängern des Branas auf ihre Bitte Verzeihung, so machte er sich wieder durch die beigefügte Bedingung, daß sie sich vom Patriarchen von den auf sie gelegten Flüchen lossprechen lassen sollten, lächerlich, durch die gemeine Rache, mit welcher er das Haupt des erschlagenen Branas zu seinem Festmahl hereinbringen, schimpfweise hin- und herwerfen, und am Ende seiner Wittwe, einer hochgeachteten Frau, zeigen ließ, höchst verächtlich, und durch die Tücke, mit welcher er die Wohnungen der armen Fischer an der Propontis in der Nacht nach dem Siege mit griechischem Feuer anzünden ließ, völlig verhaßt. Der rücksichtslose Uebermuth, mit welchem am nächsten Tage die Lateiner des Markgrafen Konrad mit armem Volke vermischt die Umgegend behandelten, Alles ausplünderten, die sich Widersetzenden todtschlugen, und sich des Siegs über den Branas als eines von ihnen vollbrachten Werkes rühmten, veranlaßte einen Aufstand in Constantinopel selbst, in dem anfangs die Lateiner zwar Gewalt mit Gewalt abwehrten, nachher aber doch durch die Bemühungen des Kaisers der Friede im Innern wieder hergestellt wurde. Der Krieg mit den Bulgaren und Walachen hatte natürlich während dieser Zeit von griechischer Seite ganz geruht, und als ihn nun Isaak wieder übernahm, hatten die Feinde stets die Oberhand, und Isaak eilte selbst immer wieder die Belustigungen der Stadt und die Annehmlichkeiten des Landlebens an der Propontis zu genießen, so daß der Bulgarenkrieg, obwohl Isaak sogar Asan's Frau gefangen und seinen Bruder Johann als Geisel hatte, ein immer bedenklicheres Ansehen gewann. Dabei brachen verschiedene Aufstände aus, und die steten Unfälle dieser Regierung erschienen wie ein Zeichen des himmlischen Zornes. Zu einer wahren Heimsuchung für die griechischen Lande wurde Friedrich Barbarossa's Kreuzzug, indem die Gesandten Isaak's das anfängliche gute Verständniß störten, den schwachen Kaiser zu den schwankenden, halb

kriegerischen, bald meuchlerischen Maaßregeln veranlaßten, die den deutschen Kaiser endlich zu offenbarer Gewalt bewogen. Sehr bedenklich wurde der Aufstand eines Pseudo-Alexius, der sich für den von Andronikus ertränkten Sohn Manuel's ausgab, und sich mit dem Beistand des Sultans von Ikonium geraume Zeit in Vorderasien gegen die Feldherren Isaak's hielt, deren Soldaten größere Zuneigung zu ihm als zur Erfüllung ihrer Pflicht gegen Isaak hatten, bis ihn im Schlaf ein Geistlicher ermordete und seinen Kopf an Isaak's Bruder Alexius, der damals kommandirte, einschickte. Außer diesem Prätendenten, der wenigstens durch ziemliche Aehnlichkeit, besonders des blonden, Manuel eigenen, Haares, unterstützt war, trat noch ein anderer mit denselben Ansprüchen in Paphlagonien auf, über welchen zwar Isaak eben so wie über die vielen andern Empörer, worunter namentlich verschiedene Komnenen waren, am Ende Herr wurde, dabei aber weder an Ansehen noch an Sicherheit gewann. Ein großer Zug gegen die Walachen und Cumanen lief so unglücklich ab, daß in einem Engpaß das ganze Heer von den Feinden angegriffen wurde, und der Kaiser, den man schon für verloren gab, nur durch ein wunderbares Glück wieder sich zu den Seinigen fand. Gerade deßwegen ließ er die Nachricht er habe gesiegt ausbreiten, zur allgemeinen Entrüstung weil die große Niederlage die ganze Stadt in Trauer versetzte, und trotz dieser steten Unfälle ging er mit den in seiner Lage ganz lächerlichen Gedanken um von Siegen über die Saracenen, Befreiung Palästinas, und Zurückdrängung der Feinde bis an die alte Grenze, den Euphrat. Für die Schlechtigkeit der ersten Jahre seiner Regierung machte er eine eigene Entschuldigung ausfindig, dem Andronikus seyen nämlich eigentlich von Gott neun Jahre zugemessen, wegen seiner Bosheit aber auf drei eingeschränkt worden; die andern sechs habe nun er erhalten und es gehe während dieser Zeit von des Andronikus Natur etwas auf ihn über. Indessen ging es auch nach dieser Frist nicht besser. Da sein Vetter Constantin Angelus, den er gegen die immer weiter vordringenden Walachen schickte, das Heer in guter Zucht erhielt, sich den Feinden furchtbar machte, freilich aber auch nun sich zum Kaiser aufwarf, so ließ ihn Isaak zur großen Freude der Walachen Peter und Asan blenden, welche versicherten, er habe ihnen keinen größern Dienst thun können und zu Gott Gebete für das Wohl und die Erhaltung der Familie Angelus schickten. Er überließ hierauf die ganze Staatsverwaltung seinem gichtbrüchigen Oheim Theodor Castamonites, der sich besonders gut

auf das Finanzwesen verstand, und nach seinem Tode ganz jungen Leuten aus seiner Dienerschaft, welche seinen Hang zu prächtigen Schmausereien und zu kostspieligen Bauten durch völliges Eingehen in seine Wünsche zu befriedigen verstanden. Dabei schonte er die heiligen Gefühle seiner Landsleute und Glaubensgenossen nicht im Geringsten, sondern gebrauchte kirchliche Gefäße zu seinen Gelagen, und Kostbarkeiten von Altären und Crucifixen zu persönlichem Schmuck, und wenn ihm hierüber Vorstellungen gemacht wurden, so gerieth er in den größten Zorn, und behauptete, dem Kaiser stehe Alles frei, und zwischen Gott und dem Landesherrn sei in Bezug auf das weltliche Regiment kein Unterschied, berief sich auch deßhalb auf Constantin's Vorbild, der auch zwei von Christi Nägeln für seine Person verwendete. War er nun noch auf die gemeinste Weise käuflich und bestechlich, so konnte es als kein entsprechendes Verdienst angesehen werden, daß er in seinen prächtigen Bauten für Kirchen und Krankenhäuser ganz besonders Sorge trug, und mit beiden Händen zur Unterstützung der Armen, Wittwen und Waisen wieder hinauswarf, was er auf alle mögliche Weise zusammengerafft hatte, und die Zerrüttung des Staates wurde natürlich immer größer. Indessen wähnte er selbst, er blühe wie ein Palmbaum, sein Reich stehe fester als die Sonne am Himmel, und gleich der Ceder auf Libanon für lange Jahre, und da seine Feldherren bei Arkadiopolis wieder von den Walachen geschlagen worden waren, nahm er sich vor, selbst gegen die Feinde zu ziehen, sammelte ein sehr ansehnliches Heer, und rückte im März 1195 ins Feld mit dem Versprechen, nicht wieder zu kommen, er habe denn seinen Zweck erreicht. Warnungen, die ihm über die Absichten seines Bruders Alexius schon damals zukamen, verachtete er, ja er bewies sich sogar gegen diese wohlmeinenden Freunde erzürnt, als ob sie ihn gegen seinen Bruder aufbringen wollten, und rückte über Radästus, wo er Ostern feierte, nach Cypsella, um hier die übrigen Truppen zu erwarten. Der schon lange gehegte Groll des Adels theils über Hintansetzung, theils über die schlechte Verwaltung brach während Isaak auf die Jagd ritt aus, Branas Theodor, Georg Paläologus, Raul Constantin, Michael Cantacuzenus, und mehrere andere, Verwandte des kaiserlichen Hauses, riefen den Alexius, wie Isaak nur drei Stadien vom Zelt entfernt war, zum Kaiser aus, führten ihn in das Kaiserzelt, und das ganze Heer und Hofgesinde erklärte sich für ihn. Isaak der den Lärm hörte, dann auch das Nähere vernahm, begab sich, als er sah daß man ihn zu

ergreifen herbeieilte, auf die Flucht, wurde aber in Stagira (Makra) gefangen, und bald hierauf im Kloster Pera nach nicht ganz zehnjähriger Regierung im 39sten Lebensjahre geblendet und bei kärglichem Unterhalt eingesperrt. So bestieg sein Bruder Alexius den Thron. Unrechtmäßigen Erwerb durch Milde und Willfährigkeit vergessen zu machen, suchte er sich in der Gunst des Volkes durch maßlose Geschenke und Bewilligungen jeder Gnade und jeder Ehre zu befestigen. Den Krieg gegen die Bulgaren gab er sofort auf und bereitete sich nur in bequemen Tagereisen zum stattlichen Einzug in die Hauptstadt vor, wo seine Gemahlin Euphrosyne bereits einen Aufstand gestillt und das Volk und den Patriarchen für ihn gewonnen hatte. Entweder um die Erinnerung an seinen Bruder ganz zu vertilgen oder um die Beliebtheit des früheren Stammes für sich zu gewinnen, legte Alexius den Namen Angelus ab und wollte Komnenus genannt seyn. Uebrigens aber betrachtete er die Krone wie einen Festschmuck, der zum Wohlleben und zu aller Behaglichkeit auffordert, ergab sich einer sinnlosen Verschwendung, während seine geistreiche und männlichgesinnte Frau nicht nur durch Pracht und Ueppigkeit der Kleidung, sondern auch durch offenkundige Unsittlichkeit großen Anstoß erregte. Ein Aufstand eines Pseudoalexius, Sohn Manuel's, der sich bei Ancyra herumtrieb und besonders von seinen Landsleuten, den Ciliciern, unterstützt wurde, nahm durch die Ermordung des Prätendenten ein glückliches Ende. Eben so trat auch der von Richard Löwenherz abgesetzte, anfangs gefangene, dann wieder befreite Isaak Komnenus, ehemaliger König von Cyprus, welcher sich vergebens bemühte die Seldschuken gegen Alexius zu gewinnen, bald genug, wahrscheinlich vergiftet, vom Schauplatz ab. Als die Walachen eben so wenig einen angebotenen Frieden angenommen hatten, als sie sich durch Drohungen von des Kaisers Mannhaftigkeit schrecken ließen, kam es nothgedrungen zu einem neuen Feldzug, in welchem das Heer in einen von dem Walachen Asan gelegten Hinterhalt gerieth und der Sebastocrator selbst gefangen wurde, und bald darauf im Gefängniß starb. Glücklicherweise wurde Asan von einem ihm außerdem wohl vertrauten Mann Iwan ermordet, und dieser, dem Peter zu widerstehen doch zu schwach, floh zu Alexius und erbot sich ihm zu Wiedereroberung Mösiens zu helfen, was auch bei Alexius Eingang fand, aber anstatt daß er selbst das Heer angeführt hätte, übergab er es dem Protostrator Manuel Camyzes, den die Soldaten bald wieder umzukehren zwangen; als hierauf Alexius das

Commando doch übernahm, ging die Sache ebenfalls schlecht. So war das griechische Reich durchaus nicht im Stande, den Brüdern Asan, Peter und Johannes, der nach Peter's Ermordung das Commando nahm, zu widerstehen. Nicht minder schwach war die Abwehr gegen die Seldschuken, welche die Stadt Dadibra belagerten, ein von Alexius zum Entsatz gesendetes Heer schlugen, die Stadt zur Ergebung zwangen und auch in dem bald hierauf mit Alexius geschlossenen Frieden ihre Abtretung erhielten. Einen merkwürdigen Contrast zeigte griechischer und deutscher Charakter, als Heinrich VI. in der Eigenschaft eines Königs von Sicilien, Abtretung der griechischen Provinzen bis nach Thessalonich nordwärts begehren oder eine angemessene Entschädigung verlangen ließ. Da zog Alexius an Weihnachten 1196 nicht nur selbst sein Edelsteinkleid an, sondern gebot auch allen seinen Hofbeamten in ihrer größten Pracht zu erscheinen, in dem lächerlichen Wahn, die nordischen Barbaren würden durch solchen Glanz zur Ehrfurcht vor der griechischen Majestät bewogen werden. Aber die natürliche Folge war, daß die Deutschen nur von Begierde diese Reichthümer den feigen Griechen zu entreissen entflammt wurden, und denen, welche sie auf diese Herrlichkeit aufmerksam machten, erklärten, sie seyen nicht gewohnt Weiberschmuck zu bewundern, und es sey vielmehr Zeit diesen Tand wegzulegen und zum Schwerdte zu greifen. Alexius mußte einen Gesandten an Heinrich schicken, welcher doch die auf 50 Centner Gold zuerst angeschlagene Entschädigungssumme auf 16 zu ermäßigen sich bewegen ließ. Da auch diese Summe weder durch die neuaufgelegte sogenannte Alemannensteuer, noch durch die freiwilligen Beiträge der Reichen, die sich der Zumuthung des Kaisers weigerten, zusammengebracht werden konnte, ließ er die Grabmäler der alten Kaiser öffnen, um ihre ihnen ins Grab mitgegebenen Kostbarkeiten zu rauben, und nicht einmal Constantin der Große wäre diesem Schicksal entgangen, hätten hier nicht andere Diebe schon vorher alles Gold gestohlen. So kamen an 70 Centner Silber und etwas Gold zusammen; noch ehe jedoch das Geld abgeschickt wurde, kam die den Griechen besonders angenehme Botschaft vom Tode des hochstrebenden, herrschsüchtigen, blassen, ernsten, grausamen Heinrich's. Allein die gänzliche Unfähigkeit des Kaisers konnte weder von diesem, noch von andern günstigen Ereignissen Nutzen ziehen; seine eigene Schwäche, die Raubgier und Schlechtigkeit seiner Umgebung, fand eine kurze Zeit in seiner kräftigen Gemahlin Euphrosyne Gegenwirkung und Hülfe, allein man

wußte sie des Ehebruchs zu verdächtigen, und dadurch ihren Einfluß auf so lange zu schwächen, bis sie aus ihrer schmählichen Verweisung in ein am Eingang des Pontus gelegenes Nonnenkloster nach ohngefähr einem halben Jahr hauptsächlich durch die Bemühung des von ihr zum Minister erhobenen Constantinus aus Mesopotamien zurückgerufen wurde und noch größere Gewalt über ihren Gemahl erlangte als vorher. Uebrigens wurde dieser Constantin, ein zwar schlauer und erfahrener aber von unersättlichem Ehrgeize erfüllter Mensch, nicht lange hernach durch eine Hofkabale gestürzt. Zu all diesem kam am Ende noch Kränklichkeit, welche für sein Leben besorgt machte, und die wichtige Frage veranlaßte, wer, da er keine Söhne, und von seinen zwei Schwiegersöhnen keinen mehr am Leben hatte, sein Nachfolger werden sollte. Nichts konnte die erbärmliche Lage des Reiches deutlicher zeigen, als die damals gemachten Umtriebe. Der Kaiser wählte endlich den Alexius Paläologus und den Theodor Laskaris zu Schwiegersöhnen und verheirathete sie (um Fastnacht 1200) mit Festen, die selbst den Zeitgenossen läppisch schienen, an seine Töchter Irene und Anna. Während nun der immerfortwährende Walachenkrieg durch den Abfall jenes Ueberläufers Iwan, dem Alexius sogar seine Nichte zur Frau gegeben hatte, mit neuem Glück geführt wurde, nahm eine Streitfrage über das Wesen des heiligen Abendmahls, durch den Patriarchen Johannes Camaterus angeregt, der sich in Dingen, die über den menschlichen Verstand hinausgehen und der Schulweisheit widerstreben, logischer Beweise und Definitionen bediente, das Interesse der Griechen ganz in Anspruch, und der Kaiser wußte sich am Ende seines Gegners nicht besser zu entledigen, als daß er ihm durch seinen ältesten Eidam, den Paläologus, sicheres Geleite durch den Schwur aufs Evangelium versprach, und, nachdem Iwan hierauf vertrauend gekommen war, ihn in Fesseln warf. Gegen Einfälle der Walachen (1201) kamen nun die Russen als Bundesgenossen sehr gut zu statten, deren Fürst Roman zu Halitsch, ins Land der Kumanen einfiel, und so die Griechen davon befreite, wogegen aber Aufstände in Constantinopel gegen habsüchtige, räuberische Beamte, und Versuche einzelner Männer, sich zu Kaisern aufzuwerfen, ohne Unterlaß die Regierung des Alexius beunruhigten. Die meiste Gefahr drohte ihm indessen von einer Seite, die er ganz gering geachtet hatte. Seinen abgesetzten und geblendeten Bruder Isaak hatte er allmählig fast ganz frei gelassen, den Zutritt zu ihm Keinem verwehrt, seinen Sohn Alexius aber sogar auf Feldzügen mit sich ge-

nommen. Irene, Isaak's Tochter, Wittwe des sicilischen Tancred, hatte den römischen König Philipp zum Gemahl, und an ihn hatte der entthronte Vater Schreiben am Hülfe abgehen lassen, die jedoch wegen Philipp's eigener Unsicherheit Nichts bewirkten. Mehr hoffte ihr Bruder Alexius persönlich ausrichten zu können, und entkam zu diesem Ende auf einem pisanischen Schiff glücklich in verstellter Tracht aus der Hauptstadt und nach Italien. Hier war gerade unter dem Markgrafen Bonifaz von Montferrat, dem Grafen Balduin von Flandern, dem Grafen Erich von St. Paul und andern flandrischen und französischen Großen ein ansehnliches Kreuzheer schon seit Jahr und Tag beisammen, das wegen Mangel an Geld, um die 85,000 Mark den Venetianern für die Ueberfahrt zu zahlen, gewissermaßen in die Botmäßigkeit dieser dem byzantinischen Hofe erzürnten Handelsleute kam. Die beiden Angelus nämlich hatten die den Venetianern eingeräumte Handelsfreiheit aus Habsucht gebrochen, dagegen die Pisaner begünstigt, und Alexius insbesondere den Rest einer noch von Manuel her schuldigen Summe von 15 Centner Gold zu zahlen sich geweigert. Da benützte der alte, fast blinde, venetianische Doge, Heinrich Dandolo, die Geldnoth der Kreuzfahrer, sie vorerst um ihre Schuld abzutragen zu einem Zug gegen die Stadt Zara zu bewegen, welche schon mehrmals von den Venetianern abgefallen war, und Zara wurde auch (Nov. 1202) erobert und hart behandelt. Nun trat der junge Alexius, welcher von seinem Schwager König Philipp und dem Papst Innocenz nachdrücklich empfohlen war, mit großen Anerbietungen hervor, wenn man ihn und seinen Vater an dem Kronenräuber und Usurpator rächen wolle, und Heinrich Dandolo unterstützte sein Gesuch. Zwar machte die von Innocenz öffentlich ausgesprochene Mißbilligung einer solchen Verwendung der zum heiligsten Zweck bestimmten Mittel zu einem blos profanen und noch dazu gegen Mitchristen zu unternehmenden Zug bei Einigen in der That einen solchen Eindruck, daß sie, wie z. B. Simon von Montfort, das Heer verließen und einen andern Schauplatz für ihre Thätigkeit suchten; allein die größere Zahl beschloß den Zug nach Constantinopel, segelte über Dyrrhachium nach Corfu, und kam, ohne unterwegs von Gegenwehr des Alexius aufgehalten zu werden, begünstigt vom besten Winde, im Juni 1203 in der Propontis an. Nun schickte Alexius zwar Gesandte, welche aber gar nicht angehört wurden. Mittlerweile waren freilich einige Vertheidigungsmaaßregeln genommen worden, am Ufer stand ein Heer um die Ladung zu wehren, welches aber sich

bald auf die Flucht begab, und vom Thurm Galata aus war eine große eiserne, auf Querhölzern ruhende Kette bis zur andern Seite des Hafens gespannt, um das Einlaufen zu verwehren, der Thurm selbst mit Söldnern aus verschiedenen Nationen besetzt, während Galeeren und Barken dem Thurm zur Seite ebenfalls mit kampfgerüsteter Mannschaft versehen waren. Anfangs belästigten die Söldner vom Thurm aus die Kreuzfahrer, aber als sie am dritten Tag einen Ausfall machten, wurden sie nicht nur geschlagen, sondern zugleich auch der Thurm genommen und die Einfahrt in den Hafen dadurch erzwungen (6. Jul.). Darauf lagerten sie sich am Palast der Blacherna so nahe, daß sie einander beschießen konnten, errichteten sowohl auf dem Lande als auch auf den Schiffen Belagerungsmaschinen, und warfen die Ausfälle der Griechen jederzeit mit siegreichem Erfolge zurück. Nur Theodor Laskaris zeigte, daß es auch bei den Griechen noch tapfere Leute gebe, der Kaiser hatte allen Muth und alle Entschlossenheit verloren. Endlich wurde (17. Jul.) ein Hauptangriff beschlossen, die Venetianer sollten von der See aus, der Graf Balduin und der Graf Ludwig mit dem Markgrafen von Montferrat sollten von der Landseite die Stadt bestürmen. Die Venetianer drangen auch in die Stadt, da sie auf ihren Schiffen sich den Mauern nicht nur gleich, sondern sogar höher stellen konnten, der Angriff der andern Franken aber wurde von den Pisanern und den Warägern mit ihren Hellebarten anfangs zurückgeworfen, als aber der von Venetianern verursachte Brand um sich zu greifen anfing, und auch die bisher als Reserve zurückgebliebenen Grafen von St. Paul und von Montmorency, herbeikamen, siegten die Kreuzfahrer, hüteten sich jedoch, in die Stadt nachzufolgen, um nicht in einen Hinterhalt zu fallen, zumal ihre eigentlich disponible Macht nicht über 500 Ritter und 2000 Mann zu Fuß betrug. In der Nacht entfloh Alexius mit allem kaiserlichen Prunkgeräth und seiner Tochter Irene nach Debeltos, und begab sich so freiwillig des ungerecht angemaßten Reiches. Nun holte das Volk den abgesetzten Isaak aus seinem Gewahrsam hervor und ließ den jüngern Alexius von der Flucht des Kaisers benachrichtigen. Allein erst nachdem auch Isaak die von seinem Sohne gemachten Verheißungen bestätigt hatte, nämlich das ganze Heer auf ein Jahr lang mit Lebensunterhalt zu versehen, den Venetianern 100,000 Mark Silber, und ebensoviel den andern Franken zu zahlen, ein Heer von 10000 Mann gegen die Saracenen zu schicken, und auf Lebenszeit 500 Ritter im gelobten

Lande zu halten, erhielt der jüngere Alexius von den Franken die Erlaubniß zum Einzug, worauf er von seinem Vater zum Mitregenten angenommen wurde. Einige Tage darauf hielten auch die Abendländer ihren Einzug, und wurden von den beiden Kaisern in allen Ehren empfangen. Nun fing aber das Unglück der Stadt erst an. Da der Hauptgedanke der Kreuzfahrer die Vereinigung mit der Kirche, und ihre größte Freude die endlich ausgewirkte Anerkennung des Papstes durch den Patriarchen von Constantinopel war, so mußten die in der Stadt sich frei aufhaltenden, und ihren Gottesdienst ungehindert beobachtenden Saracenen die Entrüstung derselben erregen, und nachdem sich Pisaner und Venetianer, über deren am Strand gelegene Wohnungen sich bei der Nachricht von der Ankunft der Feinde das wüthende Volk hergestürzt und sie verbrannt hatte, wieder versöhnt hatten, so fielen sie über die Moschee der Saracenen her, plünderten, und da sich die Saracenen und die Einwohner der Stadt vereint ihnen widersetzten, kam es in der Stadt (19. Aug.) zu einem Gefecht und einer abermaligen Feuersbrunst, die 36 Stunden fortwüthete, und gleich einem Feuermeer eine Menge der schönsten und reichsten Straßen verzehrte. Dabei haus'ten die Franken gleich siegreichen Eroberern, und bedrohte der geflohene Alexius von Adrianopel aus die Hauptstadt, so daß man den Markgrafen Bonifacius durch ein Versprechen von 16 Centner Gold bewegen mußte gegen ihn zu ziehen. Nun zerfiel Isaak mit seinem Sohn, der sich in den Zelten der Franken an Trunk und Spiel gewöhnte, und dadurch nicht minder verächtlich wurde, als sein wieder in die alten Schwindeleien zurückfallender Vater, der sich einbildete, er sey bestimmt den Orient mit dem Occident zu verbinden, Weltherrscher zu werden, dann auch das Gesicht wieder zu erhalten, und ein völlig Gott gleicher Mann zu werden, in welchen Thorheiten den schwachsinnigen Mann seine Schmarotzer, meistens Mönche, mit lächerlichen Possen bestärkten. Da der Unterhalt der Franken große Summen kostete, und die noch größere Aufgabe, ihre geleistete Dienste zu bezahlen, aus Geldmangel immer weiter hinausgeschoben wurde, so zerfielen die Franken, deren Uebermuth und Rohheit keine Grenzen kannte, mit den Griechen immer mehr, und es kam zwischen beiden oft zu blutigen Auftritten; indessen wollte weder Alexius noch sein Vater von der Stimmung des Volks Nutzen ziehen, nur Alexius Dukas, von seinen zusammengewachsenen Augenbraunen Murzuphlus genannt, theilte nicht die allgemeine Gesinnung der kaiserlichen Fa-

milie. Da brach (25. Jan. 1204) der Unmuth des Volkes in offenen Aufstand aus, und alle Beamten und Geistlichen versammelten sich in der Sophienkirche, um zu berathen, was zu thun sey. Erst jedoch am dritten Tag wählten sie einen jungen Mann von guter Herkunft, Nikolaus Canobus, zum Kaiser. Da nun dieses im Palast ruchtbar wurde, wandte sich der jüngere Alexius an den Markgrafen Bonifacius, um lateinische Besatzung in den Palast einzunehmen; Murzuphlus aber wußte, wie es scheint, diesen abzuhalten, und sich mit Hülfe der Garde in den Besitz des Palastes zu setzen, den jüngern Alexius (Isaak war in diesen Tagen gestorben) ließ er ins Gefängniß werfen und daselbst ermorden, und auch den von seiner Partei ganz verlassenen Canobus gefangen nehmen. Murzuphlus, der nun ohne Widerspruch Kaiser war, suchte nun sich der lästigen Gäste zu erwehren, ließ die Mauer an der See höher bauen, befestigte die Stadtthore, und bemühte sich in einzelnen Gefechten den Muth und das Selbstvertrauen der Griechen wieder zu heben. Er fand jedoch bei seinen eigenen Verwandten hierin wenig Theilnahme, und die Lateiner hatten sich gegen ein solches Verfahren schon verwahrt, so daß seit dem achten Februar ein neuer Krieg ausbrach. Unterhandlungen, in denen Dandolo sich mit dem Kaiser benahm, führten wegen der großen Forderungen der Franken zu keinem Resultat, indem Murzuphlus namentlich auch von einer Unterwerfung der Griechen unter die römische Kirche schlechterdings nichts wissen wollte. So wurde endlich von der fränkischen Kriegsmacht, die sich übrigens ganz auf die Schiffe zurückgezogen hatte, weil man die Angriffe vom Lande her wegen der Höhe der Mauern unfruchtbar fand, am neunten April ein Sturm gewagt, der jedoch von den Griechen abgeschlagen und den Franken ziemlicher Verlust zugefügt wurde. Man rastete hierauf zwei Tage, und versuchte Montags den zwölften April einen neuen Angriff, der, sobald man zum Schwerdtkampf kam, nicht lange zweifelhaft blieb. Zwei Schiffe der Bischöffe von Soissons und von Troyes, das Paradies und die Pilgerin, legten sich zuerst an einen Thurm, von den Masten aus legte man Leitern an, erstieg ihn ohne Widerstand, und eröffnete hierauf den Uebrigen die Thore. Furcht und Entsetzen bemächtigte sich der Griechen, und ganze Schaaren ergriffen vor einem einzigen Franken die Flucht. Erst die Nacht trennte die Sieger von den Besiegten, und die Franken erwarteten die Erneurung des Gefechtes am andern Tag, wie Murzuphlus den Seinigen verheißen hatte. Allein in der Nacht entfloh er selbst, und

die Wahl eines gewissen Constantin wurde, ebenso wie die Versuche des Theodor Dukas und Theodor Laskaris, durch die Lateiner im Entstehen vereitelt, indem diese nun über die ganz verlassenen Griechen herfielen und die eroberte Stadt Alles empfinden ließen, was Rachbegierde, Raubsucht, und Rohheit der Gesinnung eingibt. Den unersetzlichsten Verlust erlitten Wissenschaften und Künste, durch die gänzliche Vernichtung mancher damals noch vorhandener Denkmale des Alterthums, indem die kostbaren Kunstwerke von der habsüchtigen Ignoranz der Barbaren nur ihrem Metallwerthe nach betrachtet und zertrümmert oder eingeschmolzen wurden, in dem dreifachen Brande aber mehrere Schriftwerke, die noch kurz zuvor excerpirt worden waren, mit verzehrt wurden. Uebrigens bereicherte sich das fränkische Heer ganz außerordentlich, und Constantinopel allein schien ihnen so viele Reichthümer, ja noch mehr zu enthalten, als die ganze lateinische Welt. Ein großer Theil der Einwohner verließ die Stadt, und diese blieb nun völliges Eigenthum der Eroberer, welche, da über die Theilung des Ganzen schon vorher ein Vertrag geschlossen war, wodurch die Venetianer den vierten Theil des Ganzen erhielten, welches nebst zwei andern Vierteln ein kaiserliches Lehen bleiben, dem Kaiser außer der Würde noch das letzte Viertel anheimfallen sollte, zur Wahl eines Kaisers schritten. Diese fiel durch die Einwirkung des Doge Dandolo nicht auf den eigentlich mächtigsten und einsichtsvollsten Mann, den Markgrafen Bonifacius, sondern auf den für die Venetianer wenig furchtbaren, übrigens wegen Tapferkeit, Frömmigkeit, Bescheidenheit, und Unbescholtenheit der Sitten ausgezeichneten, erst 32jährigen Grafen Balduin, der den 23sten May 1204 feierlich gekrönt wurde. Markgraf Bonifacius wurde König von Thessalonich, außerdem entstanden Herzogthümer von Athen, Fürstenthümer von Achaja 2c. 2c., überhaupt aber bot dieses neue Reich den abenteuerlichsten Contrast zwischen orientalischem und occidentalischem Wesen, zwischen römisch-griechischer Ueberbildung und feudalistischer Rohheit dar. Zugleich fehlte viel, daß es die Bedeutung des griechischen Reiches gehabt hätte, denn abgesehen von der Schwäche einer Feudalherrschaft überhaupt, so behauptete sich auch Theodor Laskaris als Kaiser in Nicäa, und von hier aus wurde dem abenteuerlichen lateinischen Reiche auch ein Ende gemacht. Das kirchliche Resultat war zunächst das bedeutendste, die lateinische Kirche erzwang vom Patriarchen von Constantinopel die Anerkennung des römischen Supremats, und Innocenz konnte sich glücklich preisen, zu seiner Zeit

die bedenkliche Spaltung beendigt und den Patriarchen um seine Bestätigung anhalten zu sehen. Anfangs machten die Venetianer, die ohnedies von der ganzen Unternehmung den größten Vortheil zogen, den Anspruch, daß nur ihre Landsleute zu höhern geistlichen Stellen befördert werden sollten, und obgleich dieses verworfen wurde, so blieb doch das Uebergewicht der Lateiner stets vorherrschend, die im Abendlande herrschenden Grundsätze von der Stellung der Geistlichkeit wurden auch auf die Griechen übergetragen, und da hiedurch die griechische Kirche in sich selbst zerrissen wurde, und die Kaiser nur mit Mühe die Anerkennung des Papstes erzwangen, so trug dieser scheinbare Gewinn nur zum Verlust und endlichen Untergang des Reiches selbst bei. Eine aufrichtige Theilnahme an den Kreuzzügen von Seiten der Beherrscher des griechischen Reiches würde allerdings den Kreuzzügen selbst eine ganz andere Wendung gegeben haben, und von dieser Seite betrachtet war die Unternehmung in vollkommnem Einklang mit dem allgemeinen Streben; aber dies kam um hundert Jahre zu spät, und die schwachen Kaiser des lateinischen Reiches konnten sich kaum der Bulgaren im Norden, der Nicäner im Osten, und der einzelnen widerspenstigen oder völlig feindlichen Despoten im Süden ihres Reiches erwehren, geschweige an weitere Unternehmungen denken.

Eine ganz gleiche Zersplitterung war aber auch bei den Saracenen selbst eingetreten. Nicht nur war die Almoravidische Herrschaft nur mit Gewalt und nicht ohne Verlust dazu gekommen, nach Verdrängung der einzelnen Emirs von Sevilla, Murcia, Jaen 2c. die Gewalt ihres Emir al Mumenim allein geltend zu machen; sondern nachdem Jussuf (gest. 1106) die größte Ausbreitung ihrer Macht gesehen, die christlichen Könige und die maurischen Emirs geschlagen, und sein Sohn Ali zuerst noch in sein Glück eingetreten war, und (1108) die große Schlacht bei Ucles über Alfons V. von Castilien gewonnen hatte, ging nicht nur in fortgesetzten Kämpfen endlich (1118) das wichtige Saragossa an den König Alfonso von Aragon verloren, sondern es entstand auch der politisch-religiöse Aufstand des Mahadi der Muahedim. Abdallah Ebn Tomrut, der in Cordova, Kahira und Bagdad die Lehranstalten besucht hatte, war (1116) erst in Mahadia, dann in Fez und Marokko als Reformator aufgetreten, hatte ungescheut den Unglauben und die Sittenlosigkeit der morabethischen Emirs angegriffen, und hatte theils durch die Wahrheit seiner Rede, theils durch seine Sitteneinfachheit und

seine Gelehrsamkeit einen sehr bedeutenden Anhang gefunden, worauf er (1120) nicht länger anstund, sich für den Mahadi, d. h. für den verheißenen Propheten, zu erklären. Verfolgung mehrte und stärkte seine Partei, und nach seinem Tode (1130) trat sein Lieblingsschüler Abdel Munem mit noch größerem Glücke an seine Stelle, eroberte (1146) Fez, (1147) Marokko, rottete die Herrschaft der Almoraviden (bis 1148) in Afrika ganz aus, und starb (1163) als Herr eines großen und unterwürfigen Reiches. Zugleich hatte er auch schon (1146) ein Heer nach Spanien geschickt, und die Unzufriedenheit der dortigen Mauren mit den Almoraviden benutzt, um auch dort denselben ein Ende zu machen, was auch bis 1156 gelungen war, mit Ausnahme der balearischen Inseln, wohin sich der Ueberrest der Almoraviden flüchtete. Die beiden nächsten Fürsten der Muahedim, Jussuf I. (bis 1184) und Jakub Abu Jussuf, mit dem Beinamen Almanzor (bis 1199), erhuben ihre Macht auf den höchsten Gipfel, namentlich durch den glänzenden Sieg bei Alarcos (1195) über Alfonso VIII. von Castilien, aber Jakub's Sohn Muhammed Abu Abdallah wurde bei Alcab oder Toloza (1212 Jul. 16.) von den vereinigten Königen von Castilien, Aragon, und Navarra gänzlich geschlagen, wodurch der gänzliche Verfall der Muahedischen Herrschaft in Andalusien herbeigeführt wurde. Die Christen machten bei der gänzlichen Auflösung alles politischen Zusammenhangs unter den einzelnen Emirs außerordentliche Fortschritte, Jakob I. (Jayme) von Aragon eroberte (1229—1235) die balearischen Inseln, (1238) Valencia, und Fernando III. von Castilien, der Heilige, nahm in demselben Jahre, als er auch durch die ley de Señorio uno die Untheilbarkeit aller mit der Krone Castilien vereinigten Staaten anbefahl, und in Vereinigung mit der noch besonders darüber gegebenen ley de Mayoria die Vererbung dieser Staaten nach dem Rechte der Erstgeburt feststellte, ohne aber das Vorzugsrecht des Mannsstamms vor der weiblichen Nachkommenschaft in gerader Linie auszusprechen, sondern den weiblichen Erben in gleicher Linie dem männlichen Erben in der entfernteren Linie vorziehend, (1236) Cordova, (1246) Jaen, (1248) Sevilla, weg. Die Muahedim (Almohaden) waren bis 1257 aus ganz Spanien verdrängt, und gingen auch in Afrika durch die nach Muhammed's Tod (1213) ausbrechenden innern Erbfolgekriege (1269) ganz zu Grunde. In Fez und Marokko traten die Meriniden, in Tlemsan die Zianiden, in Tunis die Abu Haffier an ihre Stelle; berühmter aber als alle diese Reiche wurde das von

Muhammed Ebn Alhamar (gest. 1273) gestiftete Königreich Granada. Noch über zwei Jahrhunderte erhielt sich hier Kunstsinn, Gewerbfleiß, feine Sitte, und Pflege der Wissenschaften und Künste, während das übrige Spanien frühzeitig genug den Verlust einer fleißigen und mäßigen Bevölkerung empfand. Hier in Granada vereinigte sich das europäische und maurische Ritterthum zu einem neuen Gebilde, und wie man noch den melancholischen Romanzen jener Zeit mit Theilnahme lauscht und an den Parteiungen der Abencerragen und Zegri selbst Theil nimmt, so ragen noch die wunderbaren Gebäude des Alhambra und Generalife als die köstlichsten Zeugen jener Zeit in die mit Blut gedüngte Vega von Granada hinab. — Ebenso zersplittert, wie in Spanien, war die saracenische Gewalt auch im Morgenlande, und obgleich kein religiöser Zwist hier obwaltete, so waren doch die seldschukischen Reiche in Vorderasien und das ejubidische in Aegypten zwei ganz getrennte Interessen, welche auch unter sich selbst wieder zerfielen. Denn als nach Saladin's Tod (1193) sein Bruder Malek el Adhel, bei den Abendländern auch Seifeddin genannt, seine Neffen verdrängte, so war zwar auf einige Zeit wieder Einheit, aber nicht von langer Dauer. König Heinrich VI. starb (1197), noch ehe er seinen angekündigten Kreuzzug wirklich ausführen konnte, und die schon vorher nach Palästina gegangenen Pilger, kehrten auf die Nachricht von seinem Tode wieder heim. Die großen Kräfte, welche sich (1201) in Venedig gesammelt hatten, wurden gegen Constantinopel verwendet, und es dauerte eine geraume Zeit bis wieder eine größere Unternehmung zu Stande kam. Zwar wurde nach des Titularkönigs von Jerusalem, Almarich's II. (1205) und seines Sohnes Amalrich III. (1206) Tode der tapfere französische Graf Johann von Brienne durch die Hand Maria Jolantha's, Tochter Konrad's von Montferrat und Isabella's (1209) König, allein die eigenthümlichen Zustände der deutschen, französischen und englischen Lande ließen jede Unterstützung von dorther verzögern, und die Raserei der in Frankreich und einem Theile Deutschlands zusammengepredigten Kinderkreuzzüge, konnte in ihrem traurigen Ausgange die Neigung für diese Züge nicht heben. Erst 1217 ging König Andreas II. von Ungarn, Herzog Leopold von Oesterreich, und eine Menge weltlicher und geistlicher Großen, von Spalatro aus über Cypern in die See, kam im Herbst nach Akka, und zog Anfang Novembers gegen die Feinde aus, begeistert durch das Holz vom Kreuze Christi, von dem angeblich eine Hälfte aus Vorsicht be-

halten worden war. Auch ein Herzog Otto von Meran, und Bayern waren bei dem Zuge, deren Benehmen in Palästina nicht das Erbaulichste war. Der Zug ging zwischen den Bergen Gilboa und dem See Tiberias gegen den Sohn Maleck el Adhel's, den Corradin, der sich aber zurückzog. Nun besuchte das Pilgerheer den Jordan und alle durch Christi Anwesenheit berühmte Stätten am See, und kehrte dann wieder nach Akka. Der zweite Zug ging gegen den von Corradin stark befestigten Berg Tabor. Am Adventssonntage stieg man hinan, der Patriarch mit dem wahren Kreuze und die Geistlichkeit voraus, einige außer der Burg befindliche Saracenen wurden vom König Johann zurückgejagt; — auf einmal aber kehrte man, niemand wußte weßhalb, wieder um. Ein dritter Zug in die Gegend von Sarepta bei Tyrus lief wegen der harten Jahreszeit und der nächtlichen Ueberfälle, am 25. und 26. December 1217, so unglücklich ab, daß das Heer, das überdies nicht durch die Anwesenheit des Kreuzes ermuthigt war, nur durch einen schleunigen Rückzug gerettet werden konnte. Nun gingen die Könige von Ungarn und von Cypern nach Tripolis, wo der junge König von Cypern (Anfang 1218) starb, Andreas aber kehrte, ohne sich an die gedrohte Excommunication zu kehren, nach Europa zurück. Herzog Leopold und König Johann nebst den Bischöffen von Münster und von Utrecht bauten das zerstörte Schloß von Cäsarea wieder auf, die Templer nebst einigen andern Pilgern legten ein neues Schloß an der Straße von Akka nach Jerusalem an, eine dritte Abtheilung ergab sich in Akka dem lustigen Leben. Nun waren aber gleichzeitig mit Andreas mehrere Holländer, Cölner, Bremer, Frisen durch Wunderzeichen zu einer Kreuzfahrt veranlaßt worden, hatten Frankreich umschifft, an der Nordküste Spaniens gelandet, um das heilige Grab St. Jago's zu Compostell zu besuchen, und waren dann Anfang Juli in Lissabon eingelaufen. Hier wurden sie von König Alfons II. um Beistand gegen die Mauren gebeten, aber nur die Holländer gingen darauf ein, die andern setzten am 25. Juli ihre Fahrt fort, doch scheint es nicht, daß sie in Palästina vor der Ankunft der Holländer an dem Zuge des Andreas Theil genommen haben. Diese halfen den Portugiesen das Schloß Alkazar belagern, schlugen (10. Sept.) das zum Entsatz anrückende Heer der Fürsten von Sevilla, Cordova, Jaen, und Badajoz, und erzwangen hierauf die Uebergabe der Burg (21. Oct.). Den Winter verbrachten sie dann in gutem Behagen zu Lissabon, und schifften (am 31. März) von da ab, um nach Akka zu gelan-

gen. Da nun wieder eine ansehnliche Menge Pilger beisammen war, so beschloß man in einem Kriegsrath, hauptsächlich auf den Antrieb des päpstlichen Legaten Pelagius, die am rechten Ausfluß des Nils gelegene, ungemein feste, und für den Schlüssel von Aegypten geachtete Stadt Damiata anzugreifen. Die Fahrt und die Landung ging ohne Hindernisse von Statten, und wiewohl die Stadt gut verwahrt und vertheidigt wurde, so gelang es doch der Ausdauer der Friesen mit den durch den Scholaster Oliver aus Cöln angegebenen Maschinen den Thurm im Fluß, von dem aus eine Kette zur Stadt führte und so den Fluß sperrte, zu erobern (24. Aug.) und sich die Fahrt auf dem Nile dadurch frei zu machen. Indessen ging die Belagerung noch nicht weiter, und die Christen hatten theils gegen die Ausfälle der Saracenen, theils gegen die Unbilden des Wetters und des Clima's den Winter über zu kämpfen. Erst im Februar 1219 machte man Versuche, das jenseitige Ufer zu gewinnen, um die Stadt unmittelbar angreifen zu können, und nachdem auch hier wieder die Deutschen und Friesen die feindliche Schiffbrücke mit ihren Thürmen erobert hatten, konnte man daran denken, das jenseitige Ufer anzugreifen. Hier hatte zwar Malek el Kamel, des alten, seit dem (Oct. 1218) verstorbenen, Malek el Adhel zweiter Sohn, seine ganze Kriegsmacht aufgestellt, allein in der Nacht vor dem Uebergang entfloh er, und die Christen gingen nun (5. Febr.) ungehindert über den Fluß und schlossen die Stadt ein, wurden aber auch ihrerseits von dem eben aus Damask ankommenden ältern Sohn, Malek el Moattam Isa, bekannter unter dem Namen Corradin, der sich ihnen zur Seite lagerte, angegriffen. Es fanden nun mehrere heftige Kämpfe statt, und da Herzog Leopold am 1. Mai, andere Pilger zu andern Zeiten abgingen, zugleich aber immer wieder frische Hülfe nachkam, so ist einerseits der langsame, unter dem Heere selbst Unzufriedenheit erregende Fortgang der Unternehmung begreiflich, andererseits, wie doch auch die beiden Sultane den Christen nichts Erfolgreiches anzuhaben vermochten. Selbst die am 26., 27. und 28. September von ihnen zu Land und Wasser versuchten Angriffe mißlangen, und sie ließen nun so vortheilhafte Bedingungen für den Besitz Damiatas bieten, daß kein Sieg den Christen ähnliche Vortheile verschaffen konnte, und auch der König Johann mit Franzosen, Deutschen, und Engländern sie anzunehmen vollkommen bereit war, allein der Widerspruch des Legaten, der ganzen Geistlichkeit, Templer, Hospitaliter, und Italiener drang durch. Nachdem ein Versuch frische Truppen

in die Stadt zu werfen, mißglückt war, erstiegen (5. Nov. 1219) die Christen ohne Widerstand die Mauern der Stadt Damiata, in der alle Straßen und Häuser mit Leichen angefüllt waren, und an 30,000 Menschen während der Belagerung mehr an Hunger und Pest als im Kampf gestorben waren. Die Freude über diesen Sieg war außerordentlich. Indessen zerfielen der Legat und der König Johann bald hierauf so mit einander, daß dieser sich vom Heere trennte, und erst 1221 sich bewegen ließ, wieder zu kommen. Sultan Kamel hatte sich oberhalb Damiata gelagert, und der Legat drang, unterstützt von dem indessen auch angekommenen Herzog Ludwig von Bayern auf einen Zug gegen sein festes Lager, das nachherige Mansurah (Juli 1221). Hier angelangt, wurden sie durch die Saracenen hier eingeschlossen, durch das Durchstechen der Dämme bei dem gerade hohen Wasserstand des Nils aufs Aeußerste gebracht, und durften froh seyn, gegen die Rückgabe von Damiata am 30. August freien Abzug, Rückgabe des wahren Kreuzes, und Auslieferung aller Gefangenen zu erhalten. Wie groß vorher der Jubel, so groß war nun der Jammer über Damiata's Verlust.

XIV. Friedrich II. — Die mongolische Völkerwanderung. — Die letzten Kreuzzüge. — Der Untergang der Hohenstaufen.

Friedrich I. Kreuzzug von 1228. Friedrich's Plane gegen die Lombarden. Fürstenrechte. Ketzerverfolgung in Deutschland. Unterdrückung der freien Stedinger. Zustand Deutschland's. Aufstand König Heinrich's. Friedrich II. in Deutschland. Reichstag zu Mainz. Schlacht bei Cortenuova. Gregor IX. bannt den Kaiser. Innocenz IV. Völkerwanderung der Mongolen. Temudschin. Untergang des chowaresmischen Reiches. Dschingischans Gesetzgebung. Der Lamaismus. Theilung des Mongolenreichs: 1) in China, 2) in Persien, 3) in Kaptschak, 4) in Dschagatai. Die Mongolen bedrohen Europa. Schlacht bei Liegnitz 1241. Eroberung von Jerusalem 1244. Schlacht von Gaza. Concil zu Lyon 1245. Gegenkönig Heinrich 1246. Wilhelm von Holland 1247. Bündnisse in Deutschland. Friedrich's II. Tod. Ludwig IX. von Frankreich. Kreuzzug von 1248. Untergang der Ejubiden. Anfang der Mamluken. Untergang des Chalifats. Untergang des Sultanats von Rum. Kreuzzug von 1270 Verlust von Akka. Untergang des lateinischen Kaiserthums. Das Kaiserthum in Nicäa. Michael Paläologus, Kaiser in Constantinopel. Untergang der Hohenstaufen. Manfred. Karl von Anjou. Konradin's Ausgang. Die sicilianische Vesper,

Für den Verlust Damiata's wurde Niemand so sehr angeklagt, als Kaiser **Friedrich** II. Allerdings hatte er schon 1215 zu Aachen das Kreuz genommen, allein nicht nur diese Verpflichtung, sondern auch die für den römischen Stuhl noch wichtigere, Sicilien niemals mit dem Reich zu vereinigen, sondern jenes Königreich sofort seinem Sohne Heinrich zu übergeben und es nur bis zu desselben Großjährigkeit zu verwalten, hatte er bisher zu umgehen gewußt, und sich bis 1220 in Deutschland aufgehalten, ja sogar seinen Sohn zum römischen König, d. h. zum Nachfolger im Reiche krönen lassen, und sich dann erst nach Italien begeben, wo ihn Papst Honorius III. (22. Nov.) zum Kaiser krönte. Wiederholte Versicherungen seines festen Willens, der Verpflichtung zu genügen, und sehr wohl begründete Entschuldigungen wegen der dringenden Nothwendigkeit seines Aufenthalts in seinem Erblande Neapel, theils um Unruhen zu stillen, theils um wichtige Einrichtungen zu treffen, unter denen die Gründung der Universität zu Neapel (1224) vor allen bedeutend ist, gingen miteinander Hand in Hand, und der alte Papst Honorius ließ sich von Jahr zu Jahr hinhalten. Indessen waren über die Be-

setzung der Bisthümer in der Provinz Salerno neue Streitigkeiten zwischen Kaiser und Papst ausgebrochen, und die allgemeine Meinung konnte durch das fortwährende Zögern des Kaisers in der endlich vom Papst gemachten Beschuldigung, er wolle nicht, nur die reinste Wahrheit erblicken. Freilich waren damals schon, auch abgesehen von denen, welche Lehrsätze der Kirche bestreitend, mit ihr zerfallen waren, gleich Peter Abälard, Arnold von Brescia, und den Albigensern, besonders unter den Deutschen solche Stimmen laut geworden, die sich bitter über die Anmaßung des Papstes und über die für Deutschland besonders drückende Priesterherrschaft aussprachen, „alle Zungen sollen zu Gott schreien, Waffen! und ihm rufen, „wie lang er wolle schlafen: sie widerwirkten seine Werk und fälschten seine Wort, sein Kameräre stiehlt ihm seinen Himmelhort, sein „Süener mordet hie und raubet dort, sein Hirte ist zu einem Wolfe „worden unter seinen Schafen. Ach wie christlich nun der Papst lachet, wann er seinen Wälschen sagt: ich hab's also gemacht — ich „hab' zween Alman (Deutsche) unter eine Krone bracht, daß sie's „Reich sollen stören und wasten: darunter füllen wir die Kasten. Ich „hab's an meinen Stock gement, ihr Gut ist alles mein: ihr deut„sches Silber fährt in meinen wälschen Schrein. Ihr Pfaffen, esset „Hühner und trinket Wein, und laßt die Deutschen fasten.“ Doch klangen diese Klagetöne Walther's von der Vogelweide viel zu vereinzelt, und die ungeheure Ausdehnung der päpstlichen Gewalt, von dem blinden Glauben der von Minoriten und Dominicanern geleiteten Menge unterstützt, überwog bei Weitem. Wunderbare Verwandlungen des Brods im Abendmahle in wahrhaftes Fleisch und Blut, von der Geistlichkeit mit großer Geschicklichkeit zur allgemeinen Erbauung benützt und zur Bestärkung in der Ehrfurcht gegen die, welche mit der Verwaltung dieses Mysteriums betraut sind, Erscheinungen des heiligen Geistes in Taubengestalt, Blutergießung aus der Herzwunde eines Crucifixes, Verzückungen durch welche Fromme im Geist sowohl in den Himmel als in die Orte der Qual und der Buße entrückt werden, um den Lohn der Guten, die Strafe der Bösen mit eigenen Augen zu schauen und ihre Zeitgenossen warnen zu können, und ähnliche Erscheinungen, werden von den Chronisten jener Zeit bei allen Gelegenheiten erzählt, und Himmel und Erde wirkten durch Meteore zusammen, um eine schlechterdings überwiegende, unbedingte Gläubigkeit zu erzeugen. Selbst Friedrich II., zwar nicht von dem allgemeinen Glauben befangen, wie ohne Zweifel angenommen wer-

den darf, obgleich die harten Vorwürfe, welche ihm später gemacht wurden, weniger begründet seyn dürften, theilte doch die allgemeine Richtung seiner Zeit in dem Glauben an Astrologie, so daß selbst der erleuchteste Mann nicht frei von diesem Wahne war. Daher stand Friedrich, nachdem er bis 1227 seine persönliche Theilnahme am Kreuzzug zu verzögern gewußt hatte, nach dem Tode des nachgiebigen Honorius, als Gregor IX. gefolgt war, nicht länger an, seine Verpflichtung zu erfüllen, und begab sich am 8. September 1227 mit einem außerordentlich starken Heere von Brindisi aus zu Schiffe. Aus England allein sollen an 60,000 Pilger in Apulien eingetroffen seyn, der andern Nationen, namentlich der Deutschen, nicht zu gedenken. Die große Hitze und der Mangel an Lebensmitteln hatte aber schon vorher gefährliche Krankheiten erzeugt, und nach wenigen Tagen kehrte der Kaiser, erkrankt, wieder nach Otranto zurück, wo der ihn begleitende Landgraf Ludwig von Thüringen starb. Der ganze, mit der größten Erwartung von Europa angestaunte Zug, der nichts Geringeres als die Eroberung Jerusalems bewirken sollte, war in der kürzesten Zeit verstoben, und alle Hoffnungen vernichtet. Diese Schuld wurde wieder nur dem Kaiser aufgebürdet. Verstellung sey seine Krankheit, behauptete Gregor IX., und die mangelhaften Anstalten für Lebensmittel seyen seine Schuld. Daher belegte er ihn schon am 27. September mit dem Kirchenbann, und wiederholte dies am grünen Donnerstag 1228, ohne auf Friedrich's Entschuldigungen zu achten. Der Kaiser berief sich auf die öffentliche Meinung, und setzte in einem Schreiben an die deutschen Fürsten auseinander, wie seine unmündige Jugend, als ihn seine Mutter Constanze unter die päpstliche Vormundschaft gestellt, von dem Papst nur zu seinem Nachtheil benutzt und Otto zum kaiserlichen Throne erhoben worden, er aber doch durch göttlichen Beistand endlich aller Hindernisse Sieger geworden sey; wie er an dem Verluste Damiata's nicht Schuld sey, sondern vielmehr Kriegsleute theils selbst hingeschickt, theils auf seine Kosten dort erhalten habe; wie er zu leichterer Befreiung des heiligen Landes die Tochter des Königs Johann auf Anrathen des Papstes Honorius geheirathet habe, und auch jetzt nur durch die Seuche, an der ja der Landgraf Ludwig selbst gestorben sey, zur Rückkehr bewogen worden wäre. Trotz aller Dienste werde er von der Kirche nicht belohnt, sondern vielmehr gebannt, und seine Gesandten nicht einmal vorgelassen. Zugleich wußte er sich an dem Papst selbst zu rächen. Er kaufte mehreren römischen Adeligen, namentlich den

Frangipani, alle ihre Gebäude, Aecker, Weingärten rc. in Rom ab, nach einer von ihnen selbst gemachten Schätzung, und übertrug sie ihnen nachher als Reichsleben. Hierdurch hatte er in Rom selbst Anhänger und Lebensleute, welche nun, als Gregor 1228 den Bannfluch wiederholte, diesen aus Rom vertrieben und zwangen nach Perugia zu flüchten. Dennoch beschloß er der Welt über die Wahrheit seines Willens keinen Zweifel zu lassen, und begab sich im August 1228, obgleich mit geringer Macht, nach Palästina, und landete nach glücklicher Fahrt (Sept.) zu Akka. Die Streitigkeiten, in welche die Söhne Malek el Adhel's gerade unter sich zerfallen waren, indem Kamel, Sultan von Aegypten, und Aschraf, Sultan von Mosul, den Fürsten David von Damask, Sohn ihres erst (December 1227) verstorbenen Bruders Moattam, seines Gebietes fast ganz berauben wollten, und Kamel gegen David gerade im Felde lag, machten es dem Kaiser möglich, daß er durch Unterhandlungen weit mehr bewirkte, als durch die größten Anstrengungen der letzten Kreuzzüge. Zwar fand er, sogleich als die Nachricht von dem erneuerten Bannfluche angelangt war, von Seiten des Patriarchen, der beiden ältern Orden, und der Palästinenser überhaupt, nur feindselige Entfernung als von einem Gebannten, und nur die Deutschen, die Genueser und Pisaner, und insbesondere die deutschen Ordensritter unter ihrem Meister Hermann von Salza, hielten treu an ihm. Allein diese Umstände bewogen am 18. Februar den Sultan Kamel zu einem Vertrag, welcher außer Jerusalem auch die ganze Gegend von da bis Joppe, ferner Bethlehem und die Gegend von da bis Jerusalem, die Stadt Nazareth und die Gegend von da bis Akka, das ganze Land Toron und Sidon den Christen zurückgab, den Wiederaufbau der Mauern von Jerusalem, des Schlosses Joppe, Cäsarea, Sidon, und des deutsch-ordischen Schlosses bei Akka verstattete, während den Saracenen nur die Wohnung außerhalb Jerusalem's, und als waffenlosen Pilgern der Besuch des Salamonischen Tempels erlaubt wurde, und der Sultan versprach, binnen der zehn Jahre, welche der Friede währen sollte, keine neuen Befestigungen anzulegen. Darauf betrat der Kaiser am 17. März die heilige Stadt, besuchte als katholischer Kaiser das Grab Christi, und am 18. März, einem Sonntag, setzte er sich selbst die Krone auf das Haupt. Das feindliche Verfahren des Patriarchen und der Templer fand hierin neue Nahrung und Anregung; der Patriarch beschwerte sich laut über die den Saracenen eingeräumten Vortheile, und die Templer verriethen dem Sultan

Kamel, daß Friedrich gesonnen sey, nur in geringerer Begleitung den Jordan zu besuchen. Sultan Kamel gab selbst dem Kaiser Nachricht von diesem Verrath, und Friedrich wurde theils durch diese fortwährende Böswilligkeit, theils durch die in Europa vorgefallenen Ereignisse veranlaßt, im Mai (1229) nach Italien zurückzukehren. Hier hatte Gregor IX. außer den geistlichen Waffen auch die leiblichen gegen ihn aufgehoben, des Kaisers eigenen Schwiegervater, den Titularkönig Johann von Brienne an die Spitze der päpstlichen, mit dem Schlüssel Petri bezeichneten, Söldner gestellt, und in Neapel einfallen lassen. In allen Ländern, besonders in England, wurde der Zehnte von allen beweglichen Dingen sowohl von Laien als Geistlichen, zum Kriege gegen den Kaiser gefordert, und der Cardinal Otto sogar nach Deutschland geschickt, um den Versuch zu machen, ob sich nicht Otto von Braunschweig-Lüneburg, Neffe Kaiser Otto's IV., zum Gegenkönig aufstellen ließe. Allein Friedrich jagte mit leichter Mühe die Schlüsselsoldaten aus seinem Lande, und da sich weder der welfische Fürst zu der bedenklichen Unternehmung geneigt bewies, noch die Theilnahme der Ausländer sehr nachdrücklich war, andererseits auch Friedrich die Unannehmlichkeit des Bannfluches nicht länger zu tragen wünschte, so kam (1230) durch die Vermittelung mehrerer deutschen Fürsten eine Aussöhnung des Kaisers mit dem Papste zu Stande, nach deren Ausführung die beste Eintracht gehofft wurde.

Friedrich gedachte den Frieden von dieser Seite zur Ausführung eines Planes zu benützen, zu welchem ihn unter andern auch Rache antreiben mußte. Die lombardischen Städte waren in ihrer Abhängigkeit von dem Reich durch den constanzer Frieden zwar befestigt, aber seitdem durch die Schwäche der nachherigen Zeit eigentlich ganz befreit worden. Eine zahlreiche, muthige, wohlhabende Bevölkerung bewohnte sie, und die Söhne und Enkel derjenigen, die bei Lignano gegen den großen Barbarossa gestritten, wollten ebensowenig als ihre Väter sich dem neuen Joche des Kaisers unterwerfen, sondern eher das Aeußerste ertragen, als sich zu andern Pflichten, von denen die salischen und sächsischen Kaiser nichts gewußt hatten, bequemen. Dagegen gedachte Friedrich, der unumschränkte Herr in seinen normännischen Landen, die kaiserlichen Rechte in vollem Umfange dort geltend zu machen, im Norden Italiens, eben so wie im Süden, das Hohenstaufische Haus zu befestigen, und den Widerstand des Papstes, der dann von zwei Seiten eingeschlossen wäre und in Rom selbst nur eine unsichere Existenz hätte, ganz zu brechen. Zugleich hatten

die Lombarden schon bisher sich feindlich gegen ihn benommen, sie hatten einen nach Cremona (1226) ausgeschriebenen Reichstag nicht nur nicht besucht, sondern auch den Deutschen den Durchzug verweigert, so daß selbst Friedrich's Sohn, König Heinrich, nicht kommen konnte, sie waren (1228) auf die Aufforderung des Papstes, wenn auch nicht mit Geld, doch mit den Waffen bereit gewesen, und ein neuer nach Ravenna (1232) ausgeschriebener Reichstag wurde von ihnen wie der frühere verhindert. Da sie wohl wissen konnten, wie Friedrich deßhalb gegen sie gesinnt sey, so hatten sie, Mailand, Brescia, Mantua, Bologna, Faenza, Padua, Vicenza, Trevigo, der Markgraf von Este, und der Graf von St. Bonifacio, (1225) das sogenannte lombardische Bündniß (Societas Lombardica) errichtet und (1226 März 2.) als Schutz und Trutz Bündniß auf 25 Jahre befestigt, so daß auch noch Piacenza, Verona, Vercelli, Lodi, Bergamo, Turin, Alessandria, Crema, Ferrara, und selbst der Markgraf von Montferrat, sonst stets ein Ghibelline, und die Grafen von Blandrate, beitraten. Friedrich hatte sich seitdem durch andere Geschäfte schlechterdings gehindert gesehen, etwas gegen sie zu unternehmen, die Acht, welche er selbst gegen sie verhängte, war unwirksam, der Bann, den er von dem Bischof Konrad von Hildesheim gegen sie sprechen ließ, wurde von Honorius aufgehoben, und Friedrich hatte sich endlich genöthigt gesehen, eine Vermittelung des Papstes anzunehmen, wodurch (Ende 1226) eine Versöhnung zwar stattfand, die aber trotz der gegenseitigen Versicherungen nur äußerlich blieb, und wie Friedrich auf eine Gelegenheit zum Angriff und zur Rache lauerte, so waren die Lombarden auf Abwehr und Vertheidigung gefaßt. Unter diesen Umständen ist es wohl nicht zu wundern, wenn Friedrich bürgerlicher Freiheit ebenso wenig als geistiger Freiheit, welche mit jener Hand in Hand ging, gewogen war, und nicht nur den Fürsten zu Utine 1232 die schon von seinem Sohn, König Heinrich, früher verliehene Urkunde bestätigte, daß auf geistlichem Grund und Boden keine neue Stadt oder Burg errichtet werden, keine neuen Märkte einem früher bestehenden Eintrag thun oder ein erzwungener Besuch derselben stattfinden, die alten Straßen nicht geändert, die Bannmeile der neuen Städte abgestellt, daß ein jeder Fürst seiner Freiheiten, Gerichte, Geleite, Zente, freier wie gelehnter, ungestört, nach Landsgebrauch genießen solle, daß die sogenannten Pfahlbürger schlechterdings abgestellt, überhaupt keine eigenen Leute der Fürsten, Adeligen, Ministerialen, und Kirchen,

in den (kaiserlichen) Städten sollten aufgenommen, alles Eigen und Leben, welches die (kaiserlichen) Städte in Besitz genommen, herausgegeben, das Geleit in ihren Ländern, welches die Fürsten zu Leben haben, ihnen ungestört verbleiben, sie durchaus nicht durch den (kaiserlichen) Schultheiß zur Herausgabe desjenigen gezwungen werden sollen, was sie von den Städtern schon vor ihrer Einbürgerung in Besitz genommen, es seyen denn unmittelbare Reichsunterthanen, daß in den Städten kein schädlicher, verurtheilter, oder geächteter Mann aufgenommen werden, keine neue Münze in einem Lande zum Schaden der fürstlichen Münze geschlagen, die Städte ihr Gericht nicht über den Umfang der Stadt erstrecken sollen, es sey denn, daß dem Kaiser auch außerhalb die Gerichtsbarkeit an sich zustehe, daß Niemand Lehengüter als Pfand nehmen solle, ohne Erlaubniß des Lehensherrn, zu städtischer Arbeit Niemand gezwungen werden solle, er sey denn ein eigentlicher Bürger, alle andern in den Städten sässigen Leute aber ihren Herren und Vögten außer der Stadt ihre Schuldigkeit wie zuvor leisten, und von keinen ungebührlichen Steuern beschwert, endlich Eigene Leute, Lehnsleute der Vögte, wenn sie wieder aus der Stadt ziehen wollen, von den kaiserlichen Amtleuten nicht zurückgehalten werden sollen, — und zu Ravenna (1232 Jan.) ein Verbot gegen Verbindungen und Handwerkszünfte in den Städten ohne Erlaubniß der Landesherren (das sein Sohn 1231 zu Worms gegeben hatte) bestätigte, auch den geistlichen Fürsten ein Privilegium gab, welches jede Rathswahl von ihrer Einwilligung abhängig machte, sondern auch gegen die Ketzer gänzlich in die Absichten des Papstes einging. Ebendaselbst gab er nämlich (1232 Febr. 22.) ein wichtiges Gesetz gegen die Häretiker, dessen Ausdehnung in Deutschland zwei wichtige Folgen hatte. Es fanden sich nämlich sofort nicht nur Ketzermeister, namentlich Meister Konrad von Marburg, mit seinen beiden Gehülfen Konrad Tors und dem einäugigen Johannes mit einer Hand, sondern auch Leute genug, welche sich dem Gericht, das diese Menschen sich anmaßten, unterwarfen. Konrad hatte schon als Beichtvater der Landgräfin Elisabeth von Thüringen (gest. 1231) seine eindrückliche, von fanatischem Eifer für die päpstliche Gewalt befeuerte Beredtsamkeit zur unbeschränkten Gewalt über jene, von edlem Willen beseelte und ihren Geist ganz seinen Geboten unterordnende Fürstin, die Tochter Königs Andreas II. von Ungarn, erhoben, und nach ihrem Tode als Prediger gegen die Ketzer fortgefahren, im Verfolgen der sogenannten Albigenser die Be-

fehle Roms zu vollziehen. Aus 1231 existirt eine Verordnung König Heinrich's, gegeben zu Worms, worin den Erben des zum Feuertode verurtheilten Ketzers die volle Erbschaft ohne Verkümmerung zugesichert wurde, nur die Prozeßkosten (sumptas ad incendium hereticorum faciendum et merces Comitis) sollten von ihrer beweglichen Habe bestritten werden. Daß sich Albigenser und Waldenser damals in Deutschland gefunden haben, ist bekannt; die Untersuchung und Strafesart aber ist merkwürdig. Wer angeklagt wurde, gleichviel durch wen, galt für schuldig; Vertheidigung wurde nicht gestattet; Geständniß allein konnte, gleichviel ob wahr oder unwahr, die Strafe so weit mildern, daß nur die Haare abgeschnitten und sodann der Rücktritt in die Kirche verstattet wurde; Leugnen hingegen zog noch an demselben Tage den Tod auf dem Scheiterhaufen zu. In den Städten am Rhein, in Hessen bis nach Sachsen und Thüringen hin, trieb das greuliche Gespenst der Inquisition, hauptsächlich von diesem Menschen beschworen, sein Unwesen, und als durch die Unzahl der Geringeren und Armen, welche theils verbrannt worden, theils zum Bekenntniß gezwungen worden waren, die Befestigung der Inquisitorengewalt unbestreitbar schien, wagte Konrad, auch Herren und Grafen vor seinen Richterstuhl zu ziehen. An der Festigkeit des Grafen Heinrich von Sayn, der sich zwar vor ihm zu Gericht stellte, und obgleich seiner Rechtgläubigkeit bewußt, nur durch demüthiges Bekenntniß und Abscheeren der Haare dem Feuertod entging, dann aber auf einem Tage zu Mainz (1233) vor König Heinrich Untersuchung seiner Sache verlangte und losgesprochen wurde, brach sich zuerst seine Gewalt, und auf der Reise von Mainz nach Marburg wurde er in der Nähe der letztern Stadt (30. Jul. 1233) wahrscheinlich mit Wissen und Willen des Grafen von Sayn erschlagen. Papst Gregor IX. sprach ihn zwar sogar heilig, und ergrimmte sehr über den Mord eines den Italienern ergebenen Werkzeuges, doch nahm er selbst nachher eine wahre Darstellung von Konrad's Verfahren an, und begnügte sich, eine fortgesetzte Aufmerksamkeit auf die Ketzer, aber mit Gerechtigkeit und Billigkeit, zu empfehlen. Dies wurde auch auf einem Reichstag zu Frankfurt (1234 Febr.) beschlossen, und auch ferner beobachtet. Während indessen hier der Inquisitor zu Grunde ging, wirkte auf einem andern Punkte die Inquisition in Verein mit andern Interessen völlig siegreich, als sich Priesterthum und Adelsherrschaft zur Unterdrückung der Volksfreiheit die Hand gaben. Die Stedinger, freie Landleute im Osten-

burgischen, wollten weder die Burgen dulden, welche die Grafen anlegten, noch dem Erzbischof von Bremen den Zoll zahlen, welchen dieser forderte. Doch gab erst der Uebermuth eines Priesters, welcher der Frau eines Stedingers beim Abendmahl statt der geweihten Hostie den Beichtgroschen, der ihm zu gering gewesen war, in den Mund gab, den Ausschlag; er wurde erschlagen, und die Stedinger weigerten dem Erzbischof andere Genugthuung als nach altem Rechte durch Wehrgeld. Nun erst begann eigentlicher Zwist. Belegte der Erzbischof (1204) das Land mit dem Interdict, so hielten die Stedinger die Zehnten zurück, so daß (1207) der Krieg ausbrach; erst Erzbischof Hartwig, dann sein Nachfolger Gerhard II. ein Graf von der Lippe, dieser in Verbindung mit den oldenburger Grafen, griff die Stedinger an, in unbestimmtem Ausgange schwankte das Glück der Waffen hin und her, und die Stedinger waren hauptsächlich seit 1212 im Bunde mit dem Dänenkönig Waldemar den Bremern sehr gefährlich, bis an Weihnachten 1230 der Bischof Gerhard wieder in ihr Land einfiel, aber durch den Verlust seines Bruders, des Grafen Hermann von der Lippe, so bestürzt wurde, daß er sich sofort zurückzog, und die ganze Kriegsrüstung auseinander ging. Um diese Zeit aber begann auch die Thätigkeit Konrad's von Marburg, der das von Ketzereien der Stedinger in Schwang gehende Gerücht, welches entweder in Bremen erst ausgebildet, oder in altnordischen Gebräuchen begründet war, vor Papst Gregor IX. brachte, und Bann und Aufruf zu einer Kreuzfahrt gegen die Stedinger auswirkte. Die ersten Versuche richteten jedoch Nichts aus. Der Erzbischof baute (1232) das Schloß Slüteren wieder gegen sie auf, welches sie aber sogleich zerstörten; hierauf fielen (1233) die Kreuzfahrer in die osterstadische Landschaft ein, wo die Einwohnerzahl gering war, vierhundert wurden erschlagen, das Land verwüstet, die Gefangenen als Ketzer verbrannt; dagegen erschlugen die Stedinger den Grafen Burchard von Oldenburg mit 200 Mann, und der Welfe Otto von Braunschweig, Feind von Bremen, drang verwüstend in die Grafschaft Stade vor. Erst jetzt kam ein großer Zug zusammen, Heinrich Herzog von Brabant, Florenz, Graf von Holland, Theodorich Graf von Cleve, Graf Heinrich von Oldenburg u. a., nebst dem Erzbischof Gerhard führten am 28. Mai 1234 ein Heer von ohngefähr 40,000 Mann gegen die, von ihren Hauptleuten Bolke von Bardenflede, Tammo von Hunthorpe, Thedmar von Agger wohl geordneten, und zum tapfern Kampf für Leben und Vaterland ermunterten Ste-

dinger. Der erste Angriff des Herzogs von Brabant und des Grafen von Holland bei Altenesch wurde von den Gegnern tapfer empfangen, aber ein Flankenangriff des Grafen von Cleve brachte sie in gänzliche Verwirrung, und die Niederlage war bald entschieden. An 6000 blieben auf dem Schlachtfelde, eine Menge verlor auf der Flucht in den Gräben und der Weser ihr Leben. Mit dieser Niederlage war ihre Selbstständigkeit zu Ende, die Ueberlebenden bequemten sich den Forderungen der Bremer und Oldenburger, und so hatte im Norden Deutschland's ohngefähr so wie im Süden Frankreich's der Kampf zur Aufrechthaltung der Religion ein rein materiell-politisches Ende genommen. — Indessen war Friedrich in der Ausführung seines Plans gegen die Lombarden theils durch einen (1232) in Messina ausgebrochenen Aufstand, der erst durch ihn selbst (1233) mit großer Strenge gedämpft wurde, theils durch die über seinen Sohn aus Deutschland ihm zugekommenen Nachrichten, abgehalten worden, welche seine persönliche Anwesenheit daselbst erheischten.

Deutschland hatte schon unter dem Zwist der Könige Philipp und Otto, ja schon unter dem Barbarossa, den Grund zu der Zersplitterung gelegt, welche unter Friedrich II. und seinen nächsten Nachfolgern sichtbar wurde. Die allmählig immer mehr gestiegene Fürstengewalt, begründet durch die Erblichkeit der Lehen, und befestigt durch die Vergünstigung der Urkunde Friedrich's von 1232, war außerdem durch die den Hohenstaufen nöthig gewordene Bewerbung um ihren Anhang theils im Kampfe gegen die Welfen, theils in ihren Planen gegen Italien, zu einer hohen Ausbildung gekommen. Ganz besonders aber war der längere Aufenthalt dieser Kaiser im Auslande, der unter Friedrich II. eine weit größere Reihe von Jahren umfaßte, als er sich je in Deutschland aufhielt, dieser fürstlichen Vielherrschaft förderlich. Wenn unter Friedrich I. dieses noch nicht so sehr hervortrat, so war daran Schuld, daß Friedrich selbst von Herkunft und Sinn ein ächt-deutscher Fürst, von Geist und Willen übergewaltig und selbst dem Höchsten gewachsen, und durch alle Bande der Erinnerung und des Besitzes noch an sein Vaterland gefesselt, und im Stande war, den noch nicht erloschenen Gedanken der deutschen Einheit fest zu erhalten und durchzuführen. Aber wie war unter Philipp und Otto bereits das Reich aufgelöst worden! wie hatten beide Fürsten, um die bestrittene Krone zu erhalten, Rechte und Güter den gierigen Freunden dahin gegeben! Da kam Friedrich II., empfohlen und gehoben durch den Papst, mit freigebi-

ger Hand den hohenstaufischen Anhängern aus eigenem und kaiserlichem Schatze spendend. Nach fünfjährigem Aufenthalt im nördlichen Lande kehrte er nach Italien zurück, und ließ fünfzehn Jahre lang das Hauptland des heiligen römischen Reiches unter der Obhut seines Sohnes Heinrich, eines jungen durch zu frühen Genuß hoher Gewalt verderbten und vielleicht von schlechten Rathgebern verführten Prinzen. Während dieser Zeit beut daher die Geschichte Deutschlands nur ein Bild unzusammenhängender Bestrebungen dar, aus welchen, aber fast ganz ohne Zuthun des Reichsverwesers, der Kampf gegen die Inquisition und die Vertilgung der Stedinger, nebst der folgenreichen Einwanderung des deutschen Ordens (1228) in das damals noch heidnische Preußen, gegen dessen Bewohner der polnische Herzog Konrad von Masovien ihn zu Hülfe rief, die bedeutendsten Momente zu nennen wären. Während im ehemaligen Königreich Burgund die Gewalt des Kaisers faktisch immer geringer wurde, erweiterte sich dort im Nordosten das Gebiet des deutschen Reiches, und durch Sitte, Sprache, Bildung, und Gesetze erfolgreicher und dauernder als über Südgallien und Norditalien. Der junge König war anfangs von Herzog Ludwig von Bayern geleitet worden, den 1231 der Mordstahl eines Unbekannten traf; eine so räthselhafte Handlung, daß man sich am besten sie zu erklären glaubte, wenn man annahm, Kaiser Friedrich selbst oder sein Sohn hätten, doch ist nicht zu begreifen warum? — diesen Mörder gedungen. Was ihn zuletzt gegen seinen Vater sich zu empören bewogen habe, ob Einflüsterungen der Lombarden und des Papstes, ob, was wahrscheinlicher ist, die von seinem Vater hinsichtlich seiner in Deutschland getroffenen Maaßregeln ihm bewiesene Unzufriedenheit, wozu vielleicht gerade die zu Worms ertheilte Urkunde über die Fürstenrechte (1231 Mai 1.) am meisten Anlaß gab, ob der Gedanke, sein Vater halte ihm gegen Recht und Versprechen das sicilische Reich zurück, und er müsse noch in älteren Jahren dienen, während Friedrich noch viel jünger schon selbstständiger König gewesen sey, läßt sich wohl nicht mehr ausmitteln; genug, daß sich Heinrich (1234 Sept.) zum selbstständigen König des deutschen Reiches erklärte und Maaßregeln traf, sich als solchen mit Gewalt zu schirmen. Indessen zeigten sich diese gegen den (1235) aus Italien durch Oesterreich und Bayern nach Regensburg geeilten Vater unhinlänglich, Heinrich unterwarf sich zu Worms und erhielt Verzeihung (2. Jul.), wurde aber, weil er sich widerspenstig bezeigte, gefangen genommen

und nach Apulien gebracht, wo er bis an seinen Tod (1242) in festem Gewahrsam blieb. Hatte so Friedrich einer drohenden Gefahr schnell und glücklich ein Ende gemacht, so war sein Aufenthalt in Deutschland auch noch durch andere wichtige Vorfälle bezeichnet. Zu Worms vermählte sich Friedrich, seit 1228 Wittwer von Jolantha, mit des englischen Königs Heinrich's III. Schwester Isabella (20. Jul.), welche mit aller Pracht, wie es einer hochgebornen, mit reicher Mitgift ausgestatteten Fürstin zukam, empfangen, und dem Kaiser zugeführt worden war. Hierauf hielt er einen durch Glanz und Menge der Theilnehmer vor andern berühmt gewordenen Reichstag zu Mainz (Aug. 1235), auf dem die wichtige Aussöhnung der beiden erlauchten Fürstenhäuser, der Welfen und Hohenstaufen, zu welcher die edle Weigerung des Braunschweigers Otto gegen Friedrich als Gegenkönig aufzutreten den Weg gebahnt haben mag, durch die Erhebung der welfischen Allodien, welche Otto das Kind, in Person vor dem Kaiser erscheinend, demselben übergeben und sofort (21. Aug.) als erbliches Reichslehen zurückerhalten hatte, in das Herzogthum Braunschweig-Lüneburg dauernd bewirkt wurde. Noch wichtiger war der ebendaselbst erlassene Landfriede, welcher nicht nur mehrere wichtige Verordnungen über Zoll, Münze, Geleit, Eigenthumsrecht, Gerichtspflege, Fehderecht ꝛc. gab, im Allgemeinen freilich die Fürsten gegenüber den damals erst sich bildenden Städten in Schutz nahm, sondern auch durch den öffentlichen ersten Gebrauch der deutschen Sprache, in welcher dieser Beschluß aufgeschrieben und dem versammelten Volke vorgelesen wurde, für diese eigentlich Epoche macht. Nachdem er hierauf den Winter sowohl zur Befestigung des kaiserlichen Ansehens als auch der eigenen Bedeutung verwendet, wohnte er am 1. Mai 1236 der Erhebung der Gebeine der 1231 gestorbenen und schon 1235 von Gregor IX. heilig gesprochenen Landgräfin Elisabeth von Thüringen bei, setzte ihrem Leichnam selbst eine goldene Krone auf, und unterließ von dieser Seite nichts, um sich den Augen der Welt als treuen Anhänger der Kirche und vollkommen rechtgläubigen Kaiser zu zeigen. Mit den Lombarden waren indessen Verhandlungen gepflogen worden, welche an der Schroffheit von Friedrich's Forderungen scheiterten, und er war von Deutschland aus gegen sie zu Felde gezogen, hatte auch noch im November 1236 Vicenza erstürmt und sich zur Belagerung von Mailand eben angeschickt, als ihn die Händel mit Herzog Friedrich dem Streitbaren von Oesterreich, den die zur Vollziehung der über ihn verhängten Reichsacht beauftragten

Fürsten nicht zu bewältigen vermochten, noch im November zurückriefen. Der österreichische Herzog mußte sich nach Wienerisch Neustadt flüchten, Wien wurde für eine Reichsstadt erklärt, das ganze Land aber vom Kaiser in Besitz genommen; was aber, theils weil der Herzog nach des Kaisers Abzug sogleich wieder siegreich hervorkam, theils weil sich der Kaiser späterhin mit ihm gänzlich aussöhnte, keine weitern bedeutenden Folgen hatte. Friedrich war (Aug. 1237) nach Italien zurückkehrt, und hatte den Krieg mit den Lombarden, an dem die Deutschen als Nation gar keinen Theil nahmen, mit großem Glücke weiter fortgeführt. In dem kaiserlichen Italien hatte sich, wie an allen zur republikanischen Verfassung hinneigenden Städten, die Gegensätze einer kaiserlichen und einer päpstlichen Partei völlig entwickelt, welche, auch ohne daß es offen ausgesprochen war, schon seit Jahren vorhanden waren, und das seit 1140 zum Parteinamen gewordene Feldgeschrei der deutschen Welfen und Gibellinen war in Italien zur Bezeichnung derselben gebraucht worden. Alle Städte und Staaten waren gibellinisch oder welfisch, kaiserlich oder päpstlich gesinnt, und obgleich sich diese Parteinahme, wie z. B. in Florenz seit 1215 daselbst der bekannte Mord des Buondelmonte dei Buondelmonti durch die Amidei und die Uberti zur Theilung in Donati oder Ghibellinen und Uberti oder Guelfen Anlaß gab, auch aus reinen Familienzwistigkeiten entwickelte, so nahm doch gemäß der Oeffentlichkeit des italienischen Lebens Alles sogleich politische Bedeutung an. An der Spitze der Gibellinen stand der schlaue und grausame Ezzelino da Romano, der schon im Anfang des Jahres Padua erobert hatte, und nun dem seinerseits auch Mantua bezwingenden Kaiser zu der großen Schlacht bei Cortenuova (27. Nov. 1237) half, in der die Mailänder völlig geschlagen, ihr Carrocium oder palladiumartiger Schlachtwagen erbeutet, und außer ihrem Podesta, dem Sohn des venetianischen Dogen Tiepolo, mehrere ihrer angesehensten Häupter gefangen wurden. Mit diesem allerdings großen Siege glaubte Friedrich so völlig gesiegt zu haben, daß er Friedensanerbietungen zurückwies, und nur von unbedingter Unterwerfung hören wollte. Dagegen aber sträubte sich der freiheitsgewohnte [illegible] Lombarden, und der Krieg dauerte fort, vom Kaiser wohl [illegible]ück weiter geführt, so daß außer Mailand und Brescia [illegible]terworfen war, doch gerade vor Brescia's Mauern, [illegible]enden Jahre ohne Erfolg belagert wurde, schien Fried[illegible]n. Denn nun glaubte auch Gregor IX. die

für Rom aus der gänzlichen Bezwingung der Lombarden erwachsende Gefahr nicht mehr abwarten zu dürfen, und gereizt um so mehr, als Friedrich die auch von den Päpsten als ihnen gehörig betrachtete Insel Sardinien seinem Bastardsohne Enzius durch die Hand der Königin Adelasia (1238) verschafft hatte, sprach er über den Kaiser am Palmsonntag (20. März 1239) den Bannfluch aus, und zwar nicht blos weil er den Papst gekränkt, sondern weil er sich überhaupt als Feind der Kirche bewiesen habe. Nichts Geringeres als Abfall vom christlichen Glauben, welcher sich nicht blos aus seinem feindlichen Benehmen gegen die Kirche und ihre Diener ergebe, sondern auch aus der verdachterregenden und unanständigen Vertraulichkeit mit den Saracenen, aus seinen Spöttereien über das Heilige, und aus der Gleichstellung Christi mit Moses und Mahomed, als der drei Impostores, hervorgehe, wurde von dem Papst ihm zur Last gelegt, und alle Mittel aufgeboten, um seine bisherigen Feinde zu bestärken, und aus seinen bisherigen Freunden und Unterthanen ihm neue zu bereiten. Friedrich ließ sich jedoch durch diesen furchtbaren und ganz auf den Geist der Zeit berechneten Angriff nicht einschüchtern, erließ seinerseits an Fürsten und Völker Schreiben zu seiner Rechtfertigung und zum Aufruf gemeinsamen Kampfes gegen den Mißbrauch der päpstlichen Herrschaft, begann den Krieg nun 1240 auch gegen die Städte des Kirchenstaats, und vereitelte den Plan Gregor's in Rom eine große Synode zu halten durch die vom König Enzius mit der pisanischen Flotte ausgeführte Gefangennehmung der dorthin eilenden Prälaten, welche auf genuesischen Schiffen (3. Mai 1241) sich nach Rom begeben wollten, welcher Unfall den schon betagten Papst so ergriff, daß sein (21. Aug.) Tod hierdurch wahrscheinlich beschleunigt worden ist. Der Kaiser zeigte nun, daß ihm Herstellung der Eintracht aufrichtig am Herzen liege, und da nach des zunächst gewählten Cölestin IV. schnellen Tod, dessen Wahl er selbst durch Freilassung der Gefangenen möglichst befördert hatte, eine geraume Zeit verstrich, bis sich die unter sich uneinigen Cardinäle zu einer neuen Wahl vereinigen konnten, so wirkte er durch Vorwürfe und Drohungen, ja sogar durch Einfälle in den Kirchenstaat, daß endlich (1243 Jun. 24.) die Wahl zu Stande kam. Sie war aber auf den Cardinal Sinibald Fiesko, Grafen von Lavagna, einen Genueser, gefallen, mit dem der Kaiser vorher in freundlichem Verhältniß gestanden hatte, und Friedrich äußerte nicht nur selbst, daß er einen Freund im Cardinals Collegium verloren habe, um ihn als

Feind auf dem päpstlichen Stuhle wieder zu finden, denn kein Papst könne ein Gibelline seyn — sondern erfuhr auch die volle Wahrheit dieser Worte im ganzen Umfang. Der neugewählte Innocenz IV., schon durch diesen Namen andeutend, welchen seiner Vorgänger er sich zum Vorbild wählen, welche Grundsätze er verfolgen wollte, gab zwar den Friedensanerbietungen des Kaisers scheinbar Gehör, und es handelte sich nur noch um die Lossprechung Friedrich's vom Bann, welche in einer anberaumten persönlichen Zusammenkunft beider Oberhäupter der Christenheit zu Stande kommen sollte, als auf einmal der Papst auf bereitliegenden genuesischen Schiffen von Civita Vecchia (1244 Juni 28.) nach Genua entfloh, sogleich nachdem er sich von den Beschwerden der See erholt hatte, nach Lyon, einer zwar noch auf dem Boden des römischen Reichs gelegenen, aber im Verlauf der Zeit demselben ganz fremd gewordenen und an das nahe Frankreich weit mehr angeschlossenen Stadt, sich begab und nach Erneuerung des auf Friedrich's Haupt bereits haftenden Fluches dorthin für das nächste Jahr eine allgemeine Kirchenversammlung zur Berathung der wichtigsten Angelegenheiten ausschrieb. Auch Friedrich wurde vor dieselbe geladen.

Indessen nicht allein der Streit mit Friedrich sollte daselbst zu einem endlichen entscheidenden Spruche kommen, auch andere der Kirche drohende Gefahren, insbesondere aber die der gesammten europäischen Christenheit drohende Gefahr der Mongolen erheischte die Aufmerksamkeit und die Fürsorge der höchsten Häupter. Eine neue Völkerwanderung aus dem Innern Asiens hervorgeströmt rief die zu Mährchen gewordenen Zeiten Attila's und seiner Hunnen, der spätern Avaren, dann der zu Kaiser Arnulf's Zeit in Pannonien eingewanderten Ungarn in das Gemüth zurück, und Sitte und Erscheinung machte die Mongolen zu den ächten Nachkommen jener Barbaren. In den rauhen und kalten Steppen des mittlern Hochasiens wohnten in runden mit Filz gedeckten Hütten, mit ihren aus Kameelen, Pferden, Rindern, Ziegen, Schafen bestehenden Heerden von einem Weideplatz zum andern ziehend, bei einfachen, wilden, kriegerischen Sitten, die zahlreichen Stämme der Bede oder Mongolen, unter erblichen Oberhäuptern, Taydschi genannt, welche, ihren Ursprung in sorgfältig bewahrter Ueberlieferung von der Gottheit ableitend, mit unumschränkter Gewalt über Leben und Eigenthum ihrer Unterthanen geboten. In Kriegen, die sie theils unter einander, theils gegen die Nordchinesen führten, erhoben sich zuweilen einzelne Ober-

häupter über mehrere Stämme oder Horden, und schwangen sich dadurch zu Chans auf. Diese waren jedoch in der Regel den Niudschen, welche sich (seit 1126) Nordchina's bemächtigt und daselbst die eine Zeitlang auch von Südchina anerkannte Dynastie Kin gestiftet hatten, tributbar, und in bald größerer, bald geringerer Abhängigkeit. Jesukai Baghatur, einer ihrer berühmtesten Oberhäupter, der über 30 bis 40 Horden gebot, kam (1155) eben von dem Siege über den Chan Temudschin zurück, als seine Gemahlin Ulun Ika von einem Sohne entbunden wurde. Zum Andenken an den Sieg legte er dem Neugebornen, der als Zeichen seiner künftigen Größe ein Stück geronnenes Blut in der Hand mit zur Welt gebracht haben soll, den Namen Temudschin bei. Die kriegerischen Anlagen des Knaben wurden durch seinen Lehrer Carachar so gut entwickelt, daß er nach dem frühen Tode seines Vaters (1167) die abfallenden Horden zwang, seine Oberherrschaft eben so gut wie die Jesukai's anzuerkennen, wobei er durch grausame Strafe ihrer Häupter ein Vorspiel seiner künftigen Gewaltthaten gab. Nun erhub sich jedoch eine große Zahl von Stämmen gegen ihn, so daß er sich mit dem Ung, dem Großchan der Keraïten, einer tatarischen, zum Theil christlichen Nation, verband, seine Tochter heirathete, und mit ihm siegreich die benachbarten Horden bekämpfte, nachher aber auch mit ihm zerfiel, und endlich sowohl über seinen Schwiegervater siegte, wodurch er das ganze keraïtische Land, mit der Hauptstadt Karakorum, sich (1203) unterwarf, als auch über Tayank, das Oberhaupt der naimanischen Tataren, und noch andere Stämme Herr wurde. Nun genügte ihm zur Ausführung seiner welterobernden Plane die Würde eines Oberchans nicht mehr, und auf dem Kurultai (Reichstag) im Frühling 1206, das er an den Quellen des Onon (Amur oder Sagalienflusses) in Blun Julduk, seinem Geburtslande, hielt, trat der Schamane But Tengri, Sohn von Temudschin's Stiefvater, ein durch seine strenge Lebensweise für heilig geachteter Priester, unter die versammelten Taydschi, Noyons (Vornehmen), und Kriegsobersten, und erklärte, nach Besiegung so vieler mächtigen Chans könne er nicht mehr diesen Titel führen, sondern die Gottheit gebiete, daß er von nun an Dschingis Chan, was gewöhnlich Chan der Mächtigen oder allgemeiner Chan erklärt wird, heißen solle. Einstimmig riefen ihn die Versammelten dazu aus und sämmtliche Horden erkannten ihn als ihren Oberherrn an. Nachdem er hierauf erst tief in Sibirien hinein, dann in südlicher und westlicher Richtung sich Alles unterworfen hatte, be-

schloß er die bisher noch beibehaltene Abhängigkeit von den Niudschen abzuwerfen, versagte (1210) dem Oberhaupte der Dynastie Kin den Tribut, erstürmte in dem darauf angetretenen Zuge die um den Norden von China sich herumziehende Mauer, und riß in wiederholten Zügen beträchtliche Theile des auch durch innere Unruhen zerrütteten Landes an sich, dessen nun besiegter Herrscher seine Residenz nach Nankin verlegte, von hier aus aber, obgleich Dschingischan ein eigenes Heer in China stehen ließ, noch geraume Zeit den Mongolen Widerstand leistete. Um diese Zeit hatte ein Sohn des Naimanen Chans in Karakitai ein mächtiges Reich gebildet, welches Dschingischan sofort (1218) stürzte, und nun, gereizt durch die Verhaftung seiner um Handelsfreundschaft mit Mohammed Sultan von Chowaresm abzuschließen abgeschickten Boten und durch die Beraubung einer Caravane, mit einem unermeßlichen Heere, gegen Maravalnahr, das Hauptland seines Feindes, aufbrach. Unaufgehalten überzogen die mongolischen Horden die weiten Strecken von Chowaresm, zerstörten (1220) die überaus bevölkerte, durch Bildung und Gelehrsamkeit ausgezeichnete, Stadt Bokhara, plünderten und verödeten Samarkand, welches nur darin glücklicher war, daß es nicht zerstört wurde, und jagten den Sultan Mohammed bis auf eine Insel im kaspischen Meere, wo er, vorher als einer der reichsten und mächtigsten Fürsten Asiens gepriesen, in Dürftigkeit (1221) starb. Furchtbar war die von den Mongolen über das ganze Land ergossene Verheerung durch Feuer und Schwerdt, alle Cultur des Landes und des Geistes ging zu Grunde, und was an Anstalten der Kunst und der Wissenschaft vorhanden war wurde vernichtet. Dennoch erhub sich des Sultans ältester Sohn, Dschelaleddin Mankberni, in Ghasna abermals, siegte über einzelne Heere der Mongolen, und leistete selbst dem Dschingischan, der ihn auf seiner Flucht nach Indien einholte, in der Schlacht am Indus (1221 Nov. 24.) den verzweifeltsten, einen ganzen Tag lang dauernden Widerstand, um dessen willen ihn das Morgenland unter seine größten Helden rechnet, und obwohl auch hier der Mongole Sieger blieb, so richtete doch Dschelaleddin von Indien aus, wohin die Mongolen ihrem Fürsten zu folgen sich weigerten, das chowaresmische Reich (1225) wieder auf, gerieth aber wegen seiner Plane auf Chelat in Krieg mit dem Ajubiden Aschraf I. von Damask und dem Sultan Kaikobad I. von Ikonium, welche ihn bei Chelat (1230 Aug. 10.) gänzlich schlugen, so daß er den mit neuer Macht einbrechenden Mongolen nicht länger gewachsen war.

entfloh, und nach abentheuerlichem Umherirren (1231 Aug.) von einem Kurden aus Blutrache ermordet wurde. Während dieser Zeit hatte Dschingischan seine Herrschaft bis an die Ufer des Dniepers (1224) ausgedehnt, und war (1227 Aug. 17.), mit der völligen Unterwerfung des noch widerstehenden Theiles von China beschäftigt, gestorben. Ganz Mittelasien, das östliche Europa, Nordindien, gehorchte den Mongolen, China war der gänzlichen Unterwerfung nahe, und diese ungeheuren Eroberungen bezeugen gewiß unbestreitbar den hohen Geist Dschingischan's. Allein auch als Gesetzgeber suchte er wohlthätiger und dauernder auf sein Volk zu wirken, und eine ihm wenigstens beigelegte Gesetzsammlung, Jassa, die vielleicht in ihrer noch vorhandenen Gestalt erst einer spätern Zeit angehört, enthält als wesentlichste Gebote, die Pflicht, einen Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde, zu verehren, der nach Gefallen Leben und Tod, Reichthum und Armuth verleiht; Freiheit sowohl der Priester als der Aerzte von Abgaben; Erblichkeit des Throns, jedoch mit Wahl in der herrschenden Familie, und mit Absetzbarkeit eines die Gesetze verletzenden Chans; Unterweisung einer Anzahl Kinder in der Schrift der Uiguren, um die Gesetze aufzeichnen zu können; Fortsetzung eines jeden Kriegs bis zu gänzlicher Unterjochung des Feindes; sehr genaue kriegerische Verordnungen, welche dazu dienen mußten, die Mongolen in ihrer kriegerischen Furchtbarkeit zu erhalten, und mehrere die Justiz, die Ehe, die Jagd, den inneren Verkehr, u. s. w. betreffende zweckmäßige Bestimmungen. Mit Dschingischan's Zeit, wiewohl nicht zu erweisen daß mit seinem Willen, breitete sich der Lamadienst, eine besondere Gestaltung des in Indien und ganz Ostasien ausgebreiteten Buddhaismus, bei den Mongolen aus, die vorher wie die andern nordöstlichen Asiaten dem Fetischismus, d. h. rohem Götzendienst der Schamanen zugethan waren. Ihm liegen gleich dem indischen Buddhaismus drei Grundwesen, Brahma, Wischnu, Siwa, zum Grunde; er lehrt eine Weltschöpfung durch Unordnungen, die in dem ursprünglich leeren Raume entstanden; eine uranfängliche Bevölkerung der Erde mit himmlischen Wesen, Tängäri, die zum Theil als Götter, Burchane, in den Himmel emporstiegen, zum Theil auf der Erde allmählig schlechter und endlich sogar sündige Menschen wurden; diese immer steigende Verschlimmerung zu hemmen sind nach und nach vier göttliche Wesen, als Herrscher der Welt, herabgestiegen; der letzte von ihnen, Sakjamuni, der Regent der Gegenwart, ist verkörpert in der Person des Dalai Lama, nach dessen

jedesmaligen Tode er sofort in einen andern Diener der Gottheit übergehe. Die guten Menschen kommen nach dem Tode sofort in den Himmel, den Aufenthalt der Burchane, und genießen dort in dem Anschauen der höchsten Vollkommenheit und Reinheit ihren Lohn, die Bösen aber werden in den mit allen Qualen ausgestatteten Ort Berid, wo der Höllenfürst Erlichan hauset, gestoßen, und kommen erst nach einer langen, stufenweise fortschreitenden Läuterung, in der sie durch verschiedene Körper hindurch wandern müssen, zu gleichem Genusse. Eine Religion so geistiger Art, welche auch obwohl ohne Grund deßhalb für einen Ausfluß des Christenthums angesehen worden ist, konnte die Mongolen wohl gesitteter machen, aber mußte zugleich ihre kriegerische Richtung schwächen, daher auch die mongolischen Reiche, welche aus Dschingischan's Reiche sich bildeten, größerntheils den für Eroberer mehr geeigneten Islam annahmen. Dschingischan hatte zwar vor seinem Ende seine Kinder zu sich berufen, ihnen Eintracht empfohlen, und die weisesten Rathschläge zur Regierung seiner Eroberungen hinterlassen. Auch wurde nach einem fast zweijährigen Zwischenreich, da der älteste Sohn, Tschudschi, dem der Vater vom Aral-See an alles Land nördlich angewiesen hatte, noch vor dem Vater gestorben war, der dritte, Oktai, auf einem großen Kurultai im Frühling 1229 feierlich gewählt und von allen Fürsten anerkannt, unter dem die Kämpfe sowohl gegen die Chowaresmier und Chinesen mit Erfolg fortgesetzt, als auch neue gegen Rußland, Ungarn, Polen, Schlesien unternommen wurden. Sein (1241) Tod rief seinen Neffen Batu von seinen Eroberungszügen gegen die westlichen Länder zur gelegenen Stunde zurück, indessen kam es erst nach mehreren Jahren zur Wahl Kajuks, Sohns des Oktai (1246), welcher nach kaum jahrelanger Regierung (1247) starb. Batu, der Familie Oktai's abhold, schlug nun, da er als Aeltester der Familie gewählt werden sollte, die Wahl für sich aus, lenkte sie aber auf Manku, den Enkel Dschingischan's von dem jüngsten Sohn Tulai, der auch (1251 Juni) feierlich als Großchan eingesetzt wurde. Die Familie Oktai's, welche sich für diese Hintansetzung zu rächen suchte, wurde verfolgt und vertilgt. Schon unter Manku's Regierung war die Unterordnung unter den Großchan nur gering, und wurde es noch mehr unter seinem Bruder und Nachfolger Kublai (seit 1259), der die Eroberung China's vollendete und die mongolische Herrschaft daselbst begründete. Es zerfiel daher Dschingischan's Reich 1) in das chinesische Reich, welches bis 1358 unter dem Namen der Dyna-

stie Juen bestand. Die Mongolen gingen hier ganz in die Sitte und Lebensweise der Chinesen über, und die allmählige Erschlaffung der Nationalkraft führte ihren gänzlichen Sturz herbei. Ein anderer Bruder Manku's, Hulagu, hatte seine Angriffe gegen Bagdad gerichtet, dieses (1258 Febr. 2.) erstürmt, und den Chalifen Motassem ermordet. Hierauf wurden auch die ejubidischen Fürstenthümer Mosul, Damask rc. unterworfen, jedoch durch die Tapferkeit des Mameluken Fürsten Bibars (1260) dem weitern Vordringen eine Grenze gesetzt. Hulagu errichtete übrigens 2) in Persien ein eigenes Reich, dessen Fürsten sich Schah in Schah nannten, Sitten, Sprache und Religion der Perser annahmen, und das nach gräulicher innerer Zerrüttung dem Fürsten von Tschagatai anheimfiel. Batu (gest. 1256) hatte 3) vom kaspischen Meer bis an Rußland das Chanat von Kaptschak errichtet, in welchem ebenfalls der Islam angenommen wurde. Rußland war ein von Kaptschak abhängiger Staat, der sich erst durch die Zersplitterung desselben in einzelne Staaten, wie der Tatarenstaat in der Krim, Astrakan, Kasan, Turan, und durch die hieraus entstehende Schwäche der mongolischen Horde in Freiheit setzen konnte. Am getreuesten den alten Sitten, und daher auch am mächtigsten, war 4) die mongolische Herrschaft, welche, mit der Bucharai als Hauptland, sich nach dem Namen ihres ersten Chans, Tschagatai, nannte. Auch hier war der Islam fast allgemein angenommen, und von hier ging später noch einmal ein Zug aus, gleich dem Dschingischan's.

Die Eroberungszüge Batu's führten ihn, nachdem er Moskwa und Kiew eingenommen hatte, gegen das damals unter eine Menge einzelner Fürsten getheilte und schwache Polen; Krakau wurde (1241 Febr. 13.) verbrannt, Breslau einem gleichen Schicksale unterworfen, und das Land bis Liegnitz hin verheert, wo das christliche, von Herzog Heinrich dem Frommen von Schlesien, Boleslav von Mähren, Mieslav von Oberschlesien, dem Hofmeister des deutschen Ordens Poppo von Osternau und andern Edlen zusammengebrachte und befehligte Heer nach tapferem Widerstande der Ueberzahl der Mongolen (1241 April 9.) unterliegen mußte und seinen tapfern Anführer, den Herzog Heinrich, verlor. Während hier Peta siegte, hatte Batu selbst in Ungarn den König Bela IV. geschlagen, zur Flucht gezwungen, und das ganze Land schonungslos verheert. Vergebens flehten Fürsten und Völker zu den Häuptern der Christenheit, dem Kaiser und dem Papst, um Beistand; beide waren zu tief in ihre eigenen Angelegenheiten verwickelt, um nachdrücklichen

Antheil zu nehmen, wiewohl der Papst das Kreuz predigen ließ und Friedrich außer Aufforderungen an die Fürsten auch seinen Sohn Enzius mit einer nicht unbedeutenden Kriegsmacht (1241 Herbst) nach Deutschland schickte. Weit nachdrücklicher als die einzelnen Siege, welche über Haufen der Mongolen von König Konrad (1241) und Herzog Friedrich von Oesterreich erfochten wurden (1242), wirkte auf Batu's Abzug die Nachricht vom Tode seines Oheims Oktai, wodurch Polen und Ungarn wieder befreit wurden. Indessen trat an die Stelle dieser Noth bald aus einer andern Gegend her eine andere. Die Söldner, welche Dschelaleddin Mankberni noch zuletzt zusammengebracht hatte, wandten sich nach seinem Tode gegen Syrien, und wurden von Saleh, dem ägyptischen Sultan, in Sold genommen. Jerusalem, das seit Friedrich's II. Vertrag wieder im Besitz der Christen gewesen war, wurde (1244 Sept. 17.) von ihnen erobert, alle mögliche Greuel der Barbarei und Grausamkeit daselbst verübt, und als die Christen mit den moslemen Fürsten Ismael von Damask und Ibrahim von Emesa sich gegen diese wilden Horden verbanden, erlitten sie bei Gaza (1244 Oct. 18.) eine unheure Niederlage, durch welche das ganze Land ihnen Preis gegeben und den Christen, außer Akka und einige Küstenstädte, im Innern nur wenige feste Burgen noch übrig waren. Der Jammer über diese Verluste durchdrang die ganze Christenheit und nicht mit Unrecht mochte Papst Innocenz diesen Schmerz mit dem Höchsten vergleichen, was den Menschen treffen kann. Aber es war bald jedem Unbefangenen klar, daß die Schuld aller dieser Unfälle, welche doch gewiß in gleiche Theile zu vertheilen gewesen wäre, der Kaiser allein büßen sollte. Vergebens wandte des Kaisers getreuer und gewandter Kanzler, Thaddäus von Suessa, alle Beredsamkeit an, um die Sache seines Herrn zu verfechten, der Papst blieb fest auf seinem Verlangen, daß Friedrich selbst vor dem Concil zu erscheinen habe, und da einerseits die Prälaten, um nur aus dem kostspieligen Lyon bald wegzukommen, sich nicht sonderlich gegen die Anträge und Absichten des Papstes sträubten, andererseits durch Friedrich's Aeußerung, er werde sich keinem einseitigen Synodalgericht unterwerfen, beleidigt wurden, so sprach Innocenz (1245 Juli 17.) über den Kaiser, ohne daß sich eine Stimme für denselben erhob, Thaddäus von Suessa aber nicht mehr vorgelassen wurde, den Bann aus, entband alle Unterthanen ihres Eides, und erklärte ihn, als Meineidigen, Friedensbrecher, Kirchenfrevler, Heiligthumsschänder und Ketzer, aller seiner Würden für

entsetzt. Gleiche Strafe sollte alle seine Anhänger treffen, die Wahlfürsten des römischen Reichs zu einer neuen Wahl berechtigt seyn, und über das sicilische Reich werde Innocenz selbst zu seiner Zeit verfügen. Gegen diese Schläge hielt sich zwar Friedrich in Italien zunächst unerschüttert, aber in Deutschland, wo die Treue gegen die Hohenstaufen schon früher nicht durchaus probehaltig gewesen, fand sich endlich der Landgraf Heinrich von Thüringen, genannt Raspe, der sich (1246 Mai 2.) von lauter geistlichen Fürsten zu Würzburg wählen ließ, weßhalb man ihn den Pfaffenkönig nannte. Da Konrad, Friedrich's Sohn und Reichsverweser in Deutschland, in einer Schlacht bei Frankfurt geschlagen wurde, so hielten sich die Schalen beider Parteien im Gleichgewicht, und die Niederlage Heinrich's bei Ulm (1247 Febr.), der bald sein Tod folgte, konnte das Glück der Hohenstaufen nicht mehr zum Steigen bringen. Denn da Friedrich der Streitbare Herzog von Oesterreich als letzter Sprosse des babenbergischen Geschlechtes (1246 Juli 15.) in der Leithaschlacht gegen die Ungarn geblieben war, wollte der Kaiser selbst dieses Land, obgleich noch weibliche Erben vorhanden waren, als erledigtes Lehen, mit Uebergehung der von seinem Großvater dem Lande gegebenen Urkunde, einziehen, und die hierbei gezeigte Willkührlichkeit mag ihm die Gemüther auch anderer Fürsten abwendig gemacht haben. Daher fand sich bei der neuen Wahl eines Königs bereits der König Wenzel von Böhmen und der Markgraf von Brandenburg ein, und diese fiel auf den erst zwanzigjährigen Grafen Wilhelm von Holland (1247 Oct. 3.), der hierauf erst vom König Wenzel zum Ritter geschlagen werden mußte, um das Oberhaupt der Ritterschaft seyn zu können. Die Krönung in Aachen fand erst statt, nachdem die sich standhaft widersetzende Stadt durch eine über Jahr und Tag dauernde Belagerung gezwungen worden war, ihre Thore zu öffnen (1248 Nov. 1.). Uebrigens hatte nun für Deutschland eine traurige Zeit begonnen, das ganze Land war in zwei Parteien, für und gegen die Hohenstaufen, getheilt, und wiewohl Wilhelm von mehrern Fürsten anerkannt und von dem Papste empfohlen und nach Kräften unterstützt wurde, so konnte er doch nur in dem nördlichen Theile Deutschlands auf zuverlässigen Anhang rechnen, während Konrad auf den südlichen beschränkt war. Zugleich waren nach dem Tode Heinrich Raspe's in Thüringen und Friedrich's des Streitbaren in Oesterreich weitaussehende Erbschaftsstreitigkeiten ausgebrochen, und die Untreue der schwäbischen und fränkischen Vasallen nöthigten den König Kon-

rad, sich zu Herzog Otto von Bayern zu begeben. Wie daher schon 1241 Hamburg und Lübeck ein **Bündniß** zur Sicherung der Heeresstraße zwischen der Trave und der Stadt Hamburg vor den Räubern, dann von da aus bis gegen die See zur Sicherung der Elbe vor den Seeräubern geschlossen hatten, welches Hamburg besorgen, Lübeck aber die Hälfte der Kosten tragen sollte, — woraus später der berühmte und mächtige Bund, die Hanse, entstanden ist; so traten 1247 mehrere geistliche und weltliche Fürsten, Grafen, Herren, und an hundert Städte, von Basel bis Aachen und Münster, in einen Bund, den rheinischen genannt, zusammen, zur Zerstörung schädlicher Schlösser und Abschaffung ungerechter Zölle, der zwar schon wegen seiner verschiedenartigen Bestandtheile jenem an Dauer nicht gleich kam, aber, wie jener, die weise Lehre zeigte, man müsse sich selbst zu helfen wissen, dann sey wahrhaft geholfen. An Friedrich's Wiederkehr nach Deutschland war nicht mehr zu denken; sprengte man ja schon damals das Gerücht von seinem Tode aus! In Italien traf ihn ein Schlag des Unglücks nach dem andern. Eine Aussöhnung mit dem Papste schien auf dem Wege Rechtens so unmöglich, daß er sich schon zur Buße demselben vorstellen wollte um seines Ausspruchs gewärtig zu seyn, als ihn die Nachricht von der Wegnahme seiner treuen Stadt Parma durch die Welfen zum neuen Kriege aufrief, und er (1247 Juni) die Belagerung derselben begann, und da er sich anfangs an Kräften zu schwach fand, seinen Grimm durch harte Behandlung aller ihm in die Hände fallenden Anhänger und Verwandten des Papstes zu erkennen gab. Man fürchtete, er möchte sogar Tatarn und Saracenen zu seinem Beistand herbeirufen; indessen trug auch der Papst kein Bedenken, an den Sultan von Aegypten zu schreiben, um ihn zu bewegen das Bündniß mit dem Kaiser aufzugeben. Worauf aber der Sultan dem Papste, dem dreizehnten der Apostel, der allgemeinen Zunge der Christenheit, dem Richter des christlichen Volkes, dem Führer der Söhne der Taufe, schrieb, daß Friede und Eintracht mit dem Kaiser noch von seinem Vater her bestehe, und er diesen ohne den Willen Friedrich's nicht auflösen könne. Die Belagerung Parma's verzögerte sich bis in das folgende Jahr, und Friedrich gedachte so wenig sie aufzugeben, daß er sein Lager in eine aus hölzernen Baraken erbaute Stadt verwandelte und Vittoria nannte. Da benützten aber die Parmesanen, durch Verräther von Allem benachrichtigt, die Sorglosigkeit der Wachen und die Abwesenheit des auf einer Falkenjagd entfernten Kaisers,

um (1248 Febr. 18.) das Lager zu überfallen, in Brand zu stecken, vom Winde begünstigt es ganz zu zerstören, und das Heer Friedrich's, seine sämmtlichen Kriegsvorräthe, zu vernichten, seine reichen Kronen und andere Schätze zu erbeuten. Thaddäus von Suessa wurde in Stücken gehauen. Friedrich konnte um so weniger daran denken, seine Absicht gegen Parma weiter zu führen, als ein von dem Papst veranlaßter, durch den Cardinal Capocius geleiteter Aufstand in Apulien ihn hieher zu eilen nöthigte. Zwar gelang ihm dies, aber zugleich erfuhr er, selbst sein Kanzler Peter de Vineis sey ein Verräther, ein Mann dessen Geist und Talent ihn des Vertrauens und der Freundschaft seines Kaisers werth gemacht hatten. Sey es nun, daß Friedrich wirklich recht hatte, sey es, daß der durch Unfälle gesteigerte Argwohn ihn ungerecht machte, der Kanzler wurde ins Gefängniß geworfen, in welchem er wahrscheinlich doch im Bewußtseyn der Schuld sich selbst tödtete. Nun traf ihn noch ein dritter Schlag. Sein Lieblingssohn Enzius wurde von den Bolognesen in der Schlacht an der Fossalta (1249 Mai 26.) gefangen genommen und zu immerwährendem Gefängniß verdammt, in welchem er auch trotz seines Vaters Anerbietungen eines großen Lösegeldes, trotz seiner eigenen spätern Versuche zur Flucht, bis an seinen erst nach dem Untergange sämmtlicher Hohenstaufen erfolgten Tod blieb. Glückliche Wendungen, welche die Sache der Gibellinen in Oberitalien zu nehmen schien, konnten den Kaiser nicht mehr aufrichten, und er starb zu Fiorentino in Apulien (1250 Dec. 13.), besiegt von der Gewalt der Kirche, deren damaligem Geiste er wie die andern seines Geschlechtes weit vorausgeeilt war. Die Größe seiner persönlichen Eigenschaften, welche selbst von seinen Feinden eingeräumt wurden, erhöhte noch den Sturz, und das Reich konnte eigentlich als verwaist angesehen werden.

Ganz anders war es in Frankreich. Hier hatte der König Ludwig IX. (seit 1228) mit Milde und Kraft regiert, Gerechtigkeit gehandhabt, den gewaltthätigen Großen sich nach Kräften widersetzt, und mit der Kirche stets in größter Uebereinstimmung gelebt. In einer plötzlichen und heftigen Krankheit (1244 Dec.), welche schon zu dem Gerüchte er sey gestorben veranlaßte und in der allgemeinen Bekümmerniß das beste Zeugniß für seinen edlen Sinn gab, nahm er, in Folge einer in der Fieberhitze gehabten Erscheinung, das Kreuz, verschob jedoch die Ausführung bis 1248, indem er theils zur Sicherheit und Ruhe seiner Länder, theils zur Vorbereitung des Zugs Anstalten traf. Nicht gleichgültig war ihm auch Friedrich's Zerwürf-

niß mit Innocenz gewesen, und auf seiner Reise hatte er in Lyon deßhalb mehrere, jedoch fruchtlose Zusammenkünfte mit dem Papste. Am 27. August ging er mit einer wohlversehenen Flotte, welche die Blüthe der französischen Ritterschaft an Bord hatte, zu Aigues-Mortes unter Segel, kam (20. Sept.) nach Cypern, wo ihn der König Heinrich von Lusignan mit großen Ehren empfing, und der kommende Winter zugebracht wurde. Nach der Schlacht bei Gaza war die christliche Herrschaft allerdings in großen Verfall gerathen, und die Hauptlandschaften, Akkon, Tripolis, Tyrus, Antiochia, rings von den Saracenen umgeben, und zum Theil auch unter sich uneinig; jedoch waren auch diese Feinde unter sich zerfallen, und die Sultane von Aegypten und Syrien unter sich nicht weniger zerfallen, so daß ein rascher Angriff auf Aegypten, wie Viele meinten, von den besten Folgen hätte begleitet seyn können, während der Aufenthalt auf Cypern, der auch sonst durch Krankheiten und Mangel nachtheilig war, den Bemühungen des Chalifen, die Sultane zu versöhnen, Vorschub that. Indessen ließ sich die verzögerte Ankunft der Kriegsmaschinen und die Jahrszeit als genügende Ursache der Zögerung angeben, und eine um Weihnachten 1248 von den Mongolen Fürsten an ihn abgesendete höchst ehrenvolle Botschaft gewährte die Aussicht, nicht nur diese einen Angriff auf Bagdad machen zu sehen, sondern auch ihres Uebertritts zum Christenthum. Ludwig erwiederte diese Ehre, indem er den Dominikaner Andreas nebst zweien seiner Ordensbrüder an den Chan abschickte, durch welche zwar nichts in Bezug auf die Bekehrung ausgeführt wurde, jedoch über jene damals ganz unbekannte Länder und Völker die ersten genauen Nachrichten in das Abendland kamen. Da nun im Frühjahr 1249 eine ansehnliche Verstärkung, theils Franzosen, theils Engländer, nachgekommen, und so der erlittene Verlust wieder ersetzt war, ging Ludwig am 21. Mai zu Schiffe und landete vier Tage nachher vor Damiata, wo ihn das in Schlachtordnung gestellte saracenische Heer, mit dem Sultan Saleh selbst, ungeachtet seiner Kränklichkeit, erwartete. Die Entschlossenheit der Franzosen, und die Verwirrung des von dem kranken Sultan bald verlassenen, und von dem Feldherrn Fakreddin entweder kopflos oder treulos geleiteten Araberheeres, erzwang die Landung, und da auch die Flotte von dem Gerücht, der Sultan sey todt, bewogen ihren Posten verließ, so räumten Einwohner und Besatzung die Stadt Damiata, welche ohne Schwerdtstreich von den Franzosen in Besitz genommen wurde (3. Juni). Ludwig verweilte nun den Rest des

Sommers daselbst, theils um die Nilüberschwemmung vorüberzulassen, theils um die bei der Abfahrt von Cypern aus verschlagenen Schiffe, hauptsächlich aber, um seinen Bruder Alfons, Grafen von Poitou, mit frischen Truppen aus Frankreich zu erwarten. Erst nachdem dieser angelangt war, berieth man sich über die weitere Führung des Krieges, die von Ludwig's Bruder, Robert, Grafen von Artois, hauptsächlich unterstützte Meinung, Cairo müsse man angreifen, drang durch, und 20. Nov. brach das Landheer, an 50,000 Mann, worunter allein 20,000 Ritter, von Damiata auf. Von den Feinden zwar beunruhigt, doch ohne eigentliche Gefahr und Noth, gelangte man an die Stelle wo sich der Nil spaltet, und hier wartete man, um sich über die beste Art den Fluß zu passiren zu vereinigen. Indessen kam die Nachricht, der Sultan Saleh sey todt, und die Regierung an seinen Sohn Moattam Turanschah, damals in Syrien, gefallen, für welchen der Feldherr Fakreddin nun den Befehl führte, und auch die Versuche über den Nilarm eine Brücke zu schlagen, wiederholt, hauptsächlich durch das griechische Feuer vereitelte. So wurden die Franzosen drei Monate aufgehalten, ohne etwas Bedeutendes auszurichten, als ein Araber sich erbot, eine Furth zu zeigen. An Fastnacht 1250 wurde der Uebergang auch wirklich ausgeführt, jedoch nicht ohne große Gefahr, weil sich der Fluß tiefer und reißender fand als man vermuthete, und die Ufer steil und schlüpfrig waren. Indessen kam man doch hinüber, und die ersten Haufen der Saracenen flohen entweder oder wurden niedergehauen, wobei Fakreddin selbst sein Leben verlor; der Ungestüm des Grafen Robert aber, welcher den Tempelherren die Ehre des Vorkampfs ablaufen wollte, riß ihn in ungeordneter Verfolgung der Fliehenden bis nach Mansura fort, wo die indessen von dem Mamelukenführer Bondokdar wieder gesammelten Saracenen die in den Straßen der Stadt eingeschlossenen Franzosen, mit ihnen den Grafen Robert, und die meisten Tempelritter zusammenhieben. Auch der König wurde hart bedrängt, behielt jedoch mit großer Tapferkeit das Feld, zerstörte die feindlichen Maschinen, setzte sich durch eine Brücke mit dem noch jenseits befindlichen Heere in Verbindung und zog dieses ebenfalls an sich. Angriffe, welche Bondokdar machen ließ, wurden von den Franzosen zurückgeworfen, allein der Muth der Saracenen ward durch die Ankunft des von ansehnlicher Truppenmacht begleiteten Sultans außerordentlich gesteigert, während in dem christlichen Lager der Mangel, weil alle Zufuhr auf dem Flusse gehemmt war,

bald zu einem furchtbaren Grade stieg, und mehr Leute durch Hunger als durch das feindliche Schwerdt umkamen. Diese traurige Lage brachte den König zu dem Entschlusse, nach Damiata (5. April) umzukehren, was zwar auch ins Werk gesetzt wurde, aber der König selbst, seine Brüder Alfons und Karl, und das ganze noch übrige Heer wurde unterwegs von den in überlegener Anzahl anstürmenden Feinden genöthigt, sich ihnen zu ergeben, wobei Viele niedergemacht wurden oder im Flusse ertranken, und die Kranken auf der Flotte mit sammt den Schiffen verbrannten. Nun ließ der Sultan Friede antragen, der auch endlich unter folgenden Bedingungen zu Stande kam: der Sultan gibt alle Gefangenen frei und läßt die Besitzungen, welche die Christen bei Ludwig's Ankunft (1249) hatten, in ihren Händen: der König gibt Damiata zurück, und zahlt 800,000 Byzantiner Lösegeld, auch gibt er alle Gefangene frei: er behält dagegen sein und aller andern Christen in Damiata befindliches Privateigenthum, das der Sultan in seinen Schutz nimmt, und alle Kranken und Kaufleute haben Sicherheit und freien Abzug sowohl zu Wasser als zu Land. Wie nun dies Alles eben vollzogen werden sollte, wurde der Sultan von den Mameluken, die theils seine bisher entfaltete kräftige Selbstständigkeit fürchteten, theils durch die offenbare Begünstigung der mitgebrachten Syrer beleidigt waren, (2. Mai) ermordet, und Ludwig, dem im ersten Augenblick ein gleiches Schicksal zu drohen schien, kam mit dem bloßen Schrecken davon, indem sie ihn blos zwangen, den mit dem Sultan abgeschlossenen Vertrag auch auf sie zu übertragen. So wurde denn Damiata, das sich übrigens nicht länger hätte halten können, übergeben, worauf auch Ludwig, der sich in allen diesen Unfällen mit einem unerschütterlichen Gleichmuth und einer Würde benahm, die ihn selbst seinen Feinden so achtungswerth erscheinen ließ, daß sie einen Augenblick daran dachten ihm die Krone anzubieten, seine Brüder, die Grafen von Bretagne, Flandern, Soissons, und viele andern Barone, in Freiheit gesetzt würden und Aegypten verließen. Allein was die übrigen Gefangenen anbetrifft, so verwendete sich zwar Ludwig dringend für ihre Freilassung, konnte aber statt 12,000 wie bestimmt angenommen wurde nur 400, und diese zum Theil nur gegen besonderes Lösegeld freimachen. An die Zurückgabe von Hab und Gut, Maschinen, Zelten, Waffen, Pferden, dachten die Mameluken nicht. Auch zwangen sie manche Gefangene mit Gewalt zu ihrem Glauben, ermordeten viele christliche Gefangene, die wegen Krankheit in Damiata zurückgeblieben waren, und benah-

men sich durchaus als eine rohe Barbarenhorde. Ludwig wollte im Vertrauen auf den durch den Vertrag hergestellten Frieden sich nach Europa zurückbegeben, als er durch diese Treulosigkeit veranlaßt mit den Baronen, Geistlichen und Ordensrittern sich berieth, und ihrer Meinung zu Folge zu bleiben beschloß, theils um für seine gefangenen Landsleute noch ferner thätig zu seyn, theils um aus dem innern Krieg der Damasceuer und Aegypter Vortheil zu ziehen. Seine Brüder Alfons und Karl schickte er nach Frankreich (Aug. 1250) zurück, und er selbst trat mit dem Sultan von Damask, auch mit dem Assassinenfürsten, dem sogenannten Alten von Berge, in Verbindung, setzte auch die Unterhandlungen mit den Mongolen fort, stellte mehrere wichtige Plätze wieder her, und gab in manchen Gefechten Beweise seines Heldenmuthes und seiner feurigen Frömmikeit, kehrte aber doch, als er den Tod seiner Mutter Blanka (st. 1253 Dec. 1.) erfahren hatte, nach einer im Ganzen höchst unglücklich abgelaufenen Unternehmung (1254 April 24.) nach Frankreich zurück, jedoch ohne in seinem Feuereifer irre geworden zu seyn.

Mit dieser Kreuzfahrt hängt also der Untergang der ejubidischen Sultane in Aegypten auf das Engste zusammen. Obgleich das Schicksal des Chalifats gegen das gefährliche Uebergewicht der Leibwachen hätte warnen sollen, so führte doch Sultan Saleh dieselbe Einrichtung ein, indem er den Mongolen einen Theil ihrer Gefangenen abkaufte, und diesen Sklaven (Mameluken) die eine Zeitlang ihren Aufenthalt am Meere (Bahr, daher die baharidischen) erhielten, die Bewachung seiner Person anvertraute. Nach der Ermordung seines Sohnes Turan Schah (1250, trat eine wilde Zerrüttung ein, indem noch einige Eyubiden den Namen der Sultane erhielten, bis endlich nach der Besiegung des in Damask herrschenden Ezubiden Annaser Salaheddin Jussuf, welcher gegen Aegypten gezogen war, der Mameluke Azeddin Ibek (1254) die Eyubiden gänzlich verdrängte, und durch die Heirath von Saleh's Wittwe Schagreddor sich an die vorige Dynastie anschließend die Reihe der Mameluken Sultane beginnt, welche auf Aegypten Südpalästina und einen Theil von Arabien eingeschränkt blieben, während sich in Damask die Mongolen festsetzten, und in einzelnen Gegenden, namentlich in Arabien, noch eine geraume Zeit Ejubiden-Familien sich aufhielten. Nach Aegypten wurde auch der Sitz der Chalifen verlegt. Seitdem der Seldschuken Sultan Togrul Beg (1055) die weltliche Regierung über alle Länder als Emir al Omra erhalten hatte, waren die Chalifen nur das geistliche Ober-

haupt der verschiedenen sunnitischen Sultanate und Emirate geworden, deren ansehnlichste im Osten von Bagdad die Ghasnaviden und Chowaresmiden, im Westen und Norden die Seldschuken waren, gelangten jedoch durch die Zwistigkeiten dieser Fürsten unter sich, welche westlich überdies mit den Kreuzfahrern, östlich mit indischen und tatarischen Stämmen zu thun hatten, unter Moktafi (1136—1160) zu einer größern, seit der Einführung der Emir al Omra ungekannten Macht. Der Chalif Mostadi (1160—1180) genoß die Freude, die fatimidischen Chalifen in Aegypten aussterben, den schiitischen Gottesdienst daselbst abgestellt, und die abbassidische Oberhoheit dort wieder anerkannt zu sehen, welches für den Glanz, den Saladin übrigens als König und Held damals um sich verbreitete, einigen Ersatz gewährte. Die gerechte Entrüstung des chowaresmischen Sultans Mohammed III., den der Chalif Nasreddin (1180—1225) gegen sich gereizt hatte, wurde zwar durch die auf Chowaresm gerichteten mongolischen Angriffe (1218) abgelenkt, allein der Untergang Bagdads nur verzögert, nicht ganz abgewehrt. Denn der Chalif Mostasem (1242—1258) ein schwacher, von schlechten Umgebungen abhängiger, dabei überaus geiziger Mann, reizte durch Mißhandlung der Schiiten diese Partei so, daß der Mongolenfürst Hulagu ihrer Einladung Folge leistete, erst der Assassinenherrschaft in Alamut ein Ende machte, dann gegen Bagdad zog, diese Stadt nach kurzer Belagerung erstürmte (1258 Febr. 2.), den Chalifen aber, welcher treulosem Rathe trauend sich zu ihm begeben hatte, mit allen Anverwandten der Herrscherfamilie ermorden ließ. Die Einwohner und was in der Umgegend hauste wurde niedergemacht, Wälle, Thürme, Thore der Chalifenstadt geschleift, und was an Kunst und Wissenschaft seit Almansor und Harun hier gesammelt war, von den rohen und unwissenden Barbaren vernichtet. Die weitern Fortschritte der Mongolen hemmte in Cölesyrien der Mameluken Sultan Kutuz (1260), und sein Mörder und Nachfolger ertheilte einem zu ihm geflüchteten Abbassiden den Chalifentitel, und ließ ihm in Cairo die Ehre der Kotba (des Gebetes) erweisen, was auch seinen Nachkommen bis auf den Untergang der Mamelukenherrschaft durch die Osmanen (1517) zu Theil wurde. In der gesammten Auflösung aller morgenländischen Reiche, zu der die mongolische Völkerwanderung mittelbar oder unmittelbar Anlaß gab, wurde auch das große Sultanat von Ikonium oder Rum mit begriffen, das unter seinem Sultan Kai Kobad I. (1219—1237) das mächtigste aller muselmännischen Reiche Asiens

war, aber schon unter seinem Sohne Kai Kobad II. (—1245) in Abhängigkeit von den Mongolen gerieth, welche unter desselben Söhnen in völlige Auflösung überging. Es zerfiel (gegen 1285) in die sogenannte Herrschaft der zehn Fürsten oder der Könige der Völker, von denen endlich die Osmanen die übrigen verdrängten, und die gesammte Macht der vorderasiatischen Fürsten in sich vereinigten. Es war vorauszusehen, daß diese gerade in Vorderasien zusammenstoßenden Stürme die geringen Ueberreste des Reiches Jerusalem nur so lange verschonen würden, bis eine Macht die Oberhand erhalten hätte, und sobald auch Bibars die Mongolen ganz aus Syrien vertrieben hatte, wendete er sich gegen die Christen, nahm (1265) Arsuf und Cäsarea, Antiochia (1268) weg, und veranlaßte dadurch den frommen König Ludwig noch einmal zu einem Kreuzzug, den er auch, ungeachtet der ernstlichen Abneigung seiner Großen, 1270 antrat, aber durch seinen Bruder Karl veranlaßt, welcher als König von Neapel den Fürsten von Tunis zur fernern Zahlung des Tributs, den seine Vorfahren erhalten hatten, zu zwingen gedachte, gegen Tunis richtete, wohin auch die Ueberfahrt von Aigues Mortes aus glücklich von Statten ging, allein der Tod des Königs (1270 Aug. 25.) vereitelte alle Vortheile die zu erringen waren, außer daß Karl seine Absicht erreichte. Für das Morgenland wurde gar Nichts ausgerichtet. Die Unterstützung, welche durch den Prinzen Eduard von England nach Akka (1270) gebracht wurde, war zu gering, um für längere Zeit dauernd zu helfen, und durch die unter den Christen selbst obwaltenden Streitigkeiten wurde am Ende noch mehr geschadet, als durch die Feinde. Als nach Bibars' Tod (1278) Kalawun Anfangs als Atabek (Erzieher) später aber als Sultan die Mongolen ganz aus Syrien verdrängt hatte, nahm er (von 1285 an) den Christen einen wichtigen Punkt nach dem andern weg, Tripolis wurde (1289) erobert und geschleift, wobei die Mahomedaner nicht geringeren Religionseifer zeigten, als die Christen im ersten Zuge. Sein Tod (1290 Oct.) gewährte ihnen eine kurze Ruhe, indem sein Sohn und Nachfolger, Sultan Chalil, mit ihnen einen Waffenstillstand abschloß, der sie im Besitz von Ptolemais, Tyrus, und ihren andern Seestädten, beließ. Da aber schon im nächsten Jahre eine Schaar Kreuzfahrer ankam, die sich nicht an den Waffenstillstand gebunden glaubte, und eine Caravane ägyptischer Kaufleute überfiel und jede Genugthuung weigerte, so rückte nun der Sultan mit seiner ganzen Macht vor Ptolemais, bestürmte sie mit gewaltigen Maschinen, und

nahm diesen Hauptpunkt der Christen (1291 Mai 18.) mit Sturm, trotz der heldenmüthigen Vertheidigung der christlichen Kämpfer. Was noch in dem Besitz der Christen war, wurde nun theils freiwillig verlassen, theils durch Verrath übergeben, und nach nicht ganz 200jähriger Dauer endigte faktisch das Königreich Jerusalem, obgleich der Titel desselben noch bis auf die neueste Zeit mit dem des römischen Reiches verbunden gewesen ist. Wie denn dieses Jahrhundert überhaupt der höchste aber auch der entscheidende Punkt aller bisher emporgehobenen Erscheinungen war, so trat auch die alte Herrschaft der Griechen wieder in ihre vorigen Rechte ein. Das **lateinische Kaiserthum** war so wie die sonderbarste so auch die jämmerlichste Erscheinung gewesen. Schon 1205 war der Kaiser Balduin bei Adrianopel von dem Bulgarenkönig Johann gefangen genommen worden, und da man 1206 bestimmte Nachricht von seinem Tode erhielt, folgte ihm sein Bruder Heinrich (bis 1216), ein tüchtiger Fürst, der nichts unversucht ließ, dem unsichern Reiche einen festen Halt zu geben. Es war nämlich nicht blos die drohende Macht der Bulgaren im Norden, welche die neue Schöpfung bedrohte, sondern außer dem unsichern Zusammenhang der Lehen waren die Franken den Griechen im höchsten Grade verhaßt, und die Verschiedenheit durch Sprache, Recht, Religion wurde durch die Versuche sie in ein Volk zu verschmelzen nur empfindlicher. Uebrigens waren nicht einmal die europäischen Besitzungen alle erobert, sondern an vielen Orten behaupteten sich die Griechen, wie namentlich in Epirus, in Asien aber besaß das **Kaiserthum in Nicäa** eine weit ansehnlichere und abgerundetere Macht. Hier hatte sich erst Theodor Laskaris zum Herrn von ganz Vorderasien gemacht, und sein Schwiegersohn Johann Ducas Batazes (1222—1255) war ein vom Glück begünstigter, durch Weisheit und Besonnenheit ausgezeichneter Fürst. Er erwarb Theile von Epirus, ganz Thessalonich (1246), besaß Gegenden in der Bulgarei, schützte die griechische Kirche, welche in Constantinopel mit der lateinischen zum größten Unmuth der Griechen vereinigt worden war, sorgte für Wissenschaften und Künste, geordneten Staatshaushalt, ein wohl unterhaltenes Heer, und konnte als der eigentliche griechische Kaiser, dessen Sitz in dem Augenblick nur von einem Usurpator besetzt war, angesehen werden. Auch sein Sohn Theodor Laskaris II. zeigte in den Bulgaren Kriegen Einsicht und Kraft, und als sein minderjähriger Sohn Johann Laskaris bei des Vaters Tode unter eine den übrigen Griechen verhaßte Vormundschaft (1259) gestellt

war, benützte Michael Paläologus, aus einem alten den Kaisern verwandten Geschlechte, diese Unzufriedenheit, um sich nach Verdrängung jener zum Regenten und (1260 Jan. 1.) durch die Gunst des Heers zum Kaiser zu machen. Der Gedanke das lateinische Reich zu stürzen mußte sich von selbst aufdrängen. Der Nachfolger Heinrich's, sein Schwager, Peter Graf von Auxerre und Courtenay, wurde von dem Despoten von Epirus, Theodor Paläologus, (1217) gefangen, und starb im Gefängniß ohne je sein Reich gesehen zu haben; sein ältester Sohn hatte zur Uebernahme des Reiches keine Lust, der jüngere Robert entschloß sich zur Annahme, wurde (1221) zu Constantinopel gekrönt, in dem unglücklichen Kriege gegen Vatazes aber durch den Vertrag (1225) auf Europa völlig beschränkt und zur Entsagung Asiens genöthigt, während Theodor von Epirus sich in Thessalonich zum Kaiser krönen ließ und der Fürst von Trapezunt, ein Komnene, auch den Kaisertitel annahm, und starb 1228 auf dem Rückweg nach Constantinopel, aus dem er vor Zorn über die Verstümmelung und Ermordung seiner Geliebten, die er ihrem Bräutigam, einem französischen Ritter, abwendig gemacht hatte, entwichen war. Sein erst eilfjähriger Sohn Balduin wurde von den Baronen unter die Vormundschaft des Titularkönigs von Jerusalem, Johann von Brienne, gestellt, der (1235) die durch Vatazes in Gemeinschaft mit dem Bulgarenkönig Johann Asan unternommene Belagerung Constantinopels zwar aufzuheben zwang, jedoch des traurigen Zustands seines Reiches so bewußt war, daß er seinen Adoptivsohn (1236) an Gregor IX. und Ludwig von Frankreich schickte, um Beistand zu erbitten. Gregor verwendete sich ernstlich für ihn, allein der Tod des alten Johann (1237) und andere Hindernisse, zersplitterten die bereits vorhandenen Rüstungen, und die Noth in Constantinopel stieg zu solcher Höhe, daß man sich genöthigt sah, die heilige Dornenkrone zu versetzen, welche dann von Ludwig IX. eingelöst und nach Paris gebracht wurde. Dennoch sammelte Balduin aus eigenen Mitteln, indem er seine Grafschaft Namur verpfändete, und durch freiwilligen Beitritt Anderer, ein ansehnliches Heer, mit dem er zu Lande nach Griechenland zog, und sich (1239 Ende) zu Constantinopel krönen ließ. Seine ersten Schritte waren von gutem Erfolge begleitet, und im Bunde mit den Kumanen sah sich Balduin Sieger der Nicäner; nur war dieses Waffenglück von kurzer Dauer. Vatazes, der bei weitem überlegen war, bemächtigte sich (von 1242 an) Thessalonichs, und Balduin trat schon nach wenigen Jahren aufs neue eine Reise

im den Occident an, um seine klägliche Lage den Fürsten und Völkern vorzustellen. Seine ganze Abwesenheit (1244—1248) war ohne Erfolg, da in Frankreich Ludwig der Heilige gerade damals für sich warb und der Zwist Friedrich's mit dem Papste die Gemüther völlig in Anspruch nahm; während Vatazes sich in Griechenland damals völlig festsetzte. So wie nun Vatazes todt war, und Michael Paläologus seinen Mündel Johannes III. Laskaris verdrängt hatte, griff er sofort das in den letzten Zügen liegende lateinische Reich an. Die Lage Balduin's war so erbärmlich, daß man das Blei von den Dächern der Kirchen und Paläste nahm, um Geld daraus prägen zu lassen, Häuser einriß, um Brennholz zu bekommen, und der Kaiser dem venetianischen Handelshause Capello seinen einzigen Sohn Philipp als Geisel für einen geleisteten Vorschuß gab, während gerade diese Kaufleute den besten Vortheil von dem ganzen Reiche zogen, zum großen Verdrusse der Genuesen, die nur auf eine Gelegenheit lauerten, es ihnen zu vergelten. Der Haß war zuerst in Akka auf eine eigene Weise genährt worden, indem dort Genua, Pisa, und Venedig, jedes seine eigene Straße, sein eigenes Kaufhaus hatte, die Kirche des heiligen Sabbas aber, die gemeinschaftlich seyn sollte, von den Genuesern in alleinigen Beschlag genommen, und ungeachtet des päpstlichen Ausspruches, durch die Begünstigung welche Philipp von Montferrat den Genuesern angedeihen ließ, auch behauptet worden war. Die Folge davon war ein Angriff gewesen, den die Venetianer auf den Haven von Akka machten; die querherüber laufende Kette war gesprengt, der Haven eröffnet, und die 23 darin liegenden genuesischen Schiffe verbrannt, die St. Sabbaskirche aber, welche die Genueser fest verwahrt hatten, erstürmt und zum Theil zerstört worden. Darauf war eine Seeschlacht geliefert worden, in welcher die Venetianer abermals Sieger blieben. Seitdem hatte päpstliche Vermittlung zwar einen Waffenstillstand hergestellt, allein das Feuer glimmte unter der Asche. Michael schloß daher (1261) mit Genua einen Bund zur Zerstörung der venetianischen Herrschaft in Griechenland, schickte seinen zum Cäsar erhobenen Feldherrn Alexios nach Europa hinüber, der, ohne unmittelbaren Auftrag, am 24. Jul. den Angriff auf Constantinopel versuchte, die Stadt einnahm, und am nächsten Tag (25. Jul.) durch das goldene Thor als Sieger einzog. Balduin ergriff mit Zurücklassung seiner Reichsinsignien, ohne an Widerstand zu denken, die Flucht, und schon am 15. Aug. zog Michael Paläologus mit Vortragung des vom Apostel Lukas gemal-

ten Bildes der heiligen Jungfrau durch das goldene Thor in Constantinopel ein, und begründete hier die bis zum gänzlichen Untergang des Reichs fortdauernde Dynastie der Paläologen. Es ist eine merkwürdige Beobachtung, daß der Besitz Constantinopels die Griechen sofort wieder in ihre alte Verächtlichkeit sinken ließ. In Nicäa sowohl als an andern Orten hatten sie eine Thatkraft entwickelt, die sie jedem Heldenvolke an die Seite stellte, und die Sage hat die Kaiser von Nicäa und Trapezunt mit ihrem ritterlichen Hofe vielfältig zu ihren Gegenständen gewählt in der abentheuerlichen Verbindung französischer Tapferkeit mit griechischer Schönheit und Herrlichkeit nebst morgenländischen Gefahren und Wundern. Zurückgekehrt nach Constantinopel sinken sie jedoch in die weichliche Schwäche ihrer Vorfahren zurück, und die, welche vorher den Seldschuken, den Lateinern, und den Bulgaren zugleich die Spitze boten, müssen nun wie demüthige Bettler den Schutz des Abendlandes anflehen, um sich auf dem Thron zu erhalten, ja sogar um die Vermittlung des Papstes zur Vereinigung ihrer Kirchen ansuchen. Selbst Michael, dessen Lage, wenn auch besser als die der lateinischen Kaiser, dennoch immerhin sehr bedenklich war, trat in allem Ernste der lateinischen Kirche bei, und suchte mit großer Strenge, ja sogar mit Grausamkeit die seinen Landsleuten größern Theils so verhaßte Union zu erzwingen. So begannen die dem griechischen Reiche eigenthümlichen Religionsparteien von Neuem, und obschon Michael's Sohn Andronikus (seit 1282) den griechischen Gottesdienst wieder völlig herstellte, und die Anhänger der lateinischen Kirche (die unirten Griechen) verfolgte, so war doch nun der Same des Unheils zu fest gewurzelt und wie früher die traurige Folge, daß über diesen innern Streitigkeiten die von Außen drohenden Gefahren vernachläßigt wurden. So hatte der Sieg des Papstes über seinen Nebenbuhler schon nach einem kurzen Genuß wieder ein Ende genommen.

Am glänzendsten jedoch hatte sich die Macht der Hierarchie in dem Kampfe gegen die Hohenstaufen bewährt. Friedrich's Sohn, Konrad, war nach dem Tode seines Vaters nach Italien geeilt, hier sein Erbreich Neapel in Besitz zu nehmen, und war, als ihm dies gelungen, nicht ohne Verdacht, sein Halbbruder Manfred habe ihn vergiftet, gestorben (1254), mit Hinterlassung eines zweijährigen Knaben, den seine Gemahlin Elisabeth von Bayern ihm (1252) zu Landshut geboren hatte. Manfred selbst gab endlich dem Verlangen der Großen nach, und nahm die Krone (1258) an; trat mit Venedig,

um gegen Genua geschützt zu seyn, in Verbindung, und behauptete sich auch in Italien mit Glück, trotz der Bannflüche der Nachfolger des Papstes Innocenz IV., Alexander IV. (1254—1261) und Urban's IV. († 1264), und trotz des Untergangs des gibellinischen Häuptlings, des 80jährigen Ezzelino (1259). Indessen hatte schon Innocenz IV., um die Hohenstaufen mit fremdem Beistande zu vertreiben, Sicilien als ein erledigtes Lehen ausgeboten, und nur König Heinrich III. von England war für seinen Sohn Edmund auf den Kauf eingegangen, hatte aber erst, nachdem er große Summen an den Papst abgeschickt hatte, zu spät eingesehen, daß er getäuscht sey und der Papst nicht im Stande, sein Wort zu halten. Nun hatte die Versammlung Ruhe bis auf Urban IV., der (1262) dem Grafen **Karl von Anjou** die Krone antrug. Dieser, den wohl auch seine ehrgeizige Gemahlin, Beatrix von Provence, die es nicht ertragen konnte, von vier Schwestern allein keinen König zum Gemahl zu haben, angespornt ward, nahm das Anerbieten an, mit der Verpflichtung, jährlich eine Lehensabgabe von 8000 Unzen und einen weißen Zelter an den Papst zu senden, und auf dessen Verlangen 300 Ritter auf drei Monate zu stellen, ferner auf die kaiserliche Würde zu verpflichten, den Rechten der Geistlichkeit Achtung zu versprechen, und das Reich nach den vom Papst bestimmten Grenzen anzunehmen. Urban starb zwar, ehe der Abschluß des Vertrags zu Stande kam (1264 Oct.), jedoch die Wahl seines Nachfolgers Guido, eines gebornen Franzosen, beugte jeder Aenderung der Ansichten vor. Karl selbst kam (1265 Mai) in Rom an, wo er von den wie gewöhnlich dem ersten Eindruck hingegebenen Römern sogar mit Uebergehung ihres eigenen Adels zum Senator auf Lebenszeit gewählt, und nach geleistetem Schwur und Lehenseid von fünf Cardinälen, die Clemens IV. dazu bevollmächtigt, am 6. Jan. 1266 nebst seiner Gemahlin Beatrix zum König von beiden Sicilien gekrönt wurde. Manfred hatte seiner Seits sich zwar zum Widerstand gerüstet, allein der Wankelmuth der Neapolitaner war sein Verderben; Karl rückte ohne einen Feind zu finden in das Reich Neapel ein, und suchte seinen vor ihm zurückweichenden Gegner bei Benevent auf, wo (26. Febr.) Manfred, der Untreue der Seinigen völlig inne und seines Untergangs gewiß, im wildesten Getümmel den Tod suchte und fand. Der Haß der Kirche gewährte ihm nicht einmal ein menschliches, geschweige denn ein christliches Begräbniß. Karl war mit dieser Einen Schlacht Herr des ganzen Reiches, und fing nun an, die über die Befreiung vom man-

fredischen Joche und der Saracenenherrschaft erfreuten Neapolitaner eine noch härtere Zuchtruthe empfinden zu lassen. Die neuen von ihm eingesetzten, zu strenger Genauigkeit angehaltenen Beamten, die habsüchtige Gier der Provencalen und Franzosen, ließen die Zeit der Hohenstaufen in dem schönsten Lichte erscheinen; alle Herzen wandten sich zu dem einzigen noch lebenden Sprossen, Konrad's Sohn gleiches Namens, Konradin von den Italienern geheißen, der auf den von Wilhelm ihm abgesprochenen, von Richard hingegen zugesagten Gütern seines Hauses in Schwaben und Franken, wo überall Erinnerungen der Größe seines Geschlechtes ihn umgaben, seine Jugend verlebte, und in seinem Oheim Ludwig, Herzog von Bayern, seine einzige Stütze, in dem durch den Böhmen Ottokar seines Erbes Oesterreich beraubten Friedrich von Baden seinen einzigen, durch Jahre und Geschick verbundenen Jugendfreund fand. Leicht ließ sich der junge Fürst, König von Sicilien und Jerusalem, von den Grafen Galvan und Friedrich Lancia und Martin und Konrad Capece zu einem Zuge in das südliche Land, das sein Urgroßvater mit Constanzen's Hand erhalten und mit Gewalt der Waffen erobert hatte, bewegen, und leicht verfügte er, um die Mittel zum Zuge zu erhalten, über die Reste seiner Besitzungen in Deutschland zu Gunsten seiner Oheime. Vergebens widerrieth seine Mutter; der jugendliche Geist gab sich den schönsten Hoffnungen hin, und noch im Winter 1267 zog er, von seinem Oheim nur bis Verona begleitet, nach dem Lande der Verheißung. Seine ersten Schritte waren glücklich, und troß der am 29. Juli von Papst Clemens IV. aus Viterbo erlassenen Bannbulle, erklärte sich das ganze Land für ihn, die Römer, wo Prinz Heinrich von Castilien Senator geworden war, empfingen ihn bei seinem Einzug wie im Triumphe, ganz Sicilien hatte sich für ihn erklärt, und Karl's Lage schien in der That sehr bedenklich. Konradin hatte die von Karl besetzten Päße umgangen und war über die Berge in die Ebenen von Tagliacozzo gekommen. Hier benützte Karl, dem Glücke mißtrauend, den Rath eines seit Ludwig's erstem Zug in Palästina grau gewordenen Ritters, Alard von Valery, theilte sein Heer in drei Haufen, und als (23. Aug.) die beiden ersten von den Spaniern und Deutschen geschlagen waren und die Sieger sich schon um zu plündern und zu rasten zerstreuten, fiel er mit dem Reservecorps über sie her und errang einen vollständigen Sieg. Konradin nebst Friedrich von Baden wurden auf ihrer Flucht von Johann Frangipani in Astura an den König ausgeliefert; der ihn als ei-

nen der nach der Krone gestrebt, das Reich angefallen, den Königstitel usurpirt, und Karln nach dem Leben gestrebt habe, zum Tode verurtheilen und 1268 Oct. 26. auf dem Marktplatz zu Neapel hinrichten ließ. Vor ihm wurde sein Unglücksgefährte Friedrich enthauptet. Den Handschuh Konradin's, welchen er als Zeichen seines auf einen andern übertragenen Rechtes an Sicilien vom Blutgerüste unter die Menge warf, soll Heinrich Truchseß von Waldpurg aufgenommen, und dem aragonischen König Pedro überbracht haben. Indessen blieb nun Karl in seinem Besitze um so mehr ungestört, als er diese Gelegenheit benützte, alle Anhänger der Hohenstaufen mit ausgesuchter Grausamkeit und Habsucht zu verfolgen. Die Nachfolger des Clemens IV., Gregor X., und der ganz antifranzösisch gestimmte Nicolaus III. (st. 1280) bemühten sich das französische Uebergewicht in Italien zu mindern, und Karl gab wirklich das von Clemens IV. ihm übertragene Reichsvikariat in Toscana auf, und nahm Provence und Forcalquier vom Reiche (1280) zu Lehen. Zwar war der nächste Papst Martin IV. ganz im französischen Interesse, aber der von Johann, Herrn der Insel Procida, der bei Friedrich und Manfred beliebt und hochgestellt gewesen war, vorbereitete Schlag kam in der berühmten sicilianischen Vesper (1282 März 30.) zum Ausbruch, alle Franzosen wurden ermordet oder verjagt, die Insel selbst aber unter König Pedro, den Gemahl von Manfred's Tochter Constanze, gebracht, dessen Nachkommen das Reich Neapel bis zum Ende des Mittelalters besaßen, und durch die von ihnen wie von den Angiovinen herrührenden Erbansprüche die Kronen Frankreich und Spanien in langen Kampf verwickelten.

XV. Interregnum in Deutschland. — Kämpfe in England unter Heinrich III.

Ende der Kreuzzüge. Fest begründete Papstgewalt. Anarchie in Deutschland (Interregnum). Richard römischer Kaiser. England. Heinrich III. Päpstliche Gelderpressungen. Kirchliche Ordnungen. Widerspruch der Lehre und der Handlung. England eine völlige Beute der Legaten. Geldnoth des Königs. Beschwerden des Parlaments. Des Königs Begünstigung der Ausländer. Mißhelligkeiten in der königlichen Familie: 1) mit dem römischen König Richard, 2) mit Graf Simon von Leicester. Uebermuth der königlichen Verwandten. Sicilianischer Kronenhandel. Bündniß der Großen. Das tolle Parlament. Die Oxforder Artikel. Schlacht bei Lewes 1264. Anfang der Volksvertretung in England. Schlacht bei Evesham. Eduard I. Unterwerfung von Wales. Eduard als Gesetzgeber.

Im **Morgenlande** war das durch eine wunderbare Erscheinung zu Stande gebrachte und auf eben so künstlichen und gebrechlichen Grundlagen aufgeführte Werk, die Herrschaft der nun auch über den Orient gebietenden occidentalischen Hierarchie, trotz der ungeheuren dafür vergeudeten Kräfte wieder eingestürzt, und die alten Verhältnisse, die Herrschaft des Islam und der griechischen Kirche, die zwar immer nur etwas zurückgedrängt, nie faktisch vernichtet waren, hatten ihre alte Stellung wieder eingenommen. Die Fluth, welche von religiöser Begeisterung angeschwellt die Gestade Asiens und Afrikas überschwemmt hatte, trat wieder zurück in ihr eigenes Bette, und begann nun hier sich um so mächtiger zu erheben, als der Ausbruch nach Osten hin nicht mehr möglich war. Die Hierarchie hatte in den Kreuzzügen sich selbst kennen lernen, sie hatte ihre ungemessene Gewalt über die menschlichen Gemüther erkannt, und sie würde noch ferner ihre Plane fortgesetzt haben, das Morgenland mit Gewalt der Waffen sich zu unterwerfen, wenn nicht die politischen Interessen, die schon früher sich zwar geltend zu machen suchten, aber nachgaben, von nun an hindernd entgegen getreten wären. An der fürstlichen Gewalt brach das Wogen der religiösen Begeisterung, und die allmählig erkannte Nothwendigkeit, die Staaten im Innern auszubilden, vorerst den irdischen dringenden Bedürfnissen abzuhelfen, verbunden mit der Einsicht, daß es auch andere Wege die göttliche Gnade zu erreichen gebe, als die Wanderung nach Jerusalem und den Kampf gegen die Ungläubigen, erzeugten die von nun

an im Allgemeinen gegen die päpstlichen Aufforderungen vorherrschende Gleichgültigkeit. Daß dies aber blos eine Folge der sich ausbildenden Staaten war, geht am deutlichsten aus der im Abendlande trotz der vielen fehlschlagenden Unternehmungen bei der Masse des Volkes nicht erloschenen Begeisterung, und dem fortdauernden Glauben an die Gewalt des Papstes hervor, der, wie sehr im Morgenlande Alles fehlgeschlagen war, dennoch in seiner Autorität dadurch Nichts verlor, ja selbst in seinem Einflusse auf die Leitung aller Geschäfte des Abendlandes erst recht befestigt wurde. Die Bettelmönche, die Inquisition, das Legatenwesen, welche während dieser Zeiten sich gebildet hatten, vermittelten die aus allen Ländern nach Rom sich beziehende Richtung, und die in dem Untergang der Hohenstaufen bewiesene Beharrlichkeit, die von dem erfolgreichsten Ausgang gekrönt war, fesselte einerseits durch selbstsüchtige Interessen gar Manchen an den päpstlichen Stuhl, während andererseits das drohende Beispiel eines so jammervollen Untergangs als ein verschuldetes Geschick betrachtet wurde, und den schwächeren Gemüthern Furcht vor einem ähnlichen Ausgange einflößte. Dies zeigte sich in Deutschland und England am meisten.

Nach dem Tode König Konrad's (1254) war die Hohenstaufische Partei ohne Haupt, der zweijährige Konradin nur auf seine Erblande beschränkt, und von dem Schutz seiner Oheime in Bayern abhängig; König Wilhelm daher zwar ohne Gegner, dennoch aber so wenig angesehen, daß er nie nach Oberdeutschland sich weiter als in die rheinischen Städte begab, dem innern Deutschland, Würzburg, Nürnberg, Regensburg, Eger u. s. w. völlig fremd blieb, und von einer großen Anzahl oberdeutscher Großen nicht anerkannt wurde. Nach seinem Tode (1256 Jan. 28.) trat eine fast ein Jahr lang dauernde Anarchie ein, bei der sich übrigens das Land nicht schlechter befand als vorher oder nachher. Einen wichtigen Beschluß faßten die bald nach seinem Tod in Mainz zusammengetretenen Mitglieder des rheinischen Bundes: sich selbst in wehrhafte Stellung zu setzen, und für den Fall der Noth einander sofort beizustehen, die Rechte des Reiches einstweilen in Schutz zu nehmen; endlich aber nur einen einstimmig erwählten König anzuerkennen; wenn aber eine mehrfältige Wahl stattfinden würde, keinem derselben öffentlich oder heimlich mit Waffen oder Darlehen beizustehen, noch in eine Stadt aufzunehmen, noch den Eid der Treue zu schwören, die Stadt aber, welche es thun würde, für mein-

eidig und ehrlos zu achten und zu ihrer gänzlichen Vernichtung alle Kraft anzuwenden. Dessenungeachtet kam eine Doppelwahl zu Stande. Zwar wurde der möglichen Berücksichtigung Konradin's durch ein eigenes vom Papst an die Erzbischöffe von Mainz, Trier, und Cöln gesendetes Schreiben vorgebeugt, in welchem zuerst auf die Wichtigkeit der Handlung selbst hingedeutet, dann an Friedrich's II. Undankbarkeit gegen die Mutterkirche erinnert und diesem verderbten Geschlechte alles Gute abgesprochen, übrigens Konradin hauptsächlich wegen seiner Jugend für ganz unfähig erklärt, und demzufolge diesen geistlichen Fürsten der Auftrag ertheilt wurde, jede Ernennung oder Wahl desselben bei Strafe der Exkommunication zu untersagen. Es läßt sich übrigens wohl selbst annehmen, daß die Fürsten einer solchen ausdrücklichen Weisung gar nicht nöthig hatten. Denn auch unter den deutschen Fürsten ward Keiner gefunden, der Lust hatte, die lästige Ehre anzunehmen, und Ottokar König von Böhmen, der sich in den Besitz von Oesterreich gesetzt, war damals so wenig als nachher den übrigen Wählern angenehm; am sichersten schien die Wahl eines Ausländers. Unter den damaligen Fürsten war Richard Graf von Cornwallis, Bruder König Heinrich's von England, wegen seines Reichthums, seiner im Kreuzzug bewiesenen Frömmigkeit, seines Ansehens bei dem Papste, einer der ersten, und für die Deutschen wegen seiner Verwandtschaft sowohl mit den Hohenstaufen als auch mit den Welfen ganz besonders empfohlen. Von ihm allein, dem reichsten Fürsten des damaligen Europa, konnten die Wahlfürsten die Bezahlung derjenigen Summen erwarten, die sie auf ihre Stimme setzten. Richard fand sich auch bereit, und versprach sehr bedeutende Summen, dem Erzbischof Konrad von Cöln aber, der sich hauptsächlich für ihn verwendet hatte, ein Ansehnliches mehr als den Andern. Man vermuthet, daß dieser Vorzug den Erzbischof Arnold von Trier bewogen habe, an einen andern Fürsten zu denken, und Alfons X. König von Castilien in die Wahl zu bringen. Wenn den Grafen Richard hohe Abkunft und erlauchte Verwandtschaft empfahl, so konnte Alfons, Sohn Fernando des Heiligen und Beatricens, der Tochter Philipp's von Schwaben, sich ihm vollkommen gleich stellen, aber gegen den reellen Reichthum Richard's gab der Ruf der Gelehrsamkeit, die man zur Weisheit erhoben hatte, nur einen ungenügenden Ersatz. Uebrigens fiel die Wahl der Mehrzahl der nun schon ausschließlich vor den andern Fürsten sich dieses Recht anmaßenden Wahlfürsten, obgleich sie durch Arnold von Trier von

Frankfurt ausgeschlossen wurden, dennoch in der Nähe der Stadt auf fränkischer Erde (1257 Jan. 13.) auf Richard, der auch ungeachtet der Vorstellungen seiner Freunde sie annahm. Einige Zeit später nahm auch Erzbischof Arnold im Vertrauen auf einige ihm früher gemachte Zusagen einen Wahlakt vor, und erklärte Alfons zum König, was aber nie in Wirklichkeit überging. Denn Richard ging am 10. April mit einer großen Begleitung und einer Summe von 700,000 Pfd. nach Deutschland ab, und wurde durch Gerhard Erzbischof von Mainz und Konrad von Cöln am Himmelfahrtstage (17. Mai) nebst seiner Gemahlin Sanctia zu Aachen höchst feierlich gekrönt. Indessen brachte ihm weder die glänzende und zahlreiche, bei dieser Feierlichkeit anwesende, Versammlung noch die mit großer Freigebigkeit gespendeten Summen einen andern Vortheil, als den Namen eines römischen Königs, und seine öftere Rückkehr nach England, wo er in die Händel seines schwachen Bruders Heinrich verwickelt mehr Zeit zubrachte, als in Deutschland, ließ die ohnedies auf schwachen Füßen ruhende Gewalt zu keiner Stärke gelangen. Zwar machte seine nach Rom gesendete Vorstellung über die Anmaßung des castilischen Königs einen guten Eindruck, und Alexander IV. erkannte ihn als römischen König an; es zeigte sich aber, wie wenig Nachdruck die päpstliche Anerkennung ohne andere Unterstützung habe. Das Wichtigste, was er bei seiner dritten Anwesenheit im Reiche vorgenommen, ist die (1262 Aug. 9. zu Aachen) dem König Ottokar ertheilte Belehnung nicht nur mit Böhmen und Mähren, sondern auch mit den Herzogthümern Oesterreich und Steyermark. Seine (1264 erfolgte) Gefangennehmung zugleich mit seinem Bruder Heinrich und vielen Großen durch den Grafen Simon von Leicester machte seine Stellung in Deutschland noch schlechter, und da Urban IV., Alexander's Nachfolger, sich auf die Seite Alfonsens schlug, und selbst Richard's Bruder diesen in einem Schreiben einen römischen König allezeit Mehrer des Reichs titulirte, so war es wohl den Deutschen um so weniger zu verargen, wenn sie den Thron für erledigt ansahen, und Ludwig Pfalzgraf am Rhein, Herzog in Bayern, die Reichsverweserschaft ausübte. Im Todesjahre Konradin's kam Richard zum vierten und letzten Mal nach Deutschland, heirathete die um ihrer Schönheit willen berühmte Beatrix von Falkenstein, aus einem den Hohenstaufen als Reichsdienstmannen zugethanen Geschlechte, und kehrte, nachdem er zu Kaiserslautern (1269 Juli 16.) das Beilager gefeiert, nach England zurück, wo er wenige Jahre

nachher (1272 April 2.) auf seinem Schlosse zu Berkamstede starb. Mit ihm schließt die Zeit des Interregnums in Deutschland, wiewohl ein regelmäßig geordneter Zustand erst im folgenden Jahrhundert, soweit es nämlich möglich war, eintrat. Denn die Regierungen der vier nächsten Reichsoberhäupter, Rudolf, Adolf, Albrecht, Heinrich, ja selbst die des fünften, Ludwig's des Bayern, lassen die Verwirrung der Vorzeit noch fortwähren, und vermehren sie noch durch die Unsicherheit der Wahl, zu welcher man statt der Erbfolge gegriffen hatte.

Dagegen blieb in den andern Ländern der Grundsatz der Erblichkeit unbestritten, und gewährte wenigstens den Vortheil, daß Thronstreitigkeiten selten vorkamen. Gerade in dem Lande, wo die Sicherheit der Volksrechte am meisten bestätigt und befestigt worden war, in England erhielt König Johann's Sohn Heinrich nach des Vaters Tod durch die bestimmt ausgesprochene Gesinnung des Volkes das Uebergewicht über den französischen Prinzen Ludwig, welchen ein Theil des Landes gegen seinen Vater herübergerufen hatte, und wie elend auch seine weitere, lange Regierung war, so blieb er doch im Besitz des Thrones. Unter ihm erfuhr England den äußersten Einfluß der päpstlichen Gewalt, den kaum Deutschland in einem solchen Grade jemals kennen lernte. Da nach dem frühzeitigen Tode des edlen Grafen Pembroke (1219) der minderjährige König einer weitern Vormundschaft unterworfen blieb, so wirkte der ehrgeizige Lord Oberrichter Hubert von Burgh eine päpstliche Bulle aus, um ihn (1222) für majorenn erklären zu lassen, und da an dem entschlossenen Widerstande der Barone dieser Kunstgriff scheiterte, bemühte er sich, den König ganz unumschränkt zu machen. Als Heinrich (1227) volljährig wurde, behielt Hubert das Heft in Händen, und im Vereine mit dem Papst suchte nun der König das Volk ganz nieder zu halten und ihm den Genuß der von Johann zugesicherten Rechte zu verkümmern. Seit Pembroke's Tod war die Magna Charta ganz vernachlässigt worden, ja Heinrich hatte sogar auf die ihm (1223) vom Parlament gemachte Vorstellung, die beschwornen Freiheitsbriefe auch erfüllen zu lassen, sich mit einer Ansicht seines Rathes, diese Charte sey mit Gewalt erzwungen worden, zu helfen gesucht. Zwei Jahre darauf war auf ein Ansuchen um eine außergewöhnliche Steuer die Antwort des Parlaments die Hinweisung auf die vernachlässigte Erfüllung jenes Versprechens gewesen, und Heinrich sah sich genöthigt, wollte er anders Geld, abermals in eigenen Botschaften durch

alle Provinzen an die Erfüllung mahnen zu lassen. Nun kam (1226) eine Botschaft des Papsts Honorius, welche dahin lautete: da man seit langer Zeit dem heiligen Stuhle vorwerfe, er thue nichts außer für Geld, so wäre es ehrenvoll und wichtig für alle Christen, diesem Aergerniß dadurch ein Ende zu machen, daß man der Ursache des Geredes ein Ende mache; es wäre der ganzen Welt bekannt, daß die äußerste Armuth der römischen Kirche ihr die unausweichliche Nothwendigkeit auferlege, für die Segnungen, die sie ihren Kindern bewillige, einige Erkenntlichkeit zu empfangen; es wäre ihr selbst lieb, hierin recht große Mäßigung beweisen zu können, und hiezu wäre das beste Mittel, wenn die Gläubigen der Kirche angemessene Unterstützung bewilligten. Als eine solche verlangte der Legat, man sollte dem römischen Stuhle zwei Pfründen an jeder Domkirche und zwei Mönchsstellen in jedem Kloster durch eine Parlamentsakte zusichern; eine so derbe Forderung, daß das Parlament sich blos mit ausweichenden Antworten begnügte, und Heinrich endlich auf den Rath der Prälaten dem Gesandten antwortete, er würde sich nach den übrigen christlichen Staaten in dieser Hinsicht richten. Indessen setzte Gregor IX. (1229) einen Zehnten von allem geistlichen Gute durch, der zum Kriege gegen Friedrich II. bestimmt war, und um die Erhebung recht schnell zu betreiben, mußten die höheren Geistlichen den niederen Vorschüsse machen, und weil auch hier das baare Geld nicht allzureichlich war, so hatte der Legat für dasselbe durch italienische Wucherer, Lombarden, gesorgt, die gegen hohe Zinsen Geld vorstreckten, und ihrerseits auch durch Wechsel dafür sorgten, daß das erpreßte Geld glücklich aus England hinauskam. Zu diesem von dem Lande höchst unwillig getragenen Druck kam, seit 1233 an die Stelle des Oberrichters Hubert der Bischof von Winchester, aus Poitou gebürtig, trat, der Nepotismus mit welchem alle Ausländer begünstigt wurden, denen ohnedies durch Heinrich's Vermählung (1236) mit Eleonore, Tochter Raymund's von Provence, vollkommen Vorschub gethan war. Schon bis hieher beut seine ganze Regierung nur ein verworrenes, völlig planloses Gewebe von Trotz und Feigheit, von Uebermuth gegen Schwache, von scheuem Zurücktreten vor Jedem, der ihm die Stirne bot, von treulosem Verrath und Undank gegen seine Freunde und Diener, von schmählicher Nachgiebigkeit gegen den römischen Hof, von Verachtung gegen sein eigenes Land dar. Indessen auch die folgende Zeit gibt kein besseres Bild von ihm. In einem Parlamente zu Winchester im Juni 1236 versuchte er seine in der

Minderjährigkeit gemachten Schenkungen zu annulliren, indem er sich hiezu auf eine päpstliche Bulle, welche jenen Vergabungen die Zustimmung versagte, stützen wollte. Das Parlament versagte jedoch seine Genehmigung. Als König Alexander von Schottland auf Northumberland mit trotzigem Uebermuth Ansprüche machte, zog Heinrich anstatt eines ehrenvollen Krieges vor in einer persönlichen Zusammenkunft zu York (1236 Aug.) dem König von Schottland 80 Mark Silber anzuweisen, und seine Lehenshuldigung anzunehmen. Dem Legaten Otto, welcher auch Schottland bereisen wollte, um nach dem Zustand der Kirche zu sehen, gab Alexander zur Antwort: Ich entsinne mich nicht einen Legaten in meinem Lande gesehen zu haben, noch daß es je nöthig gewesen sey, einen hinzurufen, wofür Gott Dank sey, noch ist es jetzt nöthig, Alles steht gut. Auch hat weder zu meines Vaters, noch irgend eines meiner Vorfahren Zeiten ein Legat Eingang gehabt, und so lange ich meiner Herr bin, werde ich es nicht zugeben. Indessen, weil der Ruf Dich einen heiligen Mann nennt, so warne ich Dich, wenn Du etwa mein Land betreten solltest, daß Dir nichts Schlimmes daselbst begegne; denn es wohnen unbändige, wilde Leute daselbst, blutgierige, die ich selbst nicht völlig bändigen kann, sogar nicht wenn sie auf euch losbrechen wollen zurückzuhalten vermag. Haben sie doch mich selbst, wie ihr vielleicht gehört habt, neulich überfallen und vom Thron stoßen wollen? Da verging dem Legaten die Lust, Schottland zu betreten, und er wich nicht von der Seite des ihm völlig unterthänigen Königs von England. Auch in England bedurfte der Legat des königlichen Schutzes, und weil die Prälaten, welche sich im Besitz mehrerer Pfründen befanden, mit Recht fürchten mußten, daß die Ansprüche des päpstlichen Stuhles gegen sie am nachdrücklichsten dürften gehandhabt werden, so hatte sich Otto deßhalb bei der in der Paulskirche (zu Ende Oct. 1237) gehaltenen Synode der englischen Geistlichkeit durch zweihundert gewaffnete Ritter und Knappen, die ihm der König hiezu gegeben, und die heimlich vertheilt waren, sicher zu stellen gesucht. Die den Engländern wichtigste Frage, welche wegen des mächtigen dabei betheiligten Adels am ersten zu einem Bruch hätte führen können, nämlich über die Beibehaltung mehrerer Pfründen durch einen Pfarrer (persona) wurde jedoch durch eine von allen Geistlichen mit Gutheißung des Legaten an den Papst gerichtete Bitte um Milderung der kirchlichen Gesetze in diesem Falle einstweilen abgelehnt, und hierauf die übrigen Verordnungen, welche der

Legat einschärfte, ohne weitere Widerrede hingenommen: Alle Haupt- und Pfarrkirchen sollten binnen zweien Jahren durch ihren Diöcesanbischof oder dessen Stellvertreter geweiht werden; über die sieben Sakramente, Taufe, Firmelung, Buße, Abendmahl, letzte Oelung, Ehe, und Priesterweihe, seyen die zu Ordinirenden genau zu prüfen, und hauptsächlich über Taufe, Buße, Abendmahl, und Ehe zu unterrichten, auch das Volk von dem in diesen Landen herrschenden Aberglauben, die Taufe am Samstag vor Ostern und Pfingsten sey gefährlich, durch ausdrücklichen Unterricht abzubringen; gegen diejenigen Priester, welche zur Buße und den andern Sakramenten nur nach vorausgehender Bezahlung zuließen, sey strenge Untersuchung einzuleiten, und sie als Unwürdige von Amt und Pfründe zu entfernen; für eigene Beichtväter der niedrigen Geistlichen und Laien sey Sorge zu tragen; die Priesterweihe mit gehöriger Vorsicht und nach sorgfältiger Prüfung vorzunehmen; kein geistliches Amt solle auf feste, unwiderrufliche Zeit verliehen werden; überhaupt sollten fünf Jahre das Aeußerste seyn und nach Ablauf derselben keine Erneuerung stattfinden; zum Vikar sey Niemand zuzulassen, der nicht Presbyter oder wenigstens Diakonus sey und als solcher binnen der nächsten Quatember seine Ordination erhalte, und mit Entsagung anderer mit Seelsorge verbundener Beneficien seinen persönlichen Aufenthalt daselbst zu nehmen schwöre, so wie sich auch jeder bereits angestellte Vikar binnen Jahresfrist zum Priester weihen zu lassen habe; dem Unfug, sich auf das Gerücht des Todes oder der freiwilligen Abtretung des Inhabers einer Pfründe mit derselben belehnen zu lassen, sey mit großer Strenge entgegenzuarbeiten, wie noch mehr der gewaltthätigen Verdrängung; keine Kirche solle hinfort in mehrere Pfarreien oder Vikariate zersplittert werden; damit keine ungeistliche Tracht einreiße, haben die Bischöffe vor Allem an ihren geistlichen Hausgenossen auf geziemende Erscheinung in Kleidung, Tonsur, und Pferdeschmuck zu achten; gegen den von bewährten Zeugen berichteten Unfug, daß Geistliche sich nicht scheuen, Ehen einzugehen, ihre Pfründen beizubehalten, sich zu neuen Weihen befördern zu lassen, und zum Besten ihrer Nachkommenschaft ihre Ehe durch Zeugen oder Dokumente zu bekräftigen, sey so zu arbeiten, daß die verheiratheten Priester sofort von Kirchen und Pfründen zu entfernen, ihr Nachlaß den Kirchen, welche sie inne hatten oder bei denen sie Pfründen hatten, zuzuweisen, ihre Söhne aber für unfähig zu erklären seyen, geistliche Aemter und Pfründen zu bekleiden, es sey denn daß

sie kanonisch dispensirt würden; diejenigen, welche Beischläferinnen hätten, sollten sie bei Strafe der Entsetzung binnen Monatsfrist von sich thun; die, welche als Söhne ihren Vätern zu folgen sich erkühnten, sollten nicht mehr zugelassen, und, wenn im Besitze, von Stund an derselben beraubt seyn; Räuber soll Niemand beherbergen und schützen, und wenn er es auf die dritte Warnung durch den geistlichen Richter nicht unterläßt, dem Banne verfallen seyn; Fleisch zu essen sey den Benedictinern nur in Krankheit und Schwäche erlaubt, und Keiner, der nicht Profeß gethan, zum Abt oder Prior zu erheben; die Archidiakonen haben genaue Aufsicht über ihre Kirchen zu führen sowohl in geistlicher als in zeitlicher Hinsicht, und besonders über die Verwaltung des Vermögens zu wachen; ebenso haben die Erzbischöffe und Bischöffe ihre Pflicht des Aufseheramtes zu erfüllen, an den Hauptkirchen sich aufzuhalten, an den großen Festen und den Sonntagen in der Fasten- und Adventzeit Messe zu lesen, und ihre Diöcese zu bereisen, um aber dessen besser eingedenk zu seyn, sich ihr bei der Consecration gethanes Gelöbniß zweimal des Jahres vorlesen zu lassen; Eheprozesse seyen verständigen und zuverlässigen Männern zur Entscheidung anheimzugeben; der Leumundseid sey zu leisten; da mit dem Aufstellen der Anwälte große Unordnung eingerissen sey, so solle hinfort ein Anwalt nicht blos auf Einen Tag sondern auf mehrere, und mit geschriebener und besiegelter Vollmacht aufgestellt werden; da auch mit der Vorladung der Beklagten solcher Unfug getrieben werde, daß Mancher in contumaciam verurtheilt werde, ohne auch nur von der ersten Vorladung etwas zu wissen, so soll in Zukunft in kirchlichen Sachen der Richter die Vorladung besorgen; gegen die mit falschen Urkunden getriebene Betrügerei wird schwere Strafe ausgesprochen; daher soll auch jeder Erzbischof, Bischof, und ihre Beamte, ferner die Aebte, Prioren, Dekane, Archidiakone, und ihre Beamte, die Landdekane, die Kapitel der Domkirchen, alle übrigen Convente und Collegien mit ihren Vorstehern, ihr eignes Siegel haben, und der Name derjenigen, die ein Amt auf Lebenszeit bekleiden, soll dem Siegel deutlich eingegraben seyn, hingegen die, welche nur ein temporäres Amt verwalten, sollen nach Ablauf der Amtszeit ihr Siegel wieder abliefern; es soll sorgfältig und treulich darüber gewacht werden; am Anfang oder Ende jedes Dokuments soll ein gehöriges Datum, Tag, Zeit, und Ort, angebracht seyn; wer sich als Advokat aufstellen lassen wolle, habe vorerst bei seinem Diöcesan zu schwören, daß er in den von ihm übernommenen

Prozessen getreulich handeln wolle, keinem das Recht verdrehen oder nehmen, sondern nach Gesetzen und guten Gründen verfahren; alle Gerichte sollen die Originalakten genau bei sich aufbewahren, um sie den Parteien nachher abschriftlich mittheilen zu können, denen sie auch vorzulesen seyen, um was im Schreiben verfehlt ist korrigiren zu können.

Uebersieht man nun diese mannigfaltigen Verordnungen, die gewiß noch heute nicht anders als löblich erscheinen, so muß man der Kirche, die hier als die Erhalterin und Wiederherstellerin der Ordnung und guten Zucht, als die Lehrerin zweckmäßiger Einrichtungen, und die Vertheidigerin des Rechts gegen Gewalt und Uebermuth auftritt, ohne weiters Dank wissen, und ihre segenbringende Gewalt dankbar anerkennen. Indessen, wenn es auch verdienstlich erscheint, gegen die noch immer in Schwang gehenden Mißbräuche der Simonie und des Concubinats mit Strenge aufzutreten, für welche Vergehungen die Geschichte Beispiele genug liefert, indem z. B. der nach Stephan Langton's Tod 1228 zum Erzbischof gewählte Augustinermönch Walther von Hemesham, Sohn eines Straßenräubers, der am Galgen gestorben war, von einer entführten Nonne mehrere Kinder hatte, so verdarb doch die offenkundige, von den Geschichtschreibern, Geistlichen, selbst erzählte Habsucht des römischen Hofes alle etwa zu erwartende gute Wirkung. Daß Worte und Absicht im geraden Widerspiel standen, war Allen bekannt, und ansehnliche Häupter der Kirche verfuhren bei allem übrigen Eifer für die gemeinsame Sache gegen die habsüchtigen Forderungen Roms mit starrem, unbeugsamem Trotze. Eben jener Bremer Erzbischof Gerhard, der die Stedinger besiegt hatte, schickte päpstliche Abgeordnete, die den Clerus zu beschatzen Bullen mitbrachten, ohne Umstände in die Mühle, wo sie Eselsdienste thun und lange Zeit Säcke tragen mußten. Seine Knechte aber zwangen sie die Bullen ins Feuer zu halten, bis sie verbrannt waren. Der Patriarch Germanus von Constantinopel, welcher sich gerade damals eine Aussöhnung beider Kirchen zu Stande zu bringen bemühte, schrieb an den Papst Gregor IX., nachdem er die traurige Spaltung gebührend und mit zierlichen Phrasen bejammert: „Und um das Mark der Wahrheit zu berühren, viele Mächtige und Edle würden euch gehorchen, wenn sie nicht die ungerechten Bedrückungen und schamlosen Geldeintreibungen und ungebührlichen Dienste, die ihr von den euch Unterworfenen erpreßt, fürchteten.“ Desgleichen an die Cardinäle: „Weil aber ge-

schrieben ist, die Worte des Weisen, der die Wahrheit sagt und tadelt, sind gleich Nägeln hoch eingeschlagen, und die Wahrheit meistens Feinde erzeugt, so will ich, wiewohl ungern, es doch heraussagen. Die Trennung unserer Einheit ist ausgegangen von der Tyrannei eurer Unterdrückung und der Erpressungen der römischen Kirche, welche aus einer Mutter zu einer Stiefmutter geworden, gleich einem Raubvogel, der seine Jungen hinausstößt, ihre Kinder sich entfremdet hat. Denn je demüthiger und gebeugter sie vor ihr stehen, desto mehr tritt sie auf sie und erniedrigt sie, nicht achtend auf das Wort im Evangelium: Wer sich erniedrigt, wird erhöhet werden. Es mäßige euch also die Bescheidenheit, und wenn gleich angeboren lege sich die römische Habgier, und wir wollen herabsteigen zur Erforschung der Wahrheit." Daß natürlich dieser Briefwechsel zu keiner Einigung führte, und Gregor, nachdem er in einem besondern Schreiben die Lehre von den beiden, dem römischen Papst verliehenen Schwerdtern, dem geistlichen, welches die Kirche selbst, dem weltlichen, welches auf den Wink der Kirche ein Kriegsmann (Ritter) führe, auseinandergesetzt hatte, sogar einen Kreuzzug gegen die widerspenstigen Griechen predigen ließ, war zu erwarten. Auch war im Ganzen genommen die Kirche noch viel zu fest gestellt, als daß einzelne Vorwürfe dieser Art, mit den unendlichen Hülfsmitteln der Geistlichkeit zusammengestellt, die Oberhand gewinnen konnten. Gerade auf England lastete damals der Druck des Papstes weit empfindlicher als auf einem andern Lande, der Kaiser stand gerade damals mit Gregor noch in einem leidlichen Verhältniß, in Frankreich war unter der Regentschaft Blanka's, der Mutter des heiligen Ludwig, eine ganz andere Richtung, Spanien verfolgte seine Kämpfe gegen die Ungläubigen, nur England schien eine völlige Beute der Legaten geworden zu sein. Zwar berief Gregor, aus Furcht vor einem Bruch, den Legaten Otto zurück, dieser aber, um zu erndten, wo er nicht gesäet hatte, ließ sich vom König und den Großen Zeugnisse ausstellen, daß seine Anwesenheit in England für die Kirche und das Reich schlechterdings nöthig und nützlich sey. Um diese Zeit (1238 Jan.) heirathete Simon von Montfort, Graf von Leicester, die Schwester des Königs Heinrich, Eleonore, Wittwe Wilhelms Grafen von Pembroke, zum anfänglichen großen Unwillen des Grafen Richard, der über diese ganz ohne sein Mitwissen geschlossene Verbindung höchst entrüstet, sich an die Spitze der Unzufriedenen stellte, und in der allgemeinen Meinung schon für den Befreier des

Landes sowohl von der Knechtschaft der Italiener als der übrigen Ausländer gehalten wurde. Allein der Legat Otto verstand es den heraufziehenden Sturm noch zu beschwören, und durch die nachdrücklichen Worte Richard's, der ihm unverholen gesagt hatte — der König läßt alle geistlichen Einkünfte und Pfründen, welche unsere frommen Vorfahren gestiftet haben, zumal die, welche sie an Religiosen verliehen haben, als wie eine leichte Beute plündern, und an Ausländer, da doch unser Land selbst tüchtige Männer hat, vertheilen; und England wird ein Weinberg ohne Mauer, an dem sich alle, die des Weges vorüberziehen, Trauben nehmen — eingeschüchtert, brachte er eine Zusammenkunft zu London zu Stande, in der Richard sich mit dem Grafen Simon aussöhnte, und hierdurch von der Partei der übrigen Großen abtrat. So zerging wieder alles in Nichts. Man kann nun sagen, daß im Ganzen zwar die Unzufriedenheit mit dem charakterlosen Betragen Heinrich's, der sich selbst bei solchen Gelegenheiten, wie die Geburt seines Sohnes Eduard, nur verächtlich zeigte, allerdings fortdauerte, allein durch die päpstlichen Gelderpressungen in gleichem Grade angezogen, noch nicht gegen ihn allein ausbrechen konnte. Sandte nämlich Heinrich reisende Justizbeamte durch alle Grafschaften des Reiches, welche alle Verbrechen untersuchen und dabei für den Alles vergeudenden König alles mögliche Geld einsammeln mußten, so ersann der Papst nicht minder neue Mittel, die Abteien und Kirchen zu besteuern. Als mit Anfang des Jahres 1241 der Legat Otto England verließ, so war, mit Ausnahme der kirchlichen Geräthschaften und Zierrathen, in ganz England nicht mehr so viel Geld als er aus demselben erpreßt hatte, über 300 Präbenden, Kirchen, und andere Einkünfte hatte er zu des Papstes Verfügung gestellt, und das Reich glich einem jedem Vorübergehenden preisgestellten Weinberg, den ein wilder Eber verwüstet hat. Dennoch dauerte die Raubsucht der römischen Curie fort, die von dem aufrichtigen Zeitgenossen mit einer gemeinen, schamlosen Dirne, Allen feil und zugänglich, verglichen wird. Als der Kleriker Petrus de Supino den Zwanzigsten aus Irland eingetrieben, und 1500 Mark zusammengebracht hatte, Meister Peter Rubeus aber, der Freund und Vetter des Papstes, aus Nordengland und Schottland wohl ebenso viel gesammelt hatte, eilten sie bei der Nachricht von Gregor's Erkrankung, unter Geleit der Mönche von Canterbury, heimlich bei Dover über das Meer zu kommen. Kaum aber waren sie auf französischem Boden, als schon Walter von Ocra, kaiserlicher

Bote, mit der Nachricht von dem Zustand der Dinge in Rom nach England kam, und unwillig über die Schlaffheit Heinrich's ihnen, obgleich vergeblich nach dem Festland folgte. Von geringem Belang ist ein über den Grafen de la Marche, der dem Grafen von Poitou den Lehnseid verweigerte, ausgebrochener Krieg mit Frankreich, außer daß Heinrich denselben unglücklich führte, und durch seine Geldbedürfnisse nur noch mehr der Nation zur Last fiel. Die Heirath Richard's mit Sanctia von Provence (1243), wobei alle Pracht und Ueppigkeit der Zeit zur Schau gelegt wurde, schloß diesen Prinzen näher an seinen Bruder an, und vereitelte die früher auf ihn von der Nation gesetzten Hoffnungen. Von Gregor's Nachfolger, Innocenz IV., wurde (1244) ein neuer Gelderpresser, Meister Martin, nach England geschickt, der die Räuberei der früheren noch überbot, ohne daß Heinrich sich der Seinen anders als durch erfolglose Schreiben angenommen hätte, vielmehr ließ er noch seinem Privathaß gegen mehrere geachtete Bischöffe, besonders den von Winchester, zu allgemeiner Entrüstung freien Lauf. Wie nun auch ein Krieg mit Wales ausbrach, gerieth (Nov. 1244) der König in solche Noth, daß er die Großen wiederholt um Geld ansprechen mußte, von ihnen aber, da sie so oft getäuscht, so oft betrogen worden waren, einmüthig und einstimmig gerade ins Gesicht einen Abschlag erhielt. Außerdem war Heinrich den Kaufleuten, für Wein, Wachs, und andere Bedürfnisse, so viel schuldig, daß er wegen der Menge der ihr Guthaben einfordernden Gläubiger kaum öffentlich sich sehen lassen durfte. Ohne daher lange zu überlegen, nahm er den Londnern (weil sie ohne seine ausdrückliche Erlaubniß einen seit 20 Jahren verbannten Mitbürger wieder aufgenommen hätten) 1500 Mark ab, die sofort nur an die Ausländer versplittert wurden. Auf eine höchst bedrückende Weise bereicherte der königliche Schreiber Robert Passelaue den Schatz, indem alle die gestraft wurden, welche eingeforstetes Land irgendwie in Besitz genommen hatten; weil er aber sich so gescheidt und umsichtig gezeigt hatte, nahmen ihn die Domherren von Chichester in ihr Collegium, und würden ihn auch zu ihrem Bischof gemacht haben, hätten sich nicht alle Bischöffe widersetzt. Wie leicht der König Heinrich am Narrenseil zu führen, sahen die Cardinäle, welche mit Wissen des Papstes ihm zumutheten, er solle den Papst einladen, das Reich England, in dem er besonderes Recht habe, mit seiner Gegenwart beglücken; es werde das für ihn eine ewige Ehre seyn, und der Papst habe sich auch schon entspre-

chend geäußert. Heinrich würde auch mit Freuden die Hand geboten haben, hätten ihn nicht seine Räthe abgerathen: es sey schon genug, nur zu sehr, durch den Wucher der Caursiner (Kowertschen), durch Raub und Simonie der Römer und Italiener, die Reinheit England's befleckt worden, obschon der Papst nicht persönlich die Güter der Kirche und des Reichs verschleudere und plündere. Ebenso wurde ihm auch der Eingang in Frankreich, weshalb er in einer förmlichen Gesandtschaft anhielt, und durch Aragon versagt. Denn das hatte der üble Ruf des päpstlichen Hofes bewirkt, dessen Gestank bis zu den Wolken den widerlichsten Rauch aushauchte. Der Zustand Englands wurde so elend, daß mehrere Große den Entschluß faßten, die Häfen bewachen zu lassen, damit keine neuen päpstlichen Bullen, die täglich um Geld zu erpressen gebracht wurden, hereinkommen sollten. Nun wurde in Dover wirklich ein päpstlicher Bote mit solchen Bullen aufgefangen, die Bullen ihm weggenommen, er selbst ins Gefängniß geworfen. Wie aber Meister Martin, der päpstliche Legat, davon hörte, ging er zum König und erlangte bei demselben die Freilassung des Verhafteten, die Herausgabe der von dem Major von Dover verwahrten Urkunden, und die Verwirklichung derselben zum Schaden des Landes. Ging sogar das Gerücht, als die Guarderobe des Papsts zu Lyon verbrannte, es sey das Feuer absichtlich eingelegt, um unter diesem Vorwand neue Erpressungen zu machen; doch erfuhr man bald, es habe das Feuer weiter um sich gegriffen, und es sey dabei auch die Charte König Johann's traurigen Andenkens wegen des Tributs Englands, in Asche verwandelt worden. Die Entrüstung des Volkes zwang den Meister Martin im J. 1245 zu eiliger Entfernung aus England und Flucht zu Papst Innocenz, der hierüber nicht wenig ergrimmte, und nach Demüthigung seines Hauptfeindes die kleineren Fürsten um so leichter zu Paaren zu treiben vermeinte. Als auch nach Friedrich's Excommunication die englische Gesandtschaft, deren Wortführer Graf Richard Bigod war, dem Papst erklärte, sie würden hinfort der römischen Habgier keinen Tribut zahlen, noch zahlen lassen, oder die Einkünfte derjenigen Kirchen, deren Patrone Edle des Reiches wären, sich abpressen lassen, hörte Innocenz dieß mit der größten äußerlichen Ruhe und Gelassenheit an, und ließ von allen englischen Bischöffen ihre Siegel an die Charte König Johann's zu größerer Bekräftigung derselben hängen. Dagegen schwur Heinrich, wenn auch die Bischöffe sich schimpflich krümmten, so wolle er doch fest stehen für die Freiheit des Reichs, und so lange er Le-

bensluft athme, nie eine Abgabe als Tribut an den römischen Hof entrichten. Diese Beschwerden veranlaßten an Lätare 1246 ein allgemeines Parlament zu London, wozu sich der ganze Adel des Reichs, nämlich Prälaten, Grafen, und Barone einfanden, und eine Reihe Beschwerden zur Sprache kamen, daß sich der Papst nicht mit dem Peterspfennig begnüge, sondern ohne Willen und Genehmigung des Königs gegen die alten Gewohnheiten, Freiheiten und Rechte des Reiches, gegen die auf dem Concil geschehene Einsprache und Appellation, von dem ganzen Clerus schwere Abgaben verlange, daß die Patrone der Kirchen sich ihres Präsentationsrechtes beraubt sähen, und die Kirchen an Römer, zum Seelenverderben der Beichtsöhne und zur Verarmung des Landes vergeben würden, daß der Papst die Zahl der ihm zur Disposition gestellten 12 Pfründen weit überschritte, daß ein Italiener auf den andern folge, und daß die Engländer in Processen durch päpstlichen Befehl ins Ausland vorgefordert würden, daß jener verhaßte Abgesandte so oft ins Land geschickt würde, und daß sich der Papst keineswegs so mäßig benehme, als er es zugesagt habe, daß ohne des Königs Willen und Geheiß allgemeine Auflagen und Steuern seyen erhoben worden, daß in den Pfründen, welche Italiener besäßen, von gar keiner geistlichen Amtsführung, Armenpflege, Gastlichkeit, Seelsorge, Predigt, die Rede sey. Das Alles wurde in ehrerbietigen Schreiben des Königs, der Geistlichkeit und der weltlichen Großen dem Papst und den Cardinälen vorgetragen. Die damals ausgehende Verantwortung Friedrich's gegen den Vorwurf der Ketzerei trug auch nicht wenig bei, die Furcht vor dem römischen Hofe zu vermehren. Daher widersetzte sich auch Heinrich der damals von Innocenz abermals ausgehenden Gebote an einzelne Bischöffe, eine Steuer von 6000 Mark zu erheben, und die Geistlichkeit befand sich nicht wenig im Gedränge zwischen Papst und König. Allein die Abgeschickten richteten gar nichts aus, Innocenz behandelte sie als Anhänger Friedrich's, des Schismatikers, und am ganzen Hofe wurden sie mit Vorwürfen verfolgt. Zwar wollte nun Heinrich ein strenges Verbot durchsetzen, der päpstlichen Aufforderung ja nicht zu genügen, da aber Innocenz mit dem Bann drohte, so gab der König, seinerseits bereit für die Befreiung des Reichs und der Kirche zu stehen, den Ansichten seines Bruders Richard und einiger Bischöffe, namentlich des von Winchester, nach. So verging auch diese Hoffnung, und der Eifer des Königs wurde durch den bösen Rath derjenigen, die durch den Papst um ihre eigene Einnahme

zu kommen fürchteten, ganz geschwächt. Um so mehr erhielt Innocenz Muth, weiter zu gehen. Er gebot, daß alle Pfründeninhaber, die in ihren Beneficien sich aufhielten, den dritten, die nicht, den halben Theil abgeben sollten, verlangte, daß die Hinterlassenschaft der ohne Testament Verstorbenen dem Papste zufallen sollten u. dgl.

Hatte man demnach vom Könige keinen Schutz, so entrüstete nicht weniger seine Begünstigung der Ausländer, besonders seiner Brüder, Guido's von Lezinne, Wilhelm's von Valence, und Adhemar's, nebst ihrer Schwester Alice, die (1246) aus Poitou, welches von den Franzosen arg behandelt wurde, nach England flüchteten. Provençalische Jungfrauen wurden an edle Engländer verheirathet, Wilhelm von Valence bekam Johanna, die reiche Erbtochter des Guarin von Muntehensil, zum Weibe. Alice wurde dem Grafen Johann von Warenne gegeben. Mit solchen Geschenken aber bereicherte er sie, daß er selbst arm gegen sie zu seyn schien. Auf einem Parlament nach Lichtmeß 1248 wurden ihm daher offene Vorwürfe gemacht wegen seiner Verschwendung der Güter des Reiches an Ausländer, Hintansetzung der eigenen Landsleute, gewaltthätiger Wegnahme der Bedürfnisse in Essen, Trinken, und Kleidung, so daß sich die fremden und einheimischen Kaufleute verbergen, und Handel und Wandel aufhöre, wegen seiner Vernachlässigung der guten Ordnung, indem er keinen Oberrichter, Kanzler, Schatzmeister nach allgemeinem Rath, sondern nur nach eigenem Belieben habe. Heinrich beschämt und verwirrt versprach erst sich zu bessern und gab gute Worte, als aber das Ende des Reichstags herannahte, ließ er erklären, daß er gleich jedem Hausherrn in seinem Hause allein das Recht habe Beamte ein- und abzusetzen, daß daher von einer Aenderung der Reichsbeamten nicht geredet werden könne, er dagegen zu seinen Kämpfen in Frankreich nothwendig eine Geldhülfe brauche. Dagegen freilich weigerte sich die Versammlung zu zahlen, und Heinrich griff zu dem Ausweg, um Gascogne zu behaupten, sein Silber- und Goldgeschirr zu verkaufen. Weil aber dieß Alles von den Londnern gekauft wurde, so bedachte er wie er diesen unerschöpflichen Brunnen des Reichthums ausleeren möchte, und ließ (1249) den Handel Londons auf vierzehn Tage, während des neuen zu Westminster errichteten Jahrmarkts, einstellen, und hierauf ihnen 2000 Mark abfordern, welche von den in Furcht gesetzten Bürgern sofort bezahlt wurden. An den Adel aber wendete er sich einzeln, theils schriftlich, theils mündlich, mit Vorstellung seiner Armuth und seiner Schulden,

die er meistens gegen seinen Bruder Richard hatte, eben so hierauf an die Geistlichkeit, und bewirkte so bittweise, was der Strenge und der Drohung nicht gelungen war. Die ganze Gegend von Winchester, in der sich der König vorzugsweise aufhielt, war außerdem durch Räuberei unsicher, indem die Hofleute des Königs selbst, ja selbst die Untersuchungsrichter, welche der Oberrichter Heinrich von Mare aufstellte, Mitwisser waren. Die Abbitte und Demüthigung aber war ihm ein so leichtes Ding, daß er (1250) alle Londner Bürger bis zu den zwölfjährigen Knaben vor sich nach Westminster kommen ließ, und hier demüthig bat, ihm Alles was er und seine Dienstleute vielfältig gegen sie verfehlt hätten zu vergeben. Von einer Zurückgabe oder Schadenersatz aber war keine Rede. Nun nahm er sogar das Kreuz, was ihm aber nur als ein Plan ausgelegt wurde, Geld zu erpressen, und da er auch denen, die wirklich fortziehen wollten, es dennoch wehrte, selbst aber sich nicht aus England entfernte, so mag es wohl nicht falsch gewesen seyn. Und wie ein weinendes Kind mit Klaggeschrei sich zu der Mutter flüchtet, so wandte er sich an den Papst, und wirkte ein ausdrückliches Verbot desselben aus, daß ja kein Engländer ohne des Königs besondere Erlaubniß, wie auch Ludwig von Frankreich in Noth seyn möchte, den Zug beginnen sollte. Er selbst aber schickte nach Dover und an die andern Häfen, daß ja kein Kreuzfahrer aus England gelassen würde. Indessen fuhr er fort, Geld zu erpressen, theils von Juden, deren einem, dem Aaron zu York, er für sich 30,000 Mark Silber, für die Königin 200 Mark Gold abzwang, theils von Christen, indem die Untersuchungen über Forstfrevel in Nordengland durch Galfrid von Langley mit großer Strenge und Vortheil für des Königs Schatz fortgesetzt wurden. Auch gelang es dem König, den erledigten Bischofsitz von Winchester für seinen Bruder Adhemar, troß dessen Jugend, Unwissenheit, und übriger Mangelhaftigkeit der Befähigung, (1251) zu erhalten, indem das Kapitel, müde der bisherigen Verfolgungen, sich gerne seinem Wunsche der Postulation bequemte, und Innocenz eine Gelegenheit nicht vorbeiließ, den König wieder zu verpflichten, der in den letzten Jahren einige Male von der alten Unterthänigkeit abgefallen zu seyn schien. In demselben Geiste wurde (1252) das Possenspiel der Bekreuzung zur Pilgerschaft bei Westminster vor allen Londnern nach Predigten der Bischöffe von Wigorn und von Cichester, und des Abts von Westminster, wieder vorgenommen, aber mit wenig Nachfolge, so daß er die Londner unedle Miethlinge nannte.

Allein es war schon bekannt, daß er für die drei nächsten Jahre, binnen welcher er den Zug auszuführen schwur, vom Papst den Zehnten von Volk und Clerus erhalten hatte.

Um diese Zeit erhuben sich die Anfänge der Mißhelligkeiten zwischen dem König und dem Grafen Simon von Leicester. Heinrich hatte schon vor mehr als 25 Jahren mit Rath seiner Grossen seinem Bruder Richard die Gascogne verliehen, Richard hatte dort sein Recht nachgewiesen, und von den Gascognern mit großer Bereitwilligkeit Huldigung erhalten. Als hierauf Heinrich seinen Sohn Eduard bekam, nahm er die Gascogne seinem Bruder, was jedoch nicht ohne Widerspruch von dessen Seite abging, und es kam so weit, daß Heinrich, weil Richard sich weigerte, seine Lehnsbriefe herauszugeben, den Einwohnern von Bordeaux befahl, den Grafen Nachts ins Gefängniß zu werfen. Allein diese nahmen keinen Anstand zu entgegnen, daß sie aus Achtung vor dem königlichen Blut, aus Rücksicht auf den ihm geleisteten Lehnseid, und aus Furcht vor dem Wankelmuth des Königs dieß nicht thun würden. Da aber Heinrich, als Drohungen und Befehle nichts fruchteten, zu Bestechung seine Zuflucht nahm, so hielt Richard, der unterdessen Kunde hievon erhalten hatte, für das Beste nach England zu gehen, und führte dieses auch aus, nicht ohne große Gefahr Schiffbruch zu leiden. Seit dieser Zeit waren die Gemüther der beiden Brüder natürlich einander entfremdet. Wie nun Richard sich entfernt hatte, berief Heinrich die Edeln des Landes, stellte ihnen seinen Bruder als einen habgierigen, wortbrüchigen Menschen dar, erklärte, er habe ihm sein Lehen genommen, und beraubte ihn so allerdings seines Rechtes und Besitzes. Dagegen versprach er ihnen einen weit bessern Herrn, und einen milderen Beschützer. Dafür sollten sie ihm als Belohnung (ein Darlehen von) 30,000 Mark geben, und hierüber bekamen sie von ihm Brief und Siegel, obwohl er nicht gedachte, zur Rückzahlung verpflichtet zu seyn. Allein die Gascogner drängten ihn so sehr, daß er ihnen deßhalb herzlich gram wurde, und den Grafen von Leicester ihnen absichtlich deßwegen zum Statthalter setzte, um sie unter diesem kriegerischen und strengen Manne an rechten Gehorsam zu gewöhnen oder vielmehr recht hart zu halten. Graf Simon hatte völlig im Sinne des Königs gehandelt und die Gascogner dadurch zu gemeinschaftlicher Beschwerde bei dem Könige veranlaßt, welche durch den Erzbischof von Bordeaux und einige andere Große (1252) angebracht wurde. Heinrich, der übrigens auch kein sonderlicher Freund

Simon's war, ließ nun eine Untersuchung gegen ihn einleiten, in welcher jedoch nur strenge Maaßregeln, keine Ungerechtigkeit ausgemittelt werden konnte; weil man aber dem Wankelmuth Heinrich's mit gutem Fug nicht traute, so war Graf Richard, der Graf von Glocester, der von Hereford, und noch viele andere Großen und Herren an dem Gerichtstage zugleich mit Graf Simon, der aus Guyenne herübergeeilt war, vor dem Gericht erschienen. Simon wies nun seine vollkommene Unschuld nach, und Heinrich konnte seinen heimlichen Groll gegen ihn nicht auslassen. Wie aber Simon ihn an seine früheren Dienste erinnerte, und zur Schadloshaltung anmahnte, weigerte sich derselben der König, indem er erklärte, einem Verräther, einem Wortbrüchigen brauche man auch kein Wort zu halten. Da stand Graf Simon voll Zorn auf und sagte gerade heraus, darin habe der König gelogen, und wenn nicht die königliche Würde ihn umgäbe, so solle er zur üblen Stunde ein solches Wort sich haben entschlüpfen lassen. Nun hätte der vor Wuth seiner kaum mächtige König ihn wohl gleich greifen lassen, wäre das nicht von den Großen im Entstehen verhindert worden. Wer, setzte der Graf hinzu, würde Dich für einen Christen halten? hast Du denn niemals gebeichtet? O ja, versetzte Heinrich. Was nützt aber, fuhr jener fort, Beichte ohne Buße und Genugthuung. Hierüber entbrannte der König noch mehr und sagte: Nie doch habe ich etwas so bereut, wie es mich jetzt reut, daß ich Dich je habe England betreten oder darin ein Land oder eine Würde erlangen lassen, in deren Besitz Du Dich jetzt widerspenstig zeigst. Endlich trennten ihre Freunde den Zank. Doch entließ Heinrich den Grafen wieder in seine Statthalterschaft, ließ aber gleich nachher alle zu London anwesenden Gascogner seinem Sohne Eduard huldigen, so daß er selbst sich nur das Oberlehnsrecht (ligantia) vorbehielt. Simon behauptete sich indessen mit Gewalt gegen seine Feinde in seiner Würde, und züchtigte sie als Rebellen gegen die königlichen Befehle. Indessen legte der König den am Eduardsfeste (13. Oct.) in London versammelten Prälaten einen päpstlichen Befehl vor, daß ihm der Papst den Zehnten von der ganzen englischen Kirche, zum Behuf der Kreuzfahrt, überlassen habe, jedoch nicht nach der alten Taxirung, sondern nach einer neuen, nach Willen und Gutachten der königlichen Beamten erst anzustellenden. Dieß erzeugte natürlich heftigen Widerspruch der Bischöffe, worüber der König erst ganz wüthend wurde, nachher aber auf Rath seiner Freunde ihnen vorstellen ließ, sie möchten nicht ihm als gebie-

tendem Herrn, sondern als bittendem, der zu Ehre Christi im heiligen Lande dienen wolle, die nöthige Geldhülfe zukommen lassen. Hierauf ließen ihm die Prälaten durch den von Salisbury sagen, daß — wie viel er auch bisher begangen habe, wie sehr er auch die Kirche und das Reich England gedrückt und geschädiget habe — sie doch sein Verlangen erfüllen wollen, wenn er, was er so oft versprochen habe, die so oft bedungene Charta der Freiheiten unverletzlich halten, und eine andere Charte ausfertigen wolle, daß er nicht zum andern Mal mit einem solchen Ansinnen kommen werde. Ferner verlangten sie, daß das Geld auf eine vernünftige Weise zum wahren Nutzen des Königs vertheilt werde. Gebärdete sich nun Heinrich über ein solches Ansuchen eben so unsinnig, wie weiland sein Vater Johann, so wichen schlüßlich die Bischöffe dadurch entscheidend aus, daß sie sich mit der Abwesenheit der beiden Erzbischöffe von Canterbury und York entschuldigten. Die böse Laune des Königs mußte dann nicht nur der Bischof von Ely, den er mit Artigkeit unter vier Augen zu gewinnen suchte, aber vergeblich, und dann hinauswerfen ließ, sondern auch sein Bruder Adhemar, dessen Abschiedsgruß, ich empfehle Euch unserm Herrn Gott, er mit der Gegenrede erwiederte, — und ich Dich dem leibhaften Teufel. Du solltest mit mir halten, und wäre mir die ganze Welt entgegen, da Du mein Bruder bist, und ich Dich so hoch in England erhoben habe — entgelten. Nicht minder hatten es die Londner Bürger zu empfinden, welche nicht nur 20 Mark Gold zahlen, sondern auch seinen Jahrmarkt in Westminster mithalten mußten, und ihre eignen Fenster in London während der Zeit schließen. Die Hauptunannehmlichkeit dabei wurde durch das arge Herbstwetter erzeugt, welches alle Käufer verscheuchte, und sie allen Unbilden des Regens aussetzte. Mit gleichem Uebermuth als der König selbst alle Rechte übertrat, verfuhren auch seine Verwandte. Sein Bruder Wilhelm von Valence jagte ungescheut im Park des Bischofs von Ely, kehrte dann in dem Landhaus desselben ein, erbrach, weil ihm nichts anders als Bier gereicht werden konnte, die Thüren des Kellers, ließ die Fässer öffnen, und den Wein, als wäre es Wasser oder Bier, an seine Leute vertheilen. Der Diener des Hauses konnte so wenig dagegen einschreiten, daß er froh seyn mußte, ungeprügelt davon zu kommen. Als sich nun Alle vollgetrunken hatten, machten sie sich, ohne zu sorgen daß die Fässer wieder zugemacht würden, unter Hohnlachen und wildem Spott von dannen. Mit ähnlichem Uebermuthe erzwang des älteren Bruders,

Guido von Lezinne, Marschall das Gastrecht in dem Kloster St. Alban, nur drei Tage nachher. Alle Pferde und Knechte, die in dem geräumigen Stall schon untergebracht wären, wurden hinausgetrieben, und der ganze Raum von ihnen allein in Beschlag genommen. Damals wurde der englischen Königsfamilie eine neue Falle gelegt. Meister Albert, päpstlicher Notar, kam im Nov. 1252 nach England, um dem Grafen Richard das Reich Apulien anzubieten, da man Richard's Sucht nach Geld und Ehre wohl kannte. Richard ließ sich aber nicht bethören und man wandte sich später an Heinrich selbst. Indessen erneuerten sich die Klagen in Guyenne fortwährend, und nachdem Heinrich den Beschluß gefaßt hatte, dem Grafen Simon die Statthalterschaft zu nehmen, so begab er sich im Aug. 1253 selbst zu Schiffe, landete glücklich zu Bordeaux, und trat mit dem König Alfons von Castilien, der bei Gelegenheit der gascogner Unruhen seine Ansprüche auf dieses Land hervorgeholt hatte, bald in ein freundliches Verhältniß. Simon von Leicester war von den Franzosen, da Ludwig noch immer in Palästina sich befand, seine Mutter Blanka aber gestorben war, zum Seneschall und Reichsverweser verlangt worden, hatte aber Bedenken getragen, sich dem englischen Dienste zu entziehen, und war wieder mit seinen Leuten zu Heinrich gestoßen. Das Ansehen dieses gefürchteten Kriegers trug zur Erhebung des Königs ganz vorzüglich bei, Heinrich empfing ihn mit großen Freuden, und er glaubte sich jetzt im Stande wieder nach England zurückzukehren.

Indessen verzog sich der Aufenthalt Heinrich's noch länger, Geldforderungen ergingen wiederholt von Bordeaux aus an die Reichsverweser, die Königin Eleonora und den Grafen Richard, welchen aber die Großen zu gehorchen sich um so mehr sträubten, als die ersten günstigen Nachrichten damit in Widerspruch standen. Die Königin ging am Freitag vor Pfingsten (29. Mai) 1254 mit ihren Söhnen Eduard und Edmund, und einem anständigen Geleite, zu Portsmuth selbst zu Schiffe, kam am 31. Mai glücklich in Bordeaux an, und entließ dann ihren Sohn Eduard zu König Alfons von Castilien, dessen Schwester Eleonora er zu Burgos heirathete, zugleich von Alfons den Ritterschlag empfing, und hierauf mit der Zusicherung festen Bündnisses mit Castilien zu seinem Vater nach Guyenne zurückkam. Da nun dem Frieden in diesen Landen nichts mehr im Wege stand, beschloß Heinrich nach England zurückzukehren, und ersuchte den eben aus Palästina heimgekehrten König Ludwig um Er-

laubniß, den Weg zu Lande zu machen. Er zog über Pontigny und Orleans, wurde an allen Orten auf Ludwig's ausdrückliches Geheiß mit aller Pracht und Ehrerbietung empfangen, bei Chartres von Ludwig selbst, und nachdem sich der große Zug fortwährend vergrößsert hatte, indem Heinrich zu seinem eigenen Gefolge tausend treffliche Rosse mit ihren Reitern, außerdem noch Wagen und Saumrosse in großer Anzahl mit sich führte, und auch die Königin von Frankreich, ihre Schwestern, die Gräfinnen von Cornwallis und von Anjou, nebst ihrer Mutter Beatrix, die nun ihre vier Töchter wieder bei sich sah, zu dem Zuge kamen, wurden sie bei Paris von den Studenten, hauptsächlich von den Engländern, in Festkleidern, mit Kerzen in der Hand, mit Kränzen geschmückt, unter Getön musikalischer Instrumente eingeholt, und hielten so einen überaus glänzenden Einzug in Paris. Hier wählte sich Heinrich den alten Tempel zum Absteigquartier, und verweilte über acht Tage in Paris, von Ludwig mit allen Ehren und großer ungeheuchelter Herzlichkeit bewirthet, was Heinrich durch fürstliche Geschenke an die Hofbedienung, und prachtvolle Freigebigkeit gegen Arm und Reich erwiederte. Mit Schmerz bedauerte Ludwig, daß seine Pairs und Barone einem dauernden Frieden mit England entgegenstünden, und schied, als er seinen Gast noch eine Tagreise weit gegen Boulogne zu begleitet hatte, mit den herzlichsten Worten von ihm. Unsere Zwietracht, sagte er, giebt den Römern Anlaß und Stoff zu übermüthigem Stolz. Mit Anfang des folgenden Jahrs (1255) begab sich Heinrich nach England, hier von seinem Bruder Richard und den Großen mit Geschenken schon bei Dover empfangen, was er als eine Pflicht erwartete, und wovon er sich einen ansehnlichen Schatz hätte sammeln können, hätten nicht seine über 300,000 Mark sich belaufenden Schulden Alles verschlungen. Darum war ihm die von den Londnern beim Einzug dargebrachte Summe von 100 Mark zu gering, als daß er ihnen gedankt hätte, erst als sie ihm ein köstliches, gerade damals in London feiles Gefäß um 200 Mark kauften und überreichten, ließ er sich herab, ihnen einigen Dank zu sagen, strafte sie aber wenige Tage nachher um 3000 Mark, weil sie ihm einen Verbrecher aus dem Kerker hatten entkommen lassen. Um die Fasten mußten die Juden, wiewohl sie schon sehr mitgenommen waren, ihm 8000 Mark zahlen, und vergeblich baten sie nur lieber ihnen die Auswanderung zu erlauben. Er verkaufte sie hierauf für einige Jahre an seinen Bruder Richard, der ihm noch überdies gegen Unterpfand goldener Geräthe eine große

Summe vorstreckte. Als nach Ostern eine große Anzahl geistlicher und weltlicher Großen sich zu London einfanden, trug ihnen der König wiederum seinen Geldmangel vor. Man war ihrerseits darin einig, daß man sich über die fortdauernde Verletzung des großen Freiheitsbriefes, und wegen einer einmüthigen Bestellung des Oberrichters, Kanzlers, und Schatzmeisters aussprechen wollte; weil aber die Umgebung des Königs andeutete, daß man Gewährung des zweiten Punktes schlechterdings nicht erwarten dürfe, so begnügte man sich mit einer Vertagung bis auf Michaelstag, um mittlerweile seine Wahrhaftigkeit hinsichtlich des ersten zu erproben. Es ist wohl eine natürliche Frage, woher denn der ungemeine Geldmangel des Königs gekommen sey; indessen findet sich hierauf nur etwa folgende Antwort. Bei den unsicher eingehenden und nicht in bestimmten Terminen einlaufenden Abgaben konnte schon von Vornen herein eine richtige Uebersicht des ganzen Etats gar nicht möglich seyn, man lebte so zu sagen von der Hand in den Mund, was das Grundübel einer kleinen, wie einer großen Haushaltung ist. Dann fällt aber dem König Heinrich besonders zur Last eine ungemessene und unbedachte Freigebigkeit gegen seine nächsten Verwandten und Freunde, besonders seine Brüder aus Poitou, und gegen die Kirchen insbesondere, geschweige daß er eine Menge Geld nach Italien theils gehen ließ, theils selbst sendete. War nun einmal eine Schuldenlast da, so mehrte sich diese, bei der offenkundigen Unfähigkeit des Königs zu sparen, und an seinem eigenen höchst glänzenden Hofe einzuziehen, durch die Zinsen, mit denen er besonders den Italienern und seinem Bruder Richard stark verschuldet war, immer mehr, und es bedurfte nicht gerade mehr solcher unsinnigen Verschwendungen, als die um Sicilien weggeworfenen Summen waren, um das Reich aufs Aeusserste zu bringen. Als nämlich Richard den ihm gemachten Antrag, **König von Sicilien** zu werden, dadurch abgelehnt hatte, daß er von Innocenz einige vorläufige Sicherheit verlangte, welche dieser aber nicht geben wollte, wandte sich jener Unterhändler, Meister Albert, an den leichter zu überredenden Heinrich, und noch zu Innocenz Zeiten hatte der König die Zusicherung der sicilischen Krone für seinen Sohn Edmund erhalten. Alexander überschickte ihm sogar den Ring der Investitur durch den Bischof von Bologna (1255), obgleich gerade damals Manfred nach Konrad's Tode (1254) das päpstliche Heer geschlagen, und alle Ansprüche eines Andern sehr unsicher gemacht hatte. Dennoch ging (Juni 1255) die feierliche Belehnung

im Namen des Papstes und die Erklärung Edmund's zum König von Sicilien und Apulien vor sich, und Heinrich dachte nun alles Ernstes nur an den Zug in diese Lande. Papst Alexander schickte den Minister Rustand nach England, um den Zehnten von England, Schottland, und Irland einzusammeln, ohne Rücksicht auf irgendwie ertheilte Indulgenz, dann um den König vom Kreuzzug gegen Palästina zum Besten eines andern gegen Manfred loszusprechen, und gegen diesen förmlich das Kreuz zu predigen. Nur allein die Kirche St. Alban sollte 600 Mark zahlen, und die italienischen Geldmäkler, welche dem allgemeinen Mangel abhalfen, machten durch die enormen Zinsen die Last noch drückender. Die Geistlichkeit war natürlich einer solchen Erpressung fast einstimmig entgegen, weil aber Papst und König einmüthig waren, wagte sie nicht laut sich zu äußern. Alexander stellte sogar förmliche Anweisungen auf England aus, während der König immer mehr verarmte, und das Elend des Landes täglich zunahm. Auch die seit 1251 wenigstens dem Namen nach unterworfenen Waliser erhoben sich (1256) durch den tyrannischen Druck empört zur Vertheidigung ihres Lands und Aufrechthaltung ihrer Gesetze, und drangen bis Chester unaufgehalten vorwärts. Eduard, dem damals schon von seinem Vater Wales übergeben worden war, sah sich außer Stand ihnen zu wehren. Zwischen Graf Simon von Leicester und Wilhelm von Valence, der mit gleichem Uebermuth wie schon erzählt auch die Güter Simon's geplündert hatte, kam es vor dem König und den Großen fast zu offenen Thätlichkeiten. Wilhelm nannte ihn geradezu einen Lügner und Verräther, und nur der König selbst hemmte den ergrimmten Leicester, sich nicht auf der Stelle zu rächen. Auch ein Diener Wilhelm's benahm sich mit gleicher Frechheit, verwundete im Uebermuthe mehrere londner Bürger mit dem Messer, und drohte dann noch mit seinem Herrn. Ihn schlug aber der ergrimmte Pöbel todt. Ein Zug des Königs gegen die unter ihrem Stammesfürsten Leolyn siegreichen Walisen (1257) brachte ihm keine Lorbern. Der Papst aber preßte dem ganz verarmten König durch Androhung des Banns und Interdikts immer noch neue Summen ab. Die im Namen des Königs aufgenommene Summe, ohne Interesse, belief sich (1256) bereits auf 135,540 Mark Silber. Da kam auf dem Parlament (1258) zu London die Lage des Königs abermals zur Sprache. Der Papst hatte sich bei den Wechslern für den König selbst verbürgt, die Summe aber überstieg alles was man bisher gehört hatte; diesem zunächst

kam der Krieg mit Wales, gegen den Heinrich für nächsten Sommer ein allgemeines Aufgebot verlangte. Von Seiten der Großen, deren Wortführer namentlich Simon von Leicester war, wurde ihm die übermäßige, widerrechtliche Begünstigung der Ausländer, insbesondere seines Bruders Wilhelm, vorgeworfen, zu ihrem Besten plündere er das Reich, während er doch nicht einmal selbst etwas habe. Einer so ernsten Sprache konnte der König allerdings die Anerkennung nicht versagen, er gab demüthig zu, durch bösen Rath verleitet worden zu seyn, und schwur bei Altar und Sarg des heiligen Eduard's, er wolle sich bessern. Weil man aber seinen Versprechungen nicht zu trauen alle Ursache hatte, verschob man das Weitere auf St. Barnabastag, wo zu Oxford das Parlament fortgesetzt werden sollte. Inzwischen verbanden sich die Grafen von Glocester, Leicester, Hereford, und andere, zur gegenseitigen Unterstützung und Wachsamkeit gegen die List ihrer Gegner. Die Hauptsache war, vier und zwanzig Bevollmächtigte zu Verbesserung des Staats zu wählen, und da sich Heinrich in dieses gefügt, und seine vorläufige Einwilligung schriftlich, auch von seinem Sohn Eduard unterzeichnet, gegeben hatte, so handelte es sich also nur um die Ausführung. Die verbündeten Grossen fanden sich wohl begleitet und bewaffnet (2. Mai) zu Oxford ein, und der König mußte nun wohl sein Wort halten. Von den vier und zwanzig Bevollmächtigten wählte er die Hälfte, die andere wurde von den Baronen gewählt, Simon von Leicester wurde natürlich an die Spitze gestellt. Nun versammelte sich das sogenannte tolle Parlament (11. Juni) zu Oxford, genehmigte die von den Bevollmächtigten aufgesetzten Artikel, daß der König die magna charta bestätigen sollte, daß die Stelle des Oberrichters einem rechtlichen und fähigen Manne übergeben werden sollte, daß der Kanzler, der Schatzmeister, die Richter und alle öffentlichen Beamten alljährlich eingesetzt werden sollten, daß die Bewachung der festen Orte den Vierundzwanzigen sollte übergeben werden, daß jeder Widerstand gegen ihre Beschlüsse als Hochverrath gelten, daß endlich das Parlament sich wenigstens alle drei Jahre einmal versammeln sollte. Gegen die Uebergabe der festen Orte machten die Brüder Heinrich's, namentlich Wilhelm von Valence, Einwendungen, ergriffen aber, als sie den Ernst der Barone sahen endlich sich nicht länger mitspielen zu lassen, die Flucht und begaben sich nach Frankreich. Eine ansehnliche Summe Geldes, die sie aus dem Lande wegführen wollten, fing der Castellan von Dover, Richard von Gray, auf, so wie auch

in London im neuen Tempel eine ebenfalls sehr große Summe, welche dort von denselben niedergelegt worden war, zum Besten des Reichs mit Beschlag belegt wurde. Die Stadt London wurde (22. Jul.) in Guildhall förmlich befragt, ob sie den Beschlüssen der Barone beitreten wolle, was natürlich sofort geschah, und durch eine eigene mit dem Siegel der Stadt versehene Urkunde bestätigt wurde. Eine der zweckmäßigsten Einrichtungen war die Aufstellung von vier Rittern in jeder Grafschaft, um über alle Bedrückungen Bericht zu erstatten. Da inzwischen der Papst bei diesen Umänderungen auch dadurch betheiligt war, daß Adhemar, Bischof von Winchester, ebenfalls das Land verlassen hatte, und die Entfernung der Poiteviner durch einen Parlamentsschluß zum Exil erhoben worden war, so gab man dem Papst von Allem durch einen umständlichen Bericht Kunde, ohne von ihm eine bestimmte Antwort zu enthalten. Alexander fuhr im Gegentheil fort, den König zu drängen, und wenn er ihm auch eine kleine Zahlungsfrist gewährte, doch gleich darauf dem Bischof von London wieder den Bann gegen alle und jede Schuldner der italienischen Kaufleute aufzutragen. Allein die von den Engländern bewiesene Entschlossenheit hatte die Wirkung der römischen Waffen schon vernichtet, der Bannstrahl hatte seine Furchtbarkeit verloren. Ohne Zweifel war die Abwesenheit Richard's, der seit 1257 römischer König geworden in Deutschland sich aufhielt, ein Hauptmittel gewesen, diese Umänderung der Dinge zu bewirken, und die Barone erlaubten ihm auch die Rückkehr nicht eher, als bis er (23. Jan. 1259) zu Dover in Gegenwart des Königs und vieler Barone die Orforder Statuten feierlich beschwor. Bald hierauf kam auch ein Friede mit Frankreich zu Stande, in welchem die Normandie und Anjou aufgegeben, dagegen Limousin und Perigord als französische Lehen behalten wurden, Guyenne blieb wie vorher ebenfalls bei England. Da indessen der Graf Simon sich die ganze Gewalt des Ausschusses anmaßte, und dadurch mit dem Grafen Richard von Glocester zerfiel, andererseits die erwarteten Verbesserungen in der Verwaltung sich auf Unbedeutendes beschränkten, so benützte Heinrich diese Umstände, um sich durch den Papst von seinem auf die Orforder Statuten geleisteten Eide lossprechen zu lassen. Urban IV., Alexander's IV. Nachfolger, that dies (1262 Febr.), Heinrich erklärte, daß er, weil man weder wie man versprochen seine Schulden bezahlt noch sein Einkommen vermehrt habe, auch nicht genöthigt sey, sein Wort zu halten, daß er ihren Rath nicht länger brauche, und selbst regieren

wolle. Prinz Eduard, der eben in Paris war, eilte sogleich zurück, weil er aus diesem Entschluß seines Vaters nichts Gutes ahnte, mißbilligte laut seinen Wortbruch, und die beiden Grafen von Leicester und von Glocester beschwuren abermals die Statuten, söhnten sich aus, und erklärten nun dem König, daß sie ihn wohl zwingen würden, wenn er nicht selbst seine schlechten Rathgeber entlasse. Da Heinrich von seiner Residenz, dem Tower, wohin er sich geflüchtet hatte, alle von dem Ausschuß besetzte Stellen mit Anhängern seiner Partei besetzte, so drohte die Spaltung des ganzen Reichs einen Bürgerkrieg. Diesen verhinderte auf kurze Zeit König Richard, indem er einerseits seinen Bruder bewog, die Freiheitsbriefe zu beschwören, andererseits die Barone, von den Artikeln abzugehen, welche dem König die lästigsten waren. Hierdurch schien die Ruhe wieder hergestellt, und Heinrich glaubte sich sogar sicher genug um nach Guyenne gehen zu können. Während dieser Zeit aber starb der Graf von Glocester, dessen gemäßigter Sinn dem Grafen Simon immer die Wagschale gehalten hatte, und dieser, der sich nach Frankreich begeben hatte, kehrte nun sogleich nach England zurück (1262 Oct.), und nach fruchtlosen Unterhandlungen mit Heinrich, beschlossen die Barone (1263) Aufrechthaltung der Orforder Beschlüsse, Leicester wurde zu ihrem Anführer gewählt, und die Feindseligkeiten, hauptsächlich gegen die Freunde und Räthe des Königs, angefangen. Heinrich, im Tower beinahe belagert, mußte die ihm angebotenen Bedingungen eingehen, daß die festen Plätze des Reichs in die Hand der Barone gegeben, die Orforder Statuten unverbrüchlich gehalten, alle Fremde aus dem Reiche verbannt, und die Staatsverwaltung in die Hände der natürlichen Unterthanen des Königs, welche die Barone genehmigt hätten, gegeben werden sollte. Hiermit würde die Ruhe befestigt gewesen seyn, wenn nicht der Uebermuth, mit welchem die dem Grafen Leicester anhängende Londner Populace die Königin verhöhnte, den König zum Entschluß, sich einer so drückenden Lage zu entziehen, gebracht hätte. Dennoch kam es erst nach wiederholten Versuchen einer Aussöhnung, und nachdem selbst Ludwig von Frankreich zum Schiedsrichter (1264 Jan. 23.) aufgerufen worden war, zum eigentlichen Bürgerkrieg. Leicester hatte schon vorher, ungeachtet des Widerstandes, welchen Heinrich vom Tower aus und sein Anhang unter den Bürgern zu machen suchte, sich London's bemächtigt. Heinrich war zwar vom Tower abgezogen, hatte aber sich anfangs im Vortheil befunden. Orford, wo die Studenten für ihre Anhänglichkeit

an die Sache der Barone, verjagt wurden, Northampton, Nottingham, weggenommen, und die Barone gegen London gedrängt. Durch die Bürger dieser Stadt ansehnlich verstärkt, zog nun Leicester gegen Heinrich, der sich bei Lewes in Sussex gelagert hatte, und da Heinrich einen Antrag zur gütlichen Ausgleichung nochmals ablehnte, so kam es (14. Mai) zu der berühmten Schlacht, in der zwar Eduard die Londner Bürger aus dem Felde schlug und weit verfolgte, Heinrich und Richard aber indessen von den Grafen Leicester und Gilbert von Glocester gefangen genommen, und die Schlacht dadurch gewonnen wurde. Der von der Verfolgung zurückgekehrte Eduard mußte sich mit seinem Vetter Heinrich d'Allmaine, Richard's Sohn, als Geißel in Leicester's Hände geben, in Folge der sogenannten mise of Lewes, bis zur gänzlichen Ausgleichung aller Streitigkeiten. Graf Simon behandelte nun zwar seine Gefangenen mit aller äußerlichen Achtung, handelte aber ziemlich unverholen als selbstständiger Herr. Vor Allem wurde ein allgemeines Parlament am 22. Juni zusammengerufen, in welchem Leicester, Glocester, und der Bischof von Exeter einen Rath von neun Mitgliedern zur Reichsverwaltung ernannten. Eine päpstliche Bulle, welche den Bannfluch aussprach, wurde unterwegs aufgefangen und in Stücken gerissen, Clemens IV. that hierauf keine weitern Schritte. Ein Heer, welches die nach Flandern geflüchtete Königin zusammengebracht hatte, wurde durch Stürme noch vor der Ueberfahrt zerstreut. Da indessen Leicester wohl selbst sah, daß er viele Gegner habe, ließ er, um das Volk für sich zu gewinnen, (1264 Dec.) auf ein im nächsten Januar zu haltendes Parlament außer den Aebten und Prioren zwei Ritter aus jeder Grafschaft, und zwei Bürger aus jeder Stadt oder Burg einberufen. Dieß ist der Anfang der eigentlichen Volksvertretung, von welcher früher nur unzuverlässige Spuren vorkommen. Aebte und Prioren waren erst seit 1206 als Parlamentsglieder vorgekommen, und obgleich schon 1070, 1215, 1220, 1223, 1258 Ritter in ihrer Grafschaft einberufen worden waren, so war doch das nicht anders als um sie wegen einer bestimmten sie betreffenden Angelegenheit zu befragen geschehen, nicht um sie über allgemeine Staatsangelegenheiten stimmen zu lassen. Als Vertreter der Ritterschaft kommen sie seit 1213, wo sie Johann zuerst nach Oxford einberief, öfter vor, obgleich noch nicht in stetem Gebrauch. Die Bürger aber, namentlich die von London und den fünf Häfen, hatten sich nicht nur zu bedeutendem Reichthum sondern eben dadurch auch zu großem Ansehen

bei ihren Königen erhoben, denen sie außer dem Tallagium auch noch andere außerordentliche Steuern bezahlten, und dafür ansehnliche Rechte und Freiheiten erhielten. Auf dieser Versammlung ließ nun der Graf Leicester, der hier allen Einfluß besaß, um den Verdacht zu entfernen, als strebe er selbst nach der Krone, den Befehl geben, den gefangenen Prinzen Eduard in Freiheit zu setzen, aber unter den Bedingungen, sich bei seinem Vater aufzuhalten, der in Leicester's Händen war, und ihm in allen Stücken zu gehorchen. Hierdurch war die Freiheit schon wieder aufgehoben. Gilbert von Glocester ließ sich auch durch diese zum Schein genommenen Maaßregeln so wenig blenden, daß er nicht nur unterließ, auf einem Turnier zu erscheinen, welches Leicester's Söhne gaben, sondern sich auch mit den Grenzgrafen von Wales, Anhängern des Königs, verband, und sich bewaffnete. Wurde er nun auch von Leicester für einen Verräther erklärt, so bekam die Sache bald ein anderes Ansehen, als Eduard Gelegenheit ergriff, dem Gewahrsam in dem er immer noch gehalten wurde zu entkommen und sich mit Gilbert zu vereinigen. Es darf jedoch nicht unerwähnt gelassen werden, daß dieser ihm geradeheraus sagte, nur dann könne er auf seinem Beistand rechnen, wenn er sich mit ihm vereinige, die alten Gesetze wieder in Kraft zu setzen und die Fremdlinge aus der Umgebung des Königs zu verjagen. Leicester sah, daß es ihm schwer seyn würde sich gegen diese Gegner zu erhalten, und indem er alles Mögliche that, um Popularität zu gewinnen, räumte er auch den größten Stein des Anstoßes noch hinweg, er verzichtete nämlich im Namen Heinrich's und Eduard's auf ihre Ansprüche auf Sicilien. Indessen sammelte sich doch um den nie gehaßten Prinzen eine weit größere Menge Truppen, als er befehligte, und am 4. Aug. 1265 kam es bei Evesham zu der ebenso wie die bei Lewes merkwürdigen Schlacht, in der Leicester besiegt und getödtet, König Heinrich aber wieder in Freiheit gesetzt wurde. Mit welch roher Grausamkeit auch der Leichnam Leicester's von seinen persönlichen Feinden behandelt wurde, nicht nur mußte man ihm große Geistesgaben und ein besonderes Feldherrntalent einräumen, sondern die Anhänglichkeit des Volks, das in ihm einen Vertheidiger seiner Rechte zu erblicken glaubte, blieb ihm selbst noch im Grabe getreu. Seine ausgezeichnete Frömmigkeit, bewährt durch seine nahe Freundschaft mit dem allgemein geliebten Bischof Robert von Lincoln, genannt Groß-Kopf, dem Erzieher seiner Kinder, der ihm den Kampf für die Rechte des Volks als Buße für seine Sünden auser-

legt haben soll, dessen Erinnerung für Innocenz IV. noch im Traume drohend und schreckend war, verbreitete das Gerücht, daß sich Wunder an seinem Grabe zeigten, und nur die Furcht der nächsten Zeit stand der größern Verbreitung entgegen. Mit dieser Schlacht war die Partei Leicester's zu Boden geschlagen, sein Sohn Simon erwarb sich Gnade, indem er den König Richard aus Kenilworth ohne Lösegeld frei ließ, und obgleich es nicht an Ausbrüchen der Rache fehlte, so endigte doch mit dem dictum of Kenilworth vom 31. Oct. 1267 der innere Krieg. Prinz Eduard konnte, unbesorgt um die Ruhe des Landes, in seinen Kreuzzug abgehen (1270) und der alte König Heinrich verlebte wenigstens die letzten Jahre seiner langen Regierung in einer Ruhe, von welcher er früher nichts gewußt hatte. Er starb 1272 im April, und sein Sohn Eduard I. folgte ihm ohne Widerspruch. Wenn auch Heinrich's Charakter als König durchaus nicht achtungswerth, und wiewohl nicht durch Grausamkeit, Wollust und gemeine Ausschweifung entstellt, dennoch aber durch eine grenzenlose Schwäche ganz unfähig erscheint, eine gerade damals höchst aufgeregte Nation zu lenken und ihrer Entwicklung entgegenzuführen: so muß doch, bei aller Einförmigkeit des ewigen Haders zwischen König und Baronen, seine Zeit für eine höchst wichtige und lehrreiche angesehen werden. Heinrich's Regierung war die Probezeit, welche England bestehen mußte, um des Glückes seiner Freiheit würdig zu werden; der von König und Papst, den höchsten Herren des Landes, fort und fort ausgeübte Druck zeigte, daß man durchaus in keiner Gnade, in keiner Persönlichkeit, in keinem Eide sogar Schutz zu erwarten habe; der einzige Schutz bestehe in einer solchen gegenseitigen Stellung, daß die Beeinträchtigung der Freiheit augenblicklich geahndet werden, die Hoheit des Königs aber doch keineswegs erniedrigt werden möge. Hiezu war die Zeit der Oxforder Constitutionen nothwendig, in ihnen lag für das Volk die heilsame Lehre, ja nicht selbst zu weit zu gehen, um nicht von der Scylla in die Charybdis zu fallen, für die Königspartei aber, und zwar für die edle Natur des Prinzen Eduard, die Warnung, die Zügel nicht zu straff zu spannen, und lieber freiwillig etwas nachzugeben, vor Allem aber Wort und Treue zu halten, als in das andere Extrem gezwungen zu werden. Die Zeiten von Lewes und Evesham sind Auswüchse, welche die Persönlichkeit Heinrich's und Leicester's erzeugte; die Zeiten der Oxforder Statuten sind eine nothwendige Erscheinung des Conflikts zwischen Thron und Volk. —

Eduard, der Erste dieses Namens (von den Zeiten des Eroberers an gerechnet, daher ehemals post conquestum) befand sich zu Messina, als er die Nachricht von dem Ableben seines Vaters erhielt. In seiner Abwesenheit hatten ihm alle Barone, noch eingedenk seiner ritterlichen Tugenden, die er als Kämpfer und als Sieger gegen den Ueberwundenen gezeigt hatte, einstimmig gehuldigt, und als er nach einem Zug durch Frankreich, wo er in Chalons dem Turnier beiwohnte, das gewöhnlich die kleine Schlacht von Chalons genannt wird, und durch Guyenne, wo er sich huldigen ließ, in England ankam, wurde er mit allen Zeichen der Liebe und Ehrerbietung empfangen. Sein erster Plan war die von Seiten der Walliser oft gestörte Ruhe dauernd zu befestigen. Leolyn der damalige Fürst, welcher unter Heinrich's Regierung wiederholt glücklich gegen die Engländer gestritten, jedoch sich auch für einen dauernden Frieden nicht abgeneigt gezeigt hatte, hatte nicht nur nach Heinrich's Tod die Huldigung verweigert, sondern wußte auch dem König Eduard selbst gegenüber Ausflüchte. Nur auf seinem eigenen Grund und Boden erklärte er sich dazu geneigt. Dagegen ließ ihn Eduard als Hochverräther verurtheilen, und im J. 1277 drang er soweit in Wales ein, daß Leolyn sich bequemen mußte, um Friede zu bitten, und diesen auch gegen die Zahlung von 50,000 Pfd. St. als Kriegskosten und Geißeln erhielt. Der Gedanke der Unterwürfigkeit war jedoch für Leolyn so empfindlich, daß er nach wenigen Jahren (1281) den Frieden brach, jedoch von Eduard auf den Snowdon gedrängt wurde, und von dem thörichten Vertrauen auf alte Prophezeihungen, denen zu Folge er ganz England beherrschen würde, verlockt seinen sichern Zufluchtsort verließ und getödtet wurde (1283). Bald nach ihm wurde auch sein Bruder David gefangen, und von Eduard hingerichtet. Mit dieser Mordthat hatte sich Eduard den völligen Besitz von Wales verschafft, und da die Königin Eleonora zu Caernarvon einen Sohn gebar, so gab er diesen den Walisern zum Fürsten, wodurch ihrem Nationalstolz geschmeichelt wurde, und der Titel des Prinzen von Wales ist von dem an stets dem ältesten Sohn des Königs von England verblieben. Wir erwähnen hier von Eduard's Regierung noch seine Verdienste als Gesetzgeber, wobei er nicht minder seine gute Absicht als seine eigene Mäßigung an den Tag legen konnte. Wenn er durch die Statuten von Westminster für die Ruhe und Freiheiten des Volkes wie auch für die Rechte der Kirche Sorge trug, und das Statut der todten Hand den allzugroßen Reichthümern der

Geistlichkeit Einhalt that, so bewies er in der Frage über das Statut Quo Warranto (d. h. mit welchem Rechtstitel irgend ein Besitz bewiesen wird), daß er auch Achtung vor fremdem Rechte habe. Der Ruf seiner Größe veranlaßte die Könige Karl von Neapel und Jakob von Aragon ihn zum Schiedsrichter und Vermittler zu nehmen, und nachdem er von seinen französischen Besitzungen aus diese Angelegenheiten betrieben hatte, nahmen ihn, zurückgekehrt, sogleich die schottischen Händel in Anspruch, welche aber der folgenden Erzählung angehören. Hierher dürfte noch zu ziehen seyn, daß 1290 Eduard die Juden aus allen seinen Staaten vertrieb, eine mit dem Wunsch des Volkes und dem immer unduldsamer werdenden Geist der Zeit im Einklange stehende Verordnung. In keinem Lande so sehr als in England hatte sich die gesetzgebende und festbestimmende Richtung der Zeit ausgesprochen. Kein Land war so sehr in der Gewalt des Papstes, ohne Schutz von dem natürlichen Beschützer, dem Könige. Nirgends wurde Treu und Glauben so offenbar verhöhnt, die heiligsten Betheurungen und Eide so wiederholt und empörend gebrochen. Gerade fünfzig Jahre verstrichen von der Versammlung auf Runemede bis zur Schlacht bei Evesham, und wie befremdend war der Ausgang. Das 1215 siegreiche Volk erlag dem äußern Scheine nach in den fortgesetzten Bemühungen, mit dem Grafen Simon von Leicester war sein Verfechter gefallen, und es war an dem, daß ihn der Name eines Catilina in der Geschichte bezeichnen sollte. Aber zum Glück war die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer gegenseitigen Beschränkung nicht blos das Werk und der Gedanke eines Einzelnen, in einem halben Jahrhundert war ganz England, Adel und Volk, Priester und Laien gleichmäßig davon überzeugt worden, und welche Hindernisse auch noch durch innere Unruhen und Bürgerkriege, Wechsel der Dynastien und andere Umstände bereitet werden mochten, die Entwicklung eines richtigen Verhältnisses der verschiedenen Staatsgewalten ging sicher und ruhig ihren Weg.

XVI. Die Skandinavischen und die Slavischen Stämme. Die Ungarn.

Abgeschlossenheit des Nordens und Ostens. Skandinaviens Urbevölkerung. Odin. Seekönige. Ivar Widfadme. Ragnar Lodbrok. Dänemark. Ansgar, Apostel des Nordens. Gorm der Alte. Harald Blatand. Suen Tueskiag. Kanut der Große. Das Witherlagsrett. Suen Estrithson. Kanut der Heilige. Krieg mit den Wenden. Heinrich König der Wenden. Absterben der wendischen Königsfamilie. Erik Emun. Vereinigung Dänemarks unter Waldemar I. Kreuzzug gegen die heidnischen Wenden. Eroberung der Insel Rügen. Kanut VI. Waldemar II. Die Grafen von Schwerin. Waldemar gefangen. Schlacht bei Börnhövede. Absonderung der Stände. Die erste Haandfestning. Schweden. Odin's Ankunft. Die Edda's. Die Saga's. Olav Skautkonung, erster christlicher König. Absterben des Mannsstamms von Ragnar Lodbrok, 1057. Swerker, 1134. Parteiung der Gothländer und Schweden. Erik der Heilige, Bonde, 1155. Erzbisthum Upsala, 1164. Adelsvorzüge (Fralse). Die Folkunger. Magnus, erster König der Schweden und Gothen, 1279 bis 1290. Norwegen. Harald Haarfagr. Alleinherrschaft in Norwegen. Hako der Gute. Hako Jarl. Olav Trygväson. Schlacht bei Swold, 1000. Olav der Heilige. Harald Haardrade. Verwirrung durch Theilung und Prätendenten. Erster allgemeiner Reichstag, 1223. Magnus Lagabäter, 1262. Entstehung des Adels. Rechte der Hanse. Island. Ureintheilung und Verfassung. Einführung des Christenthums, 1000. Grönland entdeckt. Island mit Norwegen vereinigt, 1262. Preußen. Adalbert, 997. Bischof Christian. Liefland entdeckt, 1153. Die Schwerdtbrüder. Die Marianer oder deutschen Ritter, in Preußen, seit 1228. Die kulmische Handfeste. Beendigung der Eroberung, 1283. Marienburg, Sitz des Hochmeisters, seit 1309. Mähren. Swatopluk (Zwentibold). Kyrillus und Methodius. Böhmen. Herzog Borziwoy getauft, 876. Böhmen vom Reiche abhängig. Iustitia Boëmorum. Wratislaw gekrönt, 1086. Verbindung mit den Hohenstaufen. Wladislav gekrönt, 1158. Przemisl Ottokar, 1197. Wenzel. Ottokar erwirbt Oesterreich und Steyermark, und erbt Kärnthen und Krain. Krieg mit Rudolf von Habsburg. Schlacht auf dem Marchfelde, 1278. Polen. Lech, Krakus, Wanda, Piast. Das Christenthum gewaltsam eingeführt, 965. Boleslav I. Chrobri, 992—1025. Boleslav II., 1058—1081. Züge gegen Ungarn und Rußland. Ermordung des Bischofs Stanislaus, 1079. Kirchenbann über Boleslav. Boleslav III. Krzyvousti, 1102—1139. Zerrüttung durch Theilung. Mongolenschlacht, 1241. Wladislav Loktiek, alleiniger König, 1305. Littauen. Rußland. Rurik. Igor. Olga. Wlademir der Große, 980—1015. Gebrauch der Landessprache. Theilung in zwölf Reiche. Das russische Recht. Jaroslav. Moskau gegründet, 1156. Mongolenwanderung. Rußland ein Lehensfürstenthum der Mongolen, 1243. Die Slaven in Illyrikum. Ungarn. Almus und Arpad, 894. Stephan I., 997. Königswürde und innere Ordnung. Ladislav der Heilige, 1077—1095. Krieg mit Venedig. Croatien und Dalmatien mit Ungarn vereinigt. Die Sachsen in Siebenbürgen. Andreas II., 1205—1235. Das Privilegium aureum, 1222. Bela IV., 1235. Die Mongolen in Ungarn. Bela's

Flucht. Schlacht an der Leitha, 1246. Der Venetianer Andreas, letzter Arpade, 1290 – 1301.

In einen Zusammenhang mit dem südlichen Europa trat das nördliche und nordöstliche erst um die Zeit der wiedererneuerten römischen Kaiserwürde, und die Ausbreitung des Christenthums in diese Lande vollendete die Abrundung Europa's zu einem Ganzen. Eine Geschichte gleich der römischen oder griechischen, welche die bestimmte Entwicklung und Ausbildung eines sich selbst bewußten Staates darlegte, haben aber diese Länder insgesammt auch vorher nicht, und die reichen Sagen, welche der germanische oder skandinavische Norden enthält, liefern zwar der Dichtung reichen Stoff, lassen sich aber schlechterdings nicht in rein historisch klare Münze umschmelzen, so daß erst in der angegebenen Zeit die zuverlässige Geschichte beginnen kann. Noch weniger hat der slavische Norden und Osten eine frühere Geschichte. Hier zumal konnten, erst als die Völkerwanderung völlig aufgehört hatte, als die asiatischen Stämme endlich einigermaßen zur Ruhe gekommen waren, und die weiten Steppen Südrußlands und Polens nicht mehr von den Hufen der unstäten Horden zerstampft wurden, ruhige Niederlassungen und geordnete Reiche stattfinden. Wie aber hier die Völkerwanderung aufhören mußte, um einem neuen Geschlechte Raum zu geben, so entsteht eine bestimmte Geschichte des skandinavischen Nordens erst dann, als die südlichen Reiche soweit in sich geschlossen und geordnet sind, um dem bisher unablässigen Andringen der Nordländer feste Schranken entgegenzustellen, die überströmende Fluth in ihr eigenes Bette zurückzuweisen und sie durch die Annahme des Christenthums in den allgemeinen Verband der übrigen Völker hineinzuziehen. Außer dem skandinavischen und slavischen Norden (Dänemark, Norwegen, Schweden, Island; Polen, Böhmen, Rußland) gehören noch die Magyaren (Ungarn) und die Letten und Finnen in diese Betrachtung.

Die skandinavische Halbinsel nebst der dazu gehörigen cimbrischen und den im Ost- Nord- und Eismeer liegenden Inseln ist von zweierlei Bevölkerung eingenommen, der ursprünglichen, finnischen, den Jotenvölkern, welche sich in den äußersten Norden zurückzogen, nach Finnmarken und Lappland, und der eingewanderten, herrschenden, kaukasisch-germanischen. Wie auch die Sprachen heutzutage sich in ihrer Ausbildung von einander geschieden haben mögen, so fällt doch in die Augen, daß dänisch, schwedisch, und isländisch nur Zweige Eines Astes von demselben Stamme mit der deutschen Sprache sind,

und wie auch Sitte hier sich weiter ausgebildet hat, so erkennt doch der Deutsche in jenen Völkern seine nächsten Blutsverwandten, ihm näher als die mit romanischem Blut vermischten Südländer. Aus den reichhaltigen Sagen läßt sich zwar fast gar kein historisches Element entnehmen, aber außer der Kunde von dem alten Glauben und den Göttersagen geht aus ihnen die Kenntniß des germanischen Lebens im Innern ihrer Marken hervor, von dem uns die Römer so gut wie nichts sagen können. Mit Entfernung dessen, was die Oertlichkeit des höheren Nordens und die Nähe der See mit sich brachte, läßt sich annehmen, daß im Uebrigen das innere Leben sämmtlicher Germanen gerade so wie dieser nördlicheren Stammesbrüder ausgesehen habe. Wilde, ungebändigte Kraft, die sich in gefährlichen Kämpfen gegen Natur, Thiere, oder Menschen erst recht wohl fühlte, und für Befriedigung des Ehrgeizes, der mit heftiger sinnlicher Lust meistens abwechselnd die Gemüther bewegte, alles und jedes zu thun bereit war, von dem Glauben eines freudenvollen Lebens nach dem Tode, das aber nur dem Tapfern zu Theil werden könne, angeregt, und von dem Wunsche befeuert, in den Gesängen, welche die Gelage und festlichen Schmausereien schmückten, verherrlicht zu werden, tritt uns dort überall entgegen. Diese Richtung wurde durch die Freiheit, deren jeder Freie sich erfreute, auf alle Weise befördert, denn, waren auch Stammeshäupter durch den Namen der Könige ausgezeichnet, so besaßen sie doch nur eine sehr beschränkte Gewalt, wodurch den Andern nichts an ihrer freien Bewegung geraubt wurde, und außer diesen mehr geehrten als gefürchteten Königen gab es noch in den einzelnen Thälern des skandinavischen Nordens eine Menge Freier, die auf ihren Gehöften in gänzlicher Unbekümmertheit um Andere lebten, und so zu sagen Könige auf ihre eigene Faust waren. An Kunst und Wissenschaft gebrach es fast ganz, die Schreibekunst ist erweislich erst mit dem Christenthum ihnen bekannt worden, und neben den romantisch wilden Zügen, die in den Sagen solcher Naturvölker immer besonders anziehen, steht die Rohheit und Härte, welche von der geringen Bildung und der ärmlichen, nur durch Leidenschaft und Nothdurft bedingten, Lebensweise immer unzertrennlich ist. Der Name Odin, bei den südlicheren Germanen Wodan, soll zuerst einen hellen Punkt in der Geschichte dieser Völker bezeichnen; er, ihr höchster Gott, steht ohngefähr im Verhältniß des griechischen Zeus zu den Menschen; er ist ein Mensch gewesen, hat viele seltsame Abenteuer bestanden, zum Wohle der Menschen vieles eingerichtet,

das alte schwedische Nationalheiligthum bei Upsala gegründet, dem das von seinem Sohne Skiold in Dänemark auf Lethra errichtete zur Seite steht. Daß Odin ein aus dem fernen Osten Eingewanderter gewesen, und eine Spur altorientalischer Weisheit in jenen Sagen ebenfalls verhüllt liege, mag allerdings unzweifelhaft seyn, aber jede eigentliche Bemühung, aus diesem Gewirre der Sage zur historischen Klarheit zu kommen, wird durch die Kritik zu Schanden. Die Aufzeichnung der Lieder, welche die sogenannte Urgeschichte enthalten, fand über dies bereits zu einer Zeit statt, in welcher das Christenthum bereits festen Boden gewonnen und das Heidenthum zu verdrängen angefangen hatte. Natürlich gingen also bereits christliche Ideen in jene Aufzeichnungen über. Endlich waren jene Dichter und Berichterstatter, die Skalden, worunter man sich keine eigentliche Zunft und Schule denken muß, wie etwa das Institut der angelsächsischen Barden war, nicht eben sehr bedenklich und gewissenhaft in der Ausfüllung der Lücken in ihrem historischen Wissen, und gar manche einem Andern angehörige Kunde wurde auf einen Nordlandshelden, auf den es eben passen konnte, übergetragen. Daher ist Wahres und Unwahres hier so innig mit einander verschmolzen, daß man auf die Scheidung verzichten und ohne weitern Aufenthalt erst mit dem Nachweisbaren beginnen muß. Odin's und der Asen Einwanderung fällt etwa um die Zeiten von Christi Geburt, und wenn sie auch mildere Sitten mitbrachte, so verschwanden diese in den nächsten Jahrhunderten, während welcher Zeit Seeräuberei die Normannen zuerst zu einer Pein ihrer Nachbarn, aber auch häufig ihrer selbst machte. Es gab nun nicht blos Heerkönige, die an der Spitze einer Schaar stehend ihre Macht im Lande zu Raubzügen und Gewaltthaten verwendeten, sondern auch **Seekönige**, denen oft kein Fuß breit Landes gehörte, sondern nur eine Anzahl Schiffe, mit denen sie die Küsten ihrer Nachbarn heimsuchten, oft auch weit hinunter gegen den Süden ihre Fahrten erstreckten. Der berühmteste unter diesen Herrschern ist **Ivar Widfadme** (der Weitgereiste), der (645) die sämmtlichen Reiche und Ufer des baltischen Meeres besessen haben soll, und, da das alte Geschlecht der Ynglinger mit Ingialld, der, um Alleinherrscher in Schweden zu werden, alle seine Mitregenten ermordet hatte, von ihm verdrängt wurde, einziger und mächtigster König im Norden war. Später trat mit gleichem Ruhm Harald Hilditand, Sigurd Ring, und vor allen der Sohn Sigurd's, **Ragnar Lodbrok**, auf, der (gest. 794) bereits mit dem größten

Rechte der Geschichte angehört, obwohl auch sein Leben von den Dichtern mit Zusätzen und Verschönerungen ausgeschmückt worden ist. Durch diese Züge ist der südlichere Theil Europa's mit diesen nordischen Völkern bekannter geworden, und obschon sie unter den verschiedenen Namen der Normänner, Dänen, Waräger, selbst Russen, vorkommen, so ist doch ein und dasselbe Volk darunter zu verstehen. Doch sind der Natur der Sache nach die Normänner, welche hauptsächlich die Nordseeufer, also das nördliche Deutschland, die brittischen Inseln und Frankreich, heimsuchten, meistens aus dem eigentlichen Norwegen ausgegangen, welches schon ziemlich frühe mit Dänemark in naher politischer Verbindung stand, daher sie in England als Dänen zum Vorschein kommen; unter den in Rußland bekannteren Warägern hingegen sind hauptsächlich Schweden zu verstehen, die auch die Ostseeküsten besonders beunruhigten. Die Normänner, welche gegen Karl's des Großen letzte Regierungsjahre Deutschland bedrohten, waren Bewohner der cimbrischen Halbinsel.

Ragnar Lodbrok blieb in der Gefangenschaft bei den Angelsachsen, wo ihn die Schlangen fraßen; seine Söhne Biörn Jernside und Sigurd Snogöye folgten ihm, theilten aber das seit Ivar Widfadmi ungetheilte Reich, so daß Jener Schweden, Sigurd hingegen Dänemark erhielt, wiewohl auch noch Gottfried, König in Jütland, der mit Karl dem Großen Krieg führte, aufgezählt werden muß. Nach Gottfried's Tod bemächtigte sich Sigurd's Geschlecht des ganzen Landes, konnte sich aber nicht allein im Besitze erhalten, indem Erich, Gottfried's Sohn, sich in dem Reich seines Vaters wieder festsetzte, und Harald Klak, den Ludwig der Fromme zu Ingelheim (826) hatte taufen lassen, ihm weichen mußte. Unter ihm wurde das Christenthum durch Ansgar im Norden bekannt, und allmählig nicht blos in Schweden, sondern auch in Dänemark und Norwegen verbreitet. Indessen hatte es nicht nur einen sehr langsamen Fortgang mit dieser Bekehrung, sondern auch einen zunächst sehr unsichern Bestand. In Schweden, wo Biörn die Missionäre freundlich aufgenommen und ihnen allen Vorschub gethan hatte, erhub sich ein Aufstand des Volkes, und die Heidenbekehrer wurden theils erschlagen, theils vertrieben, so daß sieben Jahre darauf kein Priester im Lande war, die noch gebliebenen Reste der jungen Pflanzung zu hegen. Der außerordentlich mächtige Aberglaube, der sich in den nordischen Ländern vorfand, bahnte indessen den Weg immer wieder zu neuer Anknüpfung des Verkehrs; da Priestergewalt, Strafe der Gottheit, und

dergl. Begriffe nichts Neues waren, so fand sich ein Analogon zwischen der neuen und der alten Lehre sehr leicht, und es kam nur darauf an, dem Volk die Ueberzeugung von der größern Gewalt des christlichen Gottes zu geben. Hiezu wirkten solche Vorfälle, wie das Aussterben und Verarmen einer ganzen Familie, die bei jener Vertreibung der Missionäre wirksam gewesen war, bis auf Vater und den jüngsten Sohn, der, wie sich am Ende fand, das heilige Buch der Christen damals geraubt und aufbewahrt hatte. Dieses hatte, so schien es, einerseits den Tod der andern, andererseits das Leben desjenigen, der es besaß, bewirkt. Was konnte man aber nun schneller thun, als ein so gefährliches Zaubermittel, gleichsam einen Alraun oder Kobold, aus dem Hause zu schaffen, und ihn draußen im Freien an eine Hecke zu binden? So gestimmte Gemüther waren für Ansgar und seine Begleiter, die in einer solchen Erscheinung ebenfalls gläubig genug waren den Zorn des Himmels zu sehen, ein leicht zu behandelndes Material. Daher gab Ansgar, der sich bei P. Gregor IV. 834 das Pallium für das von Ludwig d. Fr. 831 zu Hamburg neu errichtete Erzbisthum geholt hatte, trotz der wiederholten Angriffe der Normannen, die den Harald aus Jütland jagten und ihn sich aufs neue in den Schutz des Frankenkönigs zu begeben nöthigten, und trotz der Zerstörung Hamburgs (845), seine Hoffnung und Bemühung nicht auf, und es gelang ihm sogar, die Abneigung Horik's (Erich's I.) so weit zu besiegen, daß er ihm und seinen Freunden die Predigt des Christenthums noch mit ausgedehnterer Befugniß als sie Harald ihm gegeben hatte erlaubte, und auch von seinen Ansprüchen auf die südlich von der Eider gelegenen nordalbingischen Lande und auf Friesland abstand. Indessen hatte das Christenthum nach Horik's Tod (854) neue Gefahren zu bestehen. Seine Söhne Lodne Knud und Erich II., sollten ihm in den Inseln und Jütland folgen, allein sie konnten sich gegen den nach der Alleinherrschaft trachtenden Gorm den Alten, den Oberkönig von Lethra, nicht behaupten, und dieser erwarb sich nicht nur mit Unterdrückung der Unterkönige die Herrschaft über Jütland und die Inseln, mehr jedoch durch glückliche Umstände als eigenes Verdienst dabei unterstützt, sondern verdrängte auch das Christenthum aus seinen ersten Anpflanzungen. In dem Kriege jedoch, welchen er mit Heinrich dem Sachsen, König der Deutschen (etwa 933) führte, verlor er Südjütland, von der Eider bis zur Slye, wo in der neuerrichteten Markgrafschaft Schleswig das Christenthum einigen, obwohl unsichern, Schutz fand.

Nach Gorm's Tod (936) führte seine männlich gesinnte Gemahlin Thyra, Eduard's I. von England Tochter, die einstweilen für ihren Sohn Harald Blatand die Regentschaft übernahm, den schon früher gegen Karl den Großen bestandenen Grenzwall, das Danewirk, quer über die Halbinsel, der aber gegen die Deutschen unter Otto I. keinen Schutz verlieh. Harald wurde von Otto I. besiegt und zur Taufe gezwungen (vielleicht 965), worauf Otto die drei Bisthümer, Schleswig, Rypen, und Aarhus, gründete, und das Christenthum so einigermaßen befestigte, ohne daß jedoch der neugetaufte Harald mehr als blos dem Namen nach ein Christ gewesen wäre. Haralds Leben war durchaus das eines Abentheurers, er zerfiel mit seinem eigenen Sohn Sueno, der auf einem Zuge Samland unterworfen hatte, und nachdem er die Krone von den Unzufriedenen seinem Sohne hatte müssen geben sehen, wurde er von demselben Toko (auch Palnatoke, Toke Palno's Sohn), den er früher wegen seines Rufs als geschickten Schützen auf die Probe gesetzt hatte, einen Apfel vom Haupte des eigenen Sohnes herabzuschießen, bei Julin ermordet (985 oder 986), wohin er sich in die Jomsburg, eine nur aus Männern bestehende dänische, den Slaven sehr furchtbare, kriegerische Kolonie zurückgezogen hatte. Suen Tueskiag, auch Suen Otto genannt, vereinigte nun die dänischen Landschaften, und suchte auch die Jomsburger an der Ostsee sich zu unterwerfen, gerieth aber nicht nur anfangs in die Hand der Feinde, aus denen er sich mit einer ungeheuren Summe, angeblich einmal seine Schwere in Gold und zweimal dieselbe in Silber, loskaufen mußte, sondern konnte auch die Jomsburger, deren auf Toko gefolgter Häuptling Siguald Strutharald's Sohn ihm tapfern Widerstand leistete, nicht besiegen. Er versöhnte sich endlich mit demselben (991) und gelobte beim Versöhnungsfeste den Angelsachsen Ethelred vom Thron zu stoßen, während Siguald ein Gleiches in Betreff des norwegischen Königs Hako versprach. England war unter der weisen Verwaltung Dunstan's vor den Angriffen der Dänen geschützt gewesen, aber noch ehe sich dieser eifrige Vertheidiger der Kirche und des Mönchwesens ganz von der Welt zurückgezogen hatte, (gest. 988 Mai 19.), erneuerten sich nicht blos die Angriffe der Normänner, sondern wurden auch gefährlicher als vorher. Die von Ethelred auf den Rath des Erzbischof Siric's angewendete Maaßregel, durch eine vermittelst einer Abgabe, das Danegeld genannt, aufgebrachte Geldsumme, die Einfälle abzukaufen, veranlaßte diese nur desto gewisser wiederzukommen. Doch trennte sich

Olav Trygväson König von Norwegen, der bisher die Züge mit Suen gemeinschaftlich gemacht hatte, von ihm (995), eroberte Norwegen, führte daselbst das Christenthum ein, und nahm von dieser Zeit an den Zügen gegen England keinen Antheil mehr. Dagegen erneuerten die Dänen ihre Angriffe, und da sich Ethelred (1002 Nov. 13.) durch die sogenannte Danenschlacht zu helfen suchte, bei der wenn auch nicht alle in England befindlichen Dänen, doch gewiß eine sehr große Anzahl ermordet wurde, unter ihnen auch Suen's eigene Schwester Gunild, Gemahlin des Grafen Paling, so verwandelten sich die Raubzüge der Dänen in die von heiliger Pflicht gebotene Erfüllung der Blutrache. Indessen dauerte es noch immer über zehn Jahre, bis sich Suen als Eroberer England's betrachten konnte, und erst im Sommer 1013 ging auch London an ihn über, und Ethelred selbst entfloh gegen das Ende des Jahrs in die Normandie. Mitten in diesen Siegen starb Suen (1014 Febr. 2.), wegen dieser Erfolge der Glückliche genannt, und sein mit der schwedischen Syritha erzeugter Sohn Kanut folgte ihm als Beherrscher Englands. Die Angelsachsen riesen nun ihren geflohenen König zurück, vor welchem auch Kanut um so weniger bestehen konnte, als er mit seinem Bruder Harald sich erst über die Theilung des väterlichen Erbes benehmen mußte. Als er jedoch von diesem mit einer ansehnlichen Flotte unterstützt England abermals angriff, und die wiederholten Verräthereien des Grafen Edric nach Ethelred's Tode (1016 April 28.) auch die tapfere Gegenwehr des Nachfolgers, Edmund Ironside, vereitelten, ja denselben, wie zu glauben ist, aus dem Wege räumten, (1017 Nov. 30.) bestritt dem Dänenkönig seine Rechte auf England, die er durch Heirath von Ethelred's Wittwe Emma zu befestigen wußte, Niemand mehr. Ueber Dänemark war indessen Harald König gewesen, der nach einer kurzen Regierung (1018 gest.) seinem Bruder auch dieses Reich hinterließ. Da Kanut bereits Christ war, so hatte seine für den Norden überhaupt sehr glorreiche Regierung für Dänemark insbesondere die Folge, daß das Christenthum nun daselbst vollkommen befestigt wurde. Die schon früher gestifteten Bisthümer wurden 1021 mit Wiborg, Roskild, und Wendela für Seeland und Jütland erneuert und vermehrt, für Schonen aber, das anfangs unter Seeland stand, die zwei neuen Diöcesen Lund und Dalboi errichtet. Heinrich, erster Bischof in Lund, vorher Bischof auf den Orkneys, dann Caplan des Königs Kanut, soll sich todt gesoffen haben, wie auch Avoco, Bischof in Seeland, und andere. Dagegen war Egino, erster Bischof

in Dalboi, ein weiser, gelehrter, frommer, und eifriger Mann, der die Heiden auf Bornholm, die Pleichanen, bekehrte, sie anwies, für ihre Schätze, die sie ihm zugedacht hatten, Kirchen zu bauen, Arme zu nähren, Gefangene loszukaufen, während der großen Verfolgung gegen die Christen in Schweden, die Gläubigen mit seinem Besuch und Zuspruch tröstete und aufrecht erhielt, auch das hochgefeierte Bild des Frikko zerhieb, und dafür nach Heinrich's Tod die nun vereinigten Bisthümer Lund und Dalboi erhielt. Lund blieb der Sitz des Bisthums, in Dalboi war hinfort nur eine Probstei von Regularen Canonikern. Untergeordnet waren diese Bischöffe dem Erzbischof von Bremen, wohin seit einiger Zeit der Sitz des Erzbisthums von Hamburg verlegt worden war, indessen dauerte die Unterordnung nicht viel über Kanut's Zeiten hinaus, indem in Skandinavien späterhin eigene Erzbisthümer errichtet wurden. Kanut war nach der Weise der Zeit ein frommer Mann, indem er z. B. für eine am Sonntag mit der Hand ausgeübte, übrigens ganz unschuldige Handlung, wodurch also die Heiligkeit des Sabbaths gebrochen war, seine Hand über einem gelinden Feuer mäßig röstete, indem er Arme und Waisen beschützte, sich insbesondere der Geistlichkeit annahm, indem er endlich selbst nach Rom (1027) wallfahrte, und sowohl durch diese Pilgerfahrt, als auch durch die reichen, den römischen Kirchen mitgebrachten, Gaben über seine Gesinnung keinen Zweifel ließ. Uebrigens war er ein erobernder und erwerbender Fürst; er unterwarf (1018) mit der Besiegung der Jomsburg sich die slavische Küste der Ostsee, erhielt von Kaiser Konrad II. als er gleichzeitig mit diesem zu Rom war, und seine Tochter Gunilde mit Konrad's Sohn Heinrich verlobte, die Abtretung der Mark Schleswig, wodurch also die alte Grenze zwischen Deutschland und dem Norden wieder hergestellt wurde, und unterwarf sich (1030) das von Olav dem Heiligen beherrschte Norwegen. Zugleich errichtete er eine besoldete Dienstmannschaft, welche aus 6000 Mann bestand, und auf 60 Fahrzeuge, je zu 100 Mann, eingetheilt war. Sie unterlag strengen Vorschriften über ihre Aufführung, wurde blos aus freigebornen Leuten alten Stammes, die zugleich so begütert waren, daß sie sich mit einem goldenen Wehrgehänge und einer vergoldeten Hellebarte bewaffnen konnten, zusammengesetzt, und wirkte nicht nur so auch auf die andern Kriegsleute, die sich ihr wenigstens ähnlich halten wollten, vortheilhaft ein, sondern begründete zugleich den eigentlichen dänischen Adel, indem in dem von Kanut gegebenen Witherlagsrett außer den diesen Thing-

männern (Thinglith und Hußkarle genannt) auferlegten Pflichten auch Rechte wodurch sie sich vor den gemeinen Freien auszeichnen enthalten sind. Es war zunächst nichts als eine Erneuerung der alten Genossenschaft, an welcher der König selbst als Erster unter Gleichen Theil nahm, und in welcher besonders der früher viele blutige Händel veranlassende Vorrang, namentlich an der Tafel, durch das einfache Mittel der Anciennetät bestimmt wurde. Unter diesen Umständen kann man einem König, der die Forderungen der Tapferkeit, Gerechtigkeit, Klugheit, und Frömmigkeit nach dem Maaßstabe seiner Zeit erfüllte, gewiß das Prädikat des Großen nicht versagen. Er starb bei einem Einfall in Frankreich zu Rouen (1035 Oct. 15.), und mit ihm zerfiel das aus England, Dänemark, und Norwegen bestehende Reich in seine natürlichen Bestandtheile. Sein Sohn Suen war noch vor des Vaters Tod aus Norwegen vertrieben worden, und die beiden andern Brüder Harald Harefoot, der über England, und Hardiknut, der über Dänemark herrschen sollte, bekriegten einander über den Besitz von England, bis nach Harald's Tod (1039 März 17.) sein Bruder beide Länder vereinigte, aber nur auf kurze Zeit, indem mit Hardiknut (1041 Juni 8.) der Mannsstamm der Skioldunger ausstarb. Nun erlangte auf kurze Zeit König Magnus der Gute von Norwegen die Krone Dänemarks, allein die Abneigung der Dänen gegen die Norweger erhub (1044) Kanut's Schwestersohn, Suen Estrithson, zum König, der die lange Reihe der Estritbiden beginnt und sich gegen Magnus und seine Nachfolger mit Glück behauptete. Die nächste Geschichte seiner Nachfolger ist indessen nichts als eine Reihe von innern Kriegen, theils als Folge der schwankenden Succession, theils veranlaßt durch das Theilungssystem, wodurch Dänemark beinahe in drei Reiche wäre aufgelöst worden. Suen's Regierung ist durch religiöse Thätigkeit wichtig, indem er der Geistlichkeit gehorchend seine geliebte Gemahlin Gunilde aus dem Grunde zu naher Verwandtschaft (1051) von sich thun mußte, auch außerdem durch Ordnung der dänischen Kirche (1065) und ansehnliche Dotation der geistlichen Stifter sich derselben geneigt bewies, und für die an einigen Großen (1071) aus Rache ausgeübte Blendung zur strengen Kirchenbuße vom Bischof Wilhelm von Roskild gezwungen wurde. Wiederholte Versuche sich in die Angelegenheiten Englands zu mischen, namentlich als nach der Schlacht bei Hastings vermöge der nahen Verwandtschaft Suen's mit Harald man sich auf Erbrecht berufen konnte, hatten durchaus keinen Erfolg. mit

Norwegen wurde hingegen der Friede befestigt. Nach Suen's in hohem Alter erfolgten Tode (1076) erhielt sein ältester Sohn Harald Hein, ein ganz schwacher, vom Vater deßhalb selbst ausgeschlossener Mensch, durch eine Partei die Krone, dem (1080) der zweite Sohn, **Kanut der Heilige** folgte, ein eben so der Geistlichkeit ergebener, als überhaupt thätiger und löblicher Regent. Bei einem gegen England unternommenen Zuge empörten sich die Anführer, entrüstet über Kanut's Zögern, gingen, wie zu vermuthen ist, von seinem Bruder Olav aufgewiegelt auseinander, uud da er diesen gefesselt nach Flandern bringen ließ, und die übrigen Empörer mit Strenge bestrafte, so wurde er (1086 Juli 10.) in der Kirche zu Odense ermordet, sein Sohn Karl der Gute, der von seiner Mutter Adela (Alix) Flandern erhielt, und daselbst ebenfalls (1127) ermordet wurde, übergangen, und nun Suen's nächster Sohn Olav III. auf den Thron aus seiner Gefangenschaft in Flandern geholt. Mehrjähriger Mißwachs suchte unter ihm das Land heim, so daß der König selbst am Weihnachtsfeste (1095) die Tafel nicht besetzen konnte, und bald darauf, angeblich vor Gram hierüber starb. Er heißt deßhalb auch Olav Hunger. Nun wäre der nächste Bruder, Suen, Sohn der Gunilde, an die Regierung gekommen, der aber auf den ersten Kreuzzug ausgezogen war und bei Nicäa von den Seldschuken (1097) erschlagen wurde. Daher folgte der fünfte Bruder, Erik Eyegod, der eine Reise nach Rom und zur Kirchenversammlung von Bari (1098) unternahm, daselbst dem Nachfolger Eginos im Bisthum Lund, Asker, das erzbischöfliche Pallium auswirkte, und hierdurch die nordischen Lande von dem Supremat Bremens ganz unabhängig machte, aber wegen eines im Anfall von Raserei, welche ein außerordentlicher Musiker hervorgebracht haben soll, begangenen Mordes sich zu einer Pilgerfahrt nach Jerusalem, trotz der Bitte seiner Unterthanen, entschloß, und noch unterwegs zu Paphos (110³/₄ Juli 10.) starb. Nun wurde der jüngste der Söhne Suen's, Niels (Nikolaus) von der Nation (1105) gewählt, dessen Regierung zuerst durch den **Streit mit dem wendischen König** Heinrich gestört wurde. Der Wenden (Slaven) Fürst Gottschalk hatte sich zu den Zeiten Konrad's II. zu König Kanut geflüchtet, hatte dort das Christenthum angenommen, später Kanut's Enkelin, Suen Estrithson's Tochter, Sygrith, geheirathet, nach seiner Rückkehr den Königstitel angenommen, und das Christenthum, als das wirksamste Mittel zur Befestigung seiner Herrschaft, auf alle Weise ausgebreitet; allein weder die neue königliche Gewalt noch die

neue Lehre gefielen den Wenden, und Gottschalk wurde (1066) ermordet, die christliche Lehre überall wieder verdrängt, und das Heidenthum allgemein wieder hergestellt. Heinrich, Gottschalk's Sohn, flüchtete zu den Dänen, wußte die im slavischwendischen Lande indessen eingetretene Unordnung zu benützen, griff zuerst die Küsten des nun unter einem Wahlfürsten Kroko stehenden Landes (Holstein, Stormarken, und Dithmarschen) an, und da er den alten Kroko durch einen Dänen beim Gastmahl ermordet hatte, heirathete Heinrich seine junge Wittwe Slawina, und gelangte wieder in den Besitz des väterlichen Reiches, das er gegen den Angriff der Ranen, Fürsten von Rügen, nicht nur durch einen Sieg an der Travemünde 1. Aug. 1106 glücklich vertheidigte, sondern sogar Rügen, und die ganze Küste der Ostsee, bis nach Polen, sich tributbar machte. Seine Residenz war Lübeck, und da er mit mehr Vorsicht als sein Vater in seinen Umänderungen zu Werke ging, so erhielt er sich als ein mächtiger Fürst bis an seinen Tod (1121 oder 1126). Heinrich sah sich durch Nikolaus (Niels) um die Erbschaft seiner Mutter gebracht, griff deßhalb zu den Waffen, und schlug die Dänen am 9. und 10. Aug. 1113 zu Land und zu Wasser, worauf die südlichen Lande Dänemarks den Angriffen der Wenden ununterbrochen ausgesetzt waren. In dieser Verlegenheit trat Niels dem Sohne Erik Eyegod's, Knud Laward, das Herzogthum Schleswig gegen eine große Geldsumme ab, welcher mit Kaiser Lothar's Genehmigung nach des Wendenkönig Heinrich's und seiner Söhne und Enkel Absterben (1130) den Titel eines Königs der Wenden annahm, aber schon 1131 von Niels Sohn, Magnus dem Starken, König in Südgothland, meuchelmörderisch erschlagen wurde. Kaiser Lothar wollte zwar einen Rachezug unternehmen, ließ sich aber, da Magnus Geld zahlte und Lehenspflicht versprach, schon bei Schleswig wieder zum Rückzug bewegen. Erich des Ermordeten Bruder versuchte die Gewalt der Waffen, richtete aber nichts aus, entfloh, weßhalb er den Beinamen Hasenvöth bekam, und erhielt in der Stadt Schleswig Zuflucht. Jetzt zog Niels und sein Sohn Magnus gegen diese, und die Stadt rief den Grafen Adolf von Schauenburg zu Hülfe, der aber am Wald Thievela an der Eider ganz geschlagen wurde. Da unter diesen Umständen Schleswig dem Erik nicht mehr sicher war, floh er nach Schonen, und lieferte seinem Gegner 1133 Juni 4. bei Fodwiig unweit Lund eine Schlacht, in der Magnus selbst mit einem sehr großen Theil seines Heeres erschlagen wurde. Niels selbst entkam schwer verwundet nach

Jütland, und wurde (1134 Juni 26.) zu Schleswig in einem Aufstande erschlagen. Erik, mit dem Beinamen Emun, der Merkwürdige, nun beehrt, war unbestritten Herr der Krone, dämpfte die noch vorhandenen Unruhen durch Hinrichtung seines Bruders Harald Kesia und acht seiner Söhne, eroberte in einem mächtigen Zuge Arkona auf Rügen (1136) und setzte dort einen Bischof ein, der jedoch gleich nachdem die Dänen abgezogen waren von den Rugen wieder verjagt wurde, mischte sich hierauf (1137) in die norwegischen Händel, richtete aber nichts aus, und wurde auf öffentlicher Gerichtsstätte von einem seiner Kriegsleute, Plog, 1137 Oct. 19. ermordet. Ein Tochtersohn Erik Eyegod's, Erik Lam, erhielt die Krone, sollte diese jedoch dem Waldemar von Schleswig, Knud Laward's Sohn, wenn dieser zum Manne herangewachsen wäre, abtreten. Erik Lam hatte mit Harald Kesia's Sohn Olav, der sich zum König ausrufen ließ, zu kämpfen, und als dieser (1144) in der Schlacht geblieben war, weigerte sich der König sein Versprechen zu halten und entsagte kurz vor seinem Tode (1147 Aug. 27.) zu Gunsten Peter Suen's, Erik Emun's Sohn. Nun wurde Peter Suen IV. Grathe in Seeland, hingegen Kanut, Magnus des Starken Sohn, in Jütland anerkannt, und nach einigen Schlachten die Sache dem deutschrömischen König Friedrich I. (1152) zur Entscheidung vorgelegt. Suen nahm das Königreich vom Reiche zu Lehen, und versprach seinem Gegner Seeland als Herzogthum, was er aber nachher nicht hielt, und sowohl mit Kanut als auch mit dem Herzog Waldemar, der auf desselben Seite trat, aufs neue zerfiel. Durch das Uebergewicht dieser beiden Gegner sah sich Suen, nach allen möglichen Versuchen ihre Eintracht zu trennen, zu einer Theilung genöthigt, in welcher Waldemar Jütland, Suen Schonen, Kanut die Inseln empfing, und gegenseitiger Friede und stete Treue aufs festeste gelobt wurde. Bald hierauf lud Kanut die Könige nach Roskild ein, wo Suen seine längst gehegte Absicht, sich der Gegner durch Mord zu entledigen, ausführte, und durch einen seiner Ritter, Detlev, den Kanut ermorden ließ (1157 Aug. 10.), während Waldemar mit einer Wunde im Schenkel gleich zu Anfang des Mordversuchs entronnen und durch den Beistand des nachmaligen Bischofs Absalon, seines Milchbruders, von der Insel nach Jütland hinüber geleitet worden war. Suen, welcher den Schein bewahren wollte, als wäre er angegriffen und genöthigt worden, sich gegen den Mörder zu wehren, ging nun nach Jütland hinüber und griff mit geringerer Anzahl die weit stärkere Armee

Waldemar's auf der Grathabede bei Wiborg an, wurde (1157 Oct. 23.) geschlagen, und auf der Flucht, da er um leichter fortzukommen, sein Pferd verlassen und seine Rüstung abgelegt hatte, von plündernden Bauern erschlagen. So wurde endlich Dänemark wieder unter einen kräftigen Fürsten vereinigt, und Waldemar's I. des Grossen Regierung ist nach der traurigen Zerrissenheit der vorhergehenden Jahre eine erfreuliche Erscheinung. Außer seinen Bemühungen, die Ruhe in dem von so heftigen inneren Kriegen zerrütteten Lande herzustellen, wobei er von dem gelehrten, klugen, und entschlossenen Bischof Absalon unterstützt wurde, erweiterte er seine Macht nach aussen besonders gegen die slavisch-wendischen Lande. Nach dem oben erwähnten Untergang des wendischen Königsstammes war zwar der dänische Stamm der Estrithiden in den Besitz dieser Lande gekommen, allein die stete Verwicklung mit den innern dänischen Unruhen hatten diesen Besitz nur zu einem Anspruch gemacht, und namentlich hatte sich in Mecklenburg ein gewisser Niklot, der vorher als Major der Obotriten genannt wird, nebst Pribislav zu Fürsten erhoben, unter denen das vorher eingeführte Christenthum die ärgste Verfolgung erlitt. Bei dem damals allgemein verbreiteten Geiste der Kreuzzüge entschlossen sich daher die sämmtlichen sächsischen Bischöffe, Herzog Heinrich der Löwe, Markgraf Albert von Salzwedel, Markgraf Konrad von Wettin Meißen, Graf Adolf von Schaumburg und Holstein, nebst andern, auch süddeutschen, Großen und Herren, zu einer Kreuzfahrt gegen die heidnischen Wenden, und selbst Suen und Kanut, damals miteinander im Streite, schlossen Stillstand und boten ihre Leute zum Krieg gegen die ihre Küsten verheerenden Nachbarn auf. Niklot eröffnete jedoch den Kampf, lief (1147 Juni 25.) mit einer Flotte in die Trave ein, verheerte die Stadt Lübeck und plünderte die Umgegend. Nun kamen die Kreuzfahrer, die über 200,000 stark gewesen seyn sollen, in zwei Abtheilungen herbei, lagerten sich vor Demmin an der Peene, und vor Dubin an der Ostsee, richteten aber gar nichts aus, und da Viele von ihnen des vergeblichen Bemühens überdrüssig entweder schon heimgekehrt waren, oder heimzukehren wünschten, so schloß man (1148 Sept. 8.) mit den Wenden einen Frieden, in welchem diese die Rückgabe der dänischen Gefangenen und die Annahme des Christenthums versprachen. Aber hievon wurde nur das Wenigste gehalten, und erst als Heinrich der Löwe den Krieg mit den Obotritenfürsten aufs neue unternahm, und Niklot selbst erschlagen worden war (1160), hatte die Unter-

nehmung einen bessern Fortgang, indem König Waldemar gleichzeitig die Ostseelande bekriegte, sich wegen des wendischen Reichs von Kaiser Friedrich (1162) zu Metz belehnen ließ, sich mit Heinrich dem Löwen (1164) gegen Niklot's Sohn Pribislav von Mecklenburg verband, und nachdem er schon gleich im Anfange seiner Regierung besonders gegen Rügen, diesen Sitz des Heidenthums und der Seeräuberei, seine Züge gerichtet hatte, endlich (1168) Arkona und Garz eroberte, das Götzenbild des Svantevit zerstörte, und durch den Bischof Absalon die ganze Insel bekehren und seiner Hoheit unterwerfen ließ. Mit Heinrich dem Löwen stand Waldemar stets in gutem Vernehmen, verglich sich mit ihm über die Theilung des von den Wenden zu zahlenden Zinses, führte mit ihm gemeinschaftlich auch gegen die pommerischen Fürsten Kasimir und Bogislav Krieg, benahm sich jedoch bei Heinrich's Sturze (1180) ebenfalls klug genug, um sich mit dem durch den allgemeinen Haß gegen Heinrich unterstützten Kaiser nicht zu verfeinden. Eine Zusammenkunft zu Lübeck (1181) mit Friedrich trug, obwohl die damals besprochene Vermählung ihrer Kinder nicht zu Stande kam, doch zu Erhaltung des guten Vernehmens bei, und bei der Belehnung der pommerischen Fürsten mit ihrem Lande als einem Reichslehen gab Waldemar seine von Friedrich hiezu ausdrücklich nachgesuchte Einwilligung. Lübeck, die bisherige Hauptstadt des Wendenreiches, wurde bei dieser Gelegenheit für eine zum Reiche gehörige Stadt erklärt, wogegen Waldemar sich ebenfalls nicht widersetzte. Einen neuen Krieg mit den Wenden unterbrach ein Aufstand im Heere, und der Verdruß hierüber scheint die schon vorhandene Kränklichkeit Waldemar's so gesteigert zu haben, daß er (1182 Mai 12.) eines mit der vorhergegangenen Unpäßlichkeit unverhältnißmäßig schnellen Todes starb, zu allgemeinem Leide der um die Ehre und das Wohl Dänemarks Bekümmerten. Indessen war sein bereits (1170) gekrönter Sohn Kanut VI. des Vaters vollkommen würdig. Die von dem Kaiser ihm zugemuthete Erneuerung des Lehens, zunächst freilich nur des wendischen Reiches, wurde auf den Rath Absalon's und der andern Freunde des verstorbenen Königs entscheidend abgewiesen, und die slavischen Fürsten vom Obotritenlande (1183) und von Pommern zur Unterwerfung und zum Lehnseid gezwungen (Bogislav von Pommern 1186), Dithmarsen (1188) mit dem an Kanut's Bruder verliehenen Herzogthum Schleswig vereinigt, und das ganze nordalbingische Land mit Einschluß Holsteins, dessen Graf Adolf vertrieben

wurde, in Besitz genommen, so daß Lübeck und Hamburg, welches Adolf fest zu behaupten gesonnen gewesen war, (1201) in die Hände Dänemarks fielen. Die ganze Regierung Kanut's VI. war eine Reihe von Siegen gewesen, an deren Erfolg außer dem getreuen Absalon, dem Gründer Copenhagens, Sammler des schonischen und seeländischen Rechtes, Beförderer der Gelehrsamkeit, die am schönsten in Saxo Grammatikus, (st. 1204) dem skandinavischen Herodot, hervortritt, der als Erzbischof von Lund (1201 März 21.) starb, auch Kanut's Bruder und Nachfolger Waldemar großen Antheil hatte. Die Bedeutung des dänischen Reiches stieg unter ihm noch höher. Als er (1203 Anf.) zu Lund die Krönung erhalten hatte, ließ er die Entsagung des Grafen Adolf auf Holstein erneuern, wogegen er den Albert von Orlamünde, auf den die Statthalterschaft im Wendenland schon übertragen war, darin bestätigte, und zog hierauf in einen Kreuzzug gegen die heidnischen Liven, gegen die schon Kanut als gegen Seeräuber ausgezogen war, eroberte (1205) die Insel Oesel, und bemächtigte sich (1216—1217) eines großen Theiles von Esthland, wo damals schon der Schwerdtritterorden sich eingefunden hatte, dem er anfangs einen Theil gutwillig abtrat, später das Ganze überlassen mußte, als er in seinen andern Kämpfen unglücklich sich außer Stand sah, diese ohnedies weit entlegenen und durch Sprache und Sitte völlig fremden Erobernngen zu behaupten. Im Obotritenlande hatte Heinrich der Löwe zum Schutze der Deutschen, Ansiedler und Geistlichen, außer andern auch Günzel von Hagen, den Stammvater der nachherigen Grafen von Schwerin eingesetzt. Diesen Grafen Günzel und seinen Söhnen hatte Waldemar, welcher den von ihnen verjagten Johann Gans von Puttlitz in seinen Schutz nahm, die Hälfte ihrer Länder entrissen (1207), sich auch mit dem ihm nahe verwandten Hause Braunschweig verfeindet, zwar die bei Hamburg (1215) durch die Braunschweiger erlittene Niederlage bald darauf durch die Wiedereroberung Hamburgs (1216), das er nun an den Grafen Albert förmlich verkaufte, wieder gutgemacht, und sich durch rasches Anschließen an Friedrich II., von dem er schon (1214) gleich in der ersten Zeit seiner Anwesenheit in Deutschland eine Urkunde erwirkte, Abtretung Nordalbingiens und Slaviens erlangt, aber durch einen unerwarteten Schlag, wie er sich eben am höchsten in seinem Glück dünkte, Alles auf einmal verloren. Graf Heinrich von Schwerin hatte sich mit König Waldemar wegen der früher zwischen ihnen entstandenen Fehde vollkommen ausgesöhnt, demselben versprochen, sich

nie mehr gegen ihn aufzulehnen, ihm auch späterhin wieder im Kriege gegen Brandenburg (1214) beigestanden, und war mit Kasimir von Pommern (1217) auf einen Kreuzzug gegangen, wo Kasimir kaum daß sie in Akkon gelandet waren (1218 März) starb, und Heinrich von Schwerin bei der Eroberung Damiatas (1219) sich so vorzüglich hervorthat, daß ihm der Legat Pelagius als kostbarste Belohnung einen Tropfen von dem aus Christi Seite geflossenen Blute verlieh, welches sich späterhin an jedem Freitag zur Todesstunde des Heilands zu eröffnen, in drei Theile zu trennen, und wieder zusammenzufügen pflegte. Während seiner Abwesenheit ließ nun König Waldemar, dem er selbst beim Abschied den Schutz seines Landes anvertraut hatte, einen Einfall in dasselbe machen, um Ersatz für die Mitgift der an den Grafen von Holland verheiratheten, 1217 verstorbenen Gräfin Ida, Schwester Heinrich's, als Vormund ihres Sohnes, zu erpressen. Nun begab sich Heinrich's Gemahlin Margaretha persönlich zu Waldemar, um ihm bittend Vorstellungen zu machen, erlangte aber ihren Zweck nur durch die vom König ihr angethane Gewalt. Bald darauf kam Heinrich aus Palästina zurück, der nun Rache beschloß, aber um sie desto sicherer zu erreichen, gegen den König gänzliche Unbefangenheit heuchelte. Als aber (1223) Waldemar nach der Jagd bei der Insel Liuthe ermüdet und sorglos der Ruhe des Schlafes genoß, nahm ihn nebst seinem Sohn (6. Mai) Heinrich gefangen, brachte ihn auf sein schon bereit gehaltenes Schiff, während das des Königs von ihm ganz unbrauchbar gemacht worden war, und legte ihn erst in Schwerin, dann in Dannenberg ins Gefängniß. Sein Statthalter im wendischen Reich, Graf Albert von Orlamünde, hatte in seiner Bemühung den König zu erlösen kein Glück, wurde geschlagen, und gefangen (1224 Dec.), so daß Waldemar seine Freiheit wieder zu erhalten, ein Lösegeld von 48,000 Mark Silber, von denen 3000 die Kriegsleute erhielten, nach König Erich's Bericht aber von 60,000, und einer doppelt so großen Summe an Pferden, Kleidern, Schmuck u. dgl. bezahlen, Hamburg dem Grafen Adolf von Holstein, Sohn des Vertriebenen, zurückgeben, allen Ansprüchen auf Nordalbingien und auf die Lehenshoheit über die slavischen Fürsten entsagen, auch dem kleinen Grafen von Holland seine Erbschaft herausgeben zu wollen versprechen mußte. Nun erst nach dreijähriger Gefangenschaft wurde er (17. Nov. 1225) freigelassen. Allein dieser Schlag war zu hart gewesen, um nicht zum Widerstande aufzufordern. Mit einem ansehnlichen Heer fiel Waldemar in Nord-

albingien ein, wurde aber (22. Juli 1227) bei Börnhövede von den Verbündeten, dem Erzbischof Gerhard von Bremen, Albert Herzog von Sachsen, Heinrich Graf von Schwerin, und Adolf Graf von Schauenburg Holstein, durch den Verrath der Dithmarsen, die von Waldemar während des Gefechtes abfielen, gänzlich geschlagen und entkam mit Verlust eines Auges dem Schwerdt oder der noch unheilvolleren Gefangenschaft, in die sein Bundesgenosse Otto von Braunschweig und Lüneburg gerieth und bis 1228 darin verblieb. Mit dieser Schlacht wurde der dänischen Herrschaft in dem nordalbingischen Deutschland ein Ende gemacht, es blieb dem König nichts als der Titel, und Adolf von Holstein nebst Albrecht von Sachsen und den von nun an völlig frei gewordenen Städten Hamburg und Lübeck zogen die wahren Vortheile davon. Waldemar's fernere Regierung beut nichts mehr dar, was diesen Verlust vergüten kann, denn die im livischen Lande gemachten Erwerbungen mußte er (1236) außer dem eigentlichen Esthland, der Seeseite, der Insel Oesel, und dem Bisthum Dörpt, an die Schwerdtbrüder abtreten, und auch der noch bleibende Besitz war sehr prekär. Für die Ordnung im Innern, d. h. zu bequemerer und sicherer Besteuerung ließ Waldemar (1231) das sogenannte Jordebok aufnehmen, woraus man die Abgaben, meist zwar in Naturalien, doch auch Vieles in Geld, und die Leistungen deutlich ersehen kann. Zu Wordinborg ließ er (1240) das jütländische Gesetzbuch verfassen, welches aber in Schonen und Seeland, wo bereits ältere Rechtsbücher vorhanden waren, keinen Eingang fand. Durch die Theilung, welche Waldemar schon bei Lebzeiten (1215 und erneuert 1232) mit seinem Reiche vorgenommen hatte, streute er den Samen der greulichsten Verwirrung auf fast ein Jahrhundert aus. Als eigentlicher König folgte ihm Erik VI. Plogpenning (1241 März 28.), der mit seinem Bruder Abel, Herzog von Schleswig, in Krieg gerieth, sich außerdem durch die Einführung des Plogpenning, einer Abgabe von jedem Pfluge, die er zu Eroberungen in Schweden und Esthland bestimmte, seinen Unterthanen verhaßt machte, und als ihn Abel hinterlistig gefangen genommen hatte, von den mit seiner Verwahrung Beauftragten ermordet wurde (1250 April 7.). Nun wurde Abel gewählt und zu Roskild (1250 Nov. 1.) gekrönt, wurde aber nach einer kurzen Regierung von den Nordfresen in Jütland, die von dem Plogpenning frei zu seyn behaupteten, (1252 Juni 29.) erschlagen. Da Abel's Sohn Waldemar, der auf der Rückreise von der Universität Paris von Konrad Erzbischof von

Cöln, der auch den Mörder Erik's hatte aufs Rad flechten lassen, gefangen gehalten worden war, sich noch außer Lands befand, so erlangte Christoph, der jüngste der Söhne Waldemar's II., die Krönung (25. Dec. 1252), mußte aber seinem durch Verwendung der holsteinischen Grafen und der brandenburgischen Markgrafen freigelassenen Neffen Waldemar das Herzogthum Schleswig als ein nach deutscher Sitte erbliches Fahnenleben übergeben, suchte dagegen bei andern Ländern den Grundsatz der Nichtvererbung aufrecht zu halten, überhaupt aber die in große Abnahme gekommene königliche Macht wieder aufzurichten, wobei ihm aber der Erzbischof Jakob von Lund standhaft entgegen arbeitete, die übrigen Bischöffe von Roskild und Odense auch auf seiner Seite hatte, der Papst den von diesen über den König gesprochenen Bann bestätigte, das Land unter das im Ganzen nur wenig respektirte Interdikt legte, Christoph selbst endlich durch einen Kanonikus Arnefast, nur ist unentschieden ob mit der Hostie oder bei einem Gastmahl (1259 Mai 29.) vergiftet wurde. In dieser fürchterlich verworrenen Zeit mußte insbesondere der Landmann leiden, auf dem das doppelte Gewicht des Staates und der Kirche lastete. Wenn man in der alten nordischen Sagenzeit, die in den Zuständen wenigstens wenn auch nicht in den Begebenheiten Geschichte ist, nur Freie, keine Leibeigenen und Unfreien in verschiedenen Abstufungen hier wahrnimmt, und noch bei Kanut's des Großen Zeit nur ein höherer und geringerer Grad des Reichthums, der Gunst, des Einflusses, nicht aber der Freiheit, zu ersehen ist, indem dieser Fürst zuerst durch die Einrichtung der Thingmänner oder Hußkarle eine Absonderung eines bevorrechteten Standes, der sich an den König zunächst anschloß, vorbereitete; so war seit den mehr als zweihundert Jahren, die seitdem verstrichen, der vorher unbekannte Unterschied der Stände noch merklicher geworden. Schon unter dem ersten Waldemar war das Tragen der Waffen, vorher dem Bauern als freiem Manne so gut wie dem Edelmann erlaubt, nur dem letzteren vorbehalten, und der Bauer mußte durch den Adel und die Geistlichkeit sich immer mehr zurückgesetzt sehen. Der Mord Kanut's des Heiligen, die gewaltigen unter Waldemar I. sich stets wiederholenden Aufstände, welche besonders den Erzbischof Absalon betheiligten, der Aufstand gegen Erik Plogpenning, der Mord Abel's, und die damals unter Christophs Regierung mehrmals erwähnten Empörungen der Bauern, zuweilen mit dem ausdrücklichen Beisatze: gegen die Adelichen, beweisen die Unzufriedenheit derselben, welche für ihre erst seit Kur-

zem verlorenen Rechte sich einen Ersatz, eine Sicherheit suchten. Diese kam nach der entsetzlichen Zerrissenheit der nächsten Regierung. Die Partei des Erzbischofs Jakob, der sich noch im Gefängnisse befand, wohin ihn Christoph gesetzt hatte, suchte die Erhebung seines Sohnes Erik VII. Glipping zu hindern, jedoch gelang es der Königin Wittwe, Margaretha von Pommern, ihren Sohn zu Wiborg (25. Dec.) krönen zu lassen. Die Gegenpartei stellte den Herzog Erik von Schleswig als König auf, der von den holsteinischen Grafen und dem Rugenfürsten Jaromir unterstützt wurde, und obgleich Margaretha sich ihren heftigsten Feind, den Erzbischof, durch Entlassung aus der Haft (1261) zu gewinnen glaubte, so änderte er doch seine Ansicht nicht, ging vielmehr mit seiner Klage an Papst Urban IV., und in einer Schlacht bei Schleswig wurde Margaretha und ihr Sohn (1261 Juni 29.) geschlagen und gefangen. Indessen hatte doch auch ihres Sohns Beschwerde bei dem Papst ein gerechtes Ohr gefunden, Urban gebot sie loszulassen, und der Herzog Albrecht von Braunschweig, der mit Lübeckern ins Land einfiel, erzwang ihre Befreiung (1262). Nun wollte sich aber Erik für die erlittene Schmach rächen, jagte den Erzbischof (1265) aus dem Lande, nahm das Herzogthum Schleswig (1271) in Besitz, mußte aber doch endlich mit der Geistlichkeit und den Großen zerfallen sich der Entscheidung des Papsts unterwerfen, den Erzbischof wieder heimkehren lassen, dem Erzstifte Schadenersatz leisten, und dem Papste auf sechs Jahre alle Zehnten für einen Kreuzzug bewilligen. Wenn nun Erik sich noch in Kriege mit Schweden und Norwegen verwickelte, den Hansestädten, welche dadurch rasch emporkamen, bedeutende Vortheile bewilligte, durch den Tod seiner Mutter (1282) seiner Hauptstütze beraubt, sich ganz der Gewalt des Adels blosgestellt sah, so blieb wohl kein günstigerer Augenblick mehr zu erwarten, um die Rechte der Stände, Klerus, Adel, Bürger, und Bauern, durch die am 29. Juli 1282 auf dem Reichstage zu Wordinborg gegebene erste Haandfestning zu sichern. Die Städte waren schon seit 1250 auf dem Parlement oder Danehof mit erschienen, die Bauern seit 1280; Aufrechthaltung der alten Gesetze, richterliche Untersuchung vor jeder Strafe, nur mit Einwilligung der Stände aufgelegte Besteuerung, Schutz der den fremden Kaufleuten gegebenen Privilegien, sind derselben Hauptinhalt. Dennoch dauerte der Zwist des Königs mit seinen Großen fort, und durch schmählichen Verrath wurde der König von den Mitverschwornen des schleswiger Herzogs Waldemar, dem Marschall Stigo, dem Grafen Ja-

tob, dem Kämmerer Ranno, und mehreren andern von Adel, in Nordjütland, bei Wiborg, in einem Dorfe Finderup (oder Tinderup) in St. Cäcilien Nacht (1286 Nov. 22.) mit 56 Wunden ermordet. Sein Sohn Erik VIII. Mendved folgte.

Die Urbevölkerung desjenigen Skandinaviens, das man nach seiner politischen Eintheilung auch Schweden und Norwegen nennt, sind, wie schon gesagt, ohne Zweifel die Joten oder Jätten gewesen, von dem weitverbreiteten finnischen Stamme, zu dem auch die Lappen gehören, welche durch andere eingewanderte, mit größerer Bildung bereits ausgestattete, Völker weiter zurück in den Norden gedrängt und abhängig gemacht wurden. Von diesen eingewanderten Stämmen sind wieder die Gothonen oder Gothen die ältern, welche vielleicht durch Bewegungen der Völker am schwarzen Meere genöthigt wurden, eben so nordwärts zurückzuweichen, wie sie später durch die letzte Einwanderung der Suconen sich veranlaßt sahen, die skandinavische Halbinsel wenigstens zum Theil wieder zu verlassen und sich wieder südwärts, in die früher schon einmal inne gehabten Sitze zu ziehen. Für die Ankunft der Gothonen läßt sich kein Jahr oder Jahrhundert mit Gewißheit angeben; wenn man auf das sechste Jahrhundert vor Christi Geburt etwa zurückgeht, so ist dies eine bloße Vermuthung. Mit einer etwas größern Bestimmtheit kann jedoch die Einwanderung der Suconen bestimmt werden, indem sie, die Asen, geführt von Odin, einer bereits herrschenden, durch sie verdrängten Dynastie entgegentraten, was nach wahrscheinlicher Berechnung mit den Zeiten von Christi Geburt so ziemlich zusammenfiele. Odin, welches vielleicht ein schon vorhandener skandinavischer Name für Gott oder einen göttlich geehrten Helden war, kam aus Asien, aus dem Morgenlande, wo er am Wanaquissel (Don?) gewohnt haben, Asaheim oder Godheim beherrscht, und Sigge Fridulfssohn geheißen haben soll. Nachdem er Garderige (Rußland) durchzogen, kam er nach Skandinavien, wo ihn der Seekönig Gylfe, der Dreizehnte aus dem Geschlecht Forniother's, in der Gegend am Mälarsee aufnahm, und er sich durch Sieg in einem dichterischen Wettstreite Wohnsitze und königliche Herrschaft erwarb. Sein Sohn Skiold ging nach Dänemark, ward der Stammvater der daselbst mit Kanut (1035) ausgestorbenen Familie der Skioldunger, und erbaute das dänische Nationalheiligthum zu Lethra, während Odin selbst in Schweden zu Upsala den lange Zeit hochgeehrten Tempel gründete, in welchem die drei Hauptgottheiten, Thor, Herr der Luft, des Donners und

Blitzes, der Fruchtbarkeit und der Stürme, und ihm zur Seite Wodan (Odin), Gott des Kriegs, und Frikko (Freya), Gott der Liebe, verehrt wurden. In diesem später mit aller Pracht ausgeschmückten Tempel wurde alle neun Jahre ein allgemeines Nationalfest gefeiert, wozu von allen lebendigen männlichen Wesen Opfer dargebracht wurden, und selbst die Christen in der ersten Zeit ihrer Verbreitung, als sie bereits nur eine Tagreise von Upsala entfernt zu Sictuna schon einen Tempel hatten, waren nicht davon ausgeschlossen. Die Einrichtung der Herrschaft war so daß wie in Dänemark auch in Schweden ein Oberkönig war, der jedoch nur in religiösen Dingen unbedingt, in allen übrigen nur seiner eigenen Macht gemäß gebieten konnte. Die Geschichte dieser älteren Zeit, wie auch der Einwanderungen ist theils in den Edda's, theils in den Saga's enthalten. Die ältere, poetische, Sämundische Edda soll von Sämund Frode, dem Gelehrten, gest. 1138, gesammelt worden seyn; sie enthält lauter mythische und historische Gesänge, in alt skandinavischer, isländischer, Sprache. Die prosaische, jüngere, vermuthlich von Snorro Sturlason (gest. 1249) gesammelte Edda enthält mythische Sagen, mit Hinweisung auf jene ältere Edda, und eine Anweisung zur Dichtkunst, Skalda. Außerdem sind die Saga's, oder historische Erzählungen, die meistens von historisch bekannten Dichtern herrühren, als ein Ueberrest jener heidnischen Bildung anzusehen; manche sind, wenigstens für uns, durchaus nur mythisch, andere, wie die Heimskringla Saga des gelehrten Snorro, gehören größerntheils oder ganz der Geschichte an. Diese ist für die Zeit vor Ivar Widfadmi, der allen drei skandinavischen Reichen gleich angehört, ganz dunkel; es ist nur so viel klar, daß, wie schon erwähnt, Ingiald Illroda sich zum alleinigen König in Schweden durch Ermordung seiner Nebenkönige machte, und Ivar Widfadmi, Fylkiskönig in Schonen und ein Skioldunger, hierauf, nachdem Ingiald den Lohn seiner Thaten gefunden, Alleinherrscher der beiden Reiche Skandinavien und Dänemark wurde. Hierauf ist die Geschichte bis auf Ragnar Lodbrok's Tod, zwischen Schweden und Dänemark gemeinschaftlich, und erst mit seinem Sohn Biörn Järnside trennt es sich wieder, so zwar daß Schonen, Halland, und Blekingen bei Dänemark bleiben. Die Ankunft Ansgar's in Schweden (829) legte den Anfang zu der christlichen Kirche daselbst, die aber noch zweihundert Jahre später das Heidenthum noch immer zur Seite hatte. Der letzte heidnische König Erik Segersäll nahm die Land-

schaften Schonen, Blekingen, und Halland dem Dänenkönig Suen Tueskiag ab, und erhielt sich auch gegen seinen nach der Krone begierigen Neffen Styrbjörn, der siegreich die Jomsburg bekriegte, endlich aber von hier heimgekehrt bei Upsala im Kampfe fiel. Auf Erik folgte (993) sein Sohn Olav Skautkonung, dessen Mutter, die Königin Sigrith Storrade, eifrig dem Heidenthum ergeben, dem norwegischen König Olav Trygväson die Hand zu geben bereit, von diesem verschmäht wurde, und sich dann mit Suen Tueskiag verband, wodurch ihr Sohn in die Fehden der Norweger, Dänen, und Jomsburger mit hineingerissen wurde. Der Eifer, mit welchem der norwegische König dem Christenthum zugethan gewesen war, trug auch nach seinem Tode (1000) noch Früchte. Mit seiner Schwester Ingeborg Gemahl, dem Schweden Ragwald Ulfssohn, waren christliche Priester nach Schweden gekommen, durch welche auch Olav Skautkonung zur Annahme des Christenthums bewegen ließ, und sich mit seiner Familie und seinem Heere durch den Angelsachsen Siegfried (1008, nach andern erst 1015 durch den bremischen Priester Turgoth) taufen ließ. Von nun an hatte das Christenthum einen festen Boden, auf dem durch ihn und andere mit Eifer fortgebaut wurde; es wurden neue Kirchen erbaut, und der Sage nach führte Olav auch den Peterspfenning ein. Olav nannte sich auch zuerst einen König von Schweden statt von Upsala, und in dem gemeinschaftlich mit seinem Stiefvater Suen gegen den Norweger Olav Trygväson geführten Krieg, der in der Schlacht bei Swold siegreich endigte, riß er einen Theil Norwegens an sich, den er jedoch noch bei seinem Leben wieder (1023) an Norwegen, das durch Olav den Heiligen aus seiner Abhängigkeit gerissen wurde, zurückgeben mußte. Bald nach diesem Frieden starb Olav (1024), und mit seinem Sohne Anund Jacob (1024—1051) unter dem sich Schweden, einen Krieg mit Dänemark ausgenommen, sehr ruhig befand, wobei sich zwar die christliche Religion sehr befestigte, hingegen die königliche Gewalt den mächtigen Jarlen gegenüber sehr viel verlor, und Emund dem Alten (1051—1057), starb der Mannsstamm Ragnar Lodbrok's aus. Die Versuche Adalberts von Bremen sein nordisches Patriarchat auch über Schweden auszudehnen, schlugen eben so fehl, wie anderwärts, und ein gewisser Osmund wurde von den Schweden als Bischof angenommen. Nach Emund's Tod wurde ein Verwandter des Hauses, Stenkil, Enkel Anund Jacob's, zum König erhoben, der auch die Krone (1066) seinem Sohn Inge oder

Ingemund hinterließ; jedoch erst nach einer mehrjährigen Verdrängung durch andere schnell vorübergehende Usurpatoren erhielt er dieselbe, und konnte eben so wenig als sein Vater die Vertilgung des Götzendienstes zu Upsala bewirken; doch waren die letzten Jahre seiner Regierung ruhig und ehrenvoll. Seine beiden Neffen von seinem Bruder Halstan, der eine Zeitlang sein Mitregent gewesen war, folgten ihm (gest. 1112) Philipp (gest. 1113) und Inge II. (gest. 1130) ohne besonders erwähnenswerthe Ereignisse. Da Inge ohne Erben verstorben war, so wählten die Gothländer den Dänen Magnus den Starken, die Schweden den Ragwald Knaphöfde, worauf (1134) Swerker Kolson aus dem Geschlechte Suen's, der eine Schwester Inge's I. gehabt hatte, gewählt und anerkannt wurde. Obschon Swerker aus einem dem Heidenthume nicht abgeneigten Geschlechte stammte, bewies er sich doch als einen großen Freund des Christenthums, führte eine Abgabe ein, die dem Peterspfenning ähnlich war, schaffte die alte Sitte ab stets bewaffnet zu gehen, und verdrängte den Götzendienst, wenigstens äußerlich, völlig. Auch stiftete er wahrscheinlich die ersten Klöster. Die schon vorhandene Parteiung der Gothländer und Schweden machte, daß nach seiner Ermordung (1155) die Schweden den wahrscheinlich schon bei Swerker's Lebzeiten zum Gegner oder Nachfolger bestimmten Erik den Heiligen, Bonde genannt, auf den Thron setzten, während die Gothländer bei Swerker's Sohn Karl verblieben. Erik unternahm durch den Bischof Heinrich von Upsala aufgemuntert einen Zug gegen die Finnen, welche dadurch zu dem schwedischen Reiche und in den allgemeinen christlichen Verband hineingezogen wurden, obschon noch Jahrhunderte zur völligen Eroberung verstrichen. Erik wurde (1160 Mai 18.) ermordet, der Mörder aber, Magnus, der sich dadurch die Krone zu erwerben gehofft hatte, von den Schweden erschlagen, und Karl nun auch von diesen anerkannt. Jetzt erst wurde zu Upsala (1164) ein förmliches Erzbisthum errichtet, und Stephanius von dem damals in Frankreich sich flüchtig aufhaltenden Papst Alexander III. zu Sens in Champagne zum ersten Erzbischof geweiht, wobei jedoch der ältern Kirche in Lund, deren Bischof Eskil die Weihe vollzog, ihre Rechte ausdrücklich vorbehalten wurden. Die bei einem den heiligen Gebräuchen ohnedies sehr ergebenen Volke auch aus den nützlichen Kenntnissen, welche die christlichen Priester mitbrachten, wohl zu erklärende außerordentliche Ergebenheit gegen die Geistlichkeit ging damals so weit, daß Papst Alexander III. selbst es für nöthig fand,

der allzugroßen Freigebigkeit der Laien, welche sogar die eigenen Kinder beeinträchtigte, Grenzen zu setzen, und sie zu erinnern, daß das Recht fordere, Christum als einen Sohn zum Erben einzusetzen, doch nicht weiter. Diese Begünstigung ging übrigens noch weiter. Denn als Erik's Sohn Knud, welcher nach Dänemark entflohen war, den König Karl (1167 April 12.) erschlagen hatte, und nach seinem Tode (circa 1200) Swerker, Karl's Sohn, der schon seit 1196 den königlichen Titel geführt hatte, allgemein anerkannt war, befreite er die Geistlichkeit (1200) von aller und jeder Gerichtsbarkeit und jeder Abgabe an den Staat. Aber auf gleiche Weise erhielten nun auch Anhänger seiner Partei solche Gerechtsame, und so entstand aus dem ehemaligen Zustande völliger Rechtsgleichheit aller Freien, die nur durch Reichthum, Verwandtschaft, Verdienste, oder ähnliche zufällige Eigenschaften verschieden gewesen waren, der einflußreiche Unterschied der durch besondere Rechte bevorzugten Adelichen (Frälse, Befreite), sowohl Geistlicher als Weltlicher. Swerker gebrauchte diese Mittel um das Haus Bonde niederzuhalten, aber Erik, Knud's Sohn, empörte sich, vertrieb ihn nach Dänemark, und schlug ihn, als er mit Waldemar's II. Hülfe den Thron wieder gewinnen wollte, in zwei Schlachten (1208 und 1210), in deren zweiter Swerker blieb. Erik X. behauptete sich bis an seinen Tod in Frieden und in gutem Vernehmen mit der Geistlichkeit, dennoch wurde bei seinem Tode (1216 April 10.) sein Sohn Erik ausgeschlossen und Swerker's Sohn Johann gewählt, mit dem noch ehe die beiderseitigen Ansprüche untersucht und anerkannt worden waren, das Haus Swerker's (1222 März 10.) erlosch. Der Einfluß des damals noch mächtigen Waldemar II., Oheims des noch minderjährigen Erik XI., die Rücksicht auf den Papst, und vielleicht auch die Aussicht auf Vermehrung der eigenen Gewalt veranlaßte die Großen, Erik XI. Läspe, zu wählen, den Papst Honorius III. völlig unter seinen Schutz nahm, dadurch freilich ihn sicherte, aber auch den Einfluß der Geistlichkeit durch Einführung des kanonischen Rechtes, des Gebrauchs der lateinischen Sprache, Abschaffung der Priesterehe, und dergl. noch mehr erweiterte. Bei dem vorauszusehenden Ende des Hauses Bonde trachtete die mächtige Familie der Folkunger nach der Krone, die durch Vermählung mit dem königlichen Hause vielfach verbunden war. Schon 1229 erhub sich Knud Johannson der Lange, Gemahl von Erik's XI. Schwester Helena, schlug (1230 Nov. 28.) und verjagte seinen Schwager, und behauptete sich bis dieser, der nach Dänemark

geflohen war, mit Unterstützung zurückkehrte, und in der Schlacht bei Sparsätra (1233) sein Reich wieder gewann. Jedoch die Unruhen dauerten fort, die Folkunger erhielten durch Verheirathung einer Tochter ihres Hauses mit dem König (1243) und der andern Schwestern des Königs mit ihnen, und durch die Uebertragung der Würde des Reichsjarls immer größere Gewalt. Birger, welcher Ingeborg Erik's Schwester zur Gemahlin hatte, Stifter von Stockholm, und Eroberer des innern Finnlands, wollte nach dem Tode Erik's XI. (1250 Febr. 2.) sich zum König aufwerfen, erhielt aber nur die Reichsverwaltung, die Krone wurde seinem Sohne Waldemar I. gegeben. Aber auf gleiche Weise, wie damals Waldemar II. in Dänemark sein Reich durch Theilung geschwächt und zersplittert hatte, gab auch Birger Theile des Reiches den andern Söhnen, so daß nach Birger's Tod (1266) als Waldemar allein die Regierung führte, sein Bruder Magnus, Herzog von Südermannland, sich, während der König wegen Blutschande mit Juta, Schwester seiner Gemahlin Sophia, (1274) nach Rom wallfahrte, des Reichs bemächtigte, und endlich nachdem Krieg und Theilung und wieder Krieg versucht worden war, Magnus durch die freiwillige Entsagung seines Bruders alleiniger König wurde (1279). Unter Magnus (gest. 1290 Dec. 18.) der sich zuerst einen König der Schweden und Gothen schrieb, und dadurch die Vereinigung der lange Zeit zwiespältigen Hauptstämme Skandinaviens aussprach, wurde durch Begünstigung der Kirche und des Ritterwesens Schweden, obgleich nicht ohne Unzufriedenheit der alten Geschlechter und der Freunde altvaterländischer Sitte, immer weiter dem übrigen Europa genähert. Schon Birger hatte während seiner Reichsverwaltung mehrere neue Gesetze gegeben, namentlich die öffentliche Sicherheit im Hause, in der Kirche, und auf dem Weg zum und vom Thing besonders befestigt, auch die Frauen unter besondern königlichen Schutz gestellt und ihnen, wenn auch nicht völlige, doch einige Erbfähigkeit verschafft, desgleichen hielt auch Magnus die öffentliche Sicherheit, besonders der Landleute, (daher er den Beinamen Ladelos erhielt) aufrecht und bekam zu Vermehrung des königlichen Einkommens (1281) von dem Reichsrath alle Bergwerke, Seen, Flüsse, und damit verbundene Zölle und andere Gerechtsame. Schon Birger hatte (1263) die übrigen auf seinen Vorrang eifersüchtigen Folkunger erst bekriegt, dann ermordet, auch Magnus trug Sorge, die früheren Prätentionen zu verhüten, ließ die noch übrigen Folkunger, die seinen Schwager Ingemar Danske, Gemahl

der Helena, Schwester der Königin Hedwig, ermordet hatten, hinrichten, und seinen eigenen Bruder Waldemar zu größerer Sicherheit in Nyköping festsetzen. Magnus glaubte Alles gethan zu haben, seinem Sohne das Reich unerschüttert zu hinterlassen.

Unter allen nordischen Reichen hatte Norwegen die alte germanische Verfassung am reinsten und am längsten erhalten. Auch hier schloß sich die Reihe der Könige an Odin's Geschlecht an, welches das Land erobert, unter sich getheilt, und in vielen kleinen Reichen beherrscht haben soll. Neben den gegen vierzig gezählten kleinen Königen, die diesen Titel führten, gab es noch eine Menge fast ganz unabhängiger Freier, Jarle, und eben so sind die Seekönige, welche außer ihren Schiffen auf dem Lande nur ein geringes Eigenthum, ein Vorgebirg, einen Küstenstreif, eine Insel, besaßen, und in ihren Fahrten bis nach Constantinopel und nach Rußland zogen, wo sie als Waräger und Wikinger bekannt waren, eigentlich nur in Norwegen zu Hause. Der Freie war aber nur deßwegen so vollkommen frei, nur der Jagd, dem Kriege, oder dem Seeraub ergeben, weil nach altgermanischer Sitte die Last der häuslichen Dienste von den Weibern und den Sklaven, die man im Kriege gemacht hatte, getragen wurde. Auch hier war ein König wohl mächtiger als der andere, aber nicht durch die mit der Bewahrung des Nationalheiligthums verbundene Autorität, sondern lediglich durch seine persönlichen Vorzüge, oder die Gunst des Glückes, und so dauerte ein ungeordneter Zustand, bis im neunten Jahrhundert Harald Haarfagr alleiniger König wurde. Schon sein Vater Halfdan hatte über mehrere kleinere Könige geherrscht, da er aber bei seinem Tode seinen Sohn erst zehnjährig hinterließ, so benützten diese die Gelegenheit, sich unabhängig zu machen, wurden jedoch von ihm und seinem Vormund und Oheim Guthorm geschlagen, worauf Harald glaubte, seinem Ruhme genug gethan zu haben, indem er nun für einen der mächtigsten Könige Norwegens gelten konnte. Da sandte er — der Sage zu folge — seine Boten an König Erik's Tochter Gyda, um sie zum Weibe zu haben, welche aber den Boten entgegnete, nur dann wollte sie Ja sagen, seine ächte Ehefrau zu werden, wenn er ganz Norwegen unter sich bringe und so unabhängig über das Reich herrschte, als König Erik (Segersäll) über Schweden und Gorm (der Alte) über Dänemark. Diese Erklärung der hochstrebenden Jungfrau bewog Harald zu dem Schwur, bei dem Gott der ihn erschaffen habe und der Alles regiere, wolle er sein Haar nicht eher beschneiden oder

kämmen, bis er ganz Norwegen sich unterworfen habe mit Schoß, Abgaben, und Herrschaft; lieber wolle er sterben. Da zog er aus, alles verheerend und vertilgend, siegreich in allen Schlachten, setzte überall das Recht ein, daß er sich alle Freigüter aneignete, und alle Bonden, reiche und arme, ihm Abgabe zahlen mußten; über jede Landschaft ward ein Jarl gesetzt, als Richter und Einnehmer der königlichen Gefälle, wovon er für sich den dritten Theil erhielt. Jeder Jarl sollte wenigstens vier Hersen unter sich haben, deren jeder zwanzig Mark Leben haben sollte, und dem König zwanzig Mann auf seine Kosten stellen, der Jarl aber deren sechzig. Die Erhöhung der Abgaben und Grundgelder machte die Stelle der Jarle sehr einträglich, und viele Könige begaben sich friedlich ihres Rangs, um Harald's Mannen und Jarle zu werden. Endlich nach der großen Schlacht im Hafursfjord (bei Christiansand) hatte er sein Ziel erreicht, ganz Norwegen war ihm unterthan, da ließ er Gyda holen, um seine Gemahlin zu werden neben seinen vielen andern Frauen, und ließ sich von Jarl Rögnwald von Märe, seinem Freunde, dem Vater Rolf's des Eroberers der Normandie, die Haare scheeren. Diese Errichtung der Monarchie in Norwegen gab zu bedeutenden Auswanderungen Anlaß; Rolf, Rögnwald's Sohn, wurde wegen Gewaltthat und Räuberei von Harald verbannt, und kam nach andern Fahrten mit seinen Genossen endlich nach Frankreich, wo er 912 von Karl dem Einfältigen das von nun an die Normandie genannte Land als Herzogthum bekam; andere wichen nach England, oder Irland, wo ein Staat der Ostmannen zwischen Dublin, Waterford, und Limerik von den Normannen errichtet worden, andere gingen nach den Farder- und Orkneysinseln und dem erst kürzlich (860) entdeckten Island, wo sich ein Freistaat, dem ein Lagmann (Richter) vorstand, bildete. Außer seiner erobernden Thätigkeit, die ihm auch die Orkneys- und die häbudischen Inseln, auch einen Theil von Finnmarken unterwarf, suchte er auch Sicherheit im Innern zu erhalten, durch strenges Verbot aller Befehdung, und den Handel zu heben. Von seinen vielen Söhnen folgte ihm (gest. 934) sein liebster Sohn von Ragnhild, König Eirik's von Jotland Tochter, Erik Blodöxe, der seinen Bruder, Björn Kaufmann, erschlagen hatte, als Oberkönig, gegen den seine andern Brüder wegen seiner Gewaltthätigkeit sich sofort erhuben, und den sein von König Adelstan in England auferzogener Bruder Hako der Gute, der getauft war, vertrieb. Erik entfloh nach den Orkneys, dann nach Northumberland, und wurde in der großen

Schlacht von Brunnamburgh (937) erschlagen. In Hako dem Guten glaubte man seinen Vater verjüngt wieder zu sehen, und er wurde um desto lieber aufgenommen, als er auch die Freigüter (Odalgüter, Allodien) den Bonden zurückgab; aber seine Zumuthung an die Norweger, sich taufen zu lassen, an Christum zu glauben, alle Opfer und Heidengötter abzuschaffen, den siebenten Tag zu feiern und der Arbeit sich zu enthalten, und einen andern siebenten Tag zu fasten, wurde mit allgemeinem Unwillen aufgenommen. Obgleich nun Hakon sich in die Vorstellungen fügte, und selbst sich bemühte, durch christliche Ceremonien nicht anzustoßen, so gewannen dadurch doch die Söhne Erik's immer mehr Anhang. Hako bekämpfte sie zwar tapfer und glücklich, wurde aber in der Schlacht von Storoe im sechsundzwanzigsten Jahr seiner Regierung beim Verfolgen des schon geschlagenen Feindes durch einen Pfeil im Arm schwer verwundet und starb (963). Seine Tapferkeit und Trefflichkeit wurde von dem Skalden Eywind Skaldaspiller durch ein eigenes Lied, Hakons-Maal, geehrt. Erik's Sohn Harald Graufell erhielt nun den Rang des Oberkönigs, seinen Brüdern gab er Königsrang und Länder. Der mächtigste Anhänger des vorigen Königs, Jarl Sigurd, dem ganz Drontheim gehorchte, bewies ihnen wenig Unterthänigkeit, ihn geradezu anzugreifen, war nicht räthlich, so verbrannten sie ihn 965 mit sammt seinem Hause. Nun floh sein Sohn Hako nach Dänemark, reizte den Norweger Gull Harald gegen den König Harald auf, der ihn erschlug, worauf Hako Jarl selbst als Statthalter des Dänenkönigs, bald aber ganz unabhängig über Norwegen herrschte, denen er wegen seiner Anhänglichkeit an den Odinsdienst anfangs sehr lieb war, später aber sich durch Härte und Wollust verhaßt machte. Deßwegen fand Olav Trygväson, ein Urenkel Harald Haarfagr's der den Verfolgungen der Söhne Gunnhild's zu entgehen, erst in Rußland, in Gardarike, bei König Wlodimir (Waldemar) dann in Irland eine Heimath gefunden und sich als Seekönig bereits hervorgethan hatte, eine bereitwillige Aufnahme, als er von demselben Thorer Klak, den Hako nach Irland geschickt hatte um ihn festzunehmen, aufgefordert nach Norwegen ging und über Hako, den seine eigenen Leute verließen und ein Sklave ermordete (996) den Sieg davon trug. Er wurde von Allen als König anerkannt, und benützte die günstige Stimmung, um das Christenthum einzuführen. Indessen war hiezu seine Regierung zu kurz. Die Schwedin Sigrid, Erik's I. Segersäll Wittwe, eine eifrige Dienerin Odin's, war von ihm verschmäht wor-

den, und reizte nun ihren zweiten Mann Suen Tueskiag und den Jomsburger Sigualdi gegen ihn auf, während er durch seine Frau Thyra, Suen's Schwester, mit Burisleif, dem Wendenfürsten, dem sie entlaufen war, zerfiel. Um ihre Güter zurückzufordern, machte er eine Heeresfahrt mit 60 Schiffen gegen die Ostseeküste, wo er im Meerbusen von Swold, bei Wolgast, von den Dänen, Schweden, und Wenden überfallen und übermannt wurde (1000 Sept. 8.). Um nicht lebendig in ihre Hände zu fallen, stürzte er sich ins Meer, und die Sage ging daher, er sey nicht umgekommen, sondern habe sich gerettet und sey erst lange nachher (1047) als Abt eines morgenländischen Klosters gestorben. Norwegen wurde zwischen Suen Tueskiag und seinem Stiefsohn Olav Skautkonung getheilt, doch fand aus diesem Grunde Olav II. der Heilige, Urenkel von Björn Kaufmann, bei seiner Unternehmung, sich Norwegen zu erobern (1017), ebenfalls eine bereitwillige Aufnahme, er vertrieb die von den Dänen und Schweden eingesetzten Statthalter, und begründete die christliche Kirche völlig, mit Güte sowohl als auch mit Gewalt und Strenge. Dadurch ward es wieder dem Sohne Suen's, Kanut dem Großen, leicht, ihn (1029) aus dem Lande zu treiben, und als er nach einiger Zeit wiederkehrte, nach muthiger Gegenwehr zu erschlagen (1031). Kanut gab nun Norwegen seinem Sohne Suen, dem bisherigen Statthalter der Jomsburg, der aber nach Kanut's Tod vor dem Sohne Olav's, Magnus I. dem Guten, der bisher in Rußland gelebt hatte, entweichen mußte (1036). Magnus wurde auch auf eine kurze Zeit von den Dänen als König anerkannt, bis Suen III. Estrithson sich dort als König erhub. Er mußte übrigens den Thron Norwegens noch vor seinem Tode (gest. 1047 Oct. 25.) mit seinem Oheim Harald Haardrade theilen, einem Abentheurer der eigenthümlichsten Art, der endlich auch im Gefechte bei Battlebridge (1066 Sept. 25.) blieb. In ihm war die Wildheit des Kriegers mit der Bildung des Dichters und der Einsicht des wohldenkenden Regenten auf eine befremdende Weise verbunden, und eben so hielt er, obgleich der Kirche streng ergeben, seine Rechte gegen den Erzbischof Adalbert von Bremen und den Papst Alexander II. mit Festigkeit aufrecht, wovon freilich die Folge war, daß die Bischöffe zwar zum Theil in Rom, zum Theil in Bremen, zum Theil aber auch in Frankreich oder England geweiht wurden, und kein Sprengel noch ordentlich bestimmt war. Von den zwei Söhnen Harald's starb Magnus II. bald (1068), und hinterließ das ganze Reich sei-

nem Bruder Olav III. Kirre, dem Friedfertigen, der eben so der Kirche wie der besseren bürgerlichen Ordnung ergeben, durch die Anlage von Bergen und noch einiger Handelsstädte, durch die Errichtung der Gildestuben, als Orte der Zusammenkunft, durch die Anordnung, daß jährlich in jeder Fylke ein Sklave freigelassen werden sollte, durch Erbauung von Kirchen, und dergl. seine umsichtige und milde Gesinnung bewährte. Ihm folgte (1087 Sept. 22.) sein Sohn Magnus III. Barvod, den zwar das mittlere Norwegen (die Wiiger, um Christiania), nicht aber das südliche (die Upländer oder Stavanger, um Christiansand) und das nördliche (die Thränder, um Drontheim), welcher Ort seit 997 Residenz war, weil seine Mutter Thora mit Olav nicht durch die Kirche verbunden gewesen war, anerkannte, jedoch nach Hakon Magnus II. Sohns Tod ebenfalls. Die kriegerische Regierung dieses Fürsten endigte mit seinem Tod in der Schlacht an der Küste von Downe in Connaught (1103 Aug. 24.). Von seinen ihm folgenden drei Söhnen, deren keiner in der Ehe erzeugt war, ist der Jerusalemsfahrer Sigurd der wichtigste, indem er die Zehntpflicht einführte, zu Drontheim ein Erzbisthum errichtete, und diesem die übrigen Bisthümer unterordnete, auch das sogenannte alte wikinger Gesetz (Christinrettr Vikverga) gab, welches hauptsächlich geistliche Rechte und Pflichten umfaßte. Sein Sohn Magnus IV. (folgte 1130) wurde von Magnus Barvod's Sohn Harald Gillichrist verdrängt, geblendet, verstümmelt und gemöncht (1135), den wiederum seinerseits ein fünfter Bruder, Sigurd Slembidiakni, ermorden ließ (1136) und den blinden Magnus hervorzog, bis er mit diesem unterging (1139). Die Verwirrung wurde nun durch die Menge der Prätendenten und das ergriffene Mittel der Theilung, das doch nur zum innern Krieg führte, immer ärger, zwar erhielt der Sohn der Christina, einer Tochter Sigurd Jorsalfar's, und des Kriegshelden Erling Skak, endlich (1168) die Alleinherrschaft, wurde auch um ihn fester zu stellen von allen norwegischen Königen zuerst (1164) gekrönt, aber die Unruhen dauerten fort. Eystein Meyla wurde durch die Birkenbeiner, welche statt der Schuhe ihre Füße mit Birkenrinde umwanden, unterstützt, und als er umkam (1177) war doch seine Partei nicht Grunde gegangen, sondern sie wählten nun Swerrer, einen Enkel Harald Gillichrist's der den Magnus ganz verdrängte, und sich auch gegen die neuen Empörer, unter denen die meisten offenbare Betrüger waren, und die von ihnen gestifteten und wiederum sie aufrecht haltenden Parteien der

Kuflunger und Guldbeiner, erhielt. Swerrer, der früher Geistlicher gewesen und ohne Erlaubniß der Kirche in den weltlichen Stand zurückgetreten war und sich vermählt hatte, gerieth mit der Geistlichkeit in Streit und fiel in den Bann des Papstes (1191), zwang dennoch die Bischöfe ihn (1194 Juni 29.) in Bergen zu krönen, und obgleich der Bischof Niels von Opslo dem Könige entgegen die Partei der Bagler (von baculus, Krummstab) bildete und auch Innocenz III. (1198) den Bannfluch erneuerte, so erhielt sich doch Swerrer siegreich über alle seine Feinde, behauptete das Ansehen der Krone und der Gesetze, und starb eines natürlichen Todes (1202 März 9.). Die Verwirrung nahm nun wieder ihren Anfang, Swerrer's Sohn Hako IV. ward (1204 Jan. 1.) vergiftet, nun wählten die Birkenbeiner seinen unmündigen Neffen Guttorm, der bald starb (1205 Aug. 11.), hierauf den Sohn von Swerrer's Tochter Cäcilie, Inge II. Bardson, dem aber die Bagler sich nicht fügten, so daß er bis an seinen Tod (1217 Apr. 23.) mit Gegnern zu thun hatte. Vereinigten sich nun auch die beiden feindlichen Parteien zur Anerkennung von Hako's IV. Sohn, Hako V., so hatte dieser mit den neuen Parteien der Slittunger und Ribbunger und ihren Prätendenten zu schaffen, bis endlich (1240) durch die Ermordung des Jarl's Skule, der sich zum König aufgeworfen hatte, der Unruhe definitiv ein Ende gemacht wurde. Unterdessen war schon (1223 Aug. 15.) der erste allgemeine Reichstag gehalten worden, bei welchem die Geistlichkeit, die Reichsbeamten (der Jarl, die Länshöfdinger, die Lagmänner, die Befahlningsmänner, Fogde, und Länmänner), und Abgeordnete der Bauern aus jeder Fylke erschienen, auch konnte Hako V. in den letzten ruhigeren Jahren seiner Regierung mehrere heilsame Verordnungen geben und ausführen, insbesondere einen für die Hanse sehr vortheilhaften Frieden mit dieser abschließen, und die Vereinigung Islands mit Norwegen einleiten. Das Meiste aber zur Regulirung Norwegens, das noch mehr als Schweden von den greulichsten Wirren durchstürmt worden war, that sein zweiter Sohn, seit dem Tode Hako's VI., des ältern Bruders und Mitregenten (st. 1257), Mitregent des Vaters (gest. 1262 Dec. 15.), Magnus VII. Lagabäter. Die älteren norwegischen Gesetzbücher wurden (1267—1269) durchgesehen, erweitert, genauer bestimmt, für Meineid und falsches Zeugniß Confiskation des Vermögens und Exil festgesetzt, die Feuerprobe, welche besonders bei den Wirren der nächsten Vergangenheit die Aechtheit einiger Prätendenten zu erweisen

gedient hatte, abgeschafft (schon 1247), namentlich aber in einer besondern Versammlung zu Bergen (1273 Aug. 1.) die Erblichkeit in der Familie Haarfagr's bis ins dreizehnte Glied festgesetzt, und nach dem gänzlichen Erlöschen des alten Stammes die freie Wahl der Stände, von denen die Geistlichkeit die erste Stimme haben sollte, angenommen. Die Geistlichkeit erhielt überhaupt volle Freiheit bei geistlichen Wahlen, erweiterte Gerichtsbarkeit, Bestätigung der Zehnten, dem Erzbischof und den Bischöffen noch außerdem Erlaubniß, ein bewaffnetes Gefolge von vierzig Dienstleuten zu haben, welche so wie zwei Knechte eines jeden Pfarrers, von der königlichen Heeresfolge, den Diensten auf den Schiffswerften, und der Kriegssteuer frei sein sollten, und Befreiung aller bischöflichen Leute und Güter von königlichen Handelsverboten zugesichert, dem Erzbischof insbesondere Vorrechte in Betreff der Falkenjagd, der Münze, des Handels mit Island 2c. Auch versprach der König ohne Einwilligung der Stände an den Gesetzen und den Gerichtsbußen nichts ändern zu wollen. Ferner wurde durch die Hofrechtsordnung (Hirdskraa, jus aulicum) die entweder neu gegeben oder völlig umgeändert wurde, das Hofwesen geordnet und der von den Beamten und den Freien zu leistende Reichskriegsdienst genauer bestimmt. Der Adel entstand auch hier aus den Reichs- und Hofbeamten, bekam die ausländischen Titel der Barone und Ritter, unterschied sich aber von dem Adel anderer Länder durch die bestimmt eingehaltene Nichterblichkeit der Lehen. Als dritter Stand kamen die Bauern oder Thegen, welche ihre volle Freiheit behielten, und aus jedem Syssel (Kirchspiel) eine Anzahl Abgeordneter zu dem Storthing sendeten. Das Emporkommen der Städte wurde zur Zeit noch durch die Hanse gehindert, welche (1270) Erlaubniß erhielt in Bergen vom 3. Mai bis 14. Sept. feil zu halten, und sowohl den Lübeckern als auch den Bremern noch besondere Vorrechte (1278) erwarb. Hieraus entstand in Bergen bald eine hanseatische Colonie oder Faktorei; Tonsberg im Süden, Drontheim im Norden waren nächstdem die bedeutendsten Handelsplätze. Auf diese Weise war auch aus dem greulichen Gewirre der rohen Gewalt und der ungebändigten Begierde ein erfreulich geordneter Zustand hervorgegangen, der ein den übrigen Ländern gleichmäßiges Bestreben zeigte, über die Rechte der Einzelnen sich zu verständigen, und die im Laufe der Zeit entstandene Ungleichheit der Stände durch fester gezogene Schranken vor den Eingriffen der Willkühr zu wahren. Selbst die äußerste Thule, Island, wurde mit in den Kreis des

ganzen christlichen Europas hineingezogen. Die seit 860 zuerst entdeckte Insel, welch der Schwede Gardar (864) zuerst umschifft hatte, war von Ingolf, als Führer mehrerer norwegischer Familien, um Harald Haarfagris Tyrannei zu entgehen, zuerst (874) angesiedelt worden, und die Einwanderungen hatten, obgleich Harald endlich eine Strafe darauf setzte, ein halbes Jahrhundert lang fortgedauert. Es mischten sich zwar auch Dänen, Schweden, und vielleicht auch Schotten und Irländer unter die Einwanderer, indessen herrschte das altgermanische Wesen bei der geringen Verschiedenheit dieser Völker und bei der übrigens vorwaltenden Ueberzahl der Normänner vor. Bei der Gleichheit der Ansiedler und ihren gleichen Ansprüchen mußte es frühzeitig zu Streitigkeiten und eben deswegen auch zu einer Verfassung kommen, welche schon in das Jahr 928 gesetzt wird. Der neue Freistaat zerfiel in vier Landschaften unter erblichen Richtern, diese wieder in je drei Distrikte mit erblichen Vorstehern, die Distrikte wieder in Gemeinheiten, unter fünf gewählten obrigkeitlichen Personen, welche die Ordnung aufrecht hielten und die Versammlungen der Freien zusammenriefen. Am See Thingvalla hielt man das große allgemeine Gericht, das Althing. Diesem saß der ebenfalls, meist aber auf Lebenszeit, gewählte Lagmann vor, welcher die höchste ausübende Gewalt besaß. Während dieser Zeit der Freiheit und Unabhängigkeit waren die Isländer nicht nur so weit es die Natur des Bodens und des Klimas erlaubte glücklich, sondern zeichneten sich auch durch eine besondere Neigung zu den Wissenschaften aus. Ihre Skalden befanden sich im Gefolge der nordischen Könige und durch ihre Gesänge allein ist uns Kunde von der nordischen Urzeit geblieben. Die Aufzeichnung derselben, so wie überhaupt der geschichtlichen Erinnerungen ist jedoch erst ein Werk der christlichen Periode, die mit dem Jahr 1000 beginnt. Schon seit 981 waren Versuche zur Einführung des Christenthums gemacht worden, insbesondere hatte Olav Trygväson sich dieser Sache angenommen, und obgleich der Widerstand durch Ernst und Spott anfangs groß war, so wurde die Annahme des Christenthums doch (1000) auf dem Althing beschlossen. In Skalholt und Hoolum waren Bischöffe, Isleif, erster Bischof in Skalholt, (gest. 1080) ist auch als Dichter und Gelehrter berühmt, und als Stifter einer Schule zu Skalholt. Frühzeitig wurde (1011) der gerichtliche Zweikampf abgeschafft. Auch Grönland wurde (972) von Island aus entdeckt, und angebaut, jedoch verlor sich später die Spur von dieser Niederlassung, eben so wie auch Winland, vielleicht

ein Theil von Amerika, (1000—1010) entdeckt, später aber wieder verloren gegangen ist. Die Zerrüttung Norwegens hatte den Königen nicht erlaubt, ihre Ansprüche auf die Isländer geltend zu machen, nur Grönland war ihnen schon seit 1023 zinsbar. Als nun einerseits auf der Insel Parteiungen und Uebermacht einzelner Geschlechter aufkam, andererseits Norwegen zur Einheit gedieh, gelang es dem König Magnus VII. Lagabäter die schon von seinem Vater vorbereitete Vereinigung Islands mit Norwegen so auszuführen, daß die Isländer sich ihm (1262) zufolge einer Capitulation unterwarfen, und ein norwegischer Jarl als Statthalter über die Insel gesetzt wurde. Auch die isländische Gesetzsammlung, bekannt unter dem Namen der Gragos (graue Gans), wurde von Magnus (1280) revidirt. Die Blüthe der Insel war hiemit vorüber, der in Fesseln gelegte vorher blühende Handel verfiel, mit dem verschwindenden Freiheitssinn verstummte auch das freie Wort des Dichters, und es bedurfte weder einer Veränderung des Climas, die man anzunehmen pflegt, noch der vernichtenden Wirkung einer Seuche, die allerdings auch Island betroffen hat, um diesen so befremdenden Sturz von seiner frühern Höhe zu erklären. Um die Wirren der Gewalt und Willkühr zu beendigen, hatte sich die Monarchie als ein erfolgreiches und dankenswerthes Mittel erwiesen; hier aber verlor der Isländer das Element seines ganzen Lebens, die Freiheit, die allein ihm ein begeisterndes Gefühl gegenüber der rauhen und ungastlichen Natur seiner Insel geben konnte, er sah sich an das Schicksal eines andern Landes angekettet, und wenn auch Liebe für die Heimath und für die Wissenschaften verblieb, so verschwand doch der begeisternde Schwung, den nur das Gefühl der Freiheit gewähren konnte.

Der nordöstliche Theil Europas war in seinen Küstenländern und auch ziemlich weit in das Innere hinein von einem wahrscheinlich zu dem finnischen Geschlechte gehörigen Volke bewohnt, das unter dem Namen der Letten, Liven, Karelen, Samen oder Preussen von den südlicher wohnenden Slaven in Polen begrenzt wurde. Die Verschiedenheit der Namen ist wahrscheinlich aus der Verschiedenheit der Beschäftigung oder des Wohnortes entstanden, wie denn die Preußen, Po Russen, vielleicht von dem Flusse Ruß und Po = an ihren Namen erhalten haben. Sie waren ein friedliches, aber ihre Freiheit über Alles schätzendes Volk, hilfreich gegen die Nothleidenden, selbst gegen die Christen, nur durften diese ihre heiligen Haine und Quellen nicht betreten und durch ihre Anwesenheit besudeln.

Ohne einen Herrn zu dulden, freilebend in ihren Wäldern und Sümpfen, hielten sie mit großer Ehrfurcht die Gebote ihrer Priester, welche den Willen der drei obersten Götter, des Pikullos, Königes der Luft, Protrimpos, der Erde und des Wassers, Perkunos, des Feuers, ihnen kund thaten, und durch Opfer verschiedener Art, auch durch Menschenopfer, die Gottheit versöhnten. Diesem einfachen Naturdienst gemäß war es, daß noch eine Anzahl Untergötter und eine Menge selbstgewählter Götter, Fetische, unter diesen besonders Schlangen, dann auch Wälder, Seen, Brunnen, heilig gehalten wurden. Zu Romowe in Natangen war das Nationalheiligthum der alten Samen, Semben, oder Preußen, hier hatte bei einem nie erlöschenden Feuer der Kriwe, ihr oberster Priester und Richter, seinen Sitz, ihm waren in verschiedenen Abstufungen andere Priester untergeordnet. Nach dem Aussehen den alten Germanen, durch blaue Augen, rothe Wangen, blonde Haare, ähnlich, stimmen sie mit diesen auch in der hauptsächlichsten Beschäftigung, Viehzucht, Jagd, Fischfang, überein, während sie den Ackerbau nur wenig betrieben. Ihre Hauptnahrung war Pferdefleisch, aus Stutenmilch und Blut bereiteten sie ein berauschendes Getränk. Bekannt waren sie schon in alter Zeit durch den an ihren Küsten gefundenen Bernstein, außer dem noch Pelzwerk ein Handelsartikel war, durch welchen sie mit den Dänen und Schweden in Verkehr standen. Der Prager Bischof **Adalbert** hatte gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts von Religionseifer bewogen das Christenthum unter diesen Heiden ausbreiten wollen, war aber 997 ohne seinen Zweck zu erreichen nur der Märtyrerkrone theilhaftig geworden. Hierauf hatte der polnische Fürst, Boleslaus I. Chrobri, einen Einfall in ihr Land gemacht, das Heiligthum bei Romowe zerstört, und (1015) den Preußen einen Tribut abgezwungen, der aber nicht gehalten wurde, und daher zu fortwährenden Kriegen Anlaß gab. Wenn sie auch unter Casimir (1041—1059) geschlagen wurden, und eben so (1091) von dem König Wladislaus eine Niederlage erlitten, so ersetzte dieses der vollständige Sieg, den sie (1167) über Boleslaus IV. davontrugen, hierauf in Polen selbst einfielen, und ein zweites Heer, welches Boleslaus selbst befehligte, ebenfalls aus dem Felde schlugen. Die Verhältnisse wandelten sich hierauf ganz um. Die Theilung der polnischen Monarchie schwächte ihre Kräfte und machte die Preußen aus Angegriffenen zu Angreifenden. Herzog Konrad von Masovien, der sich außer Stand sah ihren Angriffen und Forderungen zu widerstehen, rief

daher auf den Rath des Bischofs Christian die deutschen Ritter zu Hülfe. Dieser Christian, ein Bernhardiner Mönch Cistercienser Ordens, war nebst einem andern Mönch Philipp, aus eigenem Antrieb zur Bekehrung der Ostseeländer ausgegangen, und von Papst Innocenz III. hiezu (1210) mit eigenen Empfehlungsschreiben an den Erzbischof von Gnesen und späterhin (1212) auch an die Cistercienserklöster ausgerüstet worden. Von demselben war der Herzog gleich anfangs an den Schwerdtritterorden in Liefland hingewiesen worden. Dieses von bremischen Kaufleuten, die nach Gothland wollten, (1153) zuerst entdeckte Land war schon früher für das Christenthum gewonnen worden; Meinhard, ein Augustinermönch, war (1186) der erste Bischof daselbst gewesen; indessen mußte man fortwährend mit den Heiden kämpfen, so daß der dritte Bischof, Albrecht, der (1200) die Stadt Riga erbaute, und den Sitz des Bisthums dahin verlegte, zum Schutz des Christenthums den Orden der Schwerdtbrüder (1201) stiftete, mit der Regel der Templer, und mit Kreuz und Schwerdt auf weißem Mantel, ihnen auch den dritten Theil des Landes versprach. Diese hatten zuerst dem Herzog Konrad Beistand geleistet, waren aber von den Preußen (1224) in einem dreitägigen Kampfe so geschlagen worden, daß von den dreißig Rittern nur fünf nach Liefland zurückkehrten, und die Preußen die ganze Landschaft Masovien so überzogen, daß dem Herzog nur noch Plozk übrig war. In dieser Noth verfiel der (seit 1215 zum Bischof erhobene) Mönch Christian auf den Rath, die Marianer oder deutschen Ritter, welche (1211) das Land Burzen an der siebenbürgischen Grenze um eine Schutzwehr gegen die Kumanen zu bilden erhalten aber (1224) wieder verloren hatten, herbeizurufen, und fand in seiner (1226 Anf.) dem Hochmeister Hermann von Salza, damals in Italien, vorgelegten Bitte geneigte Gewährung, indem der Orden sich seinerseits zum Kampfe gegen die preußischen Heiden verpflichtete und dafür das kulmer Land und alle zu machenden Eroberungen zugesagt erhielt. Kaiser und Papst gaben ihre Einwilligung. Nun zogen (1228) acht und zwanzig, unter dem zum Landmeister (Gebietiger) bestimmten Hermann Balk, mit 100 berittenen Knechten und einer entsprechenden Schaar Fußvolk nach Preußen, erhielten von Herzog Konrad die urkundliche Abtretung seines Antheils und Rechtes auf die Landschaft Kulm, und eben so von Bischof Christian Verzichtleistung auf den Zehnten. Verstärkt durch den Rest der (1224) von Bischof Christian gestifteten Ritter Christi oder Ritter von Do-

drin, und durch viele aus Deutschland ihnen zuziehende freiwillige Kämpfer, drangen sie allmählig und sicher in Preußen vor, und sicherten sich ihrer Eroberungen durch Anlegung von festen Orten und Städten. Zuerst wurde am rechten Weichselufer (1231) Thorn, gleichsam das Thor von Preußen, gegründet, hierauf Kulm (1232), Marienwerder (1233), Elbing (1237), erbaut, allmählig die Landschaften Pogesanien, Pomesanien, Natangen, Bartien, Warmien, erobert, und durch Festungen, als Bartenstein, Braunsberg, Heilsberg, Christburg u. s. w. gesichert. Papst Gregor IX. genehmigte (1235) die Vereinigung des Dobriner Ordens mit den deutschen Herren. Von Innocenz IV. erhielt das Land seine Eintheilung in vier Bisthümer (1243): Kulm, mit dem Sitz Löbau, Pomesanien mit Marienwerder, Ermeland mit Braunsberg, später Heilsberg, Samland mit Fischhausen. Schon 1233 Dec. 28. wurde den Städten Kulm und Thorn von dem Hochmeister und dem Landmeister die sogenannte kulmische Handfeste, die 1253 erneuert und auf alle Städte späterhin übertragen wurde, gegeben; aus ihr erhellt die deutsche Städtebefreiung, die natürlich hierbei das Muster gewesen war, am deutlichsten: die Städte sollten ewige Macht und Freiheit haben, jährlich unter sich Richter und Obrigkeit zu wählen; den Richtern solle die Buße geringerer Frevel ganz, größerer aber, Todschlag, Verwundung und dergl., zum dritten Theil zufallen; die Städte sollten ihre Güter, Wälder, Wiesen, Aecker, Wasser mit allen Nutzungen, frei und ewig besitzen, desgleichen sollte die Fischerei und Jagd in der Weichsel, ausgenommen Marder und Biber, frei seyn; das magdeburgische Recht sollte in den Städten gelten, jedoch so daß die Geldbuße auf die Hälfte reducirt seyn sollte; in streitigen Fällen sollten die Rathmänner zu Kulm das Urtheil fällen (woraus später das auf das magdeburgische gegründete kulmische Recht entstanden ist); der Orden sollte in den Städten keine Häuser kaufen, und solche die ihm durch Vermächtniß zufielen, nicht dem Gebrauch der Stadt entgegen verwenden; dem rechtmäßigen Besitzer sollte der Besitz des Hauses oder Gutes gesichert seyn; die Bürger sollten von allen unbilligen Auflagen, Diensten und dergl. auf ewig frei seyn, sie selbst und ihre Güter, desgleichen sollten sie von allen Heeresfahrten frei seyn außerhalb Landes; das Erbrecht sowohl der Männer als der Weiber sollte gesichert seyn; die kulmische Münze sollte im ganzen Lande, die Mark zu sechzig Schilling, gelten, nur alle zehn Jahre sollte neu gemünzt und dann die neue zur alten wie 12 : 14 geachtet werden, endlich

sollte das ganze Land Preußen von allen Zöllen frei seyn. Da auch der Schwerdtritterorden den Dänen unter Waldemar II. einerseits, und den Russen andererseits nicht länger widerstehen konnte, so vereinigte sich dieser Orden (1237) in Regel und Tracht mit dem deutschen Orden, und Hermann Balk wurde an des (1238) in einer Schlacht gegen die Litthauer gefallenen Hochmeisters Volkwin von Wintersteden Stelle Landmeister des Schwerdtritterordens, der jedoch gegen den russischen Fürsten Alexander von Nowgorod selbst dann noch einen schweren Kampf hatte, als die Dänen auf einen Theil ihrer Eroberungen verzichtet und mit dem Orden sich vertragen hatten, zumal weil mit den Bischöffen heftige Mißhelligkeiten entstanden. In Preußen selbst aber fand der Orden neuen Widerstand durch die Verbindung der Preußen mit dem polnischen, obgleich christlichen Herzog Suantepolk von Pommern, doch kam durch Vermittlung päpstlicher Legaten (1249 Febr. 7.) ein Friede zu Stande, durch welchen die Preußen versprachen das Christenthum anzunehmen, Kirchen zu erbauen und zu begaben, dagegen persönliche Freiheit und volles Eigenthum ihrer bisherigen Besitzungen zugesichert erhielten; die Kinder der vornehmen Preußen sollten in den Orden eintreten können; die sogenannten Witinger wurden mit besondern Rechten an den Orden angeschlossen; die Zehnten waren in geringem Anschlage angesetzt; nur sollten die Preußen, denen übrigens ihr polnisches Recht vorbehalten blieb, nicht gezwungen werden, in die Städte zu ziehen. Indessen war noch keineswegs ganz Preußen bezwungen, namentlich weigerte sich Sudauen noch hartnäckig der neuen Herrschaft und des neuen Glaubens. Es kam daher (1254) auf päpstliche Aufforderung ein sehr beträchtliches Kreuzheer zusammen, König Ottokar von Böhmen, Markgraf Otto von Brandenburg, und andere Fürsten fanden sich zu dem Zuge ein, man drang tief in Samland vor, und legte zu besserer Sicherung der gemachten Eroberung (1255) Königsberg an, zu Ehren des Königs Ottokar. Der Kampf dauerte fort bis 1283, wo sich unter dem Meister Konrad von Thierberg von den zwei Fürsten der Sudauer der eine ergab und das Christenthum annahm, der andere, Skurdo, lieber sein Land vollends versengte und verwüstete, und um dem alten Glauben und dem alten Gebrauch treu bleiben zu können mit den noch übrigen Seinen zu den Litthauern zog. Bis dahin war der Sitz des Ordens noch nicht im Lande selbst, sondern früher zu Venedig, dann zu Marburg gewesen. Der Unfall, welcher mit dem Anfang des nächsten Jahrhunderts den

Tempelherrenorden traf, veranlaßte daher wohl hauptsächlich den Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen (1302—1312) ihn (1309) zu Marienburg aufzuschlagen. So war ein vorher kaum dem Namen nach bekanntes, in uralter Freiheit und Barbarei gebliebenes Volk ebenfalls in den Kreis des christlichen Europas hineingezogen worden, es war von einer zur Kirche gehörenden, aus ihr entstandenen, ihr einverleibten Corporation gewonnen worden; ob es zum Reiche gehöre oder nicht, konnte zunächst gar nicht in Betracht kommen, weil Niemand ein Interesse hatte, diese Frage zu thun; die sonderbarste Erscheinung aber war dies, daß eine Gemeinschaft, ursprünglich zur Pflege der Kranken und zum Schutz der Pilgrime in Palästina, zum Kampf für die Freiheit des heiligen Grabes und Landes gestiftet, sich in einer ganz entlegenenen Zone durch den Kampf mit friedlichen Barbaren, die gastfrei und mildthätig im Schatten ihrer Haine lebten, überzeugte, ihre Pflicht erfüllt zu haben, und dadurch wenigstens den Zweck erfüllte, die Länder Europas durch das Band des Christenthums mit einander zu verbinden, und den Gedanken der Kirche und des Reiches, obgleich dann erst als beide ihrer ursprünglichen Idee entfremdet zu werden angefangen hatten, auch in die fernste Gegenden zu verbreiten.

In den allgemein christlichen Verband waren bis auf wenige Ausnahmen die reinslavischen Stämme längst schon eingetreten, die als Czechen und Lechen, und als Russen die ungeheuren Flächen von den Sudeten und Karpathen an gegen Osten und Norden hin einnehmen und das alte Bojohemum ein von der Natur wunderbar umgrenztes Land bewohnen. Außerdem wohnten noch weithin gegen Süden bis an Italien Slaven oder Wenden (Winden), alle durch gleiche, nur in Dialekten abweichende Sprache und dieselben, meist friedlichen, dem Anbau des Bodens und ruhigem Genuß des Lebens ergebenen Sitten ihre gemeinsame Abstammung und Verwandtschaft bewährend. Die Mähren, nach der Morawa benannt, hatten gegen das Ende des neunten Jahrhunderts unter Swatopluk (Zwentibold) das großmährische oder altmährische Reich gebildet, das aber durch Theilung unter drei Prinzen geschwächt den Angriffen der damals zuerst in Pannonien erschienenen Madscharen erlag, und auf seine natürlichen, geringeren, Grenzen beschränkt wurde. Um dieselbe Zeit hatte das Christenthum, das schon Karl der Große bei seiner Unterjochung der Avaren in diese Marken zu verbreiten suchte, das aber noch geraume Zeit einer festen Grundlage entbehrte,

durch die griechischen Mönche Kyrillus und Methodius, welche der Kaiser Michael III. (863) dem Mährenfürsten Rastislav sendete, bereits ziemlich festen Fuß gefaßt, indem diese die Bibel und andere geistliche Bücher in das Slavische übersetzten und hiezu ein eigenes Alphabet erfanden. Da gerade damals zwischen dem Papst Nikolaus I. und dem Patriarchen Photius der Streit über die Rechtmäßigkeit der Absetzung des Ignatius ausbrach, so gab dies auch zu einer Beschwerde Anlaß, um so mehr, als die bayerischen Bischöffe ihren Sprengel geschmälert sahen. Kyrillus erlangte zwar zu Rom bei Hadrian II. Erlaubniß die slavische Sprache beim Gottesdienste beibehalten zu dürfen, und sein Bruder Methodius wurde Erzbischof von Mähren; allein, nachdem eine geraume Zeit der griechische und der römische Ritus mit einander geschwankt hatten, siegte endlich (893) der römische, und alle Ueberreste der griechischen Kirche wurden völlig abgeschafft. Kirchlich wie politisch schloß sich Mähren an Böhmen an, gerieth wie dieses unter die Oberhoheit des Reichs, in welchem es seit 1182 als eine Markgrafschaft, die meistens den Söhnen der böhmischen Könige verliehen wurde, vorkommt. Eben so wie Mähren, war auch Böhmen in früherer Zeit ein selbstständiges Reich gewesen, das zu den Zeiten des Merovingers Dagobert I. durch einen ausländischen Kaufmann, Samo (630), aus der Zerrissenheit der einzelnen Stämme zur Einheit und Kraft erhoben worden war. Späterhin ist die böhmische Geschichte so mit Fabeln durchflochten, daß sie zwar für die romantische Poesie sehr reichhaltige Stoffe darbietet, für die eigentliche Geschichte aber außer der Zurückführung des böhmischen Fürstenstammes auf den Bauern Przemisl, den Libussa, Tochter Kroks, zu ihrem Gemahl und zum Regenten der Czechen erkor, nichts zu entnehmen ist. Durch Karl den Großen wurde Böhmen angegriffen und besiegt, zugleich auch zu einem Tribut, der indessen schlecht entrichtet wurde, verpflichtet, dann, nachdem unter Ludwig dem Deutschen innere Unruhen diesem eine Gelegenheit darzubieten schienen die alten Ansprüche zu erneuern, wiederholt angegriffen, und, obgleich sie (849) einen großen Sieg über das bajoarische Heer erfochten, dennoch zuletzt genöthigt, sich an das damals bestehende (871) großmährische Reich Swatopluk's anzuschließen, und diesen als Oberhaupt ihres Bundes anzuerkennen, der auch bis an seinen Tod (893 oder 894?) über Mähren und Böhmen herrschte. Ihr eigener Herzog Borziwoy war (876) von Methodius (Stra-

chota) am Hofe Swatopluk's getauft worden, und hatte sich mit einem deßhalb in sein Gefolge aufgenommenen Priester, Paul Kaych, auch um die Einführung des Christenthums Mühe gegeben, war aber deßwegen von seinen Unterthanen verjagt und erst durch Swatopluk's und Kaiser Arnulfs vereinte Bemühung restituirt worden. Erst sein Sohn Spitignew (gest. 921) durfte wagen, sich öffentlich als Christ zu bekennen, doch fand auch damals noch eine heftige Reaktion statt, an deren Spitze Drahomira, die Wittwe seines Bruders Wratislaw, stand. Die Kriege, zu denen Heinrich I. gegen Böhmen genöthigt war, mußten natürlich auch das christliche Princip daselbst unterstützen, und da Wenzel, Drahomira's älterer Sohn, sich des Christenthums ernstlich annahm, weßhalb er auch von der Kirche heilig gesprochen worden ist, so faßte es von dieser Zeit an (928) ganz festen Fuß. Denn Boleslaw, Wenzel's Bruder, Mörder, und Nachfolger, hatte seinen Bruder nicht aus Haß gegen das Christenthum ermordet, sondern um allein über Böhmen zu regieren (von 938 an), vielleicht auch um sich von dem Joche der Deutschen zu befreien, weßhalb er einen vierzehnjährigen, am Ende doch die Abhängigkeit Böhmens von Deutschland befestigenden Krieg mit Otto I. (bis 950) führte. Die schon von ihm gefaßte Idee zur Errichtung eines Bisthums in Prag führte erst sein Sohn Boleslaw II., der Fromme, aus (967—999). Adalbert, vorher Woiczech, der nachher seines Bekehrungseifers bei den Preußen Märtyrer wurde, war der zweite Bischof (der erste hieß Ditmar, ein Sachse, der bald nach der Weihe 968 starb). Böhmen blieb nun an das deutsche Reich angeschlossen, obgleich das Land seine Eigenthümlichkeit in Sprache und Sitte behielt, und seine Herzoge wiederholt sich von dem Lehensverband loszumachen suchten. Gleich unter Boleslaw's Söhnen brachen innere Unruhen aus, die erst mit dem Tode Udalrich's (Othelrik's) 1038 ein Ende nahmen, dessen Sohn Brzetislaw I. sich nicht nur an den Polen, die von den vorausgegangenen Unruhen Nutzen gezogen hatten, rächte, sondern auch dem von diesen angerufenen König Heinrich III. den Gehorsam und den Tribut verweigerte, weil er kein zu Rom gekrönter Kaiser sey. Doch mußte der böhmische Herzog in dem hierauf folgenden Kriege Heinrich's Uebermacht anerkennen, und blieb von dieser Zeit an mit ihm in gutem Vernehmen. Kurz vor seinem Tode (st. 1055 Jan. 10.) gab er das Gesetz, daß jederzeit der älteste Prinz aus dem herzoglichen Stamme über Böhmen herrschen sollte (Justitia

Boëmorum), was anstatt den Verwirrungen vorzubeugen, dieselben nur vermehrte. Da sein ältester Sohn Spitignew ihm in der Regierung folgte, drei jüngere Brüder aber Mähren als abhängiges, in drei Theile getheiltes Fürstenthum bekamen, so brach schon gleich im Anfange ein Zwist aus, indem sich die drei mährischen Fürsten mit dem Beistande Oesterreichs und Ungarns unabhängig machen wollten; allein der Herzog unterdrückte die Gefahr im Entstehen, und sein zweiter Bruder Wratislaw folgte ihm (gest. 1061 Jan. 28.) nach einer kurzen aber sehr löblichen Regierung. Dieser Herzog war Heinrich IV. in seinem Krieg mit den Sachsen ein getreuer Bundesgenosse, trug namentlich in der Schlacht an der Unstrut (1075) viel zum siegreichen Ausgange bei, erhielt darauf zur Belohnung die Mark Meißen, nebst der dazu gehörigen Oberlausitz, und nach dem Untergange des Königs Rudolf (1080) das Versprechen des Königstitels, wenn Heinrich selbst die Kaiserkrone glücklich würde erlangt haben. In dem italienischen Feldzug leistete Borziwoy, Wratislaw's Sohn, und der Graf Wiprecht von Groitsch, Anführer der Böhmen, dem Kaiser solche Dienste, daß er dem Herzog Wratislaw zu Mainz (1086) mit Einwilligung der Fürsten die Krone aufs Haupt setzte, und sich Wratislaw zu Prag (1086 Jun. 15.) von Engelbert, Erzbischof von Trier, feierlich krönen ließ. Nach seinem Tode (st. 1092 Jan. 14.) folgte sein Bruder Konrad (st. 1092 Sept. 6.), der aber eben so wenig als seine nächsten unter sich in Zwistigkeit gerathenden Nachfolger den Königstitel führte. Wratislaw's Sohn Brzetislaw II. wurde von einer ihm abgeneigten Adelspartei, trotz seiner allgemein anerkannten guten Eigenschaften (1100 Dec. 22.) ermordet, und da sein jüngerer Bruder Borziwoy II. ihm sofort, obwohl mit Bewilligung Kaiser Heinrich's IV., folgte, aber doch mit Umgehung des Senioritätsgesetzes, da noch ein älterer Prinz aus der mährischen Linie vorhanden war, so gab dies Anlaß zu Unruhen. Indessen wurden die Ansprüche dieses Fürsten, Udalrich's, Konrad's Sohn, Fürsten zu Brünn, leicht unterdrückt, Borziwoy aber wenige Jahre darauf von dem Znaymer Fürsten Swatopluk (1107) vertrieben, der (1109) durch die Partei der vertriebenen Familie Wrssowecz ermordet wurde. Der Kaiser Heinrich V. wollte nun Swatopluk's Bruder Otto begünstigen, allein die Böhmen wählten Wratislaw's dritten Sohn Wladislaw I. Da nun der vertriebene Borziwoy mit polnischer Hülfe zurückkam und sich auch, während Wladislaw zum Kaiser gereist war, der Stadt Prag be-

mächtigte, auch der mährische Otto ins Land einfiel, entstand eine greuliche Verwirrung, die von Heinrich V., der einen Zug nach Böhmen machte, dadurch geschlichtet wurde, daß er dem Wladislaw das Herzogthum zuerkannte, die beiden andern aber ins Gefängniß in Hammerstein am Rhein legte. Wladislaw wollte (1116), müde der drückenden Last, seinem Bruder die Krone zurückgeben, erwirkte ihm Befreiung aus dem Gefängniß, und theilte Böhmen mit ihm. Aber schon nach wenigen Jahren wurde er wegen seiner Begünstigung der Deutschen (1120) zum drittenmal vertrieben, worauf er nach Ungarn floh und daselbst (1124) starb. Der Herzog überlebte ihn nur ein Jahr, nachdem er noch vor seinem Tode (gest. 1125) sich mit seinem jüngsten Bruder Sobieslaw versöhnt und ihn zum Nachfolger erklärt hatte. Der mährische Otto wäre allerdings des Alters wegen näher berechtigt gewesen, suchte auch mit Hülfe des damals zum römischen König gewählten Lothar's von Sachsen ihn zu verdrängen, allein Sobieslaw schlug (1126 Febr. 19.) das Reichsheer bei Chumecz (Kulm an der sächsischen Grenze), Otto selbst blieb auf dem Platze, und König Lothar selbst entkam mit genauer Noth der Gefangenschaft. Unter diesen Umständen war die Verbindung Sobieslaw's mit den Hohenstaufen, die gerade damals auch mit Lothar zerfielen, sehr natürlich, und Lothar begnügte sich, ohne weitere Einmischung in die innern Angelegenheiten Böhmens, mit der Huldigung, zu der sich Sobieslaw nun gern verstand, dem Kaiser auch gegen Italien Hülfe leistete, von Lothar (1134) zu Prag besucht wurde, von Lothar's Nachfolger Konrad III. das bayerische Erzschenkenamt erhielt, und bald darauf in großem Ansehen bei auswärtigen Fürsten und geliebt von den Seinigen (1140) starb. Seinem Sohne Wladislaw, war bereits die Nachfolge zugesichert, in der er sich aber, da die Stände erst den gleichnamigen Sohn Wladislaw's, der Konrad's III. Schwester Gertraud zur Gemahlin hatte, dann einen mährischen Fürsten Konrad zu erheben versuchten, nicht erhielt, sondern Wladislaw, Wladislaw's Sohn, wurde durch Konrad's III. Beistand, den er auch auf dem Kreuzzuge begleitete, aufrecht gehalten, erlangte von Friedrich I. für seine ihm geleisteten und ferner zu leistenden Dienste, zu Regensburg (1158 Jan. 11.) die Königskrone, leistete demselben in seinen italienischen Zügen wesentliche Dienste, mußte aber am Ende seiner Tage zu seinem Verdrusse sehen, daß die Thronfolge nicht auf seinen Sohn Friedrich, sondern den bisher gefangenen Sohn Sobieslaw's, Sobieslaw II., über=

geben sollte. Voll Verdruß zog er (1173) sich, nachdem er die Krone niedergelegt, nach Thüringen zurück, wo er (1174) starb. Sobieslaw II. erhielt zwar den Thron ohne allen Widerstand, weil sich Friedrich selbst entfernt hatte, er zerfiel aber wegen seiner Neigung zu geringer Umgebung, die er dem Adel jederzeit vorzog, und deßwegen auch den Namen des Bauernfürsten erhielt, mit dem Adel, und wegen seiner Einmischung in österreichische und ungarische Geschichten mit dem Kaiser, so daß der vertriebene Friedrich von diesem als rechtmäßiger Herzog anerkannt und bald auch seines Gegners Sieger wurde (1178), der bald hierauf im Elende starb. Friedrich hatte bis an seinem Tod (1189) anfangs mit dem (1182) vom Kaiser zum Markgrafen erhobenen Konrad Otto von Mähren, dann mit der Geistlichkeit, die er besteuerte, zu thun, erhielt sich unvertrieben, und hatte nach dem böhmischen Hausgesetz den Konrad Otto von Mähren zum Nachfolger, der (1191) im Heere Kaiser Heinrich's VI. bei der Belagerung Neapels starb. Nun traf die Altersreihe Sobieslaw's Sohn Wenzel, der aber nur wenige Monate den Thron besaß, und von Manchen gar nicht als Herzog angesehen wird, hierauf (1194) Konrad Otto's Bruder Heinrich Brzetislaw, der zugleich Bischof von Prag war, und sich kräftig bis an seinen Tod (1197) behauptete. Jetzt erst kamen die andern Söhne Königs Wladislaw's II. an die Reihe, und zwar entsagte der von den Ständen gewählte jüngere Wladislaw zu Gunsten des ältern Bruders **Przemisl Ottokar** freiwillig und begnügte sich mit der Markgrafschaft Mähren. Von nun an blieb auch die Königskrone stets auf dem Haupte der böhmischen Fürsten, indem der Hohenstaufe Philipp, wohl ersehend welche Bedeutung des Böhmen Erklärung seiner Sache gab, ihm (1198) die Königswürde nicht wie es bei Wratislaw und Wladislaw der Fall gewesen war blos für seine Person sondern auch für alle seine Nachfolger ertheilte. Obgleich er sich einige Zeit nachher mit Philipp überwarf, an Otto anschloß, und auch von diesem zu Merseburg feierliche Krönung (1203) erlangte, so söhnte er sich doch mit Philipp wieder aus, und erhielt für seinen Sohn Wenzel die Zusage von Philipp's Tochter Kunigunde (1207). Philipp's Ermordung im folgenden Jahre vereinigte zwar die Fürsten des Reichs zu einträchtiger Anerkennung Otto's, aber unter denen, welche den Aufforderungen des Papstes Innocenz III., den Kaiser Otto zu verlassen und den Sicilischen Friedrich zu wählen, Gehör gaben, war vor allen der Böhmenkönig. Schon 1212 erhielt

er daher von Friedrich II. Bestätigung der Königswürde, Befreiung von allen früher an die Kaiser bezahlten Abgaben, Vollmacht, alle von Böhmen losgerissenen Stücke damit zu vereinigen, Bischöfe einzusetzen, und nur auf Reichstagen, zu Bamberg, Nürnberg, oder Merseburg, erscheinen zu müssen: auch sollte er die 3000 Mann, mit denen er die römischen Kaiser zur Krönung begleiten müsse, durch 300 Mark Silber nach eigner Wahl ablösen können. Zur Sicherheit des Reichs holte Przemisl von Friedrich 1216 zu Ulm auch Bestätigung seines Sohnes Wenzel als Nachfolger ein, nachdem der Markgraf Wladislaw von Mähren und die Stände ihre Einwilligung zu dieser Antiquirung des libussischen Hausgesetzes gegeben hatten. Auch ließ er denselben (1228) zu Prag vom Erzbischof Siegfried von Mainz, als Metropolitan von Böhmen, krönen, und starb als Begründer und Befestiger der königlichen Gewalt in seinem Geschlechte (1230 Dec. 15.). Unter seines Sohnes Wenzel Regierung (bis 1253 Sept. 22.) befestigte sich das Königthum der Böhmen immer mehr, die große Gefahr, welche damals durch die Mongolen den osteuropäischen Staaten drohte, ging für Böhmen glücklich vorbei, indem die barbarischen Horden nach der Liegnitzer Schlacht zwar durch Mähren zogen, aber bei Olmütz von Jaroslaw, dem Stammvater der nachmaligen Grafen von Sternberg (1231 Jun. 21.) geschlagen wurden, ihren Anführer Peta verloren, und sich dann eiligst nach Ungarn zogen. Nach dem Absterben der Babenbergischen Herzoge von Oestreich (1246) eröffnete sich für Böhmen eine Aussicht zu dieser Erwerbung, indem Wenzel's Sohn Wladislaw mit Friedrichs des Streitbaren Schwester Gertrud vermählt war, aber durch seinen frühzeitigen Tod (1247) ging diese Aussicht wieder verloren. Sein jüngerer Sohn Ottokar, der sich (1248) an die Spitze der mit seinem Vater Unzufriedenen gestellt hatte, erlangte (1251) die Wahl der Stände Oesterreichs zum Herzog, welche Würde er durch Heirath von Margaretha, Friedrichs des Streitbaren Schwester und Wittwe von Friedrichs II. Sohn Heinrich, die bereits 47 Jahre alt und nach so vielen traurigen Ergebnissen ins Kloster gegangen war (1252 Apr. 6.), zu befestigen suchte. Da sich Gertrud, die in ihrer zweiten Ehe mit Markgraf Hermann von Baden auch schon Wittwe (seit 1250) geworden war, zur Erhaltung der wohlbegründeten Rechte ihres Sohnes Friedrich an den Beistand König Bela's von Ungarn wendete, die Steyermärker aber sich ebenfalls nicht unter die böhmische Herrschaft begeben, sondern lieber einen Regenten aus dem

Wittelsbachischen Hause wählen wollten, entstand ein Krieg, in welchem zwar Bayern nichts gewann, Ottokar aber Steyermark fast ganz an Bela für dessen Sohn Stephan abtrat, Ober- und Unterösterreich hingegen für sich behielt (1254 Apr. 3.), Gertrud wurde an den König Bela verwiesen. Bald darauf machte er den Kreuzzug gegen die Preußen, und erhielt nach dem Tode Wilhelms von Holland einen Antrag zur Römischen Krone, den er aber ablehnte, und sich vielmehr für Richard von England erklärte. Während ein Krieg mit Bayern (1257) mit einer Niederlage bei Mühldorf endigte, bot sich bei der Unzufriedenheit der Steyermärker mit ihrer ungarischen Verwaltung, die sich alle Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten erlaubte, eine erwünschte Gelegenheit dar, dieses Land wieder mit Oesterreich zu vereinigen, und der Sieg den Ottokar (1260 Jul. 12.) bei Kressenbrunn und Marcheck über Belas 140,000 Mann starkes Heer erfocht, hatte einen glorreichen Frieden, und die Abtretung Steyermarks an Ottokar zu Folge. Die ohnedies nur aus politischen Rücksichten geschlossene Ehe mit Margaretha, die zu alt war um Kinder zu gebären, wurde aus dem Grunde, daß sie früher eine Nonne gewesen sey, und sich zu einer ewigen Keuschheit verpflichtet habe, von ihm aufgelöst, Margaretha nach Krems verwiesen, wo sie 1267 starb; Ottokar aber heirathete Kunigunde Tochter des Herzogs von Bulgarien, Nichte des Königs Bela (1261 Okt. 15.). Um nun sein Recht auf Oesterreich und Steyermark über jeden Zweifel zu erheben, ließ er sich von König Richard (1262 Aug. 9.) mit Oesterreich belehnen, und da er (1269) von dem letzten Herzoge von Kärnthen und Krain zum Erben eingesetzt wurde, sich auch in den Besitz des Erbes setzte, so war bei der Erledigung des Römischen Königsthrones (1272 Apr. 2.) in Deutschland kein Fürst, der sich an Macht und Größe mit Ottokar, König von Böhmen, Herzog in Oesterreich, Steyermark und Kärnthen, nebst den dazu gehörigen Ländern, hätte vergleichen können. In den Kriegen mit Ungarn und Bayern hatte er sich als einen geschickten und wenigstens in den wichtigsten Fällen glücklichen Krieger gezeigt, und sein bisheriges Leben hatte gezeigt, wie gewandt und entschlossen er jeden günstigen Umstand zu benützen wisse. Daß er jetzt die Kaiserkrone nicht würde abgelehnt haben, ist gewiß, ja er betrachtete es als eine Beleidigung, daß man ihn nicht gewählt, daß man einen untauglichen Grafen ihm vorgezogen, daß man den Widerspruch seiner Gesandten gar nicht beachtet hatte. Unstreitig stand damals

die deutsche Nationalität der slavischen gegenüber, es war nicht blos Ottokar's Uebermacht die man fürchtete, es war auch der verhaßte Slave, den man nicht auf den Thron der römischen Kaiser wollte steigen lassen, und Alles erwogen muß man heute noch der Wahl der Fürsten Dank und Beifall geben. Ottokar wollte einem wie er glaubte so untauglichen Manne durchaus nicht gehorchen, verband sich mit Heinrich Herzog von Bayern, Eberhard Graf von Wirtemberg, und dem Markgrafen von Baden, schickte eine Gesandtschaft an Gregor X, die jedoch nichts ausrichtete, und selbst die Fürsten traten allmählig auf Rudolfs Seite. Da er erst auf dem dritten von Rudolf zu Augsburg (1275) gehaltenen Reichstag Gesandte schickte, nicht aber, um die Huldigung und Belehnung nachzuholen, sondern um sich vor den Fürsten über Rudolfs Wahl zu beschweren, ließ ihm Rudolf durch den Burggrafen Friedrich von Nürnberg die dem Reich heimgefallenen Herzogthümer, Oesterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain, abfordern, was natürlich nun zum Krieg führte. Der allgemeine Abfall der Donauländer, welche mit Ottokars Tyrannei vielfach unzufrieden waren, während die allein besonders begünstigte Stadt Wien sich am längsten dem König Ottokar treu bewies, war ihm ein Unheil verkündendes Zeichen; da er überdies auch den Anzug des Ungarnkönigs Ladislav zum Beistand Rudolfs erfuhr, und von dem hart behandelten böhmischen und mährischen Adel auch sich der Treue nicht gewiß halten konnte, entfiel ihm der Muth, er bot Friede an, der (1276 Nov. 21.) dahin abgeschlossen wurde, daß Ottokar von der Acht losgesprochen und der Kirchenbann aufgehoben seyn soll, daß er allen Ansprüchen auf Oesterreich, Steyermark, Kärnthen, Krain, Eger, entsagt, aber mit Böhmen, Mähren, und allen übrigen Besitzungen seiner Vorfahren belehnt wird, daß er die österreichischen und steyerischen Geiseln zurückgiebt, daß zur Befestigung der neuen Freundschaft Ottokar's Tochter mit einem Sohne Rudolf's, und eine Tochter Rudolf's mit Ottokar's Sohn verbunden werden soll; Ottokar soll seiner Tochter alle seine Güter in Oesterreich als Heirathsgut mitgeben, die aber nie mehr an Böhmen zurückfallen dürfen; Rudolf giebt seiner Tochter Landgüter am linken Donauufer zur Mitgift, die 4000 Mark jährlich abwerfen; Wien, das sich damals noch nicht ergeben hatte, wird zu Gnaden angenommen. Wenige Tage hierauf erschien Ottokar (25. Nov.) persönlich vor Rudolf und empfing, nachdem er um Verzeihung gebeten, und Gehorsam und Treue geschworen, die

Belehnung mit Böhmen und Mähren. Der Sturz von einer solchen Höhe herab konnte von Ottokar unmöglich gleichgültig ertragen werden; die Kränkung wurde noch stärker durch die von Rudolf's Seite vernachlässigte Erfüllung mancher einzelnen Bedingungen; Ottokar beschwerte sich noch im Dec. 1276 darüber, und ein neuer Vertrag (1277 Mai 6.) sollte den vorigen Frieden bekräftigen. Seinerseits hatte Ottokar die für einen Sohn Rudolf's bestimmte Prinzessin sofort in ein Kloster gesperrt, und es war zu einleuchtend, daß man ihm nicht trauen dürfe, als daß Rudolf sein Heer entlassen oder Oesterreich verlassen hätte. Der Ausschlag zu einem neuen Krieg, nachdem man (1277 Sept. 12.) sich abermals vertragen hatte, scheinen die Befehle Rudolf's gewesen seyn, sich keiner Rache gegen diejenigen, welche gegen ihn die Waffen ergriffen hätten, zu bedienen. Dieses seines landesherrlichen Rechtes, wie er meinte, sich zu begeben, erklärte Ottokar, wäre er nie gesonnen gewesen, und der hierüber entstandene Briefwechsel, wozu allerdings auch die stachelnden Worte der Königin Kunigunde kamen, führte einen Wiederausbruch des Krieges herbei. Ottokar hatte im Sommer 1278 sein Heer sich bei Brünn sammeln lassen, und war nach unwesentlichen Gefechten bei Laa an die Belagerung des Städtchens Drossendorf gegangen, wo er die günstigste Zeit vergeudete, indeß Rudolf mit Sehnsucht auf die nur langsam zusammenkommenden Hülfstruppen wartete. Endlich trafen sich bei Stillfried an der March (1278 Aug. 26.) die beiden Heere, und hier kam es zu der merkwürdigen Schlacht, in der beide Könige sich eben so als geschickte Feldherren und tapfere Krieger zeigten, Ottokar aber, von dem Mähren Milota im Stiche gelassen, als er Alles gethan hatte um wenigstens eines Heldentodes zu fallen, von erbitterten Feinden grausam umgebracht wurde. Mit dieser Schlacht auf dem Marchfelde ist das Fortschreiten des slavischen Königsstammes zur Herrschaft in den deutschen Landen auf immer gehemmt, das böhmische Reich auf seine frühere Stellung zurückgeworfen, und das Uebergewicht in den deutschen Landen wieder ins Gleiche gebracht worden. Was es für das Habsburgische Haus wurde, gehört an einen andern Ort; für das Libussische Haus war die Schlacht auf dem Marchfelde ein Ausgang, für Habsburg ein Anfang.

Eben so fabelhaft als die Geschichte der Czechen ihren Anfang nimmt, lautet das was von den Polen oder den Abkömmlingen Lecho's, des Bruders des Czech, der auch den Rus noch zum dritten

Bruder gehabt haben soll, erzählt wird. Es ist schon ungewiß ob der Name der Polen von dem einen Stamm der Polener auf das ganze Volk übertragen worden, oder, ob er aus einer andern Ursache den unter sich getrennten Stämmen der Sarmaten oder Slaven oder Anten damals, als sie sich vielleicht aus Furcht vor der weiter nach Osten vordringenden Herrschaft der Franken unter einem Oberhaupte vereinigten, gegeben worden ist. Diese Zerfallenheit unter mehrere Häuptlinge, diese Schwierigkeit sich einem Monarchen zu unterordnen, ist in der ältern Geschichte ein bezeichnendes Merkmal des slavischen Stammes, und aus diesem Grunde standen sie in der Regel gegen die germanischen Stämme, denen eine solche Unterordnung etwas Naturgemäßes zu seyn schien, im Nachtheil. Alles, was von Lech, dem angeblichen Erbauer Gnesens, von Krakus, und von Wanda, die sich um ihr gegebenes Gelübde der ewigen Jungfräulichkeit zu bewahren, in die Weichsel stürzte, erzählt wird, gehört ins Gebiet der Sage; um nichts besser ist die Erzählung von Piast, der, als Popiel II. von den Mäusen gefressen war, gewählt wurde (circa 842), nach ihm wurde später jeder eingeborne König genannt; indessen beginnt nun allmählig ein helleres Licht sich über die polnische Geschichte auszubreiten; unter Otto I. zwang der nord- und ostsächsische Markgraf Gero (c. 963) dem Polenfürsten Misiko (Miecislav), deutsche Lehenshoheit anzuerkennen und sich der Einmischung in die nachbarlichen Angelegenheiten der Lusizier zu enthalten. Misiko ließ sich, als er die Tochter des Böhmenherzogs Boleslaw I. Dambrowka heirathete, taufen, und befahl die Abschaffung und Vernichtung der Götzenbilder an Einem Tage (965 März 7.). Diese gewaltsame Einführung eines neuen Glaubens fand begreiflicherweise Widerstand, doch griff das Christenthum, da zu Posen (970) ein Bisthum errichtet wurde, welchem (1000) das Erzbisthum zu Gnesen, und die Bisthümer Colberg, Krakau, und Breslau folgten, immer weiter um sich. Die politische Abhängigkeit hatte auch nicht viel zu bedeuten, doch erschien Miesko auf dem letzten Hoflager, welches Otto I. (973 Mrz.) zu Merseburg hielt, um den Kaiser hier über seinen Zwist mit Gero's Nachfolger Udo entscheiden zu lassen. Erklärlich ist diese Unterwürfigkeit theils durch das mit dem Kaisertitel immer noch verbundene Ansehen, theils aber auch durch die im Osten von Polen sich ausbreitende Herrschaft Wladimir's des Großen. Miesko's Sohn Boleslaw I. Chrobri der Kühne (992—1025), der den Preußen den

Leichnam des heiligen Adalbert abkaufte, um ihn zu Gnesen beizusetzen, eroberte Schlesien und Krakau, und erschien, als Otto III. die Pilgerfahrt nach Gnesen machte, bereits so mächtig, daß er ihn der Dienstpflicht gegen den Kaiser enthob, als König von Polen anerkannte, und ihn mit dem Pfeil des heiligen Mauritius, in einem Lanzenschafte befestigt, beschenkte, welcher als Scepter der polnischen Könige gebraucht wurde. Mit Heinrich II. gerieth Boleslaw in Krieg, mischte sich dann in die (c. 1002) zerrütteten böhmischen Angelegenheiten, ließ sich selbst zum Herzog von Böhmen ausrufen, griff sogar Bayern an, mußte jedoch dem aus Italien zurückgekehrten Heinrich II. wieder weichen, und (1005) einen Frieden schließen, den er aber schon zwei Jahre darauf (1007) wieder brach. Heinrich fand es für das Beste, ihm, als er die ganze Lausitz verheert hatte, und sich bewegen ließ, Friede zu verlangen und dem König an Pfingsten (1013 Mai 24.) zu Merseburg das Schwert vorzutragen, die streitigen Länder als Lehen zu geben. Allein Boleslaw wollte sich zu keiner Lehenspflicht verstehen, und ebensowenig sich zur Rechenschaft stellen, in dem wieder ausbrechenden Kriege blieb Boleslaw überlegen und erlangte (1018 Jan. 30.) einen vortheilhaften und rühmlichen Frieden. Zugleich war er in die Wladimir des Großen Tod (1015) folgenden innern Kriege Rußlands gemischt worden, und wollte seinen vertriebenen Schwiegersohn Swientopelk wieder in Kiew einsetzen; auch schlug er am Bug (1018) den Russenfürsten Jaroslaw völlig, eroberte Kiew mit Sturm, bei welcher Gelegenheit er mit seinem nachher bei der Krönung der polnischen Könige gebrauchten Schwerte in das goldene Thor hieb, und setzte (1018) den Swientopelk als lehnspflichtigen Fürsten über ganz Rothrußland. Da Konrad II., Heinrich's Nachfolger, sich weigerte, ihn als König anzuerkennen, so setzte er sich kurz vor seinem Tode selbst die Krone zu Gnesen auf das Haupt (1025). Der Königstitel ging auf seinen unthätigen Sohn Miecislav II. nicht über, Swientopelk wurde wieder aus Kiew vertrieben und die Oberherrlichkeit über Rothrußland ging verloren, Mähren wurde von den Böhmen, die Lausitz von den Deutschen weggenommen, so daß bei seinem Tode (1034) sein Sohn Kasimir I. einen schweren Stand hatte; dennoch mit Hülfe des deutschen Heinrich's III. und des Russen Jaroslaw die Empörer im Innern und die äußern Feinde glücklich besiegte, und deßhalb der Wiederhersteller genannt wird. Noch mehr wurde sein Sohn Boleslaw II. der Verwegene (seit

28. Nov. 1058) in vielfache Kämpfe verwickelt. Der von seinem Bruder Andreas König von Ungarn gekränkte Prinz Bela suchte bei Boleslaw Hülfe, und wurde auch (1060) in Ungarn als König eingesetzt, hierauf mußte er mit dem Böhmenherzog Wratislaw wegen der seinem Bruder Jaromir geleisteten gastlichen Aufnahme und Hülfe Krieg führen, endlich (1063) die wiederholten Einfälle der heidnischen Preußen durch einen Zug in ihr Land züchtigen. Da auch der russische Fürst Izaslaw, dem Kiew gehörte, von dem Nowgoroder Fürsten Wrzeslaw vertrieben zu Boleslaw seine Zuflucht genommen hatte, so veranlaßte ihn dieses zu einem Zuge nach Rußland (1063), auf dem sich Kiew unterwarf, und nach Wiedereinsetzung des vertriebenen Fürsten die frühere Abhängigkeit wieder hergestellt wurde, obgleich nach seiner Entfernung Izaslaw aufs neue vertrieben wurde, und erst (1077) in einem neuen Feldzug die Russen geschlagen, Kiew durch Hunger zur Ergebung gezwungen, und Izaslaw zum Statthalter in Kiew und zinsbaren Fürsten der Russen ernannt wurde. Auch nach Ungarn hatte er gegen Salomo (1070) für Geisa und Ladislav einen siegreichen Zug gethan. Die lange Abwesenheit der Polen von ihrer Heimath hatte die Frauen zu dem Entschlusse gebracht, sich unter den Daheimgebliebenen neue Ehemänner zu erwählen, welche lauter Leibeigene gewesen seyn sollen; die Nachricht hievon veranlaßte die Polen das Heer in Kiew zu verlassen, und Boleslaw über diese Uebertretung der Kriegspflicht aufgebracht, verhängte über die Ausreißer eben so wohl als über jene pflichtvergessene Weiber grausame Strafen. Er selbst schien statt der Bescheidenheit und Mäßigung, die seine jüngern Jahre ausgezeichnet hatten, seitdem er zum Zweitenmale Kiew erobert und die asiatischen Wollüste gekostet hatte, nur der Wollust und der Grausamkeit zu leben. Die Ermahnungen, welche Stanislaus Szczepanowski, Bischof von Krakau, deßhalb an ihn richtete, waren fruchtlos, und der Bannfluch, den Stanislaus endlich über ihn aussprach, reizte den (seit 1077 Dec. 25.) zum König gekrönten Boleslaw zum Morde, den er (1079 Mai 8.) mit einigen Edelleuten in der St. Michaelskirche zu Krakau auf den Stufen des Hochaltars vollbrachte. Geistlichkeit und Adel gaben dem von Gregor VII. deßhalb über ihn verhängten Kirchenbann bereitwillig Gehör, und Boleslav endlich seiner Sicherheit nicht mehr gewiß entfloh zu König Ladislav von Ungarn, der sich ebenfalls nicht getraute einen Frevler gegen die Kirche zu hegen und zu schützen, und so starb

Boleslav im Elende (1081). Nach einer zweijährigen Anarchie trat sein Bruder Wladislaw Hermann, aber nur mit herzoglichem Titel, als sein Nachfolger auf, erhielt, wahrscheinlich gegen Entsagung des Königstitel und Bestätigung der Vorrechte des Klerus, Befreiung vom Banne, heirathete (1083) Judith, Tochter des Böhmenherzogs Wratislaw, hierauf (1087) die gleichnamige Schwester Heinrich's IV., damals Wittwe des Ungarnkönigs Salomo, wodurch er mit Heinrich in ein näheres Verhältniß trat. Die lange schon bekriegten, aber bisher noch nicht unterjochten Leuticier (in Hinterpommern) machte er sich durch die Siege bei Naciaß unfern Nakel (1091 Aug. 15.) und durch die Schlacht am See Goplo bei Kruschwitz (1096), bei welcher sein eigner natürlicher Sohn Sbignev, der dem Vater sich widersetzte, Antheil genommen hatte, unterwürfig; mußte aber diesem sich wieder empörenden Sohne (1097) einen Theil von Großpolen, Cujavien, Masovien, und Pomerellen als Erbtheil bestimmen, und hinterließ (gest. 1102 Jun. 5.) seinem von der böhmischen Judith gebornen Sohn Boleslaw III. Krzyvousti (Krummmaul), der sich schon gegen die Russen ausgezeichnet hatte, einen unsichern Thron. Erst stand sein Stiefbruder Sbignev mit den Pommern und Preußen gegen ihn auf, wurde jedoch besiegt, und zuletzt (c. 1115) hingerichtet; indessen hatte sich Boleslav auch in die böhmischen Händel während Borziwoy's II. Regierung gemischt und sogar den Königstitel angenommen, weßhalb Heinrich V. (1109) einen Zug gegen ihn machte, wobei Glogau (im Oct.) die Angriffe des deutschen Heeres standhaft aushielt und dieses, als indessen das Heer der Polen sich gesammelt hatte, bei Hundsfeld unweit Breslau geschlagen wurde. Der vertriebene Borziwoy wurde von ihm nach Böhmen zurückgeführt, obgleich er bald wieder entweichen mußte; mit Heinrich aber schloß Boleslav zu Bamberg (1110) Friede und Bündniß, und befestigte dieses durch Verheirathungen. Die wiederholten Aufstände seines Bruders Sbignev endeten, wie schon gesagt, mit dessen Blendung oder Hinrichtung, die aber dem König fortwährend Gewissensbisse erregte. Die Unterwerfung der Pommern wurde durch ihre von Otto Bischof von Bamberg, dem ehemaligen Erzieher Boleslav's, ausgeführte Bekehrung, mit welcher ihr eigner Fürst Wartislav voranging, zu Stande gebracht (1124), worauf von dieser Seite, so wie auch von Böhmen und Rußland, Ruhe herrschte. Der Beistand den er dem ungarischen Prinzen Boris, Coloman's I. Sohn, gegen Bela den Blinden leistete, kam es zur

Schlacht, in welcher die Ungarn, verstärkt durch den österreichischen Markgrafen Leopold und den Böhmenfürsten Sobieslav, in der Grafschaft Zips (1133 Jul. 24.) dem Polenkönig eine gänzliche Niederlage beibrachten. Mit Böhmen dauerte hierauf der Krieg fort bis zum Stillstand von Merseburg, wo Lothar II. den Polenfürsten zum Ritter schlug und von ihm für Pommern (und Rügen?) die Huldigung empfing (1135 Aug. 15.). Durch einen förmlichen Frieden (1137) wurde der böhmische Krieg ganz geendigt. Bald darauf erkrankte Boleslav und starb (1138 oder 1139) als einer der kräftigsten und thätigsten Fürsten, die Polen gehabt hatte, bereitete aber durch die in seinem letzten Willen ausgesprochene Theilung des Landes unter seine Söhne eine über 150 Jahre dauernde Zerrüttung und Schwäche vor. Der älteste Sohn Wladislav II. sollte außer dem Hauptland Krakau, Schlesien, Pommern, Lenczyca, und Sieradien, nebst der Oberhoheit über die jüngern Brüder bekommen, Boleslav IV. (der Krause) Masovien, Kujavien, Dobrin, und das Kulmerland, Mieczislav das eigentliche Herzogthum Polen (Gnesen, Posen, und Kalisch), Heinrich das Herzogthum Sendomir und Lublin erhalten; für den jüngsten, Kasimir, war wegen seiner Jugend noch Nichts ausgesetzt. Da Wladislav durch sein Weib Christina (Agnes), eine natürliche Tochter Kaiser Heinrich's V., sich zum Alleinherrscher machen wollte, so wurde er mit sammt seinen russischen Hülfsvölkern am Flusse Pilcie geschlagen (1142), und entfloh zu Konrad III. (1145), der sich seiner damals nicht besonders annehmen konnte, indem zunächst der Kreuzzug ihn in Pflicht nahm. Erst Friedrich Barbarossa nahm sich seiner an, machte gegen Boleslav IV., der jetzt auch Krakau besaß, einen Reichszug (1157 Aug.), drang bis Posen, und zwang den Herzog in das kaiserliche Lager zu kommen, wo er betheuerte, durch die Vertreibung seines Bruders Wladislav habe er das Reich nicht beleidigen wollen, den Lehnseid schwur, Tribut und Strafgelder für sein Ausbleiben zu Merseburg zahlte, und außer andern Versprechungen verhieß sich mit Wladislav nächste Weihnachten zu Magdeburg zu vergleichen. Von allen diesen Bedingungen ward keine erfüllt, und Friedrich's Kriege mit den Lombarden erlaubten ihm nicht auf Polen zu achten. Wladislav starb 1159 und seine Söhne, Boleslav, Konrad und Mieczislav vertrugen sich mit ihren Oheimen (1160) dahin, daß sie gegen Schlesien ihren weitern Ansprüchen entsagten. Dieses, zuerst in Breslau, Glogau, und Teschen getheilte Land wurde nach Konrad's (1168) unbeerb-

tem Tod in Ober- und Unterschlesien getheilt, welches Land, als erste Folge von Boleslaus III. Theilung, faktisch von nun an von Polen getrennt war, und im Laufe der nächsten Jahrhunderte völlig germanisirt wurde. Boleslav IV. führte gegen die Preußen unglücklich Krieg (1161), und hinterließ (1173 Oct. 29.) die oberhoheitliche Würde seinem Bruder Mieciślav III. dem Alten, auf den (1177), nachdem auch Heinrich (1176) ohne Erben gestorben war, der jüngste vom Vater bei der Theilung ganz übergangene Kasimir II. (1177 — 1194 Mai 5.) als Erbe fast des ganzen väterlichen Reiches folgte. Mieciślav war wegen Gewaltthätigkeit aller Art, harte Jagdfrevelstrafen, Begünstigung der Juden, Münzbedrückung, und harte Behandlung des Adels genöthigt worden, sich aus Krakau zu entfernen und mit seinem Erblande sich zu begnügen. Er hatte, noch während Kasimir lebte, Versuche zur Wiedererlangung der Oberherrschaft gemacht, und nach seinem Tode verband er sich mit den schlesischen Herzogen und den Pommern, um Kasimir's ältesten, sechsjährigen Sohn, Lesko den Weißen, zu verdrängen. Die Mutter Lesko's dagegen, Tochter des russischen Fürsten Wszewolod von Belzk, und der Bischof Fulko von Krakau mit seinem Bruder, dem Woywoden Nikolaus, verbanden sich mit dem russischen Fürsten Roman Mstislawitsch von Volhynien, und so entstand ein Bürgerkrieg, durch den bald Mieciślav (gest. 1202), dann sein Sohn Wladislav III. (Stockbein), der 1205 wieder auf Posen beschränkt wurde, bald wieder Lesko V. der Weiße die Oberherrschaft behauptete. Lesko trat seinem jüngern Bruder Konrad Masovien und Cujavien, nebst den Gebieten von Dobrin, Michelow, und Kulm, ab; die Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten dieses Fürsten nöthigten ihn, sich, wie schon erzählt, gegen die Einfälle der Preußen erst bei den Schwerdtrittern, dann bei den deutschen Rittern Hülfe zu suchen. Als aber Lesko bei einem verrätherischen Ueberfall des Suantepulk Herzogs von Pommern bei Marczinkova (1227 Nov. 19.) erschlagen worden war, trat Konrad als Vormund seines unmündigen Sohnes, Boleslav V. des Keuschen auf, behauptete sich auch in dieser Stelle gegen den breslauischen Herzog Heinrich den Bärtigen, Sohn Boleslav's des Langen, Gemahl der heiligen Hedwig, im Anfange, wurde aber (1234) aufs neue angegriffen und (1237) Krakau abzutreten genöthigt, worauf auch Heinrich's Sohn gleiches Namens mit dem Beinamen der Fromme nach des Vaters Tod (1238) die Rechenschaft führte. In dieser ganz außerordentlichen Zerrissen-

heit kam nun noch das Unglück des Mongoleneinfalles dazu. Sie hatten damals schon Rußland erobert und drangen nun immer weiter gegen Westen vor. Zwar brachte ihnen der Woywode Wladimir von Krakau (1240) eine Niederlage bei, als sie aber wiederkehrten, und Boleslav selbst von Krakau sich nach Mähren flüchtete, schlugen sie am 18. März 1241 bei Chmielnik, das ihnen vom Adel entgegengestellte Heer, verbrannten (1241 Febr. 13.) das von allen Bewohnern verlassene Krakau, gingen dann über die Oder, verbrannten Breslau, und drangen bis auf die Wahlstadt bei Liegnitz vor. Herzog Heinrich der Fromme erwartete sie hier, verstärkt durch seinen Schwestersohn Boleslav von Mähren, durch die Krakower und Großpolen unter Sulislav, Sohn des Woywoden von Krakau, durch Mieczislaw von Oppeln (Oberschlesien), und durch den preußischen Heermeister Poppo von Osternau, und mehrere ausländische Söldner. Kaum 30,000 stark erwarteten sie (1241 Apr. 9.) die, wenn auch nicht 450,000 starken, doch auf jeden Fall sehr überlegenen Feinde. Der erste Angriff der deutschen Ritter und der von Boleslav geführten schlesischen Bergknappen warf die Mongolen zurück, doch war ihre Flucht mehr ihrer Kriegessitte gemäß, um sogleich zurückzukehren und ihre Gegner von allen Seiten zu umzingeln. Da blieb Boleslav von Mähren, und Herzog Heinrich ließ jetzt die Schaaren unter Miecislav und Sulislav vordringen, welche vermöge ihrer eiserner Bedeckung den Pfeilen leicht Widerstand boten, als sich auf einmal eine Stimme erhub: Flieht, flieht! Hierdurch erschreckt ergriff Miecislav wirklich die Flucht, brachte dadurch die Reihen der Christen in Unordnung, und was auch Herzog Heinrich selbst versuchen mochte, er fiel mit dem größten Theil der Seinen auf dem Schlachtfelde. Liegnitz wurde berannt, allein Anna, Heinrich's Wittwe, verhielt sich standhaft, und da die innern Verhältnisse des Mongolen Reiches den Fürsten Batu zum Rückzug nöthigten, so blieb es bei dieser Einen Probe der Mongolenherrschaft. Nun konnte Herzog Konrad sich der Oberherrschaft wieder anmaßen, mußte sie jedoch (1243) dem rückgekehrten Boleslav abtreten, benahm sich aber friedlich bis an seinen Tod (1247). Die Regierung Boleslav's war ganz schwach und kraftlos, die Nachkommen Miecislav des Alten besaßen Großpolen, die Söhne Konrad's Masovien und Cujavien als ganz unabhängige Fürstenthümer, eben so war Schlesien unter mehrere Fürsten getheilt, und die Oberherrschaft des Besitzers von Krakau war ganz bedeutungslos. Am wich-

tigsten ist die Einführung (1257) des magdeburgischen Rechtes in Krakau. Noch einige Jahre vor seinem Tode bestimmte Boleslav den Enkel Konrad's von Masovien von dessen Sohn Kasimir (gest. 1268) zu seinem Nachfolger; dieser, Lesko II. der Schwarze, folgte ihm (1279 Dec. 7.), ohne daß in den polnischen Landen dadurch eine bessere Aenderung eingetreten wäre. Den Russen wurde (1280) Lublin abgenommen, Breslau, dessen Herzog Heinrich die übrigen schlesischen Fürsten gefangen hielt, belagert (1281) aber fruchtlos, den Einfällen der Litthauer (1282) durch einen Sieg bei Lublin eine Grenze gesetzt, die aber schon 1283, da von einigen Großen der Herzog von Masovien Konrad II. auf den Thron berufen wurde, wieder einfielen. Das Traurigste war der Einfall der Mongolen aus Rußland (1287) die an 21,000 Mädchen in die Sklaverei abgeführt haben sollen, Lesko selbst entwich indessen nach Ungarn. Hungersnoth und Pest kamen zu dieser Landplage noch hinzu, und, noch ohne daß die innere Ordnung hergestellt war, starb Lesko II. ohne Leibeserben (1289 Dec. 30.). Die Wahl der Fürsten und der Hauptstadt war getheilt; Herzog Heinrich IV. von Breslau, welchen die Stadt Krakau erwählte, behauptete sich vor Boleslav von Masovien, fand aber bald einen Gegner an Lesko's Stiefbruder Wladislav Loktiek (Ellenlang), der ihn bei Krakau schlug, und sich dann in der Hauptstadt zum König ausrufen ließ (1290). Gleich darauf mußte er aber dem schlesischen Fürsten entweichen, der indessen noch in demselben Jahre starb. Nun trat Przemyslav von Großpolen, der mächtigste unter den damaligen piastischen Fürsten in die Schranken, mit dem zugleich der böhmische König Wenzel, Ottokar's Sohn, auf eine erdichtete Verschreibung von Lesko dem Schwarzen bauend, sich als Thronbewerber meldete. Einfälle der Mongolen, Streifzüge der räuberischen Litthauer, Krieg mit dem deutschen Orden, ließen es als einen allgemeinen Wunsch entstehen, daß wieder Ein Oberherr sein möchte. So wurde denn Przemyslav I. mit Bewilligung des Papstes Bonifacius VIII. und ohne Widerspruch von Seiten König Rudolf's I. (1295 Jun. 28.) zu Gnesen als König gekrönt, aber nach wenigen Monaten auf Veranstaltung des askanischen Markgrafen von Brandenburg, Otto des Langen, zu Rogozno (1296 Febr. 7.) ermordet. Jetzt trat Wladislav abermals auf, wurde auch gewählt und anerkannt, zerfiel aber mit dem Bischof Andreas von Posen, der ihn 1299 in den Bann that, und der Böhmenkönig Wenzel, damals von seiner ersten Gemahlin Jutta von Habsburg

Oesterreich Wittwer, erhielt mit Przemislav's Tochter Richenza (nachher Elisabeth) die polnische Krone, welche ihm der Erzbischof Jakob von Gnesen aufsetzte, aber so gut auch die Regierung dieses Fürsten war, so konnte doch den Polen die Ungerechtigkeit nicht entgehen, die sie ihrem eigenen Stamme durch Uebergehung Wladislav's zugefügt hatten, und sobald dieser vom Papst selbst sich vom Kirchenbann hatte lossprechen lassen (1301), begann er seine Rechte auf Polen geltend zu machen, worin er dem Tod Wenzels (1305) und seines Sohnes viel zu verdanken hatte. Durch **Wladislaw Loktiek** wurde dem Uebel, das Boleslav's III. Theilung veranlaßt hatte, zwar nicht ganz, denn Schlesien blieb auf immer getrennt, Pommerellen ging an den deutschen Orden verloren, der während der Schwäche Polens das Ostseeland in seine Gewalt gebracht hatte, aber doch großentheils abgeholfen, und Polen als ein ansehnliches Reich, dessen König keinem nachstand, in die Reihe der europäischen Staaten eingeordnet. Dagegen riß sich das später mit Polen verschmolzene Litthauen um dieselbe Zeit los und erhielt sich noch an hundert Jahre im alten Wesen. Der Volksstamm der **Litthauer**, verwandt mit den Letten, wie Sprache und Religion zeigt, aber noch niedriger in seiner Bildung, war gegen das Jahr 1000 von Bork, einem von einem mythischen Einwanderer Palämon abstammenden Fürsten, beherrscht, scheint damals nur das Land an der Wilja inne gehabt zu haben, und war den russischen Großfürsten zinsbar. Kjern, der Sohn von Bork's jüngstem Bruder Kunaß, nahm (zw. 1058 und 1065) den Russen Braslaw ab, machte später gemeinschaftlich mit den Russen einen Zug gegen Polen, wurde aber von Wladislav Hermann (c. 1083) geschlagen. Ohngefähr hundert Jahre lang läßt sich nun über die litthauische Geschichte, wegen gänzlichen Mangels alter Berichte, nichts sagen, als daß die Litthauer sich zu einem sehr tüchtigen Reitervolke ausbildeten, und ihre Angriffe hauptsächlich auf das damals durch seine Theilungen und Bürgerkriege ganz geschwächte Rußland richtend, ihre Grenzen bis zur Düna und südlich bis Prypetz erweiterten. Nun vermehrte sich aber die Gefahr durch die damals in Liefland ankommenden Schwerdtritter, und später durch die deutschen Ritter in Preußen; Ringold vereinigte indessen (c. 1230) die verschiedenen kleinen Fürstenthümer, beide Litthauen, Schamayten, Polnisch Livland, Podlachien, Rothrußland, Belz, Volhynien, und Podolien, und nannte sich Großfürst (Veliky Knaz); die Kriege mit Rußland und mit dem Orden

dauerten fort, und Ringold's Sohn Mendog (1235—1263) mußte dem Meister der Schwerdtritter, Andreas von Stukland, vor allen (1252) die Annahme des Christenthums versprechen, dann erst kam es zu einem Frieden, wodurch er Podlachien, Schamayten, Kurland und andere Striche abtrat, aber schon nach wenigen Jahren (1255) wieder abfiel und sich nach einem mit Rußland geschlossenen Frieden siegreich gegen das damals geschwächte Polen und gegen Preußen wandte, aber im Laufe seiner Eroberungen von seinem Neffen Troynat und seinem Schwager Doumand (1263) ermordet wurde. Troynat hatte bald darauf (1264) ein gleiches Loos; die Wahl erhub dann Mendog's Sohn Wolstinik, der im Kriege mit Rußland (1266) von dem Fürsten Leo von Wladimir verrätherisch umgebracht wurde. Mit ihm erlosch der schwache Funke des Christenthums, das nur gezwungen angenommen worden war; Perkunos ewiges Feuer wurde wieder verehrt, und der Kampf gegen die Christen, selbst nach dem Absterben des alten palämonischen Herrscherstammes mit Trojden (c. 1282) von den folgenden Großherzogen, dem Stamme Witen's, fortgesetzt.

Weiter hin nach Osten wohnten ursprünglich ebenfalls Slavenstämme unter besondern Oberhäuptern oder Aeltesten, die sich in einzelnen Ansiedelungen, nach alter auch germanischer Weise hauptsächlich in Wäldern, an Flüssen, an Seen, über das Land ausbreiteten, und durch die großen Flüsse des innern Rußlands, wodurch ihre Wanderungen geleitet wurden, auch in Verbindung blieben. Nördlich grenzten sie an tschudische oder finnische Stämme, die theils weiter zurückgedrängt, theils unterjocht wurden, während sie im Süden den Chazaren einen Tribut in Pelzwerk entrichteten. Der Mittelpunkt der südlichen Stämme war Kiew (Gardarike), der nördlichen Nowgorod (Holmgard), welches bestimmt slavischen Ursprungs ist. Diese nördlichen Slaven (Nowgoroder, Kriwitschen, Meren, Wessen u. a.) hatten von Angriffen der Normänner (859), die hier Waräger hießen, viel zu leiden; sie ermannten sich zwar, vertrieben (861) ihre Peiniger, geriethen aber jetzt unter sich in solche Streitigkeiten, daß sie auf den Rath Gostomysls, eines der Aeltesten von Nowgorod, sich (862) an die sogenannten russischen Waräger jenseits des Meeres wendeten, sie möchten kommen und über sie herrschen. Nach der wahrscheinlichsten Meinung sind diese nun unter ihren Häuptern Rurik, Sineus, und Truwor, eingewanderten russischen Waräger Schweden gewesen; Rurik wurde, als

die beiden andern starben, Alleinherrscher des Landes vom Peipus See bis zum weißen See, und gab, auf ähnliche Weise wie es 912 in Frankreich der Fall war, dem Volk und Land das er beherrschte seinen Namen, während er in Sitte und Sprache zu ihnen überging. Einigen seiner Genossen gab er Statthalterschaften in dem neuen Reiche und überging dabei zwei kühne Männer, Osskold und Dir, die sich nun selbst nach dem Süden begaben, in Kiew die Statthalter des Chazarenchanes wurden, mit einer großen Flotte den Dnieper hinabfuhren und (865) vor Constantinopel erschienen, glücklicherweise aber durch einen Sturm zur Rückkehr gezwungen wurden. Als Rurik (879) starb, führte Oleg die Vormundschaft über den noch unmündigen Igor, eroberte Smolensk und Kiew, schlug hier (892) den Sitz des Fürstenthums auf, erschien (907) ebenfalls vor Constantinopel und erzwang einen für die Russen günstigen Handelsvertrag. Igor selbst (913—945) war weniger glücklich, er hatte (915) mit den Petschenären zu thun, wurde (941 Jun. 11.) durch das griechische Feuer von Constantinopel zurückgeschlagen, und auch später genöthigt (945) mehrere dem Oleg zugestandene Bedingungen aufzugeben. Als er von Drewiern meuchelmörderisch erschlagen worden war, führte seine Gemahlin Olga die Vormundschaft über ihren Sohn Swjatosslaw, erhielt (957) zu Constantinopel die Taufe und bemühte sich nun eifrig den christlichen Glauben bei den Russen einzuführen. Sie wendete sich zu diesem Ende an Kaiser Otto I., der ihr einen trierischen Mönch Adalbert (961) zuschickte, welcher aber bald wieder zurückkehrte, weil er gar keine Neigung dazu vorgefunden hatte, und später wegen seiner dabei bewiesenen Bereitwilligkeit, erlittenen Beschwerden, und wirklichen Verdienste, erster Erzbischof von Magdeburg wurde. Swjatosslaw herrschte seit 964 allein, bezwang die Slaven an der Wolga und Oka (964), schlug die Chazaren, drang weit nach Süden vor, eroberte (968) das Land der Bulgaren, und gedachte hier seine Hauptstadt zu nehmen, gerieth darüber mit den Griechen in Krieg und wurde (971) von Johannes I. Tzimisces bei Hadrianopel geschlagen und kam darauf am Dnepr im Kampfe mit den Petschenären (972) um. Von seinen drei Söhnen, unter die er schon bei seinen Lebzeiten (970) das Reich getheilt hatte, erlangte Wladimir (980) die Alleinherrschaft. Bei ihm hatte Olaf Trygweson schon 978 Zuflucht gefunden. Ob er wirklich einer Aufforderung den Islam anzunehmen sich entzogen habe, muß dahingestellt bleiben; ge-

wiß ist, daß er dem griechischen Glauben den Vorzug vor dem römischen gab, und sich (988) in Cherson taufen ließ und zugleich Anna, der römischen Kaiserin Theophano, damals Wittwe von Otto II., heirathete. Hiemit war das Christenthum zwar in Rußland befestigt, indem Wladimir sich die Einführung desselben sehr angelegen seyn ließ, die Götzenbilder vernichtete, Kirchen erbaute und beschenkte, aber durch das Anschließen an den Patriarchen zu Konstantinopel wurde eine hohe Scheidewand zwischen den Russen und ihren westlichen Nachbarn gezogen. Der russischen Kirche fehlte die Selbstständigkeit, welche die abendländische in so hohem Grade erlangte, indem die hohen Geistlichen von dem Regenten ernannt wurden, nur den Metropolitan, welchen der Patriarch von Constantinopel bestimmte, ausgenommen, und selbst hierin hatte oft der Großfürst eigenmächtig gehandelt. Auch die in dem Abendlande so einflußreichen Mönche, deren gegenseitiger Wetteifer in ihr nur zu oft in Trägheit und Wohlleben stagnirendes Daseyn immer neue Bewegung und einen neuen Aufschwung zu ihrer Idee hervorbrachte, fanden in den orientalischen Mönchen kein entsprechendes Abbild, indem diese zwar ihrer ursprünglichen Bestimmung näher geblieben, weit weniger verdorben als die abendländischen, aber auch weit weniger geistig entwickelt, und daher weit weniger einflußreich auf die Bildung des Volkes waren. Was jedoch schon in den weiter nach Westen gelegenen Slavenländern geschehen war, fand auch hier statt; die Landessprache wurde frühzeitig gebraucht, um auch über religiöse Gegenstände Belehrung zu geben, und früher als in den westlichen Ländern, wo die lateinische Sprache, theils wegen des römischen Einflusses, theils wegen ihrer leichteren Verständlichkeit als Muttersprache vorherrschte, für Geschichtschreibung und Dichtung gebraucht. Wie in andern Ländern wurde auch hier durch die Theilung der Grund zu langdauernder Schwäche des ganzen Reiches gelegt. Wladimir, der Große genannt, theilte sein Reich unter seine zwölf Söhne, von denen der in Kiew als Großfürst über die andern eilf herrschen sollte; allein noch vor des Vaters Tode (starb 1015 Jul. 15.) hatte sich Jaroslav Fürst von Nowgorod empört; es brach ein Bruderkrieg aus, in welchem Sswjatopolk I. sich des Thrones in Kiew bemächtigte, bis (1019) Jaroslav die Alleinherrschaft sich erwarb. Die ihm hiebei besonders hülfreich gewesenen Nowgoroder erhielten außer andern Begünstigungen das für sie gegebene Russische Recht (Pravda Ruskaja), das auf einer im

Allgemeinen nordischen Grundlage, die jedoch durch mancherlei Eigenthümlichkeiten modificirt ist, Verfügungen über das Wehrgeld, je nach dem Stande des Erschlagenen, Strafe des Diebstahls und anderer Vergehen, Erbfolge, Gerichtsordnung, Zeugenbeweis, Gottesurtheile, u. dgl. enthält. Die Städte hatten sich überhaupt schon unter Wladimir bedeutend gehoben; in Nowgorod bestand eine öffentliche Schule für 300 Kinder der Weltpriester und der Kaufleute, Kiew wurde vergrößert, durch die Hauptkirche St. Sophia und das sogenannte goldene Thor verschönert. Für die Religion wurde besonders viel gethan, Kirchen gebaut und mit Gemälden und mit Mosaikarbeiten von griechischen Künstlern ausgeschmückt, Klöster gestiftet, namentlich das Höhlenkloster in Kiew; die Geistlichkeit durch ein besonderes Gesetz über die geistlichen Gerichte bevorzugt, und Schriften aus dem Griechischen in das Slavische übertragen. Mit seinem Bruder Mstislaw mußte Jaroslaw (1026) das Reich theilen, so daß jener von Kiew aus über die seit der Zertrümmerung des Chazarenstaates (1016) vergrößerte südliche Hälfte, Jaroslaw von Tschernigov aus über Nowgorod und den Norden gebot. Gegen die Polen führten sie (1031 — 1032) gemeinschaftlich Krieg und entrissen ihnen die von Boleslaw Chrobri früher in Volhynien abgenommenen Städte. Jaroslav eroberte auch die livische Küste, erbaute daselbst Dörpt (oder Juriev) 1030, vereinigte nach seines Bruders Tod (1036) das ganze Reich, führte mit den Litthauern (1040) und den Polen (1041 und 1042) Krieg, bedrohte (1043) die Griechen mit einer Flotte, weil ein angesehener Russe in Constantinopel ermordet worden war, und besetzte wegen der fortdauernden Mißhelligkeit mit den Griechen den Metropolitanstuhl zu Kiew (1051) selbst mit dem Priester Hilarion, ohne sich deßwegen von der griechischen Kirche zu separiren oder dem Patriarchen sein Recht schmälern zu wollen. Eine lange und im Ganzen genommen glückliche Regierung erwarb dem Großfürsten allgemeine Achtung, und selbst im fernen Ausland war der russische Name damals berühmt. Trotz der eigenen Erfahrung über die Nachtheile der Zersplitterung des Reiches theilte doch Jaroslaw kurz vor seinem Tode (st. 1054 Febr. 19.) sein Reich unter seine sechs Söhne, von denen Isjasslav I. (Dimitrij) als Großfürst Kiew bekam. Der Einfall der tatarischen Polovzer (1061 und 1067) kam nun zu den innern Kriegen hinzu. Isjasslav von einem Fürsten von Polozk gestürzt, wurde (1069) mit Hülfe des Polenfürsten Boleslaw II. wieder auf den Thron gesetzt,

und mußte sich gefallen lassen, daß sein Bruder Sswjatosslav Fürst von Tschernigov und Wssewolod Fürst von Perejasslavl sich als Großfürsten neben ihm behaupteten. Er wendete sich daher an Polen, an das Reich, und an Gregor VII., der seinem nach Rom gekommenen Sohne die Thronfolge zusicherte, und den Polenherzog bewog sich abermals des Großfürsten anzunehmen, dem dann Wssewolod (1087) den Thron wieder friedlich einräumte. Indessen wurde die Ruhe auch dadurch nicht hergestellt, und als Isjasslav (1079) in der Schlacht bei Tschernigov gefallen war, folgte ihm keiner seiner Söhne, sondern sein Bruder Wssewolod, unter dem das Reich durch Angriffe der Polovzer und Bulgaren von außen, und durch Empörungen der abhängigen Fürsten heftig zerrüttet wurde. Eine furchtbare Pest suchte (1092) Rußland heim, von der (1093) Wssewolod selbst weggerafft wurde, und nun seinen Neffen Sswjatopolk II. (Michael) Isjasslawitsch zum Nachfolger hatte. Offenbar als ein Mittel gegen die Nachtheile der Theilung schloß dieser (1096) einen förmlichen Theilungsvertrag mit allen damals noch lebenden Nachkommen Rurik's, wodurch zwar die Oberhoheit des Kiewer Großfürsten anerkannt und gesichert wurde, die übrigen Fürstenthümer im Grunde jedoch nur dem Namen nach unterworfen und nur zu gemeinsamer Vertheidigung verpflichtet waren. Neue innere Kriege nöthigten ihn (1099) die Ungarn zu Hülfe zu rufen, während seine Gegner sich mit den Polovzern verbanden, und obgleich sich die Russen versöhnten und gemeinschaftlich gegen die Polovzer zu Felde zogen, so dauerten die Plünderungen dieser Feinde doch bis an seinen Tod (1113 Apr. 16.). Die Bürger von Kiew erhoben jetzt den Sohn seines Vorgängers Wladimir II. Wssewolodowitsch Monomachos auf den Thron, der ihnen dafür ihren Wunsch gewährte, die Juden, welche seit Wladimir's I. Zeit eingewandert und der Gewerbsthätigkeit höchst nachtheilig geworden waren, (1114) auf ewige Zeiten aus Rußland zu verbannen. Siege über die Tschuden in Finnland, über die Liven, die Bulgarn, die Polen, Böhmen, und Ungarn, machten seine Regierung angesehen und kräftig; deutsche Kaufleute ließen sich in Kiew nieder und brachten einen Theil des bisher über Constantinopel getriebenen südrussischen Handels an sich. Ihm folgten (1126 Mai 19.) nacheinander seine Söhne, Mstisslav I. (— 1130) und Jaropolk II. (— 1139 Febr. 18.) unter den herkömmlichen Unruhen und Empörungen, den dritten Bruder Wjatschesslav verdrängte aber nach acht Tagen Swjatoss-

law's II. Enkel Wssewolod II. Olgowitsch, bisher Fürst von Tschernigov. Doch blieb die jüngere (sogenannte monomachische) Linie im Besitz ihrer Fürstenthümer, und als Igor II. seinem Bruder (1146) folgte, wurde er nach dreizehntägiger Regierung entsetzt, und des Monomachos Enkel Isjasslav II. aus Perejasslavl wurde von den Kiewern eingeladen, mußte jedoch (1149) seinem Oheim Jurij (Georg) I. Wladimirowitsch Dolgoruki weichen, welcher nach einigen dazwischen eingetretenen Wechseln (1155) zum zweitenmale die großfürstliche Würde an sich brachte, auch mit mehr Kraft als bisher geschehen war das großfürstliche Ansehen behauptete, mehrere neue Städte gründete, den Anbau des Landes zu befördern suchte, zu der später nach dem Flusse genannten Hauptstadt Mosskwa (1156) durch Erbauung eines Landhauses den Grund legte, aber bei einer Regierung von kurzer Dauer (gest. 1157 Mai 15.) für die Befestigung des Reiches, das damals eben in zwei Hälften, eine nördliche mit dem Hauptpunkt Wladimir, eine südliche mit Kiew, zu zerfallen anfing, doch nur wenig thun konnte. Sein Sohn Andreij I. Jurjewitsch Bogoljubovski wich in Kiew dem vom Volke begehrten Isjasslaw III. Dawüdowitsch Fürsten von Tschernigov, und herrschte als Großfürst von Wladimir aus über die meisten nördlichen Fürsten, hielt selbst den Großfürsten von Kiew in einer gewissen Abhängigkeit, und bemächtigte sich, als innere Unruhen die Stadt Kiew ganz zerrütteten, (1170) dieser Hauptstadt, ließ sie zwei Tage lang plündern, setzte Großfürsten in derselben nach Belieben ein und ab, und wurde (1174) von Meuchelmördern ermordet. In Wladimir folgte nach einigen schnell wieder verschwindenden Regenten (1176) Wssewolod IV. der Große, der sich zwar gegen den Fürsten Mstisslaw III. von Nowgorod erhielt und ihn sogar vertrieb, dagegen nichts thun konnte, um den Räubereien der Bulgarn und Polovzer zu steuern, noch die Ansiedlung der Deutschen in Riga zu hindern, noch sich gegen Litthauer, Polen und Ungarn zu schützen. Seit 1201 trat an der livischen Küste der Schwerdtbrüderorden auf; Nowgorod eilte sich durch einen Handelsvertrag mit den Deutschen und den Gothländern sicher zu stellen; im Süden war zwischen Roman von Halitsch und Rurik II. von Kiew Streit und Verwirrung entstanden, wobei Rurik, der mit polovzischen und andern Hülfsvölkern (1202) zurückgeführt wurde, Kiew anzünden und plündern ließ. Kiew war zu gänzlicher Bedeutungslosigkeit durch den häufigen Wechsel der Regenten herabgesunken, und während das nördliche Großfürsten-

thum Wladimir für die im Süden entstandene Schwäche einigen Ersatz hätte gewähren können, vernichtete Wssewolod diese Aussicht, indem er seine Staaten kurz vor seinem Tode (1212 Apr. 15.) ebenfalls unter seine Söhne theilte. Jurij II. war zum Großfürsten ernannt, konnte jedoch erst (1218) diesen Thron bekommen. Trotz der innern Zersplitterung des Reiches in eine Menge größere und kleinere Fürstenthümer, trotz der Verluste an Polen und Ungarn, welche gegen die ansehnlichen Eroberungen im Nordosten leicht zu verschmerzen waren, trotz der ringsum, von Finnland aus bis hinab ins Land der Bulgarn und Polovzer, lauernden Feinde, wäre Rußland immer noch ein gewaltiges, und so wie es einig wurde, jedem andern furchtbares Reich gewesen, wenn nicht der ungeheure Stoß der Mongolenwanderung es auf Jahrhunderte hinaus in Botmäßigkeit gebracht hätte. Noch bei Dschingis Chan's Leben führte sein ältester Sohn Tschudschi das Heer durch Kaptschak, d. i. die Länder vom schwarzen Meere nördlich zwischen dem Jaik und der Wolga, nach dem Don gegen die Polovzer, diese wandten sich an die Russen um Hülfe, und mehrere Fürsten vereint, ohne auf die von Jurij erbetene Hülfe zu warten, lieferten den Mongolen die Schlacht an der Kalka (1224 Mai 31. oder Jun. 16.), nach deren Verlust ganz Südrußland von den Siegern überschwemmt wurde. Da Dschingis Chan die Sieger zurückrief, um in einer allgemeinen Versammlung Verfügungen über die innere Einrichtung und Verwaltung der eroberten Länder zu treffen, so hatte Rußland wieder einige Ruhe, bis sein Nachfolger Oktai (1227) den Batu, Tschudschi's Sohn, auch gegen Nordrußland (1235) sendete. Jurij II. fiel selbst in der Schlacht (1238 März 4.) bei Ssit, und bis in die Nähe von Nowgorod wurde Alles verheert. Indessen zog sich Batu des Thauwetters wegen an die Wolga zurück, und Jurij's Bruder Jaroslav II. nahm den Thron von Wladimir in Besitz, gab das Fürstenthum Nowgorod seinem Sohne Alexander, während Michail Fürst von Tschernigov Kiew in Besitz nahm. Schon brachen unter den Russen neue innere Kriege aus, als Batu (1230) zurückkehrte, Kiew (1240 Dec. 6.) eroberte, und nach dem Zug gegen Polen und Ungarn von seinem königlichen Zelte am Ufer der Wolga das Reich Kaptschak zu regieren anfing. Jaroslav leistete ihm (1243) persönlich die Huldigung und ließ sich mit der Oberherrschaft über ganz Rußland belehnen. Durch den Sieg, welchen Alexander I. von Nowgorod an der Newa (1240 Jul. 15.) über die Schwe-

den erfocht, welche um das Christenthum auszubreiten unter den Tawasten, oder um Eroberungen zu machen, gelandet waren, erwarb er sich Heldenthum, und sicherte die Grenzen auf dieser Seite, so wie er auch die deutschen Ritter, welche mit den Litthauern schon bis nahe an Nowgorod herangekommen waren, auf dem festgefrornen Peipus See (1242 Apr. 5.) schlug, und die Abtretung des Gebietes von Pskow erzwang. Bei der Unterthänigkeit, in welcher nun zwei Jahrhunderte lang Rußland von den Mongolen, später Tataren genannt, gehalten wurde, konnten diese Kriegsthaten keine dauernden Vortheile gewähren, wiewohl sie den Ruhm, welcher der kriegerischen Tapferkeit der Russen gebührte, außer allen Zweifel setzten, und die lange Knechtschaft hatte die traurige Folge, daß abgesehen von der Losreißung Rußlands aus dem Verband mit dem übrigen Europa, in den es kaum erst eingetreten war, asiatische Rohheit und Barbarei an die Stelle der spärlich aber doch schon etwas emporgesprossenen Blüthen abendländischer Kultur traten. Am eigentlichsten in ihrer innern Einrichtung und Lebensweise haben die im alten Illyrikum eingewanderten Slaven sich erhalten, die Serben, Bosnier, Slavonier, Croaten, und Dalmatier, mit einfachen Sitten, Viehzucht, Jagd, Raub, wenig Ackerbau und Handel, nebst einer mächtigen Aristokratie, unter Landesfürsten, die Supane heissen, zuweilen den Namen der Könige sich beilegend. Bei dem schwankenden Zustande des byzantinischen Reiches und der sich erst bildenden ungarischen Monarchie erhielten sich diese Staaten oft in völliger, meist in nur wenig beschränkter Unabhängigkeit, nehmen aber doch erst in den beiden letzten Jahrhunderten des Mittelalters eine bestimmtere Gestalt an, indem mit dem Eindringen der Osmanen sich die ganze Gestalt jener Gegenden verändert. Als eine eigene Erscheinung tritt die Republik Ragusa hervor, in der sich alte Illyrier mit neu eingewanderten Slaven verbanden, und der Handel republikanische Formen, wie überall, begünstigte und aufrecht erhielt. Ein ähnliches Mischlingsvolk entstand in der Moldau und Walachei, wo von alter Zeit her lateinische Kolonien waren, und außer Slaven auch Petschenären und Kumanen, letztere namentlich in der eigentlichen Moldau, einwanderten. Schon 1290 entstand unter dem Woiwoden Radul dem Schwarzen in der Walachei ein eigner Staat, im folgenden Jahrhundert bildete sich auch die Moldau dazu aus. Die Sprache blieb eine lateinische Mundart, jedoch mit Aufnahme vieler, hauptsächlich slavischer, Wörter und Formen;

die Regierungsform blieb slavisch, und die monarchische Gewalt des Woiwoden war in der Regel durch die Aristokratie, die Bojaren, beschränkt.

Slaven oder Sarmaten, Germanen oder Celten, Pelasger und Hellenen, mögen sie auch in unvordenklichen oder wenigstens nicht genau mehr zu bestimmenden Zeiten aus Asien, dem Heimathlande der Menschheit, eingewandert seyn, erscheinen uns doch als eigentlich rein europäische Stämme, die das Festland und die Inseln von Europa theils ausschließlich theils als herrschende Stämme besitzen; neuer aber eingewandert, auf demselben Wege wie vorher Hunnen und Avaren, vielleicht auch diesen verwandt, auf jeden Fall also dem Morgenlande angehörig, sind die Ungarn, oder, wie sie sich selbst nennen, Magyaren (Madscharen). Welchem Volksstamm sie zugehören, läßt sich heutzutage nicht mehr mit Gewißheit ausmitteln, da ihre Sprache, aus welcher sich der bestimmteste Beweis führen ließe, im Laufe der Zeit mit so vielen andern Wörtern sich vermischt und sich überhaupt so eigenthümlich verändert hat, daß sie ganz allein für sich dasteht, gleichweit von den slavischen wie von den germanischen und hellenisch-romanischen Sprachen entfernt, und in dieser Hinsicht gar keinen Anhaltspunkt darbietend. Am wahrscheinlichsten gehören sie dem finnischen oder tschudischen Stamme zu, indem die Vermuthung, welcher zufolge sie den Hunnen beigesellt werden, auf die unbedeutende Namensähnlichkeit, diejenige aber, welche sie zu den Mongolen oder Kalmücken rechnet, auf die ersten Berichte über ihre Erscheinung und Lebensweise, die aber mehreren außerdem scharf geschiedenen Völkern gemein ist, gegründet ist. Sie sind wohl aus dem jugrischen Lande, östlich vom Ural, heutzutage in der Statthalterschaft Tobolsk und Perm hervorgegangen; von diesem bekamen sie den Namen Ugri, der mit hinzutretendem Nasenlaut Ungri und mit der Aspiration Hungri oder Hungari lautete; sie selbst nennen sich, vermuthlich nach einem ihrer Hauptstämme, Magyaren. Sie zogen aus unbekannten Gründen unter Almus in sieben Schaaren von der Wolga nach dem Don, Dnepr, und die Donau, ließen sich von den Russen in Kiew abkaufen, und zogen dann, von Russen und Kumanen vermehrt, gegen das alte Reich Attila's in Pannonien ein, wo Slaven, Deutsche und Wlachen ohne inneren Zusammenhang neben einander hausten. Bei Munkats war (889) ihr erstes großes Standlager, und da sie gerade dem König Arnulf sehr gelegen kamen, um das Reich Swatopluks von Mähren durch sie angreifen zu lassen,

so stürzten sie erstlich dieses (894), und bemächtigten sich hierauf des ganzen nur von wenigen Städten und Burgen vertheidigten Landes, welches nördlich die Karpathen, südlich die Sau, westlich die Morawa und die Raab, östlich Siebenbürgen begrenzen; Almus Sohn Arpad (894—907) vollendete die Eroberung. Ihre nomadische Lebensweise dauerte zunächst fort, und machte sie, da der erobernde Geist noch fortdauerte, zu beschwerlichen und gefährlichen Nachbarn des deutschen und des griechischen Landes. Unter Arpad's Sohn Zultan (907—957) wurden besonders die in der deutschen Geschichte merkwürdig gewordenen Züge unternommen, unter denen Ludwig's des letzten Karolingers und Konrad's I. Regierung viel zu leiden hatte, bis es Heinrich dem Sachsen gelang, durch Zultan's Gefangennehmung (924) sich auf eine Zeitlang Ruhe und dann (934) den Ruhm dies unbändige Reitervolk zuerst besiegt zu haben, zu erwerben. Unter Otto I. kamen sie zwar wieder, aber die bekannte Niederlage auf dem Lechfelde, von der, wie die magyarische Sage erzählt, nur sieben Mann mit abgeschnittenen Ohren zurückkehrten, um die Vernichtung des ganzen Heers zu verkündigen, setzte ihren westlichen Raubzügen ein endliches Ziel. Bald hierauf (958 Frühl.) erlitten sie auch in Thracien durch den Domesticus Photus Argyrus eine solche Niederlage, daß auch das griechische Reich seitdem von ihnen verschont blieb. Schon unter Arpad's Enkel Tacksony (Toxus), 957—971, fing das Christenthum unter den Magyaren Eingang zu gewinnen an, wodurch sie von ihrem nomadischen Räuberleben zurückkamen, der Verkehr mit Constantinopel vermehrte die anfänglich geringen Keime, und Geisa, Arpad's Urenkel, ließ sich durch seine Gemahlin Sarolta, des bereits christlichen Gyulas Tochter, nicht nur bewegen, die durchreisenden Christen zu beschützen, und die Predigt des Christenthums zu erlauben, sondern sich selbst (980 c.) taufen zu lassen. Blieb nun Geisa auch noch seinem früheren Wesen in vieler Hinsicht treu, und gab es also in Ungarn wie im Grunde anfänglich überall ein Gemisch altes und neues Glaubens, so that doch sein und Sarolta's Sohn Woik, der in der Taufe durch den Prager Bischof Adalbert den Namen Stephan erhielt, und die bayrische Herzogstochter Gisela, Kaiser Heinrich's II. Schwester, heirathete, noch mehr. Stephan I. (997—1038) zog viele Deutsche in das Land, nöthigte seine Großen, die Christensklaven frei zu lassen, und befestigte diese, allerdings Widerspruch und Widerstand findenden Einrichtungen mit Gewalt und Strenge. Bisher hatten die übrigen

Stammeshäupter eine dem Großfürsten oft hinderliche Macht ausgeübt; um diese zu stürzen, war am geeignetsten eine der fränkisch-deutschen nachgeahmte Einrichtung, vor allen Dingen die Einführung der **Königswürde**. Stephan wurde (1000) von Kaiser Otto III. und von Papst Sylvester II. als König anerkannt, und ordnete nun das ganze Reich in geistlichen und weltlichen Dingen. Das Land, vorher den Diöcesen Passau und Salzburg unterworfen, bekam seinen eigenen Erzbischof in Gran, dem zehn Bisthümer untergeben waren, der römischkatholische Ritus wurde herrschend und die lateinische Sprache Kirchen-, Hof- und Geschäftssprache. In politischer Hinsicht wurde das ganze Land in 72 Gaue, hier Gespannschaften (Comitatus) unter Grafen, Obergespannen, getheilt, welche die oberste Militär- und Civilgewalt besaßen. Der Sitz des Obergespanns (Comes) wurde als Villa oder Castrum zu einer königlichen Domäne gemacht, und dem Grafen anvertraut, der von allen königlichen Einkünften in seiner Verwaltung ein Drittel bezog. Zu Herzogen wurden nur Mitglieder der arpadischen Familie erhoben oder dieser Titel für die als Markgrafen an die Grenze gesetzten Grafen gebraucht. Der oberste Hofbeamte war der ganz dem fränkischen Fürsten dieses Namens nachgebildete Pfalzgraf (Palatinus), der bald auch einen Stellvertreter in dem königlichen Hofrichter (Iudex curiae regiae) erhielt, auf den die Hofbeamten, die von dem König zugleich als seine Räthe gewählt wurden, folgten. Dann folgten die größeren Gutsbesitzer, denen der Befehl aufzusitzen vom König unmittelbar zukam; diese nebst den Bischöffen, welche weltliche Güter besaßen, daher auch alle Rechte aber auch alle Pflichten der weltlichen Großen besaßen, machen die sogenannten Magnaten (das corpus servientium regis) aus, die allein auf den Reichstagen Sitz und Stimme hatten. Die kleineren Gutsbesitzer standen unter dem Aufgebote der Obergespanne, hatten jedoch ihre besondern Dorfrichter, von denen die Appellation an die Obergespanne ging. Aus der Sklaverei, welche fort bestand, trat man durch die Taufe in das leidlichere Verhältniß der Zinsleute (conditionarii). Außer Stuhlweißenburg, wo der König gekrönt wurde, treten nur wenige Städte hervor. In dem sogenannten Decretum S. Stephani (1016) gab Stephan ein besonderes geschriebenes Gesetz, das meistens den fränkischen Gesetzen nachgebildet ist. Die Rohheit der Madscharen konnte indessen durch Gesetze, wie gut sie auch seyn mochten, nicht allein gezähmt und gesittigt werden, die hauptsächlich der Viehzucht zugewandte Thätigkeit wirkte bei weitem

nicht so wie Ackerbau und Handel, und die aus den mangelhaften Verordnungen über die Thronfolge hervorgehenden Verwirrungen erhielten die innere Unordnung immerfort aufrecht. Stephan's Sohn Emrich der Heilige war noch vor ihm gestorben, und es folgte ihm hauptsächlich durch den Einfluß der Königin Gisela und der Deutschen am Hofe sein Schwestersohn Peter, während die Brudersöhne Geisa's entfliehen mußten. Peter, der Venetianer genannt, machte sich allgemein verhaßt, wurde verjagt, durch Heinrich III. zwar (1044) wieder eingesetzt, aber bald darauf abermals abgesetzt, und von Andreas I. (1047) geblendet. Andreas nahm zwar Ungarn wie schon Peter that vom Reiche zu Lehen, führte aber später mit Heinrich III. nicht unglücklich Krieg, nahm (1058) seinen Sohn Salomo zum Mitregenten an, weswegen sich sein Bruder Bela gegen ihn empörte und ihn (1060) in einem Treffen erschlug. Bela hielt die unter der vorigen Regierung bedrängten Christen wieder aufrecht, starb aber zu frühe um für Ordnung und Ruhe des Landes etwas Dauerndes zu thun. Andreas Sohn Salomo wurde jetzt (1063) durch den deutschen König Heinrich IV., dessen Schwester Judith er geheirathet hatte, wieder eingesetzt, mußte aber (1064) den von dem Polen Boleslav unterstützten Söhnen Bela's, Geisa, Ladislav, und Lambert, ein Drittel des Reichs als Herzogthum abtreten. Allein nach einigen Jahren kam es wieder zum Kriege, und Geisa bekam (1074 März) in einer Schlacht den Sieg und die Alleinherrschaft, welche mit seinem Tode (1077 Apr. 25.) an seinen Bruder Ladislav überging. Dieser war rechtlich genug, um einzusehen, daß Salomo gegründetere Ansprüche auf die Krone habe als er, wiewohl nicht auf die Liebe der Ungarn, und suchte sich mit Salomo zu versöhnen, was auch (1080 oder 1081) geschah; da aber (1082) Salomo den König ermorden lassen wollte, wurde er wieder nach Wissegrad ins Gefängniß geworfen, später freigelassen (1083), worauf er zu dem Kumanenfürsten Kutesk floh in der Hoffnung, sein Reich wieder zu erobern, was aber durch Ladislav vereitelt wurde; er kam (1087) durch die Hand seiner eigenen Leute um, und Ladislav behielt den Thron, dessen er vollkommen würdig war. Er hatte gleich anfangs (1078) Ruhe und Ordnung im Reiche durch erneuerte und bestimmter gefaßte Gesetze herzustellen gesucht, welche freilich nur die große Rohheit, namentlich das fast durch alle Stände verbreitete Laster des Diebstahls, beweisen; und nun konnte er auch sich kräftiger nach außen wenden, was insbesondere gegen die Slawen in Croatien und

Dalmatien geschah. Dieses Land, die Illyria barbara, war von eilf Gemeinden, jede unter ihrem Supan, alle unter ihrem Großsupan (weliki Supan) bewohnt, der seit dem zehnten Jahrhundert den Königstitel führte; Helena, König Zvonimir's Wittwe, Ladislav's Schwester oder Vaterschwester, rief ihn gegen die Großen zu Hülfe; Ladislav rückte (c. 1089) bis Spalatro, Trau, und Zara vor, ernannte seinen Neffen Almus, Lambert's Sohn, zum Herzog von Croatien und Slavonien, und seinem dereinstigen Nachfolger, und (1091) stiftete das Bisthum Agram. Indessen bemächtigten sich die Venetianer, die schon seit 927 nach dem vorzugsweise Dalmatien genannten Küstenlande gestrebt hatten, der verlorenen Städte Spalatro, Trau, Zara, (1094) wieder, und ihr Doge Vital Faliero nahm den Titel eines Herzogs von Dalmatien und kaiserlichen Protosebastos an, und erhielt von Alexius I. Komnenus die Abtretung dieser Länder. Seit dieser Zeit war fast ununterbrochener Streit zwischen Venedig und Ungarn. Ladislav war seitdem auf seinem Throne so befestigt, daß er alle noch vorhandenen Reste der Heidenzeit ausrotten konnte, und zugleich durch seine Frömmigkeit und Entschlossenheit so geachtet, daß er auch in geistlichen Dingen, natürlich nur bis auf weiteres, Gesetze gab, namentlich die erste Priesterehe und die Scheidung wegen Ehebruch verstattete. Einstimmig geliebt und geachtet von seinen Unterthanen, war er es auch, den man als Oberanführer des ersten Kreuzzuges im Vorschlag hatte, als er, unter Kriegen mit Polen und Rußland, (1095 Juli 25.) starb, von geistlichen und weltlichen Schriftstellern gepriesen und später heilig gesprochen. Er hatte seinen Neffen Almus zum Nachfolger empfohlen, allein Kalmany, Geisa's Sohn, zwar mißgestaltet und bisher geistlich, aber klug und entschlossen, bemächtigte sich des Throns, gab dem Almus ein Herzogthum, ließ sich von Urban II. seiner Gelübde entbinden, und befestigte sich so auf dem Thron. Er sah die ersten Kreuzfahrer durch sein Land ziehen, gab (1100) sehr umständliche, hauptsächlich die königliche Gewalt aufrecht haltende Gesetze, unter denen auch merkwürdig ist, daß alle Untersuchungen gegen Hexen deswegen weil es keine gibt aufgehoben werden, daß das Asylrecht der Kirchen überhaupt beschränkt, gegen Verbrecher die nicht geständen aber gar nicht zu beobachten sey, und daß das Begraben der Todten in den Kirchen untersagt wurde. Der Investiturstreit wurde so geschlichtet, daß der König zu den Wahlen der Bischöffe und Erzbischöffe seine Zustimmung gab, und der Papst sie bestätigte. Auch nach Außen war seine

Regierung kräftig, er nahm (1103) den Venetianern die dalmatischen Inseln und Städte wieder ab, und vereinigte sie (1105) als Königreich Croatien und Dalmatien mit der Krone Ungarn. Der verdrängte Almus hatte sich anfangs in sein Schicksal gefügt, hatte sich aber nachher zur Empörung reizen lassen, war ins Ausland, zu den Russen, Polen, und Deutschen geflohen, hatte sich, wie er in Oesterreich war, zur Heimkehr bewegen lassen, und war (1114) mit seinem Sohne Bela geblendet worden. Bald nach dieser starb Kalmany (1114 Febr. 3.) und hatte seinen noch minderjährigen Sohn Stephan II. zum Nachfolger. In dem fortdauernden Krieg mit den Venetianern, die Zara wieder erobert hatten, kam es zu einer Schlacht (1118), in der Ordelaso Falieri, Doge von Venedig blieb, und hierauf das ganze dalmatische Land, außer Zara, abgetreten wurde. Die Verfolgung des Kriegs unter dem Dogen Domenico Michieli war dagegen begünstigt durch Stephan's anderweitige, zwar mit Tapferkeit, aber ohne Erfolg geführten Kriege. Stephan's Kinderlosigkeit und ausschweifendes Leben erzeugte Unzufriedenheit des Volkes, der gefangene blinde Almus entkam seiner Haft, floh nach Constantinopel, wo er (1127) starb, und Stephan, der durch den Verkehr mit den (1125) in Ungarn von ihm aufgenommenen Kumanen die Entrüstung der Ungarn noch höher steigerte, wurde gezwungen, den gleichfalls geblendeten Sohn des blinden Almus, den bisher in einem Kloster verborgenen Bela als Nachfolger anzuerkennen. Stephan starb 1131 Apr. 23. Bela, war allerdings zur Selbstregierung ganz unfähig, aber seine Gemahlin, Helene, Tochter des servischen Fürsten Urosch, führte an seiner Stelle die Regierung mit Kraft und Klugheit, unterdrückte die Partei des Boris, eines Sohnes Kalmany's von seiner zweiten Gemahlin der aber allgemein für im Ehebruch erzeugt gehalten wurde, und als Boris mit Hülfe der Polen unter Boleslav Krummaul seinem Schwiegervater (und der Russen) in Ungarn einfiel, erlitten die Polen durch Bela, dem die Böhmen, deren Fürst Sobieslav I. sein Schwager war, und der Markgraf Leopold von Oesterreich beistanden, (1133 Juli 24.) eine große Niederlage, und Kaiser Lothar II., zum Schiedsrichter ernannt, verglich, (1135 Mai 26.) die Sache dahin, daß Boris zunächst keine Unterstützung mehr fand, obgleich er seine Rolle noch nicht zu Ende gespielt hatte. Die Königin benützte diesen Sieg zur Unterdrückung der Großen, die den Namen Boris bisher zu Empörungen benützt hatten, und ließ viele derselben hinrichten. Dalmatien außer Zara un-

terwarf sich (1136) und Bosnien (1138) der ungarischen Herrschaft. Unter seines Sohnes Geisa III. Regierung, für den seine Mutter Helene eben so wie einst für ihren Gemahl (st. 1141 Febr. 23.) die Regierung führte, kam eine Schaar Flandrer und Niederrheiner, Sachsen genannt, durch unbekannte Ursachen veranlaßt, nach Ungarn, und erhielt hier das Land von der Königin zum Aufenthalt angewiesen, welches seitdem Siebenbürgen heißt. Sie behielten ihre eigne Sprache, Sitten, und Rechte, unterschieden von den Szeklern und Ungarn bis auf den heutigen Tag bei. Oberrheinische Deutsche siedelten sich um dieselbe Zeit in dem Comitat Zips an, gingen aber, obgleich sie auch anfangs ihre Eigenthümlichkeit beibehielten, später in vollkommene Gleichheit mit der übrigen Bevölkerung über. — Boris wendete sich an den Nachfolger Leopold's von Oesterreich, seinen Bruder Heinrich Jasomirgott, der sich auch bereit finden ließ, Ungarn zu überziehen, aber an der Leitha (1146) von Geisa geschlagen wurde. Boris rechnete hierauf, aber vergeblich, auf Hülfe der deutschen Kreuzfahrer, die (1147) durch Ungarn zogen, fand dagegen günstige Aufnahme in Constantinopel, und erhielt durch Manuel Komnenus, der in Ungarn einfiel, einen günstigen Frieden (1153) mit Geisa, der ihm das Herzogthum Bosnien als ein Lehen ertheilte. Unzufriedenheit der Brüder Geisa's mit diesem Ausgang des Krieges veranlaßte innere Unruhen, während welcher Boris (1159) umkam, und die auch nach Geisa's frühzeitigem Tode (1161 Mai 31.) zum Nachtheile Ungarns fortdauerten. Manuel Komnenus wollte diese zu seinem Vortheile benützen, verlangte daß Geisa's Sohn Stephan III. seinem Oheim Stephan IV., hierauf dessen Bruder Ladislav II. weichen solle, stellte zuletzt Stephan's Bruder Bela als seinen Gegner auf, der endlich von Constantinopel heimgekehrt als der Urheber des plötzlichen Todes Stephan's (1172 März 4.) angesehen wurde, dennoch aber auf dem Throne folgte. Stephan III. hatte den Kampf gegen die Griechen zwar nicht unkräftig und erfolglos geführt, aber die Nothwendigkeit, getreue Diener zu belohnen, hatte viele bisherige Lehen in erbliche Güter verwandelt und so die Aristokratie des Adels befestigt. Unter Bela III. hob sich Adel und Geistlichkeit noch mehr, doch war seine Regierung im Ganzen nicht unvortheilhaft für Ungarn, indem nach Manuel's Tod (1180) Dalmatien, Trau, und Zara wieder mit Ungarn vereinigt wurde, obgleich der Krieg hierüber mit Venedig fortdauerte, und selbst der russische Fürst von Halitsch (Galizien) ein ungrischer Vassal wurde.

Die unter Bela (gest. 1196 April 23.) bereits sehr merkliche Zunahme der Adelsaristokratie stieg noch höher unter seinem der Geistlichkeit ganz ergebenen Sohn Emerich, dessen herrschsüchtiger Bruder Andreas ihn nöthigte, ihm Croatien und Dalmatien als ein Herzogthum abzutreten (1197), und nach Emerich's Tod (1204 Dec.) erst als Vormund des noch bei des Vaters Lebzeiten gekrönten Ladislav III. (gest. 1205) auftrat, nach dessen Tode aber gesetzlicher König wurde, und bei seiner Krönung (1205 Mai 25.) außer dem Eid des Gehorsams gegen den Papst auch den der Aufrechthaltung der Rechte und Einkünfte des Reichs ablegte. Andreas war mit Gertrud von Meran verheirathet, hierdurch also den Deutschen besonders geneigt, hob insbesondere ihre Brüder zu hohen Würden, machte ihren noch zu jungen und nicht einmal mit nothdürftiger Kenntniß des Lateinischen ausgerüsteten Bruder Berthold zum Erzbischof von Colocsa (1207) und gewährte auch dem andern Bruder Egbert Bischof von Bamberg, der, als der Theilnahme an Philipp's von Hohenstaufen Ermordung (1208) verdächtig, nach Ungarn floh, sichern, ehrenvollen, und vortheilhaften Aufenthalt. Um die andern Bischöffe, namentlich den Erzbischof von Gran, zufrieden zu stellen, mußten auch sie mit Geld, Gütern, und Rechten beschenkt werden, wodurch die Finanzen in große Unordnung geriethen. Nicht minder entrüstend war den Ungarn das auch außerdem übermüthige und empörende Betragen der Königin und ihrer Brüder, wovon die Entehrung der Gemahlin des Ban von Croatien und Dalmatien durch den Bischof Egbert, dem seine Schwester dabei selbst behülflich gewesen war, am meisten Aufsehen und Lärm machte. Der beleidigte Ehemann drang (1213) zur Königin und hieb sie in Stücken, während Egbert entronnen war. Der König ließ dafür den Mörder und sein ganzes Geschlecht hinrichten; aber der andere Bruder der Königin mußte, dem Unwillen der Ungarn zu entgehen, sich außer Landes begeben. Nachdem schon Bela eine Kreuzfahrt vorgehabt hatte, und diese Verpflichtung auf seinen Sohn übergegangen war, begab sich Andreas (1217) ins gelobte Land, wo er wenig ausrichtete, dennoch mit kostbaren Reliquien, den Köpfen St. Stephan's und St. Margaretha's, den rechten Händen von St. Thomas und St. Bartholomäus, einem Stück von der Aaronsruthe, und einem der Wasserkrüge von der canäischen Hochzeit zurückkam. In Ungarn war indessen eine greuliche Unordnung entstanden, welcher von dem als Regenten zurückgelassenen, aber ohne bestimmte Weisung gebliebenen, ältesten

Sohn Bela nicht gesteuert werden konnte, und als Andreas zurückgekehrt war, stieg das Uebel, da er sich nur bemühte seinem zweiten Sohn Kalmany Halitsch zu erwerben, immer höher, bis es endlich so weit kam, daß Bela, der es als schlechterdings nothwendig erkannte, daß die verschleuderten Krongüter wieder erworben würden, dem Vater mit den Waffen entgegen trat. Den Ausbruch eines eigentlichen Krieges verhinderte jedoch die Geistlichkeit, und Andreas mußte (1222) das sogenannte goldene Privilegium ausstellen, worin die von dem hohen Adel bisher besessenen Privilegien bestätigt wurden; alle die unter dem unmittelbaren königlichen Aufgebot standen und die dem Obergespann unterworfenen adeligen Einhäusler (diese, castrenses, jene servientes) wurden von der Verpflichtung freigesprochen, außerhalb des Landes zu dienen, oder den König auf seinen Reisen zu erhalten; die für geleistete erhebliche Dienste bisher gemachten Schenkungen sollten unwiderruflich seyn, andere dagegen untersucht werden; hohe Reichsämter sollten hinfort nicht erblich seyn, jedoch die Verwandten solcher Großen, die im Kriege gefallen wären, sollten berücksichtigt, Ausländern keine Reichsgüter gegeben, die bisher besessenen eingelößt, überhaupt aber keine zwei Aemter zugleich besessen werden. Die bisher im Lande lebenden Fremden erhielten Bestätigung der bisher genossenen Rechte, die Geistlichkeit Adelsrechte für ihre Güter und persönliche Steuerfreiheit; Bürger und Bauer wurden dagegen gar bedacht. Für den Fall, daß der König die Urkunde nicht halten würde, war den Baronen das Jus Armorum zugestanden; welches später (1231) in das vom Erzbischof von Gran auszusprechende Interdikt verwandelt wurde. Die Schwierigkeit, dieses Privilegium ins Leben treten zu lassen, erzeugte jedoch fortdauernde Unzufriedenheit und Streitigkeit, Bela gab sich Mühe alle frühere überflüssige Schenkungen einzuziehen, war in dieser Hinsicht besonders thätig bei der Entfernung der Deutschritter; als die unzufriedenen Großen den Herzog Friedrich von Oesterreich ins Land ziehen wollten, schlugen ihn Andreas und Bela (Okt. 1233), griffen ihn hierauf in seinem Lande an und zwangen ihn zum Frieden. Während die Streitigkeiten mit dem Adel noch fortdauerten, starb Andreas (1235 Nov.), und Bela trat nun mit großer Kraft und entschiedenen, wesentlichen Aenderungen, durch welche die königliche Gewalt gehoben wurde, sogleich hervor. Diese Bestrebungen wurden indeß gar sehr gestört durch den Einfall der Mongolen. Vorher hatte schon der Kumanenfürst Kuthen um Aufnahme in Ungarn gebeten,

gegen das Versprechen treuer Dienste und der Annahme des Christenthums; die Begünstigung dieser ohne Wissen und Willen der Reichstage ins Land gerufenen Fremden, nebst der gleich anfangs seiner Regierung an seinen frühern Widersachern genommenen Rache, der Einziehung der Domänen, der Einführung schriftlicher Bittgesuche statt der früheren mündlichen Gehöre, erzeugten große Unzufriedenheit bei den Großen, und Bela sah sich (1240) zu einem Reichstagsbeschluß genöthigt, durch den die Kamanen in alle Gespannschaften vertheilt werden sollten, beleidigte hierdurch diese, und ließ ihren König gefangen nehmen. In der Marmorosch wurde (1241 März 12.) die erste Schlacht geliefert, die Mongolen überstiegen die von Bela gemachten Verbaue, erlegten seine Grenzwächter, und schon Mittags 15. März eines Freitags standen mongolische Reiter mit ihren weissen und schwarzen Fahnen vor Pesth, wo Bela war, aber sich nicht zum Ausrücken bewegen ließ. Am Palmsonntag (17. März) wurde Waizen, eine halbe Tagreise von Pesth, von Batu eingenommen und zerstört. Der Haß der Ungarn gegen die Kumanen, denen obgleich schwerlich mit Recht heimliche Begünstigung der Mongolen Schuld gegeben wurde, stieg so weit, daß sie die Hinrichtung Kuthen's verlangten, und ohne auf Bela's Worte zu hören, ihn, Ungarn und Deutsche, in dem Gebäude, wo er mit den Seinigen verwahrt wurde, überfielen und niederhieben. Dies war gleichsam die Losung für die ungrischen Bauern, über die Kumanen herzufallen, allein auch diese griffen zu den Waffen, zündeten die Dörfer an, und schlugen die Ungarn in die Flucht. Der Bischof Bulzo von Czanad, der mit Vielen andern dem König zu Hülfe zog, wurde ebenfalls ein Opfer ihrer Rache, und nachdem sie über die Donau gegangen waren, zogen sie sich nach Bulgarien. Bela hatte sich indeß innerhalb der Mauern von Pesth gehalten, und sich weder durch die bisher erzählten Begebenheiten, noch durch Eifersucht über die dem Herzog Friedrich bewiesene Bewunderung, der mit wenigen Leuten ihm zugezogen war und sich in einem Ausfall tapfer gezeigt hatte, bewegen lassen, seinen wie sich auch zeigte ganz zweckmäßigen Entschluß zu ändern. Endlich nach etwa zwei Monaten zog Batu ab und wandte sich gegen Tokai, Bela folgte ihm bis auf die Haide von Mosi am Sajofluß, erlitt aber eine entsetzliche Niederlage, aus der er selbst kaum entrann, und sich mit vielen Gefahren nach Oesterreich rettete. Sein Bruder Kalmann kam auf der Flucht gleichzeitig mit den Siegern nach Pesth, und flüchtete sich schwer verwundet nach Slavonien, wo

er an seinen Wunden starb. Pesth wurde eingenommen, das ganze Land verheert bis zur Donau hin, einzelne Haufen streiften sogar bis Dalmatien, und nur vor den festen Orten Gran, Stuhlweißenburg, und dem Kloster Martinsberg brach sich die Fluth der Feinde, die ohnedies auf die Nachricht von Oktai's Tod (1242) sich wieder gegen Morgen wendeten. Bela, der nun von seiner abentheuerlichen Flucht, auf der er bei Friedrich dem Streitbaren zwar Schutz gefunden hatte, aber dagegen seinen Schatz abtreten und drei Grenzgrafschaften hatte verpfänden müssen, dann sich in die dalmatischen Seestädte begeben hatte, wieder heimgekehrt war, bemühte sich nun die seinem Lande geschlagenen Wunden zu heilen, was hauptsächlich durch Verleihung von Skultetien an ansehnliche Bauern, die diesen Landstrichen als Richter vorstehen durften, durch Herbeiführung fremder Ansiedler, durch Begünstigung der Städte, welche eigne Richter und Befreiung von der Gerichtsbarkeit königlicher Beamten bekamen, und durch Erhebung vieler udvarnici in den Adelsstand geschah. Auch neue Burgen wurden angelegt, als Buda, und Blendenburg. Mit den Venetianern verglich er sich (1244), indem er ihnen Zara abtrat, und die österreichischen Ansprüche wurden in der Schlacht an der Leitha (1246 Jul. 15.) durch Friedrich's Tod erledigt. Bela machte sogar später auf Oesterreich selbst Anspruch, erwarb auch Steyermark, konnte es aber nicht gegen Ottokar von Böhmen behaupten. Die Streitigkeiten, in welche er gegen das Ende seines Lebens mit seinem Sohn Stephan gerieth, benützte der Klerus und der Adel, um (1267) Herstellung der verlornen Freiheiten und Rückgabe der entrissenen Schenkungen zu erlangen. Sein Nachfolger (1270 Mai 5.) Stephan V. gerieth in Kriege mit Böhmen und Oesterreich, die auch nach seinem frühzeitigen Tode (1272 Aug. 1.) unter der Regierung seines von der kumanischen Elisabeth geborenen Sohnes Ladislav IV. fortdauerten. Der einzige Vortheil hiebei war die Zurückgabe des durch Bela verlorenen Nationalschatzes, übrigens waren diese Kriege den Ungarn ganz fremd, und ihre Unzufriedenheit mit ihres Königs ausschweifendem Leben und gänzlicher Hinneigung zu den Kumanen nur desto größer. Da er seine Gemahlin Isabella, Karl's von Anjou Tochter, ganz verstieß, blos mit und bei den Kumanen lebte, wurde er bei dem Papste Nicolaus III. deshalb angeklagt, und da dieser einen Legaten ins Land schickte, bewilligte er Besserung sogar bei Verlust seiner Krone, und die Kumanen versprachen (1279 Aug. 10.) Bekehrung zum Christenthum und Annahme christlicher Sitten, er-

hielten dagegen Zusicherung ihrer Wohnsitze, Adelsrechte, und eigener Richter. Es war aber nicht die Absicht des Königs dieses zu halten, er gerieth daher in den Bann, ließ den Legaten durch Kumanen gefangen nehmen, wurde aber von den Großen verhaftet und nur gegen Versprechen der Besserung freigelassen. Nun gab er sich wirklich Mühe sein Wort zu halten, verfuhr streng gegen die in Ungarn hausenden Patarener, ergriff gegen die Kumanen die Waffen (1282), erbitterte sie aber so, daß sie nun die Tataren herbeiriefen. Diese kamen (1285) bis vor Pesth, erlitten aber hier durch die Wlachen, welche Andronikus II. dem König zu Hülfe geschickt hatte, eine Niederlage. Ladislav trug nun seine Gunst auf die Wlachen über, siedelte sie in Ungarn an, zerfiel abermals mit den Großen und der Kirche, und wurde endlich durch Meuchelmörder, welche die Kumanen gegen ihn abgeschickt hatten, ermordet (1290 Jul. 10.). Nun wurde, trotz der Einsprüche die Rudolf von Habsburg, weil Ungarn ein erledigtes Reichsleben sey, und Karl II. von Neapel, als Schwager Ladislav's, dagegen erhoben, der sogenannte Venetianer Andreas, Sohn von Stephan, Andreas II. jüngstem Sohn, (1290 Aug. 3.) als Andreas III. gekrönt. Er erhielt sich gegen die Ansprüche der Neapolitaner, welche von den Päpsten für gültig anerkannt worden waren, theils durch Vermehrung und Bestätigung der Landesprivilegien, theils durch Anschluß an Oesterreich, da er Albrecht's Tochter Agnes (1295) heirathete, demselben gegen Adolf von Nassau beistand, und sich auch mit Böhmen in ein freundschaftliches Verhältniß setzte. Um sich endlich ganz sicher zu stellen, berief er (1298 Aug. 5.) auf dem Felde Rakos bei Pesth die erste allgemeine Reichsversammlung, wozu der ganze ungarische Adel und Abgeordnete der Kumanen und Sachsen gerufen wurden. Diese erklärte ihn für den einzigen rechtmäßigen König, gab mehrere heilsame Verordnungen, und bestätigte die früheren Privilegien. Indessen war die päpstlich-neapolitanische Partei in ihrem Vorhaben nicht irre geworden, Karl Robert, Karl's II. Enkel, landete (1301 Aug.) in Spalatro, und ließ sich in Agram von dem Legaten zum König salben. Andreas zog ein Heer zusammen, und man erwartete eben einen ernstlichen Fortgang des Kriegs, als Andreas (1301 Juni 14.) eines plötzlichen Todes starb, nach einer allgemeinen nicht unglaubwürdigen Sage durch einen italienischen Mundkoch vergiftet. Mit ihm erlosch der Mannsstamm der Arpaden.

XVII. Gelehrsamkeit. Schulen. Scholastik. Dichtkunst. Ständeverhältniss. Ritterwesen. Bürger. Handel.

Geistige Richtungen. Schulwesen. Beda. Alcuin. Rabanus Maurus. Ottfried. Chronisten und Historiker. Gesetzsammlungen. Scholastik. Roscellin. Nominalisten. Realisten. Abälard. Universität Paris. Petrus Lombardus. Verbot des Aristoteles. Einfluß der Juden und der Araber auf das Studium des Aristoteles. Mystiker. Thomas von Aquino. Duns Scotus. Sieg der Realisten. Dichtkunst. Lou gai Saber. Die Troubadours. Sagenkreise der Dichter. Der Minnegesang. Das Nibelungenlied. Die Klage. — Die Kutrun. Die Dichtungen des heiligen Grals. Lehrgedichte. Untergang des Minnegesangs. Ritterthum und Ständeunterschiede. Lehenwesen. Die Heerschilde. Kriegswesen. Ritterstand. Ritterpflicht. Ritterorden. Wappen. Geschlechtsnamen. Städte. Handel. Bauwerke.

Wie hoch die päpstliche Gewalt auch gestiegen war, so hatte sie dennoch das Supremat, welches sie bisher behauptet hatte, mit andern Mächten theilen müssen, und außer der Bedeutung, welche die innern Staatsverhältnisse nun zu gewinnen anfingen, bildeten sich auch andere bisher weniger beachtete Momente immer mehr aus. Wissenschaft und Kunst, beide bisher in Diensten der Kirche, entwickelten sich allmählig zu einer freien Haltung, und das Leben selbst nahm durch die erhöhte Bedeutung, welche Handel und Gewerbe bekamen, eine neue Gestalt an. Zwar erschien die Wissenschaft noch lange Zeit nur als Magd der Kirche, und die Philosophie trat nur als das Mittel auf, die Dogmen zu beweisen und zu vertheidigen. Seitdem die alte Römerwelt zu Grabe gegangen, und ihre Ueberreste von der spätern Generation theils vertilgt, theils zu ihrem Gebrauche umgewandelt und umgebildet worden waren, hatte die Kirche die Pflicht des Unterrichts, also die Erhaltung eines dürftigen Ueberbleibsels früherer Bildung, übernommen, und an den Domschulen und Klosterschulen theils ihren Angehörigen, theils auch andern, die nicht gerade zum Kirchendienst bestimmt waren, das Trivium, Grammatik, Dialektik, Rhetorik, und das Quadrivium, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Musik, nach dem als Schulbuch gebrauchten Werke des Marcianus Capella gelehrt. Wenn man übrigens die Unwissenheit nicht nur der höher stehenden Laien, der Könige und

Fürsten erwägt, um nur an Karl den Großen und Otto den Gros-sen zu erinnern, sondern auch der Geistlichen, unter denen einzelne mit mathematischen Kenntnissen ausgerüstete Männer, wie Gerbert, Erzbischof von Rheims, leicht für Hexenmeister, andere, deren spekulatives Streben sie über die engen Schranken der Kirche hinausführte, für Ketzer gehalten wurden, und wenn man besonders die Schwierigkeit der Mittheilung und der Verbreitung der Kenntnisse in Anschlag bringt, so kann man von dem Maaß der vorhandenen und verbreiteten Bildung keine großen Begriffe haben. Besonders zeichneten sich die angelsächsischen und altbrittischen Schulen aus, und es ist schon erwähnt, daß von dort aus die wirksamsten Missionäre auf den Continent herüberkamen und Karl selbst den berühmten Alcuin zum Gründer oder Reformator des fränkischen Schulwesens kommen ließ. Namentlich berühmt waren die Schulen von Armagh und Cloghar in Irland, Bangor in Wales, Canterbury, York, Westminster in England, Paris, Tours, Rheims, Clermont in Frankreich, St. Gallen, Reichenau, Fulda, Corvei, Hersfeld, Prüm in den Ardennen, Hirschau, St. Blasien auf dem Schwarzwald, St. Emmeram in Regensburg, u. a. In Spanien war seit dem achten Jahrhundert fast alle Gelehrsamkeit ausschließlich bei den Mauren, und Cordova ward nicht blos von ihnen, sondern auch von Christen aus entfernten Gegenden besucht. Daß in Rom selbst am Hofe des Papstes immer noch einige gelehrte Bildung blieb, versteht sich; sonst aber wird außer den Klöstern Monte Cassino und Bobbio wenig zu erwähnen seyn. Griechenland bildete ein für sich ganz abgeschlossenes Land, dessen höhere Bildung zunächst auf das innere Europa keinen Einfluß ausübte. Den großen Hindernissen, welche durch mancherlei Gründe der geistigen Bildung im Wege standen, zum Trotze treten ausgezeichnete Naturen dennoch hervor, um nur des Engländers Beda (gest. 735) mit dem Beinamen Venerabilis zu erwähnen, der in einem langen ebenso durch Frömmigkeit als gelehrtes Studium bezeichneten Leben den ganzen Kreis der damaligen Gelehrsamkeit durchwanderte und in seinen noch jetzt vorhandenen, besonders durch seine angelsächsische Kirchengeschichte wichtigen Werken den Beweis seiner Kenntnisse hinterließ. An ihn schließt sich der schon mehrmals erwähnte Alcuin, Karl's des Großen Zeitgenosse und Freund, und es lassen sich nun zwar sparsam nur, aber doch allmählig immer mehr durch gelehrte Bildung hervortretende Männer nennen, die entweder als Geschichtschreiber und Chronisten, oder als theologische

Philosophen, gewöhnlich Scholastiker geheißen, ihre Zeit erhellten. **Rabanus Maurus**, Erzbischof zu Mainz, (776—856) zu Fulda und Tours gebildet, später Abt zu Fulda, zuletzt Erzbischof von Mainz, erhub Fulda zur ausgezeichnetsten Schule seiner Zeit; Gelehrsamkeit und Frömmigkeit in ihm standen einander gleich, und wie eifrig er einerseits für die Kirche, und für den gehörigen Unterricht des Volkes in der Muttersprache, entweder in romanischer oder in theotischer Sprache (848) bemüht war, eben so suchte er auch der bis dahin immer noch wenig beachteten deutschen Sprache gleiche Aufmerksamkeit wie der lateinischen zuzuwenden. Noch mehr eiferte dafür **Ottfried**, Mönch im elsassischen Benedictinerkloster in Weißenburg, Rabans und des constanzer Bischofs Salomo Schüler, der in seinem Werke Krist eine dichterische Bearbeitung der Evangeliengeschichte in alemannischer Mundart unternahm. Indessen entwickelte sich die deutsche Sprache erst später auf eigenthümliche Weise. Von den **Chronisten** des Mittelalters treten, während die meisten ohne Kritik und Sichtung bloße Compilatoren von Allem und Jedem was ihnen zu Ohren gekommen ist, oder höchst nachlässige Berichterstatter zu nennen sind, die mit wenigen Zeilen alle Vorfälle eines ganzen Jahres summarisch abzuthun pflegen, nur wenige hervor, die in Wahrheit durch Geist und Stil den Namen von Geschichtschreibern verdienen. So Karl's Biograph Eginhard (gest. 839), der Sachse Witekind und die gandersheimer Nonne Hroswitha, welche nicht nur Otto des Großen Thaten in Hexametern besang, sondern auch den terentianischen Komödien, welche die Nonnen früher zu ihrer erlaubten Ergötzung aufzuführen pflegten, anständigere Texte aus der Heiligenlegende mit Beibehaltung der guten Latinität unterlegte, beide zu den Zeiten des zweiten und dritten Otto, der Thüringer Ditmar Bischof von Merseburg, Verwandter des sächsischen Kaiserhauses (st. 1018), Wippo der Biograph des ersten salischen Kaisers, von den vielen zu Heinrich's IV. Zeit Lambert Mönch im Kloster Hersfeld, gewöhnlich nach Aschaffenburg genannt, der mit 1077 zu schreiben aufhörte, Adam von Bremen, der in seiner Geschichte der bremenser Kirche einen sehr wichtigen Beitrag zur norddeutschen Geschichte gibt (ohngef. 1080), Otto Bischof von Freising, Friedrich Barbarossa's Oheim, (st. 1158) wie denn Friedrich's eigener Bericht über die ersten Jahre seiner Regierung unter die trefflichsten Mittheilungen zu zählen ist. Helmold und Arnold von Lübeck, sein Fortsetzer von 1170 an bis 1209, u. v. a. Wenn auch von diesen eben

genannten die Folge der Jahre in der Regel beobachtet wird, so zeichnen sie sich doch vor den andern Chronisten, deren freilich weit mehr sind, durch eigne Forschung und eignes Denken aus, während in den Chroniken der Uebrigen oft nur der Eine den Andern mit geringer Variation abgeschrieben hat. So mag auch von den älteren Italienern Paulus Diakonus, Warnefrid's Sohn, Karl's des Großen Zeitgenosse, Geschichtschreiber der Longobarden, von den spätern Hugo Falkandus auf Sicilien, von den Engländern aber der ausgezeichnete Matthäus von Paris (gest. 1259) zu erwähnen seyn. Uebrigens behauptete die lateinische Sprache noch einen solchen Vorrang, daß zwar die Anfänge des Gebrauches der vaterländischen Mundart allerdings noch in das 12. oder sogar 11. Jahrhundert gesetzt werden, und der diplomatische Gebrauch der deutschen, englischen, castilischen, französischen Sprache mit der unleugbarsten Gewißheit im 13. Jahrhundert beginnt, daß aber andererseits alle bedeutenderen geschichtlich-prosaischen Ueberlieferungen — mit weniger Ausnahme (Villehardouin, Joinville) lateinisch, oder griechisch, oder arabisch geschrieben sind. Die Sammlung der eigenen Gesetze fällt so ziemlich in dieselbe Zeit, als man sich gegen das eindringende römische Recht zu wahren hatte und die Eigenthümlichkeit des eigenen Rechtes zum Bewußtseyn kam. So wurde unter Friedrich's II. Zeit (wahrscheinlich 1215—1218) durch einen sächsischen Edeln, Eike von Repgow, das altdeutsche, insbesonders in sächsischen Landen übliche Recht unter dem Namen Sachsenspiegel gesammelt, welches obgleich ursprünglich nur Privatunternehmen nicht nur in Deutschland sondern auch in den benachbarten slavischen und skandinavischen Reichen entscheidenden Einfluß bekam. Was in Deutschland Privatunternehmen war, obwohl auch Kaiser Friedrich's II. Landfriede als ein umfassendes Reichsgesetz anzusehen ist, das ging in Frankreich und England vom Könige aus. Ludwig's IX. établissemens und Eduard's statutes of Westminster sind solche königliche Verordnungen, mit denen man Alfonso des Weisen siete partidas zusammenstellen kann, wiewohl das Fuero real, das um dieselbe Zeit gesammelte Gewohnheitsrecht, größeres Ansehen behielt. Auch in Aragon, wo die Ständeversammlungen (Cortes) bis auf die älteste Zeit zurückgeführt werden können, ließ Jayme I. (1247) die bisherigen Fueros revidiren, ein vollständiges Gesetzbuch in aragonischer Sprache abfassen, und die Observancias (Gewohnheitsrechte) demselben beifügen. In Portugal war zwar schon die Begründung der königlichen Würde durch

die Cortes von Lamego (1143) erfolgt, aber erst unter Dionysius (1279—1325) bildete sich die innere Ordnung durch das Emporkommen eines dritten Standes recht aus. Selbst in den nördlichen Reichen Dänemark und Norwegen fällt die Ausbildung der ständischen Verfassung durch die Theilnahme des dritten Standes der Städte (1250) und des vierten der Bauern (1280) an dem Danehof oder Reichstag in Dänemark, und die Gesetzverbesserung des norwegischen Königs Magnus VII. Lagabäter, in dieselbe Zeit. Von den übrigen slavischen Staaten kann jedoch erst später geredet werden, nur Ungarn ist theils durch seine goldene Bulle (1222), theils durch Bela's IV. Verordnungen und durch die erste große Reichsversammlung (1298) ebenfalls hieher zu ziehen. Im Allgemeinen zeigte sich ein legislatorisches und constitutionirendes Streben, welches in der Geschichte des Mittelalters füglich Epoche macht.

Wurde nun aber diese historische und juridische Richtung, Aufzeichnung des Geschehenen und des Bestehenden, durch die Schulen befördert, so bildete sich eine eigene spekulative Wissenschaft, die ihren Namen, Scholastik oder scholastische Philosophie, von der Schule selbst empfing. Es erwachte in diesen Schulen, theils durch eigenthümliche, selbstständige Denker, theils durch die erneuerte Bekanntschaft mit den Philosophen des Alterthums, die Bemühung, die Dogmen der Kirche auf anderem Wege als durch den bloßen Glauben, nämlich durch Dialektik, zu erweisen. Durch die Anwendung der Dialektik auf die Theologie und durch die innige Verschmelzung beider entstand diese neue Philosophie, in welcher das was gefunden werden sollte schon als ein Gegebenes vorhanden war, und die Aufgabe blos darin bestand, auf philosophischem, d. h. dialektischem, Wege jene Dogmen zu beweisen. Indessen mußte man in den engen Schranken, innerhalb welcher man sich bewegte, bald selbst zu Streitigkeiten kommen. Nachdem schon Johannes Scotus, Erigena genannt, weil er aus Irland gebürtig war, (gest. 886) ein philosophisches System aufgestellt hatte, worin die Philosophie der Religion gleich gestellt worden war, hierauf Berengar von Tours in der Lehre von der Transsubstantiation mit der Kirche zerfallen und von seinem Gegner Lanfranc (gest. 1089) Erzbischof von Canterbury besiegt worden war, dessen Schüler und Nachfolger Anselm, ein zweiter Augustinus, seine aus diesem Kirchenlehrer geschöpften Religionswahrheiten durch zusammenhängende Schlüsse zu befestigen sich bemühte, entstand zuerst unter den scholastischen Philosophen selbst ein dauernder Zwiespalt durch

die Lehre des Canonicus zu Compiegne, Johann Roscellin, daß die allgemeinen Begriffe bloße Worte, nomina, flatus vocis, wären. Mußte er nun auch die Anwendung dieser Behauptung auf die Trinitätslehre als ketzerisch (1092) widerrufen, so bildete sich doch eine Partei der Nominalisten, welche den Realisten, denen, welche behaupteten, die allgemeinen Begriffe seyen nicht ein bloßes Gebilde des Verstandes, sondern selbst etwas Objektives, die Sache selbst (res), durch das ganze Mittelalter hindurch gegenüberstand. Die Harmonie der Vernunft und der Offenbarung zu vollenden war das Hauptverdienst des durch seine Schicksale noch mehr als durch seine Philosophie berühmten Peter Abälard. Geboren zu Palais unweit Nantes (1079) aus einer guten Familie, hatten seine ungewöhnlichen Talente eine sorgfältige Erziehung erhalten, und durch seine Kenntniß der Classiker und der griechischen Philosophie ragte er über die übrigen Philosophen seiner Zeit hervor. In Paris fand er an Wilhelm de Campellis einen gelehrten Lehrer, weil aber der Schüler bald dem Meister über den Kopf gewachsen war, entspann sich zwischen ihnen heftiger Haß, und Abälard besiegte zwar seinen Gegner, gerieth aber in die Anklage der Ketzerei, welche hauptsächlich durch Abt Bernhard von Clairvaux gegen ihn behauptet wurde, und sah so den Rest seiner Tage, welche ohnedies durch seinen unglücklichen Liebeshandel mit Heloise, des Canonicus Fulbert Nichte, sehr verkümmert worden waren, bis nahe an sein Ende verfinstert. Auf der Synode zu Sens (1140) wurden seine Schriften verdammt, auf Befehl des Papst Innocenz II. verbrannt, ihm das Lehren verboten, er selbst jedoch erst in Clugny, dann in St. Marcel bei Chalons untergebracht, wo er (1142 April 21.) starb. Durch das ausgezeichnete Lehrtalent Abälard's hatten sich eine Menge Zuhörer nach Paris, wo eine geraume Zeit sein Aufenthalt war, gezogen, und so hatte sich die Universität Paris gebildet. Schon vorher waren an jeder Domkirche von größerer Bedeutung zwei Geistliche besonders beauftragt, der eine als Scholaster die Grammatik und Dialektik, der andere als Theologe die eigentliche Anwendung der Dialektik auf die Religion zu lehren. Der Unterricht welcher daher dort ertheilt wurde blieb zunächst ebenso auf die scholastische Philosophie eingeschränkt, wie in Salerno schon längst eine medicinische, und in Bologna eine hauptsächlich seit den Zeiten der Gräfin Mathilde (Anfang des 12ten Jahrhunderts) wieder auflebende juristische Schule bestand. Mit dem Namen Universität findet sie sich zuerst unter Philipp August

(gest. 1223) und erhielt auch besondere Freiheit, namentlich eigene unter dem Bischof stehende Gerichtsbarkeit. Mit den Fakultäten der Theologie und Philosopie wurden bald auch die der Rechts- und der Arzneiwissenschaft vereinigt, und so das gesammte Gebäude der Wissenschaften (universitas literarum anstatt des vorherigen universitas magistrorum et scholarium) aufgeführt. Es dauerte nicht lange, so erlangten die Bettelmönche, heftigen Widerspruchs ungeachtet, noch unter Ludwig IX. die Lehrstühle daselbst, und bemeisterten sich so des auf den Universitäten zu nährenden und zu lenkenden Geistes der Forschung, der demnach völlig von ihnen geleitet werden konnte. Nächst Abälard erhielt die scholastische Philosophie ihre Richtung durch den aus der Gegend von Novara in der Lombardei gebürtigen Petrus Lombardus (gest. 1164 als Erzbischof von Paris) der in vier Büchern Aussprüche aus den Kirchenvätern über die Dogmen zusammenstellte, ohne gerade selbst seine Meinung auszusprechen, und dadurch ein Compendium gab, welches bei 300 Jahre auf den Schulen gebraucht und von den Gelehrten commentirt und glossirt wurde. In einem andern Schüler Abälard's, dem Engländer Johannes von Salisbury (gest. 1180 als Bischof von Chartres) spricht sich besonders die Verachtung gegen das nichtige Treiben der Welt im Vergleich mit der edleren, den Geist stärkenden Beschäftigung mit der Wissenschaft recht lebhaft aus, und seine nicht geringe Kenntniß des Alterthums zeigt den Umfang des damaligen Wissens. Da die gegenkirchliche Richtung in den entstandenen Streitigkeiten besonders dem Studium des Aristoteles Schuld gegeben wurde, gegen dasselbe man endlich sogar bestimmte Verbote erlassen hatte (von Innocenz III. 1209 und 1215 und Gregor IX. 1231), so war es um so auffallender, daß bald hierauf hauptsächlich durch die Vermittlung der Juden die aristotelische Philosophie, wie sie bei den Arabern aufgenommen worden war, neuen Einfluß erhielt. Bei diesem Volke war vorzüglich unter den ersten Abbassiden (750—841) das Studium der Wissenschaften durch Uebersetzungen griechischer Werke, durch Schulen und Bibliotheken, ungemein befördert und Aristoteles frühzeitig zum größten, ja zum alleinigen Ansehen erhoben worden. Die ausgezeichneten Denker Ebn Sina (Avicenna) aus Bochara (gest. 1036), Arzt, Alchymist, und Commentator von der Metaphysik des Aristoteles, und Ebn Roshd (Averroes, geb. zu Cordova, gest. circa 1217 zu Marocco), welcher den Aristoteles nicht nur commentirte, sondern seine eigene Ansicht, selbst in ihn hineintrug, nebst dem be-

rühmten spanischen Juden Moses Maimonides (zu Cordova 1131 geb. 1205 gest.) wirkten außerordentlich zur Verbreitung des Aristoteles, und zur Erhebung der Philosophie zu einer eigenen der Theologie entgegenstehenden Fakultät. Zuerst machte der Franziskaner Alexander von Hales oder Alesius, genannt doctor irrefragabilis, (gest. zu Paris 1245) von den Arabern Gebrauch, welchem Wilhelm von Auvergne (gest. als Bischof von Paris 1248), Vincenz von Beauvais (gest. 1264), Robert Grosseteste, zuletzt Bischof von Lincoln (gest. 1253), ein zu seiner Zeit überaus gelehrter, frommer, der Anmaßung der Päpste sich mit Nachdruck entgegenstemmender Mann, und besonders Albert der Große, geb. zu Lauingen in Schwaben (circa 1193) aus dem edlen Geschlechte derer von Bollstädt, Dominikanermönch, auf eine kurze Zeit Bischof zu Regensburg, gest. im Kloster zu Cöln 1280, nicht nur scholastischer Philosoph, Erklärer und Ausleger des Aristoteles, sondern auch Physiker und Mechaniker, daher als Zauberer verschrieen, zunächst anzureihen sind. Neben der dialektisch-logischen Richtung hatte sich auch eine mystisch-beschauliche, auf Vereinigung mit Gott im Herzen und Gemüthe dringende, gezeigt, welche von Wilhelm de Campellis in der Schule des Klosters von St. Viktor bei Paris niedergelegt, hier in Hugo, einem edeln Jüngling aus Blankenburg am Harz (geb. 1097) dem Nachfolger Wilhelm's in der Lehre (gest. 1141), in dem Schotten Richard (gest. 1173) und dem Abt Walther (gest. 1180) erhalten, und durch den Doctor seraphicus Johann von Fidanza oder Bonaventura (1221—1274) besonders gefördert wurde. Das erste vollständige theologische System gab die Summa des Thomas von Aquino (geb. 1224—1274), eines Dominikaners, Schülers von Albertus Magnus, genannt Doctor angelicus, Uebersetzer und Erklärer des Aristoteles, strenger Realist, und bemüht der Theologie philosophische Form zu geben, sowohl durch seinen Commentar über die Sentenzen des Lombardus als auch durch seine beiden Summen, die des catholischen Glaubens gegen die Heiden, und die der Theologie. Als ein wahrhaft philosophischer Geist behielt er lange Zeit entscheidendes Ansehen in der Theologie und Philosophie, und seine Anhänger, Thomisten und Summisten, führten beständige Kämpfe mit den Scotisten, welche, Franziskaner, den Ruhm ihres Meisters verfochten. Johann Duns Scotus (geb. um 1275) genannt Doctor subtilis (gest. 1308 zu Cöln), der als Realist von Thomas in der Behaup-

tung abwich, das Allgemeine sey nicht blos der Möglichkeit sondern auch der Wirklichkeit nach in den Objekten gegründet, und, indem er Freiheit des menschlichen Willens annahm, sich zu der ketzerischen Lehre der Semipelagianer hinneigte. Beide Parteien standen wie Kämpfer für eine verschiedene Sache stets in den Schranken, die Franziskaner (Skotisten) schon wegen ihrer alten Eifersucht auf die Dominikaner (Thomisten), und die Disputationen, in welchen mit dem greulichsten Latein und eigens geschaffenen barbarischen Begriffswörtern gegen einander gefochten wurde, ließen sich an Heftigkeit und Erbitterung wohl mit einem Schlachtfelde vergleichen. Wie viel einerseits aufgehellt wurde, verdunkelte man wieder auf der andern Seite, wurde der Verstand geübt und die Denkfertigkeit erweitert, so gewöhnte man sich an blinde Verehrung der Worte des Meisters und vernachlässigte alle andere Erkenntniß. Dieß ging namentlich mit der Naturwissenschaft und der Geschichte so. Wie wenig diese wissenschaftlich behandelt wurde, zeigt die geringe Anzahl eigentlicher Historiker aus dieser Periode und die ungeheure, selbst lange nachher noch sichtbare, Ignoranz der Vergangenheit, die unter andern besonders in den Rechtsdenkmälern sichtbar ist; wie vernachlässigt aber die Kenntniß der Naturgesetze wurde, davon sprechen alle Jahrbücher, wo sie von Krankheit, Pest, von Zauberei und Behexung erzählen. Nur wenige Namen treten hervor; außer dem Papste Gerbert oder Sylvester, außer Albertus Magnus kann hier nur der Engländer Roger Baco (1214—1294), Doctor mirabilis genannt, der zuerst auf den Gedanken kam, durch das Studium der Natur und der Sprachen die Wissenschaft zu erweitern, aber eben wegen seiner ungewöhnlichen physikalischen und mathematischen Kenntnisse von der Dummheit der Zauberei beschuldigt und von dem Franziskanergeneral eingesperrt wurde, ferner Peter von Apone (1250—1315) Arzt und Astrolog, ebenfalls für einen Zauberer gehalten, und dessen Gehülfe Arnold von Villa nova (st. 1312) erwähnt werden. Die höchste Wissenschaft, ja die einzige, war die dialektische Philosophie der Realisten, welche über den Nominalismus des Roscellin einen völligen Sieg erfochten hatten, sie standen in vollkommener Eintracht mit dem Dogma der Kirche, spendeten das Licht nur nach dem Gutdünken derselben, Geschichte, Sprachkenntniß, Mathematik und Naturwissenschaft wurde nur wenig beachtet, und die darin vorkommenden Bemühungen erschienen als geringfügige, wenn nicht als tadelnswerthe, ja ketzerische Auswüchse.

Wie starr und ungenießbar jedoch diese **geistige Thätigkeit** war, und wie wenig Annehmlichkeit aus ihr für Leben und Gesellschaft abgeleitet werden konnte, so blieb doch die Welt nicht ganz ohne die Genüsse und Ergötzungen, welche aus freier Bewegung des Geistes hervorgehen. Natürlich konnten sich die ernsten, in Speculation und Subtilität der Unterscheidung versenkten Scholastiker, deren ganzen Eifer die Schule und die Kirche verschlang, nicht mit der gemeinen Belustigung der Welt befassen, die dem geistigen Treiben eigentlich geradezu gegenüberstand. Man hatte damals noch keine entfernte Ahnung von der allgemeinen Verbindung geistiger Bestrebungen, indem jede einzelne Richtung, was überhaupt Charakter des Mittelalters ist, sich in sich selbst scharf abzuschließen und in größter Einseitigkeit möglichst auszubilden bemüht war, und so war denn auch Philosophie nebst gelehrtem Studium von Poesie streng geschieden, was schon dadurch nothwendig war, daß Poesie auf einer gewissen technischen Ausbildung der Muttersprache beruht, von der im Grunde alle damaligen, sowohl germanischen als romanischen, Mundarten gleich weit fern standen. Verloren waren die Gesänge, welche Karl der Große hatte sammeln lassen, und verstummt war die Harfe der waliser Barden oder verhallte doch ohne weitern Nachklang in den Gebirgen von Westbritannien und Caledonien. In dem schönen Lande aber, welches von den alten römischen Einrichtungen und altrömischer Bildung noch am meisten gerettet hatte, wo unter dem milden Joche der Grafen von St. Gilles und von der Provence das Leben in leichtbehaglichem Genuß dahinschwand und die Milde des Climas zu Gesang und Tanz, den Zierden des Mahles, von selbst einlud, dort war zuerst die Volkspoesie mit mehr als gewöhnlichem Eifer betrieben worden, sie galt nicht blos als ein Mittel der Unterhaltung und Ergötzung, sondern der Finder des Gedichts, der **Troubadour**, stand in der Achtung seiner Landsleute hoch genug, um selbst Edelleute und Fürsten sich dieser Kunst, dem fröhlichen Wissen, lou gai saber, widmen zu sehen. In der Provence war zuerst dieser Gesang, in der provencalischen dem Italienischen und Spanischen gleich nahestehenden wohltönenden Mundart, der langue d'oc, entstanden und hatte sich über das ganze südliche Frankreich, über Catalonien und Aragon verbreitet. Besonders begünstigten auch die politischen Verhältnisse diese Entfaltung der Kunst, indem Südfrankreich den wilden Kämpfen, welche Nordfrankreich zu bestehen hatte, keineswegs in gleichem

Grade ausgesetzt war, so daß sich die Blume der provençalischen oder romantischen Poesie selbst noch während der Kreuzzüge ungehindert entfalten konnte und erst seit den Albigenserkriegen allmählig verkümmerte. Unter den Grafen von Poitou tritt Wilhelm IX. (geb. 1071) besonders hervor, und ihm reihen sich eine Menge der edelsten Namen an, die theils auf fürstlichen, ja königlichen Thronen saßen, theils dem edlen und dienstbaren Stande angehörten. Ihre Dichtungen waren häufig Ergebnisse des Augenblicks, improvisirte Gedichte, wozu die Schmiegsamkeit der Sprache und der leicht sich darbietende Reim gleichsam die Hand bot. Sie erfanden deßwegen auch verschiedene Formen der Gedichte, Canzonen und Pastoralen für Liebeslieder, Novellen und Fabliaux für epische Gegenstände, Sirventen und Madrigale für Satyre und Epigramme, Trioletts, Leichs, Tençonen, Sonette für Liebesklagen, Liebeslust, und überhaupt kleinere erotische Gedichte. Der berühmte Kanzler Friedrich's II., Peter de Vineis, war gleich seinem Herrn der Dichtkunst nicht fremd, und das älteste Sonett wird ihm zugeschrieben. Da von eigentlicher Gelehrsamkeit bei diesen Dichtern nicht die Rede seyn kann, einzelne Ausnahmen jedoch nicht zu verhehlen, so mußte außer den Liebesliedern ihnen besonders die Sage den Stoff zu größeren epischen Gedichten darbieten. So wurden sie die Schöpfer des Romans oder der Erzählung, in welcher die Schicksale eines liebenden Paars bis zu seiner endlichen Vereinigung durch eine Reihe von Hindernissen hindurch, oder bis zu seinem gänzlichen Untergang erzählt werden, und besonders die Kämpfe mit den Saracenen in Spanien und Paläftina boten Gelegenheit dar, außer dem Element der Liebe und der Treue, wozu natürlich von Seiten des Helden noch das der Tapferkeit kam, noch das religiöse aufzunehmen, wodurch alles Irdische eine höhere Weihe bekam, und der Ritter außer seiner Dame auf Erden, auch noch für eine andere höhere Dame, die Königin des Himmels, gegen die Lanzen und Säbel der Heiden zu streiten hatte. So wurde das gemeine sinnliche Streben verklärt und veredelt, und konnte im Dienste des Himmels zu einer religiösen Aufgabe sich erheben. Durch die abenteuernde Natur der Normannen war sie auch bei diesen aufgenommen, und so nach Italien wie nach Nordfrankreich und England verpflanzt worden, wo die Troubadours den Namen Minstrels führten, und wo eben so wie im Süden selbst Könige ihrer Gesellschaft anzugehören nicht Bedenken trugen. Der Name Richard Löwenherz gehört eben so den Re-

gistern der Minstrels wie der englischen Könige an. Die größern epischen Gedichte aber, welche von diesen Sängern, die in Deutschland Minnesänger genannt wurden, gewöhnlich behandelt wurden, waren die Sagenkreise Dietrich's von Bern und seiner Ritter, worin sich jedoch wohl die Deutschen ausschließlich bewegt haben, Karl's der Großen und seiner Pairs, was eigentlich provençalischen oder catalonischen Ursprungs ist, da es sich besonders um den Kampf gegen die Mauren in Spanien handelt, Arthurs und der Tafelrunde, wozu die Sage aus Britannien gekommen seyn mag, und später mit der Sage vom heiligen Gral (Sanguis Realis), dem Gefäß in welchem das heilige Blut aufbewahrt wurde das Jesu Wunden am Kreuz entfloß, vermischt wurde. Unter den Deutschen fand der Minnegesang erst unter den hohenstaufischen Kaisern, von denen Friedrich I. selbst in der provençalischen Sprache und Dichtung nicht unerfahren war, ein rasches und plötzliches Emporkommen. Da die Fürsten dieses Hauses insgesammt des Gesanges kundig waren und Sänger an ihren Höfen und Festen zur Verherrlichung derselben erschienen, so theilte sich ein gleiches Streben dem ganzen Zeitalter mit. An dem thüringischen, an dem babenbergischen Hofe, beide den Hohenstaufen befreundet, ja verwandt, fanden die Minnesänger eine gastliche würdige Aufnahme, und die Edlen selbst hielten es ihrer nicht für unwürdig, wenn das Schwerdt von seiner blutigen Arbeit rastete, die Zither zu ergreifen und ein Minnelied anzustimmen. Genau genommen blieb der Minnegesang mit seiner künstlichen Begeisterung für eine oft nur in der Idee erwählte Geliebte und Gebieterin dem deutschen Volke fremd, erhielt sich nur in den höhern, durch Umgang mit den Provençalen einigermaßen gebildeten Sphären, und wurde nie zu einem volksthümlichen Moment. Selbst aus der Eigenthümlichkeit des Minnegesangs, daß die gefeierte Frau in der Regel das Weib eines Andern war, läßt sich beweisen, das er nur den höheren, hierin von französischem Beispiel angesteckten, Ständen angehörte. Wenn es auch vorher schon Volkslieder gegeben hat, was zu bezweifeln die größte Thorheit seyn würde, so wie es während der eigentlichen Zeit der Minnesänger und nach ihr fortwährend Dichter gab, die von Lust und Liebe kunst- und schmucklos sangen, oder auch kleinere und größere Erzählungen aus der Vergangenheit und der Gegenwart (Reimchroniken) in gereimter Prosa niederschrieben, wozu auch Fabeln, Satyren, und Lehrgedichte, an denen besonders die nächste Zeit reich ist, gerechnet werden mögen, so ist

dennoch zwischen diesen und dem eigentlichen Minnegesang, wie er aus der Provençe herüberkam, zu unterscheiden, und keine Spur vorhanden, daß diese geistige exotische Pflanze sich anders als durch die künstliche Wärme, welche die glanzvolle Periode des Hohenstaufischen Hauses über Deutschland verbreitete, habe erhalten können. Indessen war allerdings der Minnegesang in Deutschland weit verbreitet, und von der Eneidt Heinrich's von Veldeck (1180) bis auf Meister Frauenlob, den 1317 die schönen Frauen zu Mainz zu Grabe trugen, gibt es eine lange Reihe ausgezeichneter Namen, denen noch jetzt die schönsten Ausflüsse wahrhaft dichterischer Ergießungen verdankt werden, meist in der Sprache der Allemannen, der heimischen Sprache der Hohenstaufen. Walther von der Vogelweide, Heinrich von Risbeck, Heinrich von Ofterdingen, Wolfram von Eschenbach, Reinmar von Zweter und Biterolf nebst dem zaubermächtigen Meister Klingsor aus Ungerland gelten für die berühmtesten und angesehensten Sänger aus den ersten Zeiten des dreizehnten Jahrhunderts, die unter anderm auf der Wartburg 1207 am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen in einem großen Kampfspiel miteinander um den Preis rangen, wobei Heinrich von Ofterdingen sein aufs Spiel gesetztes Leben verloren haben, dann mit Klingsor's Beistand wieder auf den Kampfplatz getreten, endlich aber Alles friedlich und befriedigend geendet worden seyn soll. Die eigenthümlich deutsche, auf deutschem Boden gewachsene, und in deutschem Geiste ausgebildete Sage ist die der Nibelungen, welche zwar nach der oben angegebenen Eintheilung zu dem Sagenkreise Dietrich's von Bern gehört, sich jedoch auch als ein eigner Kreis, der mit dem Norden in Verbindung steht, betrachten läßt, und welche von einem unbekannten Dichter, der aber gewöhnlich in einem jener vier erstgenannten gesucht wird, in ihre jetzige Form wohl zwischen 1190 und 1210 ausgebildet worden ist. Sie umfaßt den Osten und Westen von Deutschland, bringt den fernen Norden mit unbekannten Inseln und zauberkundigen Frauen damit in Verbindung, führt erst den Hörer in die rheinischen Gauen des Frankenlandes, wo damals nach der Sage die Burgunden hausten, und knüpft den Kampf in welchem diese den Hunnen unterlagen auf eine im Reiche der Dichtung allerdings wohlbegründete Weise daran. Wenn auch die Erwartung, für die Deutschen dieses Epos zu der Bedeutung erhoben zu sehen, welches dem Griechen seine Ilias hatte, in der seitdem zu weit entfalteten Sprache und der größeren zeitlichen Ent-

fernung, die zwischen der Gegenwart und der Zeit des Nibelungenliedes liegt, ferner in der doch wohl geringeren poetischen Ausbildung, vergleichungsweise zu Homer gesprochen, sehr große Hindernisse finden dürfte, so bleibt das Nibelungenlied dennoch eine ausgezeichnete Erscheinung, die in anderer Hinsicht gar wohl mit den Homerischen Dichtungen eine Vergleichung zuläßt. Der treffliche Held Siegfried, Sohn des niederrheinischen Königs Siegmund, von dem Rufe der Schönheit der burgundischen Königstochter Chriemhild angezogen, fährt nach Worms, um sich durch Dienste bei ihren Brüdern die Braut zu erwerben. Der wesentlichste dieser Dienste besteht darin, daß er dem ältesten der Brüder, dem König Gunther, bei seiner Brautwerbung um Brunhild, die riesenstarke Herrin der Insel Island, behülflich ist. Diese Braut kann nämlich nur von dem Manne gewonnen werden, welcher sie in den ritterlichen Kämpfen des Speerwurfs, Steinwurfs u. s. w. besiegt. Hiezu ist Gunther zu schwach, Siegfried hingegen, in eine Tarnkappe unsichtbar gehüllt, welche er einem zauberhaften Zwerg abgenommen hat, vollbringt an seiner Stelle die Aufgaben, und Brunhild gibt sich zufrieden, ihn für ihren Gemahl zu erkennen. Aber unmuthig, einem Manne zu gehorchen, erwehrt sie sich seiner in der Brautnacht und hängt ihn, Füße und Hände gebunden, an einen Nagel, wo er die ganze Nacht hängen muß. Zugleich hatte auch Siegfried Chriemhilden zum Weibe genommen, und als er am Morgen nach der Hochzeitnacht von Gunther vernahm, wie ihm das Mannweib mitgespielt hätte, erbot er sich sie ebenfalls zu bezwingen, was Gunther auch annahm, und wieder in seine Nebelkappe gehüllt schlüpfte Siegfried mit Gunther in das Schlafgemach, und überwältigte nach heftigem Ringen Brunhilden dergestalt, daß sie um ihr Leben bat und versprach, sich nimmermehr seiner Minne wehren zu wollen. Siegfried entwich hierauf wieder so heimlich, als er gekommen war, zog jedoch noch vorher Brunhilden einen goldnen Ring und ihren Gürtel ab, die er seinem Weibe schenkte. Der Uebermuth Brunhild's, welche ihren höhern Rang vor Chriemhild beim Kirchgang zu Worms behaupten wollte, erzeugte einen Wortstreit beider Fürstinnen, in welchem endlich Chriemhild den Vorwurf Brunhild's, sie sey die Frau eines eignen Mannes, mit dem nachdrücklicheren erwiederte, daß nicht Gunther sondern Siegfried zuerst bei ihr gelegen habe, und das auch mit Ring und Gürtel erwies. Söhnten sich nun auch die Könige, als die Sache zur Sprache kam, bald wieder aus,

und beschloß man auch auf Siegfried's Rath, den beiden Frauen übermüthige Reden zu untersagen, so brütete Brunhilde Rache und fand diese durch Hagen von Troneg's Beistand. Es wurde zum Schein ein Zug gegen Feinde unternommen, zu dem auch Siegfried seinen Arm lieh; weil aber Hagen wußte, Siegfried sey nur an einer Stelle verwundbar, so entlockte er unter dem Vorwand, sein Beschützer im Kampf seyn zu wollen, seiner Frau dieses Geheimniß, und Chriemhild nähte auf ihres Mannes Hemd ein Kreuz, um die verwundbare Stelle zu bezeichnen. Kaum war der Zug angetreten, als Friedensboten kamen, und man nun auf die Bären und Schweinsjagd im Wasichenwalde zu ziehen beschloß. Es wird gejagt, und Siegfried, der viele Thiere erlegt hat und müde und durstig ist, wird von Hagen mit neckenden Worten zu einem Wettlauf bis an den Quell, beide entkleidet, bewogen, und wie er nun trinkt, schießt ihm Hagen den Ger durch die mit dem Kreuz bezeichnete Stelle bis in das Herz, und erlegt so meuchelmordend den edelsten und besten Helden. Brunhilden's Haß und Hagen's Neid (wir finden ir nu wenig, die dürfen uns bestan. wol mich daß ich des Heldes han ze rate getan.) hatten ihm den Untergang bereitet. Chriemhilden's Schmerz wurde noch dadurch vermehrt, daß Hagen ihr den großen Schatz, den Hort der Nibelungen, den Siegfried einst errungen hatte, wegnahm, und in den Rhein versenkte. Mit diesem Abschnitt schließt die erste Hälfte des Nibelungenliedes, in welcher Siegfried der Held ist, um dessen Leben und Tod sich Alles herumbewegt. Hier war am Rhein der Schauplatz der Fabel, nun wird er an die Donau verlegt. Der heidnische Hunnenkönig Etzel, Wittwer von Königin Helge, beschließt auf seiner Freunde Rath um Chriemhild, Siegfried's Wittwe, zu werben, und sendet den edeln Markgrafen Rüdiger von Pechlarn als seinen Freiwerber ins Land der Burgunden. Hier nahmen die Fürsten, geneigt ihrer Schwester für das zugefügte Leid auch eine Freude zu erzeigen, den Antrag freundlich auf, nur Hagen ließ nicht ab, abzurathen; Chriemhild selbst aber gab erst nach langem Weigern, und als ihr Rüdiger die Aussicht auf große Macht eröffnete und sich selbst mit seinen Mannen ihrem Dienst gelobte, das einwilligende Jawort für den König, der vom Rhodan bis zum Rheine, von der Elbe bis an das Meer regierte. Von Rüdiger begleitet schied Chriemhild von Worms, wurde stattlich im Lande der Hunnen empfangen, von Etzel zu seiner Gemahlin und Königin erhoben, und lebte mit ihm sieben Jahre,

nach deren Verlauf sie einen Sohn gebar, der getauft und Ortlieb genannt wurde, und in ihrer großen Pracht und Herrlichkeit, wie zwölf Könige vor ihr gingen, endlich im dreizehnten Jahr beschloß ihr Leid zu rächen. Sie sandte Boten an den Rhein, alle ihre Freunde, namentlich auch Hagen, zu den Hunnen einzuladen, und wiewohl Hagen, Chriemhild's Rachsucht fürchtend, abrieth, so beschlossen die Fürsten doch die Einladung anzunehmen, zur Vorsorge jedoch, außer sechzig Recken, tausend der tapfersten Ritter als Gefolge mitzunehmen. Dazu kamen tausend Knechte, und so begab sich der Zug der Burgunden und Nibelungen, geleitet von dem wegekundigen Hagen, auf die Reise, zog durch Schwaben, fuhr über die Donau, durch Bayern, bereits mit dem Gedanken nimmer heimzukehren durch Hagen's ahndenden Geist und vorbedeutende Anzeigen vertraut. Mit blutigem Kampfe mußten sie den Durchzug durch Bayern erzwingen, erhielten bei Bischof Piligrin von Passau freundliche Aufnahme, und gelangten auf der Mark des Christen- und Hunnenlandes zu Rüdiger von Pechlarn, wo die Könige Gunther, Gernot, und Giselher, nebst Hagen, seinem Bruder Dankwart und seinem Freund Volker, dem kühnen Fiedeler, der gleich fertig die Fiedel und das Schwerdt führte, aufs Beste empfangen wurden. Zwischen Giselhern, dem jüngsten der Brüder, und Rüdiger's Tochter wurde eine Ehe besprochen und die Hochzeit auf die Wiederkehr der Burgunden festgesetzt. So schien sich die trübe Aussicht, welche anfangs den Auszug der Helden umwölkt hatte, wieder etwas aufzuhellen, und erst durch Dietrich von Bern, der mit seinen Helden den Gästen gleichfalls entgegenritt, erfuhren sie Chriemhild's nicht gestillte Trauer um ihren Siegfried und ihre Sehnsucht nach Rache. Dies wurde bestätigt als Chriemhild selbst die Brüder empfing, ihren Feind Hagen aber nicht begrüßte, und ihm wie er nun den Helm fester aufband und sich laut darüber äußerte, entgegnete: Nu sit willekomen swem euch gerne sibt. durch euer selbes freundschaft grüße ich euch niht: sagt was ir mir bringet von Worms über Rin, darum ir mir so große soldet willekomen sin. Hieran reihten sich bittere Worte von beiden Seiten, und als Chriemhild unter gütlichem Vorwand die Fürsten wollte entwappnen lassen, verweigerten Gunther und Hagen die Abgabe ihres Schildes, auf Dietrich's Warnung, wie dieser selbst mit harten Worten Chriemhilden gestand. Ein Versuch der Königin, ihren Feind gleich nach der Ankunft, wie er mit Volker vor ihrem Saal saß, ermorden zu lassen,

scheiterte an der Furcht ihrer Krieger, die mit Hagen, den sie noch aus seiner Jugendzeit an Etzels Hofe kannten, der das treffliche Schwerdt Balmung führte, früher Siegfried's Eigenthum, keinen Kampf eingehen wollten. Nun erst erschienen die Könige, mit den sechzig Recken und tausend Mannen edlen Ingesindes vor dem König, der ganz fremd der Absicht seiner Frau sie mit großen Freuden empfing. In einem großen und weiten Saal wurden sie eingelagert, hier ihrer Ruhe nach den Beschwerden der Fahrt zu pflegen, nur Hagen und Volker übernahmen das Amt der Wache, und schirmten vor dem Saale sitzend, derweil Volker süße Töne fidelte, die Ruhe der Schlafenden, welche Chriemhild vergebens wollte überfallen lassen. Da ihre Boten nichts ausrichteten, ward es ihr leid; da fügte sie es anders, viel grimmig war ihr Muth: deß mußten entgelten die Degen kühn und gut. Als nun des andern Tages der Kirchgang gehalten worden war und die Gäste auch hier ihre Waffen unter dem Vorwande, es sey ihre Landessitte so, beibehalten hatten, ging es an ein Buhurdiren, worin die Burgunden den Hunnen überlegen waren, Volker sogar einen reichen Hunnen absichtlich durchrannte. Den Auflauf seiner Freunde stillte Etzel und nahm seine Gäste in Schutz. Vergebens wandte sich Chriemhild mit ihrer Bitte um Rache an Hagen zu dem Fürst von Bern und dem alten Hildebrand, erst Blödel, Etzel's Bruder, ließ sich durch große Versprechungen bewegen, mit seinen Mannen das Gesinde in der Herberge zu überfallen. Nach dem Buhurd war Etzel mit seinen Gästen zu Tische gegangen, er hatte seinen Sohn ihnen zeigen lassen und sie gebeten, ihn mitzunehmen und zu einem Manne zu erziehen. Aber mit Hohn hatte Hagen entgegnet, es ist der künig junge so veiglich getan. man sol mich sehen selten. ze hofe nach Ortliebe gan. Indessen war Blödel mit seinen Recken zu der Herberge gekommen, wo Dankwart mit den Knechten zu Tische saß, nach kurzem Wortwechsel war der Kampf entbrannt, Blödel hatte zuerst von Dankwart's Schwerdt sein Leben verloren, darauf war das Gesinde sämmtlich erschlagen worden, nur Dankwart allein war noch am Leben, hieb sich Bahn durch die Hunnen, und kam mit Blut ganz überronnen, die bloße Waffe in der Hand, an die Thür des Saales, seinem Bruder Hagen die Mähre zu künden. Dieser begann die Rache mit dem Morde Ortlieb's und seines Hofmeisters, und nun erhub sich, während Dankwart von außen, Volker von innen die Thür hüteten, ein Blutbad von den Burgunden unter den Hunnen, dem

diese nicht gewaffnet gar nicht gewachsen waren. Etzel und Chriemhild wurden von Dietrich aus dem Saale weggeführt, mit ihm seine Mannen, auch Rüdiger mit den Seinen zog in Frieden ab. Als nun die Burgunden alle Hunnen erschlagen und die Todten aus dem Saal geworfen hatten, begann der Todeskampf, von Hagen und Volker höhnend herausgefordert, von Etzel und Chriemhild nun ihren Mannen befohlen. Da ging Iring Markgraf von Dänemark in den Kampf und verlor von Hagen's gewaltigem Gerwurf sein Leben, eben so auch Hawart von Dänemark, während Irnfrid Landgraf von Thüringen durch Volker erlegt wurde. Noch vor dem Abend versuchte Etzel einen Sturm der Hunnen auf die Burgunden, aber bis in den Einbruch der Nacht wehrten sich die Belagerten. Eine Sühne zerschlug sich an Chriemhilden's Forderung, ihr Hagen auszuliefern. Um sie aufs Aeußerste zu treiben, ließ Chriemhild den Saal anzünden, so daß Rauch, Hitze, herabfallende Feuerbrände, und ein grimmiger Durst, den zu löschen nur das Blut vorhanden war, die Burgunden plagte; so bestanden sie die Nacht. Nun drang Chriemhild und Etzel in den Markgrafen Rüdiger, der vergebens sich erbot, sein Land und seine Burgen zurückzugeben, und mit Weib und Tochter an der Hand in das Elend zu gehen, — die Bitte der Könige überwog, und Rüdiger und Gernot fielen gegenseitig, seine Mannen sämmtlich erlagen den Helden. Tiefe Stille trat ein nach dem Streite, schon wähnte Chriemhild, Rüdiger pflege der Sühne, als ihr Volker die Wahrheit zurückrief, und Rüdiger's Leichnam herausgetragen wurde. Da erscholl lauter Jammer von Etzel und der Königin, so daß Dietrich mit seinen Helden begierig wurde zu erfahren, was geschehen sey, und wie nun seine Recken mit dem alten Hildebrand hingingen sich nach Rüdiger zu erkundigen, gerieth Volker mit dem trotzigen Wolfhart erst in bittere Worte, hierauf kam es zum Schwerdte, und hier fiel Sigestap von Volker, der kühne Spielmann selbst von Hildebrand, Dankwart von Helfrich, Wolfhart und Giselher gegenseitig, so daß Niemand als Hildebrand, von den Burgunden aber nur noch Gunther und Hagen am Leben waren. Verwundet von Hagen entsprang Hildebrand, seinem Herrn die traurige Mähre zu bringen. Da rüstete sich auch Dietrich, und nach vergeblichem Versuch, die beiden Helden zu bewegen, sich ihm zu Geißeln zu geben, bezwang er erst Hagen, und überlieferte ihn gebunden in Chriemhild's Hand, in der Hoffnung, sie werde ihm das Leben schenken, hierauf erfuhr Gunther ein Gleiches. Chriemhild

überaus erfreut endlich ihrer Rache Genüge thun zu können, ließ beide abgesondert verwahren, und verlangte dann von Hagen, er solle ihr wieder geben, was er ihr genommen, so möge er wohl mit dem Leben wieder zu den Burgunden kommen. Und wie ihr Hagen entgegnete, er habe geschworen, den Hort, so lange noch Jemand seiner edlen Herren lebe, nicht zu zeigen, noch Jemand zu geben, da ließ sie ihrem Bruder das Leben nehmen, und bei den Haaren das Haupt des Bruders tragend trat sie wieder vor den Helden von Troneg. Da sprach er, als er seines Herrn Haupt sah: Du hast es zu einem Ende nach deinem Willen bracht, und ist auch recht ergangen, wie ich mir hab erdacht; nun sind alle drei Könige todt, nun weiß den Hort Niemand als Gott und ich allein, der sol dir, Valandinne, wohl immer verhohlen seyn. Habt ihr, sprach sie, des Geldes übel mich gewert, so wil ich doch behalten das Siegfrids Schwerdt, und ohne daß er es wehren konnte, zog sie das Schwerdt aus, und schlug ihm das Haupt ab. Aber den Mord des allerbesten Recken, der je kam zu stürmen oder je Schild trug, rächte sofort der alte Hildebrand, der sie stracks mit einem Schwerdteshieb erschlug, und so lag denn Alles todt und zerhauen vor Etzel's und Dietrich's weinenden Augen da, die Hochzeit war jammervoll verstört, und so nahm Liebe mit Leid ein jammervolles Ende.

An diese großartige Dichtung schließt sich eine Fortsetzung, die **Klage**, an, in welcher ein jüngerer Dichter denselben Gegenstand und die Schicksale der Ueberlebenden erzählt. Ihm zur Seite darf vielleicht die **Kutrun** gestellt werden, ein Gedicht das in Irland und an den norddeutschen und normannischen Landen und Küsten seinen Schauplatz hat. Bei der Abschätzung eines Gedichts wie eines jeden Kunstwerkes entscheidet natürlich am Ende der Geschmack, und es mag wohl besondere Vorliebe seyn, wenn man in neuerer Zeit es die Nebensonne des Nibelungenliedes genannt, diesem gleichgestellt, sogar vorgezogen hat. Daß die Kutrun unter den Dichtungen des Heldenbuches einen ausgezeichneten Platz einnimmt, kann wohl ohne alles Bedenken zugegeben werden, aber an Großartigkeit des Stoffes, an Bedeutsamkeit der Individualitäten, an poetisch-historischer Wahrheit, an geistigem Schwunge bleibt sie bei Weitem hinter den Nibelungen zurück, welche allerdings geeignet sind, ein volksthümliches Epos zu werden, wenigstens insofern sie ganze Völker und ihre Schicksale umfassen. Indessen ist es wohl eine Frage, ob auch im Mittelalter selbst diese Dichtung eine so allgemeine Aner-

kennung fand, und wiewohl es zu wünschen seyn möchte, so dürfte doch sehr daran gezweifelt werden. Gewiß aber blieben die Dichtungen in denen der heilige Gral eine Rolle spielt, Parcival, Titurel, Lohengrin, stets dem deutschen Character etwas Fremdes. Die Schuld hievon ist einerseits in dem aus fremdländischen Sagen genommenen Stoff, andererseits in der zuweilen allerdings nicht unkünstlerischen, aber doch nie recht genießbaren Form zu finden, und die eigenthümliche Richtung Wolfram's von Eschenbach, dem die beiden ersten der genennten angehören, eines gelehrten und welterfahrnen Mannes (gest. c. 1228), führte ihn von der gewöhnlichen Verständlichkeit an sich ab. Mehr Zugang mögen die kleineren epischen Dichtungen aus diesem Kreise, Wigalois der Ritter mit dem Rade, von Wirnt von Grasenberg (c. 1212), Iwein der Ritter mit dem Löwen, von Hartmann von der Aue, einem Schwaben, ohngefähr zu gleicher Zeit oder noch etwas früher, Tristan und Isolde, von Gottfried von Straßburg (gest. 1230 oder 1250) und seinen Fortsetzern Heinrich von Friberg und Ulrich von Türheim, Wigamur, Lanzelot vom See u. a. gefunden haben, obgleich auch hier die fremdartige Sprache, die Vermischung des Deutschen mit Welschem, die fremden Ortsnamen, die Verbreitung gehindert haben und die Möglichkeit, diese Gedichte zu genießen, gewiß nur auf wenige besonders Gebildete eingeschränkt haben werden. Aus dem deutschen Leben gegriffen ist Hartmann's von Westerspül, (genannt von Owe oder der Owere, weil er Leben von der Abtei Reichenau trug,) Armer Heinrich, die Geschichte des Leidens des Ritters Heinrich, der von Miselsucht, dem unheilbaren Aussatze, befallen ist, und für dessen Genesung eine reine Magd ihr Leben hinzugeben sich entschließt; glücklicherweise aber begnügt sich der Himmel mit dem Willen, die Genesung erfolgt, und Heinrich nimmt aus Dankbarkeit seine treue Pflegerin zum Weibe. An diese schon mehr dem Fabliau gleichkommende Dichtung schließen sich dann andere theils der Satyre theils der Belehrung angehörende Werke an, von denen Bridank's Bescheidenheit (d. h. Belehrung, Bescheid) wahrscheinlich dem als Lyriker dieser Zeit unübertroffenen Walther von der Vogelweide (gest. zu Würzburg zwischen 1220 und 1227) angehört und erwiesenermaßen weiter als irgend ein anderes Gedicht des Mittelalters verbreitet war. Der Renner von Hugo von Trymberg, einem Schullehrer zu Thürstadt bei Bamberg (c. 1300), die Fabeln und Beispiele des Stricker's (aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts), des Bo-

nerius Edelstein, eine Sammlung Fabeln, etwa gegen 1300 vollendet, sind hier vorzüglich zu erwähnen. An diese dem verständig nüchternen Geiste der Nation mehr zusagenden Werke schließen sich dann die Reimchroniken, die Kaiserchronik aus dem zwölften Jahrhundert, das Fürstenbuch des Jan Enenkel, eines Wieners, Zeitgenossen von Herzog Friedrich dem Streitbaren, die Reimchronik des cölner Meister Godefrit Hagen, und die treffliche historisch-ungemeinwerthvolle Reimchronik Ottokar's von Horneck, eines steyerischen Edeln, die bis in den Anfang des nächsten Jahrhunderts (schließt mit 1309) hinüberreicht. — Der eigentliche Minnegesang aber wird durch Keinen so repräsentirt wie durch Walther von der Vogelweide, in welchem sich tiefes Gemüth, große Welterfahrung, Geschmack, Gewandtheit im Ausdruck, wahrhaft dichterische Begeisterung, Liebe für sein Vaterland, auf gleiche Weise vereinigten, um ihn für alle Zeiten den großen Dichtern einzureihen. Aus der etwa auf dreihundert sich belaufenden Zahl der Minnesänger, welcher Lieder der Ritter und Rathsherr zu Zürich, Rüdiger Manesse, am Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts sammelte, sey hier noch erwähnt Ulrich von Lichtenstein, Zeitgenosse und Dienstmann Friedrich des Streitbaren, der auch in einem größern Gedichte, Frauendienst, sein Leben erzählt, Gottfried von Nifen (Neufen), ebenfalls zu Friedrich's II. Zeit, Graf Otto von Bottenloube (gest. 1254), Konrad von Würzburg (gest. 1287 zu Freiburg in Breisgau), Meister Johannes Hadloub aus Zürich, ein Freund des Rüdiger Manesse u. s. w. Mit dem Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts aber, mit dem Untergang der Hohenstaufen, verklang auch die Leyer des Minnegesangs, nur ein schwacher Nachhall, den letzten Klängen der Saite gleich, entflog noch den Anfängen der nächsten Zeit, und wie die nur auf kurze Zeit dem deutschen Adel aufgedrungene Bildung in der Rohheit des Fehdelebens und Wegelagerns untergegangen war, flüchtete sich die Form, ohne den Geist zu fesseln, in die Mauern der Städte zu den Handwerkern, als Meistergesang. Die in den Kreuzzügen entstandene, seitdem fortdauernde Verbindung mit dem Morgenland gab dann zu jenen besonders das griechische Kaiserthum mit hineinziehenden Dichtungen Anlaß, in welchen abenteuernde Ritter geschildert wurden, die zum Kampfe für Ehre, Religion, und Liebe umherirrten, und die so den eigentlichen Ritterroman bildeten.

Das Ritterthum selbst war im Laufe der Kreuzzüge völlig ausgebildet worden, nicht zwar durch diese allein, aber allerdings

durch ihre Mitwirkung. Um sein Verhältniß zu den übrigen Ständen recht zu fassen, muß folgendes zuerst bemerkt werden. Die ursprünglich überall vorkommende Eintheilung der ganzen Bevölkerung in Freie und Unfreie war durch mehrere Abstufungen und Uebergänge so gebrochen, daß es zu den Zeiten des Interregnums in Deutschland sieben mit Bestimmtheit unterschiedene Grade der Freien gab. Eine gleiche Abstufung gab es in jedem andern Lande, und gerade als diese Ständehierarchie, an deren Spitze der Kaiser stand, vollkommen ausgebildet war, trat durch die Freiheit der Städte, in deren Ringmauern Alles wenn auch nicht sogleich aber allmählig zur Gleichheit hinstrebte, eine Vernichtung derselben ein. Die Gründe dieser Veränderung der ursprünglichen Eintheilung — die wenn man will selbst erst wieder aus der noch früheren allgemeinen Freiheit hervorgegangen war — sind Verschiedenheit des Besitzes, Bereicherung des Einen, Verarmung des Andern, größerer Einfluß des Einen, durch Vermögen, Verbindung, Klugheit, Tapferkeit, verringerte Bedeutung des Andern durch die entgegengesetzten Ursachen. Wenn auch der König ursprünglich nur der Erste unter Gleichen seyn sollte, so findet sich doch überall ein besonders begünstigtes, meist bis zu den heidnischen Göttern in seiner Genealogie hinaufreichendes Geschlecht, aus dem die Könige genommen wurden, während Herzoge, Anführer, nach der Tapferkeit erlesen wurden. So lange es nur Streifzüge aus den germanischen Wäldern in die benachbarten Lande gab, war die Verschiedenheit der Stände wohl nur Edle, Gemeinfreie, Knechte, unter denen man sich nicht eben Sklaven wie in den Plantagen noch wie bei den Römern und Athenern vorstellen darf, aber doch etwa wie in Sparta die Periöken oder Heloten. Das mußte sich ändern, als diese Völker eroberten und nun über das Eroberte verfügten. Dieses nämlich wurde in gleiche Theile vertheilt, von denen aber der Anführer und die Vornehmen eine verhältnißmäßig größere Zahl bekamen, als die Gemeinen, wodurch an sich schon ein verschiedener Besitzstand gegründet wurde. Da nun der Reichere natürlich das was ihm zufiel nicht Alles allein brauchen konnte, so vergab er einen Theil an Aermere, und, wie wohl schon in der ältesten Zeit der Fall war, an jüngere, ohne Erbgut hinausgeschickte Söhne, mit dem Vorbehalt des Eigenthumsrechts und einer bestimmten Leistung, mit deren Aufhören auch dieser Besitz aufhörte. Ein solcher Besitz hieß ein Lehen, der Besitzer der Lehnsträger, der Eigenthümer der Lehensherr. Die von dem König zuerst geforderte

Pflicht war die des Kriegsdiensts, zu welchem der Lehensträger schlechterdings verpflichtet war, und den er seinem Lehnsherrn ohne Widerrede zu leisten hatte. So entstand eine eigene Klasse von solchen, die, obschon Freie, dennoch kein freies Eigen, Allod, besaßen, sondern ein Feodum, Feudum, zuweilen auch beneficium genannt, inne hatten. Die Uebernahme eines solchen Lehens setzte allerdings in eine gewisse Abhängigkeit, so daß es in den ältesten Zeiten von Manchen für entwürdigend gehalten wurde, sich auf diese Weise seiner Freiheit zu begeben, wiewohl das Verhältniß, in das man dadurch zum König gerieth, bei den Meisten ein vollständiger Ersatz dafür war. Der ursprünglichen Ansicht nach war der Freie, der kein Lehensträger war, höher zu stellen, als der Dienstmann, allein es erhuben sich bald alle die, welche mit einem Amte, als Herzogthum, Grafschaft u. s. w. belehnt waren, über die andern Edlen, und nahmen die nächste Stelle nach dem Könige ein. Es gestaltete sich nämlich sehr früh die Ansicht, daß Alles, nur den eigenen Besitz, das Allod, ausgenommen, nur durch Uebertragung von einem Höheren besessen werden könne, so daß also auch solche Würden, oder ursprünglich Aemter, lehenweise ertheilt oder gelehnt wurden. Hatte nun die Geistlichkeit sich ebenfalls in den Besitz solcher Benefizien gesetzt, die sie schlechterdings nicht fahren lassen wollte, so nahm sie natürlich den nächsten Platz nach dem Könige selbst ein, die weltlichen Fürsten, als ihre Lehensträger (sint se der biscope man worden sin), mußten ihr weichen, und so kam der Edelfreie erst an den vierten Platz oder führte den vierten Heerschild, so daß der geringere Freie, der weder an Reichthum noch Verwandtschaft jenem gleich kam, auf den fünften verwiesen wurde. Zu diesen Gemeinfreien, auch Mittelfreie und Schöffenbare genannt, kamen die Dienstmannen der Freien Herren oder eigentlichen Edlen, (die auch in der älteren Zeit ausschließlich nobiles genannt werden), die sogenannten Ministerialen, hinter diesen folgen als sechster Heerschild die Mannen der Gemeinfreien und die Plechhaften (d. h. diejenigen Freien, welche zwar ein Eigen haben, jedoch mit der Verpflichtung etwas davon abzugeben), endlich die Landsassen, die auf gemiethetem Gute sitzen, nebst dem übrigen Volke gehören zum siebenten. Außer dem eigentlichen Lehnsverhältniß, welches im Laufe der Zeit für so wenig entwürdigend war geachtet worden, daß der Kaiser selbst zu dem päpstlichen Stuhle in dasselbe eintrat, freilich mehr im frommen Sinne der Deutschen, die dessen kein Arges hatten und sich an der Form nicht stießen,

während den Italienern es doch verächtlich erschien, daß das Oberhaupt der Christenheit, der Nachfolger der vom Capitol aus der Welt gebietenden Cäsaren, dem Priester der Peterskirche das homagium leiste, sein homo werde, und daß es in Deutschland als ein Mittel gebraucht wurde, um die Güter der Kirche, der todten Hand, wieder an andere Besitzer zu bringen, war auch noch das Dienstmannen oder Ministerialenverhältniß entstanden, in welches sowohl Freie als Unfreie eintraten, sich durch die Annäherung zu ihrem Herrn, dem sie Dienste leisteten, allmählig wichtig machten, und so den Freien mit Schöppenrecht gleich stellten.

Den Kriegsdienst hatten ursprünglich alle freien Männer thun müssen, zu einem von der Volksversammlung beschlossenen oder gutgeheißenen Kriege war der Heerbann aufgeboten worden, der sich auf eigene Kosten erhielt und nach Beendigung des Feldzugs, der regelmäßig nur im Sommer stattfinden konnte, wieder zerstreute. Neben dem Heerbann der freien Männer oder Wehren bestand noch ein Gefolge, welches den Anführer unmittelbar umgab, und an sein Schicksal mit unverbrüchlicher Treue gefesselt war. Aus diesem entstanden die Lehnsträger, die Leudes der merovingischen Zeit, die Vasallen der spätern Jahrhunderte. In dem Maaße, als die Kriege ausgedehnter und langdauernder wurden, als der Heerbann wegen Verarmung oder Gleichgültigkeit seine ursprüngliche Bedeutung verlor oder sogar seinen Beistand nur säumig und verdrossen leistete, erhuben sich die Lehnsleute, die lediglich von dem Willen ihres Herrn abhingen, zu größerem Ansehen, und stellten sich bald den Gemeinfreien und Schöffenbaren entweder gleich oder sogar vor dieselben. In den Kriegen mit den Ungarn wurde der vorher vernachlässigte Dienst zu Pferde besonders wichtig, und obgleich schon am karolingischen Hofe ritterliche Spiele, Vorbilder der Turniere, (842) vorgekommen sind, so läßt sich doch mit großer Wahrscheinlichkeit der geordnete Dienst zu Pferde erst auf Heinrich's I. Zeit verschieben, ohne daß man deßwegen nöthig hat, die Fabeleien von einem Turnier zu Magdeburg, auf welches wenigstens spätere Ansichten nur übergetragen und in Anwendung gebracht worden sind, für wahr zu halten. Von dieser Zeit an tritt ein eigner Stand der zu Pferde Dienenden oder milites deutlich hervor, der jedoch nicht sowohl ein Stand durch Geburt, als vielmehr durch Verdienst war. Allerdings mußte ein solcher miles ein freier Mann seyn, und leibeigene Geburt würde ihn unfähig gemacht

haben, eine solche Würde zu erlangen; aber es bedurfte dazu nicht der schöppenbaren Freiheit, sondern Jeder, selbst der geringste Freie, mochte er auch ganz ohne Eigenthum seyn, und nichts als ein Leben besitzen, ja nur sein Roß, Schwerdt, und den Dienst bei seinem Lehnsherrn, konnte in die Reihen der milites eintreten. Diese bildeten jedoch eine eigene geschlossene Verbindung, in welche nur noch vorausgegangenen Diensten mit einer regelmäßigen Ceremonie aufgenommen wurde, und es ist gewiß, daß einerseits der Corporationsgeist, der im ganzen Mittelalter von der Kirche ausgehend überall hervortritt, diese gegenseitige Anschließung bewirkt, andererseits die Kreuzzüge ganz vorzüglich die Ausbildung dieser Corporation gefördert haben. Wer als freier Mann zur Führung des Schwerdts geboren war, wurde meistens in seinem vierzehnten Jahre schon durch feierliche Ueberreichung eines Schwerdtes und durch Ertheilung eines Backenstreichs, des letzten, den er sich gefallen lassen durfte, für wehrhaft erklärt, und bei der Wehrhaftmachung eines Jünglings von fürstlichem Geblüte pflegten in der Regel andere seines Alters sich ebenfalls wehrhaft machen zu lassen, um dadurch seine Waffengenossen zu werden. Von hier an hieß er Knappe, armiger, that am Hofe eines Ritters, etwa seines Lehnsherrn, Dienste, und erhielt dann, ohngefähr im achtzehnten Jahre, den Ritterschlag, den er nur von einem älteren Ritter erhalten konnte, und der mit besondern, auch kirchlichen, Ceremonien ertheilt wurde. Der Ritterschlag wurde nicht nur denen ertheilt, welche als ritterbürtig die Lehrzeit des Knappenstandes, welchem zuweilen auch noch der Pagen- oder Bubendienst an einem Hofe vorausging, um feine Sitten, besonders in der Umgebung der Frauen, zu lernen, durchgemacht und sich während derselben tadelfrei betragen hatten, sondern auch solchen, die sich im Kriege tapfer bewiesen und einer solchen Auszeichnung würdig gemacht hatten. Nach der eigentlichen Absicht sollte der Ritterstand die Blüthe der freien Mannen enthalten, und die vorläufigen Forderungen waren, daß der dazu bestimmte hochherzig in Widerwärtigkeit, edelgeboren, freigebig, feingesittet nach Hofesweise, mannhaft und bieder sey, und sich fernerhin befleißigen sollte, täglich die Messe zu hören, für den katholischen Glauben sein Leben kühn zu wagen, die heilige Kirche mit ihren Dienern vor allen Uebelthätern zu schützen, Wittwen, Unmündige, und Waisen in ihren Nöthen zu vertheidigen, ungerechte Kriege zu meiden, unbilligen Sold abzulehnen, für die Befreiung je-

des Unschuldigen in den Kampf zu geben, Turniere nur um der kriegerischen Uebung willen zu besuchen, dem römischen Kaiser oder seinem Stellvertreter ehrerbietig in zeitlichen Dingen zu gehorsamen, den Staat ungeschmälert in seiner Kraft zu erhalten, Lehengüter des Reichs nicht zu entfremden, und untadelhaft vor Gott und Menschen in dieser Welt zu leben. Diese Punkte zu halten mußte der Neuaufzunehmende förmlich in die Hände eines Geistlichen beschwören, worauf er von dem, welcher eigentlich den Ritterschlag ertheilte, einen Streich auf den Hals erhielt und hiemit, nebst einer Erinnerung, Christi Leiden, Kreuz, und Tod stets im Sinne zu behalten und rächen zu wollen, unter die Ritterschaft aufgenommen war. In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts war diese Aufnahmsfeierlichkeit schon völlig ausgebildet, wie sie namentlich bei Wilhelm's von Holland Ritterschlag erwähnt wird, einer Ceremonie, die da Wilhelm noch nicht Ritter war seiner Krönung zum Könige deswegen nothwendig vorhergehen mußte, weil man sich den König als das Haupt der Ritterschaft dachte. Indessen ist nicht im Mindesten anzunehmen, daß auch schon die ältesten Zeiten alle diese Formen gehabt haben, sondern hiezu haben höchst wahrscheinlich die Kreuzzüge am meisten beigetragen. Die Verbindungen der Johanniter und der Templer traten zuerst mit den Forderungen einer freien, untadeligen Herkunft, unbefleckten Wandels, ritterlich-christlicher Gesinnung und Tüchtigkeit auf, und es war ein sehr natürlicher Uebergang von dem, was die besondern Orden forderten, zu dem, was im Allgemeinen von einem Ritter verlangt wurde. In diesen eben angegebenen Punkten kamen beide **Ritterorden** überein, sie sprachen das, was vorher wohl nur herkömmlich beobachtet worden war, als feststehende Norm aus, und abgesehen von ihren noch hinzutretenden speziellen Forderungen stellte sich die Idee des Ritters nun fest. Da die Kreuzzüge von dem Gedanken des Kampfes für Christi Grab ausgegangen waren, und die Nothwendigkeit der Unterstützung der Pilger und der Kranken so nahe lag, so war eine Vereinigung zu diesem Zwecke schon gleich in den ersten Jahren geschlossen; die Johanniter gingen aus einem schon länger bestehenden Hospital zu St. Johann hervor, während die Templer etwas später anfänglich nur zur Vertheidigung der Pilger zusammentraten. Als besondere Congregationen traten sie dadurch auf, daß sie die Mönchsgelübde der Armuth, der Keuschheit, und des Gehorsams ablegten, während jene allgemeinen Ritterregeln natürlich

auch für sie Verpflichtung enthielten. Gleich den Mönchen zogen diese Ritterorden die allgemeine Bewunderung auf sich, und erwarben sich in wenigen Jahrzehenten nicht nur viele Mitglieder, sondern auch ungeheure Reichthümer, und besonders die Templer, von dem Papste auch außerordentlich begünstigt, von der Aufsicht der Kirche ganz befreit, und mit eigenen Geistlichen versehen, erhuben sich zu außerordentlicher Macht und einer für die Staaten, in deren Bereich sie ihre Besitzungen hatten, nothwendig gefährlichen Stellung. Dazu hatte sich eben dieser anfänglich durch seine Aufopferung für die christliche Sache ausgezeichnete Orden späterhin durch zweideutiges Benehmen, das durch einzelne tapfere Thaten nicht vergütet werden konnte, sehr verdächtig gemacht, sein eben so eigennütziges als herrschsüchtiges Streben war der Grund zu lauten Klagen schon seit den Zeiten Friedrich Barbarossa's, und da sich in seinem Innern, was wohl nicht geläugnet werden kann, unter der Decke der Ordensverschwiegenheit eben sowohl sittliche Ausschweifungen als religiöser Unglaube und Ketzerei verbargen, so veranlaßte dieß Alles einen großen Prozeß gegen denselben, worin er mehr jedoch durch Haß und Ungerechtigkeit seiner Gegner erlag. Weniger im Innern seiner ersten Bestimmung untreu geworden war der Johanniterorden, und eine ganz eigenthümliche Richtung hatte der dritte in Palästina gestiftete Orden zu Ehren der Jungfrau Maria, der deutschen Ritter, erhalten. Da die beiden ersten Orden zwar die Deutschen nicht geradezu ausschlossen, jedoch für Pflege und Beschützung dieser Nation aus einer den romanischen Stämmen stets eigenen Abneigung weniger gut gesorgt war, hatte 1190 Herzog Friedrich von Schwaben indem er die Ueberreste eines schon 1128 zu Jerusalem gestifteten Marianer oder lieben Frauen Hauses, auch deutschen Hauses, dazu umwandelte, einen deutschen Orden ganz in der Weise der beiden andern gestiftet, wobei hauptsächlich Bürger aus Bremen und Lübeck thätig waren. Schon in den nächsten Kreuzzügen, wie namentlich bei dem Kampf um Damiata (1219) zeigte sich die Thätigkeit der Deutschen, doch hub er sich erst unter seinem vierten Meister Hermann von Salza so sehr, daß er bei dessen Tode (1239) gegen 2000 Mitglieder gezählt haben soll. Von Kaiser und Papst erhielten sie sehr bedeutende Begünstigungen, schon Hermann von Salza erhielt den Namen eines Hochmeisters und das Recht den Reichsadler im Wappen führen zu dürfen, wozu 1250 Ludwig IX. noch die französischen Lilien fügte.

Der Hochmeister hatte ursprünglich noch keinen festen Sitz, sondern hielt sich entweder am kaiserlichen Hofe, zu Rom, oder wo es sonst nöthig war, auf, in Deutschland hatte der Deutschmeister seinen Aufenthalt zu Mergentheim, in Palästina der Großcomthur zu Akko. Der Bischof Christian von Preußen rief den Beistand dieses Ordens in den Kämpfen gegen die heidnischen Preußen an, und 1228 kam die erste Abtheilung deutscher Ordensritter unter dem Gebietiger, auch Heermeister, Landmeister, Hermann Balk dorthin, und begann die Bekehrung und Bezwingung der Preußen, welche schon besonders berührt worden ist. Außer der gewöhnlichen ritterlichen Tracht zeichnete diese deutschen Ritter ein weißer Mantel mit schwarzem Kreuz, so wie die Templer ein weißer Mantel mit rothem Kreuz, die Johanniter aber ein schwarzer mit weißem Kreuz, aus.

Farbe und Abzeichen fing nun überhaupt an, in den Unterscheidungsmerkmalen des Adels ein wichtiges Moment zu werden, und die Wappen ein eigenthümliches Merkmal einer jeden freien Familie auszumachen. Schon in den ältesten Zeiten finden sich besondere Zeichen, die von den Kriegern auf Helm oder Schild geführt entweder blos als kriegerischer Schmuck dienen sollten oder ein Erkennungszeichen für ihre Umgebung waren. Die Eigenthümlichkeit des Wappens aber, daß es einer Familie angehört und daher von dem Ersten an, der es entweder angenommen oder von seinem Landesherrn als belohnendes Geschenk erhalten hat, auf alle seine Nachkommen übergeht, ist erst seit den Kreuzzügen aufgekommen. Läßt sich ja nicht einmal mit Gewißheit von einem Reichswappen vor dieser Zeit etwas sagen! Constantin und die christlichen Kaiser nach ihm führten das Labarum oder die zwei ersten griechischen Buchstaben des Wortes Christos; Heinrich der Sachse ließ in der Schlacht gegen die Ungarn das Reichspanier, auf dem ein Engel gebildet war, entfalten; unter den fränkischen noch mehr aber unter den schwäbischen Kaisern, also genau zur Zeit der Kreuzzüge, kam der Adler auf, der, wahrscheinlich in der Erinnerung an die römischen Legionsadler, als Insigne imperii betrachtet wurde. Von einer Farbe des Reiches findet sich weder in Chroniken, noch in den Urkunden aus dieser Zeit eine Spur. Die Kreuzzüge aber führten von selbst auf die Nothwendigkeit solcher äußern Unterscheidung; nicht nur war das Kreuz selbst ein solches Zeichen, welches den Zweck, den sich der damit Bezeichnete vorgesetzt hatte, stets ihm und andern kenntlich machen sollte,

sondern schon im dritten großen Kreuzzuge waren die Nationen durch die Farbe desselben unterschieden, die Franzosen hatten ein rothes Kreuz, die Engländer ein weißes, die Flandrer ein grünes. (Schon die Normannen vor ihrer Ansiedlung in Frankreich hatten gemalte Schilde). Der ungeheure Zusammenfluß der gesammten europäischen Ritterschaft im Orient erzeugte nun aber schnell eine Ausbildung dieser Formen, welche den Adel und die Ritterschaft von den Gemeinfreien immer mehr abzusondern begannen. Hierzu kam auch die Annahme der Geschlechtsnamen, welche erweislich erst in den Zeiten der Kreuzzüge beginnt; daß sie vorher fehlen, macht die Genealogie so außerordentlich unsicher. Außer dem in der Taufe ertheilten Namen führte man zur nothwendigen Unterscheidung von andern einen Namen von der Heimath, oder dem Besitz, oder einer Eigenthümlichkeit des Gewerbes, oder auch sehr häufig einer persönlichen Sonderbarkeit, wie wir heut zu Tage einen Unnamen oder Spitznamen geben würden, was mehrere Familiennamen, wenn wir auf ihren Ursprung zurückgehen, allerdings waren. So geschah es, daß sich der Adel immer schärfer abschloß, und zu den Domstiften wie zu den Turnieren, die in ihrer eigentlichen Höhe auch erst um diese Zeit sich ausbildeten, nur seine Genossen zuließ, namentlich aber die in den Städten ansässigen schöppenbaren Familien als minder berechtigt anzusehen anfing.

In den Städten, deren eigentliche freie Ausbildung auch erst in die Zeit der Kreuzzüge fällt, bereitete sich dasjenige Element vor, welches dem abentheuernden Leben des Mittelalters sein Ende machen mußte. Von den Ueberresten, welche am Rhein und die Donau entlang aus den römischen Colonien geblieben sind, läßt sich sehr wenig sagen, Cöln allein hat vielleicht einige Trümmer alter römischer Municipalverfassung bewahrt. Mehr war natürlich in Italien und dem südlichen Frankreich geblieben, und die Einrichtung eines aus den Bürgern selbst gewählten Rathes, der die inneren städtischen Angelegenheiten und die Justiz, letztere unter dem Vorsitz eines vom Landesherrn bestimmten Richters, ausübte, ging von dem Vorbild dieser Städte aus. Bei Ludwig VI. von Frankreich ist erwähnt worden, wie gerade dieser Fürst besonders dem Emporkommen der Städte günstig war; so auch Heinrich IV. und V. von Deutschland. Diese Begünstigung bestand außer der Ertheilung gewisser schon erwähnter Vorrechte im Allgemeinen darin, daß sie von

dem Drucke der Großen befreit und unmittelbar unter kaiserliche Gewalt gesetzt wurden, ein Grundsatz der erst allmählig in seiner Wichtigkeit erkannt wurde, indem z. B. noch Otto II. dem Bisthum Merseburg die Stadt Suenka mit Juden, Kaufleuten, Münze, Forst, förmlich schenkte. In den deutschen Städten befand sich das innere Regiment anfangs ausschließlich in den Händen einzelner, dem ritterbürtigen Stande angehörenden, Familien, vorzugsweise Geschlechter genannt, die an manchen Orten, wie in Speyer, Cöln, u. s. w. auch mit der Münzgerechtigkeit und der darüber zu führenden Aufsicht belehnt waren, und davon Münzer und Hausgenossen heißen. Ihnen entgegen fingen an die Handwerker ebenfalls Reichthum und Ansehen zu gewinnen, die in Zünfte oder Innungen vereinigt ihre eigenen Angelegenheiten selbst ordneten. So kommen schon 1152 in Hamburg die Tuchscherer und Krämer, 1153 in Magdeburg die Gewandschneider und 1157 ebend. die Schuster als Zunft vor. Die englischen Städte hoben sich bereits unter Heinrich II., London zumal ist schon viel weiter zurück eine ansehnliche und mächtige Handelsstadt. Die schwäbischen Kaiser begünstigten das Städtewesen nicht aus Grundsätzen, indessen veranlaßte sie ihre Richtung nach Italien, bedeutende Privilegien zu ertheilen, und namentlich die Städte in dem Recht, die Steuer im Allgemeinen an den Kaiser zu zahlen, wogegen ihnen dann im Innern sich selbst zu besteuern vergönnt war, in der Befreiung von auswärtigen Gerichten, die bei den Anmaßungen benachbarter fürstlicher Gerichtshöfe sehr lästig waren, in der Erlaubniß Reichsmünze zu schlagen, und andern eigentlich nur dem Kaiser oder dem Reich zustehenden Befugnissen zu bestätigen. Uebrigens muß man dabei wohl im Auge haben, daß eine dieser Stadt ertheilte Befugniß keineswegs auch ohne weiters von jener usurpirt werden konnte, sondern daß es eine allgemeine, für eine wie für die andere Stadt geltende, Freiheit nicht gab. In Frankreich kamen alle bedeutenden Städte durch die kluge Politik der Capetinger unter königliches Recht, während in Deutschland viele der ansehnlichsten Städte einen nicht immer glücklichen Kampf mit der Anmaßung der nächsten Fürsten, Geistlicher wie Weltlicher, zu bestehen hatten. Diese Bedeutung der Städte kam hauptsächlich durch den im Zeitalter der Kreuzzüge außerordentlich vermehrten Handel. Wie durch den Verkehr mit den Saracenen neue Lebensweise, neue Lebensmittel, besonders auch Luxusartikel, be-

kannt wurden, so fand sich auch wieder Gelegenheit, diejenigen Fabrikate, welche z. B. schon damals in den Niederlanden gefertigt wurden, in größerer Masse abzusetzen und der Thätigkeit dadurch einen vergrößerten Umschwung zu geben. Die italienischen Städte, Venedig, Genua, Pisa, welche vorher zu keiner besondern Macht gediehen waren, schwangen sich mit einemmal, theils durch die Transporte der Personen, wofür sie sich ansehnlich bezahlen ließen, theils durch den ihnen in Palästina als Monopol zufallenden Handel, zu außerordentlichem Wohlstand empor; sie hatten in den größern zum Handel geeigneten Städten, z. B. in Akka, ihre eigenen Quartiere und genossen ausnehmende Vorrechte. Wie die Wirren des griechischen Reiches den Venetianern und Genuesern den Handel desselben fast ausschließlich zuwendeten, ist ebenfalls schon erwähnt worden. Durch den Zwischenhandel des Südens mit dem Norden huben sich dann auch die mitteldeutschen Städte, wie Nürnberg und Augsburg, außerordentlich empor; von hier an knüpfte sich der Handel durch den rheinischen Bund, noch mehr aber durch die zuerst zwischen Hamburg und Lübeck (1241), ursprünglich zur Landfriedenserhaltung, geschlossene Verbindung, die Hanse, welcher später alle Nord- und Ostseestädte beitraten, an die nördlichen Lande. Natürlich mußte dies schon frühzeitig zu eigenen Bestimmungen über Handel und Wandel führen. Schon 1100 machten die Kaufleute und Schiffer der nordischen Gewässer ein eigenes Waterrecht zu Wisby, und das verwickelte, namentlich im Verkehr zu England recht ausgebildete Wechselrecht hatte schon 1292 ein eigenes Statut zu Siena erhalten. In Preußen war 1276 von dem deutschen Orden bereits eine vollständige Briefpost eingeführt. Auf diese Weise wurde der Orient mit dem Occident, der Süden mit dem Norden verknüpft, und die Abgeschlossenheit des europäischen Lebens durch einen Blick in die frischen, lebendigkräftigen Farben des Morgenlandes beleuchtet.

Die hohe Stufe eigenthümlicher Ausbildung, welche Europa damals erlangt hatte, tritt aber nirgends so sichtbar vor die Augen, als in den wunderbaren Bauwerken, welche, ebenso von griechischer wie von orientalischer Kunst himmelweit entfernt, noch jetzt das Gemüth des Betrachtenden mit religiöser Andacht durchschauern. Aus der wahrscheinlich noch aus der Römerzeit herübergebrachten, und aus Britannien von den Missionären mit nach Deutschland geführten Kunst, die Steine zu behauen (dem opus Romanum), entwickelte

sich die allmählig von der Verbindung mit der Kirche sich zurückziehende Baubrüderschaft, mit einander durch geheime Zeichen und Sprüche in Verbindung gesetzt. Von dieser wurden nun die herrlichen Dome und Kirchen, deren sich Deutschland, Frankreich, und England noch erfreuen, aufgeführt, und die früheren byzantinisch-morgenländischen Formen zu dem fälschlich gothisch, richtiger deutsch genannten Stil ausgebildet. Sein eigentliches Kennzeichen, der spitze Bogen, macht es möglich, statt des römischen Rundbogens schlankere Formen, leichtere Verhältnisse, durchbrochene Arbeit, und künstliche Bildwerke aller Art anzubringen. Die Dome zu Cöln (angefangen 1248), zu Freiburg im Breisgau, zu Straßburg, u. a. zeigen diesen der deutschen Nation, wie auch andere nun anerkennen, eigenthümlich zugehörenden Stil in seiner schönsten Ausbildung, und geben mit ihren hoch gewölbten auf Säulen ruhenden, durch schmale, farbige Fenster nur mäßig erhellten Hallen ein Bild des Glaubens der Zeit, dem es weniger um Klarheit, als um eine poetischfarbige Verschönerung seines Daseyns zu thun war.

Fragt man am Ende nach dem socialen Zustand der damaligen Menschheit, so muß man zuvörderst bekennen, daß unsere Kenntniß desselben nur auf bruchstückartigen Andeutungen beruht, und man sich ins Einzelne mit völliger Genauigkeit einzugehen wohl bescheiden muß. Indessen dürfte so viel wohl im Allgemeinen gesagt werden können, daß ein kräftiger und entschiedener Wille fürs Gute wie fürs Böse sich leicht aussprach, so daß, um Eines zu erwähnen, zwar weniger Klöster neugestiftet und dotirt wurden, dagegen aber andere fromme Stiftungen, Pilgerhäuser, Siechkobel, Hospitäler, zum Theil auch durch den Aussatz hervorgerufen den die Kreuzzüge nach Europa geführt hatten, den frommen Sinn der Zeit bethätigten. Dagegen geben die gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts in den meisten Städten zuerst zusammengetragenen Achtbücher durch die darin aufgezeichneten Strafen ein deutliches Zeugniß von dem ungezügelten und unbändigen Sinn der Menge. In den Städten fing nun allmählig an für Sicherheit, Reinlichkeit, Behaglichkeit, gesorgt zu werden; theils durch Begünstigung und Mitwirkung der darin, oder vielmehr dabei, hausenden Fürsten, noch mehr aber durch eigene Thätigkeit der Bürger. Dagegen versank der Adel auf dem Lande, und dies wieder besonders in Deutschland, wo noch nicht wie schon in Frankreich, Spanien, und England, königliche Verbote die Selbst-

hülfe unerlaubt machten, oder kriegerische Beschäftigung einen wahrhaft ritterlichen Sinn aufrecht erhielt, in eine immer ärger werdende Rohheit, sich in ihr als einem Gegensatz gegen die Städter gefallend. Am meisten litten darunter die armen Leute, die Bauern, die in Oberdeutschland und wohl auch in Mitteldeutschland, eben so auch in Frankreich, wie öftere Aufstände zeigten, einem harten, durch nichts als die Willkühr des Herrn gemilderten, Druck unterworfen waren. Im Norden hatte sich noch eher ein Rest alter Freiheit im Holsteinischen, bei den Ditmarschen, und in Frießland erhalten. In das stäte Treiben des arbeitvollen Lebens konnte nur die Religion einen lichteren Glanz werfen, und so war denn auch, obgleich für einen Kreuzzug weder ein Fürst noch ein Volk mehr zu begeistern war, religiöse Richtung selbst dann noch die Hauptrichtung der Zeit, als sich bereits theils durch die Waldenser und Albigenser, theils durch die aus der Kirche hervorgegangenen und in ihr selbst verbleibenden Mystiker ein den damals starren und steifen Satzungen sich entschwingender Geist zu regen begann. Eine Menge Feste, von der heitersten, ja possenhaftesten Art, bis zur feierlichsten, ernsthaftesten, beschäftigten die Gemüther und machten in harmloser, von dem lustigen Spott nur wenig angefochtenen Unbefangenheit bedeutungsvolle Einschnitte in das außerdem eintönige, nur dem Geschäft des Handels oder des Gewerbs gewidmete Daseyn. Alles war noch auf die Religion als auf das Höchste ausschließlich gerichtet. Noch immer galten Papst und Kaiser als Oberhäupter der Christenheit, und die gläubige Menge wallfahrtete immer noch andächtig nach Rom, sich Segen und Ablaß zu holen. Daß Rom das Haupt der Welt sey, hatte es in einer zweiten dem Reiche Cäsar's nicht nachstehenden Herrschaft vollkommen bewährt.

Geschichte

des

Mittelalters

von

Georg Wolfgang Karl Lochner,
Professor am K. Gymnasium zu Nürnberg.



Zweiter Band.

Vom Ende der Kreuzzüge bis zum Ende des Basler Concils.

Nürnberg
Verlag von Friedrich Napoleon Campe.
1840.

Sancta synodus in spiritu sancto legitime congregata, generale concilium faciens, ecclesiam catholicam militantem repraesentans, potestatem immediate a Christo habet, cui quilibet cuiuscumque status vel dignitatis, etiamsi principalis existat, obedire tenetur in iis quae pertinent ad fidem, exstirpationem Schismatis, et ad generalem reformationem ecclesiae Dei in capite et in membris ac pertinentibus ad eadem.

Concil. Constant.

Romanus praesul unicus est princeps cui omnes obedire tenentur: Petri et Pauli locum tenet qui sedet in apostolico throno: Christi vicarius est qui Romanae praesidet urbi. Non est igitur cur se cuipiam intelligentiae nomine vel foederis obliget, neque subditorum est cum dominis suis foedera quaerere.

Aen. Sylv.

Vorrede.

Da ich bei der Ausarbeitung dieses zweiten Bandes meiner Geschichte des Mittelalters dieselben Grundsätze und Ansichten, die in der Einleitung zum ersten Bande dargelegt sind, befolgt habe, so brauche ich hierüber mich nicht näher zu erklären. Nöthiger aber dürfte es scheinen, über den Umfang dieses Bandes, der bei gleicher Bogenzahl doch einen weit kleinern Zeitraum umfäßt als der erste Band, einige rechtfertigende Worte zu sagen. Zwar wenn ich die ganze Arbeit überblicke, so wüßte ich, abgesehen von dem prüfenden Tadel, durch welchen jeder Schriftsteller, wenn er auch das nun in die Welt tretende Werk seines Fleißes mit väterlicher Liebe ansieht, doch Manches anders haben möchte, auf jeden Fall weniger wegzulassen als vielmehr beizufügen. Denn es schien mir eben diese Zeit, die zwei letzten Jahrhunderte des Mittelalters, so außerordentlich wichtig, daß ich beim Schreiben vielleicht weitläuftiger wurde, als das äußere Verhältniß zum ersten Bande erlaubt, aber schwerlich umständlicher, als zum rechten Verständniß dieser inhaltsreichen und anziehenden Zeit nöthig erscheint. Was die neuere Zeit in größerer Ausbildung in ihren Kreisen bewegt, ist in jenen Jahrhunderten zuerst entwickelt worden, städtische Verfassungen, landständische Vertretungen, haben sich damals zuerst gebildet, und die frische Kraft, mit welcher diese Erscheinungen z. B. in Flandern hervortreten, hat etwas so Anziehendes, daß man es Keinem verdenken kann, wenn er seinen Blick lange auf ihnen verweilen läßt. Eben so wird man gerne die ritterlichen Kämpfe Frankreichs und Englands betrachten,

in welchen die Idee des Ritterthums und der Rittersitte allen andern nachfolgenden Zeiten zum Vorbild eigentlich verwirklicht worden ist. Wenn es übrigens Entschuldigung bedarf, das Verhältniß der Theile überschritten zu haben, so möge die Arbeit selbst um dieselbe anhalten; dem Schreibenden schien wenigstens während seiner Arbeit der Stoff zu wachsen und er glaubte wie schon gesagt oft noch kürzer zu seyn als das wahre und völlige Verständniß erheischen dürfte.

Indem aber Kirche und Reich die leitenden Sterne sind, die man auf seiner Wanderung durch diese Räume nicht aus den Augen verlieren darf oder zu denen man, wenn ja der richtige Pfad verfehlt worden ist, immer wieder zurückkehren muß, so findet sich, daß mit dem Ende der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts ein offenbarer Ruhepunkt einer allgemeinen Bewegung eintritt. Kirche und Reich sind in diesem Moment zu einer Befestigung ihrer selbst gekommen, die ihnen vorher gefehlt hat. Die avignonensische Gefangenschaft, die Kirchenspaltung, endlich die Zeiten der Concilien zu Constanz und Basel beweisen dieß bei dem Papstthum zur völligen Genüge. Gewiß nämlich gibt nicht sowohl die Aufhebung des Schismas durch Martins V. Wahl, sondern vielmehr die Feststellung der Verhältnisse durch die Wiener Concordate den eigentlichen Schluß dieser Bewegung. So lange die in Constanz zuerst ausgesprochene Behauptung, das Concil sey höher als der Papst, durch ein anderes Concil wieder aufgenommen und somit eine revolutionäre Tendenz von derselben Art begünstigt wurde, als wenn man die Quelle der höchsten politischen Gewalt in dem souveränen Volke sucht, so lange war das Papstthum gefährdet. Im Constanzer Concil war nur die Einheit der Kirche wieder hergestellt, durch den Sieg des Papstes Nikolaus V. über die Basler Synode, wozu Friedrich III. am meisten beitrug, war die Unabhängigkeit des Papstthums wieder erfochten worden, es war eine Restauration der wichtigsten Art, und der

Geist, in dem Aeneas Sylvius als Pius II. jede Appellation an ein Concil verbot, war das Resultat der dadurch gewonnenen Belehrung. Daß Concilien solcher Art, wie die Constanzer und Basler waren, der Kirche die größte Gefahr bringen konnten, hatte man zuletzt deutlich erkannt. Diese Gefahr war nun beseitigt, die alten Formen waren so gut es gehen wollte wieder hergestellt, und wie der Mensch an die Existenz solcher Formen auch das Wesen gefesselt glaubt, so hielt sich die Hierarchie für völlig geborgen. Sie verblendete sich eben dadurch über ihre gegenwärtige Stellung, ignorirte oder verachtete das seitdem rege gewordene Bedürfniß einer tiefer gehenden Reformation, und glaubte, so wie sich die Forderungen des menschlichen Geistes hatten bisher beschwichtigen oder gewaltsam unterdrücken lassen, würde ihr dasselbe auch fernerhin gelingen. Die mehr als fünfzigjährige Ruhe, welche dem Papstthum nun zu Theil wurde, verstrich fast nur in Verfolgung profaner Interessen.

Wie für die Kirche, so war auch für das Reich eine wichtige Epoche eingetreten. Die Ansprüche des Hauses Habsburg, die seit Rudolf's I. Zeiten nie völlig geschwiegen hatten, waren endlich faktisch anerkannt worden. Man kann sagen, daß auch hier die alte ächtgermanische Ordnung, nach welcher die Thronfolge in der Familie bleibt und das Königthum nicht ohne die dringendste Noth auf ein anderes Geschlecht übertragen werden soll, wieder eingeschlagen worden ist. Der Gedanke eines reinen Wahlreichs steht, so plausibel er auch auf den ersten Anblick seyn möchte, doch im Widerspruch mit aller wahren Staatsweisheit. So wie nun das Haus Luxemburg, dem allein das mächtige Habsburg hatte auf längere Zeit weichen müssen, ausgestorben war, konnte kein anderes Fürstenhaus den Nachkommen Rudolf's zu vergleichen seyn, und nicht sowohl Albrecht's II. als vielmehr Friedrich's III. Wahl, bei dem sich keineswegs die seinem Vorfahren günstigen Umstände vereinigten, zeigte, daß man bei diesem Hause blei-

den wollte. Man möchte sagen, eine Ahnung, daß dieser Fürst obgleich ohne große Thatkraft, doch durch den ausdauernden jeden unwiederbringlichen Verlust weislich verschmerzenden Sinn, durch seine Geduld, die den ihm günstigen Zeitpunkt abwartete, zu großen Dingen berufen sey, habe die Gemüther der Wählenden auf ihn hingelenkt. Indem nun das Reich ein Gemisch von Wahlreich und Erbreich wurde, entstand für die Stände die Nothwendigkeit, sich vor der absoluten Gewalt ihres kaiserlichen Oberherrn zu sichern und ihre Rechte und gegenseitigen Verhältnisse weiter zu bestimmen. Hierzu jedoch gab erst die folgende Regierung des energischeren Sohnes und später die Furcht vor Unterdrückung durch ausländisches Joch unmittelbare Veranlassung.

Wenn daher mit dem Jahr 1450 dieser Band schließt, so dürfte dieser Schluß sich aus den eben angegebenen Gründen rechtfertigen lassen, obgleich damit nicht gesagt seyn soll, daß das Mittelalter selbst damit abgeschlossen ist. Hierüber habe ich mich in der Einleitung zum ersten Band und auch in diesem zu deutlich ausgesprochen, als daß ich ein Mißverständniß zu fürchten hätte.

Ueber die Behandlung des Stoffes im Einzelnen erlaube ich mir noch Folgendes zu sagen. Noch mehr als beim ersten Band ist es mir darum zu thun gewesen, einzelne Partieen recht genau und umständlich darzustellen, besonders wo Sitte und Geist der Zeit daraus erkannt werden mögen. Was ich von neuern Forschungen benützte, werden Sachkundige bald selbst ausfindig machen; es gibt überall Dinge, die man auf Treu und Glauben eines Andern annehmen muß; so hoch ich das Quellenstudium schätze, sowohl um der Klarheit und Gewißheit als auch um der Frische willen die es gewährt, so bin ich doch nicht so vermessen, mich desselben durchaus zu rühmen. So verdanke ich in dem letzten Capitel besonders der Geschichte Kaiser Siegmund's von Aschbach sehr viel, obgleich ich mitunter auch meinen eigenen Weg gegangen bin. Daß ich dieses

auch anderwärts gethan habe, wird man in Kaiser Heinrich's Römerzug, in der Darstellung der Vehme, und in andern Partieen nicht verkennen. Bei den Schweizergeschichten ist hauptsächlich Johannes Müller und Henne's Schweizerchronik zu Rathe gezogen worden; bei den flandrischen Meyer's Annalen und Froissard, dabei Leo's niederländische Geschichten. Was von Nürnberger Geschichten erwähnt ist, beruht ganz auf selbstständigen Forschungen. In der oft behandelten, meistens aber durch eine von vorn herein zum Grund gelegte Tendenz, sey es Patriotism sey es Religionseifer, verfehlten Geschichte Ludwig's des Bayern wäre es mir lieb den Beifall ächter Geschichtsforscher zu erhalten. Böhmer's Regesten und Schlosser's Geschichte der Weltbegebenheiten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts erhielt ich zu spät um sie dabei berücksichtigen zu können. Wie ich schon beim ersten Bande erwähnte, so habe ich im Allgemeinen auch hier der Geschichte des Mittelalters von Friedrich Rehm viel zu danken; ich habe sie überall zu Rathe gezogen, da sie das vollständigste, consequenteste, und gründlichste Werk über diesen Zeitraum ist.

So sehr ich gesucht habe, in chronologischen Bestimmungen möglichst sicher zu gehen, so weiß ich doch wohl, daß Manches nicht völlig bestimmt ist, sowohl in deutschen als auch und noch mehr in außerdeutschen Geschichten. Um vielleicht die Lösung und Festsetzung solcher schwierigen Punkte zu veranlassen, will ich einige derselben hier anführen:

1) Fast alle Neueren setzen die Schlacht am Morgarten auf den 15. Nov. 1315. Freilich sagt so Tschudi, St. Ottmar's Abend. — Allein Joh. Vitoduran, ein Zeitgenosse, sagt zweimal ausdrücklich in die Sti Ottmari, welches der 16te ist. Ihm hat Pütter beigepflichtet.

2) Hormayr im Taschenbuch von 1830. p. 459. setzt den Tod von Ludwig's des Bayern Gemahlin Beatrix auf den 24. Aug. 1322, fünf Wochen vor der

Schlacht bei Ampfing. Buchner p. 335. sagt, sie starb 21. Aug. 1321.

3) Der Sieg (p. 107.) der Gibellinen über die Welfen, den Ammirato in 1249 setzt, findet sich bei Villani in 1248 Febr. 1.

4) Villani setzt die Schlacht von Meloria auf 1283, Rehm in 1284. Als Tag gibt die Uebersetzung von Dante's Hölle (durch den Prinzen Johann von Sachsen) den 6. Aug. 1284.

5) Villani setzt den Tod des Grafen Ugolino auf 1288 März, Rehm auf 1288 Juli 1.

6) Die Schlacht bei Sluys setzt Lingard und Rehm auf den 24. Juni 1340. Froissard im Chap. 51. ganz bestimmt auf den Abend vor Johannis, also den 23. Juni. Ihm folgt Daniel.

7) Nach Lingard Bd. IV. p. 32. starb Mathilde von Artois schon 1318 und der König Philipp der Lange nahm Artois für seine Gemahlin Mathilde, die Tochter jener Mathilde, in Anspruch. Rehm (IV. II. p. 152.) nennt aber diese Königin Johanne, und sagt, die Gräfin Mathilde sey 1329 Okt. 27. gestorben.

8) Ist Hakon VII. von Norwegen 1319 Mai 8. gestorben oder wie Meusel (p. 335.) sagt, am 6. Merz?

9) Froissard setzt die Schlacht von Cassel auf den Bartholomäustag also den 24. Aug. 1328. Meyer auf den 23sten.

10) Lingard sagt, die über die Rechte der schottischen Prätendenten zusammengetretene Versammlung habe achtzehn Monate lang gesessen. Rapin Thoiras sagt ausdrücklich: dans la même année habe sie für das Recht Baliol's entschieden. Ihm stimmt auch Rehm bei.

11) Lingard setzt die Schlacht von Bannockburn auf den 24. Juni. Walter Scott auf den morning of saint Barnaby called the bright, being the 24th

of lune. Buchanan sagt: nonum Cal. Jul., das wäre der 23ste.

12) Der Krönungstag der polnischen Königin Hedwig wird von Dlugoß auf 1384 St. Hedwigstag einen Sonntag gesetzt; da aber St. Hedwig der 15. Okt. ist, welcher erst 1385 auf einen Sonntag fällt, so muß wohl dieses Jahr angenommen werden. So haben auch Rehm und Aschbach. Letzterer (Geschichte Kais. Siegm., I. p. 23.) sagt: «Sie (Elisabeth) überlieferte durch eine glänzende Gesandtschaft ungarischer Prälaten und Großen (im Juni 1384) ihre Tochter in die Hände der Polen und sechzehn Monate später ward die kaum vierzehnjährige ... Hedwig zu Krakau (1385 Okt. 15.) gekrönt.» In der Anmerk. 6. fügt er hinzu: «Ueber die Thronstreitigkeiten in Polen nach dem Tode König Ludwig des Großen bis zur Krönung der Königin Hedwig ist Dlugoß Lib. X. p. 68—92. Hauptquelle. Damit ist der Anonymus bei Sommersberg, script. rer. Lib. I. T. II. p. 154. zu vergleichen. Engel Geschichte des ungarischen Reichs II. p. 164. bestimmt nach diesem die Krönung 15. Okt. 1384. Doch möchte hier Dlugoß, welchem Feßler Geschichte der Ungarn Thl. IV. p. 38. folgt, eine bessere Quelle seyn.» Wohl, aber gerade Dlugoß nimmt das Jahr 1384 an, und wenn anders Hedwig schon 1384 nach Polen kam, dürfte wohl anzunehmen seyn, daß man eine so wichtige Handlung wie die Krönung war nicht erst Jahr und Tag hinausschob. Das Jahr 1384 aber keinen Tag hat auch Solignac; Bronikowski hat 1384 Okt. 15. Wenn dieser Tag recht ist, wofür das spricht, daß (nach *Pilgram. Calendar.*) der Hedwigstag durch päpstlichen Beschluß vom 17. auf den 15. verlegt worden ist, so muß man eben vom Sonntag absehen. — Damit zusammen hängt die Taufe und Krönung Jagello's,

über die eine ganz gleiche Controverse zu führen wäre. Aschbach z. B. (p. 46.) setzt sie in das Jahr 1387, andere, wie der neue russische Kabinets-Historiker Ustrialow, in 1386.

Es mag an diesem Dutzend genug seyn. Man wird wenigstens daraus sehen, daß ich des großen Griechen *ἀταλαίπωρος τοῖς πολλοῖς ἡ ζήτησις τῆς ἀληθείας* eingedenk gewesen bin, und man wird mir hoffentlich die Gerechtigkeit erweisen zu glauben, daß ich nicht blos in Jahrszahlen, die den Meisten mehr als recht ist unwichtig erscheinen, sondern auch in andern Dingen das Streben nach Wahrheit mir habe angelegen seyn lassen.

Die Urtheile, welche mir über den ersten Band theils von Gelehrten theils von Laien zugekommen sind, waren ermuthigend genug, um gern und eifrig fortzuarbeiten. Möge auch dieser zweite Band sich einer gleichen wohlwollenden Aufnahme zu erfreuen haben!

Inhalt.

XVIII. Herstellung des römischen Königreichs unter Rudolf I., Adolf, und Albrecht I. Die Eidgenossenschaft .... 1— 28
XIX. Papst Bonifacius VIII. und König Philipp IV. der Schöne .... 29— 61
XX. Eduard I. Robert Bruce .... 62— 94
XXI. Heinrich VII. und Italien .... 95—133
XXII. Venedig. — Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne. Papst Johann XXII. Der Kurverein zu Rense .... 134—181
XXIII. Städtebewegungen. Karl IV. Die goldene Bulle .... 182—216
XXIV. Die Verhältnisse Frankreichs und Englands. Spanische und portugiesische Geschichten .. 217—263
XXV. Anfänge landständischer Volksvertretung. Skandinavische und slavische Geschichten. Der

deutsche Orden in Preußen. Die Anjou's in Neapel und Ungarn .... 264 — 301
XXVI. Zerfall des Reichs. Spaltung der Kirche. Geordnete Zustände Westeuropa's .... 302 — 345
XXVII. Die Zeiten der Concilien von Constanz und Basel. .... 346 — 442

XVIII. Herstellung des römischen Königreichs unter Rudolf I., Adolf, und Albrecht I. Die Eidgenossenschaft.

Die Herstellung des Kaiserthums wird ein Bedürfniß für das Papstthum. Papst Gregor X. König Rudolf von Habsburg. Anerkennung Rudolf's vom Papste. Bezwingung Ottokar's. Verhältniß zum Papste. Rudolf erwirbt Oesterreich. Erneuerung des Landfriedens. Pseudofriedrich. Erhaltung innerer Ordnung. Selbstsucht der Fürsten. Adolf von Nassau. Ankauf Thüringens und Meißens. Albrecht von Oesterreich. Albrecht's verfehlte Bestrebungen und Tod. Die Eidgenossenschaft.

Mit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts schien die päpstliche Gewalt ihren höchsten Gipfel und zugleich auch schon den Uebergang zu einem jähen Sturz erreicht zu haben; an dem künstlichen Bau wankten die Stützen des Glaubens, welchen die Nachfolger Petri auf menschliche Weisheit zu gründen sich immer mehr genöthigt sahen, und die fürstliche Gewalt, des Kampfes gegen Gottesstimme und Volksstimme müde, beugte sich einerseits willig unter die Herrschaft der Geistlichen, suchte aber zugleich sich ein eigenes, unabhängiges Feld zu erobern. Wenn in dem heiligen römischen Reich die Hierarchie durch Friedrich's Absetzung und seines ganzen Geschlechtes bis zum Untergang fortgesetzte Verfolgung einen glänzenden Triumph gefeiert hatte, wenn die überall hin verbreiteten Orden der Minoriten und der Prediger nur im Dienste und Interesse des Papstes arbeiteten, wenn in Spanien durch Fernando den Heiligen die Kraft der Mauren gebrochen, und die alten Prachtstädte Cordova, Sevilla, Valencia, dem Christenthum wieder eingeräumt wurden, wenn in England der König ein Lehnsmann des päpstlichen Stuhles wurde und die gierige Habsucht der Kowertschen und Lombarden das Land aussog, wenn in Neapel ein altes Recht von dem Papste wirklich gebraucht wurde, um über die Krone nach Gefallen zu verfügen, und sie dem welcher der fügsamste und gehorsamste schien zu ertheilen, wenn an dem religiösen Eifer des französischen Ludwig's um so weniger zu zweifeln gewesen war, als er ihn durch wiederholte Kreuzzüge an den Tag gelegt, und in dem zweiten derselben seinen Tod

gefunden hatte, — so sollte man wohl durch so allgemein verbreitete Erscheinungen jeden Zweifel an der Festigkeit des Gebäudes beseitigt, jede Furcht vor seinem Umsturz entfernt und vertilgt glauben. Und dennoch war gerade in dieser ungeheuren Erweiterung der päpstlichen Gewalt auch schon ihr Sinken begriffen. Wie schrecklich auch das Interdikt den Sterblichen geschienen hatte, gerade die häufige Anwendung der Strafe hatte ihre Wirkung geschwächt; wie hart und schmählich der Sturz des hohenstaufischen Geschlechtes gewesen war, nicht ohne mit ihrem Blute den Boden zu besserer Erndte gedüngt zu haben, waren sie gefallen; wie ehrerbietig sich Ludwig von Frankreich der Kirche und ihren Dienern nahte, dennoch war gerade er keineswegs blind gegen die Anmaßungen der römischen Geistlichkeit und wußte seine Selbstständigkeit ihr gegenüber wohl zu wahren; wie anmaßend die päpstliche Kurie in England gewesen war, gerade dort hatte sich eine kraftvolle und nachdrückliche Opposition am ersten gebildet; und wie gewaltig von Italien aus die Päpste nach außen geboten, gerade in Italien war ihre Gewalt am schwankendsten und unsichersten. Was endlich den Mauren im Westen Europa's abgewonnen wurde, um wie viel hier das Christenthum weiter um sich griff, gerade so viel Raum verlor es im Osten, wo seit der Erschlaffung der Begeisterung für die Kreuzzüge die Fahne des Propheten wieder über ganz Asien wehte, und zuletzt in Griechenland sich reichen Ersatz eroberte für das in Spanien Verlorne. An den Gedanken der Wichtigkeit dieses Kampfes gegen die Ungläubigen knüpfte sich auch die Wiederbesetzung der römischen Königswürde an. Diese unter Wilhelm und Richard ihres Glanzes beraubt blieb doch immer noch die höchste Ehre der christlichen Welt, und nur wenn sie wieder in ihrer vollen Hoheit würde aufgerichtet seyn, konnte der Papst, in dem römischen König seinen ersten Diener sehend, hoffen dem Unglauben mit Erfolg entgegentreten zu können. In den Kreuzzügen hatte es sich ganz deutlich gezeigt, daß schon der Name des Kaisers so viel bedeute als ein Heer, und daß die andern Landkönige selbst mit Richard's löwenherziger Tapferkeit doch nur unbedeutende Erfolge von kurzer Dauer bewirkten; wenn hingegen der Kaiser, nun nicht mehr wie die Hohenstaufen waren ein Feind und Widersacher des Papstes, sondern sein erster Diener und Freund, den Zug unternahm, welche Erfolge ließen sich da nicht erwarten!

Als daher nach dem Tode Clemens des IV. zu Viterbo 1268 Nov. 29. die Cardinäle sich nach langer Uneinigkeit endlich dahin ver-

standen, sechsen aus ihrem Mittel die Wahl des Papstes zu überlassen, und diese 1271 Sept. 1. auf den damals noch zu Akka sich aufhaltenden Archidiakon Tebaldo Visconti von Piacenza fiel, ließ dieser, dem aus eigener genauer Anschauung die Verhältnisse des gelobten Landes klar vor Augen lagen, es vor allen Dingen, so wie er aus Asien nach Italien gekommen war und (1272) die Weihe zum Papste erhalten und den Namen Gregor X. angenommen hatte, sich angelegen seyn, die durch Richard's Tod eben erledigte römische Königswürde wieder zu besetzen. Er forderte daher die Kurfürsten auf, die Wahl ohne weiteren Anstand vorzunehmen, widrigenfalls er selbst, mit Beirath der Cardinäle, für ein Oberhaupt des römischen Reiches sorgen wolle. Die ernste Sprache eines Mannes, der ohne Frage auch Worthalten zu wollen schien, machte auf die Kurfürsten Eindruck; Alfons von Kastilien war zwar damals noch am Leben und bemühte sich seine Ansprüche geltend zu machen, fand aber bei Gregor kein Gehör, und da die Fürsten ebenfalls auf die Vorstellungen des Papstes dem gemeinen Bestreben, sich wie bei Richard's Wahl bei einer solchen Gelegenheit zu bereichern, entsagten, so wurde schon gleich zu Anfang die Wahl nicht wie zuletzt auf einen auswärtigen, sondern auf einen deutschen Fürsten gelenkt. Da berief der Mainzer Erzbischof Werner von Falkenstein die Fürsten auf den Sept. 1273 nach Frankfurt am Main, und brachte hier, da dem mächtigen Böhmenkönig Ottokar Niemand geneigt war, noch Lust hatte, sich einen Mann, der im Stande wäre sich zum unumschränkten Herrscher zu machen, zum Oberhaupt zu wählen, den Grafen Rudolf von Habsburg zum Vorschlag, den er selbst, als er nach Rom reiste sich das Pallium zu hohlen, als einen eben so der Kirche ergebenen als biedern, rechtlichen, und zuverlässigen Mann kennen gelernt hatte, und der zwar nicht so mächtig war, um die Besorgnisse der Fürsten zu erregen, aber auch nicht so unansehnlich und unbemittelt, um vor der Annahme der Königskrone scheu zurückzutreten. Rudolf besaß außer Habsburg noch die theils in der Schweiz theils in Oberschwaben liegenden Grafschaften Kyburg, Lenzburg, Baden, Hohenberg, und Haigerloch, war Landgraf im Elsaß, hatte sich in Preußen und Ungarn als ein tapferer Kriegsmann gezeigt, und war in den obern Landen Deutschlands als ein unternehmender und kriegserfahrener Ritter geachtet. Er war gerade damals in einer Fehde für die aus Basel vertriebene adelige Gesellschaft der Sterner gegen den Bischof Heinrich von Basel und die mächtigere Gesellschaft der Psitticher begrif-

fen, als ihm sein naher Verwandter, der Burggraf Friedrich von Nürnberg, die Nachricht brachte, er sey durch die Wahl der zu Frankfurt versammelten Fürsten am 29. Sept. zum römischen König erkoren worden, und bald kam der Reichserbmarschall, Heinrich Graf von Pappenheim, ihm von Seiten der Kurfürsten selbst die amtliche Anzeige bringend. Die Fehde war sofort beendigt, und Rudolf zog mit seiner Gemahlin Gertrud (oder Anna) und einem zahlreichen, immer wachsenden Gefolge den Rhein hinab nach Aachen, hier in Karl's des Großen Dom die Krone zu empfangen (31. Okt.). Hier gab er mit großer Geistesgegenwart, als das Zepter fehlte, mit dem herkömmlicherweise die Belehnungen vollzogen wurden, einen schönen Beweis von seinem frommen Sinn, indem er das Kruzifix des Altars ergriff mit den Worten: Sehet hier das Zeichen, in welchem die Welt erlöset worden ist; das lasset uns statt des Zepters gebrauchen. So weigerte sich Niemand die Belehnung zu empfangen; mit Ausnahme Böhmens war Rudolf von allen Fürsten anerkannt, und durch Verheirathung seiner Töchter Mechtild und Agnes mit dem Pfalzgrafen Ludwig dem Strengen und dem sächsischen Herzog Albrecht band er das Interesse dieser Fürsten an das seinige. Rudolf's Aufgabe, die er mit Geschick und Glück löste, war nicht gering. Das römisch-deutsche Reich war im Innern durch Gewaltthätigkeiten der Großen gegen die Kleinen, durch Kämpfe der Städte gegen die Fürsten, die damals schon anfingen sie sich gänzlich unterwerfen zu wollen, wie die Stadt Cöln seit Friedrich's II. Tod gegen ihre Erzbischöfe zu kämpfen hatte, und erst vor wenigen Jahren mit dem Erzbischof Engelbert eine Sühne abgeschlossen hatte, durch Kämpfe der Adelsparteien in den Städten, wie in Basel die Psitticher den minder mächtigen Sternern gegenüberstanden, durch innere Fehden, von denen hauptsächlich die thüringische Erbschaftsfehde bedeutend und umfassend war, sehr zerrüttet worden; des Gehorsams waren die Großen seit der traurigen Zeit des Interregnums völlig entwohnt, und der mächtigste unter ihnen, Ottokar von Böhmen, der sich selbst auf die Krone nicht wenig Hoffnung gemacht hatte, geradezu widerspenstig gegen die Autorität Rudolf's. Nächst diesen höchst dringenden Obliegenheiten, an deren Beseitigung des neuen Königs ganzes Ansehen und Geltung hing, kam nun noch die Erhaltung des Reichs in seinem Umfang, der auf französischer und italienischer Seite bedeutend geschmälert worden war, in Erwägung, und wenn Rudolf in wahrem Sinne ein Augustus, d. h. nach der nun üblich werden-

den Uebersetzung des Wortes ein Mehrer des Reichs seyn wollte, so hatte er eine höchst mißliche Aufgabe zu erfüllen. Endlich sollte er, denn dadurch allein konnte er sich schmeicheln, Gregor's Anerkennung und Schutz gegen Ansprüche, mochten sie von Kastilien oder von Böhmen kommen, zu erhalten, der christlichen Kirche in ihrem Kampf gegen die Heiden beistehen, einen Kreuzzug unternehmen, und die Kräfte des Abendlandes zu einem Zug gegen den Orient vereinigen. Von diesen Pflichten hätte dem Rang nach die hier zuletzt genannte die erste seyn sollen; es geschah aber das Entgegengesetzte. Rudolf erklärte gleich anfangs, seine Gedanken seyen allein auf Herstellung des Friedens in seinem Vaterlande gerichtet, um die Unterdrückten gegen die Gewaltthätigkeiten der Mächtigeren zu beschirmen, und er rechne dabei auf Gottes Beistand und der Menschen Hülfe, und setze voraus, daß Alle zusammen und Jeder für sich die ihnen zugesicherte königliche Huld und Gnade mit gebührender Treue und schuldigem Gehorsam erwiedern würden. Indem er so eine Sache, deren wohlthätige Folgen Jeder erkennen mußte, durchzusetzen versprach und auch wirklich durchsetzte, mußte er Anerkennung und Dankbarkeit bei Allen, oder doch den Meisten finden, und indem er die Fürsten in ihren erworbenen, theils durch Friedrich's Urkunde von Utine ihnen gewährten, theils von ihnen usurpirten Rechten, bestätigte und beließ, vermied er die Unannehmlichkeit, die Fürsten mißtrauisch gegen seine Plane zu machen.

Aber bei dem ungeheuren Gewicht, welches der Papst erlangt hatte, bedurfte Rudolf vor allen Dingen von dieser Seite Anerkennung und Sicherstellung. Der König Alfons von Kastilien, Enkel Philipp's von Schwaben, machte, wenn auch nicht mehr auf die Krone, aber auf das Herzogthum Schwaben, als sein mütterliches Erbtheil, Anspruch, und Rudolf, der es ihm zwar hartnäckig abschlug, erkannte doch die Nothwendigkeit, den Papst, dessen Schiedsrichteramt in diesen Sachen von Niemand mehr bezweifelt wurde, sich durch zuvorkommende Nachgiebigkeit zum Freunde zu machen. Gregor X. hielt damals zu Lyon eine Kirchenversammlung. Dorthin sandte Rudolf seinen Kanzler, den Probst Otto von Speier, der 1274 Juni 5. in seinem Namen dem päpstlichen Stuhl alle Bedingungen zusagte, die Otto IV. und Friedrich II. eingegangen waren, förmlich Verzicht leistete auf alle Kaiserrechte über die Stadt Rom, und Karl von Anjou als den rechtmäßigen König Siciliens anerkannte. Dagegen erhielt auch Rudolf die Anerkennung als rechtmäß-

siger römischer König, und eine Einladung zur Kaiserkrönung nach Italien zu kommen. Noch genauer wurde dies bei einer persönlichen Zusammenkunft beider Häupter der Christenheit festgesetzt. Alfons wurde 1275 auf einer Zusammenkunft mit Gregor zu Beaucaire bewogen, seinen Ansprüchen auf das deutsche Reich zu entsagen, und durch die Drohung des Bannfluches gezwungen, sein Versprechen zu halten. Darauf kam Gregor im Okt. 1275 mit Rudolf zu Lausanne zusammen, und erhielt von ihm die mündliche Erneuerung alles dessen, was bereits sein Kanzler beschworen hatte, namentlich die Zusicherung aller schon in Friedrich's II. 1213 Juli 12. gegebener goldener Bulle aufgeführten Länder, wobei das Exarchat und die Romagna namentlich erwähnt waren, ferner das Versprechen, die römische Kirche wegen Sicilien, Sardinien, und Corsika zu beschützen, und im nächsten Jahr einen Römerzug halten zu wollen, um am Allerheiligenfest die Kaiserkrönung zu erhalten. Endlich nahm Rudolf noch das Kreuz, und versprach selbst einen Zug nach Palästina zu thun. Hatte sich Rudolf so gegen den Papst völlig sicher gestellt, so gestalteten sich die Verhältnisse auch ferner günstig für ihn. Gregor X. starb schon im Anfang des nächsten Jahres (1276 Jan. 10.), und seine Nachfolger wurden durch ein eigenes Geschick, jeder schon nach wenigen Wochen oder Monaten durch den Tod weggerafft, so daß Rudolf dem natürlichen Gange der Dinge nach von dieser Seite weit weniger beunruhigt und in seinen deutschen Angelegenheiten gestört wurde. Gerade in dieser Zeit hatte König Ottokar von Böhmen durch fortgesetzte Weigerung, Rudolf's Wahl anzuerkennen und sich von ihm belehnen zu lassen, die Reichsacht auf sich geladen, und hierdurch nicht geschreckt, sich zum Kampfe gegen Rudolf angeschickt. Dieser hatte den Markgrafen von Baden und mehrere andere Edle in Schwaben, Franken, und Elsaß, welche Besitzungen des Reichs an sich gerissen und deren Herausgabe verweigert hatten, mit Hülfe des Pfalzgrafen Ludwig's und anderer Fürsten überwältigt und genöthigt sich der Ordnung zu fügen. Nun sammelte sich ein sehr ansehnliches Heer, zu dem besonders die geistlichen Fürsten wetteifernd ihren Beistand gaben, um den König Rudolf, der zuerst auch den auf Ottokar's Seite bisher stehenden Herzog Heinrich von Niederbayern von ihm abzog, seinem Sohn Otto seine Tochter Katharina zur Frau gab, und ihm das Land ob der Ens theils als Pfand, theils als Heirathgut einräumte, so daß er die offene Straße die Donau entlang nach Oesterreich zu seiner Verfügung hatte, zu unterstützen. Ungehindert rückte er

über den Inn, die Ens, Traun und die andern Flüsse in Oesterreich ein, und wurde hier von den der Herrschaft Ottokar's abholden Ministerialen, die überdies von den Predigern und Minoriten aller dem früheren Herrn geleisteten Eide entbunden wurden, mit offenen Armen empfangen. Auch die Städte Ens, Tuln, und andere geringere Städte ergaben sich, Neuburg am Inn fiel durch Ueberrumpelung in Rudolf's Hand, nur Wien, vor welcher Stadt Rudolf am 16. Okt. anlangte, vertheidigte der Bürgermeister Paltram mit standhafter Treue, eingedenk der erst kürzlich nach schwerer Feuersnoth von Ottokar erhaltenen Gnaden und Freiheiten. Der Graf Meinhard von Tyrol und Görz war durch Kärnthen und Steyermark gegen Wien im Anzuge, König Ladislav von Ungarn, mit Rudolf im Bunde, und von ihm adoptirt, war ebenfalls ins Land gefallen, und die Treue der Böhmen selbst, durch Ottokar's Härte und Ungerechtigkeit empört, fing an zu wanken. Da entfiel dem stolzen Böhmenkönig der Muth, und als er sah, Rudolf schicke sich an über die Donau zu gehen und das böhmische Lager anzugreifen, ließ er durch den Bischof Bruno von Olmütz Friede anbieten, der auch am 21. Nov. abgeschlossen wurde. Er umfaßte die Herausgabe von Oesterreich, Steyermark, Kärnthen, Crain, der Windischmark, Eger, und Porto Naon, wogegen dem König Ottokar die Belehnung mit Böhmen, Mähren, und andern Reichsländern zugesagt wurde; die weggeführten österreichischen Geißeln sollten auf freien Fuß gestellt, und eine Wechselheirath zwischen Rudolf's und Ottokar's Kindern geschlossen werden, Ottokar soll seiner Tochter alle Güter die er in Oesterreich besitze als Heirathsgut abtreten, die um 40,000 Mk. Silber von Kaiser und Reich dürfen eingelöst werden, an Böhmen aber nie zurückfallen, Rudolf's Tochter bekommt gleichfalls 40,000 Mk. Silber mit, für welche Summe aber das ganze auf dem linken Donauufer liegende Oesterreich, mit Ausnahme von Krems und Stein, angewiesen wird; Wien, das sich noch nicht ergeben hatte, wird zu Gnaden angenommen, endlich ist auch Ladislav von Ungarn in diesen Frieden eingeschlossen. Dann folgte (25. Nov.) auf der Donauinsel Lamberg die für Ottokar gewiß höchst schmerzliche persönliche Belehnung. Indessen war dieser Friedensschluß nur eine Palliativkur, die von keiner Dauer seyn konnte. Noch im Dec. 1276 führte Ottokar über Nichterfüllung, ja offenbare Verletzung des Vertrages von Seiten Rudolf's gegen diesen Beschwerde, und ein neuer Friedensschluß zu Wien (1277 Mai 6.) schien den Beschwerden abhelfen zu wollen, allein Ru-

dolf voraussehend, daß der Krieg doch wieder ausbrechen müsse, behielt sein Heer beisammen, wozu eine schwere dem ohnedies erschöpften und wie damals die Zeiten waren geldarmen Lande aufgelegte Kriegssteuer dienen mußte. Wiederholt wurde am 12. Sept. 1277 unterhandelt, aber noch im Spätjahr 1277 griff Ottokar, von seiner Gemahlin Kunigunde besonders gestachelt, und entrüstet, daß er sich des Rechts widerspenstige Unterthanen zu züchtigen begeben sollte, wieder zu den Waffen, fiel von einigen österreichischen Edlen unterstützt in Oesterreich ein, und schickte sich für das nächste Jahr zu einem entscheidenden Schlage an. Rudolf war, da die Reichstruppen erst einzeln im Anzuge waren, auch Ladislav von Ungarn erst erwartet wurde, in einer bedenklichen Lage, aus der ihn jedoch Ottokar's taktischer Fehler, sich vor dem unbedeutenden Ort Drosendorf lange zu verweilen, glücklich herausriß, so daß er durch treue Franken und Allemannen, durch Steyermärker, Kärnthner, und Ungarn verstärkt, seinem Feinde die Spitze bieten konnte. Die blutige Schlacht auf dem Marchfelde am 26 Aug., in welcher Ottokar nach Rudolf's eigenem Zeugniß sich als Feldherr und als Krieger tüchtig bewies, ging durch den Verrath des Mähren Milota, der um die von Ottokar befohlene grausame Hinrichtung seines Bruders Beneß zu rächen mit seiner Schaar im entscheidenden Augenblick die Flucht ergriff, und durch Ottokar's Fall entscheidend verloren, und Rudolf, nun in Mähren und Böhmen selbst einbrechend, wurde nur durch die ernstlichen Vorstellungen des Markgrafen Otto von Brandenburg, der für Ottokar's Hinterlassene als Vormund und Beschützer auftrat, von der Wegnahme auch dieser Länder abgehalten. Ottokar's Sohn Wenzel wurde als rechtmäßiger Erbe von Böhmen und Mähren bestätigt. Das Schicksal der dem Reiche heimgefallenen Fürstenthümer Oesterreich u. s. w. erklärte Rudolf auf dem nächsten Reichstage, durch Ernennung eines Landesfürsten, bestimmen zu wollen. Er selbst blieb zunächst in diesen Landen. Unterdessen waren die Verhältnisse Rudolf's zu dem Papste folgendermaßen gestaltet worden. Gregor's Nachfolger Innocenz V. war 22. Mai 1276, Hadrian V. am 16. Aug. desselben Jahrs, Johann XXI. am 16/17. Mai 1277 gestorben, und Nikolus IV., ein Orsini, der (25. Nov.) gewählt wurde, ein thätiger, dabei aber besonders auf die Unterstützung seiner Familie bedachter Mann, ersuchte erstlich Rudolf nicht eher nach Italien zu kommen, als bis in diesem Lande völlige Ruhe hergestellt wäre, womit Rudolf schon an sich einverstanden war. Und da Rudolf unterdessen

wirklich in der Romagna in Bologna, Imola, Ravenna und andern Städten die Huldigung durch seinen Kanzler eingeholt hatte, so bewog ihn Nikolaus zu förmlicher Abtretung aller und jeder Städte und Landstriche, welche man vormals zum Exarchat und zur Pentapolis gerechnet habe. Diese Urkunde wurde von Rudolf (1279 Febr. 14.) ausgestellt, und von den Kurfürsten einzeln bestätigt, in den sogenannten mit Rudolf aufgekommenen Willebriefen, welche sich Rudolf, um den Vorwurf der Eigenmächtigkeit und Willkührlichkeit abzuwenden, für alle das gesammte Reichsinteresse betreffenden Handlungen ausstellen ließ. Dagegen bewog Papst Nikolaus auch den König Karl von Neapel, die römische Senatorenwürde und das Reichsvicariat in Toskana (1278 Mai 24.) niederzulegen; in den Besitz des letztern kam (vom 24. Sept.) wieder der römische König, die Senatorenwürde aber übernahm vom 16. Sept. der Papst selbst, und gebot, daß kein Fürst hinfort zu derselben sollte gelangen können. Nachdem so Karl und Rudolf einander näher gerückt waren, ertheilte der römische König dem König Karl auch (1280 März 20.) die Belehnung mit den Reichslehen Provence und Forcalquier, dem Erbgut seiner Gemahlin Beatrix, Tochter des letzten Grafen Raimund Berengar. Weitere Plane des unternehmenden Papstes Nikolaus, aus der Lombardie und aus Toskana zwei unabhängige Königreiche zu machen, und den König Karl durch die Erhebung der Provence ebenfalls zu einem Königreich vom Widerstande dagegen abzubringen, vereitelte sein Tod (1280 Aug. 22.). Auf diese Weise löste sich das Verhältniß des römischen Königs zu den außerdeutschen Staaten immer mehr auf, und sank allmählig in eine bloße historische Reminiscenz herab; die Kaiserkrönung wurde von Rudolf von Jahr zu Jahr weiter hinausgeschoben, und der Kreuzzug blieb ein frommer Wunsch.

Desto weniger war Rudolf gehindert, sich ganz den deutschen Angelegenheiten zu widmen. Hier war seine Thätigkeit vor allen Dingen auf Herstellung eines dauernden und ihm selbst vortheilhaften Zustandes in den dem Böhmenkönig abgenommenen Ländern gerichtet. Daß er diese Gelegenheit ergriff, sein Haus mächtig und erhaben, ja zum mächtigsten in dem ganzen Reiche zu machen, wer wollte es ihm verargen! Nicht seine Schuld war es, daß Deutschland in einem fast gänzlichen Auseinanderfallen sich befand, daß namentlich Oesterreich mit Vorrechten begabt war, die seinen Zusammenhang mit dem übrigen Reiche gänzlich aufhoben, oder doch nur auf die allgemeine Verbindung der gleichen Sprache und Sitte be-

schränkten, wozu noch einige wesenlose äußere Zeichen des Lebensverbandes kamen. Es war die Saat Friedrich Barbarossa's, in deren Genuß und Erndte nun das Haus Habsburg eintrat. Aber das ist auch wahr, daß in der Politik des Hauses Habsburg sich dieser absondernde, dem gemeinen deutschen Wesen nur wenig holde Geist immer mehr ausgebildet hat, und daß es nur die verhältnißmäßig in keinem Fürstenhaus so häufig erschienene ächtdeutsche Biederkeit und Leutseligkeit gewesen ist, welche über jene politisch-nachtheilige Richtung beruhigt und getröstet hat. Eine solche ächtbiedere, leutselig-heitere, verständige Natur war Rudolf, und sein Geist hat über manchem seiner Enkel und Urenkel in reichem Maaße geschwebt. Durch seine Töchter Mechtild und Agnes mit Bayern und Sachsen, durch Katharina mit Niederbayern, durch Jutta mit dem jungen König Wenzel, durch Hedwig mit Otto von Brandenburg verbunden, konnte er bei seinen Handlungen immer auf eine sehr große Anzahl beifälliger Stimmen rechnen, und so fand denn auch die wichtigste seiner Handlungen, die Uebertragung Oesterreichs auf seine Familie, keinen Widerspruch. Dies geschah, indem er zuerst (1281) seinen ältesten Sohn Albrecht zum Reichsverweser in Oesterreich und Steyer ernannte, woraus schon das Weitere zu ersehen war. Dann aber hielt er einen großen Reichstag zu Nürnberg, wo er (25. Juli) auf den Grund von Friedrich's II. (1235) Mainzer Landfrieden einen insbesondere die fränkischen Stände verpflichtenden Landfrieden beschwören ließ, und eben so zu Mainz denselben (13. Dec.) für die Rheinlande aufrichtete. Die Verpflichtung bei diesen Landfrieden lautete auf fünf Jahre. Während dieses Aufenthaltes in dem westlichen Deutschland gelang es ihm, die Einwilligung sämmtlicher Kurfürsten zur Uebertragung der österreichischen Lande auf seine Familie durch Willebriefe zu erhalten, beseitigte er die Ansprüche der Descendenten in weiblicher Linie, denen nach dem großen Privilegium von 1156 die Erbfolge ebenfalls rechtlich zustand, auf gütlichem Wege, und belehnte hierauf zu Augsburg (1282 Dec. 27.) seine Söhne Albrecht und Rudolf mit sämmtlichen österreichischen Landen, mit Ausnahme Kärnthens, das der Graf Mainhard von Görz und Tyrol vorläufig als Statthalterschaft behielt, und einige Jahre nachher (1286) ebenfalls als Lehen bekam. Durch eine von den österreichischen Ständen selbst veranlaßte Modifikation wurde (1283 Juni 11.) Albrecht zum alleinigen Regenten in Oesterreich bestimmt, Rudolf aber für den Fall seines Absterbens ihm substituirt. Auf diese Weise wurde Habsburg

in Oesterreich begründet, Albrecht regierte dort als kräftiger, strenggebietender Herr.

Es läßt sich immerhin denken, daß dieses plötzliche Steigen einer vorher verhältnißmäßig nur geringen Macht von Manchen mit scheelem Auge angesehen wurde, und daß die Unzufriedenheit nicht nur der Ritterschaft, der durch den Landfrieden ihr Unterhalt entzogen war, sondern auch derjenigen Fürsten groß war, welche bei Rudolf's Handlungen für sich keinen Vortheil mit abfallen sahen. Vorzüglich mochte die Verwandtschaft der Hohenstaufen, das Haus der Landgrafen von Thüringen, die Söhne Albrecht's des Unartigen und Kaiser Friedrich's Tochter Margaretha, die vor ihres Gemahls Beischläferin Kunigunde von Eisenberg von der Wartburg, dem Schlosse der Landgrafen, flüchtend in bitterm Schmerz ihren ältesten Sohn Friedrich beim Abschied in die Wange gebissen haben soll, die Entziehung der babenbergischen Erbschaft mit Unwillen ansehen. An sie schloß sich natürlich ihr Schwager Heinrich Herzog von Braunschweig an, gegenannt der Wunderliche. So wird es vielleicht erklärlich, wie eine der räthselhaftesten Erscheinungen in der Geschichte vorkommen konnte, die wenigstens mit der Hinweisung auf Geistesverirrungen nicht genügend erklärt wird. In den Rheinlanden trat (1284) ein Mann auf, der sich für Friedrich II. ausgab, zuerst in Cöln sein Wesen trieb, dann von den Cölnern vertrieben nach Neuß und zuletzt nach Wetzlar ging. Hier ward sein Anhang so bedeutend, daß dem König Rudolf, der sich damals in den oberen Rheinlanden aufhielt, darüber Nachrichten gesendet wurden, die Sache sey von Wichtigkeit und scheine bedenklich werden zu wollen. Der „heimliche Haß, den einige gegen König Rudolf trugen„ war thätig und wirksam, die Persönlichkeit des Mannes, der sich für den längstverstorbenen Kaiser ausgab, war nach Allem was man schließen kann der Durchführung einer so gewagten Rolle, in der sich die Majestät mit der Demagogik paaren mußte, völlig geeignet, und schon fingen einige Städte an, dem König die Reichssteuer zu verweigern. Da machte sich Rudolf, angetrieben von den Schreiben des Grafen Dietrich von Katzenellenbogen, des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, und des Erzbischofs von Mainz, gegen Wetzlar auf, und verlangte zuerst von den Bürgern, sie sollten den der sich da Kaiser nenne ihm heraussenden. Allein die Antwort war: den Kaiser Friedrich wollten sie schlechterdings nicht fangen oder angreifen; es könnte ihnen leicht zu Schaden kommen; möge vielmehr er selbst zu ihnen kommen und seine Rede

vernehmen; es möchte leicht Alles so ausgehen, daß sie sich in der Güte vereinigen würden. Nun aber rückte Rudolf vor die Stadt und machte Anstalt, sie als eine der Reichsacht verfallene zu behandeln. Dieser Ernst erzeugte in Wetzlar Parteiung. Die Einen, die Reichen und Angesehenen, sagten, man solle dem König diesen Mann herausgeben; der Pöbel aber und die Gemeine widerstrebten und behaupteten, es wäre eine große Sünde und wider alles Recht, daß man den Herrn dem Knecht gefangen überantworten sollte; wer den Kaiser von ihnen haben wolle, der müsse tiefer Stiche und großer Wunden gewärtig seyn. Da gingen die beiden Herren, Burggraf Friedrich und Eberhard Graf von Katzenellenbogen, mit Friede und sicherem Geleit der Bürger in die Stadt, um selbst mit dem sogenannten Kaiser zu reden. Diese, sich nun auch, was übrigens gar nicht nöthig war, durch den Augenschein überzeugend, daß er für Friedrich's Alter zu jung sey, bewogen ihn, wie es scheint unter vorgespiegelter Hoffnung auf freies Geleit und Begnadigung, ihnen aus der Stadt zu folgen und sich vor ein Gericht zu stellen. Dieses wurde bei Frankfurt gehalten, und hier antwortete der Beklagte so unverzagt, daß ihn die größere Menge für den Kaiser Friedrich hielt. Da änderte Rudolf den Stand der Frage, indem er die Versammelten fragte, seit sich dieser Mann des Reichs wider Recht anmaße und die Leute bethöre, was darüber Recht wäre und wie man ihn bestrafen sollte? Der einstimmige Ausspruch verdammte ihn nun als Ketzer und Zauberer, alter Sitte gemäß, zum Feuertode, den er auch (1285 im Sommer) bei Frankfurt erlitt, nicht nur bis an seinen letzten Augenblick seiner übernommenen Rolle getreu bleibend, sondern auch in der Ueberzeugung vieler Anwesenden der ächte Kaiser, der durch Gottes Kraft aus dem Feuer unversehrt würde hervorgehen, leben bleiben, und die Pfaffen vertreiben. Da sich der Sage zu Folge kein Gebein auf dem niedergebrannten Holzstoß vorfand, bestätigte dieser Umstand den Glauben, der von nun an bei schweren Zeitläuften immer wieder aufs neue ein Trost des geplagten Volkes wurde. Kaiser Friedrich — später wurde der Barbarossa mit seinem Enkel in eine Person, einen politischen Messias verschmolzen — sitze, hieß es, in einem Berg verzaubert, und werde das deutsche Land von seinem Elend zu erlösen, die ungerechten Tyrannen zu stürzen, und die Pfaffen zu vertreiben, einst wiederkommen zu seiner Zeit. Uebrigens war mit dem Feuer, das dieses Mannes, der Tile Kolup oder Friedrich Holzschuh geheißen haben, sich auch für den

mit Konradin gefangenen Friedrich von Baden ausgegeben haben, und ein Diener Kaiser Friedrich's gewesen seyn soll, alle Opposition dieser Art, wenn es eine gab, gegen Rudolf's Regierung erloschen. Wetzlar erhielt Verzeihung, und Colmar, das sich ebenfalls dem Pseudofriedrich angeschlossen hatte, mußte sich unterwerfen und eine Geldbuße entrichten. Nur dürftige und sehr unklare Spuren lassen uns in diese räthselhafte Geschichte einige Blicke werfen, die besonders durch die Gewandtheit und Entschlossenheit des Abentheurers, der hier seinem offenbaren Untergang mit Festigkeit entgegenging, und durch die Unterstützung, ohne die er nimmermehr seine Rolle zu spielen im Stande gewesen wäre, eine sehr interessante, aber wohl nie völlig zu beantwortende Frage darbietet.

Die innere Ordnung in Deutschland wurde nun ferner durch Rudolf aufrechtgehalten, indem er (1286) den Grafen Eberhard von Würtemberg, der sich Gottes Freund und aller Welt Feind nannte, und besonders die schwäbischen Städte sehr belästigte, in Stuttgart belagerte, und zwang, sich ihm zu Füßen zu werfen und um Gnade zu bitten. Und da besonders das burgundische Königreich sich gänzlich vom deutschen Reichsverbande loszureißen, und theils an Frankreich anzuschließen, theils in unabhängige Theile zu zerfallen drohte, so unternahm Rudolf mehrere Züge gegen die burgundischen Grafen, und befestigte obgleich nur auf kurze Zeit die wankende Herrschaft. Der Landfriede wurde 1287 zu Würzburg für die fränkischen Lande wieder erneuert, und zugleich eine wichtige Angelegenheit, die wohl zu der großen nun immer stärker sichtbaren Abneigung gegen die Päpste viel beigetragen haben mag, besprochen. Papst Martin IV. (1280—1285), der französischen Partei sehr zugethan, hatte gemäß einem auf dem Lyoner Concil gefaßten Beschluß, den Zehenden von der ganzen Christenheit, angeblich zum Kriege gegen die Ungläubigen erhoben, und dadurch, weil man wohl wußte daß das Geld anders verwendet würde, Anlaß zu großer Unzufriedenheit gegeben. Als nun sein Nachfolger Honorius IV., ein übrigens gemäßigter Mann, durch seinen Legaten zu Würzburg den vierten Theil von allen geistlichen Einkünften auf vier Jahre verlangte, erhob sich solcher Tumult, daß er beinahe in Lebensgefahr gerieth, und zwar am Ende ein Zehende auf sechs Jahre zugesagt wurde, aber es ist sehr unwahrscheinlich, daß dieser dem Papste sey ordentlich bezahlt worden. Rudolf hatte wohl auch noch 1286 eine Einladung erhalten, sich in Rom krönen zu lassen, aber bei seinen vorgerückten Jahren und der klaren Er-

kenntniß, daß in Italien für die Deutschen kein Vortheil zu finden sey, was er mit der Hinweisung auf die Fabel von der Höhle des Löwen ausgesprochen haben soll, trat dieser Plan immer mehr in den Hintergrund. Dagegen gab es in Deutschland noch genug zu thun. Die bisherigen Landfrieden beschränkten sich auf Franken und die Rheinlande, in Norddeutschland und in das durch die thüringischen Familienhändel verwirrte Mitteldeutschland war Rudolf noch gar nicht gekommen. Da bewogen ihn diese Händel, 1289 einen Reichstag zu Erfurt zu halten, hier den Landgrafen Albrecht mit seinen Söhnen zu vertragen, und 29 adelige Räuber hinzurichten, 66 Raubschlösser aber zu zerstören. Ein allgemeiner Landfriede wurde nun auch über Thüringen und Sachsen ausgedehnt. Sein Wunsch noch bei seinen Lebzeiten seinen Sohn Albrecht zu seinem Nachfolger gewählt zu sehen wurde jedoch vereitelt, indem die Kurfürsten entgegneten, diese wichtige Sache zu weiterer Berathschlagung hinaussetzen zu wollen, und als er unmuthig hierüber von Frankfurt, wo er diesen Wunsch ihnen vorgetragen hatte, von dannen gezogen war, ereilte ihn der Tod auf dem Wege nach Speier, dem Begräbnißort der alten Kaiser, zu Germersheim 1291 Juli 15.

Die selbstsüchtigen Bestrebungen der deutschen Fürsten nahmen bei der neuen Wahl nicht einmal auf das Bedürfniß Deutschlands, geschweige denn des römischen Reichs Bedacht. Die Gefahr welche von der französischen Partei dem Reiche drohte, theils von Neapel, theils von Frankreich selbst, wurde in Deutschland so wenig erkannt und gewürdiget, daß der König von Böhmen in Gemeinschaft mit dem Markgrafen von Brandenburg nur nach der Erlangung des Meißner Landes trachteten, der Pfalzgraf Ludwig und der Herzog von Sachsen nur die ihnen von Rudolf gewährten Vortheile zu behalten wünschten, der Erzbischof Sigfrid von Cöln mit Hülfe des neuen Königs sich von den gegen den Herzog von Brabant seit seiner Gefangennehmung 1288 bei Woringen eingegangenen Verbindlichkeiten zu ledigen, Gerhard von Mainz im Streit mit allen Reichsstädten am Rhein seine willkührlich aufgelegten Zölle bestätigt zu sehen, der Erzbischof von Trier endlich sogar an Frankreich selbst die Krone des Reichs zu bringen wünschte, Gewicht sogar auf die Dornenkrone Jesu legend, die von Ludwig dem Heiligen dem lateinischen Kaiser Balduin war abgekauft worden. Daß man an die Wiedereroberung des gelobten Landes, dessen letzte Burg in Rudolf's Todesjahr in die Hand der Ungläubigen fiel, gedacht hätte, daß man den

Einfluß auf die Papstwahl, welchen Frankreich sich zu verschaffen schon damals bemühte, zu vereiteln oder zu beschränken gedacht hätte, daran fehlte viel; alle gemeinschaftliche Richtung war dahin, und nur die engherzigsten Rücksichten auf persönliche Vortheile ersichtlich. Rudolf's Familie war auf einmal zu groß geworden, als daß man nicht gefürchtet hätte, die wiederholte Wahl möchte am Ende wie eine Nothwendigkeit erscheinen, und Herzog Albrecht's Strenge und Festigkeit hatte ihm wenig Freunde erworben. Mit rücksichtsloser Härte gebietend, seinen ihm gefolgten schwäbischen Landsleuten große Gunst und Gnade gewährend, hatte er besonders die Stadt Wien, welche Rudolf 1278 mit ausgezeichneten Vorrechten begabt, und sie zu einer freien Reichsstadt erhoben hatte, so sehr gereizt, daß sich hier 1287 ein Aufstand erhub, der Albrecht's gänzliche Verdrängung, dann wenigstens Bestätigung der Privilegien erzwingen sollte. Allein Albrecht sperrte die Donau, schnitt der Stadt alle Zufuhr ab, und nöthigte sie, ihm alle ihre Urkunden auszuliefern, und einen Theil der Stadtmauer zu schleifen. Dann wurden 1288 alle dem Herzog irgendwie schädlichen Urkunden zerrissen, nur die ihm ganz gleichgültigen wieder zurückgegeben, und am 18. Febr. urkundlich bekannt, daß Herzog Albrecht, nicht der römische Kaiser, der Stadt Wien wahrer Herr sey, und ihm unverletzliche Treue zugesichert. Wenige Tage darauf, am 27. Febr., mußten die Wiener förmlich Verzicht auf die von Rudolf erhaltenen Privilegien leisten, und Rudolf selbst erließ am 26. April an alle hohe und niedere Bewohner des Herzogthums Oesterreich einen offenen Befehl, daß sie seine beiden Söhne Albrecht und Rudolf für ihre eigentlichen Herren erkennen und ihnen den vollkommensten Gehorsam leisten sollten. „Alle, dem Kaiser und Reich geleisteten Eide seyen andurch aufgehoben.“ So lag es am Tage, daß Rudolf selbst die eigenmächtige Handlungsweise Albrecht's billigte, und Alles genehm hielt, was zum Besten seiner Familie diente. In Rudolf's Todesjahr wandte sich Albrecht an die Steyermärker, um einen Beitrag zu den Staatsbedürfnissen zu empfangen; mit großen Ehren nahm ihn das Land auf, und Abgesandte trugen ihm dann die Bitte vor, ihre alt hergebrachten Privilegien und Gewohnheiten doch endlich einmal bestätigen zu wollen, und fügten am Schlusse bei, daß wenn ihre so bescheidene Bitte nicht gewährt werden sollte, sie auch auf seinen Ruf nicht mehr ins Feld ziehen, noch irgend einem seiner Befehle ferner gehorchen würden. Da beschloß Albrecht auf den Rath seines Lieblings, des allgemein gehaßten Abtes Heinrich

von Admont und des Landmarschalls Landenberg den Drohungen der Steyermärker nicht nachzugeben, und als nun der Aufstand ausgebrochen war, überwältigte Albrecht mit leichter Mühe die Empörer, und erfüllte nun von freien Stücken ihr Begehren. Blutdurst lag allerdings nicht in Albrecht's Charakter, und das schonende Verfahren, welches er gegen die Wiener und hier noch mehr gegen Steyermark beobachtete, war seiner übrigen Denkungsart nicht widersprechend; ein zärtlicher Ehemann, ein liebevoller Vater, mag er wohl streng und fest und von der Nothwendigkeit eines unbedingten Gehorsams überzeugt gewesen seyn; aber an der großen gegen Steyermark bewiesenen Milde, die mit dem Verfahren gegen Wien so sehr contrastirt, war doch wohl mehr als anderes die Erwägung Ursache, gerade in diesem Augenblick, als der Thron erledigt war und die Nachfolge erwogen wurde, sich den Rücken frei zu halten und seine Aufmerksamkeit allein den Reichshändeln zuwenden zu können. Hatten auch die Fürsten seinem Vater eine abweichende Antwort gegeben, so war damit noch nicht die Möglichkeit genommen, ihre Stimmen später noch zu gewinnen; Albrecht war im Besitz der im Schloß Trifels aufbewahrten Reichskleinodien, und der einflußreichste Kurfürst, Gerhard von Mainz, hatte ihn selbst aufgefordert, sich zur Besteigung des Thrones, wozu schon Alles vorbereitet wäre, gefaßt zu halten. Eben so hatte ihm sein Schwager, der Pfalzgraf Ludwig, die bündigsten Versprechungen gegeben, er wollte bei seinen Mitwählern Alles zu seinen Gunsten anwenden. Im Vertrauen auf diese Versprechungen war Albrecht nach Hagenau im Elsaß geeilt, um dem Wahlort Frankfurt nahe zu seyn, aber es gestaltete sich anders. Die Beschwerden, welche von den Oesterreichern über Hintansetzung und Nichtachtung ihrer Vorrechte, über Verwendung der Landeseinkünfte zum Ankauf von Besitzungen in Allemannien, über Bevorzugung und Begünstigung der Schwaben laut erhoben wurden, machten Eindruck auf die Wähler; noch mehr aber that die List des Erzbischofs Gerhard, der einem jeden Wähler einen verhaßten Bewerber nannte, so von jedem freie Hand wenn nur der genannte nicht gewählt würde erhielt, und so zum großen Erstaunen seinen Vetter **Adolf** Grafen **von Nassau** am 10. Mai 1292 als römischen König im Namen aller Anwesenden ernannte. **Die neue Wahl** hatte mit der Rudolf's insofern Aehnlichkeit, als Adolf ein versuchter, tapferer Kriegsmann und aus uraltem, fürstlichedlem Geschlechte war; Unähnlichkeit aber, als Adolf nur die Hälfte der kleinen Grafschaft Nassau besaß,

sich um die Wahl zu erlangen eventuell zu ansehnlichen Geldgeschenken an die Wähler hatte verstehen müssen, die er ohne in schwere Schulden und andere Unannehmlichkeiten zu gerathen, nicht erfüllen konnte, als er gleich anfangs einen nicht wie Ottokar allgemein gehaßten, sondern nur für den Augenblick gefürchteten mächtigen Fürsten zum Gegner hatte, und als Adolf's Schritte, die er um sich in Deutschland mächtig zu machen that, argwöhnischer beobachtet und mißgünstiger aufgenommen wurden, als es bei seinem Vorfahren der Fall gewesen war. Adolf sicherte sich übrigens Böhmens Gunst, indem er den König Wenzel von der persönlichen Lehensempfängniß befreite und ihm das Pleißnerland und Eger verpfändete, auch eine Verbindung seines Sohnes mit Wenzel's Tochter einleitete, die jedoch nicht zu Stande kam, er wußte den Pfalzgrafen Ludwig zu gewinnen, indem er seine Tochter Mathilde mit Ludwig's ältestem Sohne Rudolf vermählte, und er zog ein Fürstenhaus auf seine Seite, indem er den Herrn von Hessen, Heinrich das Kind von Brabant, einen Enkel der heiligen Elisabeth, als Landgrafen von Hessen am 11. Mai 1292 in den Reichsfürstenstand erhob. Hierauf erhielt er, nicht ohne noch in Frankfurt seine Abhängigkeit vom Erzbischof Gerhard haben empfinden zu müssen, am 24. Juni die Krönung zu Aachen, hielt darauf einen Reichstag zu Cöln, auf dem ein dreijähriger Landfriede für diese Lande beschworen wurde, und erhielt auch die von Albrecht bewahrten Reichsinsignien und von demselben die persönliche Huldigung. Ein Versuch aber, ihn näher an sich zu knüpfen, wurde von Albrecht zurückgewiesen, und Adolf begünstigte nun seinerseits die in Steyermark noch immer nicht ganz gestillten, und besonders von Salzburg aus genährten Unruhen. Während er nun in Deutschland (1293) hin- und herziehend Huldigung empfing und seine königliche Gewalt befestigte, bot sich ihm eine Gelegenheit, auch nach außen sich geltend zu machen, dar, die er um so bereitwilliger ergriff, als die dadurch gebotenen Vortheile seinen Plan, in Deutschland sich eine ansehnliche Hausmacht zu erwerben, unterstützten. Zwischen dem König Eduard I. von England und Philipp dem Schönen von Frankreich war ein gespanntes Verhältniß, endlich (1292) zwischen den Schiffen beider Länder offener Krieg, und nachdem Eduard sich zu allem rechtlichen Ersatz und Vergleich bereit erklärt hatte, durch Philipp's schnödes Verfahren ein völliger Friedensbruch zwischen beiden Reichen herbeigeführt. Philipp hatte sich durch Bündnisse mit Oesterreich, Norwegen, Schottland, der

Grafschaft Burgund (Franche Comté) verstärkt, Eduard dagegen schloß mit König Adolf (1294 Okt. 22.) ein Bündniß, versprach 100,000 Pfd. Sterling Subsidien zu zahlen, und Adolf sandte schon (1294 Aug. 31.) von Nürnberg aus dem französischen König wegen seiner vielen unrechtmäßigen Angriffe auf das römische Reich einen Fehdebrief zu. Allerdings wurde diese Drohung von Philipp dem Schönen verächtlich aufgenommen, indessen hing doch die Vereitelung des eben ausbrechenden Krieges mit andern Umständen zusammen. Nach dem Tode des Papstes Nikolaus IV. (1292) war eine Sedisvakanz von zwei Jahren, nach der sich endlich die Kardinäle, weil keiner dem Andern die Wahl gönnte, vereinigten, einen Andern, ausser ihrem Collegium, zu wählen, und die Wahl fiel (1294 Juli 5.) auf einen frommen Eremiten, Petrus von Murrone, der zwar auch unter dem Namen Cölestin IV. die päpstliche Krone annahm, aber wegen seiner den Welthändeln ganz abgewandten Richtung sich schon nach wenigen Monaten bewegen ließ, der Welt das nur einmal vorgekommene Beispiel freiwilliger Abdankung zu geben, und sich wieder in seine Einsamkeit zurückzuziehen. Hieran hatte der Kardinal Benedikt Cajetan den meisten Einfluß gehabt, ein gelehrter, hochstrebender, und von dem Geist und den Planen der Gregore und Innocenze erfüllter Mann. Dieser wurde (1294 Dec. 24.) zum Papst gewählt, nahm den Namen Bonifacius VIII. an, und ließ, damit das von der Frömmigkeit seines Vorgängers begeisterte Volk nicht die freiwillige Abdankung für ungültig erklären und ihm dadurch seinen Besitz gefährden möchte, den Cölestin in sichere Obhut bis an seinen Tod bringen. Er warf sich auch sofort zum Vermittler zwischen Frankreich und England auf, und brachte auch wirklich einen Waffenstillstand (1295) zu Stande, der wiederholt verlängert wurde und also auch Adolf's Krieg gegen Frankreich ein Ende machte. Der Fehdebrief war in der That nichts als eine leere Rodomontade gewesen. Adolf benützte nun das von England erhaltene Geld zum Ankauf eines Landes, das ein ungerechter Vater seinen Söhnen, den rechtmäßigen Erben, entziehen wollte. Nachdem mit dem Tode Heinrich Raspe's die Landgrafschaft Thüringen erledigt worden war, hatte nach mehrjährigen Kriegen (1264) eine Theilung stattgefunden; der Antheil Hessen war an den Heinrich von Brabant, der wie oben gesagt durch Adolf in den Reichsfürstenstand erhoben wurde, gefallen, Thüringen bekam Heinrich der Erlauchte Markgraf von Meißen, Sohn von Heinrich Raspe's Schwester Jutta. Auf diesen war (1288) sein

Sohn Albrecht der Entartete gefolgt, der um der harten Behandlung seiner Gemahlin Margaretha willen, Kaiser Friedrich's Tochter, die er hatte wollen ermorden lassen, und um der Begünstigung seines mit der Kunigunde von Eisenberg erzeugten Bastardsohnes willen, mit seinen beiden Söhnen Friedrich dem Gebissenen und Dietzmann schon bei Lebzeiten Heinrich's des Erlauchten zerfallen und in Fehden verwickelt gewesen war. Um ihnen nun recht empfindlich wehe zu thun, bot er Thüringen und das Meißner Land dem König Adolf für 12,000 Mark an, und Adolf benützte die von Eduard empfangene Summe, um diesen höchst gehässigen Handel abzuschließen. Mit Waffengewalt drang er in die erkauften Lande ein, vertrieb die rechtmässigen Erben nach heftiger Gegenwehr und unter Verübung großer Grausamkeiten, aus denselben, und gab so seinen Gegnern einen guten Grund, sich auch der öffentlichen Meinung gegen ihn zu bedienen. Er hatte im Januar 1297 sogar das wichtige Freiberg im Erzgebirge erobert und seinen tapfern Gegner Friedrich zur Flucht nach Böhmen genöthigt, als die schon längst angeregte Feindschaft seines früheren Gönners Gerhard in offenen Gegensatz übertrat. Gerhard hatte von ihm die wichtigen Rheinzölle erhalten, gegen welche die bei der Rheinschiffahrt am meisten betheiligten Städte sich setzten, und da Adolf, so wie er sich fest auf dem Throne glaubte, an die Erfüllung der gegen seinen Vetter eingegangenen Verbindlichkeiten nicht mehr gebunden seyn wollte, war zwischen ihnen bitterer Haß entstanden. Gerhard schloß sich nun an den ohnedies erbitterten Herzog Albrecht von Oesterreich und den König Wenzel von Böhmen an, und auf Pfingsten 1297, als Wenzel sich mit außerordentlicher Pracht zu Prag krönen ließ, kam die ganze Zahl der auf Adolf's Sturz sinnenden Fürsten in der Hauptstadt Böhmens zusammen. Acht und dreißig Fürsten, von ihnen vier der mächtigsten, der Herzog von Oesterreich, der Erzbischof von Mainz, der Herzog von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg, waren bei dieser Feier die Gäste Wenzel's, und Adolf's Sturz wurde einmüthig beschlossen. Auch hier sollte der Ausspruch des Papstes die weltliche Handlung legitimiren, und man sandte an Bonifacius und bot ihm für seine Beistimmung eine bedeutende Summe. Allein den Italiener veranlaßte ein anderer höherer Grund zur Weigerung. Albrecht war mit Elisabeth, Tochter des Grafen Meinhard von Tyrol und seit 1288 Herzogs in Kärnthen vermählt, deren Mutter jene bayrische Elisabeth, des letzten Hohenstaufen Konradin Mutter, gewesen war. Diese verwandtschaftlichen

Verhältnisse vermengten sich in der Ansicht des wahrscheinlich auch nur mangelhaft unterrichteten Papstes in der Art, daß er Albrecht selbst für einen Verwandten, oder gar einen Abkömmling jenes den Päpsten so verhaßten Geschlechtes hielt, und aus diesem Hauptgrund ihn verwarf, welchem er jedoch auch den treulosen Abfall von dem rechtmäßigen Oberherrn und Albrecht's Einäugigkeit, die ihn zur Weihe unfähig mache, als andere Gründe beigesellte. Albrecht hatte nämlich 1295 Gift bekommen, von welchem ihn die damalige Unwissenheit nicht anders zu befreien wußte, als indem man ihn bei den Füßen aufhängte, damit sich das Gift aus dem Magen gegen den Kopf hinabsenken, und durch Mund, Nase, Augen, und Ohren abgehen sollte. Diese damals gewöhnliche Methode gegen Vergiftung hatte ihn auch wirklich kurirt, jedoch mit Verlust eines Auges. Auf diese Verunstaltung nun bezog sich des Papstes Weigerung. Mittlerweile war jedoch der Plan der Fürsten ausgeführt worden. Zwar hatte Adolf den Erzbischof Gerhard abgehalten einen andern nach Eger angesetzten Tag zu besuchen, indessen war ein Tag zu Cadan in Böhmen gehalten, die Fürsten theils durch Albrecht's gastliche Aufnahme in Wien, theils durch Verschreibungen die er schon vorläufig für den Fall der Wahl machte, gewonnen worden, und selbst Herzog Otto von Niederbayern, Adolf's Verbündeter, aber Albrecht's Schwager, wehrte ihm den Durchzug nicht, als er im März 1298 aus Oesterreich durch Bayern und Schwaben mit einem nach und nach auf 20,000 steigenden Heere an den Rhein zog. Zu Adolf waren Otto und Rudolf von Bayern gestoßen, und von andern Fürsten, zumal aber von den Städten durfte er ebenfalls kräftige Unterstützung erwarten. Unbedeutende Gefechte und Zweikämpfe waren das Einzige, was beide Heere erprobten, als sie anfangs bei Kenzingen an der Elzach einander entgegenstanden. Da versammelten sich indessen zu Mainz die Fürsten von Sachsen und Brandenburg nebst den Abgeordneten von Böhmen und dem Herzog Ludwig von Bayern; Cöln und Trier nebst den anderen bayrischen Herzogen fehlten. Hier eröffneten sie ein förmliches Gericht, luden Adolf dreimal vor, und setzten ihn, der natürlich nicht erschien, am 23. Juni ab, weil er durch Annahme der englischen Hülfsgelder seiner Würde entgegengehandelt, dem Könige von England die versprochene Hülfe nicht geleistet, seine schriftlichen Zusagen gebrochen, Bestechungen angenommen, die Güter des Reichs mehr veräußert als vermehrt, nicht den Rath der Kurfürsten sondern anderer geringer Personen befolgt, den Landfrieden und die Straßen-

Sicherheit nicht aufrecht erhalten habe. Hierauf wurde sogleich Herzog Albrecht gewählt, und sofort von der Wahl benachrichtigt. Diese Umstände veranlaßten Adolf schneller eine entscheidende Schlacht zu suchen, als es ihm vortheilhaft war. Unweit Worms zwischen dem Dorf Gollheim und dem Kloster Rosenthal trafen sich am 2. Juli 1298 die beiden Heere, und mit Adolf's Tod, den Albrecht verwundet, ein anderer aus seiner Umgebung getödtet haben soll, war die Schlacht entschieden. Nur wenige Todte deckten das Feld. Der Krieg war zu Ende. Der Getödtete wurde für rechtmäßig abgesetzt erklärt und nicht in Speyer, sondern im Kloster Rosenthal bestattet. Dennoch hielt Albrecht seine zu Mainz vorgenommene Wahl nicht für gültig und veranstaltete, nun auch der Beistimmung der aneern Kurfürsten gewiß, eine neue Wahl am 27. Juli, worauf er am 24. Aug. zu Aachen feierlich gekrönt wurde. Auch er sah sich jedoch genöthigt, die Stimmen seiner Wähler durch ansehnliche Summen und bedeutende Privilegien zu erkaufen. Seine Regierung begann mit einem überaus glänzenden von 74 Fürsten und sämmtlichen Kurfürsten, von 360 Grafen und Herren, von 6500 geringeren Adeligen besuchten Hoftage zu Nürnberg, im November 1298. In dieser damals durch die Wirren des Interregnums glücklich zur Reichsfreiheit, d. h. zur Unabhängigkeit von jedem Landesherrn, er mochte Bischof, Markgraf, Burggraf oder sonst wie heißen, hindurchgesteuerten und nur dem Kaiser als Reichsoberhaupt unterworfenen Stadt, die von Friedrich II. (1219 Nov. 8.) Bestätigung und Erweiterung ihrer seither genossenen städtischen Rechte erhalten hatte, von seinen Söhnen Heinrich und Konrad oft und lange besucht gewesen war, sich 1264 dem rheinischen Städtebund angeschlossen hatte, hierauf das hohenstaufische Eigenthumsrecht hatte anerkennen müssen und wahrscheinlich auch den letzten Hohenstaufen auf der alten Kaiserburg empfangen hatte, der sie zwar wie seine übrigen Güter seinen Oheimen den bayrischen Herzogen Ludwig und Heinrich vererbte, ohne daß diese jedoch jemals in den Besitz gekommen wären, die dann auch Rudolf weislich beim Reiche ließ und bei aller Begünstigung seines Verwandten, des Burggrafen Friedrich, dennoch der städtischen Freiheitsentwicklung nichts in den Weg legte, deren Bedeutung schon von den Dichtern der Minne gepriesen worden war, wollte König Albrecht zum ersten Mal den vollen Glanz seiner Krone strahlen lassen; seiner geliebten Gemahlin Elisabeth in St. Sebaldskirche die Krone aufs Haupt setzen, und sich von allen Großen seines Reichs,

er selbst der Größte, huldigen lassen. Alle erfüllten ihre Pflicht ohne Weigern, nur Wenzel von Böhmen, eingedenk daß ihm Adolf den Lehensbrief von selbst zugeschickt, daß Albrecht erst vor wenig Jahren, um seine Gunst wieder zu erlangen, zu seinen Füßen gelegen habe, wollte dieser Pflicht enthoben seyn, schützte dann, als der König es ihm geradezu abschlug, Siechthum vor, und erbot sich seinen Sohn an seiner Statt zu senden. Da ließ ihm aber Albrecht sagen: wenn der König seinem Sohn das Land übergeben wolle, zu dem der Dienst gehöre, so wolle er ihn des Dienstes entheben; wolle er aber dem Reich sein Recht leisten, so müsse er es thun, und nicht der Sohn. Wenzel sah nun, daß Albrecht's Entschluß unveränderlich fest blieb, setzte sich nun mit der Krone auf dem Haupte zu Pferde, und ritt von Posaunen, Schalmeien, Flöten, und Pauken begleitet mit einem Gefolge von wohl tausend Rittern zu Pferde zu dem Gesidele des Königs. Hier stieg er ab, empfing von seinem Kämmerer aus einer goldenen Kanne Wein in einem goldenen Becher, kniete damit vor Albrecht hin, und blieb so lange knien, als Albrecht und Elisabeth tranken. Dann erst hieß ihn Albrecht aufstehen und sich neben sie setzen, gab ihm auch einen Freibrief, daß ihm der geleistete Dienst keine Verbindlichkeit noch Nachtheil seyn sollte, schlug ihm aber den reelleren Dienst ab, ihn mit dem erledigten Meißner Land zu belehnen, obgleich Wenzel mit dem Markgrafen Friedrich einen von Rudolf bestätigten Ländertausch getroffen und von Albrecht schon vorläufig das Reichsvicariat in Meißen erhalten hatte. Das verdroß den Böhmenkönig so, daß er am dritten Morgen von seinem Sohn und Herzog Johann, seiner Schwester und des verstorbenen Rudolf's, der in Oesterreich mitbelehnt gewesen war, Sohn, begleitet, von dannen zog, und seinen Groll gegen den selbstsüchtigen König in des Knaben Seele pflanzte. Albrecht traf übrigens damals im Einzelnen und im Allgemeinen zweckmäßige Anstalten, erneuerte den Landfrieden, und sandte von Nürnberg aus an den Papst Gesandte, ihm seine Wahl und Krönung anzuzeigen. Allein Bonifacius nahm diese höchst ungnädig auf, erklärte, daß Albrecht aus den bereits oben angegebenen Gründen untüchtig und unwürdig zur Kaiserkrone sey, und äusserte sich ganz in dem einst anwendbaren, nun aber seiner Kraft beraubten Tone seiner Vorfahren. Mit dem Schwerdt umgürtet, und mit der Krone Constantin's des Großen auf dem Haupt, setzte sich Bonifacius auf den päpstlichen Stuhl, griff mit der rechten Hand an das Gefäß seines Schwerdtes, und sagte zu den Gesandten: Bin ich

nicht Papst? Ist dieses nicht der Stuhl Petri? Kann ich nicht die Rechte des Reichs vertheidigen? Ich bin römischer König, ich bin römischer Kaiser. Vielleicht hatte er sogar den Plan, die von Frankreich schon früher gehegten Plane zu unterstützen, und das Kaiserthum auf die Kapetinger zu übertragen. Albrecht aber äußerte ganz ruhig, als ihm die feindseligen Worte des Papstes hinterbracht wurden: Wenn der Papst mir die Bestätigung verweigert, so bin ich Kaiser durch die Wahl der Fürsten.

Indessen war es immerhin gut, sich gegen weitere Angriffe des Papstes sicher zu stellen, und als natürlicher Verbündeter bot sich Philipp der Schöne von Frankreich dar, der in einen weitaussehenden Streit mit Bonifacius verwickelt war. Philipp war auch außerdem ein gefährlicher, die Grenzen beeinträchtigender Nachbar des deutschen Reichs, von dessen burgundischen Landen er beträchtliche Stücke an sich gerissen hatte. Albrecht hatte Gesandte an ihn geschickt, um ihn von seinem widerrechtlichen Verfahren abzumahnen, und da Philipp in Feindseligkeiten mit Flandern verwickelt war, und eine neue Streitigkeit lieber vermeiden wollte, um nicht mit dem Papste, mit England und Flandern, und noch obendrein mit dem deutschen Reiche zu thun zu haben, so that er den Vorschlag, Albrecht's Sohn Rudolf solle seine Schwester Blanka heirathen und die angefochtenen Länder als Mitgift erhalten. Auf diese Grundlage hin kam schon im September 1299 zwischen Albrecht und Philipp ein Bündniß zu Stande, und eine persönliche Zusammenkunft beider Könige sollte das Nähere bestimmen. Diese wurde auch im December zu Quatrevaux, einem Orte auf der Grenze zwischen Deutschland und Frankreich, gehalten, und Albrecht hatte sich von einigen Kurfürsten begleiten lassen, in der Hoffnung, ihrer Einstimmung gewiß zu seyn. Allein hierin irrte er sich. Die sämmtlichen Kurfürsten widersetzten sich der Uebertragung der burgundischen Krone auf Rudolf und ebenso seiner vorläufigen Krönung zum römischen König, während Albrecht selbst sich die Kaiserkrone zu Rom holen würde. So ging die Zusammenkunft insofern unverrichteter Sachen auseinander, doch kam Rudolf's Heirath mit Blanka zu Stande. Albrecht war natürlich auf die Kurfürsten, vor allen auf Gerhard von Mainz, aufgebracht. Gleich darauf mißlang ihm ein zweiter Plan. Graf Johann von Holland, Enkel König Wilhelm's, war als letzter Sprosse des Mannesstamms (1299 Nov. 10.) gestorben, und Albrecht glaubte diese Grafschaft als erledigtes Reichslehen einziehen zu können. Allein

Graf Johann d'Avesnes, Enkel von der Schwester König Wilhelm's, nahm das Land als nächster Agnat sogleich in Besitz, setzte sich zur Gegenwehr, und es blieb dem König nichts übrig, als dem neuen Grafen von Holland und Hennegau die Belehnung zu ertheilen (1300 Aug. 15.). Glücklicher war Albrecht in der Aufrechthaltung seines Ansehens gegenüber den Kurfürsten. Daß diese ihm nicht gewogen seyen, hatte er in Quatrevaux gesehen, ein Wort des Uebermuths von dem Mainzer Erzbischof, der sich brüstete, er trage in der Kapsel seines Jägerhorns noch mehr Könige, mag ihm zu Ohren gekommen seyn, und da er im Widerspruch mit der Hoffnung der rheinischen Kurfürsten, die von ihnen am Rhein seit Friedrich's II. Tod widerrechtlich aufgebrachten Zölle, unter denen die handeltreibenden Städte litten, zu bestätigen säumte, ja sich weigerte, so durfte er eine offene Opposition erwarten. In dieser fanden sich die Fürsten durch eine Bulle des Papsts bestärkt, der (1301 Apr. 13.) den König binnen sechs Monaten nach Rom vorlud, um sich hier über das Verbrechen des Königsmordes zu rechtfertigen, widrigenfalls alle ihm geleisteten Eide null und nichtig seyn sollten. Allein ihren auf nichts Geringeres als Absetzung berechneten Schritten kam Albrecht zuvor, griff zuerst den Pfalzgrafen Rudolf (1301 Mai.) an, nöthigte den Erzbischof Gerhard sich zu unterwerfen, und Gehorsam zu versprechen (1302), worauf Trier und Cöln von selbst sich zur Ruhe bequemten. Da gelang es dem König auch die früher so vergeblich nachgesuchte Anerkennung des Papstes zu erlangen. Bonifacius, der jede frühere Bemühung Albrecht's zurückgewiesen, sogar den Bruder Philipp's des Schönen, Karl von Valois, nach Italien gerufen und hier zum Vertheidiger des Patrimonii St. Petri gemacht hatte, war mit König Philipp indessen in solchen Zwist gerathen, daß er es geeignet hielt, sich mit Albrecht zu vertragen, diesen (1303 Apr. 28.) feierlich anerkannte, wogegen Albrecht (Jul. 15.) alle von seinem Vater Rudolf und dessen Vorfahren der römischen Kirche gemachten Schenkungen bestätigte, und daß Bonifacius ihn endlich sogar aufforderte, das Reich des französischen, mit dem Bann belegten Königs in Besitz zu nehmen. Hierauf jedoch gar nicht einzugehen war Albrecht klug genug. Eben so dachte er nicht daran von dem greulichen Zustande Italiens Nutzen zu ziehen und sich die römische Kaiserkrone zu erwerben, zu einer Zeit, wo bei völliger Auflösung aller alten Bande einem kräftigen Charakter — und diesen besaß Albrecht — es leicht geworden wäre, sich zum mächtigen Herrn emporzuschwingen, son-

dern verfolgte seine Plane in der Heimath. Sein Schwager Wenzel hatte (1300) die polnische, und desselben gleichnamiger Sohn die ungarische Krone erworben, dort war Wladislav Loktiek, hier Karl Robert von Neapel, Albrecht's Schwestersohn, der verdrängte, beide fanden bei Albrecht Schutz. Er gebot den Böhmenkönigen, Polen und Ungarn zurückzugeben, sprach über Wenzel die Reichsacht aus, und fiel selbst (1304) in Böhmen ein, sah sich aber durch Mangel und Seuchen beim Einbruch des Winters zum Rückzug genöthigt. Da schlichtete der Tod Wenzel's (1305 Juni 23.) den Streit, er hatte noch vor seinem Ende dem Herzog Otto von Niederbayern seine Ansprüche auf Ungarn und die Reichskleinodien abgetreten, der jüngere Wenzel, der fünfte dieses Namens, vertrug sich mit Albrecht, und seine Ermordung (1306 Aug. 4.) eröffnete Albrecht's Planen ein neues Feld. Des Verstorbenen Schwester Anna war zwar mit Herzog Heinrich von Kärnthen, dem Bruder von Albrecht's Gemahlin Elisabeth, verheirathet, für welchen auch eine Partei der Großen gestimmt war, aber Albrecht erklärte Böhmen für ein erledigtes Reichslehen, sprach es seinem Sohne Rudolf zu, und vermählte diesen mit der polnischen Elisabeth, Wenzel's IV. Wittwe. Aber während des nun in Böhmen geführten Krieges starb Rudolf (1307 Juli 3.), die Partei Heinrich's wurde nun so mächtig, daß sie diesen nach Prag führen und krönen lassen konnte, und Albrecht's fortgesetzte Bemühungen auf Böhmen richteten gar nichts aus. Zugleich erfuhr er auch andere Unfälle. Indem er von seines Vorfahren Adolf an den thüringisch-meißnischen Fürsten begangener Ungerechtigkeit Vortheil zu ziehen gedachte, und sich anschickte, die ausgesprochene Einziehung der meißnischen Lande als Reichslehen zu vollziehen, war er mit diesen in Krieg verwickelt worden, und (1307 Mai 31.) seine hauptsächlich aus Schwaben bestehende Armee hatte bei Lukka im Altenburgischen eine so gänzliche Niederlage erlitten, daß die Flucht der Schwaben bei Lukka für lange Zeit sprüchwörtlich genannt ward. Er kam wohl gleich darauf selbst in das Land, mußte aber wegen Rudolf's Tod gleich wieder nach Böhmen zurück, und die Markgrafen Friedrich und Dietzmann jagten nun auch den Rest ihrer Feinde davon. Selbst Dietzmann's Ermordung (25. Dec.) brachte keine Veränderung hervor, indem nun Friedrich allein nicht weniger kräftig seinen Feinden widerstand. Aber auch in den Vorlanden des habsburgischen Hauses zogen sich drohende Wolken auf. Dem Grafen von Wirtemberg und dem Bischof Otto von Basel war Albrecht's

Bemühen, sich in diesen Gegenden größeren Landbesitz zu erwerben, nicht entgangen, und ihm würde bei beharrlicher Weigerung, dem letzteren die Regalia zu gewähren, von dem jungen und heftigen Manne Lebensgefahr gedroht haben, die ihn zuletzt von einer andern Seite her wirklich ereilte. Seines Bruders Rudolf Sohn Johann sah mit Verdruß, wie Albrecht für seine Söhne Kronen und Reiche wenigstens zu erwerben strebte wenn auch nicht erwarb, während er nicht nur sein vaterländisches Erbe, sondern auch nur einige Burgen vergeblich sich zu erbitten suchte, und dieser Unmuth wurde durch aargauische Ritter, die Albrecht's eigenmächtiges Verfahren zu eigenem Nachtheil empfanden oder an anderen erblickten, genährt. Vergeblich sandte er den Bischof von Straßburg an den König, er bekam die ausweichende Antwort: Ich will ihm hundert Gehelmte zu einem Reiterzug gegen den König von Böhmen mitgeben, dann, wenn er wiederkommt, soll er etwas bekommen. Da entschloß sich Johann in Verbindung mit Rudolf von Wart, Walther von Eschenbach, Ulrich von Palm, und Konrad von Tegerfeld, von denen der Herr von Eschenbach selbst die Ungerechtigkeit des Königs empfunden hatte, sich blutig zu rächen. Vergebens wars, daß am Mittagsmahl des ersten Mais 1308 zu Baden der König, nach alter Sitte, jedem seiner Söhne und eben so auch seinem Neffen einen Kranz aufs Haupt setzte, ihm hierdurch zu zeigen, daß er ihn gleich seinen Söhnen liebe, mit Thränen des Zorns im Auge legte Johann seinen Kranz ab und auf den Tisch, er und seine Gesellen rührten keinen Bissen an. Wie nun nach Mittag der König nach Rheinfelden zu seiner Gemahlin ritt, drängten sich bei der Ueberfahrt über die Reuß die Verschwornen mit Herzog Johann in die Fähre, und als nun der König drüben ohne etwas zu ahnen durch ein Saatfeld ritt, sprach Rudolf von Wart das Losungswort: Wie lange wollen wir diesen Leichnam noch reiten lassen? da fiel sein Knecht Rulassingen dem Pferd des Königs in den Zügel, Johann versetzte ihm einen Streich in den Hals, Rudolf von Wart durchstieß ihn mit dem Schwerdt, Ulrich von Palm spaltete ihm das Haupt, und nur Walther von Eschenbach vergriff sich nicht thätlich an ihm. Als aber Albrecht blutend und getödtet vom Pferde gesunken war, da ergriff die Mörder, die nichts als ihn ermorden gewollt hatten, rathlose Furcht, aus einander fliehend suchten sie vor der Blutrache der Söhne und der Tochter, der Ungarnkönigin Agnes, sich zu sichern, jedoch nur Herzog Johann entkam ins Dominikanerkloster zu Pisa, wo er schon

nach wenigen Jahren starb, und Walther von Eschenbach fand als Hirt im Wirtembergischen eine Freistätte, wo er erst nach 34 Jahren auf seinem Todbette sich zu erkennen gegeben haben soll, die übrigen ereilte ihr Geschick.

Albrecht's unerwarteter Tod war auch für die eben erst entstehende schweizerische Eidgenossenschaft von großer Wichtigkeit. Die Landschaften Schwyz, Uri, und Unterwalden, deren Existenz im Anfang des zwölften Jahrhunderts kaum durch eine Streitigkeit über Weidegerechtsame mit dem Kloster Einsiedlen bekannt worden war, standen unter der Vogtei der Lenzburger, später der Habsburger Grafen, welche den Blutbann, d. h. die Criminaljustiz, ausübten, während im bürgerlichen Recht hier wie allenthalben eine Vermengung von größerer und geringerer Freiheit und Unfreiheit vorhanden war. Alte Erinnerungen von früherer Verbindung, Sagen von gemeinschaftlichem Ursprung, endlich das Gefühl gleicher Lage und gleicher Bedürfnisse erzeugten bei dem kräftigen und trotzigen Geschlecht, das diese Thäler bewohnte, das Verlangen nach Freiheit. Nach Rudolf von Habsburg's Tod war dies zuerst durch eine (1291 Aug. 1.) Eidgenossenschaft geschehen, welche die völligen Rechte freier Männer ansprach und in den nun gebildeten Landsgemeinden, welchen Landammänner vorstanden, alle inneren Angelegenheiten zu ordnen sich anmaßte, natürlich mit Ausnahme der bereits für Einzelne bestehenden älteren Verpflichtungen. Wie man recht wohl zugeben kann, daß diese Leute sammt und sonders, mehr oder minder, im Hörigkeits- oder Unfreiheitsverhältnisse standen, so muß wiederum eingeräumt werden, daß wer entschlossen ist, diese Unfreiheit nicht länger zu tragen, durch kein Recht in der Welt an diesem Entschlusse gehindert werden kann, daß es nur Rechte auf Sachen, aber nicht auf Personen gibt, und daß es insofern ein wesentlicher Schritt aus dem Mittelalter heraus in die neue Zeit war, als die Landleute erklärten, sie wollten frei seyn wie die Väter waren. Es ist unter diesen Umständen sogar gleichgültig, ob sie sich über die Bedrückungen habsburgischer Vögte zu beschweren hatten, ob Albrecht ihnen die Bestätigung ihrer Privilegien, auf deren Alter sie sich freilich nur mit Unrecht beriefen, aber doch mit nicht größerem Unrecht, als eine Menge anderer damals erst entstandener Erscheinungen bei gleichem Mangel älterer Nachweisungen sich eben auf unvordenklichen Gebrauch stützte, versagt und sie hart behandelt habe, oder ob nicht; der Wahrscheinlichkeit, die aus Albrecht's Charakter und aus dem sonst wohl bekannten

Verfahren der Vögte zu entnehmen wäre, widerspricht es keineswegs, und aus dem Mangel an Urkunden läßt sich schlechterdings eben so wenig wie aus dem Stillschweigen der Chroniken eine Folgerung ziehen. Können wir daher nur als Sage die Geschichten vom Geßler und Tell, von den drei Männern, und dem Rütlibund annehmen, so bleibt doch so viel gewiß, daß gerade um die Zeit von Albrecht's Tod, der seine damalige Anwesenheit in jenen Landen vielleicht auch benützen wollte, den unbedeutend erschienenen Aufstand in diesen Gemeinden zu dämpfen, sich das Bedürfniß der Freiheit durch eine plötzliche, jedoch unblutige Bewegung zeigte, daß die Waldstätte am 1. Jan. 1308 ihre Vögte verjagten, und schon wenige Tage darauf am 7. Jan. ihre Eidgenossenschaft auf zehn Jahre erneuerten. Albrecht's Tod befestigte daher ihre Verbindung, und die Stellung, welche die folgenden Kaiser gegen das immer noch sehr mächtige Haus Habsburg annehmen mußten, gewährte ihnen den Vortheil, daß die anfangs unansehnliche Verbindung von denselben anerkannt und bestätigt einen eigenen Staat im Staate zu bilden anfing, der damit endigte, sich von seinem Mutterlande in politischer Hinsicht völlig los zu reißen.

XIX. Papst Bonifacius VIII. und König Philipp IV. der Schöne.

Kirche und Welt im Gegensatz. Papst Bonifacius VIII. Philipp der Schöne. Händel mit Flandern. Streit Philipp's mit dem Papste. Krieg mit Flandern. Fernere Händel mit dem Papste. Die Bulle Ausculta fili. Die Bulle unam sanctam etc. Bonifacius spricht über Philipp den Bannfluch aus. Bonifacius in Anagni. Fortgang der flandrischen Händel. König Philipp in Flandern. Unruhe in Brügge. Pieter de Koning. Unruhe in Gent. Jan Breydel. Aufstand in Brügge. St. Urban's Tag in Brügge. Die Sporenschlacht von Courtray. Friede mit Flandern. Papst Clemens V. Päpste in Avignon. Proceß gegen Bonifacius VIII. Münzunwesen des Mittelalters. Philipp's Münzverschlechterungen. Der Sturz des Tempelordens.

An dem deutschen Reiche konnte das Papstthum zuerst die Abnahme jener früheren Begeisterung wahrnehmen, die einst den Kaiser Heinrich III. zur kräftigen Unterstützung der Hierarchie bewogen hatte; es konnte wahrnehmen, daß ein dringendes Bedürfniß zuerst sich selbst zu helfen vorhanden sey, und aus dieser Berücksichtigung des eigenen Interesses vor dem fremden ließ sich ganz leicht der Schluß ziehen, daß jenes frühere Glaubensfeuer erloschen sey. Wenn aber die wahrhafte Frömmigkeit nicht abnahm, wenn durch Aufführung herrlicher Gebäude, durch fortwährende Unterstützung und Förderung der Kirchen und Klöster, durch Bekämpfung der Irrlehren sogar wo sie vorkamen, sich ein ungeheuchelt frommer Sinn, der das Wohl der Menschheit wahrhaft im Auge hatte, deutlich aussprach, konnte der Wahn, man sey noch wie ehemals jedes Opfer zu bringen bereit, leicht entstehen, und die Inhaber der päpstlichen Gewalt mochten sich am leichtesten über die Stimmung der Welt täuschen. Die Erschlaffung der für die Kreuzzüge angeregten Thätigkeit hätte sie am ersten hierüber belehren können, aber wie hätten sie an ihrer eigenen seitdem so kunstreich ausgebildeten Majestät einen Zweifel fassen können! Früher bestanden diese Schaaren von Bettelmönchen noch nicht, dieses allzeit und überall schlagfertige Heer St. Peter's, früher hatte man die Schrecknisse des Interdikts noch nicht gekannt, früher wußte man nichts von der Inquisition und Ketzerverfolgung, früher nichts von dem scharfsinnig entwickelten Lehrgebäude und den jetzt durch

Sammlungen zu allgemeinem Ansehen erhobenen päpstlichen Verordnungen; — wie hätte ausgerüstet mit diesen Waffen der Geschichte und der Klugheit der Statthalter Christi den Gedanken können aufkommen lassen, daß ein gewaltiger Umschwung seiner Macht nahe bevorstehe! Aber gleichzeitig mit dieser kirchlichen Hierarchie hatte sich auch ein für das Leben und seine Ansprüche aufmerksamer Sinn entwickelt, die Könige hatten die Nothwendigkeit erkannt, zuerst in ihrem Land unumschränkte Herren zu werden, und diese mit dem Bestreben der Fürsten und der Städte sich dagegen zu sträuben gleichen Schritt haltende Bemühung lähmte ihren Eifer, nicht für die wahre, unsichtbare Kirche, wohl aber für die auf den Satzungen der Gregore und Innocenze aufgebaute. Sie unterstützten sie hinfort nur, wo auch ihr eigenes Interesse mit dem der Hierarchie verbunden war. Außerdem trug zur Minderung des päpstlichen Ansehens das üppige Leben der Geistlichkeit, so wie die durch Inquisition und Ketzergerichte nur gehinderte, keineswegs ganz unterdrückte, hie und da im Schooße der Kirche selbst zum Vorschein kommende Ketzerei sehr viel bei, und der im Umgang mit den Arabern in etwas angeregte, dann aber hauptsächlich in den italienischen Städten zum Vorschein kommende wissenschaftliche Geist ging darauf aus, diese kirchliche Autorität gänzlich zu untergraben. Es dauerte indessen noch lange, bis man über das Verhältniß und die Bedeutung des päpstlichen Stuhles ein bestimmtes Urtheil auszusprechen wagte, und es bedurfte mehrerer vorbereitender Schritte, um das seit Jahrhunderten aufgeführte Gebäude der Hierarchie in seinen Grundfesten zu erschüttern. Hiezu bahnten die Schritte der Päpste selbst den Weg.

Bonifacius VIII., ein Mann voll Ehrgeiz und Ueberzeugung von der Hoheit der Kirche, wie sie seine Vorfahren emporgebracht hatten, in seinen Maaßregeln stets seinen Zweck treu verfolgend, und List wie Gewalt auf gleiche Weise gebrauchend, gab durch das in der Bulle Clericis Laicos (1296 Juli 17.) den Kirchenvorstehern ertheilte Verbot, den Fürsten weder als Darleben noch als Geschenk noch sonst wie, ohne vorhergegangene Erlaubniß des päpstlichen Stuhles, Geld vorzuschießen, mit beigefügter Androhung des Bannes, sowohl für die welche es hergeben, als auch für die welche es annehmen würden, die erste Veranlassung. Während der Kreuzzüge insbesondere war es üblich geworden, daß auch die Geistlichkeit die frommen Bestrebungen der Fürsten durch eine Beisteuer unterstützte, namentlich war der sogenannte Saladinszehnte zu diesem Behufe erho-

ben worden, und so wie es einerseits der Geistlichkeit bei nie versiegenden Schätzen und einem im Ganzen genommen besseren Haushalt als bei den Laien gefunden wurde leichter war zu geben, so war sie auch, um die gute Gesinnung der Fürsten sich zu erhalten, nicht ungefällig gewesen, und zumal der Papst selbst nichts einbüßte, am Ende doch wieder das Meiste der Geistlichkeit zufloß, so hatte das Oberhaupt der Christenheit seinen Untergebenen häufig solche Abgaben zum Besten der Fürsten geboten. Ein jeder Krieg, ein jedes Unternehmen, ließ sich als eine zur Ehre Gottes und der Kirche begonnene Sache ansehen, und wenn auch die Züge nach dem gelobten Lande selbst eingestellt waren, so konnte man doch, abgesehen davon, daß der Plan sie wieder aufzunehmen keineswegs aufgegeben war, in jedem Gegner, wenn man nur wollte, einen Feind der Kirche erblicken. Nun war aber Philipp der Schöne von Frankreich (1286—1314) in einen Krieg mit Flandern und England verwickelt worden, in welchem dieses Verbot ihn geradezu in seinen Unternehmungen hemmte. Er hatte gleich bei seinem Regierungsantritt von dem Grafen Guido von Flandern die Erneuerung des von König Ludwig VIII. (1225) mit dem in seine Gefangenschaft gerathenen Grafen Ferrand abgeschlossenen Vertrags verlangt, den außer dem Grafen auch der Adel und die Städte beschwören sollten. Mit vieler Mühe, hauptsächlich durch die Furcht vor dem Krieg, brachte der Graf die Stände zum Nachgeben. Um sich auch ferner in die innern Angelegenheiten Flanderns mischen zu können, bewog Philipp die sogenannten Neununddreißig, den Rath der Stadt Gent, das Parlament der Stadt Paris als ihren Obergerichtshof anzuerkennen, um so in ihren Streitigkeiten mit dem Grafen sich auf dasselbe, das dann ihnen zu helfen käme, berufen zu können. Da nahm Guido den Antrag König Eduard's von England, seine Tochter Philippa seinem Sohne, dem Prinzen von Wales, zum Weibe zu geben, (1294) ganz begierig an, da er reich an Kindern über diese Versorgung erfreut war, und von Eduard im möglichen Falle eines Krieges mit Frankreich Beistand erwarten durfte. Durch einen zwischen einem Engländer und einem Normann entstandenen Streit war zwischen beiden Nationen ein Krieg ohne Zuthun der Könige selbst hervorgerufen worden, in welchem die französisch-normännische Flotte (1293 April 14.) von den Engländern beim Hafen von St. Mahé in der Bretagne eine große Niederlage erlitten hatte. Philipp hierüber höchst entrüstet, verlangte von Eduard als dem Herzog von Guyenne Genugthuung, und Eduard, damals nicht

geneigt, den von seinen Unterthanen aufgenommenen Streit fortzuführen, ließ sich in festem Vertrauen auf Philipp's Ehre den Vorschlag gefallen, (1294 Jan. 1.) dem französischen König als Oberlehnsherrn die Besitznahme der Gascogne zu verstatten, welche dieser ihm nach Verlauf von vierzig Tagen wieder zurückzustellen in einem geheimen Vertrage sich verpflichtet hatte. Allein dieser wurde von Philipp nicht gehalten, als ihn Eduard an sein Wort mahnte, geradezu verweigert, und da Philipp den König von England wegen fortdauernder Gewaltthaten von Seiten der Gascogner gegen die Franzosen wieder vor das Gericht der Pairs lud, ließ dieser (1294 Juli) ihm das Lehensverhältniß aufsagen. Allein der Krieg kam, durch widriges Wetter und einen Aufstand der Waliser gehindert, doch nicht zum Ausbruch, und als endlich (1295 Sommer) Eduard sich zum Abgang nach Frankreich anschickte, sah er sich durch die Maaßregeln der Schottländer abermals daran gehindert, die mit Philipp ein Schutz- und Trutzbündniß errichtet hatten. Eduard mehr darauf bedacht diesen gefährlichen Nachbar, den er erst kaum zu Anerkennung der englischen Oberhoheit genöthigt hatte, in seiner Pflicht zu erhalten, suchte auf gleiche Weise, wie Philipp ihm einen feindlichen Nachbarn zu verschaffen suchte, so den Grafen Guido durch die angetragene Verbindung auf seine Seite zu ziehen. Eben so gewann er auch die flandrischen Städte durch große Handelsprivilegien, und zog den römischen König Adolf ebenfalls auf seine Seite. Schon damals trat Bonifacius VIII. als Vermittler auf, und es kam auch wirklich durch ihn (1295 Aug. 14.) ein Waffenstillstand zu Stande. Vor allen Dingen aber wollte Philipp die Verbindung zwischen England und Flandern lösen, die insbesondere auch der Königin Johanna und dem Grafen Robert von Artois sehr unlieb war, und so bewog er den Grafen Guido zu einer Zusammenkunft in Corbeil, in welche dieser arglos und sich keiner bösen Absicht bewußt einging, und mit seiner Frau und einem glänzenden Gefolge erschien. Hier fuhr ihn der König drohend an, daß er mit seinem Feind ein heimliches Bündniß eingegangen habe, er sey ein Hochverräther, und habe seine Grafschaft verwirkt. Vergebens entschuldigte sich Guido, es sey ihm nie eingefallen, von seiner Lehenspflicht abzuweichen, und er gedenke seiner Tochter nur eine vortheilhafte Heirath zu bereiten, keineswegs aber ihm zu schaden, und er habe sich hierin nur seines Rechtes bedient; er sey erbötig, Geißeln zu stellen. Er selbst mit allen den Seinigen wurde gefangen und nach Paris in den Louvre abgeführt.

Nun wurde zwar Eduard's Bruder Edmund mit einem Heere in die Gascogne geschickt, aber daselbst nichts ausgerichtet, auch das Urtheil der Pairs, welche ihn für unschuldig erklärten, reichte nicht zu seiner Freilassung hin; nachdrücklicher war die Vermittlung des Papstes und die Bürgschaft des Grafen Amadeus von Savoyen, so daß Guido aus dem Gefängniß entlassen wurde, dagegen aber seine mit dem Prinzen von Wales verlobte Tochter Philippa als Geißel am französischen Hofe zurückließ, und den Frieden vom Jahre 1225 unerschütterlich zu halten versprach, außerdem er dem päpstlichen Bannfluch wolle verfallen seyn. Philippa wurde nach Paris gebracht, wo sie bis an ihren Tod blieb, und nun wurde Guido und seine Gemahlin Isabella entlassen. Zurückgekehrt nach Flandern suchte nun Graf Guido auch seine Tochter aus ihrer Haft zu entziehen und sich Rache zu verschaffen. Vor allen Dingen bat er den Papst um seine Vermittlung, und so erließ denn Bonifacius die zwar ganz im Allgemeinen gehaltene Bulle, die aber doch einzig gegen Philipp gemeint war, weil gerade er sich in der Nothwendigkeit sah, zu einer von der Geistlichkeit genommenen Beisteuer seine Zuflucht zu nehmen. Um nun den auf ihn heimlich geführten Streich durch einen andern zu vergelten, so erließ er ebenfalls ein Verbot, ohne Rom zu nennen, daß keiner seiner Unterthanen, wes Standes und Würden sie auch wären, gemünztes oder ungemünztes Silber, Edelsteine, Kostbarkeiten, oder endlich Wechselbriefe, an fremde Orte schicken sollte. War nun auch Frankreich damals im Kriegszustand mit England, Flandern, und dem Reiche, so konnte man doch wohl abnehmen, daß die Verordnung nur gegen Rom gerichtet sey, und Bonifacius erließ deßhalb (1296 Sept. 21.) ein Schreiben an den König (bulla ineffabilis), worin er zwar seine frühere Verordnung milderte, und sich keineswegs der Beisteuer widersetzte, nur daß sie mit päpstlicher Erlaubniß geschehen müsse, übrigens aber durch die Erklärung, daß durchaus kein weltlicher Fürst Gewalt über die Geistlichkeit habe, durch den Vorwurf, daß Philipp seine Unterthanen mit vielen Abgaben beschwere, durch die Behauptung, daß die Streitigkeiten mit den Königen Eduard und Adolf vor dem römischen Stuhle ausgemacht werden müßten, und endlich durch die beigefügten Drohungen des Banns und Interdikts, die Erbitterung Philpp's, der nie nachzugeben geneigt war, noch mehr steigerte. So entstand neben den politischen Händeln Philipp's mit England, Flandern, und Deutschland, noch ein religiöser **mit dem Papst**. Wohl einsehend, daß es in einem Streit sol-

cher Art um die öffentliche Meinung eine wichtige Sache sey, erließ er ein Manifest, um die Gerechtigkeit seines Kriegs, seine königliche Pflicht, das Reich zu schirmen, die Pflicht der Unterthanen, hierzu jeder nach Kräften, die einen mit ihrem Vermögen, die andern mit ihrer Person, beizutragen, endlich die Ungerechtigkeit des päpstlichen Gebots, dem Kaiser das zu verweigern was des Kaisers sey, auseinanderzusetzen. Auch stützte sich Philipp auf den Grund, daß die Könige von Frankreich zur Vertheidigung ihres Reichs, schon vor dem Christenthum, schon ehe die Geistlichkeit zu einem Stande erwachsen sey, verpflichtet gewesen wären. In der That war auch die öffentliche Stimme, selbst die eines großen Theils der Geistlichkeit, so sehr auf seiner Seite, daß der Erzbischof Peter von Rheims nebst vielen andern Geistlichen den Papst in einem Schreiben auf die der Kirche aus solchen Mißhelligkeiten erwachsende Gefahr aufmerksam machte, und ihm rieth nachzugeben. Wollte nun auch Bonifacius wirklich durch eine gemäßigtere Bulle (1297 Febr. 7.) den König begütigen, so gab er doch zugleich seinen Legaten Befehl, auf den Fall daß der König auf dem Verbot der Geldausfuhr bestehen sollte, mit dem Banne einzuschreiten. Indessen nahm er durch eine dritte Bulle (1297 Juli 31.) die in der Bulle Clericis Laicos ausgesprochene Beschränkung zurück, erlaubte dem König und seinen Nachfolgern, im Nothfalle selbst ohne eingeholte päpstliche Genehmigung, eine Beisteuer von der Geistlichkeit zu nehmen, und erklärte, daß er den Rechten des französischen Reichs durchaus nicht habe zu nahe treten wollen. Hiedurch und durch die (1297 Aug. 11.) vorgenommene Heiligsprechung Ludwig's IX., ferner durch die für Philipp's Bruder, Karl von Valois, im Hintergrunde gezeigte Kaiserkrone, war Philipp so weit begütigt, daß er Waffenstillstand mit seinen Feinden abschloß, und des Papstes Vermittlung, jedoch nur als des Privatmanns Benedikt Cajetan, annahm. Der Graf von Flandern stand, von seinen Helfern verlassen, allein.

Graf Guido hatte sich nämlich (1296 Dec. 25.) im Vertrauen auf den Beistand von England, Deutschland, und fast allen seinen Nachbarn, den Grafen Johann von Avesnes ausgenommen, zum Kriege entschieden, hatte dem Könige das Lehen aufgesagt, war dann von dem Gericht der Pairs als Verräther der Felonie schuldig und seines Lehens für verlustig erklärt worden. Die Bischöfe verhängten den Bann über ganz Flandern, den jedoch Bonifacius dem Bischof von Tournay aufzuheben befahl (1297 Dec.), und Philipp drang

mit einem Heere von 60,000 Mann, in Flandern ein, während Karl von Valois und Robert von Artois mit ihren siegreichen Truppen aus der Gascogne herbeieilten. Der Widerstand des Grafen war kaum vermögend die Fluth, welche sich über sein Land daher wälzte, aufzuhalten. Am 24. Juni 1297 wurde vom König selbst Lille angegriffen, welches Guido's ältester Sohn, Robert von Bethüne, vertheidigte, und sich hier mit großer Tapferkeit bis in den Herbst hielt. Die aus Jülich dem Grafen zugezogenen Deutschen leisteten ebenfalls gute Dienste, und es würde die Bezwingung Flanderns immer noch eine schwere Arbeit gewesen seyn, hätte nicht Verrath und böser Wille im flandrischen Heere selbst dem Feinde Vorschub geleistet. So wie die Bevölkerung Flanderns sich überhaupt in eine germanische und französische theilte, von denen die letztere durch nationale Interessen den Deutschen abhold und den Franzosen zugethan war, so war auch ganz Flandern theils für das französische Interesse theils gegen dasselbe gestimmt. Die Anhänger Philipp's, die er auf verschiedene Weise sich gewonnen hatte, die Lilianen oder Liliaten, deren Häupter in Westflandern der Bischof Jakob von Terouennes, der Abt Thomas von Dunes, die Schultheißen von Veurne und Bergues, waren besonders geneigt zum Verrath, und als Robert von Artois gegen Veurne vorrückte, kam es (13. Aug.) an der Brücke daselbst zur Schlacht, in welcher anfangs Robert's Sohn Philipp von dem Heere des Grafen gefangen genommen wurde, im heftigsten Kampfe aber Balduin Reyfin, Schultheiß von Veurne, mit den Seinen verabredtermaßen zu den Feinden überging, und dadurch den Ausschlag gab. Der gefangene Philipp wurde wieder befreit, Wilhelm von Jülich, Guido's Neffe, gefangen, und die ganze Schlachtreihe der Flandrer ergoß sich, als sie den Verrath der Ihrigen erblickten, in ungeordnete, eilige Flucht. Doch war eben deßhalb der Verlust weniger bedeutend, und in Ypern sammelten sich die zersprengten Schaaren der Deutschen wieder. Nun kam zwar (Ende Aug.) König Eduard, eben damals Sieger über den schottischen König Johann Baliol, herüber, mit geringer Macht, weil er wohl von Adolf kräftigere Theilnahme erwartete, und fand außerdem daß die bisherigen Erfolge fruchtlos gewesen waren auch große Unzufriedenheit über diesen Krieg überhaupt, den die Städte Brügge, Gent u. a. für einen Privatkrieg des Grafen, den er ohne sie um ihre Beistimmung gefragt zu haben unternommen hätte, erklärten, oder dem Einfluß des englischen Geldes auf die Rathgeber des Grafen zuschrieben. Da mußte mit Anfang September

Robert von Bethüne nach tapferer eilfwöchentlicher Vertheidigung die feste Stadt Lille übergeben, doch erhielt er mit seinen Leuten freien Abzug, und den Einwohnern war persönliche Sicherheit und Schutz ihres Eigenthums versprochen. Auch hier hatte die lilianische Partei der Herren von Hondscoten, Ghistelle, und St. Venant, die Unzufriedenheit der Einwohner über die Beschwerlichkeit der Belagerung dahin gesteigert, daß Robert die Stadt ergeben mußte. Dem Beispiel von Lille folgten Douay, Courtray, und selbst noch ehe es angegriffen ward Brügge. Ein Versuch die bei Damme liegenden englischen Schiffe zu verbrennen mißlang durch ihre schleunige Entfernung; eben so erlangten zwar die Flandrer unter Robert von Nevers, Eduard von Wales, und Albrecht Herzog von Oesterreich, bei Brügge einen Vortheil über die Franzosen, die Stadt selbst aber ihnen wieder abzunehmen, wurde durch den Streit über die Beute, der zwischen Flandrern und Engländern ausbrach, vereitelt. Sehnlichst erwartete Guido und Eduard das Annahen Adolf's, der sich schon bis Cöln begeben hatte und durch seine Erscheinung eine bedeutende Veränderung der Dinge veranlaßt hätte. Auch Philipp fürchtete dies, und schickte daher auf den Rath des Grafen Johann von Hennegau den Herrn von Chatillon an ihn, um ihn für eine bedeutende Geldsumme zum Umwenden oder zur Unthätigkeit zu bewegen. Auch den Herzog Albrecht bewog er durch eine gleich große Summe, sich gegen ihn zu erklären. Unter diesen Umständen beschlossen Guido und Eduard sich eines entscheidenden Treffens zu enthalten, und schlossen in Mitte Oktober einen Stillstand bis 1. Dec., der dann auf Vermittlung des Königs Karl von Neapel bis 1299 verlängert wurde, Lille, Brügge, Douay, Courtray, und andere eroberte Orte den Franzosen bis auf den weiteren Ausspruch überließ, den der Papst Bonifacius thun sollte. König Eduard verpflichtete sich zwar eidlich, nie mit Philipp Frieden machen zu wollen, wenn nicht Guido im Besitz seiner ganzen Grafschaft sich wieder befände, doch soll ihn Bonifacius von diesem Eide losgesprochen haben, und er mag auch durch den im nächsten Winter vorgefallenen Aufruhr in Gent des flandrischen Wesens müde geworden seyn. Er hatte mit seinem 20,000 zu Fuß und 4000 zu Roß starken Heere zu Gent überwintert, und diese Leute, der Sage nach unzufrieden daß sie ohne Beute abziehen mußten, wollten die Stadt Gent an vier Ecken in Brand stecken und sich so schadlos halten. Dieses verruchte Vorhaben (1298 Anf. Febr.) wurde, als schon hie und da die Flammen ausbrachen,

entdeckt, und von den Gentern nun blutige Rache genommen. Siebenhundert Fußgänger und dreißig Reiter wurden von ihnen niedergehauen, und Eduard selbst mit seinem Sohne und dem ganzen Heere wäre der gerechten Rache des erzürnten Volkes nicht entgangen, hätte nicht Guido sich, in der Hoffnung durch ihn zum Frieden mit Frankreich zu kommen, seiner angenommen. Da kehrte Eduard nach England zurück, schloß durch päpstliche Vermittlung (1298 Juni 27.) mit Frankreich Frieden, heirathete Margaretha Philipp's Schwester, und verlobte seinen Sohn Eduard mit desselben Tochter Isabella. Adolf, dessen Unzuverlässigkeit bereits von Guido erkannt worden war, gerieth in die Kämpfe mit seinem Gegner Albrecht von Oesterreich hinein, und so sah Guido seine einzige Hoffnung auf die Festigkeit und Rechtlichkeit des Papstes beschränkt.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Bonifacius alles Ernstes den Plan hegte, nach dem Tode Adolf's von Nassau nicht den Herzog Albrecht, sondern Philipp's Bruder Karl mit der römischen Kaiserwürde zu beglücken, und dadurch mit dem französischen Hause einen dauernden Frieden zu schließen. Allein es scheint nicht, daß sich Philipp von dieser ihm vielleicht auch nur als täuschende Lockspeise hingehaltenen Hoffnung habe umstimmen und zu nachgiebigeren Gesinnungen gegen den Papst bewegen lassen. Als im Sommer die Entscheidung desselben in dem flandrischen Streit, die dahin lautete, Philipp sollte dem Grafen Guido und dem König Eduard was er ihnen in Flandern und Guyenne abgenommen hätte zurückgeben, und sich zu einem Kreuzzug bereit halten, von dem Bischof von Durham nach Paris gebracht wurde, riß Robert von Artois sie ihm aus der Hand und warf sie ins Feuer, Philipp aber erklärte, von allen diesen Bedingungen nichts halten zu wollen. Da kam noch ein neuer Stoff der Zwietracht dazu. An der Spitze der in Rom und in der Umgegend sehr mächtigen Familie Colonna standen zwei Cardinäle, Jakob und Peter, welche sich der Wahl des Bonifacius widersetzt hatten, und ihn wegen seines Vorfahren Cölestin gezwungener Abdankung und gewaltsamer Haft nicht als rechtmäßigen Papst anerkennen wollten. Bonifacius entsetzte sie daher ihrer Cardinalswürde, erklärte sie derselben wie auch aller andern Würden und Beneficien in alle Ewigkeit für unwürdig, belegte sie und ihre Anhänger mit dem Banne, und ließ endlich sogar einen Kreuzzug gegen sie predigen. Aufs Aeußerste gebracht, demüthigten sie sich vor ihm in Person, in der Hoffnung Wiederherstellung in Ehren und Würden zu erlangen, allein er hielt

seine Zusage nicht, ließ vielmehr ihre Stadt Palestrina schleifen, so daß sie also gleich wieder zu den Waffen griffen, aber unfähig lange zu widerstehen theils nach Sicilien, zu dem aragonessischen König Friedrich, theils nach Frankreich zu Philipp flohen, und hier gastfreundlich aufgenommen wurden. Außer dieser den stolzen und trotzigen Papst besonders reizenden Kränkung erhub sich ein neuer Streit über den Bischof von Pamiers, Bernard de Saisset, der erst durch Bonifacius creirt worden war und über das weltliche Regiment der Stadt mit dem König in Streit gerieth. Bonifacius zog daher die Widerrufung der Bulle Clericis Laicos durch eine neue Bulle (Salvator mundi) zurück, beschränkte die Steuern der Geistlichen wieder auf die ausdrückliche Genehmigung des Papstes, und bedrohte (1300) den König sogar mit dem Banne. Daß sich Philipp, ohne auf seine Verwerfung Albrecht's zu achten, mit diesem (1299 Sept. 5.) verbündet hatte, mochte ihn auch beleidigen. Da nun Philipp sein Verbot der Geldausführung erneuerte, gab es einen Briefwechsel der noch größere Erbitterung herbeiführte, und zu größtem Unglück sandte der Papst eben jenen dem Könige ohnedies verhaßten Bischof von Pamiers als Legaten an Philipp, theils um ihn zu einem Kreuzzuge aufzufordern, theils um die Freilassung der (1300 Sommer) in freiwillige Gefangenschaft Philipp's gegangenen Grafen von Flandern zu verlangen. Die Festigkeit des Bischofs, der in seinen Worten vielleicht zu weit ging und mit Interdikt und Bann drohte, erbitterte den König so, daß er ihn augenblicklich von sich jagte, und gebot in Folge der gegen ihn vorhandenen Klagen den Proceß zu machen, was ein Leichtes war, so daß er sogleich verhaftet wurde. Da erließ Bonifacius (1301 Dec. 5.) die Bulle Ausculta fili carissime nebst einem kürzeren Schreiben, in welcher er alle tyrannischen und gewaltthätigen Handlungen des Königs zur Sprache brachte, behauptete, Gott habe ihn gesetzt über Könige und Königreiche, und erklärte, er wolle um den Hof desselben zu reformiren eine Synode zu Rom halten, wo Philipp selbst oder durch Abgeordnete erscheinen solle. In dem kürzeren Schreiben hatte er ihm aber erklärt, daß er in geistlichen und weltlichen Dingen ihm unterworfen sey, daß die Verleihung von Beneficien und Pfründen ihm keineswegs zustehe, sondern er, wenn er ja eine erledigte Pfründe in seiner Obhut habe, ihre Einkünfte den Nachfolgern derselben aufbewahren müsse, jede von ihm ausgehende Verleihung ungültig, und jeder Andersdenkende als ein Ketzer zu betrach-

ten sey. Auf dieses Schreiben antwortete Philipp mit jenem merkwürdigen Brief, worin er ihm erstlich wenig oder gar keinen Gruß vermeldet, und hierauf des Papstes Allerhöchster Narrheit anzeigt, daß er in weltlichen Dingen gar Niemand unterworfen sey, daß die Vergebung der erledigten Kirchen und Pfründen nach königlichem Rechte ihm gebühre, so wie auch die Einkünfte derselben, und daß alle Andersdenkende für Thoren und Wahnwitzige zu achten wären. Den päpstlichen Legaten aber, Jakob des Normans, Archidiakonus von Narbonne, welcher bei der Uebereichung dieser Schreiben dem König auch noch ankündigte, er solle bei Strafe des Interdikts und des Banns anerkennen, daß sowohl er als auch andere Fürsten die weltliche Oberherrschaft über sein Reich vom Papste habe, ließ er nachdem er die Bulle selbst (1302 Febr. 11.) mit der Erklärung, die Krone von Frankreich sey unmittelbar von Gott, vor seinem ganzen Hofe verbrannt hatte, sofort vom Hofe und aus dem Lande jagen, und diesen Akt in ganz Paris durch Trompetenschall öffentlich bekannt machen. Auch erklärte er mit einem feierlichen Schwur, daß er seine eigenen Söhne enterben würde, wenn sie jemals eine höhere Macht als Gott über sich erkennen, oder einräumen sollten, daß sie ihr Reich von einem lebenden Menschen erhalten hätten. Dann aber berief er auf Mitfasten (1302 April 1.) ein großes Parlament, zu dem er als der erste König auch Mitglieder des Bürgerstandes berief, um so der Zustimmung der ganzen Nation gewiß zu seyn, und hatte die Zufriedenheit, daß seine Frage, ob das Reich ihn oder den Papst zum Herrn habe, von Allen nach seinem Wunsche beantwortet wurde. Die versammelten Stände berichteten in einem sehr ausdrucksvollen Schreiben den ganzen Hergang der Sache an das Collegium der Cardinäle, beschwerten sich über die Aeußerung des Papstes, daß das Reich ihm auch im Weltlichen unterworfen wäre, erklärten, daß Niemand von ihnen eine Aenderung verlange, daß eine solche aber auch nicht dem Papste, sondern nur dem Könige zustehe, und daß man das Collegium der Cardinäle bitte, solchen nachtheiligen und den Frieden störenden Aeußerungen zu steuern. Diese sowohl von dem Adel als auch der Geistlichkeit und dem dritten Stande ausgefertigten Schreiben versetzten den Papst allerdings in einige Bestürzung, da aber zugleich der Herzog von Burgund als Vermittler auftrat, glaubte Bonifacius hierin Furcht zu sehen, und beharrte auf seinem Verlangen, daß sich der König demüthigen sollte. Allein dieser war hievon so weit entfernt, daß er sich vielmehr von der weiteren Ver-

mittlung des Papstes mit England mit Eduard's Beistimmung selbst lossagte. Bonifacius hatte es unterdessen für zweckmäßig gehalten, den deutschen König Albrecht, der in seinem Verfahren gegen die widerspenstigen Fürsten große Energie entwickelt hatte, und über dessen angebliche Verwandtschaft mit den Hohenstaufen er eines Bessern mochte worden berichtet seyn, nicht nur anzuerkennen, sondern auch ihn für den Fall der Noth zu seinem Bundesgenossen oder vielmehr zum Vollzieher seiner Befehle zu machen. Denn nachdem er in der berühmten Bulle Unam sanctam et individuam ecclesiam (1302 Nov. 18.), welche er auf einer ziemlich ansehnlichen Kirchenversammlung zu Rom erlassen hatte, seine ganze Ueberzeugung von den Rechten der Kirche ausgesprochen, daß alle Menschen dem Papste unterthan und wer dies nicht glaube verdammt sey, entgegnete Philipp diese offenbar gegen ihn gerichtete Behauptung mit Erneuerung des Verbots, daß Niemand ohne besondere königliche Erlaubniß aus dem Lande reisen oder Geld senden solle, und ließ (1303 Ostern) in einer zahlreichen Versammlung geistlicher und weltlicher Großen den Papst anklagen, er sey eigentlich nicht Papst, habe sich durch Arglist und Betrug des päpstlichen Stuhles bemächtigt, beraube die Kirchen, sey ein Irrgläubiger, ein Verfälscher der Religion, ein Feind Gottes und der Kirche, der König sey daher verpflichtet ihn zur Strafe zu ziehen. Um diese Zeit (28. und 30. April) bestätigte Bonifacius den römischen König Albrecht, erklärte ihn für den rechtmäßigen Oberherrn des französischen Uebermuthes, und legte nun dem König sehr harte Bedingungen vor, nämlich gänzliche Zurücknahme aller von ihm erlassenen Verbote und Beschränkungen der päpstlichen Rechte, und da Philipp seinen Forderungen verneinend, jedoch mit großer Mäßigung, antwortete, so übertrug Bonifacius die Rechte des französischen Reichs an König Albrecht, der aber klug genug war, hievon gar keine Notiz zu nehmen, und sprach (1303 April 13.) den Bannfluch aus. Darauf ließ der König auf einer zweiten Reichsversammlung (1303 Juni) die früheren Klagen gegen den Papst durch Wilhelm dü Plessis wieder vorbringen und appellirte an eine künftige allgemeine Kirchenversammlung und einen rechtmäßig zu erwählenden Papst. Nicht blos die Versammlung, bei welcher die Adeligen vorherrschten, sondern auch fast alle weltlichen und geistlichen Communitäten des Reichs traten diesem Beschlusse bei, und es war vergebens, daß Bonifacius durch Strafen die geistlichen Anhänger des Königs von seiner Seite zu ziehen suchte, daß er den Universitäten

ihr Promotionsrecht, den geistlichen Corporationen ihr Wahlrecht entzog. Es war nun einmal, gleichviel aus welchen Gründen, mit klaren Worten auf die einzige Art hingedeutet worden, durch welche man damals diese Fragen lösen zu können wähnte, nämlich auf die Berufung eines Concils, und so sehr hatte der unmerklich wirkende Geist der Zeit, den man nur in seinen Wirkungen erkennen, nie in seiner Thätigkeit beobachten kann, das Ansehen des Papstthums untergraben, daß die Schritte Philipp's gegen Bonifacius von der nachdrücklichsten Wirkung begleitet waren, während Heinrich IV. vor Gregor VII. als ein demüthig um Gnade Flehender sich beugen mußte. Philipp beschloß sogar noch weiter zu gehen und mit dem Papste nicht anders als wie mit einem persönlichen Gegner zu verfahren. Wilhelm von Nogaret, früher Professor der Rechte zu Montpellier, damals Philipp's Siegelbewahrer und später sein Vicekanzler, der die Klagpunkte gegen den Papst aufgesetzt hatte, und Sciarra Colonna, ein Vetter der vertriebenen Cardinäle, wurden nach Italien abgeschickt, um die dortigen Parteiungen der Guelfen und Gibellinen, der päpstlichen und kaiserlichen Partei, zu ihrem Zwecke zu benützen. Sie verhielten sich einige Zeit in dem florentinischen Städtchen Staggia unter dem Vorwande, sie seyen gekommen mit dem Papste zu unterhandeln, warben unter der Hand von den vielen in Italien müßig umherziehenden Kriegsleuten eine Bande von einigen hundert Mann zu Roß und zu Fuß an, und brachen dann als es Zeit zu seyn schien zu ihrem Vorhaben auf. In Einverständniß mit mehreren Baronen der Campagna, mit dem Herrn von Anagni, und, wie man auch sagte, mit einigen Cardinälen, erschien Sciarra Colonna und Wilhelm Nogaret (1303 Sept. 7.) vor der Stadt Anagni, wo sich Bonifacius ohne von der ihm drohenden Gefahr etwas zu ahnen aufhielt. Mit fliegenden französischen Bannern und dem lauten Geschrei: es sterbe der Papst Bonifacius, und hoch lebe der König von Frankreich! waren sie durch die unbewachten Thore gedrungen, und eilten unaufgehalten, von vielem aus Neugierde oder andern schlechten Ursachen ihnen folgenden Volke verstärkt zu dem päpstlichen Palast, wo von dem plötzlichen Ueberfall bestürzt das Gefolge des Papstes entfloh und der alte, sechsundachtzigjährige, Bonifacius sich der Gewalt seiner bittersten Feinde bloßgestellt sah. Aber mit hohem Muthe sprach er: Weil ich denn durch Verrath gleichwie Jesus Christus soll gefangen werden und ich sterben muß, so will ich wenigstens als Papst sterben, ließ sich Mantel, Krone, Schlüssel, und Kreuz

geben, und erwartete auf seinem päpstlichen Stuhle sitzend gefaßt seine Gegner. Wie nun Colonna und Nogaret hereinkamen, und Nogaret ihm drohte, ihn mit nach Frankreich zu nehmen und dort zu verurtheilen, gab er ihm die feste Antwort: mit Ehren werde er verurtheilt, wenn er es von einem patarenischen Irrgläubigen werde; hiemit Nogaret meinend, dessen Eltern der Albigensischen Lehre zugethan gewesen waren. Und wie er nun fortfuhr, mit unerschüttertem Stolze zu sprechen, schlug ihn Colonna mit dem eisernen Handschuh ins Gesicht, und würde ihn umgebracht haben, hätte nicht Nogaret sich ins Mittel gelegt. Drei Tage blieb nun Bonifacius ein Gefangener der Franzosen, die indessen nach ihrer Weise sich alle Frevel erlaubten, bis am vierten die Bewohner von Anagni, wieder zu sich gekommen von ihrem anfänglichen Schwindel, sich gegen die kleine Schaar übermüthiger Fremdlinge erhoben, sie verjagten, und den alten Papst unter sicherem Geleite nach Rom brachten. Aber das stolze Herz des alten Mannes war durch die empörende Behandlung und den im Gefängniß erlittenen Hunger so gebrochen, daß er zu Rom (1303 Okt. 11.) an einer hitzigen Krankheit starb. Bonifacius in Anagni ist allerdings ein Seitenstück zu Heinrich in Canossa, und zwischen diesen beiden Wendepunkten bewegte sich die päpstliche Gewalt in ihrer höchsten Vollkommenheit; und die Parallele läßt sich auch dadurch fortführen, daß Bonifacius keineswegs ohne Tadel war, daß Stolz, ungemäßigte Herrschsucht, große Habsucht, um Mittel zur Ausführung seiner Plane, zur Belohnung seiner Verwandten, Freunde, und Anhänger, in Händen zu haben, ihm von allen Italienern einstimmig vorgeworfen wird; dennoch aber wird, wenn die Größe des Charakters durch die Unbeugsamkeit des Sinns im äußersten Unglück, durch das Festhalten einer Idee, die so hoch und theuer ist, daß man auch für sie zu sterben nicht scheut, beurtheilt werden soll, Bonifacius selbst von denen, die seine Plane mißbilligen, den Namen eines grossen Mannes erhalten, während Heinrich, trotzig im Glück, verzagt im Unglück, ohne eine ihn aufrechthaltende Idee, sowohl in Canossa als in dem Gefängnisse zu Bingen nur Anspruch auf unser Mitleid hat.

Die flandrischen Händel, welche auf diesen Ausgang des Papstes anfänglich so wesentlichen Einfluß gehabt hatten, nahmen nun, da der Graf sich auf seine eigene Macht beschränkt sah, und Philipp ihm schlechterdings keinen Frieden gewähren wollte, eine für ihn immer traurigere Gestalt an. Im Januar 1299 lief der Waf-

fenstillstand zu Ende und Karl von Valois fiel mit einem Heere, dem Guido nicht gewachsen war, in Flandern ein; noch hielten sich Ypern, Gent, Damme, und andere Städte; aber die Unzufriedenheit der Flamänder mit Guido's Regierung wuchs immer mehr, während Philipp Sorge trug, die stolzen Städte durch Bestätigung und Vermehrung ihrer Rechte zu gewinnen. So fiel Damme (1300 Apr. 27.) in Feindes Hand, so ergab sich auch das mächtige Gent, gegen die Zusage daß alle ihre Rechte unangetastet bleiben und sie selbst einer königlichen Stadt gleichgeachtet werden sollte. Da blieb dem Grafen, von allen Seiten verlassen, nichts übrig, als in einer Zusammenkunft mit Karl von Valois zu Rodenburg (Anfang Mai) sein Schicksal zu hören. Es gebe, erklärte ihm dieser, nichts als Unterwerfung auf Gnade und Ungnade. So begab er sich denn, auf die Versicherung (1300 Mai 8.), daß er, wenn vor Jahresablauf kein Friede zu Stande komme, unversehrt wieder nach Flandern kommen sollte, mit seinen Söhnen nach Paris, von einer großen Menge flandrischen Adels begleitet, unter denen aber keine Liliaten waren. Als sie zu großem Triumph der stolzen Königin demüthig zur Erde blickend eingezogen waren, warfen sie sich dem König zu Füßen, erhielten aber nur die Zusage des Lebens, übrigens, sagte Philipp, sey er durch seines Bruders Worte nicht gebunden, er habe ihm dazu keine Vollmacht ertheilt. Der Graf Guido wurde nach Compiegne, seine Söhne und Begleiter in andere Orte in festen Gewahrsam gebracht. Die andern Söhne des Grafen gingen nach Namur, ihrem mütterlichen Erbe; die Städte sandten Abgeordnete, um sich sämmtlich zu ergeben; Karl von Valois wurde als Statthalter eingesetzt, verließ es jedoch, theils unzufrieden mit seines Bruders auch ihn entehrenden Wortbruch, theils um seine Plane auf den griechischen Kaisertitel zu realisiren, weßhalb er nach Rom zum großen von Bonifacius damals begangenen Jubiläum reiste, hier von diesem sehr freundlich empfangen und in seinen Hoffnungen genährt und bestärkt. König Philipp aber begab sich, von seiner Gemahlin Johanna, und vielen hohen Herren seines Reichs begleitet, (1301 Ende Mai) in das nun wie ein erobertes Land zu betrachtende Flandern. Er ging über Douay, Lille, Courtray, nach Gent, gebot, daß man ihn als den Grafen des Landes, das an ihn gefallen sey, ansehen sollte, es sollte wie eine Erweiterung Frankreichs angesehen werden; Guido Dampierre sollte der letzte Graf heißen. Er unterwarf Flandern seinem Hofgericht als oberster Instanz, ertheilte Gnaden und Freiheiten, empfing die Huldigung des Adels, setzte Amt-

leute ein, kurz, that Alles was sonst den Grafen zugekommen war, während die Fläminger ihrerseits allen Reichthum ihrer Städte aufboten, um ihn würdig und stattlich zu empfangen. Bei seinem Einzug in Gent erhub das übrigens mit den beiden höhern Ständen wetteifernde Volk ein bittendes Geschrei, um Abstellung der neuen drückenden Auflagen, besonders der auf Bier und Meth gelegten, zu verlangen, welchem Wunsch auch der König obgleich es die Vornehmen nicht gerne sahen willfahrte. Auch änderte er die Verfassung von Gent, und beschränkte die Zahl der bisherigen Neununddreißiger auf sechsundzwanzig, die jährlich neugewählt werden sollten. Ebenfalls prächtig wurde er in Brügge empfangen; hier war aber dem Volke von seinen Behörden bei Lebensstrafe verboten worden, ähnliche Bitten zu äußern, und so war der Jubel um ein Ziemliches geringer. Die Königin Johanna aber fand sich beleidigt durch den Prunk der Frauen von Brügge; ich habe geglaubt, sagte sie, ich wäre eine Königin, hier aber sehe ich deren viele hunderte. Darauf ließ Philipp den Oheim seiner Gemahlin, Jakob von Chatillon, nebst dem Grafen Robert von Boulogne als Statthalter in Flandern, besuchte noch Wynendale, die prächtige Residenz der letzten Grafen, und ging dann über Ypern und Lille nach Douay zurück, wo sich Robert von Artois mit Margaretha von Hennegau vermählte. Kaum aber hatte der König Brügge verlassen, so war Unruhe daselbst ausgebrochen. Der Rath gedachte die von ihm beim Empfang des Königs aufgewendeten Kosten aus den neuen Auflagen zu decken, während das Volk die von ihm Zunftweise gemachten Kosten selbst tragen sollte. Auch ärgerte es sie, daß man ihnen verboten hatte, gleich den Gentern um Nachlaß der Steuer zu bitten. Wie nun das Haupt der Weberzunft, Peter König (Pieter de Koning), ein sechzigjähriger, kleiner, unansehnlicher, einäugiger, aber kluger und entschlossener Mann, als einer der lautesten Redner, in das Gefängniß, den Grafenstein, geführt wurde, rottete sich das Volk zusammen, sprengte das Gefängniß und befreite ihn nebst allen andern gerade Verhafteten. Darauf war aus gegenseitiger Scheu eine Zeitlang Ruhe. Um aber den trotzigen Sinn des dritten Standes, der Handwerker, zu brechen, beschlossen die Vornehmen zu Brügge, an deren Spitze der Herr von Ghistelles stand, in Einverständniß mit dem Statthalter Jakob von Chatillon auf ein mit der Glocke gegebenes Zeichen das Volk zu überfallen und blutige Rache an ihm zu nehmen. Das wurde auch wirklich an einem Donnerstag in der Mitte des Julius (1301) unter-

nommen, aber der Ausgang war gerade der entgegengesetzte, als sich die französisch-gesinnte Partei gedacht hatte. Unerschrocken bestand das Volk den unvermutheten Ueberfall, trieb die ganze feindliche Partei in die Burg an der Kirche St. Donatian's, erstürmte diese, tödtete und verwundete mehrere, jagte die übrigen mit dem Herrn von Ghistelles aus der Stadt, Chatillon wagte gar nicht mit seinen Reitern in die Stadt einzudringen. Chatillon berief seinen Bruder, den Grafen Guido von St. Paul, und andere Adelige aus Flandern um mit ihnen sich zu berathen, zog Mannschaft an sich, und suchte sich auf alle Fälle zu sichern. Es kam jedoch noch vorher zu einem gütlichen Ausweg, indem die welche sich an den ersten Unruhen schuldig wußten, freiwillig auf immer ins Exil gingen, die zurückbleibenden aus dem Volke sich dem Urtheil Chatillon's und seines Bruders völlig unterwarfen. Da verließ Pieter de Koning mit seinem ganzen Anhang die Stadt. Weil aber der Statthalter und der Graf von St. Paul sich nicht getrauten harte Maaßregeln gegen das Volk zu ergreifen, so beschlossen sie der Stadt wenigstens ihre Befestigungen zu nehmen, und erklärten, durch ihre Empörung hätten sie alle Rechte nnd Freiheiten verwirkt. Da dieß dem Rath nicht minder unlieb zu hören war als der Gemeine, so sandten sie eine Deputation nach Paris, wohin mit Ende Sommers auch der Graf von St. Paul sich begab. Chatillon, dessen Vorfahren sein Bruder vor dem König wahrscheinlich als zweckmäßig darstellen sollte, baute derweil in Courtray und Lille Zwingburgen, auch in Brügge wurde der Aufbau eines solchen Zwingers begonnen. Die Lasten dazu mußten die Bürger, d. h. das geringere Volk, bezahlen, und zwar mit solcher Härte, daß die Taglöhner den vierten Theil ihres Taglohns geben mußten. Aber auch die Vornehmen mußten es entgelten, daß sie gewagt hatten, in Paris über Bedrückung und Verletzung ihrer Rechte zu klagen, während nur die Reichen mit der neuen Ordnung der Dinge einverstanden waren. Arbeit und Gewerbe fing an zu stocken, und viele Kaufleute wanderten aus. Vorstellungen, welche die Handwerker bei dem Statthalter anbrachten, halfen so wenig, daß er vielmehr eine neue Steuer, die sogenannte Eckstener, auflegte. Unter diesen Umständen war die Sehnsucht nach einer Aenderung der Dinge, wie leicht begreiflich, allgemein. Da bedachten die Söhne des gefangenen Grafen, Johann und Guido von Namur, mit ihrem Neffen Wilhelm von Jülich, Canonikus in Mastricht, wie ihrem Hause und ihrem Vaterland zu helfen wäre. Durch heimliche Unterhandlungen mit ihren Freunden

wußten sie es zuerst dahin zu bringen, daß Pieter de Koning mit seinen Freunden wieder heimkehrte, und sich nun mit solchem Nachdruck an die Spitze des Volks in Brügge stellte, daß sich der Rath und der königliche Statthalter ihm nicht zu widersetzen wagte. Da kamen mit Ende Winters (1302) die Abgeordneten von Paris zurück, voll Entrüstung und Unwillens, daß ihnen ihr gutes Recht versagt worden war. Im Vertrauen auf diese Stimmung wagte Pieter de Koning denen zu wehren, welche die Bollwerke und Mauern der Stadt einrissen, und dem Statthalter zu erklären, ohne gemeine Beistimmung des Volkes von Brügge dürfe das nicht geschehen. Da entwich dieser, der Rath, und alle königlich Gesinnten aus der Stadt, Pieter blieb in ihr wie ihr Herr. Um diese Zeit (1302 März) entstand auch in Gent große Zwietracht, zur Freude und zum Trost der Brüggelingen, weil Chatillon die bei des Königs Einzug von ihm aufgehobenen Trankſteuern wieder einführte, um die bei der Ankunft der königlichen Personen gemachten Unkosten, die sich in Gent auf 27,000 Gulden beliefen, zu decken. Um so empfindlicher war die Gemeine, weil Tod oder Verbannung als Strafe des Ungehorsams ausgesprochen war. Schon am Abend trat das Volk zusammen, berieth sich was zu thun sey, und beschloß den nächsten Tag zu feiern und einen gemeinsamen Entschluß zu fassen. Davon benachrichtigt sammelten sich in aller Frühe der Schultheiß und der Rath an 800, und durchzogen in Haufen zu je 30, 40, 50, die Straßen, um das müßiggehende Volk auseinander zu sprengen oder niederzuhauen. Das gelang auch im Anfang, aber um drei Uhr Nachmittags brach das in aller Stille gerüstete Volk mit seinen Bannern öffentlich hervor, schlug, weil sie nicht zur Sturmglocke kommen konnten, auf Becken und brachte so die ganze Bevölkerung der Stadt unter Waffen. Die überlegene Anzahl des ergrimmten Volkes griff die Königlichen an, drängte sie in das Grafenschloß an der Kirche St. Pharahild, erstürmte dieses gegen neun Uhr, und nachdem zwei Rathsherren und eilf Vornehme getödtet, außerdem gegen hundert schwer verwundet waren, mußten die Uebrigen schwören, an dem Volke sich nicht rächen zu wollen. Der Statthalter war voll Wuth und Rachbegier. Noch aber war zwischen Brügge und Gent kein Einverständniß.

Da geschah es, daß (Anfang Mai) zu Male, wo Gobert von Espinoy, königlicher Schultheiß, Wein schenkte, beim Trunk Händel entstanden, und Johann Breyel, ein Fleischer aus Brugge, einen Diener des Schultheißen, von dem er geschimpft worden war, erschlug.

Wie Gobert mit seinen Leuten ihn fangen und tödten wollte, wehrte er sich so lange, bis aus dem nahen Brügge an 700 ihm zu Hülfe kamen, und den Gobert selbst mit einigen seiner Leute todtschlugen. Da wurde auch Breydel ein Mann des Volkes. Nun glaubte aber Chatillon ernstlichere Maaßregeln nehmen zu müssen, und das Volk in Brügge berief den Enkel des Grafen, Wilhelm von Jülich, der obgleich dem geistlichen Stande angehörig doch von Begierde brannte, die Noth seiner Familie und seines Volks zu rächen. Von Pieter de Koning begleitet kam er nach Brügge, hier wie auch in Damme und Rodenburg von seiner Partei mit großem Jubel empfangen. Das Erste war, daß er das Haus eines seiner Familie feindlichen französisch-gesinnten Adeligen niederbrannte, hierauf auch Male, wo feindliche Mannschaft lag, erstürmte, und alle Franzosen niedermachte. Auf diese Nachrichten schickte auch das Volk von Gent nach Brügge, um sich mit ihnen zu verbinden, aber dieser Versuch wurde wieder vereitelt, weil die dem Grafen abgeneigten Liliaten doch noch zu mächtig waren, und weil der Statthalter, um nicht auch diese Stadt zu verlieren, die Genter absichtlich glimpflicher behandelte. Doch schlossen sich einige von ihnen an Brügge an. Chatillon ließ nun, nachdem er sich mit König Philipp's Kanzler, Peter Flotte, und dem Bischof von Auxerre berathen, nach Courtray ein ansehnliches Heer von südflandrischen Adeligen sich sammeln, um den Aufstand in Brügge zu dämpfen. Da hielt sich Wilhelm von Jülich in Brügge wegen der Menge der Liliaten nicht sicher, und ging in das Land der vier Ambachten (Bochoute, Assenede, Axel, Hulst). Nur Pieter de Koning verlor nicht den Muth, mit 1500 Wohlgerüsteten zu Fuß und 100 Armbrustschützen ging er nach Gent in der Absicht diese Stadt zum offenen Aufstand gegen die Franzosen zu bewegen, aber die Liliaten zogen ihm bewaffnet entgegen, so daß er wieder nach Brügge umkehrte, einen Zug gegen Rodenburg machte, wo die Liliaten die Wappen Wilhelm's von Jülich niedergerissen und die französischen Fahnen aufgesteckt hatten, und seine Gegner züchtigte. Allein nun wollte das Volk in Brügge, als sie ihre Hoffnung auf Gent fehlgeschlagen sahen, ihn nicht einlassen, ja sie hätten ihn wohl selbst getödtet, wäre er nicht entwichen und zu den Grafen Guido und Wilhelm gegangen. Da unterhandelten die Brügger, voll Furcht vor dem in Courtray zusammengezogenen Heere, mit Chatillon und Peter Flotte, versprachen sich zu unterwerfen, wenn man die welche wegen ihrer Theilnahme an der Verschwörung in Furcht wären, vorher aus-

wandern ließe, und so wurde ihnen auch zugesagt, mit Beifügen des Kanzlers Flotte, daß sie als Freunde, ohne Waffen, und nur mit 300 Reitern kommen wollten. Mittwoch am 23. Mai wurde in Brügge öffentlich verkündigt, wem vor einer Untersuchung bange sey, der sollte vor der neunten Stunde des kommenden Tages ausziehen. An fünftausend Männer und darüber gingen fort, theils nach Damme und Ardenburg, theils nach Oostburg, wo sie die Liliaten todtschlugen und verjagten, und den Hafen besetzten. In Damme nahmen sie die von Chatillon dorthin vorausgeschickten Lebensmittel weg und schlugen die todt, welche es wehren wollten. Am Donnerstag aber (24. Mai) gegen Abend rückte Chatillon mit 1700 wohlgerüsteten Rittern und einer großen Menge zu Fuß in Brügge ein, sogar Fässer mit Stricken, um das Volk aufzuhängen, sollen sie mitgebracht haben. In Geberde und Wort gab Chatillon seine böse Absicht schon zu erkennen; alle Thore und Wege der Stadt wurden noch vor der Nacht mit Wachen besetzt. Da ließen die in der Stadt Zurückgebliebenen den Ausgewichenen sagen, wenn ihnen am Wohl ihrer Weiber und Kinder liege, so sollten sie schnell kommen und mit ihnen gegen die Feinde kämpfen. Schon mit Sonnenaufgang (25. Mai) kamen unter Pieter de Koning's und Jan Breyel's Anführung an 7000 Mann, und drangen theils durch die Thore, theils über die durch Niederreißung der Mauern entstandenen Oeffnungen in die Stadt ein, während die drinnen drei Thore besetzt hielten und keinen Franzosen entwichen ließen. Jan Breyel und Pieter de Koning durchstürmten die Stadt und wo ihnen Franzosen, bewaffnet oder unbewaffnet, entgegenkamen, wurden sie niedergehauen; Flucht war unmöglich; was noch in den Herbergen war, wurde von den Wirthen verrathen oder getödtet; und die flämischen Worte: Scilt ende vriendt, den Franzosen nicht möglich auszusprechen, dienten zum Unterscheidungszeichen der Fremdlinge. An 1500 Reiter, 2000 des Fußvolks lagen erschlagen in den Straßen, nur hundert wurden gefangen. Chatillon und Peter Flotte entkamen nur durch die Treue ihrer Wirthe, die sie bis um zehn Uhr in der Nacht verbargen, dann in Priestertracht verkleidet ans Smedethor führten, wo sie über den Stadtgraben schwammen. In eiliger Flucht begab sich der Statthalter nach Courtray, und gewährte von hier aus den Gentern alles, was sie verlangten, nur die Vereinigung dieser beiden Städte vereiteln wollend. Nun kehrte auch Wilhelm von Jülich zur großen Freude des Volks wieder nach Brügge zurück, belagerte sofort Wy-

nendal, das sich nach drei Wochen ergab, und bekam das ganze Land ringsum Brügge unter sich. Mit Anfang Juni kam auch Guido von Namur mit einiger deutschen Mannschaft nach Brügge, zog dann mit Freiwilligen gegen Courtray aus, alles Land um Courtray und Oudenaarde wurde unterworfen, die Liliaten und Franzosen überall verfolgt, die erst kürzlich bei Courtray erbaute Zwingsveste belagert. Auch Ypern, wo die Liliaten die Oberhand hatten, unterwarf sich, und schickte obgleich ungern 500 Rothgekleidete zu Fuß mit einigen Schützen zur Belagerung von Courtray. Da begab sich Chatillon, den Peter Flotte in Lille zurücklassend, selbst nach Paris, dem König die Lage der Dinge vorzustellen, und ihn noch mehr anzutreiben. Philipp sammelte sogleich ein großes und stattliches Heer, dessen Oberbefehl, weil Karl von Valois in Italien war, Robert von Artois bekam, ein versuchter und bisher glücklicher Kriegsmann, und von Haß gegen Flandern erfüllt wie Niemand. Gegen 50,000 Mann stark war das in Artois zusammengezogene Heer, die Blüthe der französischen Ritterschaft in demselben. Ueber Lille rückte man gegen Courtray, um dieses zu entsetzen. Da kam auch Wilhelm von Jülich, der bisher Cassel belagert hatte, zu seinem Oheim Guido gen Courtray. Mit Anfang Juli traf das französische Heer vor Courtray ein, sich in geringer Entfernung von der Stadt lagernd. Ganz Südflandern war in diesen Kriegen auf das Greulichste verheert worden, und die Franzosen zeigten auch jetzt wie sie es den Flamändern zu machen gedächten, insbesondere um den Verdruß ihrer Königin zu rächen. Aber auch aus Flandern sammelte sich ein zahlreiches und tapferes Heer, gegen 60,000 in Allem, doch waren aus Gent nur 700 unter Johann Borlut gekommen, den die Liliaten deßhalb verbannten. Adelige waren sehr wenige; nur zehn die den Ritterschlag erhalten hatten, außer dem Grafen Guido, der auch die tapferen Männer Peter de Koning und Jan Breydel zu dieser Ehre erhob. So standen die beiden Heere, die Flandrer in einem langen und dichten Schlachthaufen, die Franzosen erst in neun, dann in drei gestellt, einander drei bis vier Tage lang gegenüber. Bisher hatte man sich nur in unbedeutenden Gefechten versucht, bis Mittwochs am 11. Juli in erster Morgendämmerung die Kundschafter den Flämingern hinterbrachten, daß sich die Franzosen zur Schlacht anschickten. Auch die Fläminger thaten ein Gleiches. Ihre Führer durcheilten die Reihen, ermunterten sie zum Kampf durch die Erinnerung an die erlittenen Kränkungen, an den auf Frankreich lastenden Bann-

flucht, an ihre Weiber und Kinder, an Haus und Hof, an Hab und Gut: sie sollten nur vor Allem die Pferde niedersiechen, sich weder mit der Beute, noch mit Gefangennehmen aufhalten; wer einen Gefangenen mache, oder plündere, ehe das Treffen vorüber, sey des Todes. Ein Priester mit dem Viatikum ging umher und versprach ihnen den himmlischen Beistand. Die Lage der Fläminger war sehr sicher, indem sie im Rücken vom Flusse Lys, rechts und links durch Gräben, über die man Rasen und Gesträuch gebreitet hatte, gedeckt waren. Hiervon unterrichtet hatte auch der Connetable von Frankreich, Raoul de Nesle, Schwiegervater des gefangenen Grafen, den Angriff mißrathen, und es für besser gehalten, die große Menge der Flandrer durch Einschließung und Abschneidung der Zufuhr in die größte Noth zu versetzen; aber Robert von Artois, von seinem Hasse angetrieben, warf ihm, seine Verwandtschaft mit Guido bedenkend, verrätherische Gesinnung vor, und gebot den Bogenschützen rasch die Schlacht zu beginnen. Es war um neun Uhr Morgens, schon waren auch die Fläminger etwas vorgerückt. Die Belagerten in Courtray, welche die Mannschaft aus Ypern bewachte, zündete, um den Ihrigen ein Zeichen der Theilnahme zu geben, den Feinden Schrecken zu machen, einige große und stattliche Häuser an. Da verursachte der gewaltige Lärm, mit welchem so viele Tausende zu Pferd auf sie heranbrausten, daß die Fläminger anfangs Raum gaben, und nur von der Thätigkeit ihrer Führer, die sie zurückführten, und durch die Entschlossenheit der Männer aus Ypern, die die Fliehenden mit Gewalt zurücktrieben, einige sogar niederhieben und in den Lys sprengten, eine gänzliche Flucht verhütet wurde. Wie aber die Franzosen dieses Zurückweichen sahen, ließen sie ihr Fußvolk zurücktreten, und nun sprengte ordnungslos, als sey Alles schon gewonnen, die Ritterschaft gegen die Fläminger los. Aber eben hatten auch diese sich wieder festgestellt, empfingen nun unerschrocken den trotzigen Feind und richteten unter ihm mit ihren eisernen und bleiernen Streitkolben eine wilde Verwirrung an, drängten ihn gegen die Gräben, und ließen hier nicht eher ab zu wüthen, bis der Sieg entschieden war. Sechstausend Ritter, mit ihnen die Blüthe aller Ritterschaft, in Allem gegen 20,000 Mann, waren vor den Streichen der flämischen Handwerker erlegen. Jakob von Chatillon und sein Bruder Robert von Artois lagen hier, so wie auch der Connetable Raoul de Nesle und Peter Flotte, der geschworen hatte, Frankreichs Boden nicht wieder betreten zu wollen, bevor er sich an den Flandrern gerächt hätte;

wohl an 60 Barone und Bannerherren, 1100 schildbürtige Edle neben und auf ihnen; Guido von St. Paul, wie er seine Brüder verloren sah, und Robert Graf von Boulogne, Louis Sohn des Grafen von Clermont, später Graf von Bourbon, Rainald von Dammartin, und andere, die dafür ewiger Schimpf traf, ergriffen mit den 20,000 Mann des Hintertreffens schmähliche Flucht. Bis gegen Lille wurden sie verfolgt und noch viele getödtet, auch einige, da die Schlacht vorüber war, gefangen. Der Verlust der Fläminger war kaum hundert Todte. Eine reiche und kostbare Beute belohnte die Sieger, und 6000 Sporen ließ Wilhelm von Jülich nach Mastricht bringen, zur Aufbewahrung in der dortigen Kirche. Wichtiger aber waren die anderen Folgen; in Gent wurde von dem schon lange mit der herrschenden Partei der Liliaten unzufriedenen Volke ein Aufstand gemacht, die königlichen Wappen abgerissen, die des Grafen wieder aufgepflanzt, die Liliaten vertrieben oder getödtet, dem Grafen Guido dem jüngern gehuldigt. Darauf kam Johann Graf von Namur, ältester Sohn des Grafen aus zweiter Ehe, nach Flandern, und wurde einstimmig bis zur Rückkehr seines Vaters aus der Gefangenschaft als dessen Stellvertreter anerkannt. Lille und Douay wurden sofort belagert und genommen. König Philipp brachte zwar ein zweites sehr ansehnliches Heer auf, mit dem er im August in Flandern einfiel, aber ohne etwas ausgerichtet zu haben im Herbst wieder heimkehrte. Im folgenden Jahre (Herbst) ließ Philipp einen Stillstand antragen, der auch den Flandrern sehr genehm war, und sandte hierauf den alten gefangenen, achtzigjährigen, Grafen unter der Bedingung zurück, daß er, wenn es nicht gelinge einen Frieden abzuschließen, binnen Jahresfrist wieder in sein Gefängniß zurückkehren solle. Guido wurde mit großer Freude empfangen, die Unterhandlungen führten aber zu keinem Ende, und Guido kehrte seinem Worte getreu nach Compiegne zurück, wo er (1305 März) starb. Noch vor seinem Tode kam es endlich zur Entscheidung, indem Philipp, eingedenk der Todesgefahr in welcher er selbst in dem unentschiedenen Treffen bei Mons en Perele (1304 Aug. 18.) geschwebt hatte, einen Frieden (1304 Okt. 1.) einging, der ihnen ihre Rechte und Freiheiten sicherte, den gefangenen Grafen wieder freigab, und für Philipp außer einer Geldbuße von nicht mehr als 800,000 Livres nur den Besitz von Lille und Douay bis zu völliger Ratifikation des Friedens brachte. Auf Graf Guido folgte sein Sohn Robert, der in andere Händel mit Frankreich verflochten wurde. Welche Kraft im Volke liege, mag aus einer solchen Geschichte am

ersten klar werden, und weil man die Aechtheit der eidgenossischen Urgeschichte, wegen Mangels an gleichzeitigen Chroniken und an beweisenden Urkunden, zu bezweifeln geneigt ist, so ist es gut, an einer andern, gleichzeitigen Geschichte einen Beleg für die Ungerechtigkeit und Wortbrüchigkeit eines Königs, und für die Gewaltthätigkeit und den Uebermuth eines Statthalters oder Landvogts zu besitzen.

Da Philipp während dieses ganz gegen seine Erwartung ausgefallenen flandrischen Krieges auch mit dem Papste anstatt ihn einzuschüchtern und zu demüthigen vielmehr ganz zerfallen war, so mußte ihm daran liegen, auch den noch auf ihm haftenden Bannfluch abzuwälzen. Nach Bonifacius' Tod war (1303 Okt. 22.) Benedikt XI., ein sanfter und gemäßigter Mann, gewählt, der die zur Glückwünschung an ihn geschickten Abgeordneten Philipp's sehr gütig aufnahm, ihn, ohne daß sie es verlangten, blos auf den Fall, daß der König in den Bann verfallen seyn sollte, aus demselben befreite, und nur von Nogaret's und Sciarra's Lossprechung und der Wiedereinsetzung der Colonna nichts wissen wollte. Da er schon im neunten Monat seines Papstthums (1304 Juli 7.) starb, blieben die weiteren Forderungen des Königs auf Verdammung des Papstes Bonifacius noch ausgesetzt. Die in Perugia versammelten Cardinäle, welche theils zu der Partei des Bonifacius gehörten, an deren Spitze sein Neffe der Cardinal Franz Cajetan stand, theils zu der den Colonna und dem König von Frankreich zugethanen, konnten sich nicht vereinigen, da die einen einen Italiener und Freund des Bonifacius, die andern schlechterdings keinen Italiener, wenn er auch nicht eben Feind des Bonifacius wäre, verlangten. Dies benützte der Cardinal del Prato, der zur französischen Partei gehörte, seinen Gegnern den Vorschlag zu machen, sie sollten drei Personen, die immerhin Freunde des Bonifacius, nur keine Italiener seyen, bestimmen, aus welchen wiederum sie einen ernennen wollten. Unter den drei vorgeschlagenen war der erste **Bertrand von Goth, Erzbischof von Bordeaux,** der nicht nur Ursache hatte, dem Andenken des Bonifacius wohl zu wollen, sondern auch wegen der im gaskonischen Krieg seiner Familie widerfahrenen Bedrückungen den Franzosen abgeneigt zu seyn. Von dieser Wahl wurde schleunigst König Philipp in Kenntniß gesetzt, und ihm, wenn er den Erzbischof vermögen würde, die Colonna's wieder in ihre Güter einzusetzen, gewissermaßen das entscheidende Votum freigestellt. Philipp sehr erfreut hierüber kam mit dem Erzbischof in dem Walde von St. Jean d' Angeli zusammen; erklärte ihm hier,

daß seine Ernennung zum Papste nur von ihm abhänge, und verlangte von ihm eidliche Zusicherung von sechs Bedingungen, erstens, ihn ganz mit der Kirche auszusöhnen, zweitens, alle Kirchenstrafen wider ihn und seine Freunde zu widerrufen, drittens, ihm zur Erholung von den Kosten des flandrischen Kriegs den Kirchenzehnten auf fünf Jahre zu verleihen, viertens, alles was Bonifacius gethan zu vernichten, fünftens, die Colonna's wieder in ihre Rechte und Würden einzusetzen, endlich ein sechstes Verlangen zu erfüllen, welches zu nennen jetzt noch nicht Zeit und Ort wäre. Dieß alles beschwur der Erzbischof, nahm die Hostie darauf, und gab dem Könige seinen Bruder und zwei seiner Neffen als Geißeln, worauf der König dem Cardinal del Prato Nachricht gab, und dieser im Namen seiner Partei am Pfingstabend (5. Juni) 1305 den Erzbischof Bertrand von Bordeaux ernannte. Er befand sich noch auf einer Kirchenvisitation in Poitou, als er die Nachricht von der Wahl erhielt, und wurde, als er nach Bordeaux zurückkehrte, hier mit allen Ehren empfangen, enthielt sich aber der päpstlichen Ehren bis zur Ankunft der erst am 22. Juli eintreffenden mit den Unterschriften und Siegeln aller Cardinäle versehenen Wahlurkunde, worauf er den Namen Clemens V. annahm, und den Cardinälen gebot zu seiner Weihung und Krönung sich nach Lyon zu begeben. Hier wurde er am 14. Nov. in der Kirche St. Just geweiht und gekrönt, und dann in Begleitung des Königs und der übrigen Großen in seinen Palast zurückgeleitet, wobei König Philipp zuerst, dann seine Brüder Karl von Valois und Louis von Evreux, hierauf auch der Herzog Johann von Bretagne, nach dem Beispiele der römischen Könige ihm die Ehre des Zügelhaltens erwiesen. Wie aber der Zug an einer alten Mauer hinging, auf der eine Menge Schaubegierige standen, stürzte mit einem Male das alte Gemäuer ein, der Herzog von Bretagne, Gaillard de Goth, des neuen Papsts Bruder, und viele andere wurden getödtet, der Papst selbst vom Pferde geworfen, und seine Krone ihm vom Haupte gestoßen und eines kostbaren Steines beraubt. Von den Italienern wurde dies als ein Anzeichen des Roms Größe bedrohenden Sturzes angesehen. Ganz richtig hatten auch die italienisch-gesinnten Cardinäle vorausgeahndet, daß sie nicht wieder nach Italien kommen würden; nur zwei wurden nach Rom geschickt, um die Stadt zu verwalten; die übrigen mußten bei Clemens bleiben, der in den ersten Jahren an verschiedenen Orten Südfrankreichs Hof hielt, seit 1309 aber in Avignon blieb, wo seine Nachfolger an siebzig Jahre ihren

Sitz behielten, den sie selbst mit der babylonischen Gefangenschaft verglichen. Die von Philipp verlangten Bewilligungen erfüllte Clemens sämmtlich, hob (1306) die Bullen Clericis Laicos und Unam sanctam auf, restituirte die Colonnas, erhob mehrere Anhänger Philipp's zu Cardinälen, und ließ sich sogar zur Gewährung der sechsten, verschwiegen gebliebenen Forderung bewegen, die nichts Geringeres war, als dem verstorbenen Bonifacius den Proceß zu machen, und ihn als einen Irrgläubigen verbrennen zu lassen. So ungern auch Clemens an diese ärgerliche Sache ging, so sah er sich doch zu sehr in des Königs Händen, um sich länger weigern zu können, und es wurde wirklich der 2. Febr. 1309 als der Tag der Klage über Bonifacius öffentlich bekannt gemacht. Wilhelm Nogaret und Wilhelm dü Plessis, außerdem auch andere, traten wirklich mit solchen Anschuldigungen hervor, wodurch Bonifacius weder ein Christ, noch auch nur ein gewöhnlich sittlicher Mensch gewesen wäre, ja wodurch ihm die wirkliche Papstwürde, weil er sie noch bei seines Vorfahren Lebzeiten besessen habe, abgesprochen wurde. Kurz, es drohte ein Proceß von der ärgerlichsten und sittenverderblichsten Art zu werden. Es erhoben sich aber auch von Castilien, Aragon, Deutschland, Italien, Flandern, Stimmen um den Papst zu bewegen von diesem Verfahren abzulassen, und es mag das auch auf Philipp wenigstens insofern Eindruck gemacht haben, daß er die Entscheidung dem Papst und den Cardinälen überließ, und den Klägern gebot, von weiterem Verfahren abzustehen. Nun konnte die Sache ein leidliches Ende gewinnen, der Papst erließ eine Bulle, worin er den guten und redlichen Eifer des Königs anerkannte, und deßhalb auch Alles, was Bonifacius gegen ihn erlassen und unternommen habe, vernichtete und zurücknahm. Auch Wilhelm Nogaret wurde wieder in die Kirche aufgenommen, doch sollte er zu Wallfahrten und einem Zuge ins heilige Land verpflichtet seyn. Auf der Kirchenversammlung zu Vienne aber wurde Bonifacius von dem Vorwurf der Ketzerei ebenfalls freigesprochen. So endigte dieser für die Kirche höchst betrübende Handel, dem nur die Vervielfältigung der dabei hervorgerufenen Streitschriften durch die Kunst der Druckerei gefehlt hätte, um schon damals der päpstlichen Herrschaft einen Todesstoß zu versetzen. Dennoch blieb auch in der damaligen Finsterniß so viel Licht, um zu sehen, daß Bonifacius in seinen Anmaßungen alle Vernunft überschritten hatte, und daß die Zeit zu einem freieren Schwunge der Geister herannahe.

So wenig als Heinrich IV. war Philipp der Schöne der Vorkämpfer der Freiheit gegen den Druck der Hierarchie, und wie jenen ungebändigte Leidenschaft in den Zwist mit Gregor gerissen hatte, so war Philipp, obgleich sich an seinen Namen die erste Erscheinung der états généraux und des tiers état anschließt, dennoch, wie man schon aus seinem treulos-willkührlichen Verfahren gegen Flandern sehen kann, nichts weniger als ein gerechter, das Wohl seines Volkes fördernder Fürst. Unter ihm erreichte ein Uebel den höchsten Grad, welches zu allen Zeiten als eine der ärgsten Plagen eines Landes angesehen worden ist, nämlich die Münzverschlechterung. Im Mittelalter war es herkömmlich, in gewissen Fristen neue Münze zu schlagen und die alte Münze zu verrufen. So durfte z. B. der Erzbischof von Cöln neue Münze von neuem Gepräge und verschiedenem Gehalt schlagen, erstlich, wenn er gewählt und bestätigt worden war, zweitens, wenn er mit dem Kaiser einen Heereszug über die Alpen gegen die Ungläubigen machte, drittens, wenn er nach Rom reiste, um sich vom Papst den erzbischöflichen Mantel, das sogenannte Pallium, ertheilen zu lassen. Ueberhaupt aber war es herkömmliches Recht, die Münze, so wie ein neuer Herr kam, zu verneuen, doch hatte man vierzehn Tage Frist sie noch gebrauchen oder auswechseln zu dürfen, gegen die Juden galten noch zwei Wochen länger. Wer dann noch nach abgelaufener Frist die alte Münze führte, dem durfte sie der Münzer zerbrechen oder zerschneiden, mußte sie ihm aber zurückgeben. Konnte nun schon unter diesen Umständen, obgleich die ursprüngliche Absicht nicht war, die Münze schlechter zu machen, sondern sie nur zu erneuern, was bei der schlechten Beschaffenheit der alten Münzen nothwendig war, ein fester Stand der Münze gar nicht eintreten, so kam außer diesem gesetzlich verstatteten und gebotenen Wechsel noch die Fälschung und Verschlechterung der Münze hinzu, welche, wie die häufigen Verbote des Unfugs und die schweren darauf gesetzten Strafen zeigen, von unredlichen Münzern nicht selten vorgenommen wurde. Daß diese Verschlechterung aber gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts bereits sogar mit Wissen und Willen der Könige vorgenommen wurde, die einen Antheil an dem daraus entstehenden Gewinn erhielten und sich so finanziell zu helfen suchten, wird damals schon beklagt. Auf einen frühzeitigen Mißbrauch der Münzgerechtigkeit deutet ein anderes, ausdrücklich und wiederholt eingeschärftes Verbot hin, daß nämlich Niemand Geld schlagen durfte, das anderm Geld gleich wäre, sondern es sollte sein besonderes Zei-

chen haben; wer das nicht hielte, wurde als Fälscher angesehen und ihm die Hand abgeschlagen. Der Grund dieser Verordnung war wohl die Verschlechterung zu verhüten, welche dahinter sich leichter verborgen haben würde. Endlich wurde die Münze dadurch außerordentlich confundirt, daß die verschiedenen Münzstätten eben so verschiedenes Interesse hatten. Während z. B. die deutschen Reichsstädte sich bemühten, die vom Kaiser vorgeschriebene Währung auch bei den neuen Münzen beizubehalten, so benützten die Fürsten diese Gelegenheit, um die Münze zu verschlechtern, die alte bessere Münze aufzukaufen, und mit Zusatz und neugeprägt wieder in Umlauf zu setzen. So galten z. B. 1249 die Münchner Pfenninge um die Hälfte weniger als die Regensburger langen Pfenninge, und im Jahr 1253, da ein so fürchterlich kalter Winter war, daß die Vögel unter dem Himmel und das Zugvieh im Gespann an dem Wagen erfror, ließ der Herzog Otto der Erlauchte zu Landshut eine neue geringhaltige Münze schlagen, und alle andere, insbesondere die Regensburger Pfenninge im ganzen Lande verrufen. Hundertundfünfzig der neuen Pfenninge waren kaum so viel werth, als sechzig von altem Schrot und Korn. Lauter Jammer erging durch das ganze Land, und der plötzliche Tod des sonst so verdienten und geliebten Fürsten wurde als eine verdiente Strafe des Himmels für seine Münzverschlechterung und seinen Zwist mit der Geistlichkeit angesehen.

In der traurigen Zeit des Interregnums wurde überhaupt die bisherige geringe Ordnung und Uebereinstimmung ganz hintangesetzt, und wie jeder Stand völlig that was ihm gut dünkte, so namentlich auch hinsichtlich der Münze. Der alte Reichsfuß, den Karl der Große eingeführt hatte, nach welchem sich das Gold zum Silber wie 1 : 12 verhalten sollte, ging verloren, die Landesherren betrachteten das Münzrecht falscher Münze als ein ihnen zustehendes Regal, und unterwarfen sich allmählig die ursprünglich vom Kaiser allein abhängigen Münzer und Hausgenossen als ihnen unterthänige Beamte. Juden und Cowertschen erlangten den Pacht der Münze und brachten dadurch das ganze Land in große Noth. Sehr häufig galt daher das elende von diesen geprägte Geld nur da wo es der Landesherr den Unterthanen aufdringen konnte, und die Städte nahmen sich wohl in Acht, sich in die allgemeine Zerrüttung hineinreißen zu lassen. In diesen war, wie gesagt, auch bei großer Verschiedenheit der Münze, doch ein allgemeines Bestreben, gutes, taugliches, reelles Geld zu prägen, nnd die damals schon entstandenen Wechsel nöthigten gegen-

seitig Treue und Rechtschaffenheit, als die sichersten Grundlagen des Handels, fest zu halten. Rudolf von Habsburg und sein zweiter Nachfolger, sein Sohn Albrecht, gab zwar Befehle, den alten Münzfuß, das alte Schrot und Korn, bei Ausprägung neuer Münzen zu beobachten, bei schwerer Strafe der Fälscher und bei Verlust des Münzrechts; allein die Unsicherheit der damaligen Zeit, die noch an gar viel andern Uebeln zugleich litt, ließ es nicht dazu kommen, daß diese Maaßregeln eine durchgreifende Wirkung gehabt hätten; es blieb im Grunde immer noch dasselbe Verhältniß, die Städte, die eigentlich kaiserlichen Münzstätten, prägten gute Münze, da es ihnen um des Handels willen um Aufrechthaltung ihres Credits zu thun war; die Fürsten prägten schlecht, weil sie die Münze nur als ein Mittel ihren stets schlechten Finanzzuständen zu helfen ansahen. Unter den nächsten Königen entstand in Deutschland ein solcher Mangel nicht blos an größeren Silber- und Goldmünzen, sondern auch an kleiner Scheidemünze, daß durch eigene Erlaubniß, dieselbe beliebig auszuprägen, geholfen werden mußte.

Dieser Geldmangel zeigte sich im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts in Frankreich in eben so großem, wenn nicht noch größerem Grade, und es ist gewiß, daß Philipp der Schöne durch seine Finanzoperationen, d. h. Münzverschlechterungen denselben herbeiführte. Er war der erste der französischen Könige, der in dieser Hinsicht so häufige und so bedeutende Veränderungen machte, daß allgemeine Unzufriedenheit und großer Schaden im Handel daraus entstand. Da er selbst sich von der übeln Stimmung überzeugte, so erließ er (1295) eigne Patente, in denen er versprach alle diejenigen schadlos zu halten, welche seine zu leichte Münze annahmen, und verschrieb zu dem Ende als Unterpfand all sein und seiner Nachkommen Vermögen, insbesondere die Einkünfte seiner Domänen, und ließ das auch von seiner Gemahlin bekräftigen. Im Jahr 1301 galt ein alter Silbergroschen drei neue, und die Ungelegenheit, welche diese neue und schlechte Münze machte, war so groß, daß 1303 die Geistlichkeit dem König den doppelten zwanzigsten Theil ihrer jährlichen Einkünfte von den Beneficien unter der Bedingung darboten, daß weder er noch seine Nachfolger die Münze künftighin geringer machen sollten, wenn es nicht unumgänglich nöthig wäre, was aber durch die geheimen Räthe bescheinigt und durch die Versammlung der Pairs und der Prälaten bestätigt werden müßte, und daß, wenn die Noth aufhöre, die frühere gute Münze wieder eintreten solle. Allein Phi-

lipp nahm dieses Anerbieten nicht an. Nach dem unglücklichen Treffen von Courtray machten ihm mehrere Personen den Antrag, eine gewisse Anzahl Soldaten auf vier Monate unterhalten zu wollen, wenn er nur gute Münze prägen ließe. Das rührte den König, und er versprach, binnen einem Jahr vom nächsten Allerheiligenfest an gerechnet wolle er gute Münze, von demselben Schrot und Korn wie zu Zeiten des heiligen Ludwig's schlagen und auch die leichte umprägen und der alten gleichprägen lassen zu wollen. Dieser große Aufschub konnte aber dem dringenden Bedürfniß nicht abhelfen, und das Volk bat daher den König um unmittelbare Maaßregeln. Auch gab der König ihren Bitten nach und befahl, daß schon mit dem ersten December die Münze in den alten Stand gesetzt werden sollte, und er sich indessen mit keinem andern Schlagschatz als vorher begnügen wollte. Wer also schlechte Münze habe, solle sie binnen vierzehn Tagen in die Münze bringen und statt derselben gutes Geld erhalten: der König wolle den Verlust tragen. Um ihn aber dafür zu entschädigen, gab ihm der Papst die Einkünfte eines Jahres der im Reiche verstorbenen Beneficiarier, und den Zehenden auf zwei Jahre von allen Kirchenbeneficien. Dieser Bulle aber widersetzte sich die Geistlichkeit und berief sich auf die von dem Könige früher ausgestellte Versicherung, die Besitzer der schlechten Münze mit seinem eigenen Vermögen schadlos halten zu wollen. Dadurch ging Alles zurück, indem Philipp dieses Versprechen nicht halten wollte, vielleicht auch nicht konnte, und die Lage der Dinge wurde wieder so schlecht, als sie nur gewesen war, so daß (1306 Okt.) das Gewicht des guten Geldes die neue Münze um ein Drittel übertraf. Nun entschloß sich zwar der König die Münze auf eben den guten Fuß zu setzen, wie sie zu des heiligen Ludwig's Zeiten gewesen war, da er aber während neues Geld gemünzt wurde der bisherigen geringen Münze ihren Kurs ließ, ohne sie auf eigne Kosten oder doch mit eignen Opfern umzuprägen, so veranlaßte dies einen heftigen Aufstand. Denn die reichen Hausbesitzer, welche an Handwerker und andere Leute geringeren Standes ihre Häuser vermiethet hatten, wollten die schlechte Münze nicht an Zahlungsstatt für die Miethe nehmen und verlangten gewichtigere. Da stürmte das ergrimmte Volk das Haus des Münzmeisters Etienne Barbet, das in der Vorstadt St. Martin des Champs lag, plünderte und zertrümmerte Alles daselbst, und belagerte den König selbst, der gerade im Tempel war. Philipp war in großer Noth, da nichts zu ihm gebracht werden durfte, oder wenn es ver-

stattet wurde nur besudelt und verunreinigt. Er schickte daher den Prevot von Paris nebst einigen vom Hofe an die Aufrührer, ließ ihnen sagen wenn sie sich irgendwie gekränkt glaubten, so sey er der König, der ihnen helfen könnte, sie sollten nur ihre Wünsche aussprechen, er wolle dafür sorgen, daß sie erfüllt würden; für jetzt aber sollten sie heimgehen. Diese schönen Worte nahm das Volk für seine wahre Gesinnung, zerstreute sich und ging heim; Philipp aber ließ ohne Säumen an achtundzwanzig Häupter dieses Aufstandes greifen und an vier Hauptthoren von Paris Galgen errichten und sie dort aufhängen. Einige Ordnung ließ er nun zwar in der Münze vornehmen, aber die einmal begründete Verwirrung dauerte trotz der verschiedenen Verordnungen bis an seinen Tod (1314) fort, und auf seinem Sterbebette soll er seinen ältesten Sohn Louis dringend gebeten haben, die von ihm durch Steuern und Auflagen und schlechte Münze seinem Volke zugefügten Leiden um seiner armen Seele willen nach Kräften wieder gut zu machen. Wie man sich daran gespiegelt, mag die folgende Zeit lehren.

Wenn nun auch Philipp die Mißgriffe in dem Münzwesen mit vielen andern Zeitgenossen und Nachlebenden theilte und ihn die Noth des ungeschickt geleiteten Finanzwesens zu Maaßregeln leitete, die er am Ende selbst erkannte und bereute, so ist doch eine andere Handlung ganz sein eigenes aus Habsucht und Haß hervorgegangenes Werk, der Sturz des Tempelordens. Dieser Orden, der mit dem Gedanken der Kreuzzüge so innig verknüpft ist, daß er nicht ohne diese, aber auch diese nicht ohne ihn gedacht werden können, über ganz Europa, nur Skandinavien und Rußland ausgenommen, verbreitet, reich, mächtig, dem Papste allein untergeordnet, hatte schon oft noch während der Kreuzzüge die Unzufriedenheit der Fürsten, stets den Haß der Johanniterritter sich zugezogen. Es wurde ihnen nicht ohne Grund Schuld gegeben, daß sich hinter ihrem Ordensgeheimniß eine mit der wahren christlichen Religion unverträgliche Religionsansicht verberge, und ihr Stolz steigerte die allgemein gegen sie gehegte Abneigung noch mehr. Durch ein Paar wegen ihrer Schlechtigkeit ins Gefängniß geworfene Templer wurde dem Könige Philipp eine Denunciation gemacht, welche ihn bewog den Orden auf diesen Grund hin zu stürzen. Der damalige Ordensgroßmeister Jakob Bernhard von Molay wurde von der Insel Cypern durch eine päpstliche Aufforderung (1306 Juni 6.) unter dem Vorwande einer neuen Kreuzfahrt nach Frankreich berufen, und langte mit sechzig Rittern

und bedeutenden Schätzen im Ordensgebäude, dem Tempel, zu Paris an. Hier wurde er (1307 Okt. 13.) an Einem Tage mit allen über Frankreich zerstreuten Ordensbrüdern verhaftet, und soll (15. Okt.) in einem Verhör im Beiseyn der Pariser Universität die von dem Dominikaner Wilhelm Imbret und dem bekannten Wilhelm Nogaret erhobenen Anklagen, auf Verleugnung und Verspottung der christlichen Religion und grobe Unsittlichkeit lautend, eingestanden haben. Nun wurde König Eduard von England eingeladen, als Mitkläger aufzutreten, und als Clemens (1307 Nov. 22.) die Einziehung der Templer befohlen hatte, so ließ auch er im December und Januar alle Templer in seinen sämmtlichen Reichen einziehen. Hierauf begann die Untersuchung, nicht vor dem eigentlichen Richter der Templer, dem Papste, sondern vor dem vom König beauftragten Imbert, der sich der Tortur bediente, um Geständnisse zu erpressen, und nur darauf ausging, die Schuld die man finden wollte darzuthun. Erst als Clemens nicht länger zögern durfte, zog er die Untersuchung (1308 Aug. 12.) vor sein Forum, die nun gleichzeitig in Frankreich, Spanien, Italien, England, Deutschland, bis 1312 von den dazu angewiesenen Bevollmächtigten geführt wurde. Viele hatten indessen ihre anfängliche Geständnisse widerrufen, und die Schuld des Ordens schien keineswegs erwiesen; aber Philipp hatte eigenmächtig schon während der Untersuchung (1310 Mai 12.) siebenundsechzig Templer, die ihre früheren Aussagen widerrufen und sich zur Vertheidigung erboten hatten, verbrennen lassen. Da hob Clemens durch die Bulle Ad providam Christi (1312 Mai 2.) den ganzen Orden auf. Der Großmeister hatte schon früher seine anfänglichen Geständnisse widerrufen, und wiederholte dieses, als ihm (1314 März 18.) der päpstliche ihn zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilende Spruch vorgelesen wurde. Da wurde auch er mit dem Großprior Guido von der Normandie, beide Männer ehedem Fürsten gleich geachtet, auf der Seineinsel (19. März) verbrannt, gleich seinem Gefährten unerschrockenen Muthes dem martervollen Tod entgegen gehend, und, der gemeinen Sage nach, die ungerechten Richter, den Papst und den König, binnen Jahresfrist vor Gottes Gericht ladend, was wenigstens durch den Tod Beider (Philipp st. 1314 Nov. 29. Clemens st. April 20.) bestätigt wurde. Weniger hart verfuhr man in andern Ländern, am besten war das Schicksal der in den Johanniterorden aufgenommenen. Die Güter der Templer fielen ebenfalls diesen zum größten Theile anheim, doch soll auch König Philipp und

der Papst ansehnliche Vortheile gezogen haben. In Portugal wurde aus den daselbst befindlichen Mitgliedern und Gütern (1318) der Christusorden gestiftet. Uebrigens wurde der Orden in allen Ländern gänzlich aufgehoben, und der Wahn, daß sich ein heimlicher Orden erhalten habe, ist wohl erst in den geistersehenden und Geheimnißkrämereitreibenden Jahrzehenden des achtzehenten Jahrhunderts entstanden und durch kluge Benützer menschlicher Eitelkeit und Geckenhaftigkeit genährt worden. Der Orden, der so recht eigentlich nur im Element der Kreuzzüge entstanden war und existirt hatte, mußte vergehen, als sein Lebensprincip nicht mehr vorhanden war; hätte nicht Philipp die Axt an diesen Baum gelegt, so hätte es früher oder später ein anderer Fürst thun müssen; dieser im Staate existirende Staat sprach jeder damals aufstrebenden Bemühung, aus der wildromantischen Zeit heraus in geregelt-gesittete Ordnung zu treten, nur verachtenden Hohn; die Schuld, die ihn stürzte, war daß er über sich selbst, über seine ursprüngliche Bestimmung hinausgewachsen war, und es verlohnt wahrlich nicht der Mühe ihn vor den im Ganzen genommen selbst wenn sie wahr sind wenig bedeutenden Vorwürfen des Gnosticismus oder anderer Sektirerei zu schützen; es bleibt aber diese Epoche seines Sturzes für den Umschwung des Mittelalters, das der neuern Zeit entgegeneilt, und an der Stelle der ritterlich-mönchischen Korporationen bürgerliche Gemeinden hervorruft und begünstigt, wesentlich bezeichnend.

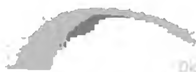
XX. Eduard I. Robert Bruce.

Schottland. Lehnsverhältniß Schottlands. Absterben des Hauses Kenneth. Das Mädchen von Norwegen. König Baliol. Krieg mit England. Baliol resignirt. William Wallace. Schlacht von Falkirk. Einmischung des Papsts Bonifacius. Wiederausbruch des Kriegs Wallace hingerichtet. Robert Bruce. Ermordung John Comyn's. Bruce gekrönt. Bruce's Flucht. Eduard's Tod. Eduard II. Gaveston verbannt. Gaveston kehrt zurück. The Ordainers. Bund der Barone gegen den König. Gaveston enthauptet. Eduard gewährt Amnestie. Neuer schottischer Krieg. Schlacht von Bannockburn. Niederlage der Engländer. Bruce's Festigkeit gegen den Papst. Schreiben des Parlaments an den Papst. Robert anerkannt vom Papste. Friede mit England.

Unter Eduard's I. Regierung wurde ein Nachbarstaat mit den englischen Angelegenheiten aufs innigste verwickelt, der zwar nicht mächtig genug war, um auf den allgemeinen Gang der Dinge unmittelbar einzuwirken, aber immerhin so einflußreich, daß er in Englands Kämpfen mit Frankreich ein bedeutendes Gewicht in die Wagschaale legen und die siegreichen Fortschritte hemmen und fördern konnte. An Ritterlichkeit und hochstrebendem Sinne beut aber die Geschichte Schottlands Beispiele dar, die wohl in keiner Nation schöner und herrlicher aufgefunden werden könnten.

Der nördliche Theil der brittischen Halbinseln war von einem streitbaren und freiheitsliebenden Volke, den Caledoniern, bewohnt, welches zu unterjochen den Römern nicht gelungen war. Im fünften Jahrhundert kommen ein Paar andere Volksnamen, die Pikten und Skoten, zum Vorschein, deren Raubzüge gegen das damals von Rom hülflos gelassene Britannien wenigstens zum Theil die Veranlassung waren, daß die Angeln und Sachsen zu Hülfe gerufen wurden. Ob diese Pikten einerlei mit den unbezwungenen Britten gewesen, ob sie ein norddeutscher Stamm, der eingewandert, ist wohl nicht mehr zu entscheiden; mit größerer Sicherheit lassen sich in den Skoten Irländer, das heißt Kelten, erkennen, aber ob sie von Irland aus eingewandert sind, oder der entgegengesetzte Fall stattfand, läßt sich bei dem Mangel von Nachrichten aus jenen Zeiten gar nicht ausmachen. Der Sprache nach zerfallen die Schottländer in zwei Theile, in die Hochländer, die eigentlichen Caledonier, die ihre eigene, wahrscheinlich mit der keltischen verwandte Sprache haben, und in

ihren Sitten und innern Einrichtungen sich ganz genau absonderten, und in das Niederland, das angelsächsische Sprache und Sitten hat. Der Name Schottland selbst kam nicht eher auf, als unter dem das Reich der Pikten und Skoten zuerst (842) vereinigenden König Kenneth Macalpine. Das Christenthum war schon früher in diese Gegenden gekommen. Die Einfälle der Dänen waren im zehnten und eilften Jahrhundert auch gegen die Küsten Schottlands gerichtet, aber der tapfere Widerstand den sie fanden und wohl auch die Armuth der Bewohner ließ die Dänen bald wieder davon abstehen. Unter den älteren Königen ist durch Sage und Dichtung Macbeth am bekanntesten geworden, der seinen Vetter, den König Duncan, (1039) im Kampfe, nicht durch Meuchelmord, erschlug, und hierauf den Thron bestieg, auf den er ein näheres Recht zu haben vermeinte. Furcht vor der dem geflüchteten Sohn des ermordeten Königs anhängenden Partei machte ihn gegen den Adel hart und streng. Insbesondere veranlaßte er den Maormor, oder Statthalter, von Fife, Macduff, nach Northumberland zu fliehen, und von Siward, dem dänischen Grafen der Provinz, unterstützt, zurückzukehren und im Namen des geflohenen Malcolm's den Usurpator (1054) anzugreifen. Macbeth erlitt bei seinem Schloß Dunsinane eine Niederlage, wurde aber erst später (1056) erschlagen. Die Sage hat seine Regierung mit Zügen der Grausamkeit und Ungerechtigkeit ausgeschmückt, wovon die Geschichte nichts weiß; eben so sind auch Banquo und sein Sohn Fleance, die angeblichen Stammväter des Hauses Stuart, Zuthaten späterer Zeiten. Malcolm sein Nachfolger sah die Eroberung Englands durch die Normänner, gewährte den vor Wilhelm Fliehenden Schutz, und verband sich mit Margarethe, Edgar Atheling's Schwester (1057). Unter ihm erhoben sich bereits die Streitigkeiten mit England, zum Theil auch über die Grenzen, und Malcolm selbst blieb (1093) in einer Schlacht. Daß er das Lehensverhältniß, wie man erzählt, in ganz Schottland eingeführt habe, ist wohl ganz und gar unglaublich, dagegen ist es sehr wahrscheinlich, daß er es nach dem Vorbilde Wilhelm des Eroberers und veranlaßt durch die vielen zu ihm geflohenen Normänner hie und da angenommen und seine spätere allgemeine Einführung vorbereitet hat. Unter den folgenden Königen war David I. (1124—1153), Malcolm's Sohn, der erst nach einigen andern zur Regierung kam, der nahmhafteste, indem er sich in die englischen Geschichten einmischend zu Gunsten der Königin Mathilde (1138) mit einem großen Heer in England einfiel, und



bei Cutonmoor (22. Aug.) durch das falsche Gerücht er sey erschlagen sieglos ward. Noch wichtiger aber war er für Schottland durch seine reichen Stiftungen und Schenkungen zu Gunsten der Geistlichkeit, von denen Holyrood später die Residenz wurde. Er veranstaltete zuerst die nach den Anfangsbuchstaben benannte Gesetzsammlung Regiam Majestatem, in welcher mehrere eigenthümliche Bestimmungen vorkommen. Malcolm IV., sein Sohn, that erweislich dem englischen König Heinrich II. die Huldigung für Lothian, und sein Bruder Wilhelm der Löwe (1165—1214), der dem Prinzen Richard Löwenherz gegen seinen Vater beistand, wurde (1174) gefangen, und mußte für seine Freilassung sich als Heinrich's Lehnsmann für das ganze schottische Reich bekennen. Doch behauptete er die Unabhängigkeit der schottischen Kirche von der englischen, und als Richard zur Regierung kam, gab er dem König Wilhelm gegen eine Geldsumme die Lehenspflicht für Schottland zurück, so daß die schottischen Könige nach Malcolm's IV. Vorgang nur sich für die auf englischem Gebiet liegenden Besitzungen als Vasallen bekannten. Da die englischen Könige selbst Vasallen Frankreichs waren, ohne dadurch sich in ihrer Ehre gemindert zu sehen, konnten auch die Könige Schottlands sich als Vasallen für die Schlösser und Gegenden bekennen, welche auf englischem Boden lagen, ohne daß dadurch ihr Ansehen geschmälert war. Will man Vergleichungen anstellen, so bietet die deutsche Reichsgeschichte ebenfalls Beispiele dar, daß die polnischen und ungarischen Fürsten sich zu Zeiten als Lehnsmannen des Reiches bekannten; ihnen selbst war dadurch im zehnten und eilften Jahrhundert nicht wehe gethan; an eine Einmischung in ihre innern Angelegenheiten wurde in der Regel nicht gedacht, und der Vortheil war blos die dem Reiche dadurch zufallende Ehre, solche Lehnsleute zu haben. Ueberdies bildete sich in diesen Ländern nie ein feststehendes Herkommen der damit verbundenen Rechte, und in dem einzigen Lande, wo es dauernd wurde, in Böhmen, gedieh dieses Vasallenverhältniß nie zur Erniedrigung des Königs oder Beschränkung seiner Rechte gegenüber den Unterthanen. Aber ganz anders gestalteten sich die Dinge in den Ansprüchen Eduard's I. Die Streitigkeiten über die Huldigung, ob sie wie die Schotten behaupteten nur wegen Lothian, Berwick u. s. w. geschehe, oder wie die Engländer wollten wegen Schottland selbst, waren auch unter Alexander II. angeregt worden; die nahe Verbindung der beiden Königshäuser durch Heirath ließ unter Alexander III. die alten Zwistigkeiten nicht aufkommen. Da

starb (1286) Alexander, als letzter männlicher Sprosse des Hauses Kenneth, seine einzige Erbin war seine Enkelin Margaretha, Tochter des Königs Erik II. von Norwegen. Da Alexander die Schwester Eduard's Margarethe zur Frau gehabt hatte, so fiel Eduard wohl sehr natürlich auf den Gedanken, seinen Sohn mit der Erbin von Schottland zu verheirathen, in welchen Plan auch die einstweilen zu Regenten ernannten Bischöffe von St. Andreas und von Glasgow, die Grafen von Fife und von Buchan, und der Stuart Jakob, nebst dem Parlament unter der Bedingung einwilligten, daß alle Rechte und Freiheiten Schottlands, als eines besondern Reiches aufrecht gehalten werden, daß, im Fall Eduard und Margarethe, seine künftige Gemahlin, ohne Erben sterben würden, die Krone wieder frei und unbeschränkt an das schottische Volk zurückfallen, daß Niemand, der Lehen von dem König von Schottland hätte, genöthigt seyn sollte außer dem Reiche zu Recht zu stehen, daß alle Archive, Urkunden, und Privilegien, welche das Reich Schottland beträfen, in einen sichern Ort, ohne sie aus dem Reich zu entfernen, gebracht werden sollten, bis die Königin käme und bis sie Kinder hätte, daß ebenfalls bis dahin keine Veränderung in den Angelegenheiten des Reichs vorgenommen werden, und endlich kein Parlament außerhalb Schottland gehalten werden sollte. An eine Abhängigkeit von England, oder vollends eine Einverleibung dachte Niemand, doch war man der Verbindung gar nicht abgeneigt, da sie die alten Streitigkeiten am glücklichsten lösen zu können schien, und weil der ansehnliche Theil angelsächsischer Bevölkerung Schottlands, zu der auch viele Große von normännischem Stamme gekommen waren, sich von selbst dazu neigte. Allein zu großem Unglück starb die Königin, das Mädchen von Norwegen, auf ihrer Reise (1290 Okt. 7.) auf einer der Orkneys Inseln. Nun traten dreizehn Bewerber auf, die mit Ausnahme König Erich's von Norwegen, der als Erbe seiner Tochter angesehen seyn wollte, ihre Ansprüche auf ihre eheliche oder uneheliche Abstammung von der königlichen Familie stützten. Indessen konnte, da die Nachkommenschaft Wilhelm des Löwen mit dem Mädchen von Norwegen erloschen war, nur die seines Bruders David Grafen von Huntingdon in Betracht gezogen werden. Dieser hatte drei Töchter gehabt, Margaretha, deren Enkel Johann Baliol, Lord von Galloway, Isabella, deren Sohn Robert Bruce, Lord von Annandale, und Ada, deren Enkel Johann Hastings, Lord von Abergavenny, unstreitig das nächste Recht hatten. Unter ihnen selbst war

wiederum Hastings, als Enkel der jüngsten Schwester, der welcher so lange die Nachkommen der beiden ältern Schwestern am Leben waren nur im Falle daß die Erbschaft theilbar war einen Theil ansprechen konnte; es handelte sich also nur um die Frage, ob der Enkel der ältern Tochter, oder der Sohn der jüngeren, ein näheres Recht hätte. Margaretha's Tochter Devorgoil (Dervorgild) lebte zwar noch, hatte aber ihre Rechte ihrem Sohne Baliol abgetreten; Robert Bruce behauptete als männlicher Nachkomme dem Rechte seiner Base vorzugehen. Beide Parteien waren durch ihre Güter und ihre Freunde ziemlich gleich mächtig, und es drohte ein blutiger Bürgerkrieg, als man sich entschloß, Eduard zum Schiedsrichter aufzufordern. Eduard nahm diese Aufforderung an, behauptete aber, die Entscheidung gehöre ihm ohnedies zu, als oberstem Lehnsherrn von Schottland. Zu Norham am Tweed an der Grenze beider Reiche fand (1291 Mai 10.) die Zusammenkunft Eduard's mit den Schotten statt, nach Eduard's Forderung binnen drei Wochen ihre etwaigen Einwendungen gegen sein Oberlehnsrecht vorzubringen, verstrich diese Frist, ohne daß eine Einwendung gemacht wurde, und als (2. Juni) bei Wiedereröffnung der Versammlung sich kein Einspruch erhob, und Robert Bruce nebst den andern anwesenden Prätendenten befragt worden war, ob er das Recht Eduard's anerkenne, antwortete er wie die übrigen bejahend. Auch Baliol, der am nächsten Tage sich einfand, gab dieselbe Erklärung. Es wurde hierauf beschlossen, daß jeder Bewerber seine Ansprüche einem aus achtzig Schotten und vierundzwanzig Engländern zusammengesetzten Rathe vorlegen und dieser am 2. Aug. seine erste Sitzung halten sollte. Mittlerweile übernahm Eduard den Schutz aller Schlösser und Burgen, und ließ sich von allen Lehnsträgern den Lehenseid schwören. Die Versammlung entschied (1292 Nov. 6.) für das Recht Baliol's (nach achtzehnmonatlicher Prüfung), und so wurde die bisherige Regentschaft aufgelöst, die königlichen Schlösser dem Johann Baliol übergeben, und dieser schwur (Nov. 20.) in den bestimmtesten und unterwürfigsten Ausdrücken Treue. Hierauf wurde er in Scone nach alter Sitte den Schottländern als König vorgestellt, und erhielt von ihnen, mit Ausnahme Robert Bruce's, den Eid der Treue. Fünf Wochen später wurde er zur persönlichen Huldigung vor Eduard nach Newcastle beschieden, wo er den Lehenseid leistete. So war nun Baliol ein Lehnsmann von England geworden und fand bald, welche schwierige und drückende Stellung er sich bereitet hatte. Eduard war entschlossen, das Lehensverhältniß gegen

ihn mit aller Strenge aufrecht zu halten. Er verordnete mit Zuziehung seines Parlaments für alle Appellationsfälle: wenn der König von Schottland der zweiten Vorladung nicht Folge leiste, solle er das Recht verlieren, in der Sache zu urtheilen, und nach königlichem Ermessen gebüßt werden; würde er überwiesen, Jemanden ungerechter Weise aus dem Besitze seiner Ländereien gestoßen zu haben, so solle er gebüßt, die Ländereien aber den rechtmäßigen Eigenthümern zurückgegeben, und von diesen, so lange sie und so lange Eduard und Baliol lebten, von der englischen Krone zu Lehen getragen werde; für ungerechtes Urtheil und Gefängniß solle er gebüßt werden und verbunden seyn, Schadloshaltung zu zahlen. Es ist außer allem Zweifel, daß von einer solchen Wirkung des Lehensverhältnisses in Schottland keine Spur vorhanden gewesen war, und es ist wohl höchst wahrscheinlich, daß Eduard die über diesen Druck nothwendig entstehenden Mißverhältnisse zu seinen Gunsten zu wenden hoffte. Das Verhältniß, in welchem Eduard wegen seiner französischen Lehen zu Frankreich stand, konnte billigerweise, da er in Frankreich nicht König, sondern nur Herzog oder Graf war, nicht als Muster für Schottland genommen werden; wollte man das Verhältniß nach einer Aehnlichkeit bestimmen, so konnte sie nicht dort, etwa nur im römischen Reiche gefunden werden; und es bedarf gar keiner weitern Beweisführung, um Eduard's Absicht, mit Schottland eben so zu verfahren, wie es ihm mit Wales gelungen war, deutlich zu erkennen. Noch ehe er Newcastle verließ, zeigte sich ihm eine Gelegenheit sein neues Recht auszuüben. Da ein Bürger von Berwick von dem Ausspruch eines schottischen Gerichtshofes an ihn appellirte, während doch Berwick als ein Theil Schottlands angesehen wurde, beschwerte sich Baliol über die Annahme dieser Appellation und erinnerte Eduard, daß ausdrücklich ausgemacht worden wäre, daß kein Schotte wegen einer in Schottland begangenen Handlung vor einen englischen Gerichtshof gezogen werden solle. Eduard entgegnete, daß dieses Versprechen den damaligen Umständen gemäß gegeben worden wäre, und daß solche Verpflichtungen ihn keineswegs abhalten würden, den König von Schottland selbst erforderlichen Falls vor seinen Richterstuhl zu ziehen. Sein Vassal, sagte er, könne nicht sein Gewissensrichter seyn, um ihm Buße für gebrochenes Wort aufzulegen; auch würde er, um seines Versprechens willen, das er den Schotten gethan hätte während sein Sohn noch Hoffnung hatte die Prinzessin Margaretha zu heirathen, sich enthalten die Gerechtigkeit zu üben, die jeder Unterthan

von seinen Händen zu erwarten habe. Baliol mußte ihm noch ausdrücklich urkundlich für sich und seine Nachfolger verzichten auf alle Versprechungen, Zugeständnisse, und Bestätigungen, die der König von England während der Thron Schottlands erledigt war ausgestellt hätte, und alle Handlungen Eduard's während dieser Zeit gut heißen. Als eine Schadloshaltung für diese Entsagung gab er ihm alle schottischen Festungen zurück, und erklärte urkundlich, daß er nur das Huldigungs- oder Oberlehnsrecht über Schottland habe, und daß im Fall der Minderjährigkeit des schottischen Thronerben der König von England nicht berechtigt sey, die Vormundschaft über ihn zu fordern oder ihn zu verheirathen.

Allein schon bald hierauf ließ ihn Eduard seine Gewalt fühlen. Da ein gaskonischer Kaufmann bei ihm eine Bittschrift einreichte, daß Alexander III. ihm schuldig gewesen und er trotz aller Vorstellungen nicht im Stande gewesen wäre, zu seinem Gelde zu kommen, und er sich an ihn als seinen Souverän wende, um sein Recht durch ihn zu erlangen, so ließ Eduard den schottischen König auf den Tag nach Himmelfahrt nach Westminster citiren, um hier persönlich über die Klage des Kaufmanns Rede zu stehen. Schon acht Tage darauf schickte er ihm eine zweite Vorladung zu. Diese betraf die Grafschaft Fife, von welcher Macduff, Oheim des minderjährigen Grafen, mit Eduard's während der Regentschaft gegebener Bewilligung einige Güter in Besitz genommen hatte. Nun war Macduff angeklagt worden, sich derselben ungerecht bemächtigt zu haben, und Baliol hatte ihn ins Gefängniß werfen lassen. So bald aber Macduff aus dem Gefängniß wieder frei war, klagte er bei Eduard, und dieser lud Baliol abermals auf den Tag nach Trinitatis vor. Eine gleiche auf vierzehn Tage nach Michälis lautende Vorladung wegen der Insel Man sich vor dem König wo er auch sich aufhalte persönlich zu stellen, und an demselben Tag sich auch wegen gewisser Ansprüche des Klosters St. Andreas zu verantworten, kamen dem schottischen König zu, und Johann Baliol sah sich gezwungen in Person vor den Schranken zu erscheinen, wo er zwar auf seine Bitte einen Aufschub erhielt, der den entscheidenden Spruch hinausschob, aber ihn, der sich nicht anders als wie jeder Engländer behandelt sah, mit Unmuth und dem Wunsche erfüllte, die schmähliche Abhängigkeit abzuwerfen. Um diese Zeit verwickelte sich Eduard auch in die Händel mit Frankreich und obgleich diese zunächst nicht in einen Krieg ausbrachen, so boten sie doch günstige Gelegenheit dar, die Plane der Freiheit zu

erreichen. Auch Wales empörte sich und Eduard war in Streit mit seinen eigenen Großen verwickelt. Da schloß Baliol (1295 Okt. 23.) ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich, das durch die Vermählung von Baliol's Sohn Eduard mit Philipp's Nichte Johanna noch fester gemacht werden sollte. Diese Unterhandlungen konnten nicht so heimlich getrieben werden, daß Eduard nichts davon gemerkt hätte. Er verlangte daher von Baliol eine Kriegshülfe gegen Guyenne, und die Schlösser Barwick, Jedworth, und Roxborough für die Zeit seiner Abwesenheit, und zuletzt lud er ihn selbst auf den März vor sein Gericht zu Newcastle am Tyne. Baliol war nicht nur nicht willens zu gehorchen, sondern hatte sich auch außer Stand gesetzt, selbst etwas zu unternehmen, indem die Leitung der Angelegenheiten einem Ausschuß des Adels übergeben und er in einer Art ehrenvoller Gefangenschaft seiner eigenen Landsleute gehalten wurde. Da indessen auch der Papst sich der schottischen Händel annahm, war man auch von dieser Seite beruhigt. Schon (1292) als Eduard Nikolaus IV. von der Abhängigkeit Schottlands von England mit dem Ansuchen der Anerkennung hatte in Kenntniß setzen lassen, hatte der Papst zwar höflich aber geradezu ablehnend geantwortet, indem er zwar in allen Dingen wo es sein Gewissen erlaubte dem König gerne gefällig seyn wolle, aber er nichts gut heißen könne, was dem Rechte von irgend Jemand, und insbesondere dem Rechte, welches die römische Kirche selbst in Schottland habe, Eintrag thue. Nun hatte Philipp von Frankreich dem König von Schottland eine völlige Dispensation von seinem Eid der Treue ausgewirkt. Sein Benehmen, seine Weigerung Eduard's Forderung zu erfüllen, sprachen also laut genug seine Gesinnung aus, und Eduard wandte sich mit seinem Kriegsheer (1296) gegen Schottland, von Robert Bruce und einigen andern, mit Baliol's Regierung unzufriedenen Herren begleitet. Zwar hatten die Schotten das Glück, eine Abtheilung Engländer von 1000 Mann, welche zur Einnahme des Schlosses Werk abgesendet war, zu überfallen und niederzuhauen, auch wurde die englische Flotte von den Schotten geschlagen, aber unaufgehalten drang Eduard mit 30,000 Mann zu Fuß und 4000 zu Pferd, wozu noch Anton Beck, Bischof von Durham, 1000 Mann zu Fuß und 700 Reiter führte, Waliser und Irländer ungerechnet, gegen Berwick, den Schlüssel beider Reiche, vor. Schon am zweiten Tage wurde Berwick mit List und Gewalt genommen (1296 März 30.), über 7000 Einwohner wurden erschlagen, und die reiche Stadt gänzlich geplündert. Hier kam

(5. April) der Abt von Aberbrothock mit einem Brief Baliol's zu ihm, worin er dem König von England das Leben aufsagte und ihm den Krieg erklärte. Der thörichte Verräther! rief Eduard, welcher Wahnsinn hat ihn befallen! da er aber nicht zu mir kommen will, wollen wir zu ihm kommen. Nun zog der Graf von Warennes, Eduard's Feldherr, weiter vor das Schloß Dunbar, welches die Gräfin von March, Baliol's Eide treu, während ihr Gemahl sich im englischen Heere befand, zu vertheidigen suchte. Das herankommende schottische Heer wurde (27. April) geschlagen, Dunbar, Roxburgh, und Jedburgh, und andere Städte ergaben sich, und dem unglücklichen Baliol blieb nichts übrig, als im Aufzug eines Demüthigflehenden mit dem weißen Stabe in der Hand, sich (24. Juni) zu Kinkardin vor Eduard einzufinden, und ihm die Krone zurückzugeben (2. Juli), was urkundlich von Baliol selbst unterzeichnet und dadurch all sein Recht auf den Oberlehnsherrn zurückgegeben wurde. Der ehemalige König erhielt den Tower als Staatsgefängniß zur Wohnung und durfte, nachdem er einen Eid (1298 April 1.) abgelegt, sich nie mehr in die schottischen Angelegenheiten mischen zu wollen, wofür Papst Bonifacius Bürge wurde, sich auf seine Güter in der Normandie zurückziehen, wo er nach einigen Jahren unbeachtet starb. Sein Sohn blieb zunächst in englischer Haft. Da auch Robert Bruce, der vergebens gehofft hatte, daß Baliol's Sturz seinen Ansprüchen Vorschub thun möchte, um diese Zeit starb, so war Niemand da, der sich Schottlands angenommen hätte, Eduard fand daher in seinen Schritten keinen Widerstand. Alle Denkmäler, die an Schottlands Unabhängigkeit erinnern sollten, wurden vernichtet, oder verstümmelt, sogar der Stein von Scone, auf dem die schottischen Könige emporgehoben worden waren, nach England gebracht, und wenn auch mit scheinbarer Schonung dennoch die Selbstständigkeit des Reiches auf allen Punkten untergraben. Selbst der Papst wagte nur den unrechtmäßigen Besitz zu mißbilligen, aber keineswegs als Vertheidiger der Unterdrückten aufzustehen.

Es ist eine sehr wohl in der Natur der Dinge begründete Bemerkung neuerer schottischer Geschichtschreiber, daß die seit Malcolm stattgefundene Einwanderung normännischen Geschlechts, das an Land und Volk nur durch äußerliche Bande geknüpft war, die Hauptursache ist, aus welcher die gänzliche Unterwerwerfung des schottischen Adels zu erklären ist. Seit zwei oder drei Menschenaltern waren Normänner noch nicht in Schotten umgewandelt worden, und die Lehnstreue,

mit welcher diese ausländischen Fremdlinge dem König, von dem sie Lehen hatten, verpflichtet waren, konnte nicht mit den Banden inniger Vaterlandsliebe verglichen werden. Schon die Abstammung dieses Adels wies auf den abentheuernden, von Land zu Land strebenden Sinn der Normannen hin, deren höchstes Ideal das des irrenden, auf Abentheuer ausgehenden Ritters in jedem Lande daheim war, wo er sich Ehre und Ruhm erwerben konnte, eigentlich also in keinem. Ebenso war aber auch das Lehensverhältniß nicht geeignet, vaterländischen Geist und Sinn zu nähren. Da ein Vassal mehrere Lehen in verschiedenen Reichen haben konnte, so befand er sich in einem getheilten Zustand, der eine andere als eine blos selbstsüchtige Theilnahme nicht aufkommen ließ, und die persönliche Theilnahme für den tapfern und ritterlichen Eduard überwog das patriotische Interesse, welches er für Baliol, der in diesen Vorzügen mit seinem Gegner keinen Vergleich aushalten konnte, hätte haben sollen. Wenn aber auch der Adel sich lau, gleichgültig, und schwankend benahm, so wurde die Erniedrigung des Vaterlands desto unmuthiger von dem geringeren Volke getragen, dessen Hauptstamm die alte celtische Bevölkerung ausmachte, zu der aber auch der ärmere Theil der eingewanderten Normänner gehörte. Sobald daher Eduard die Grenze wieder überschritten hatte, brachen an verschiedenen Punkten Aufstände aus, die anfangs ohne Zusammenhang waren, ihn aber bald in der Person William Wallace's fanden. Dieser Mann war von normännischem Geschlechte, aber der jüngste Sohn eines Grundbesitzers, und daher weder durch Reichthum noch Adel befähigt auf seine Landsleute zu wirken. Dies gelang ihm nur durch seine, von den Schotten sehr vortheilhaft geschilderte Persönlichkeit, seinen unerschrockenen Muth, und seine glühende Vaterlandsliebe. Er hatte sich wegen Ermordung eines Engländers in die Wälder geflüchtet, hier mit andern seines Gleichen vereinigt, und durch ein glückliches Gefecht (1297 Mai), in welchem der Sheriff von Lanarkshire, William Heslop, erschlagen wurde, die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf sich gezogen. Gleichzeitig mit ihm hatte sich auch Sir William Douglas, der zu Berwick gefangen genommen aber wieder in Freiheit gesetzt worden war, mit einigen Gleichgesinnten gegen die englische Unterdrückung erhoben, und verband sich nun mit Wallace. Nun beschlossen der Steward von Schottland und der Bischof Wisheart von Glasgow die einzelnen Haufen zu vereinigen und luden sämmtliche Parteianführer ein sich um sie zu versammeln. Wallace, Doug-

las, und einige andere gehorchten; der jüngere Bruce, Graf von Carrik, schwankte zwischen beiden Parteien hin und her. Eduard, damals in Frankreich beschäftigt, gebot dem Grafen von Suffex, Reichsverweser von Schottland, und dem Schatzmeister Cressingham, gegen die Anführer zu ziehen, und die Aufstellung eines Heeres wirkte so niederschlagend, daß Douglas, Bruce, der sich zuletzt für die schottische Sache erklärt hatte, der Steward, und der Bischof, (1297 Juli 9.) sich unterwarfen und versprachen ihren ganzen Einfluß zur Wiederherstellung der Ruhe anzuwenden. Nur Wallace und Sir Andreas Moray hatten die Capitulation nicht unterzeichnet, wurden also auch nicht in die Begnadigung begriffen; aber dafür blieb ihnen die dankbare Theilnahme des Volkes und die Anhänglichkeit des Heers, das ihnen zum größten Theil treu blieb. Mit diesem Heere brachte Wallace dem Reichsverweser bei Stirling (Sept. 10.) am Forth, den das Heer der Engländer zum Theil auf einer kaum für zwei Mann breiten Brücke passirt hatte, eine schwere Niederlage bei, der den Schotten besonders verhaßte Schatzmeister Cressingham kam dabei ums Leben, und die erbitterten Sieger zogen ihm die Haut ab und machten aus derselben Riemen für ihre Pferde. Dieser Schlag nöthigte den Reichsverweser sich so schnell als möglich nach England zurückzuziehen. Schottland war befreit; Wallace ging nun mit seinen Truppen, die er das Heer des Königs Johann von Schottland nannte, über die Grenze, verheerte das englische Gebiet von Newcastle bis Carlisle und verwandelte alles in Staub und Asche. Doch war er dem zarteren Gefühl des Mitleids nicht unzugänglich, und nahm die Geistlichen der Domkirche von Hexham unter seinen unmittelbaren Schutz gegen die Unbändigkeit seiner Soldaten. Nach seiner Heimkehr wurde er in einer Versammlung der Stände in der Waldkirche zu Selkirkshire zum Verweser des Königreichs Schottland erwählt. Doch waren aus Scheelsucht und aus Furcht nur Wenige des Adels zugegen. Wallace traf nun durch allgemeines Aufgebot des ganzen Reichs Anstalt sich gegen die drohende Gefahr zu rüsten.

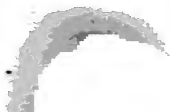
Eduard war endlich durch den Papst Bonifacius mit Frankreich vertragen worden, er hatte sich aus den flandrischen Angelegenheiten herausgezogen, und eilte jetzt, nachdem er (1297) die Magna Charta, die Charta Forestarum, und andere Privilegien des englischen Volks bestätigt hatte, um die Unterwerfung Schottlands zu erneuern. Sein 80,000 Mann zu Fuß, 8000 zu Pferd starkes Heer, mit dem er sich

(1298 Juni 25.) zu Roxburgh sammelte, war eines der trefflichsten, welches jene Zeit aufzubringen vermochte, und ungehindert drang er in Schottland ein. Wallace hatte jedoch der überlegenen Macht besonnene Klugheit entgegengesetzt, die Gegend zwischen Stirling und der Grenze verwüstet, und sich ins Innere zurückgezogen. Auch war sein Plan wohl berechnet, Mangel und Seuchen fingen bereits unter den Engländern sich zu zeigen an, und er sah sich zu einer rückgängigen Bewegung genöthigt, als einige Schiffe ihm Proviant zuführten. Indessen war das wenig, und ein zwischen den Walisern und Engländern ausbrechender blutiger Handel machte ihn schon zum Rückzug geneigt, als er zu Templeliston durch die von der Sache des Vaterlands abtrünnigen Grafen von Dunbar und Angus erfuhr, Wallace sey mit der schottischen Armee in den Wald von Falkirk vorgerückt, um von hier aus seinen Rückzug zu erschweren. Sogleich beschloß der König seinen Gegner zu einer Schlacht zu zwingen, er ging auf dem Wege, den er gekommen war zurück bis zum Moor von Linlithgow, übernachtete hier auf der bloßen Haide, und erblickte am folgenden Morgen (Juli 22.) den Feind in Schlachtordnung. Die Schotten standen in vier dichten Schaaren, die Piken über einander vorgehalten, hinter einem Moraste, gleich einem stahlbewehrten Schlosse. Auf diese Lanzenträger hatte Wallace sein größtes Vertrauen gesetzt, sie hingen durch eine Linie von Bogenschützen aus dem Walde von Selkirk mit einander zusammen. Hinter ihnen hatte er die schottische Reiterei gestellt, und sie so zum Kampfe gezwungen. Wallace befehligte selbst und seine Rede bestand in den wenigen Worten: Ich habe euch auf den Plan gebracht, tanzt jetzt so gut als ihr könnt. Als Eduard zu Pferde stieg, warf ihn sein scheugewordener Schlachthengst zu Boden und trat ihm ein Paar Rippen entzwei. Aber er bezwang den Schmerz, bändigte das Pferd, und zeigte sich den Seinigen als wenn nichts vorgefallen wäre. Die englische Reiterei begann den Kampf. Der Lordmarschall von England, der mit der ersten Schaar gerade auf die schottische Fronte losging, gerieth in den Sumpf, der kriegerische Bischof von Durham, der die zweite kommandirte, umging denselben und traf auf das aus Reiterei bestehende Hintertreffen der Schotten, welches überschätzend, da es nur tausend Mann stark war, er Halt zu machen befahl. Aber Ralph Basset von Drayton rief: Zu deiner Messe, Bischof! und machte mit der ganzen Schaar den Angriff. Ohne die Lanzen einzulegen ergriffen die Reiter die Flucht, auch die Bogenschützen wurden ge-

worfen, und die sich tapfer wehrenden aber nun dem Angriff bloßgestellten Pikenträger durch die englischen Bogenschützen erschüttert und hierauf durch die Reiterei völlig zersprengt. Ueber zwanzigtausend, nach einigen Angaben sogar eine noch einmal so große Anzahl blieben auf dem Schlachtfeld und in der Flucht, die erst in der Sicherheit der Wälder aufhörte. Es bedarf nicht des Verrathes, um den Verlust dieser Schlacht zu erklären, obgleich er bei dem Neid des schottischen Adels gegen den Ruhm des Emporkömmlings Wallace nicht unwahrscheinlich ist; die Ueberlegenheit der englischen Schützen und das Glück, das besonders im Krieg entscheidet, half den Ausschlag auf die englische Seite neigen. Der Glücksstern Wallace's war untergegangen und die Rettung des Vaterlandes schien von ihm nicht bewirkt werden zu können. Aber selbst nach dem Sieg bei Falkirk konnte Eduard mit dem großen Heere unmöglich in dem armen, noch dazu ausgesogenen Schottland verweilen, er kehrte (15. Sept.) wieder nach England zurück, nachdem er nur in den südlichen Schlössern die Besatzung verstärkt hatte. So viel hatte Wallace, der den Rang eines Verwesers des Reichs wieder niedergelegt hatte, doch bewirkt, daß nun in seinem Sinne fortgefahren wurde, und eine Regentschaft in Baliol's Namen zusammentrat, bestehend aus Wilhelm Camberton, Bischof von St. Andrews, Robert Bruce Graf von Carrick, und John Comyn. Es gelang ihnen Stirling (1299 Nov.) in ihre Hand zu bekommen, und den Krieg, der auch von englischer Seite nicht nachdrücklich betrieben wurde, ferner aufrecht zu halten.

Sie fanden auf einer Seite, von der sie es wohl kaum erwartet hatten, Unterstützung. Da während Wallace's kurzer Regierung auch der Papst Bonifacius gebeten worden war, sich ihrer anzunehmen, so hatte dieser um so weniger Bedenken getragen das zu thun, als schon wie bereits erwähnt sein Vorfahr Nikolaus die Rechte des päpstlichen Stuhles auf Schottland aufrecht halten zu müssen geglaubt hatte, und er hatte daher noch vor der Schlacht bei Falkirk (1298 Juli 10.) den König gewarnt, den Eingebungen seines Ehrgeizes zu folgen. Nun aber überließen die neuen Regenten die ganze Entscheidung des Streites dem päpstlichen Ausspruch, eine Maaßregel, die wenn man andere gleichzeitige dagegenhält nichts im Mindesten Auffallendes darbietet. Was konnte natürlicher seyn, als den damals noch in unangetasteter Majestät thronenden Nachfolger Petri auch über alle weltliche Dinge zum Schiedsrichter aufzurufen? Bonifacius schrieb daher (1299 Juni 27.) an Eduard: Schottland sey,

wie er wissen werde, seit alter Zeit und mit vollem Rechte ein Eigenthum des römischen Stuhls, daß es aber kein Lehen von England sey könne er aus den angegebenen Punkten (welche die Schotten in ihrer Bittschrift selbst bezeichnet hatten) deutlich ersehen; der Papst hoffe daher, der König werde von seinem ungerechten Angriff auf Schottland abstehen, die Gefangenen sofort in Freiheit setzen, und seine etwaigen Ansprüche vor dem Papste anbringen, indem er sich über alle zwischen England und Schottland obwaltenden Streitigkeiten zu entscheiden vornehme. Dieses Schreiben kam aber durch den Erzbischof Winchelsea von Canterbury erst nach Jahr und Tag (1300 Aug. 26.) zu Eduard's Kenntniß, der die Sache vor sein Parlament zu bringen versprach, den Schotten aber einstweilen einen Waffenstillstand bewilligte. Auch wurde wirklich einem nach Lincoln einberufenen Parlament die Sache vorgelegt, und dieses erklärte nach reiflicher Erwägung einstimmig (1301 Febr. 12.), daß die Könige von England wegen ihrer Ansprüche auf Schottland nie vor einem andern geistlichen oder weltlichen Richter zu erscheinen verbunden gewesen seyen, und daß sie, selbst wenn ihr Herr der König es wünschte, nicht dulden würden, daß er Agenten oder Sachwalter deßhalb an den päpstlichen Hof schickte und dem Rechte der englischen Krone etwas vergäbe. Nächst dieser Erklärung schrieb aber Eduard dem Papste freundschaftlich und suchte ihm in einem langen Schreiben zu beweisen, daß seine Ansprüche gegründet seyen. Die Sage hatte um jene Zeit angefangen, völlig das Recht der Geschichte zu usurpiren, und bei der Unwissenheit der Zeit war es nicht zu verargen, wenn Ansprüche der ernstesten Art durch bloße Sagen in allem Ernste begründet werden sollten. Man dachte dabei eben so wenig an muthwillige oder absichtliche Täuschung, als man sie bei dem Gegner voraussetzte. Wie die französische Ritterschaft schon zu Ludwig's IX. Zeiten sich auf das unleugbare Factum berief, daß Frankreich zu allererst zum Christenthum bekehrt worden sey, wie die Schenkung Constantins an den Papst Sylvester als eine unbestreitbare Thatsache hingestellt wurde, wie man die Einsetzung der deutschen Kurfürsten als eine von Gregor V. herrührende päpstliche Ordnung ansah, kurz wie eine Menge der sonderbarsten, ganz aus der Luft gegriffenen Behauptungen mit dem besten Gewissen, ohne die Absicht der Lüge und mit der sichern Gewißheit der Unwahrheit nicht überführt werden zu können, hingestellt wurden; so berief sich Eduard auf die Eroberung der Insel Großbritannien durch Brute den Trojaner, der sie unter seine drei



Söhne Locrine, Albanact, und Camber mit der Bedingung vertheilt habe, daß die jüngern Brüder ihre Antheile von dem ältern, Locrine, der seinen Sitz in Trinovant, später London geheißen, genommen habe, als Lehen hinnehmen sollten, und auf die seitdem von allen Königen mit Güte oder Zwang geleistete Huldigung. Gegen eine solche Behauptung ließ sich nur mit gleichen Waffen fechten und das thaten auch die Schotten. Sie ließen dem Papst durch ihren Gesandten Baldred Bassett eine Erwiederung übergeben, worin sie ihre Abkunft von Scota, einer Tochter Pharaos, ableiteten, die in Irland sich niedergelassen, und deren Nachkommen den Nachkommen Brute's die nördliche Hälfte der Insel mit Gewalt der Waffen entrissen hätten. Daher seyen sie den Britten keinen Gehorsam schuldig. Hätten diesen auch einige sächsische Fürsten dann und wann auf einige Zeit erzwungen, so habe doch Eduard darauf keinen Anspruch, der kein Sachse, sondern ein Normann sey, und außer Wilhelm dem Löwen habe kein König von Schottland für die Krone gehuldigt, wie auch aus einem Schreiben Innocenz des IV. hervorgehe: Kurz es sey, trotz des Widerspruchs der Engländer, ganz gewiß, daß Schottland dem heiligen Stuhle eigenthümlich gehöre, daß die Einwohner dieses auch jederzeit anerkannt hätten, daß diese Oberherrlichkeit durch Constantin den Großen bestätigt worden sey, als dieser dem heiligen Stuhl alle Inseln des westlichen Oceans schenkte, und daß sie daher hofften, der Papst werde ihnen, seinen getreuen Vasallen, seinen mächtigen Schutz verleihen. Dieser Schutz war aber damals nicht mehr mächtig genug. Hatte schon das englische Parlament sich gegen die Einmischung des Papstes in zeitlichen Sachen ernstlich verwahrt, wie konnte man erwarten, daß eine solche Behauptung, die um hundert Jahre zu spät kam, Eingang finden und nicht vielmehr lächerlich gemacht werden würde. Die Zeiten wo Aragon, England selbst, und andere Reiche sich gern und gläubig unter die schützende Obmacht des Statthalters Christi gestellt hatten, waren vorbei, die Ausdrücke und Redensarten waren noch vorhanden, aber man handhabte sie nur als diplomatische Scheinwaffe, und Bonifacius, den eigene Verblendung bewog sie für stichhaltig und nachdrucksvoll wie sie einst gewesen waren zu halten, fand in seinem zweiten nun ausbrechenden Zwist mit Frankreich, wie arg er sich getäuscht hatte. Der schottische Handel trug nicht zur Erschütterung des päpstlichen Ansehens bei, ist aber immer nicht nur deßwegen eine interessante Erscheinung, weil auch hier die Veralterung der päpstlichen Ansprüche deutlich

sichtbar ist, sondern weil er auch ein recht deutlicher Beleg für die charakteristische Vermengung von Dichtung und Geschichte ist, welche in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters theils als natürliche Folge der Unwissenheit über historische Thatsachen, theils als Wirkung des romantischidealen, der Wirklichkeit entfremdeten Geistes überall hervortritt.

Der Krieg zwischen den beiden Ländern brach erst im Frühjahr 1302 wieder aus. Eduard ließ unter John von Segrave ein Heer von 20,000 Mann gegen Edinburg vorrücken. Er wurde von den Schotten unter John Comyn und Simon Fraser (24. Febr.) bei Roslin überfallen, er selbst gefangen, und die beiden ersten Heereshaufen, die in weiten Zwischenräumen zogen, geschlagen, erst der dritte stellte das Gleichgewicht wieder her und befreite den gefangenen Feldherrn. Doch schrieben sich die Schotten den Sieg zu. Als sich aber Eduard selbst mit einem großen Heere nahte, und den Forth ohne aufgehalten zu werden passirte, thaten sich die Thore der Städte und Schlösser sämmtlich vor ihm auf. Brechin mußte sich (9. Aug.) nach einer Belagerung von zwanzig Tagen ergeben, der König überwinterte dann in Dumfermline, und mit dem Anfang des nächsten Jahres wurde auch das feste Stirling belagert. Nun aber sank der Muth der Regenten und Comyn schloß (1304 Febr. 9.) mit Eduard einen Vertrag, durch den alle gegenseitigen Gefangene und Geißeln zurückgegeben werden sollten, Comyn und seinen Anhängern sollten gegen eine noch zu bestimmende Geldstrafe Leib und Leben, Freiheit und Vermögen gesichert werden; die andern Mitglieder der Regentschaft und Häupter des Aufstands sich zum Theil außer Landes begeben, Wallace aber sich der Gnade des Königs unbedingt überlassen. Es ist zu vermuthen, daß sich Wallace mit dieser zu unbestimmten Sicherheit nicht begnügt und gesucht hat, bestimmtere Garantie zu erhalten, daß aber Eduard darauf nicht eingegangen ist: Wallace zog wenigstens dieser Ergebung auf Discretion das Leben eines Geächteten vor, das er schon vorher geführt hatte, und das ihm doch noch die Möglichkeit ließ, seinem Vaterlande seinen freien Arm zu bieten, während die Unterwerfung ihn wahrscheinlich in Fesseln würde geschlagen haben. Eduard ließ daher einen Preis von 300 Mark auf seinen Kopf setzen. Noch immer hielt sich die feste Burg Stirling unter ihrem heldenmüthigen Befehlshaber Sir William Oliphant, bis endlich (24. Juli) Mangel an allen Dingen sie zur Ergebung auf Gnade und Ungnade zwang. Nun war Schottlands letzte Burg

gefallen. Niemand blieb übrig als Wallace, der endlich ebenfalls durch einen falschen Freund, Sir John Menteith, dem er seinen Schlupfwinkel entdeckt hatte, verrathen und als Gefangener nach London gebracht wurde. Als man ihn vor das in Westminster Halle versammelte Gericht brachte, schmückte man sein Haupt mit einem Kranz von Eichenlaub, zum Zeichen, daß er ein Häuptling von Geächteten und Rebellen gewesen sey. Er wurde als Hochverräther gerichtet, und ihm Blutvergießen und die Einnahme von Städten und Burgen zur Last gelegt. Dieß gab er zu, den Verräthernamen wies er von sich, da er dem König von England niemals Treue geschworen habe. Sein Urtheil war Enthauptung, die (23. Aug. 1305) an ihm vollzogen, sein Haupt auf der Londner Brücke aufgesteckt, und seine Viertheile im Reiche vertheilt wurden. Er fiel als ein unglückliches Opfer für die Freiheit seines Vaterlandes, die er selbst zwar nicht mehr erlebte, die er aber mit seinem Eifer und seinem Leben vorbereitet und erkauft hatte. Er fiel als ein Opfer des Hasses des Adels, der lieber einem fremden König dienen, als einem einheimischen kleinen Bürger nachstehen wollte. Die Sage, welche dankbarer als die Geschichte die Schuld des Volkes und der Nachwelt abträgt, hat alle einen Helden zierenden Eigenschaften des Geistes und Leibes auf ihn gehäuft; die Geschichte vermag zwar nicht mit gleichen Farben zu mahlen, aber sie vermag auch nicht das Gegentheil nachzuweisen, und so muß wohl mit Recht der Name William Wallace in die Reihe der wenigen Uneigennützigen und Großherzigen gestellt werden, die ihr ganzes Thun und Denken, Leib und Leben, an die Verwirklichung einer Idee, der Freiheit ihres Vaterlandes, gesetzt haben.

Schottland wurde nun als ein an England gefallenes Land betrachtet. Eine Commission aus zehn Engländern und eben so viel Schotten bestimmte (23. Sept.) daß Eduard's Neffe, Johann von Bretagne, zum Reichsverweser ernannt werden, ihm zwei andere Engländer als Kämmerer und Kanzler beigegeben werden, Schottland um besserer Handhabung der Gerechtigkeit willen in vier Distrikte, Lothian, Galloway, das Niederland, und das Hochland, getheilt werden unter je zwei Richtern einem Eingebornen und einem Engländer, daß der Brauch der Schotten und Brets abgeschafft seyn, und die Statuten König Davids revidirt werden sollten. Dann folgte eine bedingte Amnestie (15. Okt.), welche nur Geldstrafen auflegte, und so schien Schottland völlig unterworfen. Da war es mit einmal wieder seiner Fesseln los. Robert Bruce, Enkel jenes Prätenden-

ten, der mit John Baliol zugleich gestritten hatte, hatte bisher unentschieden bald für sein Vaterland bald für Eduard gefochten; die Hoffnungen, welche seine Familie nach Baliol's Abdankung gehegt hatte, waren unerfüllt geblieben; Eduard schien nicht geneigt, einen dieser Prätendenten zu begünstigen, und das bisherige Benehmen des Bruce war auch keineswegs so, daß man eine große Meinung hätte von ihm fassen können. Doch hatte ihn Eduard bei der letzten Organisation Schottlands zu Rathe gezogen und ihn milde und schonend behandelt. Bruce hatte persönliche Feindschaft mit John Comyn, dem ehemaligen Reichsverweser, einem Neffen Baliol's, der die von den Schotten wegen der Bruce Uebertritt zu England eingezogenen Güter erhalten hatte. Indessen scheint Bruce dieses Interesse hier aus den Augen gesetzt und seine Absicht die englische Herrschaft zu stürzen, dem John Comyn, einem Manne, ohne dessen Mitwirkung die Ausführung eines solchen Planes kaum möglich schien, kund gethan zu haben. Es wird ferner berichtet, die Sache sey von Comyn gebilligt, das Recht Robert's auf den Thron anerkannt worden, und er habe sich mit dem Anerbieten, für seine Ansprüche Bruce's Güter als Ersatz zu nehmen, völlig einverstanden erklärt. Heimlich aber habe er nach London, wo sich Bruce als an seinen gewöhnlichen Aufenthalt zurückbegeben hatte, Nachricht von seinem Vorhaben geben lassen, und Bruce sey nur durch die sinnbildliche Warnung des Grafen von Gloucester, seines Verwandten, der ihm ein Paar Sporen und zwölf Pfenninge schickte, zur eiligen Flucht bewogen worden. Durch einen unterwegs getroffenen Boten Comyn's wurde er von dem Verrath völlig überzeugt. So kam er in fünf Tagen auf sein Schloß Lachmaben. Von hier begab er sich nach Dumfries, wo die neuen vom König eingesetzten Richter ihre Assissen hielten, und wo auch Comyn sich einfand. Bruce verlangte mit ihm eine Unterredung in der Franziskanerkirche, die ihm gewährt wurde. In den einsamen Hallen der Kirche trafen sich die beiden Gegner, ihr Gefolge war draußen wartend geblieben. Wie hier das Gespräch in Wortwechsel überging, das weiß Niemand; auf einmal stürzte Bruce verstört mit blutigem Dolch heraus. Was habt Ihr gethan? fragte sein Freund Thomas Kirkpatrik von Closeburne. Ich glaube, ich habe Comyn getödtet, war die Antwort. Ihr glaubt das nur? rief Kirkpatrik; ich will es sicher machen, — und eilte, dem von den Mönchen zum Altar gebrachten Comyn noch den Dolch ins Herz zu stoßen. Robert Comyn, der Oheim des Ermordeten, der zu Hülfe eilte, wurde

von Bruce's Schwager Christoph Seaton ermordet. Die rasche That hatte den Bruch mit England unvermeidlich gemacht. Comyn wurde als ein Opfer seiner Treue gegen England angesehen. Der Mord in der Kirche konnte nur durch einen Königsthron gut gemacht werden; Bruce mußte nach diesem Schritt auch den Zweiten thun. Er begab sich nach Glasgow und traf hier Anstalten sobald ihn der Papst vom Mord absolvirt hatte sich in Scone krönen zu lassen. Dieß geschah am 27. März 1306, freilich mit weniger Pracht als die ältere Zeit gesehen hatte, da die Königskrone Schottlands nach England entführt worden war; doch vollzog Isabella, Gräfin von Buchan, die ihrem Hause seit Malcolm Cean Mohr's Zeit zugekommene Ehre dem König die Krone aufs Haupt zu setzen, da ihr Bruder, der Graf von Fife, sich nicht einfand. Schwer mußte sie für diesen Eifer von Eduard büßen. Aber gering waren die Hoffnungen selbst der nächsten Freunde, und Robert's eigene Gemahlin, die Tochter des Grafen von Ulster, sagte: sie wünsche nur, daß er der im Sommer König sey nicht im Winter ein Verbannter seyn möge. Und die ersten Ereignisse schienen auch wenig Glück zu verheißen.

Mit Unmuth hatte Eduard den Mord Comyn's vernommen; es schmerzte ihn, noch im Alter das Schwert ziehen zu müssen. Doch beschloß er den Frevler zu züchtigen und schwur bei dem Ritterschlag seines Sohns, nach der Weise der Zeit, bei Gott und zweien auf die Tafel gesetzten Schwänen, Comyn's Tod zu rächen und den Rebellen zu strafen; verlangte von den Anwesenden das Versprechen, ihn, wenn er über dem Unternehmen sterbe, so lange unbeerdigt zu lassen, bis sein Sohn im Stande sey das Gelübde zu erfüllen; auf ähnliche Weise schwur auch der Prinz von Wales und seine übrigen Waffengefährten. Man brach ungesäumt gegen Schottland auf, und auf Anfang Juli war den Lehensträgern angesagt, sich bei Carlisle einzufinden. Der Graf von Pembroke war mit einem Heere schon vorausgegangen. Nahe bei Perth, im Walde von Methven, traf er auf Bruce, der (19. Juni) schon in der Hand seiner Feinde nur durch Seaton gerettet wurde. Seine ganze Partei wurde zersprengt und es blieb ihm nichts übrig als Flucht. Begleitet von seiner Frau und andern Verwandten und Freunden irrte der neue König einige Monate in den Grampiangebirgen umher, bis er sich von den Frauen wegen der Härte der Jahreszeit trennen mußte. Da er in der Gegend von Argyle in das Gebiet des Macdougal, eines Verwandten des John Comyn, gerieth, wurde sein kleiner Haufen von den Hochländern mit ihren langen

Streitärten angegriffen, und dem König blieb nichts als der Ruhm, mit großer Tapferkeit, die selbst der Feind bewunderte, den Rückzug der Seinigen gedeckt zu haben. Er ließ nun die Frauen unter seines Bruders Nigel Schutz nach einem Schloß in Aberdeenshire geleiten, er selbst suchte die westliche Küste zu gewinnen, um bei dem König der Inseln, Macdonald dem Grafen von Angus, Schutz zu finden. Dieser Fürst, der seit Alexander's III. Tod die Abhängigkeit von Schottland abgeschüttelt hatte, gewährte den Fliehenden auch Schutz und gastliche Aufnahme; da jedoch Bruce fürchtete, daß sein Aufenthalt nahe an dem Hauptland des schottischen Reiches den Zorn Eduard's auch auf seinen Beschützer herabziehen dürfte, begab er sich nach der Insel Rachrin an der Küste von Irland, die dem Clan der Macdonald's gehörte, wo er den ganzen Winter 1306 blieb. Eine schlimmere Lage hatte seine Frau und seine Tochter, die aus ihrer Zuflucht im Kloster von Saint Duthac genommen wurden und acht Jahre lang in englischer Gefangenschaft leben mußten. Auch die Gräfin von Buchan wurde für ihre heldenmüthige Aufopferung durch Gefängniß bestraft, nicht minder erlitten sein Bruder Nigel und seine anderen Freunde die in Eduard's Hände geriethen, eine harte, aber freilich durch die Umstände entschuldigte, Behandlung.

Mit dem Frühling des nächsten Jahrs (1307) erneuerten die Vertriebenen, von dem König und nun auch von der Kirche Verfolgten, ihre Versuche. Aber kam auch Bruce selbst glücklich ins Land und bemächtigte sich James Douglas seines von Engländern besetzten Schlosses wieder, so wurden auch Thomas und Alexander Bruce von Roland Macdougal gefangen genommen, nach England geschickt, und daselbst hingerichtet. Geraume Zeit mußte der König selbst mit List und Gewandtheit den Verfolgungen zu entgehen suchen, selbst Spürhunde wurden nach ihm ausgeschickt, und sein eigner Neffe, Thomas Randolph, der unter Englands Fahnen diente, erbeutete sein Banner. Da kam es endlich zwischen ihm und dem Grafen von Pembroke (1307 Mai 10.) zu einer nach ausdrücklicher Uebereinkunft gelieferten Schlacht bei Loudounhill, Pembroke wurde geschlagen, und floh in das Schloß von Ayr, das Bruce zwar belagerte, jedoch wieder davon abstand. Doch hatten diese glücklichen Erfolge genug gefruchtet, um das Vertrauen seiner Anhänger zu erhöhen, die sich nun immer zahlreicher um ihn sammelten. Mit schwerem Verdruß hörte **Eduard**, der den Winter über bei Carlisle an der Ruhr krank gelegen hatte, die Fortschritte seines Gegners, wenn sie auch noch un-

bedeutend waren, und glaubte sich im Juli so weit wieder hergestellt, um an die Erfüllung seines Gelübdes denken zu können. Er stieg zu Pferde und begab sich an die Spitze seines Heeres, kam aber in vier Tagen nicht weiter als sechs Meilen und starb am Abend des fünften im Dorfe Burgh on the Sands (Juli 7.) in einem Alter von 69 Jahren, nach einer thatenreichen und rühmlichen Regierung. Noch auf dem Sterbebette ließ er seinen Sohn schwören, den Krieg mit Schottland ohne Rast und Stillstand fortzuführen, man sollte das Fleisch von seinem Gebein ablösen, und dieses an der Spitze des Heers gegen die Rebellen führen und nicht eher zur Ruhe bestatten, bis das widerspenstige Volk ganz unterjocht wäre. Nur sein Herz sollte in das heilige Land gesendet werden, für dessen Vertheidigung er einst gefochten hatte.

Aber der Befehl des Vaters war von dem Sohne bald vergessen. Eduard II. eilte zwar sogleich von London nach der Grenze, ließ (20. Juli) sich in Carlisle von den englischen, in Dumfries von den schottischen Baronen huldigen, aber schon nach wenigen Wochen (21. Aug.) gab er den Krieg gegen Bruce auf und kehrte zur Krönung nach London zurück. Er beachtete eben so wenig seines Vaters Gebot in Betreff seiner Ueberreste, die er vielmehr feierlich in Westminster beisetzen ließ, als sein Verbot, den Piers Gaveston, den der Vater noch kurz vor seinem Tode aus England verbannt hatte, nie wieder zu sich kommen zu lassen, und die Führung des schottischen Kriegs überließ er zuerst dem Grafen von Pembroke, später seinem Vetter John von der Bretagne, Grafen von Richmond. Er selbst ging, nachdem er Gaveston an seiner Stelle in England zurückgelassen hatte, nach Frankreich, wo er in Boulogne dem König Philipp dem Schönen die Huldigung für Guyenne und Poitou leistete, und (1308 Jan. 25.) Philipp's Tochter Isabelle, die schönste Frau ihrer Zeit, heirathete. Hatte schon die dem Günstling verliehene Regentschaft die Großen erzürnt, so wurde ihr Unmuth durch des Königs Benehmen gegen Gaveston, nach seiner Rückkehr aus Frankreich, noch gesteigert. Ohne Rücksicht auf sie eilte Eduard (7. Febr.) nur auf Gaveston zu, und umarmte ihn öffentlich, nannte ihn seinen Bruder und verlieh ihm bei der mit ungewöhnlicher Pracht (Febr. 24.) vollzogenen Krönung das vielbedeutende und vielbegehrte Ehrenamt, die Krone dem König vorzutragen. Schon wenige Tage nachher traten die unzufriedenen Großen zusammen, unter denen die Grafen von Hereford, Pembroke, Warenne, und andere Lords waren, vor allen

aber Thomas von Lancaster, des Königs Vetter, und verlangten die Entlassung des Günstlings. Der König verwies die Sache auf das um Ostern zu haltende Parlament, suchte auch die Großen mittlerweile zu begütigen, da aber Gaveston bei den um Fastnacht gefeierten Ritterspielen auch durch seine körperliche Ueberlegenheit die Eitelkeit derselben noch mehr gekränkt hatte, so mußte auf dem Parlament (28. April) der König wirklich versprechen, seinen Liebling entlassen zu wollen, Gaveston mußte (18. Mai) Urfehde schwören, nie zurückkehren zu wollen, die Geistlichkeit sprach, wenn er seinen Eid brechen würde, den Kirchenbann über ihn aus, und Gaveston entfernte sich, vom König (7. Juni) noch reich beschenkt und bis Bristol begleitet, (26. Juni) nach Irland, um hier durch die Statthalterstelle über seinen Verlust getröstet und entschädigt zu werden. Auch erwarb er sich daselbst durch mehrere glückliche Gefechte gegen die Eingebornen kriegerischen Ruhm, arbeitete aber dennoch an seiner Zurückberufung an den Hof. Der König berief indessen ein zweites Parlament, um eine Steuer zu erhalten, aber die Gemeinen verlangten, daß vor der Bewilligung derselben ihre zahlreichen Beschwerden abgestellt werden müßten. Diese bestanden hauptsächlich darin, daß die königlichen Einkäufer die Lebensmittel nähmen, ohne genügende Sicherheit für die Zahlung zu leisten, daß der König die Abgabe von Wein, Tuch, und andern Einfuhrartikeln gesteigert, und dadurch den Preis um ein Drittel erhöht habe, daß durch die Münzverschlechterung alle Bedürfnisse theuer geworden seyen, daß die Richter des königlichen Hofes in Sachen richteten, die nicht vor ihr Forum gehörten, und ihre richterliche Gewalt auf weiter als die Verge (Bannmeile von zwölf Lieues um des Königs Person) ausdehnten, daß keine Schreiber da seyen um die Bittschriften der im Parlament versammelten Gemeinen in Empfang zu nehmen, daß in bürgerlichen Rechtshändeln Befehle unter dem königlichen Insiegel (Cabinetsbefehle) zur Störung des Rechts erlassen würden, daß Verbrechern mit großer Leichtigkeit Begnadigung gegeben würde, daß die Beamten der königlichen Schlösser (Schloßvögte) sich anmaßten Recht zu sprechen, daß von den Fiskalen selbst da, wo appellirt worden wäre, Confiskation vollzogen würde. Nach dreimonatlicher Vertagung des Parlaments stellte Eduard die in diesen Beschwerden gerügten Uebelstände ab, mit Ausnahme des Eingangszolls, den er zwar für den Augenblick aufhob, aber schon im folgenden Jahr wieder erheben ließ.

Eduard war nur darauf bedacht Gaveston zurückzurufen. Als er durch Bitten beim Papste es dahin gebracht hatte, daß Clemens V. den Bannfluch, der auf Gaveston's Rückkehr gelegt war, aufhob, rief er ihn eilig aus Irland zurück, begleitete ihn wie im Triumph nach Langley in Herefordshire (16. Juli), und vermochte das in Stamford versammelte Parlament (26. Juli) die Erlaubniß daß er in England bleibe zu ertheilen. Aber der Haß des Adels hatte sich nicht gelegt und wurde durch Gaveston selbst noch mehr gereizt. Er gab dem Grafen von Lancaster den Namen des alten Schweins, oder auch des Comödianten, nannte den Grafen von Pembroke Joseph den Juden, den Grafen von Glocester den Hahnreivogel, und den Grafen von Warwick den wilden ardennischen Eber. In kostbaren Festen erschöpfte Eduard den Schatz, und als er ein Parlament nach York (18. Okt.) berief, weigerten sich die Großen zu erscheinen, kamen aber, als sie der König wiederholt einberief, bewaffnet nach Westminster (1310 Febr. 28.), und Gaveston entwich. Nun stellten ihm die Barone vor, daß der Staat und sein eigenes Haus so schlecht verwaltet wären, daß man schlechterdings auf Mittel denken müßte, diesem Uebel abzuhelfen. Es schiene ihnen das einzige, daß der König einem vom Parlament ernannten Ausschuß das Geschäft überlasse, eine Ordnung für das Regiment des Staates und des Hauses zu machen. Diese Commission (the Ordainers) von sieben Prälaten, acht Grafen, und sechs Baronen, wurde (16. und 20. März) niedergesetzt, um, ohne dadurch einen den Rechten der Krone nachtheiligen Gebrauch herzustellen, binnen anderthalb Jahren den königlichen Hofstaat zu ordnen und den Beschwerden des Volks abzuhelfen. Während diese Herren ihr Geschäft weiter verfolgen würden, hatte Eduard, froh darüber daß ihre ersten sechs noch bei seiner Anwesenheit gegebenen und von ihm selbst (2. Aug.) genehmigten Artikel nur eine Beschränkung der königlichen aus den Domänen fließenden Einnahme, wovon ein Theil zur Abzahlung seiner Schulden gebraucht werden sollte, der andere Theil zu seinem Unterhalt, eine Bestätigung der Magna Charta, deren streitige und zweifelhafte Punkte von dem Ausschuß ausgelegt werden sollten, die Aufrechthaltung der kirchlichen Rechte, und Aehnliches, aber Nichts gegen Gaveston, enthielten, einen Zug gegen Schottland unternommen. Unterwegs kam Gaveston wieder zu ihm (Okt. 1.), wurde wieder mit Gunstbezeugungen beehrt, und nachdem weiter nichts als ein Zug bis an den Forth unternommen worden war, als Feldherr für das nächste Jahr bestimmt. Aber

Bruce's Vorsicht gab ihm keine Gelegenheit durch eine glänzende Waffenthat die Gunst der Nation zu gewinnen.

Als nun die andern von den Ordnern aufgestellten einundvierzig Artikel dem Könige (1311 Aug. 8.) übergeben wurden, welche den bisherigen Verwirrungen in der Besteuerung, in der Veräußerung der Domänen, in der Rechtspflege, u. s. w. Einhalt thun sollten und freilich auch wohl thaten, nur daß die Gewalt der Barone dadurch ungebührlich hoch über den König gehoben wurde, war auch die ewige Verbannung Gaveston's vom ersten November ausgesprochen und er wenn er sich wieder auf königlichem Gebiete treffen lasse für einen Feind der englischen Nation erklärt. So sehr auch die übrigen Punkte die königliche Gewalt beeinträchtigten, so war doch dieser für den König der empfindlichste, und erst nach langem Widerstreben gab er, da die Barone schlechterdings nicht nachgaben, seine Zustimmung zu diesen Artikeln und Gaveston's Entfernung. Doch erklärte er (5. Okt.), daß er dieß nur mit dem Vorbehalt thue, daß keiner dieser Punkte für die Rechte der Krone schimpflich sey und die Vollmacht der Ordner überschreite. Dann schied er (1. Nov.) in Thränen von Gaveston, der nach Frankreich und Flandern ging aber schon vor Weihnachten wieder mit Eduard zu York zusammentraf. Der König (1312 Jan. 18.) ließ bekannt machen, Gaveston sey auf Befehl des Königs zurückgekehrt und wolle als ein getreuer und rechtschaffener Unterthan seine Unschuld gegen seine Ankläger behaupten. Auch gab er ihm (24. Febr.) alle seine Ehren und Güter zurück. Dieser offenbare Bruch seines erst gegebenen Wortes gab den Baronen ein leichtes Spiel gegen ihn; sie konnten offen sagen, daß man allen seinen Versprechungen nicht mehr trauen könne; es sey leicht einzusehen, daß er nach einer despotischen Herrschaft trachte, und da das ganze Volk dabei interessirt sey, so müsse man gemeinschaftlich Maaßregeln zur Abhülfe treffen. Vergebens suchte der König den Sturm dadurch zu beschwören, daß er öffentlich bekannt machte, er wolle die einundvierzig Artikel halten. Selbst die Königin klagte gegen ihren Vater Philipp über Gaveston's nachtheiligen Einfluß auf ihren Gemahl.

Um aber nicht auf halben Wege stehen zu bleiben, verbanden sich auf Anrathen des Grafen von Lincoln, den körperliche Schwäche ans Lager fesselte, die Grafen von Lancaster, Warwick, Pembroke, Arundel, Hereford, Warenne, der Erzbischof von Canterbury, und viele andere Prälaten und Barone, zur Ergreifung der Waffen, unter

dem Vorwand Kirche und Staat zu schützen. Lancaster, Enkel Heinrich's III., sollte ihr Anführer seyn, ein ansehnliches Heer wurde unter dem Vorwand eines Turniers schnell zusammengezogen, ohne daß Eduard, der sich fortwährend zu York befand, etwas that sie daran zu hindern. Vielmehr verletzte er gerade damals wieder einen der vierzig Artikel, indem er ohne Erlaubniß der Ordner dem Bischof von Lichfield die Würde des Großschatzmeisters verlieh. Da rückten auf einmal die Truppen Lancaster's (5. Mai) vor Newcastle, wohin er von York ausgegangen war, und nur um wenige Stunden früher gelang es ihm, mit Gaveston über Tynmouth nach Scarborough zu fliehen, wo er im festen Schlosse seinen Günstling ließ, hoffend ihn dort sicher verwahrt zu haben, er selbst eilte nach York zurück um hier ebenfalls die Waffen zu ergreifen. Lancaster postirte sich hierauf zwischen York und Scarborough, und ließ durch die Grafen von Surrey und Pembroke den letzten Ort belagern. Eduard's Befehle sich zurückzuziehen wurden nicht geachtet, und da der Platz obgleich an sich fest mit Lebensmitteln und andern Bedürfnissen gar nicht versehen war, so ergab sich Gaveston (17. Mai) unter der Bedingung, daß er, wenn bis zum ersten August kein Vergleich zu Stande komme, wieder in den Besitz von Scarborough gesetzt werden sollte; auf jeden Fall sollten nur die Pairs seine Richter seyn. Der Graf von Pembroke und Lord Heinrich Percy verbürgten sich dem Könige für sein Leben, und Pembroke wollte ihn nach seinem, des Gefangenen, eigenen Schlosse Wallingford bringen. Aber als er ihn unterwegs zu Dodington gelassen hatte, bemächtigte sich seiner der Graf Guy von Warwick, sein Todfeind, und brachte ihn nach dem Schlosse Warwick. Hier wurde berathen, was man mit ihm thun solle; der Antrag ihn freizulassen verworfen, weil „man den Fuchs wieder jagen müsse, wenn man ihn habe laufen lassen", und beschlossen ihn hinzurichten. Dieses der Capitulation zuwiderlaufende Urtheil wurde, nachdem Gaveston seine früher oft bewiesene Mannhaftigkeit durch verächtliches Bitten um Gnade zu den Füßen des Grafen von Lancaster befleckt hatte, zu Blacklowhill im Gerichtsbezirk desselben Grafen (Juni 19.) vollzogen. Es ist unleugbar, daß Gaveston das Opfer des Hasses der einheimischen hohen Barone wurde, welche es gewaltig entrüstete, daß er, der Ausländer, der Dienstadelige, zu den höchsten Ehren erhoben sey, das Vertrauen des Königs genieße, und alle Angelegenheiten leite. Verschwendung, Leichtsinn, und Hochmuth scheinen die einzigen erweislichen Fehler Gaveston's

gewesen zu seyn; sein geistiges Uebergewicht über die Barone, sein durch körperliche und geistige Vorzüge bedingter Einfluß auf den König, der durch ihn zur Ueppigkeit und Verschwendung mag verführt worden seyn, war seine ganze Schuld, und die einer liebenden Zärtlichkeit gleiche Freundschaft, mit welcher Eduard an seinem Jugendgespielen hing, stürzte ihn in seinen Tod.

So entrüstet aber auch Eduard über Gaveston's Hinrichtung war, so fand er sich doch ganz außer Stand, die übermüthigen Barone zu strafen. Noch ehe er ein Heer zusammenbrachte, rückten sie ihm so nahe, und äußerten sich mit solcher Festigkeit, daß er der Vermittlung des Papstes und des Königs Philipp Gehör gab, vielleicht auch durch die Geburt (13. Nov.) eines Sohnes milder gestimmt wurde, und gegen die Zurückgabe des in Newcastle geraubten Vermögens Gaveston's, gegen Abbitte und Erklärung, daß sie blos die Mißbräuche zu reformiren zusammengetreten seyen, ihnen volle Amnestie (20. Dec.) gewährte. Doch erst im folgenden Jahre (1313 Febr. 7.) konnte er zur öffentlichen Erklärung hierüber in vollem Parlamente vermocht werden.

Jetzt erst wurde der bisher zwar nicht aufgegebene aber doch nur matt betriebene Krieg gegen Schottland ernstlich angegriffen. Bruce hatte stete Fortschritte gemacht, von Douglas, von seinem Bruder Eduard, mit Kraft unterstützt; er hatte an dem Macdougal, der ihn auf seiner Flucht angegriffen hatte, Rache genommen (Aug. 1308), die geistlichen Großen erkannten ihn, trotz der vom Erzbischof von St. Andreas ausgesprochenen Bannflüche, für ihren Landesherrn, und die Stände erklärten einstimmig, Eduard's I. zu Gunsten Baliol's geschehener Ausspruch sey ungerecht gewesen, und der rechtmässige Erbe wäre Robert Bruce, der Großvater des Königs, gewesen. Der Einfall Eduard's II. und Gaveston's hatte gar nichts ausgerichtet und was Schottland durch Verwüstungen leiden mochte, wurde den Engländern durch Einfälle in die nördlichen Provinzen reichlich vergolten. Eine Festung nach der andern fiel in Robert's Hände. Ein Bauer, William Binnock, verbarg einige Bewaffnete in dem Heu, das er in das Thor von Linlithgow fuhr; diese überwältigten die Wache, hielten sich so lange, bis ihre Freunde ihnen zu Hülfe kamen, und bemächtigten sich so des Schlosses. Vor Perth warf sich Bruce selbst, ging mit einer Leiter auf der Schulter durch den ihm bis ans Kinn gehenden Wassergraben, und war der zweite auf der Mauer. Ein Franzose, der in der schottischen Armee war, erstaunt

über den Edelmuth des Königs, der sich um eines elenden Nestes willen solcher Gefahr aussetzte, war ihm vorausgeeilt. An der Fastnacht (1313 Febr. 28.) erstieg, während die Besatzung der Lust des Festes hingegeben war, Douglas mit den Seinen, auf Händen und Füßen herankriechend, mit dunkeln Mänteln ihre Rüstungen verdekkend, so daß sie die englischen Wachen für eine Heerde Rinder hielten, die von der Weide abgekommen wären, das starke Schloß Roxburgh. Wetteifernd mit ihm an Tapferkeit hatte Thomas Randolph, Neffe des Königs, erst nach Eduard's I. Tod wieder auf der Seite des Königs, das noch stärkere Schloß Edinburg, unter der Leitung eines gemeinen Soldaten, der ihn einen Weg an dem Abhang hinanführte, bei nächtlicher Weile erstiegen (1313 März 14.). Eduard Bruce hatte Rutherglen und Dundee weggenommen. Nun hatte sich Eduard vor Stirling gelegt, der einzigen bedeutenden Festung, die noch in den Händen der Engländer war. Philipp von Mowbray, der sie vertheidigte, hatte aus Mangel an Lebensmitteln endlich erklärt, er wolle sich ergeben, wenn er nicht vor St. Johann des Täufers Tag im nächsten Sommer (1314) entsetzt würde. Da beschloß König Eduard, der mit seinen Großen sich damals vertragen hatte, einen großen Heereszug, zu welchem selbst Wales und Irland entboten wurden. Das Heer wurde in Berwick am 11. Juni 1314 zusammengezogen. Aber die Grafen von Lancaster, Arundel, Hereford, und Warwick, versagten die Heeresfolge und entzogen ihm dadurch einen großen Theil seiner Kraft. Dennoch belief sich das Heer auf 40,000 zum Theil ganz in Stahl gepanzerte Reiter, aus 27,000 Fußgängern, und eine nicht näher bestimmbare Anzahl Irländer unter sechsundzwanzig Häuptlingen. Es war das größte Heer, das bisher ein englischer Monarch gegen Schottland geführt hatte.

Mit Sorge und Bangigkeit sah Robert Bruce einen Entscheidungskampf herannahen, der alle seine mühsam bisher errungenen Vortheile mit einemmal vernichten konnte, und dem er nach der gewöhnlichen Ansicht nicht gewachsen war. Denn wenn auch die Ueberlegenheit der schweren Reiterei seit der Schlacht von Courtray anfing nicht mehr so gefürchtet zu werden, und er selbst zu der Ansicht gekommen war, daß ein wohlbewaffnetes und geordnetes Fußvolk selbst einer überlegenen Anzahl Reiter gewachsen seyn dürfte, so blieb immer noch der anerkannte Vorzug der englischen, von Jugend auf geübten, Bogenschützen und endlich die Ueberzahl der Streitkräfte selbst, die unbestreitbar bei den Engländern sich auf ohngefähr hun-

derttausend beliefen, während die Schotten nur etwa halb so viele waren. Diesen Nachtheilen suchte der König durch eine vortheilhafte Stellung zu begegnen. Er deckte die Fronte seines Heeres durch einen Sumpf, lehnte den rechten Flügel an den ganz unzugänglichen Bach Bannockburn, der sich zwischen steilen, felsigen Ufern dahinwälzt, und schützte seinen linken, scheinbar bloßgestellten Flügel durch viele Reihen von Wolfsgruben, die so gedeckt waren, daß ein einzelner Mann darüber gehen konnte, ein Reiter aber durchbrach. Auch waren Fußangeln, um die Pferde zu lähmen, in dieser Richtung ausgestreut. Hierauf stellte er (am 22. Juni) sein Heer so, daß die erste Linie aus drei Haufen Speerträgern unter Eduard Bruce, der den rechten, James Douglas und Walter, dem Stewart von Schottland, die den linken, und Thomas Randolph, der das Centrum befehligte, bestand, die zweite Linie aus einer großen Reihe von Orkneyinsulanern, welche der Fürst der Inseln, Leuten aus Carrick, Argyle, und Cantire, die er selbst kommandirte, zusammengesetzt war, hierauf das Gepäck und der Rest des Heeres zu stehen kam. Schon an diesem Tage gab es hitzige Vorpostengefechte, in deren einem der König selbst seine persönliche Tapferkeit zeigte. Ein englischer Ritter, Sir Henry von Bohun, der mit eingelegter Lanze auf den König ansprengte, wurde von ihm, der schnell seinen kleinen schottischen Klepper auf die Seite wandte, mit einem einzigen Streich seiner Streitaxt zu Boden geschlagen, als ein günstiges Vorspiel für den Hauptkampf selbst. Am Morgen vor St. Johannistag (23. Juni) rückte das ungeheure englische Heer, das Eduard selbst befehligte, gegen die Schotten heran. Auf einer Anhöhe las Moriz, Abt von Inchaffray, eine Messe für die Seinen, und durchschritt dann mit dem Kruzifix die Reihen, sie zum Gebet aufzufordern. Wie sie niederfielen, riefen einige Engländer aus: Sie flehen um Gnade! „Täuscht euch nicht, sprach Ingram Umfraville, ein Schotte der in den Reihen der Engländer focht, sie bitten um Gnade, aber um die Gnade Gottes.“ Nun ließ Eduard zum Angriff blasen.

Der von den Reitern unter den Grafen von Gloucester und Hereford auf den linken Flügel der Schotten gerichtete Angriff wurde geworfen, die Reihen der Speerträger hielten unerschüttert Stand, und der Sturz vieler Reiter in den Wolfsgruben brachte Verwirrung unter diese ganze Abtheilung. Dagegen hielt das englische Fußvolk den Angriff der Schotten nicht blos aus, sondern ihre Pfeile fingen auch unter den Reihen der Feinde zu wirken an, als Bruce

dem Marschall Robert Keith mit einigen hundert Reitern dem feindlichen Fußvolk in die Flanke zu fallen gebot. Hierdurch begann die Verwirrung unter diesen einzureißen, und Eduard vermochte nicht schnell genug frische Schaaren herbeizuführen. Bruce aber benützte den günstigen Augenblick, brach mit dem zweiten Treffen hervor, erschütterte was bis jetzt noch Stand gehalten hatte, und da die Troßknechte in diesem entscheidenden Zeitpunkt auf den Hügel im Rücken des schottischen Heeres, aus Neugierde um den Gang der Schlacht zu sehen, hinaufliefen, und wie sie Tücher und Pferdedecken schwangen von den Feinden für ein neues mit fliegenden Fahnen anrückendes Heer angesehen wurden, so ergriff ein panischer Schrecken das ganze Heer und die Schlacht war gewonnen. Der Bach von Bannockburn war fast ausgefüllt und überbrückt von Erschlagenen und Ertretenen, nicht minder wenige ertranken im Forth, und das Schlachtfeld sah eine weite Reihe von Leichen. Nicht weniger als 27 Barone waren erschlagen, unter denen der junge und tapfere Graf von Glocester, und der berühmte Ritter Robert Clifford oben anstanden. Zweihundert Ritter und siebenhundert Adelige ohne Ritterschlag, worunter die edelsten Namen waren, und an 30,000 Gemeine lagen erschlagen. Eduard selbst, der kein Feigherziger war, wurde nur mit Mühe von dem Grafen von Pembroke von dem Schlachtfelde fortgerissen, und entkam von Douglas verfolgt kaum in das Schloß Dunbar, wo ihn der Graf von March gastlich aufnahm, und in einem Fischernachen fast allein nach Berwick führen ließ. Ein großer Reichthum an Geld und Geldeswerthe, Lebensmittel aller Art, Kriegsmaschinen, u. a. fiel in die Hände der Sieger, deren Verlust sehr gering war. Bruce benützte diese Gelegenheit, um seine noch in englischer Gefangenschaft schmachtenden Verwandten auszulösen. Ein Versuch auch wurde gemacht, Eduard's Anerkennung seiner Herrschaft zu erhalten, und als diese fehlschlug, begann der durch Stillstand etwas eingehaltene Krieg abermals und wurde nun England von den Schotten angegriffen. Um aber Unfälle wie nach dem Absterben Alexander's III. zu verhüten wurde (1315) die Erbfolge so festgesetzt, daß auf König Robert, der damals noch keinen Sohn hatte, zuerst sein Bruder Eduard und dessen Nachkommenschaft, wenn aber diese erloschen, Robert's Tochter Marjory (Margaretha) die an Walter den Stewart (Seneschall, Haushofmeister der Könige) vermählt war, folgen sollte. Dieß änderte sich aber durch Eduard's in seinem Versuch König von Irland zu werden, nachdem er auch wirklich

(1316 Mai 2.) gekrönt worden war, ihn ereilenden Heldentod (1318 Okt. 5.), wodurch die Herrschaft der Engländer obgleich keineswegs fest doch ohne Mitbewerber war. Der Krieg mit England, einigermaßen auch durch die fürchterliche Hungersnoth und Seuche, die fast in allen Ländern wütheten, unterbrochen, wurde von den Schotten, besonders durch Douglas und Randolph, in glücklichen Streifzügen fortgeführt. Die wichtigste Unternehmung war (1318 März 28.) die Ueberrumpelung und Einnahme der festen Stadt Berwick, die selbst Eduard II. sorgfältig zu hüten nicht unterlassen hatte. Robert Bruce setzte den feindlichen Schwertern einen eben so festen Sinn entgegen, als den päpstlichen Bullen, mit denen Johann XXII., durch englischen Einfluß bewogen, Stillstand und Bannfluch aussprach. Die päpstlichen Boten, schon vorher auf englischem Boden ausgeplündert, kamen endlich zu König Robert, dem sie offene und versiegelte Schreiben überbrachten. Er ließ die offenen Schreiben vorlesen, weigerte sich aber die versiegelten zu erbrechen, weil sie nicht an den König, sondern an den Herrn Robert Bruce Regenten in Schottland überschrieben waren. "Diese, sagte er, eröffne ich nicht. Ich habe Unterthanen von demselben Namen wie ich, und einer oder der andere mag Theil an der Regierung haben. An einen von ihnen mag des heiligen Vaters Schreiben gerichtet seyn, aber nicht an mich, der ich König von Schottland bin." Vergebens suchten die Nuncien alle möglichen Vorstellungen auf den König zu bewegen. Robert blieb unerschütterlich und es blieb den Nuncien nichts als die Rückkehr nach England übrig. Hier ließ sich aber der Minoriten Guardian zu Berwick, Adam Newton, bewegen, die Bullen nach Schottland zu bringen. Er ließ sich zuerst sicheres Geleite geben, kam unter demselben zwar vor Robert's Augen, konnte ihn aber eben so wenig vermögen, die Schreiben anzuhören. Er proklamirte dann im Namen des Papstes einen zweijährigen Waffenstillstand, fand aber bei den Kriegsleuten damit so wenig Gehör, daß er für sich besorgt zu werden anfing, und um eine Erlaubniß zur weitern Reise nach dem innern Schottland oder um sicheres Geleit zur Heimkehr anhielt. Beides wurde ihm versagt, und er mußte auf eigne Gefahr heimkehren. Auf diesem Wege wurde er von Räubern überfallen, welche ihm Alles nahmen, die Bullen zerrissen, und ihn so zwar beraubt doch unversehrt heimschickten. Der Mönch kehrte dennoch im stolzen Wahn, seinen Auftrag ausgerichtet zu haben, nach Berwick zurück. Papst Johann war auch nicht so leicht abzuschrecken, er erneuerte

seine Bannflüche gegen Bruce und seinen Anhang, und gebot (1319) den Bischöffen von York und London sie alle Sonn- und Festtage mit üblichem Ceremoniel bekannt zu machen. Nun aber nahm es das **Parlament** auf sich, dem Papst (1320 April 6.) **zu erklären**, daß ihre Rechte von England ganz unabhängig wären. Sie begannen mit ihrer alten Abstammung von Scota, der Tochter König Pharaos, mit der Bekehrung der Nation durch den Apostel Andreas, und mit den Namen ihrer alten, fabelhaften Könige. Nach diesen historischen Behauptungen, gegen welche dem Papst etwas aufzubringen kaum möglich seyn konnte, kamen sie auf Eduard's Einmischung in ihre Angelegenheiten, verglichen diese Zeit mit der ägyptischen Knechtschaft, und ihren Befreier aus derselben mit einem Josua und Maccabäus, und erklärten, daß Bruce ihr König wäre durch das Recht des Blutes, durch das Verdienst, und durch freie Anerkennung des Volkes, daß sie aber ihm die Lehnspflicht verweigern würden, wenn er sich England jemals fügen würde. Sie baten den Papst, als Statthalter Gottes auf Erden, den König von England zu bewegen, sie in Ruhe zu lassen, da sie weiter nichts wollten, erinnerten ihn an seine Pflicht die christlichen Völker in Friede zu erhalten, damit ein allgemeiner Kreuzzug möchte unternommen werden, schlossen, indem sie alle Unfälle, die in diesem Krieg ferner vorkommen möchten, ihm aufs Gewissen legten, versicherten den Papst endlich ihres geistlichen Gehorsams, und überließen die Vertheidigung ihrer Sache dem Gott der Wahrheit, der ihnen Kraft geben wolle, die Anschläge ihrer Feinde zu nichte zu machen. Diese feste und männliche Sprache muß auf den Papst einen solchen Eindruck gemacht haben, daß er jetzt nur den Ausgang weltlicher Unternehmungen abwartete, um sich zu entscheiden. Eduard, den der Verlust von Berwick schmerzte, hatte schon 1319 einen Verlust gemacht es wieder zu erobern, aber der tapfere Widerstand des Stewart's Walter, der den Ort vertheidigte, und eine Diversion, die König Robert in York machte, wobei der Erzbischof von York (1319 Sept. 20.) in der sogenannten weißen Schlacht geschlagen wurde, hatte ihn genöthigt die Belagerung aufzuheben, und einen zweijährigen Waffenstillstand abzuschließen. An der unterdessen von David von Brechin und William von Soulis zu Gunsten des letztern gemachten Verschwörung, welche den König Bruce stürzen sollte, war Eduard wohl eben so wenig unwissend, als Robert an dem Aufstand des Grafen von Lancaster, der diesem (1322) das Leben kostete. Eduard fiel daher (1322 Aug.) mit einer stattlichen

Armee in Schottland ein, konnte aber keinen Feind zu Gesicht bekommen, obgleich er bis Edinburg vordrang. Mangel an Lebensmitteln zwang ihn zur Heimkehr, und jetzt folgte ihm Robert, und schlug ihn bei Biland Abbey. Nun wurde zu Berwick ein dreizehnjähriger Waffenstillstand (1323 Juni 7.) geschlossen, in welchem Bruce den Titel König erhielt, und um dieselbe Zeit ertheilte ihm auch Papst Johann XXII. den Königstitel. Zugleich schloß sein Gesandter Randolph ein Offensiv- und Defensivbündniß mit Frankreich ab, das für die folgende Geschichte Schottlands höchst folgenreich gewesen ist.

Nun zuerst nach langen Kriegszeiten genoß Schottland einige ruhige Jahre, in welchen durch die Geburt von Robert's Sohn David die Erbfolge näher bestimmt wurde; auf dem deßhalb gehaltenen Parlament (1326 Juli) zu Cambuskenneth wurden zuerst Abgeordnete von den königlichen Städten zugelassen: auf David Bruce und sein oder seiner Kinder Absterben sollte nun Robert Stuart, der Sohn seiner Schwester, folgen; dem König wurde eine bestimmte Abgabe vom ganzen Lande gesichert. Die in England von der Königin Isabella ausgeführte Revolution, wodurch ihr Gemahl entsetzt und ihr Sohn Eduard (1327) erst als Regent, nach dem baldigen Tod des Vaters aber als König die Regierung übernahm, bewog Robert, den Waffenstillstand zu brechen, und ein Heer von 25,000 leichten Reitern unter Randolph und Douglas (1327 Juni) in England einfallen zu lassen. Der junge König von England wollte mit einem 60,000 Mann starken Heere sie aufsuchen, konnte nur in den rauchenden Ruinen der Dörfer und Flecken ihre Spur finden, bot ihnen in ihrer festen Stellung am Flusse Wear eine Schlacht, wäre (4. Aug.) von Douglas beinahe selbst gefangen worden, und mußte endlich, da die Verfolgung des leichtberittenen Feindes seinem Heere unmöglich war, wieder heimkehren und sein Heer (15. Aug.) entlassen. Nun vermittelte Mortimer einen Frieden, der (1328 März 17.) zu Edinburg abgeschlossen und vom englischen Parlament (4. Mai) zu Northampton bestätigt, und durch die Verheirathung von Eduard's Schwester Johanna mit Robert's Sohn David befestigt wurde. Alle Ansprüche Englands auf Schottland wurden aufgegeben, alle entführten Dokumente und Instrumente der königlichen Gewalt zurückgestellt, beide Könige versprachen die Rebellen des andern Reiches nicht zu unterstützen, der Stein von Scone sollte wieder zurückgebracht, und die in Schottland begüterten englischen Großen ihre Lehen

und Güter daselbst wieder erhalten. Nur die beiden letzten Punkte konnten nicht vollzogen werden, im Uebrigen trat Ruhe ein, und König Robert konnte sich rühmen, noch vor seinem Ende (gest. 1329 Juni 7.) rühmen, Schottland durch seine Kraft und Klugheit zu einem geachteten und furchtbaren Reiche gemacht, und das vorher schwache, und durch Unterschied der Volksstämme und der Stände gehinderte Nationalgefühl mächtig und warm hervorgerufen haben. Seine Regierung, bei weitem vor- und rückwärts in Schottland die bedeutendste, hebt sich auch im Vergleich mit andern Völkern zu seinem Vortheil hervor, und er wird einstimmig unter die ausgezeichnetsten Männer seines Jahrhunderts gerechnet.

XXI. Heinrich VII. und Italien.

Italien. Mailand. Matthäus Visconti. Guido della Torre. Heinrich VII. Hoftag zu Speier. Johann König von Böhmen. Heinrich's Zug nach Italien. Aussöhnung zwischen Welfen und Gibellinen. Aufstand der Welfen. Sturz der della Torre. Matthäus Visconti wird Reichsvicar. Welfen und Gibellinen in Florenz. Schlacht am Arbia. Zunftwesen in Florenz. Friedenswerk des Cardinals Latino. Die Prioren in Florenz. Die Pisaner bei Meloria geschlagen. Ugolino in Pisa. Der Gonfaloniere der Gerechtigkeit. Giano della Bella vertrieben. Der Adel gegen das Volk. Blüthe der Stadt. Die Weißen und Schwarzen. Karl von Valois in Florenz. Verbannung der Weißen. Unruhen durch Messere Corso Donato. Messere Corso's Untergang. Verhältniß des Reichs zu Florenz. Heinrich's Zug von Pisa. Einzug in Rom. Heinrich im Lateran gekrönt. Heinrich verläßt Rom. Angriff auf Florenz. Verurtheilung König Robert's. Heinrich's VII. Tod.

Wie sich Schottland der Uebermacht Englands erwehrte, wie sich die flandrischen Städte den Franzosen kühn entgegenstemmten, wie die Eidgenossenschaft der Waldstätte sich der Usurpation der Landvögte erwehrte, — lauter gleichzeitige Ereignisse, — eben so zeigte sich in **Italien**, das dem Reiche angehörte, ein Bestreben, sich von der Willkühr loszureißen, die auf verschiedene Weise sichtbar wurde. Gegen den Kaiser selbst zu fechten, sich vom Reiche loszureißen, war eigentlich nicht mehr vonnöthen, denn dieser Zusammenhang war ohnedies nur noch dem Namen nach vorhanden; dagegen waren an die Stelle der kaiserlichen Macht andere Gewalthaber getreten, deren Ansprüche nun mit dem Aufstreben der bürgerlichen Gemeinden in verschiedener Weise in Konflikt traten. Aber der Ausgang war nicht überall von gleicher Art. Gemeinschaftlich blieb diesen Staaten nur der Kampf gegen das Ausland, das von ihnen, es mochte deutschen oder französischen Stammes seyn, auf gleiche Weise bekämpft wurde. Durch dieses gemeinsame Interesse bildete sich gegen das Ende des Mittelalters eine gewissermaßen natürliche Verbindung der außerdem unter sich stets uneinigen und eifersüchtigen Staaten.

Aus dem Reiche hervor ging hauptsächlich Mailand und Florenz, beide nach und nach die Häupter der Lombardei und Toskana's. **Mailand** war schon unter den alten Kaisern, den Saliern und den Hohenstaufen, die bedeutendste Stadt des Reiches der lombardischen Krone, und die beiden Friedriche hatten es zwar in Schlachten, aber niemals im Kriege besiegt. Nach der großen Niederlage von Cortenuova war die Macht Mailands dennoch nicht so weit gebrochen,

um eine Unterwerfung auf Gnade und Ungnade einzugehen, und die Ausdauer bewies sich heilsam. Der Kampf gegen den Gibellinenhäuptling Ezzelin da Romano wurde von Martin della Torre, Anzian und Herr von Mailand, durch seine Niederlage und Gefangennehmung an der Brücke über die Adda (1260) siegreich beendigt, und die Macht des Hauses della Torre mit Festigkeit und Klugheit gesichert. Aber als nach Martin's (st. 1263) und seines Bruders Philipp Tod (1265) Napoleone della Torre in seiner Gewaltherrschaft so weit ging, zur Rache für den Mord seines Bruders Paganino vierundfünfzig Adelige aus Mailand und Pavia hinrichten zu lassen, konnte der vertriebene Erzbischof Otto, Haupt des früher mächtigen Geschlechts der Visconti, seine gewaltsame Rückkehr mit Erfolg betreiben. In der Schlacht bei Desio wurden die Torrianen fast alle getödtet oder gefangen, Napoleon, der unter den letztern sich befand, in einen hölzernen Käfich auf der Burg Boradello (1277 Jan. 21.) eingesperrt, und nun von dem in Mailand gegen die torrianische Partei sich empörenden Volke die Visconti zur Rückkehr eingeladen. In feierlichem Einzug kehrte der Erzbischof Otto mit seinen Verwandten und vielem Adel (Jan. 22.) zurück, wurde zum Aeltesten (Herrn, Signore) gewählt, setzte den Podesta oder Blutrichter, der meistens ein Auswärtiger war, und den Volkshauptmann ein (capitano del popolo), welche Stelle des Erzbischofs Großneffe, Matthäus Visconti, (1285) erhielt, und bemühte sich die Stadt im Innern in guter Ordnung zu halten und gegen die draußen sich mit den Feinden Mailands verbindenden Torrianen zu schützen, aber auch die Macht seines Hauses zu erhalten und zu stärken. Die auf den St. Agnes- und St. Vincenztag fallenden Feste des Hauses Visconti wurden nun Feste der Stadt, und die Heiligen dieser Tage reihten sich neben den ehemals alleinigen Schutzpatron Mailands, den heiligen Ambrosius. Ja, Matthäus erhielt sogar von König Adolf (1294 Mai 3.) die Statthalterschaft über die ganze Lombardie, von den Mailändern selbst um die Uebernahme dieser Stelle gebeten. Da starb (1295 Aug.) der achtundachtzigjährige Erzbischof Otto, der mit Ausdauer, Klugheit, Entschlossenheit, und Mäßigung, die Größe seines Hauses geschaffen hatte, und Matthäus, von Albrecht (1298) als Reichsvicar bestätigt, rücksichtslos nur seinem Streben nach Größe Gehör gebend, reizte alle seine Nachbarn, Gibellinen und Welfen, so gegen sich auf, daß er (1302 Juni 16.) in die Rückkehr der Torrianen sich fügen und mit seinem ganzen Anhang aus der Stadt

entweichen mußte. Da wurde Guido della Torre, Enkel Napoleon's, Aeltester des Geschlechts, erst (1307) auf Ein Jahr, dann auf Lebenszeit zum Volkshauptmann gewählt, mit unbeschränkter Vollmacht, die Satzungen zu ordnen und neue zu entwerfen, so daß er fast fürstliche Gewalt besaß. Matthäus zog sich ins Ferrarische zurück, wo er unter dem Schutz der Herren von Este, mit denen er durch Heirath seines Sohns Galeazzo verwandt war, ruhig auf die Zeit wartete, wo auch sein Glückstern wieder leuchten würde. Als ihn Guido höhnisch durch einen Diener des Hofes, dem er dafür einen Zelter und einen Pelzrock versprochen hatte, fragen ließ: wie er sich jetzt befinde, und wann er nach Mailand zurückzukehren gedenke? gab er ihm zur Antwort: er befinde sich wohl, denn er wisse sich in die Zeit zu schicken, und weiter: wann das Maaß von Guido's Sünden höher gestiegen sey als die seinigen, so werde er nach Mailand zurückkehren. Wohl erhielt der Bote seinen verheißenen Lohn, und Guido rühmte die Klugheit seines vertriebenen Feindes, aber dennoch nahm er sich das Schicksal desselben nicht zum warnenden Vorbild.

Gerade um diese Zeit war auch jenseit der Alpen der römische Königsthron mit Heinrich von Luxemburg neu besetzt worden. Dieser tapfere, und eben so den Welfen wie den Gibellinen abholde Fürst empfing auf seinem Tag zu Speier (1309) die lombardischen Großen, den Tebaldo de Brusciato aus Brescia und Matthäus Visconti's Abgeordneten, den als Rechtsgelehrten zu Padua lebenden Francesco di Garbagnate, die ihn zum Zug nach Italien und zur Herstellung der kaiserlichen Gewalt in diesen Theilen des Reichs aufmunterten. Die Wahl Heinrich's war ein Werk heimlichen päpstlichen Einflusses. Nach Albrecht's Ermordung hatte sich bereits sein Sohn Friedrich Hoffnung auf die Reichskrone gemacht, aber auch andere Fürsten, von Bayern, Brandenburg, Thüringen, Würtemberg, Anhalt, hatten sich beworben, und Philipp der Schöne glaubte die früher für seinen Bruder Karl gesuchte Würde, jetzt, da er den Papst in seiner Gewalt habe, gewiß zu erlangen. Clemens, der damals noch keinen festen Ort des Aufenthalts hatte, stellte zu Poitiers, wo ihn Philipp aufsuchte, die Empfehlungsschreiben an die Wahlfürsten aus, die aber nur bei Heinrich Erzbischof von Cöln und Johann Herzog von Sachsen Lauenburg günstig aufgenommen wurden, während die andern Fürsten, die auch in den allgemein und unbestimmt gehaltenen Ausdrücken der Briefe die wahre Gesinnung des Papstes er-

kannten, sich dadurch nicht bewegen ließen, der Ehre des deutschen Namens untreu zu werden. Auch sandte Clemens den Fürsten heimliche Botschaft, um sie vor Philipp's Planen zu warnen, und rieth ihnen zur Wahl des tapfern und frommen Heinrich's, Grafen von Luxemburg (Lützelburg). Für denselben wirkte auch schon längst der von Clemens V. (1306) zum Erzbischof von Mainz ernannte Peter Aichspalter, vorher Bischof von Basel, Diener und Freund des luxemburgischen Hauses, der als er um für Heinrich's Bruder Balduin um diese Würde zu bitten nach Frankreich gereist war, bei dem Papste, den er von einer Krankheit heilte, in solche Gunst kam, daß er ihm selbst ohne seine Bitte das Erzbisthum Mainz, dem jungen Balduin aber (1307 März) das Erzbisthum Trier verlieh. Nachdem nun der ganze Sommer ohne eine Zusammenkunft der Fürsten verstrichen war, kam es im Nov. 1308 zu einer Berathung der Wahlfürsten auf dem Königsstuhl zu Rense, wo nach dreitägiger vergeblicher Besprechung (25. Nov.) die, mit Ausnahme Böhmens, sämmtlichen anwesenden Fürsten den Stimmen von Mainz und Trier, die für Heinrich waren, beitraten und ihn hierauf (27. Nov.) zu Frankfurt feierlich wählten und in Aachen (1309 Jan. 6.) ihn und seine Gemahlin Margaretha von Brabant krönten. Der neue König war ein kräftig aber schlank gestalteter Mann, von gutem Aussehen, außer einem sogenannten falschen Blick auf dem linken Aug, bekannt als ein tüchtiger Turnierheld, als einer der Wenigen, die Sicherheit der Straßen zu erhalten wußten, weder den Welfen noch den Gibellinen zugethan, ein Freund der Kirche, und nicht so mächtig, daß er den andern Fürsten Furcht eingeflößt hätte. Er nahm sich der Regierung sofort mit Ernst an, reiste im Lande umher, ergriff wohl hauptsächlich um dem hochstrebenden Haus Oesterreich Abbruch zu thun die Gelegenheit den Waldstätten (1309 Jun. 3.) zu Costnitz die Freiheitsbriefe, die sie von seinen Vorfahren hätten, vorausgesetzt, daß sie ihm und dem Reich treu und gehorsam blieben, zu bestätigen, und ihnen die Freiheit zu geben, daß sie vor kein weltliches Gericht, ausgenommen vor das kaiserliche Hofgericht, berufen werden dürften, wofern sie nur innerhalb der Grenzen ihres Landes dem kaiserlichen Landvogt zu Recht zu stehen bereit seyen. Auch bestätigte er den Schwyzern den von Friedrich II. vor Favenza (1240) ihnen gegebenen Brief, der sie für freie Männer des Reichs erklärte, von dem Rudolf von Habsburg hatte nie etwas wissen wollen. Von dieser Zeit her schreibt sich auch urkundlich gewiß die Freiheit der Eidge-

nossen, die freilich von ihren Gegnern nur für eine Usurpation angesehen wurde.

An den Papst aber ging eine aus den Bischöffen von Basel und Chur, den Grafen von Savoyen, Flandern, und Saarbrück, dem Dauphin von Vienne, und dem Schatzmeister von Metz, Simon de Marville, bestehende Gesandtschaft, ihm die Wahl der Kurfürsten und Heinrich's ehrerbietiges Gesuch um Erhebung zur Kaiserwürde vorzulegen, und Clemens, der den Unmuth Philipp's theils mit dem allerdings ziemlich leeren Versprechen, seinem Bruder Karl zur Krone von Constantinopel behülflich seyn zu wollen, theils mit der Versicherung, Heinrich werde jederzeit ein Freund Frankreichs bleiben und über die Reiche Arles und Vienne nie zum Schaden des französischen Hauses verfügen, zu besänftigen suchte, ertheilte (25. Juli) die Anerkennung Heinrich's als rechtmäßig gewählten Königs und künftigen Kaisers, nachdem vorher die Gesandtschaft den vom Cardinaldiakon Napoleone vorgelesenen Schwur, der römische König wolle den heiligen Vater weder mit seinem Willen noch mit seiner Zustimmung und Ermahnung an Leib und Ehre kränken, in Rom gegen dessen Willen nichts ändern, was von den Ländern der römischen Kirche an ihn gekommen sey oder kommen werde schleunigst zurückgeben, jeden nach der Lombardei und Tuscien zu sendenden Statthalter eidlich zur Vertheidigung des Landes des heiligen Peter und der römischen Kirche verpflichten, und diesen Eid bei seiner Krönung persönlich erneuern, geleistet hatte. Da den Papst zunächst das in Vienne zusammenberufene Concil in Anspruch nahm, so wurde die Krönung Heinrich's auf Lichtmeß 1312 (Febr. 2.) angesetzt.

Heinrich hatte indessen im Reiche umherziehend Huldigung erhalten, Lehen ertheilt, und die Ordnung und Ruhe zu erhalten oder herzustellen gesucht. Die auf den Lehenhof nach Nürnberg vorgeladenen österreichischen Herzoge (Anf. Juli) erschienen daselbst nicht, doch war die Hoffnung nicht verschwunden, daß sie in Speier sich einfinden würden. Unterdessen that sich die Aussicht auf Böhmen zu erwerben. In diesem Lande dauerte der anarchische Zustand noch fort, der nach Wenzel's V. Tod eingetreten war; Heinrich von Kärnthen war zwar von einer Partei gewählt und anerkannt, seine Vermählung mit des letzten Königs Schwester Anna gab ihm ein gewisses Recht, aber der größere Theil des Landes weigerte sich ihn anzuerkennen, wurde durch seine eigenmächtige und ungerechte Verfahrungsweise erbittert, und wandte sich endlich durch den Erzbischof

Johann von Prag geleitet an den neuen König. Am meisten Gewicht gab diesem Gesuch die böhmische Prinzessin Elisabeth, welche ihr Schwager Heinrich mit einem nicht ebenbürtigen Manne hatte vermählen wollen und, weil sie sich dessen weigerte, sie ins Gefängniß gelegt hatte; ihre Hand und die Königskrone boten die Abgeordneten zu Heilbronn (14. Aug.) dem König für seinen Sohn an. Heinrich benützte dieses Anerbieten, um die österreichischen Herzoge, von denen Friedrich mit stattlichem Gefolge zu Speier einritt, nicht sowohl zur Huldigung als vielmehr zum Versprechen des Beistands gegen Heinrich von Kärnthen zu nöthigen, worauf (Sept. 13.) die feierliche Belehnung mit ihren Erblanden und (Sept. 18.) die Achtserklärung der Mörder Albrecht's erfolgte. Auch anderen Trotz wußte Heinrich in seine Schranken zu weisen. Als die Stadt Straßburg durch Abgeordnete die Bestätigung ihrer Rechte und Privilegien für die Herren von Straßburg nachsuchen ließ, erhielten sie weder in Speier noch in Straßburg selbst eine Antwort. Erst wie sie ihm nach Colmar gefolgt waren und auf eine Weisung des königlichen Geheimschreibers sagten: Eure Bürger von Straßburg bitten um Bestätigung; da gab ihnen der König, indem er scherzend sagte, er habe vorher nicht verstanden, wessen Boten sie seyen, da sie von Herren von Straßburg geredet hätten, freundliches Gehör. Auch der übermüthige Graf Eberhard von Wirtemberg, der mit zweihundert Pferden nach Speier gekommen war, mußte sich gefallen lassen, daß die Klagen der Städte über ihn gehört und er aufgefordert wurde, sich zu verantworten, und da er trotzigen Sinnes ohne zu Recht zu stehen wieder von dannen zog, traf ihn und seine in Franken Gewalt und Unrecht übenden Genossen der königliche Achtspruch, den Konrad von Weinsberg mit großer Kraft ausführte.

Während nach diesem Hoftage, der auch die Leichen der beiden Feinde Adolf und Albrecht gemeinsam (29. Aug.) in die Königsgruft zu Speier hinabsenken gesehen hatte, Heinrich seinem früheren Beginnen treu für Recht und Ordnung im Reiche sorgte, wurde von der Partei der böhmischen Elisabeth eine Commission gewählt, welche zur Abschließung des Heirathsvertrags bevollmächtigt wurde und hiezu auf einem Hoftage (15. Juli 1310) zu Frankfurt erschien. Da das Recht der älteren Schwester Anna, der Gemahlin Heinrich's, unstreitig der jüngeren Elisabeth vorgezogen hätte werden müssen, so wurde Heinrich's bisheriges Ausbleiben auf den Lehenhöfen dem Rechte gemäß für Felonie erklärt, und durch den Mainzer

Erzbischof die Böhmen vom Eid der Treue gegen ihn (24. Juli) entbunden. Heinrich schlug wie er schon gethan hatte abermals seinen Bruder Walram zum Bräutigam vor, aber die Böhmen verlangten beharrlich seinen Sohn Johann, der erst vierzehn Jahre alt war. Die zwanzigjährige Prinzessin, groß, stark, von dunkeln Haaren, von Ansehen eher einer schon Vermählten gleich, wurde nach Speier geholt, die Hochzeit (1. Sept.) vollzogen, und Johann mit dem Königreich Böhmen belehnt. Von dem Erzbischof Peter und anderen Fürsten begleitet zog der junge König in sein neues Reich, bemächtigte sich Prags (5. Dec.), verdrängte den Kärnthner Heinrich der noch bis an seinen Tod (1335) den böhmischen Königstitel fortführte, und erhielt (1311 Febr. 7.) die Krönung. Somit begann der Besitz der Luxemburger in Böhmen.

Heinrich aber hatte sich von den italienischen Großen sowohl gibellinischer als welfischer Partei geladen auf den Weg nach Italien gemacht. Die Zersplitterung der Verhältnisse daselbst schienen bei der scheinbar allgemeinen Sehnsucht nach einem geordneten Zustand der Dinge, ein leichtes Gelingen vorherzusagen. Außer der Parteiung in Welfen und Gibellinen waren es auch die Gegensätze des Adels und der Bürger, der Kaufleute und der Handwerker, und der Familien unter sich, welche in dem ganzen ehedem kaiserlichen Italien, das diesen Namen auch wohl jetzt noch führte, einen außerordentlich verwirrten Zustand herbeigeführt hatten. Heinrich glaubte im Stande zu seyn, zwischen diesen Parteien völlige Unparteilichkeit zu bewahren und sie zu vereinen. Hatte ja Guido della Torre ihm sagen lassen: er möge auch ganz ohne Mannschaft kommen; er sey stark genug, um ihn durch ganz Italien zu geleiten. Er bestellte daher sein Haus in Deutschland, indem er seinem Sohn Johann den Titel eines Reichsstatthalters hinterließ, und erwarten konnte, daß Erzbischof Peter, der treue Freund des luxemburgischen Hauses, sich des noch unerfahrnen Jünglings nach Kräften annehmen würde, schloß mit König Philipp ein Bündniß, wodurch er sich nur Sicherheit ohne weitere Vortheile von dieser Seite verschaffen wollte, und schrieb auch an den Papst, er möchte ihm zwei Legaten zusenden, um durch diese, sowohl in deutschen als in italienischen Landen, sein Ansehen zu unterstützen. Zu Hagenau nahm er hierauf (21. Sept.) von seinem Sohn Abschied, und ging dann unter andern von seinem Bruder Balduin, Erzbischof von Trier, begleitet, über Solothurn und Bern nach Lausanne (5. Okt.), wo er die übrigen Fürsten hinbeschieden

hatte. Aber nur Wenige hatten sich eingefunden, außer seinen Brüdern Balduin und Walram waren nur Rudolf Pfalzgraf am Rhein, Leopold Herzog von Oesterreich, die Bischöffe von Basel und Lüttich, und die Grafen von Savoyen und Flandern, nebst einigen Söldnern der Reichsstädte zugegen. Als daher Heinrich, hauptsächlich auf seiner Gemahlin Margaretha Dringen, in einer Versammlung sie ermunterte, im Vertrauen auf Gott den Zug zu beginnen, und ihnen die größten Vortheile und Ehren versprach, da erhuben sich laut abmahnende Stimmen, es sey noch zu frühe zu einem solchen Unternehmen, die deutschen Völker seyen noch nicht bereit, besser sey es noch den Winter abzuwarten, und erst mit Anfang März des kommenden Jahres den Zug zu unternehmen. Allein Heinrich hierdurch nicht abgeschreckt wandte sich zu seiner Gemahlin, umarmte sie, und sagte: sie werde ihn gewiß nicht verlassen, sie werde auf alle Fälle ihn begleiten. Und so lasset denn, fuhr er fort, die Adler fliegen, nach Italien gehe ihr Flug, und mit Gottes Hülfe wird es uns auch an Glück nicht fehlen. So brach er denn mit ohngefähr dreihundert Rittern und eben so viel Fußvolk, den beschwerlichen Weg über die Alpen, den er gewählt hatte, weil ihm die Päsſe durch Tyrol und Kärnthen von dem Herzog Heinrich verlegt waren, nach Italien auf, und kam noch vor Ende Oktobers nach Susa. Er wurde zwar hier, wie auch in Turin (30. Okt.) freundlich empfangen, aber Guido della Torre schien nun erst Willens zu werden, sich seinen Fortschritten zu widersetzen, indem er die Herren von Pavia, Lodi, Cremona, und Vercelli, zu einer Versammlung berief, zu gemeinschaftlichem Widerstand gegen die Deutschen aufforderte, und die heimlichen Einwirkungen der französischen Partei ebenfalls ersichtlich waren; indessen eilten nun doch von allen Seiten die alten Reichsvasallen herbei, die entlegeneren Städte schickten Gesandte, und die Römer luden ihn im Namen ihres Senats zur Kaiserkrönung ein. Von Pisa, dieser immer den Gibellinen treuen Stadt, erhielt er ein Geschenk von 60,000 Goldstücken, das ihm in seiner Lage von größtem Werthe war; die aus Florenz vertriebenen Uberti sammelten sich um ihn, die von Guido vergebens zum Abfall bewogenen Herren der obengenannten Städte eilten, ihm ihre Dienste zur Erwerbung der Lombardei anzubieten, entsagten auf sein Verlangen ihren Herrschaften, wurden aber von ihm königlich belohnt und entschädigt; und die mächtigen Herren della Scala in Verona, Alboin und Cane, die sich als Verwalter des Reiches betrachteten, ließen ihm Verona zum Wohnsitz anbieten.

Nun rückte Heinrich gegen Asti vor, wo ihn Maffeo Visconti und Cassone della Torre, nebst Vielen des mailändischen Adels, als ihren König und Herrn begrüßten, und Heinrich nun mit zahlreicherm Heere ging von Asti (12. Dec.) über den Po gen Vercelli und Novara, und forderte den Guido della Torre zur Unterwerfung auf. Guido's anfängliche Weigerung, dem König den Palast der Gemeine zur Wohnung einzuräumen, konnte gegen die allgemeine von Heinrich's Glück gewonnene Stimme nicht aushalten, der wiederholten Aufforderung ihm unbewaffnet entgegenzugehen, konnte er, da Adel und Volk dem ankommenden König entgegenströmten, nicht allein widerstehen, und so kam er ganz zuletzt, schon in den Vorstädten von Mailand, ihm entgegen. Heinrich empfing ihn jedoch mit gnädigen Worten, und hielt (23. Dec.) wie im Triumphe seinen Einzug. Doch nahm er seine Wohnung im erzbischöflichen Palaste, und Guido konnte erst nach einigen Tagen bewogen werden ihm den Volkspalast abzutreten. Mit Mailands Unterwerfung war die ganze Lombardei auf der Seite des Königs, nur in Alessandria hielt noch der König Robert von Neapel seine welfische Besatzung.

Nun beschloß Heinrich das große und wichtige Werk der **Aussöhnung** zwischen den Welfen und Gibellinen zu Stande zu bringen und stiftete (26. Dec.) zwischen dem Erzbischof von Mailand und dem Visconti einerseits und den della Torre's andererseits eine Versöhnung, die von beiden Parteien durch die besten Zeichen der Freundschaft besiegelt wurde. Einige Tage nachher ließ er öffentlich vor St. Ambrosius Kirche, wohin alle Bürger berufen waren, während er selbst auf königlichem Throne festlich geschmückt saß, von einem Rechtsgelehrten öffentlich erklären, aus welchen Gründen er gekommen wäre, und wie es seine Absicht wäre, allenthalben Frieden zu stiften und alle Vertriebenen zurückzuführen, so daß mit Thränen der Rührung ihn alle anhörten, und über den Anblick, die Todfeinde Guido und Matthäus sich bei den Händen halten und freundschaftlich benehmen zu sehen, alle voll Freude waren. Da trat auch Guido den Palast ab, den nun Heinrich bezog, die Königin jedoch blieb im erzbischöflichen Gebäude.

Hierauf folgte die Krönung zum König von Italien, die, obgleich die Einwohner von Monza den König dorthin einluden, dennoch in Mailand (Jan. 6. 1311) vorgenommen wurde, da Heinrich den Mailändern diese Kränkung nicht anthun wollte, ihnen die Ehre der Krönungsstadt zu entziehen. Da die alte eiserne, angeblich aus des Lon-

gobarden Alboin Schwert verfertigte Krone von den Torrianen auf die Seite geschafft worden war, mußte in der Eile eine neue gemacht werden; übrigens aber ging der Krönungsakt in aller Ordnung vor sich. Der König schlug hundertundsechzig zu Rittern, meist Gibellinen, nur zwei oder drei waren Welfen, Guibert de Corrigia von Parma und Ponsino de Ponsonis aus Cremona. Die Städte hatten den Tag durch Abgeordnete beschickt, und schwuren Treue, mit Ausnahme Genuas und Venedigs, die zwar den Tag beschickten, auch ihn als ihren Herrn anerkannten, aber den Eid verweigerten. Nun sollte nach des Königs Gebot (10. Dec.) die allgemeine Aussöhnung verwirklicht werden, alle Städte sollten königliche Statthalter anstatt der von den Bürgern selbst erwählten Stadtvögte annehmen, und alle Vertriebenen möchten es Welfen oder Gibellinen seyn sollten zurückgerufen werden. Allein diese Maaßregel kam nicht zur Ausführung.

Die welfische Partei konnte die Gleichstellung mit ihren ganz zu Boden geschlagenen Feinden nicht ertragen. Die Abneigung gegen die Deutschen, jederzeit ein Charakterzug der Italiener, veranlaßte allgemeine Unzufriedenheit. Da geschah es, daß es für gut erachtet wurde, dem König eine Verehrung zu thun, und eine Versammlung, der sowohl Matthäus als Guido beiwohnte, gehalten wurde. Alle waren einverstanden, daß etwas gegeben werden sollte, und Wilhelm von Posterla schlug vierzigtausend Gulden vor, wozu Matthäus einstimmte und meinte, es sey billig daß man auch der Königin um ihren Hof zu halten etwa zehntausend Gulden gebe. Auch das gefiel der Mehrzahl. Da sprach Guido della Torre, wohl nicht in guter Absicht: Die Stadt ist mächtig und reich, und ist die Summe zu wenig für das Bedürfniß des Königs. Nicht weniger als hunderttausend Gulden soll man ihm geben. Das wurde auch angenommen, und die Hälfte sogleich bezahlt, die andere auf die Stadt und Umgegend gelegt, so daß großer Unmuth entstand und der Bischof Nikolaus von Botronto, ein Deutscher, kaum von seiner Herberge im Dominikanerkloster zum Paläst zu gehen wagte, wegen der Schmähungen und Schimpfreden der Mailänder auf die Deutschen, die sie zum Zahlen zwangen. Ueberdieß verlangte der König, daß ihn auf seinem Zuge fünfzig Vornehme, zur Hälfte Gibellinen, zur Hälfte Welfen, begleiten sollten, Matthäus und Guido vor allen Dingen. Vergeblich suchte Guido sich durch Entschuldigung der Kränklichkeit zu entziehen.

Da traten die Welfen unter Guido's Sohn, Franz della Torre, zusammen, und beschlossen die Ausländer zu überfallen. In den Häusern der Torrianen wurden Bewaffnete gesammelt und dem Verbot, daß keine Wehren sich zeigen sollten, geradezu entgegengehandelt. Wie nun Nikolaus de Bonsignori, den Heinrich über Mailand gesetzt hatte, im Gerichtshof (20. März) darauf bestand, daß eine Auflage um das noch rückständige Geld zusammenzubringen erhoben werden sollte, entstand plötzlich der Ruf: zu den Waffen! und Alles entfloh nach seinen Häusern. Der König aber, von den heimlichen Anstalten benachrichtigt, ließ rasch entschlossen von seinen Getreuen, seinem Bruder Walram, dem Herzog Leopold von Oesterreich, dem Marschall Heinrich Grafen von Flandern, dem Grafen Amadeus von Savoyen, die Häuser der Torrianen durchsuchen, und in dem Hause Guido's wurde eine Schaar Bewaffneter getroffen, die unter Franz della Torre auf die Deutschen einhieb und sie anfangs davonjagte, dann aber, als mehr Franken und Deutsche zu Hülfe kamen, und den Sieg davon trugen, entfloh. Der Schlachtruf: Tod den Deutschen, Friede ist zwischen Guido und Matthäus, durchtönte die Straßen. Alle Bürger traten unter die Waffen. Da gebot der König, es sollte Matthäus mit seinen Söhnen gefangen werden, es ergab sich jedoch, daß sie diesem Aufstand fremd geblieben seyen. Aber die königliche Partei gewann überall die Oberhand, Guido's Haus wurde erstürmt, und hier außer großen Schätzen hauptsächlich Kriegsvorräthe, griechisches Feuer, große Wurfmaschinen, als deutlicher Beweis seiner Verrätherei gefunden. Guido selbst flüchtete sich, die Familie della Torre wurde auf ewig verbannt, die Visconti, gegen die doch nicht aller Verdacht geschwunden war, zuerst verwiesen, doch Matthäus schon nach wenigen Tagen (7. April) wieder zurückgerufen. Die Aufstände der Städte Cremona, Crema, Bergamo, Brescia, Lodi, brachen ebenfalls aus, und Heinrich sah nun wohl, daß seine beabsichtigte Neutralität zwischen den beiden Parteien eine Unmöglichkeit wäre. Die Städte Bologna und Florenz suchten die Welfen auf alle Weise zu unterstützen, und es blieb ihm nichts übrig, als ebenfalls die Gibellinen zu fördern.

Zuerst wurde nun Cremona schwer gestraft, der Stadt eine Geldbuße von hunderttausend Goldgulden aufgelegt, ihre Mauern und Thürme niedergerissen, alle ihre Rechte und Freiheiten ihr entzogen. Dann ging der Zug vor Brescia, wo sich Tebaldo von Brusciato seiner Versprechungen uneingedenk gegen den König empört hatte.

und es wurde mit großer Erbitterung (19. Mai bis 24. Sept.) belagert. Tebaldo Brusciato wurde bei einem Ausfall gefangen genommen (14. Aug.), in eine Kuhhaut gehüllt, an den Schweif wilder Esel gebunden, um die Stadt geschleift, dann halbtodt von vier Rindern geviertheilt und sein Kopf auf einen Pfahl gesteckt. Aber auch der tapfere Walram (26. Aug.) wurde durch einen Pfeil erschossen. Selbst ein Sturm (20. Aug.) richtete nichts aus, und Heinrich, der sich nachgerade in der größten Verlegenheit befand, um nicht mit Schanden abzuziehen, ließ sich endlich eine von den päpstlichen Legaten, den Bischöfen von Sabina und von Albano, vermittelte Unterwerfung der Bürger gefallen, durch welche sie ihr Leben und Vermögen behielten, dagegen ihre Mauern schleisten, über welche Heinrich mit den Vertriebenen in die Stadt einzog, und siebzigtausend Gulden zahlen mußten. Nach diesem Verfahren blieb ihm keine Neutralität mehr möglich. Dagegen waren auch die Welfen über Cremona's und Brescia's hartes Schicksal höchst erbittert. Da verlieh Heinrich dem **Matthäus Visconti** (18. Juli) die Grafschaft in Mailand und das **Reichsvicariat**, obgleich nur persönlich, nicht als Erbamt, indessen ward damit das Uebergewicht dieses ohnehin schon mächtigen Hauses befestigt, und Mailands Uebergang aus der Freiheit des Reichs in die Gewalt eines Fürsten, der sich allmählig auch jedes Einflusses des Reichs auf ihn recht wohl zu entäußern wußte, macht damit ihren Anfang. Heinrich selbst ging nun über Pavia nach Genua, wo er seine Gemahlin (13. Dec.) verlor, und obwohl die Aufstände lombardischer Städte sich erneuerten, bis im nächsten Frühling verweilte, wo er (1312 Febr. 16.) von den Pisanern nach ihrer Stadt abgeholt wurde, um von hier aus den Zug nach Rom zu unternehmen.

Diesen Zug zu Lande zu machen verhinderte die in diesen Gegenden besonders mächtige Welfenpartei, deren bedeutendste Stadt Florenz war. Während in den lombardischen Städten meistens die Feldherrngewalt auch zur fürstlichen Macht verhalf, war in Toskana Reichthum der gewöhnliche Weg zu derselben. Dieß ist besonders in Florenz sichtbar. Hier waren zuerst gleich dem trojanischen Kriege die Parteiungen der **Welfen und Gibellinen** durch die Schönheit einer Frau zu fortwährenden blutigen Händeln geworden. Als (1215) Messere Gherardo Orlando in Florenz Podesta war, da geschah es, daß Messere Buondelmonte de' Buondelmonti, ein edler Bürger von Florenz, der eine Tochter aus dem Hause der Amidei zum Weibe zu nehmen versprochen hatte, an einem Hause der Do-

nati vorbeiritt. Und unter der Thüre desselben stand eine Frau dieses Hauses, die ihn herbeirief und tadelte wegen seiner Wahl, indem die Braut seiner nicht würdig und entsprechend wäre, und sagte: ich hatte Euch diese meine Tochter hier zugedacht, und schlug dieser, die neben ihr stand, den Schleier zurück. Da wurde denn Messere Buondelmonte so ergriffen, daß er auf der Stelle sich mit ihr verlobte und sie heirathete. Darüber entrüstet gingen die Verwandten des beleidigten Mädchens zu Rathe wie sie sich rächen wollten, ob durch öffentlichen Mord oder meuchlings; und Mosca Lamberti gab der bedächtigen Berathung den Ausschlag durch das Wort: Ende gut, Alles gut. Wie nun am Montag nach Ostern Herr Buondelmonte in einem prächtigen weißen Kleid auf einem weißen Zelter reitend über die alte Arnobrücke herüberritt, überfielen ihn die Amidei mit ihren Freunden am andern Ufer an der alten Bildsäule des Mars, rissen ihn vom Pferd, und ermordeten ihn. Und dieser Mord theilte die adeligen Geschlechter von Florenz in zwei Theile, indem die einen es mit den Buondelmonti hielten und Gibellinen wurden, die andern mit den Uberti und Guelfen wurden. Diese Parteiung wurde erst bedeutend, als auch Kaiser Friedrich II. mit dem Papste zerfiel, und es nun von Wichtigkeit war, ob Kaiser oder Papst siegte. Friedrich, der zwar selbst nicht nach Florenz kam, wußte die Uberti von den übrigen Welfen ab und auf seine Seite zu ziehen, und nach heftigen Kämpfen, die Friedrich mit einer Schaar von 1600 Reitern unterstützte, wurden die Welfen genöthigt Florenz zu räumen (1248 Febr. 1.), ihre Häuser wurden zum großen Theil niedergerissen, und großer Uebermuth von den Gibellinen gegen sie verübt. Die Welfen begaben sich nun auf ihre Burgen in der Umgegend, und führten von hier aus den Krieg fort, brachten auch (Sept. 1250) den Gibellinen eine große Niederlage bei. Da nun das gemeine Volk (populo minuto) unter diesen Parteiungen, die ihm in ihrer Ursache und ihrem Zweck fremd waren, viel zu leiden hatte, so erhub es sich in Masse, stellte (1250 Okt. 20.) einen Hauptmann (Capitan) an seine Spitze nebst zwölf Anzianen (Aeltesten oder Vorstehern), die dem Hauptmann als Rath beigegeben waren, zwei aus jedem Quartier. Wie nun bald darauf die Zeitung von Friedrich's Tod (13. Dec.) anlangte, rief das Volk die ausgetriebenen Welfen zurück und nöthigte die Gibellinen (1251 Jan.) mit ihnen Friede zu machen. Aber nach kurzer Frist wurden die Gibellinen (1251 Juli) wieder verdrängt, die Welfen behielten die Herrschaft, und statt der weißen

Lilie im rothen Feld trug man nun im Banner die rothe Lilie im weißen Feld. Doch auch sie kehrten von dem Grafen Guido Novello unterstützt wieder zurück, und Florenz befand sich trotz dieser Parteiungen damals in Macht und Wohlstand, kämpfte glücklich mit seinen benachbarten Feinden, führte prächtige und gemeinnützige Gebäude auf, und schlug (1252) die Goldmünze des Fiorino zu 20 Solidi (Schillinge), mit der Lilie auf der einen, und dem Bilde St. Johann des Täufers auf der andern Seite. Weil aber die Gibellinen nicht abließen, die ihnen entzogene Gewalt wieder an sich zu ziehen, wurden sie (1258) durch einen Beschluß des Volkes verbannt, ihre Häuser niedergerissen, und selbst der Abt von Valombrosa als Verräther gefoltert und enthauptet. Die Ausgewichenen gingen nach Siena. Die Niederlage Ezzelino's (1260) war auf der einen Seite für sie ein Schlag, zugleich aber hob sich damals Manfred, der ihnen auf ihre Bitte achthundert deutsche Ritter schickte, und mit diesen und den Sienesen brachten sie bei Monte aperto am Arbia (1260 Sept. 4.) den Welfen eine schwere Niederlage bei, in welcher viele von den Welfen blieben, ihr Fahnenwagen (Carrocium) weggenommen wurde, und die Besiegten, unfähig sich zu halten, von selbst (13. Sept.) aus Florenz sich entfernten. Da zogen am folgenden Sonntag (16. Sept.) die Gibellinen mit dem Grafen Giordano, den deutschen Söldnern, und andern ihrer Partei, ohne allen Widerstand in die Stadt ein, und machten den Grafen Guido Novello von Casentino zum Podesta in Florenz, der das ganze Volk dem König Manfred Treue schwören ließ, und den Grafen Giordano als Kriegshauptman im Solde der Florentiner behielt. Auf gleiche Weise wurden auch die übrigen Städte von den Welfen verlassen, und Lucca von ihnen aufgesucht. Die Häupter der Gibellinen gingen nun sogar damit um, Florenz seiner Mauern und Thürme zu berauben, und es zu einem ganz unbedeutenden Flecken zu machen, was besonders den Pisanern und Sienesen, aber auch vielen Florentinern selbst, die Besitzungen in der Gegend von Florenz hatten, genehm gewesen wäre. Nur Messer Farinata degli Uberti der in einer Rede voll Unmuth sie auf die Schmach hinwies, eine Stadt wie Florenz zerstören zu wollen, ward hier gewissermaßen ein zweiter Camillus für seine Vaterstadt, und brachte sie von diesem Gedanken zurück.

Nun behaupteten sich die Gibellinen so lange die Krone Manfred's fest auf seinem Haupte stand; als aber auch er Karln von Anjou zum Gegner erhielt, hatten die Bemühungen der vertriebenen

Welfen besseren Erfolg. Sie hatten Modena und Reggio den Gegnern weggenommen, und zogen dem neuen König, als er aus der Provence gegen Rom und Neapel zog, über vierhundert stattliche Ritter stark, nur mit dem päpstlichen Wappen, dem rothen Adler auf einer grünen Schlange im weißen Feld, das fortan ihr Parteizeichen blieb, zu Hülfe. Sobald die Nachricht von Manfred's Niederlage bei Benevent anlangte, sank den Gibellinen und Deutschen daselbst der Muth, und der Graf Guido glaubte sich so helfen zu können, wenn er Leuten, die weder dieser noch jener Partei zugethan wären, die Einrichtung der Stadt übergäbe. Es war damals ein Ritterorden der heiligen Maria entstanden, die lustigen Brüder genannt, welche es zur Ordenspflicht machten, Wittwen und Waisen zu beschützen, zwischen Feinden Aussöhnung und gutes Vernehmen herzustellen, mit einer eigenen Ordenstracht, weißem Kleid, grauem Mantel mit rothem Kreuz und zwei Sternen drüber; der Stifter desselben, ein Bologneser von Adel, Lodringo di Liandolo, ein sehr geachteter Mann, wurde nebst Catalino de Malavolti nach Florenz berufen, und ihnen die Stelle des Podesta gegeben, weil der Eine den Welfen der Andere den Gibellinen angehörte. Diese ernannten nun einen Rath von sechsunddreißig aus den reichsten und besten Kaufleuten und Handwerkern, der den beiden Podesta's zur Seite stehen und über die Finanzen wachen sollte; unter diesen waren sowohl Gibellinen als auch solche zum Volk gehörige Welfen, die man als unverdächtig in der Stadt gelassen hatte; diese nun ordneten unter andern Dingen auch an, daß die sieben größeren Zünfte, 1) Richter und Notare, 2) Tuchhändler mit französischen Tüchern, 3) Wechsler, 4) Tuchmacher und Wollweber, 5) Aerzte und Apotheker, 6) Seidenhändler und Spezereihändler, 7) Kürschner, jede ihren Consul, ihren Hauptmann, und ihre eigene Fahne haben sollte. Hiedurch stieg das Volk aus niedergedrückter Stellung auf einmal zu großer Gewalt empor und die mächtigen der Gibellinen betrachteten die Sache nicht anders, als daß ihnen die Herrschaft aus den Händen gewunden wäre. Sie stellten das dem Grafen Guido vor, und dieser wohl erkennend, daß es die höchste Zeit sey, wenn er nicht vertrieben werden wollte, ließ aus der Umgegend Mannschaft kommen, so daß er an 1500 Reiter bei sich hatte. Da es sich nun um die Zahlung des Soldes handelte, und die neuen Sechsunddreißig nicht so schnell als der Graf wünschte, Mittel zur Zahlung schaffen, begonnen die Lamberti zuerst einen Angriff auf sie, aber das Volk waffnete sich schnell, auf dem Platze St.

Giovanni standen die beiden Parteien einander entgegen, und der Graf, der es wohl als vergeblich ansah sich gegen die ganze Stadt halten zu wollen, verließ (1266 Nov. 11.) mit allen seinen Leuten die Stadt und ging nach Prato. Hier es bereuend ohne Schwerdtstreich, ohne Blutvergießen das Feld geräumt zu haben, wollte er am nächsten Morgen wieder in die Stadt, aber das Volk machte ihm als er es verlangte die Thore nicht auf, entschloß sich hinter den dicken Mauern und breiten Wassergräben zu wehren, und nöthigte durch Geschosse die Angreifenden wieder abzuziehen. Nun beschloß das Volk eine Reform, die beiden Podesta's, die lustigen Brüder (frati godenti) von Bologna, wurden fortgeschickt, es wurde von Orbivieto ein Podesta geholt, eben daher auch ein Capitan des Volks, und im nächsten Januar (1267) beriefen sie die Welfen und Gibellinen zurück, unter denen viele Heirathen zur Aussöhnung der alten Feindschaft geschlossen wurden. Aber die Welfen schickten heimlich an König Karl, der ihnen an Ostern den Grafen Guido von Montfort mit 800 französischen Rittern schickte, worauf die Gibellinen in der Nacht zuvor ohne Kampf von selbst sämmtlich aus der Stadt entwichen und theils sich nach Siena, theils nach Pisa, theils an andere Orte begaben. Nun übertrug man dem König Karl das Regiment, der es anfangs ablehnte, dann aber doch von Jahr zu Jahr seinen Vikar hinsandte und zwölf gute Männer ernannte, die mit diesem gemeinschaftlich die Stadt regieren sollten. Da man sich bei dem Papst und dem König Raths erholte, was man mit den Gütern der Gibellinen anfangen sollte, so antworteten diese: man solle drei Theile daraus machen, einen als Schadenersatz für die Welfen die das Ihrige verloren hätten, einen zweiten, um ihn der Kammer der Gemeine einzuverleiben, den dritten sollte der Magistrat von welfischer Seite verwalten. So wurde eine eigene zum Schutz der Welfen und zur Verfolgung der Gibellinen bestimmte Obrigkeit geschaffen, aus drei welfischen Parteihäuptern (capitani da parte) bestehend. Ihnen stand ein kleiner Rath von vierzehn, und ein grösserer von 60 Mitgliedern zur Seite, durch welche die Hauptleute und die andern Beamten, drei vom Adel und drei vom Volk als Münzaufseher, ein Siegelbewahrer, und ein beständiger Ankläger gegen die Gibellinen, gewählt wurden. Dieses Mittel mußte natürlich die Erbitterung der Parteien nur noch steigern.

Vergebens suchte Papst Gregor X. (1272) eine Aussöhnung zu bewerkstelligen; die Welfen blieben zwar herrschend in Florenz, aber

in den andern Städten schwankte das Glück, und der Uebermuth der Welfen selbst stieg in der Stadt so hoch, daß sie unter sich, ohne zu bedenken, daß draußen der Feind lauerte, in eben so heftige Parteikämpfe geriethen. Es standen die Adimari den Donati, die Tosinghi und Pazzi wieder den Adimari feindlich entgegen. Da sandten die Parteihauptleute und die Gemeinde selbst an den Papst Nikolaus, er möchte unter ihnen schlichten und sühnen, wo nicht, werde das welfische Wesen unter sich selbst ganz zerfallen. Nikolaus sandte den Cardinallegaten Latino Fregapano, einen Dominikaner, einen weisen und frommen Mann, der wie im Triumph von dreihundert Rittern des Kirchenstaats begleitet (1278 Okt. 8.) zu Florenz einzog, und hierauf an St. Lukastag, nachdem er den Grundstein der Kirche St. Maria Novella gelegt hatte, über eine Sühne zwischen Welfen und Welfen, und zwischen Welfen und Gibellinen zu handeln anfing. Erst brachte er eine Sühne zwischen den Uberti und den Buondelmonti zu Stande, in welche jedoch die Söhne des Messer Rinieri Zingane de Buondelmonti nicht willigten und dafür von dem Legaten excommunicirt wurden. Das ließ er sich jedoch nicht abschrecken sondern im nächsten Februar (1279) hielt er eine Beredung (parlamento) des ganzen Volks vor der Kirche St. Maria Novella, wo er eine feierliche Rede hielt und die Aussöhnung völlig zu Stande brachte; alle Gibellinen sollten zurückkommen dürfen, nur ihre bedeutendsten Häupter sollten etwas länger noch entfernt bleiben, ihre Güter ihnen wieder zurückfallen; hierauf wurde zwischen den welfischen Familien die Eintracht hergestellt und durch Heirathen befestigt; die Regierung in die Hände vierzehn rechtlicher Männer gelegt, zur Hälfte Gibellinen, zur Hälfte Welfen, die sich je zwei Monate im Amte befinden sollten. Auf diese Weise wurde der traurige Zwist nach vierundsechzig Jahren geschlichtet, es bedurfte aber noch mehrerer Jahre, bis die Stadt der Wohlthat des Friedens genießen sollte. Man blickt mit Wohlgefallen auf die geistliche Herrschaft, die dann und wann in einzelnen Häuptern rein und parteilos nur das Gute zu befördern strebt, und die Sühne des Cardinals Latino ist gewiß eines der schönsten Werke. Darum ist es nur zu bedauern, daß die menschliche Unbändigkeit sich auch durch solche ächt geistige Gewalt nur auf eine kurze Zeit von bösen Werken und Uebermuth zurückhalten läßt, und die fromme Ergebenheit, die in jenen Momenten sichtbar ist, nicht mehr bedeuten will, als jede andere von einem äußern Eindruck herrührende leidenschaftliche Erregung.

Aber auch die vom Cardinal Latino hergestellte Ordnung hatte nicht langen Bestand. Daß König Rudolf (1281) sich in Toskana den Lehenseid wollte schwören lassen, obgleich nur Pisa und San Miniato den Bischof von Gurk und Rudolf von Hoheneck, die mit dreihundert Rittern hinkamen, aufnahmen, daß auf Sicilien die gibellinische Partei der Franzosenherrschaft (1282) ein Ende machte, daß der Graf von Montefeltro in der Romagna die Sache der Gibellinen wieder emporbringen wollte, das Alles machte die Welfen argwöhnisch und sie hoben das Regiment der Vierzehn wieder auf, und setzten dafür ein neues Amt der Zunftobersten (Priori dell' Arti), ein, woran hauptsächlich die großen Tuchhändler Schuld waren. Derselben waren zuerst drei, von Tuchhändlern, Wechslern, und Wollenwebern, die ihr Amt von der Mitte Juni bis Mitte August verwalteten und während dieser Zeit ihre Wohnung und ihren Unterhalt in demselben Hause bekamen, wo vorher die Vierzehn und früher die Anziane waren. Sie bekamen sechs Diener und sechs Boten, und hatten mit dem Volkshauptmann alle großen und wichtigen Sachen der Stadt zu verwalten. Und weil man sah, daß die Einrichtung zweckmäßig war, so wurden sofort für die nächsten Monate sechs Prioren ernannt, indem nun auch die Zünfte der Aerzte, Kürschner, und Notare eintraten. Zu den früheren großen sieben Zünften wurden noch fünf hinzugefügt, 1) Händler mit Tuch im Ausschnitt und kurzer Waare, 2) Metzger, 3) Schuhmacher, 4) Steinmetzen und Zimmerleute, 5) Schlosser und Schmidte. Diese hießen das Popolo grasso, die übrigen erst allmählig in Zünfte sich ordnenden Handwerker Popolo minuto. Die Herrschaft der Stadt war durch diese Einrichtungen ganz in die Hände des Volks gelegt, das nun dem Adel anfing entgegenzutreten. So bildete sich Florenz durch weise Einrichtungen zur künftigen Herrschaft über Toskana bereits vor, während das damals in höchster Blüthe stehende Pisa (1282) in einen, theils im Morgenland in Akka, theils über Sardinien ausbrechenden Krieg mit Genua sich verwickelte, der es von seiner Höhe ganz herabstürzte.

Dieser Einrichtung verdankte Florenz einige recht ruhige und glückliche Jahre. War auch das Jahr 1282 durch eine Ueberschwemmung betrübend und stieg der Getreidepreis auf das Doppelte, so war doch das folgende durch eine heitere Lustbarkeit, die ihren Glanz weit hin über Stadt und Land verbreitete, bezeichnet. Ein Hof der Liebe von edlen Herren und Frauen, alle in weißen Kleidern, that

sich zwei Monate lang in Florenz auf. In festlichem Schmuck, mit Trompeten und andern musikalischen Instrumenten, zogen die Ritter und Damen der Liebe umher; heitere Tänze, muntere Gelage, vereinten die Mitglieder; von fern her kamen Jongleurs und Sänger, durch ihre Witze und ihre Lieder das Fest zu zieren und die Freigebigkeit der edlen Florentiner zu erproben; und jeder edle und angesehene Fremde wurde von ihnen durch Stadt und Land wie im Triumphe begleitet.

Gerade damals erlitten die Pisaner an ihrem Haven, Meloria genannt, die größte Niederlage (16. Juni 1284), die ihnen an 16,000 Todte und Gefangene, und über 40 Galeeren kostete. Da benützte die welfische Partei diesen Schlag der alten Gibellinenfreundin; Florenz, Lucca, Siena, Pistoja, Prato, Volterra, und andere Städte, verbanden sich zum Sturz Pisa's, der unausbleiblich schien. Da wurde der Graf Ugolino de' Gherardeschi, der erste Bürger von Pisa, der Retter seiner Stadt, indem er mit den andern Toskanern, Lucca ausgenommen, auch wohl durch Geschenke an die Einflußreichsten, es dahin vermittelte, daß sie von dem Angriff auf Pisa abstanden, er aber die Gibellinen aus der Stadt jagte, und als Herr der Welfen nun der mächtigste Mann wurde. Der Krieg zwischen Pisa und Genua dauerte aber fort.

Aber auch die Gibellinen waren nicht ganz zu Boden geschlagen. Als (1287) Papst Nikolaus IV., vorher ein Minorit, zum höchsten geistlichen Regiment gelangte, begünstigte er offenbar die Gibellinen, hob die Colonnas und unterdrückte die Orsinis, und suchte den französischen Einfluß zu schwächen. Da geschah es, daß Florenz mit andern Welfen von Toskana im Sommer 1288 gegen das gibellinische Arezzo zu Felde zog; am 1. Juni zogen 2600 Ritter und 12,000 Fußgänger aus den Thoren von Florenz, das größte Heer, seit die Welfen wieder heimgekehrt waren. Als sie schon über drei Wochen im Gebiet von Arezzo gestreift und verwüstet hatten, belagerten sie das Castell Laterina, das Lupo degli Uberti schon nach acht Tagen ergab. Nun stießen noch die Sanesen, 400 Ritter und 3000 zu Fuß, zu ihnen, und man lagerte sich nun dicht vor die Mauern von Arezzo. Da kehrten die Florentiner am 25. Juni auf einmal ohne die mindeste vernünftige Ursache wieder um, und die Sanesen, um deren willen der Zug gethan worden war, wurden von den aus Arezzo herausfallenden Gibellinen übel mitgenommen, so daß die

welfische Partei durch dieses mißlungene Unternehmen sehr herabgestimmt ward.

Noch mehr aber hob die Gibellinen der Sturz des Grafen Ugolino in Pisa. Dieser hatte seinen eignen Enkel Nino, mit dem er die Herrschaft über die welfische Partei theilte, der gibellinischen Partei des Erzbischofs Ruggieri degli Ubaldini Preis gegeben; Nino hatte sich, um nicht gewaltsam verjagt oder gefangen zu werden, selbst aus Pisa entfernt und mit den Florentinern und Lucchesen zum Krieg gegen Pisa verbündet. Ugolino wurde nun von den Pisanern mit großem Jubel zu ihrem Herrn (Signor) gemacht, was ihm aber nicht von langer Dauer war. Die Untreue, die er gegen seinen Enkel bewiesen hatte, der Giftmord, womit er seinen Schwestersohn den Grafen Anselm von Capraja, aus Neid aus dem Wege geschafft hatte, rächte sich an ihm selbst. Und so soll ihm ein weiser und verständiger Mann, Marco Lombardo, geweissagt haben; als nämlich der Graf die Würde des Signors erhalten hatte, ließ er im Taumel seines Glücks an seinem Geburtstag ein prächtiges Fest halten, an welchem er seine Söhne, Enkel, und alle Verwandte, Männer und Weiber, zu sich lud, und Alles prächtig und stattlich war; da nahm der Graf mit Freundlichkeit den Marco bei der Hand, zeigte ihm all seine Größe und Macht, und fragte ihn: "Marco, was deucht dir davon?" Dieser aber antwortete rasch und sagte: "Ihr seyd besser auf den Empfang des Unglücks eingerichtet, als irgend ein großer Herr in Italien." Dem Grafen fiel die Rede auf und er fragte: "Wie so?" Worauf Marco entgegnete: "Weil Euch weiter nichts fehlt als der Zorn Gottes." Und der Zorn Gottes blieb nicht aus. Denn so wie er sich des Erzbischofs bedient hatte, um seinen Enkel zu stürzen, so benützte der Erzbischof das Kriegsglück der Florentiner und Lucchesen, um den Grafen beim Volke als einen Verräther zu verleumden, der mit den Feinden in geheimem Einverständniß stehe. Die wüthende Menge stürmte (1288 Juli 1.) seinen Palast, erschlug einen Bastardsohn von ihm und einen Enkel, nahm ihn selbst gefangen, und sperrte ihn mit zwei Söhnen und drei Enkeln in den Thurm der Gualandi. Seine ganze Familie und alle welfische Häuser wurden aus Pisa verjagt, und so kam auch hier die Sache der Gibellinen wieder in Aufnahme, während auch die glücklichen Kämpfe der Aragonesen auf Sicilien gegen die Angiovinen in Neapel ihren Muth hoben. Die Pisaner aber erwählten (1288) den Grafen Guido von Montefeltro zu ihrem Kriegshauptmann, der trotz

des päpstlichen Banns, der auf ihn, seine ganze Familie, und die Gemeine von Pisa geschleudert wurde, nach Pisa kam, verschlossen dann die Thür des Thurms, wo der Graf Ugolino gefangen lag, warfen die Schlüssel in den Arno, und ließen ihn mit den Seinigen, ohne auch nur auf sein jämmerliches Schreien ihm einen Priester oder Mönch der ihm Beicht hörte zu gewähren, des gräßlichsten Hungertodes sterben. Nicht einmal die Leichen der Verhungerten wurden anständig begraben, und der Thurm, in welchem der Graf gestorben war, hieß fortan der Hungerthurm.

Während nun die Kriege von Florenz mit den Gibellinen in Arezzo und Pisa immer fortdauerten, die mehr zu einer lustigen Uebung dienten, als der Stadt beschwerlich und lästig fielen, die im Gegentheil nur kräftiger und stärker im Innern wurde, geschah es, daß die reichen Bürger und Kaufleute der vielen von den Adeligen verübten Gewaltthaten überdrüssig einen reichen und mächtigen Adeligen von den Popolanen, Giano della Bella, zum Hauptmann machten, und bestimmte, strenge Gesetze gegen die von den sogenannten großen Adeligen gegen das Volk begangenen Frevel gaben, welche die Verordnungen der Gerechtigkeit genannt wurden. Diese zu handhaben und zu vollziehen, sollte außer den sechs Prioren auch noch ein Gonfaloniere der Gerechtigkeit seyn, der wie die Prioren alle zwei Monate aus einem andern Quartier genommen werden, und dem, wenn mit dem Schlag der großen Glocke der Prioren das Volk sich in der Kirche St. Piero Scheragio versammelt hätte, daselbst die Fahne übergeben werden sollte. Auch sollte unter die Prioren Niemand mehr aus den sogenannten großen Adeligen genommen werden. Als Fahne des Gonfaloniere wurde das rothe Kreuz im weißen Feld genommen, und tausend Bürger, später zwei, zuletzt viertausend sollten in allen Quartieren in Schaaren von je fünfzig Mann dem Gebot des Gonfaloniere gegen die Adeligen zu Diensten stehen. Durch diese neue (1292 Febr. 15.) Einrichtung wurde das Volk förmlich dem Adel gegenübergestellt und die wichtigen später eingetretenen Veränderungen der Stadt Florenz vorbereitet. Sie würde durch den Adel leicht verhindert worden seyn, wäre dieser nicht unter sich selbst in die ärgsten Parteiungen zersplittert gewesen. Aber zwischen den Adimari und Tosinghi, Rossi und Tornaquinci, Bardi und Mozi, Gherardini und Manieri, Cavalcanti und Buondelmonti, wieder andern Buondelmonti und Giandonati, Bisdomini und Falconieri, Bostichi und Foraboschi, Foraboschi und Malespini,

Frescobaldi und Donati, und andern Geschlechtern herrschte die heftigste Fehde. Ein Friede mit Pisa, das wie Florenz des Kriegs müde war, folgte dieser merkwürdigen Einrichtung.

Es war aber begreiflich, daß der Adel keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, wenn er auch das Geschehene nicht mehr ungeschehen machen konnte, doch sich an dem Haupturheber der neuen Ordnung der Dinge, an Giano della Bella, zu rächen. Wie nun in einem Rechtshandel Messer Corso Donati angeklagt wurde einen Diener Messer Simon Galastrone's erschlagen zu haben, und ganz der allgemeinen Erwartung entgegen der Podesta den Messer Corso lossprach, da brach (1294 Jan.) das Volk in Wuth aus, das Geschrei: Es sterbe der Podesta! zu den Waffen, es lebe das Volk! durchtönte die Stadt, und zumal das geringe Volk (popolo minuto) war schnell unter den Waffen und zog vor seines Hauptmanns Giano della Bella Haus, der sie zum Palast der Prioren gesendet haben soll; dem folgten sie aber nicht, sondern zogen vor den Palast des Podesta, legten Feuer an die Thüren, drangen ein, raubten und plünderten, und mißhandelten den Podesta und seine Leute. Messer Corso entging jedoch den Wüthenden, indem er über die Dächer entfloh. Gern hätten die Prioren den Unfug gestillt, aber das Volk war zu wüthend. Wie sich jedoch der Tumult gelegt hatte, fielen einige Tage darauf die großen Adeligen, welche wußte daß Giano den welfischen Parteihauptleuten das Siegel und das Vermögen der Partei nehmen und letzteres zum Gut der Gemeinde schlagen wollte, auf den Gedanken, sich mit der Zunft der Richter und Notare, die sich von ihm beleidigt glaubten, und mit andern mit ihm mißvergnügten und auf ihn neidischen Popolanen zu verbinden, um ihn zu stürzen. Sie ließen Prioren wählen, die ihrer Ansicht waren, verbanden sich dann mit dem Volkshauptmann, und erhuben hierauf eine Klage gegen Giano della Bella, daß er und seine Genossen den Landfrieden gebrochen und den Podesta angegriffen hätten. Das geringe Volk erzürnte sich wohl gar sehr darüber, erbot sich für ihn die Waffen zu ergreifen und mit seinen Feinden zu kämpfen. Aber Giano della Bella, der sich von seinen eigenen Parteigenossen verlassen sah und einsah, daß die Gewalt seiner Gegner ihm doch zu mächtig werden würde, wollte nicht der Anlaß zu Blutvergießen unter Bürgern werden, und entwich freiwillig (5. März) aus Florenz, in der Hoffnung, daß das Volk ihn wieder zurückführen werde. Aber er wurde in seiner Abwesenheit verurtheilt, verbannt, seine Güter eingezogen, und er starb

in der Verbannung, der rechtlichste und dem Vaterland ergebenste Bürger.

Nun versuchte aber der Adel, weil ihm die neuen Verordnungen zu bedenklich vorkamen, insbesondere die, daß jeder für seinen Genossen einstehen müsse, und daß durch zwei Zeugnisse ein vollgültiger Beweis eines öffentlichen Gerüchts hergestellt werden könne, die Gewalt des Volkes zu brechen. Die Geschlechter söhnten sich daher aus und gingen vor die ihnen gerade befreundeten Prioren und baten sie, diese Artikel abzustellen. Dadurch kam die ganze Stadt in Aufruhr und die Adeligen zu Pferde mit ihrem Gefolge aus der Gegend und vielen andern Söldnern stellten sich an drei Punkten auf, an St. Giovanni's Platz unter einem Adimari, auf dem Brückenplatz unter einem Mozi, auf dem neuen Markt unter einem Spini. Dagegen rüsteten sich auch die Popolanen (1295 Juli 6.) unter ihren Hauptleuten und Bannern, verschlossen die meisten Straßen, damit die Reiter nicht durch diese sprengen sollten, und ordneten sich am Palast des Podesta und am Haus der Prioren, denen man nicht traute. Und wie nun die Parteien so einander entgegenstanden, würde die Ueberzahl des Volks sicherlich gesiegt haben; aber um Bürgerblut zu schonen, kam es zum Vergleich, indem das Volk nachgab, daß statt zwei Zeugen deren drei erforderlich seyn sollten, was aber nach kurzer Frist wieder aufgehoben wurde. Von dieser Zeit an gab es bald offenen bald heimlichen Kampf des Adels gegen das Volk, während die Hauptleute des letzteren den Adel auf alle Weise zu beschränken und die Verordnungen der Gerechtigkeit zu stärken suchten. So mußte der Adel seine großen Wurfmaschinen der Commune käuflich abtreten und viele Geschlechter, die nicht eben reich noch mächtig waren, gingen in die Reihen des Volkes über.

Der beste Beweis für die fortdauernde ja steigende Blüthe der Stadt trotz dieser inneren Wirren sind die großartigen in dieser Zeit vollendeten oder begonnenen Bauten. So wurde, weil die bisherige Hauptkirche unansehnlich und der Stadt nicht mehr entsprechend erschien, eine größere, ganz von Marmor, mit künstlichen Bildwerken zu bauen beschlossen, die am Marientag 8. Sept. 1294 unter großen Festlichkeiten gegründet und St. Maria di Fiore, gewöhnlich aber Sta Reparata geheißen wurde. Um aber die Macht des Adels auf dem Lande zu beschränken, wurden (1296) im Arnothal zwei stattliche Burgen, das Kastell San Giovanni und das Kastell Franco erbaut, und den dazu gehörigen Burgmannen und Landleuten große

Freiheiten verliehen. Da ließen sich viele Lehensleute des Adels in diese Schlösser aufnehmen. Weil die Prioren keine sichere Wohnung zu haben schienen, wurde ihnen (1298) ein eigener Palast auf Grundstücken erbaut, die ausgetriebenen Gibellinengeschlechtern gehört hatten; endlich wurde (1299) eine neue Mauer, die dritte, aufzuführen angefangen. Auch der Bau der öffentlichen Gefängnisse begann damals.

Da kam, nachdem die Parteiung zwischen Welfen und Gibellinen der zwischen Adel und Volk hatte weichen müssen, ein neuer Anstoß aus der Stadt Pistoja hinzu. Hier war in der Familie der Cancellieri zwischen zwei jungen Leuten, Lore, Messer Guglielmo's, und Geri, Messer Bertaccio's Sohn, beim Spiel Wortwechsel entstanden und Geri von Lore leicht verwundet worden. Messer Guglielmo wollte den weitern Folgen dieses Vorfalls vorbeugen, machte die Sache aber nur schlimmer. Er gebot nämlich seinem Sohn ins Haus des Verwundeten zu gehen und den Vater um Verzeihung zu bitten. Lore gehorchte, aber Messer Bertaccio war mit dieser Demüthigung nicht zufrieden, er ließ Lore ergreifen, nnd ihm von seinen Dienern auf einem Eßtisch die Hand abhauen mit den Worten: kehre heim zu deinem Vater und sag ihm, daß Wunden nicht mit Worten, sondern mit dem Eisen geheilt werden. Ueber diese grausame That kam es zwischen beiden Familien zur Fehde, in die bald ganz Pistoja verwickelt wurde. Da nun diese streitenden Familien von einem Vater, der zwei Frauen gehabt hatte, abstammten und die weißen, vielleicht nach dem Namen Bianca, und die schwarzen genannt wurden, so kam der neue Parteiname der Weißen und Schwarzen auf. Da nun dadurch große Verwirrung entstand, viele Mordthaten geschahen, viele Häuser zerstört wurden, so fürchteten die Florentiner, es möchte dadurch der welfischen Sache Eintrag geschehen, und führten die beiden Familien nach Florenz, wo die Schwarzen mit den Frescobaldi's, die Weißen mit den Cerchi's verwandt waren. Allein nun theilte sich das Uebel der ganzen Stadt Florenz selbst mit.

In diesem Zeitpunkt, wo Florenz, die erste Stadt von Toskana, in seinen Mauern 30,000 waffenfähige Bürger, und 70,000 in der Umgegend hatte, einen mächtigen und ritterlichen Adel, reiche und unternehmende Kaufleute und Handwerker, kam die Zwietracht abermals zum Ausbruch. An der Spitze des Hauses Cerchi stand Messer Veri, ein reicher, kluger, und einflußreicher Kaufmann, stolz und

hochmüthig, wie alle in kurzer Zeit zu Reichthum und Macht gekommenen geringen Leute. Haupt der Donati war Messer Corso, er wie alle seines Geschlechts ein adeliger ritterlicher Herr, nicht eben von großem Reichthum, aber bekannt wegen ihres entschlossenen und trotzigen Sinnes. Beide waren in Florenz und im Lande Nachbarn, und der Neid des Adels auf die Reichthümer der Cerchi, die Rohheit des Emporkömmlings auf der andern Seite, machte sie zu Feinden. Hiezu kam noch die Parteiung der Weißen und Schwarzen. Die Cerchi waren Haupt der Weißen, und unter den vielen und mächtigen Familien, sowohl vom Adel als von Popolanen, waren alle Gibellinen, so daß die Donati als Haupt der Schwarzen, in Furcht geriethen, die welfische Sache möchte darunter leiden und sich deßhalb an Papst Bonifacius wendeten. Aber vergebens ließ dieser den Messer Veri selbst nach Rom kommen, und bat ihn, sich mit Messer Corso zu vertragen; Veri antwortete trotzig, er hätte mit Niemand Krieg, und kehrte, ohne daß der Papst etwas ausgerichtet hätte, nach Florenz zurück. Wie nun am Abend des ersten Mais 1300, welcher Tag in der ganzen Stadt mit Tanz und Spiel und Lustbarkeit begangen wurde, einige junge Leute von den Donati, Pazzi, und andern, zu Pferde, und ebenfalls mehr als dreißig von den Cerchi, Tosinghi, Adimari, Gherardini, und anderen, einem Tanz von Damen auf dem Platz vor St. Trinidad zusahen, kamen sie zu Händeln, mehrere wurden verwundet, und einem von der Partei der Cerchi die Nase abgehauen. Das war der Anfang des Sturzes der welfischen Partei in Florenz und einer lange fortdauernden Verwirrung.

Nun sandten die welfischen Parteihauptleute an den Papst, er möchte um der Stadt und der Kirche willen als Vermittler auftreten. Da kam der Cardinallegat Mattheo d' Acquasparta, der, um das offenbare Uebergewicht der Weißen wodurch sie die Wahlen ganz in ihrer Hand hatten zu brechen, die Prioren durch das Loos zu wählen vorschlug; allein die Weißen weigerten sich darauf einzugehen, und zornig verließ der Legat die Stadt, nachdem er Bann und Interdikt auf sie gelegt hatte. Da kam es im December bei einem Leichenbegängniß einer Dame aus der Familie Frescobaldi zwischen den beiden Parteien wieder zum Handgemenge, worin die Donati siegten. Beide Parteien wurden von der Gemeinde zu Geldbußen verurtheilt. Auch auf dem Lande kamen sie bereits an einander. Die welfische Partei aber wurde mit den Schwarzen eins, daß man sich

vom Papst einen Prinzen vom französischen Geblüt ausbitten sollte, der sowohl die Weißen als auch die Volkspartei unterdrücke, und dabei wollten sie ihre besten Kräfte anwenden. Das wurde jedoch ruchbar, und weil dieß als ein Angriff auf die Freiheit der Stadt angesehen wurde, so ließen die Prioren auf den Rath Dante Alighieri's, der unter ihnen war, das Volk und die Landbewohner zu den Waffen greifen, zwangen beide Parteien die Waffen niederzulegen, und verbannten Messer Corso Donati nebst vielen Schwarzen, zum Schein auch einige von den Weißen, die jedoch bald zurückgerufen wurden.

Die andern Verwiesenen aber, unter denen Messer Geri Spini der Bankier des Papsts sich befand, stellten dem Papst die Lage der Dinge vor, so daß Bonifacius sich entschloß, den Bruder Philipp's von Frankreich, **Karl von Valois**, nach Italien zu berufen, um ihm wenn auch nicht die Kaiserkrone aber doch das Reichsvikariat und die Friedensvermittlung in Toskana zu übertragen. Karl begab sich ohne in Florenz einzureiten geradezu mit seinen 500 französischen Rittern von Lucca nach Anagni, wo er (1301 Sept.) von dem Papst und den Cardinälen freudig empfangen und sogleich zum Grafen von der Romagna gemacht wurde. Ein Zug gegen Sicilien mit Karl II. von Neapel, eigentlich die Hauptursache seiner Ankunft, wurde auf das nächste Frühjahr verschoben, weil aber dem Papst die Zustände in Florenz am Herzen lagen, sandte er ihn sofort nach Florenz. Als die damaligen Machthaber von der Ankunft des Prinzen, an den sich viele Welfen und Schwarze angeschlossen hatten, vernahmen, berietheu sie sich ob sie ihn einlassen sollten und schickten Gesandte an ihn, und da er sagte, er komme in der besten Absicht, öffneten sie die Thore, und ließen ihn (1301 Nov. 1.) mit seinen Leuten, die ihre Waffen abgelegt hatten, einziehen, gingen ihm auch in stattlicher Procession entgegen. Als er nach einigen Tagen (Nov. 5.) in der Kirche St. Maria Novella die Gemeinde aufforderte, ihm die Signoria zu übertragen, damit er die Welfen unter sich versöhnen könne, wurde ihm auch darin willfahrt, er bekam die Signoria und die Obhut der Stadt, und schwur, die Stadt in gutem Stande erhalten zu wollen. Allein sogleich gab er den Beweis vom Gegentheil, er ließ nämlich seine Leute sich rüsten, und versetzte dadurch die Bürger, die sich für verrathen hielten, in den größten Schrecken. Die Stadt war ganz ohne Oberhaupt, und diesen günstigen Augenblick benützte Messer Corso Donati, um mit Erbrechung einer kleinen Pforte, ohne daß die Cerchi es verwehrten, wieder in die Stadt zu

bringen, auf dem Platz St. Piero schaarten sich seine alten Freunde und Anhänger um ihn, man rief: es lebe der Baron! und wie er so sein Unternehmen gelingen sah, war das erste was er that, die Gefängnisse zu eröffnen und alle Gefangene zu befreien, die Prioren aber aus ihrem Palast zu verjagen. Karl von Valois that dem von Corso und seiner Partei nun fünf Tage hindurch mit Raub, Gewaltthat und Mord gegen die Weißen verübten Unfug keinen Einhalt, und wie in der Stadt so wurde auch auf dem Lande gehaus't. Vielmehr wurden nun die Prioren blos aus Popolanen der schwarzen Partei genommen. Nun wandten sich die Weißen an den Papst, und der Cardinallegat Mattheo kam abermals, fand aber nun die Schwarzen eben so hartnäckig wie früher die Weißen, und verließ die Stadt wieder unter dem Interdikt. Bald darauf kam es zu einer neuen Erregung, indem Messer Nikola de' Cerchi von seinem Enkel Messer Simon Donati, dem Sohn Messer Corso's, ohne alle Ursache angegriffen und erschlagen wurde, Simon jedoch an einer erhaltenen Wunde in der folgenden Nacht starb, zum großen Leid seines Vaters und seiner ganzen Partei. Da stiftete ein Franzose Messere Piero Ferrante von Langued'oc eine Verschwörung mit mehreren Cerchi und anderen Weißen, versprach er wolle ihnen den Prinzen verrathen und ihnen helfen sie wieder in ihren vorigen Zustand einzusetzen; wie er aber hinreichende Beweise durch ihre Siegel und Handschrift in Händen hatte, machte er dem Prinzen davon die Anzeige, und so wurden (1302 April 4.) alle Hauptleute der Weißen aus Florenz verbannt, ohne daß sie selbst vor Gericht erschienen wären, weil sie der Vorladung nicht folgten entweder aus Bewußtseyn ihrer Schuld oder in der Ueberzeugung, daß sie schon im Voraus verurtheilt wären; ihre Paläste wurden geschleift, ihre Güter in Stadt und Land zersplittert, und sie selbst genöthigt, sich mit den Gibellinen in Pisa, Arezzo, Pistoja, und andern Orten, zu verbinden. Doch blieben noch immer viele Familien der Weißen in Florenz zurück, und die Furcht der Schwarzen, sie möchten mit den Verbannten gemeinschaftlich etwas unternehmen, veranlaßte den Podesta Fulcieri da Calvoli aus der Romagna (1302) mehrere Weiße und Gibellinen greifen, als Hochverräther verurtheilen und hinrichten zu lassen, was allgemein als eine grausame und ungerechte Handlung angesehen wurde. Ein Versuch den die Ausgewanderten in Verbindung mit den Bolognesen und andern Gibellinen im Mai gegen Florenz machten, mißlang gänzlich.

Die Ehrsucht Messere Corso's, der sich von seiner Partei nicht so hoch geachtet sah wie er es zu verdienen glaubte, erregte schon bald (1303 Febr.) neue Unruhen. Er verband sich mit dem Bischof Lottieri, der zu den Weißen gehörte, verlangte die Rechnungen der Gemeinde zu sehen, und da die Prioren sich dagegen sträubten, kam es in der Stadt (1303 Febr.) wieder zu Kämpfen, die erst dann aufhörten, als die Lucchesen auf Verlangen der Gemeinde ihr zu Hülfe kamen, und über zwei Wochen lang die Herren in der Stadt spielten. Das erzürnte die Bürger, die Lucchesen wurden entfernt, und neue Prioren gewählt, welche die Ruhe einigermaßen wiederherstellten. Da aber der Papst den Cardinallegaten Nikolaus da Prato hinschickte, um Ordnung zu machen, und dieser ein gescheiter und verständiger Mann, aber ein heimlicher Gibelline, durch die Wiederherstellung der alten Volkscompagnien sich die Gunst des Volkes verschaffen wollte, so entstand hierüber eine große Verwirrung, die Welfen fürchteten die Rückkehr der Gibellinen, und vereitelten daher die Bemühungen des Cardinals, der am Ende zornig, den Bannfluch aussprechend, die Stadt verließ, die jetzt nur noch mehr den Parteikämpfen preisgegeben war. Dazu kam der Einsturz der Arnobrücke am 1. Mai 1304, als sie mit Menschen ganz angefüllt war, und eine ungeheure Feuersbrunst (Juni), die 1700 Gebäude wegraffte. Auch unterließ der Cardinal nicht, die Florentiner dem Papste von der schlimmsten Seite zu schildern, so daß dieser zwölf der vornehmsten Häupter der welfischen und schwarzen Partei, worunter Messere Corso Donati, Messere Rosso della Tosa, Messere Pazzino de' Pazzi, Messere Geri Spini, Messere Betto Brunelleschi waren, zu sich entbot, um sich persönlich vor ihm zu verantworten. Zugleich aber ließ er den Gibellinen und Weißen in Pisa, Bologna, Arezzo, und andern Orten, entbieten, es sey Wille des Papstes, daß sie Florenz einnähmen und die Schwarzen daraus vertrieben. Sie kamen auch wirklich, 1600 Reiter, 9000 zu Fuß, an die Stadt, die erst den Abend zuvor von ihrem Anzug Kunde erhalten hatte, und in großer Angst war. Aber Ungeschicktheit in der Wahl eines Lagerplatzes, der gar kein Wasser hatte, tapferer Widerstand der in der Stadt befindlichen Welfen, und Mangel an Uebereinstimmung, indem die Bolognesen, unter denen sich viele Welfen befanden, noch ehe sie der Stadt nahe waren, den Rückzug antraten, ließ die Unternehmung mißlingen.

Da beriefen die Florentiner den Sohn König Karl's II. von Neapel, den Prinzen Robert von Kalabrien, der auch mit 300 Rei-

tern und vielem Fußvolk (1305 April) ankam, und (20. Mai) mit ihnen und den andern toskanischen Welfen gegen Pistoja auszog. Dieser Stadt nahmen sich Messer Napoleone degli Orsini und der Cardinal von Prato an, und Papst Clemens schickte im September ein Paar Legaten, welche bei Strafe des Banns Aufhebung der Belagerung befahlen. Aber nur der Herzog Robert gehorchte und zog ab, die Florentiner und Lucchesen setzten die Belagerung fort, und ließen sich auch von dem einfallenden Winter nicht abschrecken, bis endlich großer Hunger die Städte zwang sich (1306 April 10.) zu ergeben und nur das Leben sich auszubedingen. Pistoja blieb ein gemeinschaftliches Eigenthum von Florenz und Lucca; die eine Stadt schickte den Podesta, die andere den Capitano.

Nachdem so Florenz nicht nur mit Glück äußere Angriffe abgewehrt sondern auch Eroberungen gemacht hatte, sah es sich wieder durch den Ehrgeiz Messere Corso's in Gefahr gebracht. Dieser stand fortwährend mit einer aus Adeligen und aus Popolanen bestehenden Partei dem größern und mächtigeren Theil der Welfen entgegen, und man behauptete, er trachte nach der Signoria. Dieser seinem Character ohnedieß nicht ungleiche Verdacht wurde bestärkt durch seine Verbindung mit dem Gibellinen Uguccione della Fagiuola, dem Feinde der Stadt. Da erhub sich auf einmal großer Aufruhr, die ganze Stadt war unter Waffen zu Roß und zu Fuß, die Prioren ließen die Sturmglocke läuten, und dem Podesta, Messer Piero della Branca von Agobio, wurde eine Klage eingereicht über Messere Corso, der das Volk verrathen und die Stadt dem Gibellinen Uguccione überliefern wolle. In Zeit von nicht ganz einer Stunde war der Prozeß abgehalten, das Urtheil über ihn als Empörer und Verräther gefällt, und sogleich brach vom Hause der Prioren der Gonfoloniere der Gerechtigkeit mit dem Podesta, dem Volkshauptmann, mit den Fahnen der Compagnien des bewaffneten Volkes und mit den Söldnern zu Pferd gegen die Wohnung Messere Corso's auf. Dieser hatte sich eines Angriffs gewärtig verbarrikadirt und erwartete auch wirklich den Uguccione mit seinen Leuten. Es kam nun zum Kampfe, und Messere Corso wehrte sich lange und tapfer, so daß, wäre Uguccione zur rechten Zeit gekommen und hätten seine Freunde treulich Stand gehalten, das Volk, dessen Häupter unter sich uneinig und mit diesem Verfahren nicht durchaus einverstanden waren, einen schweren Stand gehabt hätte. Aber die Leute Uguccione's entflohen auf die Nachricht, Messere Corso sey angegriffen, seine

eigenen Leute zerstreuten sich, und er mußte (1308 Sept. 15.) der endlich die Gartenmauer, die ihm zum Bollwerk diente, durchbrechenden Menge entweichen, wurde ganz allein schon außerhalb der Stadt von katalonischen Reitern, die im Dienste der Signoria standen, gefangen, und da sie ihn gegen großes Lösegeld dennoch nicht entkommen ließen, warf er sich vom Pferd und wurde von ihnen getödtet. Er war der klügste und tapferste Ritter, der beste Redner, der gewandteste Mann seiner Zeit in Italien, aber der unmäßige Ehrgeiz bereitete ihm seinen Untergang.

Zu dieser Zeit war die politische Richtung der Florentiner bereits so bestimmt, daß Heinrich's Unternehmungen sie wieder mit dem Reiche zu vereinigen nur durch Gewalt gelingen konnten. Seit Jahrzehenten, seit länger als einem halben Jahrhundert war kein Kaiser nach Italien gekommen, die Versuche Rudolf's, Adolf's, und Albrecht's, ihre Rechte durch Vikarien zu erhalten, bewiesen mehr ihre Schwäche als ihre Kraft, und da man den Kaiser nicht fürchtete, konnte man auch wenig Vortheile von ihm erwarten. Indessen würde der Ruf der Unparteilichkeit, der vor Heinrich von Luxemburg herging, vielleicht doch die Städte Florenz, Siena, und die übrigen welfischen Städte bewogen haben, Abgeordnete nach Lausanne zu schicken, wie Rom, Pisa, und die gibellinischen Städte thaten, aber das Mißtrauen der Welfen, die von dem Deutschen nichts Gutes hofften, ließ es nicht zu. Wie hätten sie auch bei der innigen Verbindung mit Robert von Neapel, der seit dem Tode seines Vaters (1309) König geworden war, an eine Anerkennung der Rechte des Reichs denken können! Florenz blieb daher feindlich gesinnt, sammelte Mannschaft, verbündete sich enger mit König Robert und mit den welfischen Städten in der Lombardei und Toskana, und suchte den Zug und die Krönung des Kaisers zu verhindern. Pisa dagegen hatte dem Kaiser 60,000 Gulden um seinen Zug anzutreten geschenkt und eben so viel versprochen wenn er in Pisa seyn würde.

Selbst aber in Pisa dieser so treu gibellinischen Stadt fand Heinrich einen sehr aufgeregten Geist, weil er ihr nichts von ihren Rechten lassen wollte, sich selbst ihre Vorsteher zu wählen, sondern ihr einen Statthalter, einen Ubaldini, setzte. Nachdem er den März und April 1312 in Pisa zugebracht und während dieser Zeit hauptsächlich seine weitere Fahrt nach Rom vorbereitet hatte, welche durch eine Verbindung mit Robert von Neapel erleichtert werden sollte, kam er am 1. Mai mit Sonnenuntergang nach Viterbo, wo er ehr-

erbietige Aufnahme fand. Aber der Einzug in Rom schien nicht leicht. Schon die Colonna und Ludwig von Savoyen, Senator von Rom, erklärten, diejenigen welche er als Wächter des Capitols aufgestellt hatte, würden trotz des geleisteten Eides es nicht übergeben, wenn er ihnen nicht 4000 Gulden für ihre gehabten Kosten ersetzen würde. Als das beseitigt war, kam die Nachricht, daß Don Johann, Bruder König Robert's, mit einer großen Mannschaft am Ponte Molle lagere und den Weg versperre. Heinrich schickte eine Gesandtschaft, unter der Nikolaus Bischof von Botronto war, an den Prinzen, der sie erst unter allerlei Vorwänden hinhielt und ihnen endlich durch Gentili Ursino und den Bischof von Caserta antworten ließ, daß er nach den neuesten Befehlen seines Bruders dem König Heinrich den Einzug in Rom versperren und seine Krönung auf alle Weise verhindern solle, weßhalb er den König und alle seine Diener und Freunde als Feinde betrachte. Die Boten brachten diese unerwartete Botschaft an den ganz unbesorgt und von wenig Bewaffneten begleitet einherziehenden König. Heinrich, der vorher von Robert ein Schreiben erhalten hatte, worin auf die Anträge zu einer Verbindung ihrer Kinder eingegangen und gesagt war, daß er seinen Bruder Johann nach Rom schicke um der Krönung Heinrich's beizuwohnen, konnte die Falschheit der Neapolitaner kaum glauben. Indessen die Wahrheit lag am Tage.

In der Stadt waren die gibellinischen Colonna's Meister des Laterans und des Colosseums, während die Orsini und die Neapolitaner die Peterskirche, den Vatikan, das Capitol, behaupteten. Der Einzug geschah jedoch trotz der von den Neapolitanern aus einem Thurm auf die Milvische Brücke geschossenen Pfeile (7. Mai) ohne Verlust, nur einige Pferde wurden getödtet. Heinrich hatte ohngefähr 700 deutsche und flandrische Ritter bei sich, 300 toskanische Weiße und Gibellinen, 150 vom Grafen de San Fiore, 100 von den Colonnas unter dem Grafen von Anguillar, und 50 unter Konrad von Antiochia. Um die Schmach beim Einzug zu rächen wurde der Thurm angegriffen und am Abend vor Pfingsten genommen. In der Stadt Rom kam es nun zu wiederholten Gefechten. Das Capitol mußte sich (20. Mai) ergeben. Dagegen erlitt Heinrich bei einem Angriff auf die leoninische Stadt (25. Mai) einen ziemlichen Verlust, unter den Todten waren der Bischof Theobald von Lüttich, Peter Graf von Savoyen, Robert von Flandern, und mehrere andere Herren, königliche, savoyische, und flandrische Fahnen wurden erbeutet

und nach Florenz, dem Sitz des Welfenbundes geschickt. Auch von Pisa liefen verdrießliche Neuigkeiten ein; eine kleine Flotte von sieben Galeeren auf welchen der Admiral Vanni Musca 500 Armbrustschützen dem König zuführen wollte, war von Rainer Grimaldi, dem Admiral König Robert's, aufgefangen und weggenommen worden. Da sah Heinrich, daß er seinen ersten Plan, sich der ganzen Stadt zu bemächtigen und dann erst sich krönen zu lassen, aufgeben und nur die Krönung zu erhalten suchen müsse. Da diese dem Herkommen gemäß nur in St. Peterskirche verrichtet werden konnte, diese aber so wie die ganze leoninische Stadt in den Händen der Feinde war, so wandte er sich an den Prinzen Johann und die Orsini, sie möchten ihm die Kirche zur Krönung überlassen, aber die Antwort war, nur König Robert könne hierüber entscheiden. Auch an diesen gingen deßhalb geistliche wie weltliche Gesandte, erwirkten jedoch keine bestimmte Antwort, obwohl Robert durch seine, übrigens durch die Unzuverlässigkeit der Neapolitaner und die Nähe der Aragonesen in Sicilien wohl erklärliche, Unbestimmtheit auch den Welfen lächerlich, ja selbst verdächtig wurde. Da nun Heinrich diesen Gedanken aufgeben mußte, verlangte er von den Cardinälen, die Clemens V. um für ihn die Krönung zu vollziehen abgeschickt hatte, sie sollten ihn im Lateran krönen. Diese weigerten sich: es sey gegen das Herkommen, gegen ihren Auftrag, wenn man hin und her erst berichten wolle, vergehe zu viel Zeit; der König wandte ein, Noth habe kein Gebot, seine Schuld sey es nicht, er sey da um die Krone zu empfangen, man müsse auf Wahrheit und Billigkeit sehen; wenn auch ein Mangel bei diesem Verfahren vorkomme, könne nachher der Papst durch seine Machtvollkommenheit Alles ausgleichen. Da die Cardinäle in ihrer Weigerung beharrten, berief der König das römische Volk, und es wurde beschlossen, die Cardinäle müßten gutwillig der Republik zu Liebe die Krone ertheilen, wo nicht, so seyen sie durch die Tribunen und das Volk zu zwingen. Nun suchten die Cardinäle den König dadurch hinzuhalten, daß sie ihm sagten, sie hätten nach Avignon gesendet, es werde noch vor dem ersten Juli eine Antwort einlaufen. Geduldig beschloß der König zu warten, aber nun fehlte es an Geld die Soldaten zu bezahlen. Es blieb nichts übrig als eine Steuer auf die Römer zu legen, die dadurch noch mehr zur Wuth gereizt wurden, und sich nichts um den Befehl kümmerten, nur die im Ghetto an der Tiber wohnenden Juden zahlten. Wie nun das Fest der Apostelfürsten herankam, da zog Heinrich begleitet vom Volk und

von seinen Großen in den Lateran, hier wurde die Messe gelesen, und nach abgelegter Protestation der Cardinäle, nämlich des Legaten Lucas von Fiesco, daß er es nicht von freien Stücken, sondern auf Befehl des Königs und des Volks thue, endlich (1312 Juni 29.) dem König die Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt. Aber auch nicht einmal dieser Tag blieb von den feindlichen Angriffen ungestört. Auf dem Aventin wurde das kaiserliche Mahl gefeiert, und selbst bis in den Ort des Gelages verfolgten und beunruhigten den neuen Kaiser die Schleuderwürfe und Balistenschüsse der Feinde. Doch hatte er endlich das Ziel und den Zweck seines Zuges erreicht.

Aber es war hohe Zeit gewesen. Schon erklärten sich auch die Savelli und die Annibaldi, die Heinrich gehofft hatte bei einem Ehrengelage durch freundliche und ehrende Behandlung für sich zu gewinnen, aber schon damals nur bedingte und auf Schrauben gesetzte Versprechungen erhalten hatte, offen gegen ihn, entwichen aus der Stadt auf ihre Schlösser, und nahmen hier Soldaten von König Robert auf, mit denen sie bis an die Thore von Rom alle möglichen Feindseligkeiten verübten, das Wasser den kaiserlichen Soldaten zu entziehen suchten, und den Kaiser in die größte Noth brachten. Auch waren viele der Großen, namentlich der Herzog Rudolf von Bayern, der Meinung ihrer Pflicht Genüge geleistet zu haben, und schickten sich zur Heimkehr an. Es bot sich daher um den nothwendigen Entschluß, Rom zu verlassen, noch einigermaßen zu beschönigen, der Vorwand dar, die treulosen römischen Großen in ihren Schlössern anzugreifen. Da aber flehten die Römer den Kaiser an, er wolle doch nur noch so lange bei ihnen bleiben, bis der Prinz Johann mit seinen Leuten abgezogen wäre: sie seyen alle in höchster Gefahr des Leibes und des Lebens. Allein Heinrich entschuldigte sich mit der Gewohnheit der alten Kaiser, die auch nach erhaltener Krone abgezogen wären, mit der offenbaren Stimmung der selbst wenn er bliebe doch fortzugehen gesonnenen Vasallen, endlich auch mit der heißen und ungesunden Jahrszeit, ließ in Rom eine Besatzung von 300 Mann, welche die Häuser der Colonna's schützen sollten, schleifte die Paläste des Annibaldo und des Savello, und ging mit Sonnenaufgang am 20. Juli nach dem der kaiserlichen Sache und dem Hause Colonna treuergebenen Tibur. Schon nach vier Tagen ging auch der Herzog von Bayern, der Dauphin von Vienne und sein Bruder, Ludwig Graf von Savoyen, und andere Herren, mit Urlaub des Kaisers von dannen, mit vierhundert Mann, und gern hatte ihnen auch Prinz

Johann freies Geleit gegeben. Nur gegen neunhundert Mann blieben noch am Hofe zu Tibur. Dagegen strömten von allen Seiten die Welfen zu Prinz Johann, der bald an 3000 Ritter hatte, das Fußvolk nicht zu zählen. Heinrich mußte gelassen zusehen, wie die Savelli und Annibaldi höhnend und spottend gegen die Thore Tiburs heranrannten. Da kamen gegen Ende Juli Briefe von Papst Clemens, welcher dem Kaiser wie den Neapolitanern sich von Rom zu entfernen befahl, da er selbst kommen und das Regiment von Rom übernehmen würde. Ueber diesen Bescheid, der ihn dem König von Neapel gleichstellte, berieth sich Heinrich mit seinen Räthen und erklärte, daß weder im kirchlichen noch im bürgerlichen Recht geboten sey, daß der Papst zwischen dem Kaiser und einem päpstlichen Vasallen Stillstand ansagen könne; ferner sey der Kaiser und der König nicht auf gleiche Weise der Kirche unterthan, weil der eine der Vertheidiger und Vogt der Kirche sey, der von der Kirche in zeitlichen Dingen nichts habe; der andere ihr Unterthan und Vasall, der sein Reich von der Kirche habe. Lasse der Kaiser sich auch als Vasallen der Kirche in zeitlichen Dingen von dem Papste leiten, so sey er wortbrüchig, weil er die Rechte des Reichs mindere, die er nicht zu mindern sondern zu vermehren geschworen hätte. Uebrigens habe der König den vom Papste vorher gebotenen Stillstand auch nicht gehalten, sondern durch die gegen Gott und Recht übernommene Signorie so vieler Städte, Schlösser, und Orte in der Lombardei und Toskana offenbar gebrochen. Heinrich stellte daher eine förmliche Erklärung aus, wenn er auch nicht beabsichtige, den König Robert, seinen Rebellen, und Feind des Reichs, anzugreifen, so könne er doch schlechterdings nicht zugeben, daß das in Folge des vom Papste gebotenen Waffenstillstands geschehe. Einen neuen ihm vom Papst zugemutheten Eid wieß er von sich.

Da bot sich ihm von Neuem der Gedanke dar, nach Toskana, dieser kräftigen Provinz, dieser blühenden Mitte Italiens, wo seine bloße Erscheinung den Gibellinen und Weißen neuen Muth einflößen würde, den Sitz seiner italienischen Herrschaft zu legen. Richard Huguet wurde von den Weißen, dem Messere Geri Spini und Piso de Tosa an ihn gesendet, und verkehrte mehrere Tage insgeheim mit ihm. Wohl mochte der Kaiser die Anerbietungen oder Einladungen, die ihm dieser Botschafter brachte, für zuverlässig und gewiß gehalten haben, die Folge zeigte das Gegentheil. So zog denn Heinrich von Tibur, nachdem er noch ungeachtet der Abrathungen seiner

Freunde sich wieder über die Milvische Brücke auf einige Tage (im Aug.) nach Rom, und ging dann über Sutri, Viterbo, Todi, die Grafschaft Perugia, Cortona, Arezzo, wo gegen König Robert und die ungehorsamen Herren und Städte Italiens Vorladungen erlassen wurden, (16. Sept.) in die Grafschaft von Florenz, und nahm schon am nächsten Tage das Castell St. Giovanni im Arnothal ein. Hierauf gingen ihm die Florentiner bis Ancisa mit 1800 Mann zu Pferd und vielem Fußvolk entgegen, wurden aber von den Grafen von Savoyen und Flandern, die den Vortrab des Kaisers machten, ganz geworfen, obgleich nur etwa 125 blieben, die übrigen nach Ancisa entkamen. Zum Glücke dieser hier ganz Eingeschlossenen lagerte sich Heinrich geradezu (19. Sept.) bei der Abtei von San Salvi mit ohngefähr tausend Reitern, die andern waren noch im Arnothal, noch andere zogen erst durch die Grafschaft Perugia heran. Der Schrecken in der Stadt über seine plötzliche Ankunft war so groß, daß wäre er geradezu auf die Thore losgegangen er sie offen und schlecht bewacht gefunden haben und nach dem Glauben der Meisten die Stadt eingenommen haben würde. Wie nun die Bürger den Rauch der brennenden Häuser sahen, der den Weg der Feinde bezeichnete, da wurde die Sturmglocke gezogen, das Volk strömte unter den Fahnen seiner Kompagnien auf den Platz der Prioren, der Bischof von Florenz mit den Reitern der geistlichen Herren waffnete sich und zog zur Vertheidigung des Thors St. Ambrosio und der Gräben daselbst, und alles Volk zu Fuß mit ihm; es wurde die in der Mauer befindliche Lücke durch Pallisaden gedeckt, und so warteten und wachten sie voll Sorgen zwei Tage lang, bis ihre Leute aus Ancisa auf verschiedenen Wegen wieder zu ihnen kamen. Da hub sich ihr Muth, und kamen auch Hülfstruppen von Lucca, Siena, Pistoja, Prato, Colle, San Miniato, San Gimignano, aus der Romagna, so daß sie acht Tage nach der Ankunft des Kaisers 4000 gute Ritter und Fußvolk ungezählt hatten. Der Kaiser hatte nur 800 deutsche und 1000 italienische Reiter, Fußvolk jedoch hatte er ziemlich viel. So fand er sich nicht stark genug einen Angriff zu machen, lag auch mehrere Tage krank, und hegte immer noch die Hoffnung, Florenz in gutem Frieden zu bekommen, zu welcher ihn die abermalige Ankunft jenes Richard Huguet gestärkt haben mag. In Florenz war jedoch weder ein Gedanke an Unterwerfung, noch Furcht vor dem Feinde, man ging in der Stadt unbewaffnet seinen Geschäften nach, die Thore auf der andern Seite waren geöffnet, man ging

aus und ein wie im Frieden. Nur zu einer Schlacht entschlossen sich die Welfen nicht, es fehlte ihrer viermal größern Macht als sie Heinrich hatte ein guter Führer, und die Entziehung und Vernichtung aller Zufuhr mußte den Kaiser doch endlich zum Abzug nöthigen. Dieser fand als er von seinem Fieber wieder hergestellt war (2. Nov.) über den gerade sehr stark angeschwollenen Arno statt. mit großer Verwegenheit passirte das Heer in einzelnen Haufen nach S. Cassiano, wo er (20. Nov.) Unterstützung aus Pisa und Genua bekam. Hier setzte er die Verheerungen des Landes fort (bis 6. Jan. 1313), während auch die Florentiner sich nur auf kleine Streifzüge und Ausfälle einließen. In Folge der Jahreszeit riß unter dem Heere eine Seuche ein, die ihn zum Abzug nach Poggibonizzi nöthigte, wo er auf den Ruinen des alten Schlosses ein neues erbaute, das Kaisersberg (Castello Imperiale) genannt wurde. Hier ertheilte er seinen Getreuen Lehen und andere Belohnungen ihrer Dienste, that fünfhundert und dreizehn Florentiner in die Acht, lud den König Robert zum andern und zum dritten Mal vor, und da Mangel an Lebensmitteln auch hier ihn bedrängte, kehrte er (9. März) in schlechter Lage der Gesundheit nach Pisa zurück.

So viel mißlungene Unternehmungen konnten Heinrich's Muth dennoch nicht brechen. In Rom, in der Lombardei, in Toskana, griff die welfische oder neapolitanische Partei immer weiter um sich, und es lag klar am Tage, daß sogar seine Milde, mit der er gegen den Rath der Gibellinen die gefangenen Weiber und Kinder losgelassen und vor Mißhandlung in Schutz genommen hatte, seine Feinde eben so wenig gewinnen konnte, als sein ritterlich edles Wesen oder die Würde der römischen Kaiserkrone. Die Italiener wollten keinen Ausländer im eignen Lande. Was die Hülfe der Gibellinen und Weißen gewähren konnte, war wenig und am Ende auch unzuverlässig, nur von Deutschland konnte der Kaiser Hülfe erwarten. Bis diese jedoch, langsam wie immer, zusammenkam, blieb er in Pisa, entschlossen nun sein Recht als Kaiser zu üben, fügte (2. April) zu dem römischen Kaiserrechtsbuche die zwei letzten Titel über das Verfahren bei dem Verbrechen der beleidigten Majestät, ließ sich von den Juristen zu Bologna ein Gutachten über seinen Prozeß gegen den König Robert ertheilen, und fällte hierauf (25. April) das Urtheil über Robert, der obgleich er früher ihm erklärt hätte seiner Krönung nichts in den Weg legen zu wollen, ohne im mindesten beleidigt oder gereizt worden zu seyn, auf alle und jede Weise sich

ihm feindlich und hinderlich bewiesen habe, dem Reich vielfältig Abbruch und Schaden zugefügt und davon nicht abgelassen habe, und daher als ein Verletzer der kaiserlichen Majestät aller seiner Würden, Ehren, Lehen, Freiheiten, und Rechte entsetzt, aus dem ganzen Reiche verbannt, wo man ihn betreffe, für vogelfrei, seine Unterthanen aller Pflichten los und ledig, und alle seine Lehen und Güter für heimgefallen erklärt wurde. Zum Angriff gegen Robert hatte er sich schon vorher mit König Friedrich von Sicilien, dessen Sohn seine Tochter heirathen sollte, aufs engste verbündet, und genuesische und pisanische Galeeren sollten gemeinschaftlich mit sicilianischen Schiffen Neapel angreifen. Gegen die welfischen Städte, deren Glück und Uebermuth in gleichem Grade wuchs, ergingen ähnliche Urtheile, besonders über Florenz, Pavia, Padua, und Asti. Aber ungeschreckt dadurch übergab (Juni) Florenz die Herrschaft dem König Robert, und die meisten andern Städte fingen an sich der welfischen Partei mit mehr Entschiedenheit zuzuwenden, selbst der Visconti in Mailand gerieth in Gefahr.

Da schrieb König Philipp (12. Mai 1313) einen dringenden Brief an den Papst, worin er ihm des Kaisers Absicht, seinen Blutsfreund Robert aus seinem Erbe zu verdrängen, den allgemeinen Frieden der Christenheit zu stören, das nothwendige Werk eines Kreuzzugs zu verhindern, und der römischen Kirche zu schaden, anzeigte und aufforderte diesen Gefahren zu begegnen. Clemens erließ nun von Avignon (2. Juni und eingereicht am 9. Juni) eine Bulle, worin er allen und jeden Klerikern und Laien, von welchem Stand, Rang, und Würden sie seyn möchten, ob von päpstlicher, kaiserlicher, königlicher, oder sonst einer, bei Strafe des Banns jeden Angriff auf das Reich Neapel untersagte. Heinrich, der an des Papstes guter Gesinnung gegen ihn nicht zweifelte, in diesem Verfahren aber den Einfluß der französischen Partei erkannte, legte vor einer Versammlung aller Fürsten und vor einer Menge Volks im Dominikanerkloster zu Pisa eine förmliche Protestation nieder und ließ dem Papst durch eine ansehnliche Gesandtschaft sagen, daß er gar nicht gesonnen sey, die Rechte und die Ehre der Kirche zu kränken, sondern er wolle nur die des römischen Reichs aufrecht halten. Zugleich blieb er in Pisa nicht müßig, um die Gibellinen Toskanas zu ermuthigen und aufrecht zu halten, und einen Angriff auf Neapel zu bereiten. Diesem schien der vereinigte Beistand Genuas, Pisas, und Siciliens, einen besseren Ausgang zu verheißen, als dem verunglückten Versuch auf

die Stadt Rom und dem Angriff auf die Welfenstadt Florenz. Wäre nur Heinrich's körperliche Kraft nicht noch von dem Winterfeldzug in Toskana geschwächt und leidend gewesen! Mit 1500 Deutschen und Italienern brach er (7. Aug.) von Pisa auf, und stand (15. Aug.) unvermuthet vor Siena, wo aber dennoch die welfische Partei trotz ihres Schreckens sich unerschüttert behauptete, und der Kaiser gegen den Fluß Orgia, zwölf Miglien von Siena, zog. Hier lagerte er sich, erfrischte sich noch vor dem Schlafengehen durch die Kühle des Flusses, brachte aber eine schlaflose, unruhige Nacht zu. Von hier begab er sich nach dem nahen Ort Buonconvento, ebenfalls zwölf Miglien von Siena, wo er stärker erkrankte und am 24. Aug. 1313 starb. Der Verdacht, daß ihn der Dominikaner Bernardino aus dem Kloster Montepulciano im Abendmahl vergiftet habe, entweder er durch die Hostie, oder ein ungenannter Mönch durch den Spülkelch, war noch bei seinem Leben entstanden, und man hatte ihn zu einem Brechmittel bewegen wollen, das er aber von sich wies, um nicht mit dem etwa genossenen Gift den Leib des Herrn wieder von sich geben zu müssen. In vielen Liedern und Berichten wurde dieser Verdacht selbst von denen ausgesprochen, die der Anhänglichkeit an die Kirche untreu geworden zu seyn nicht im mindesten bezüchtigt werden konnten, und der Orden des heiligen Dominikus fand sich noch nach Jahren durch die fortdauernde üble Nachrede so gekränkt, daß sie sich dreiunddreißig Jahre nachher (1346) von Heinrich's Sohn Johann, der damals in Deutschland war, ein lossprechendes Zeugniß ausstellen ließen, welches jedoch, da der Leichnam, wohl vielleicht durch die große Hitze, so schnell in Fäulniß überging, daß man ihn verbrannte und nur die Gebeine (2. Sept.) in Pisa beisetzte, nicht viel bedeuten kann. Wenigstens blieb der Verdacht ungeachtet des Zeugnisses fortwährend bestehen und es würde wenigstens dem Geiste Wälschlands nicht fremd gewesen seyn, wenn es einen Mann, der mit beharrlicher Festigkeit nach seinem Ziele strebte und vor dem König Robert so voll Furcht gewesen seyn soll, daß er schon Schiffe zur Flucht nach Frankreich in Bereitschaft hielt, durch ein landübliches Mittel aus dem Wege geschafft hätte. Auf jeden Fall wichtiger als die den Dominikanern ertheilte Lossprechung sind die von andern Schriftstellern aus Bluthusten, Harnbeschwerden, und einem Blutschwären (Anthrax), zusammengestellten Ursachen seines Todes.

Heinrich wurde übrigens zur rechten Zeit für seinen Ruhm aus seiner Laufbahn dahingerafft. Die kaiserliche Gewalt in Italien war

dahin; wer sie noch anerkannte, hatte keine andere als selbstsüchtige Zwecke, und so wie er diese erreicht hatte, trat er als Gegner des Kaisers auf. Der edle Abentheurer Heinrich hatte seinen Plan als unparteiischer Vermittler aufzutreten bei seiner ersten Ankunft aufgeben müssen; er hatte die Kaiserkrone empfangen, aber nicht in der eigentlichen Krönungskirche, und ohne im Besitz Roms zu seyn oder in denselben zu gelangen; seine Versuche auf Toskana mißlangen durch unhinreichende Mittel von seiner Seite, und bei seinem Versuch auf Neapel würde er in die allertraurigste Lage, in den Kirchenbann, gerathen seyn, der ihn dem Verrath auf allen Seiten blosgestellt hätte. Unter diesen Umständen war der Tod, der ihn, während er allgemein geachtet, von den Seinen geliebt, von den Feinden gefürchtet wurde, dahin raffte, ein Glück und eine Wohlthat. Sein Zug bewies, daß die Herrschaft des Kaisers in Italien faktisch zu Ende war, und daß hier ein Selbstgefühl erwacht war, welches sich im Stande glaubte, selbst auch ohne das Reich über das eigene Wohl und Wehe wachen zu können. An Mailand und Florenz ließ sich das deutlich erkennen. Die Selbsttäuschung derjenigen Kaiser, welche späterhin noch an eine Aufrichtung des kaiserlichen Namens in Italien dachten, mußte bittere Strafe zahlen.

XXII. Venedig. — Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne. Papst Johann XXII. Der Kurverein von Rense.

Venedig's Anfang. Der erste Doge. Rialto wird der Sitz des Doge. Kämpfe mit Saracenen und Narentanern. Herrschaft über Istrien und Dalmatien. Sturz der Orseoli. Stellung im Kirchlichen. Krieg gegen die Normänner. Krieg mit Griechenland. Verfassungsänderung. Venedig bekommt griechische Provinzen. Ausbildung der innern Verhältnisse. Der Schluß des großen Rathes. Verschwörung des Tiepolo. Das Reich. Die Luxemburger und die Habsburger. Wahl Ludwig's und Friedrich's. Leopold gegen die Waldstätte. Schlacht bei Morgarten. Herstellung des Landfriedens in Franken. Papst Johann XXII. Friedrich und Ludwig. Rüstung zur Hauptschlacht. Schlacht bei Ampfing. König Friedrich gefangen. Ludwig schickt den Mailändern Hülfe. Erster Prozeß P. Johann's gegen Ludwig. Ludwig appellirt an ein Concil. Oesterreichische Umtriebe. Zweiter Prozeß des Papsts. Dritter Prozeß. Streit des Papsts mit den Franziskanern. Ludwig's zweite Appellation. Ludwig förmlich gebannt. Abneigung der Deutschen gegen den Papst. Ludwig's bedrängte Lage. Friedrich wird freigelassen. Friedrich's Rückkehr in die Haft. Gemeinschaftliche Regierung. Leopold stirbt. Ludwig's Römerzug. Bewegung der Gibellinen Fünfter Prozeß des Papsts. Ludwig's Zug von Mailand nach Rom. Ludwig zum Kaiser gekrönt. Absetzung des Papstes. Wahl eines Gegenpapstes. Ludwig zieht von Rom ab. Hausvertrag von Pavia. Ludwig will die Krone niederlegen. Tod des Papstes Johann. Der erste Kurverein.

Um dieselbe Zeit, als sich im übrigen dem Reiche zugehörigen Italien eine freie und selbstständige Entwicklung zeigte, die sich vom Reiche loszureißen kaum nöthig hatte und ihren Kampf vielmehr mit den schon vorhandenen Gegensätzen des Adels und der Gemeinde, der Geschlechtsaristokratie und der Geldaristokratie, durchfocht, bildete sich auch das bisher weder zu dem einen noch zu dem andern Reiche gehörige **Venedig** höchst eigenthümlich aus. Dieser aus kaum nachweisbaren **Anfängen** erwachsene Freistaat hatte sich schon zu Zeiten Theodorich's des Ostgothen in einer gewissen Blüthe befunden, die Seemacht dieser auf den vielen Inseln an der Mündung der Brenta, der Etsch, des Po, des Isonzo, wohnenden theils aus Illyrien theils aus dem festen Lande von Italien gekommen und durch den gemeinsamen Namen der Veneter oder Venetianer verbundenen Insulaner war für die Schifffahrt auf dem adriatischen Meere, für den Ver-

kehr mit Dalmatien und Illyrien höchst wichtig und unentbehrlich, und die große Einfachheit der Sitten machte sie unabhängig und frei. Will man freilich auf die älteste Zeit zurückgehen, so wird sich allerdings zeigen, daß diese Gegenden unter der Herrschaft des abendländischen Kaiserthums standen, daß hierauf die Ostgothen in die Stelle desselben eintraten, und nach der Eroberung Italiens unter Justinian das griechische Kaiserthum einen vollgültigen Anspruch auf Unterwürfigkeit hatte; allein das Reich der Ostgothen war zu vorübergehend, um deutliche Spuren zu hinterlassen, und die griechische Herrschaft des Exarchats erlitt schon bald nach ihrer Begründung einen heftigen Stoß durch die Longobarden. So konnte sich das auf den Lagunen wohnende Volk, das auch im Allgemeinen nicht reich gewesen seyn kann, wenn schon einzelne begüterte Familien seit der Zeit des Kaisers Honorius dort ihre Zuflucht genommen haben mögen, gar bald als völlig unabhängig ausbilden, und die kirchliche Absonderung der katholischen Insulaner von den das Festland besetzenden Longobarden hob jede Berührung mit dem Longobardenreiche auf. Der katholische Patriarch von Aquileja hatte sich nach Grado begeben, während ein arianischer Patriarch seinen Sitz in Aquileja nahm, und so lange behielt, bis der Arianismus ganz vertilgt war. Aber natürlich auch nachher behauptete jeder die Rechtmäßigkeit seines Titels und Rangs. In bürgerlicher Einrichtung war ursprünglich eine jede Insel unter einem Tribun, die unter sich unabhängig waren, aber zuweilen zu gemeinsamer Berathung zusammen traten; da man aber theils den Rangstreitigkeiten dieser Tribunen vorbeugen wollte, theils eine monarchische Form auch zur Abwehr der Gefahr von Slaven und Longobarden für zweckmäßiger hielt, so wurde (697) in einer Volksversammlung auf Heraklea mit Genehmigung des Papstes ein Herzog oder Doge gewählt, Paulucius Anafestus, der in einem Vergleich mit dem Longobardenkönig Luitprand (713 c.) die Integrität der Republik und ihres Gebiets feststellte. Da der Papst der eigentliche Beschützer der römischen Herrschaft in Italien war, so wandte sich auch Gregor II. (728) an seinen lieben Sohn Ursus, den (dritten) Herzog von Venedig, mit der Bitte der damals von den Longobarden weggenommenen Stadt Ravenna, deren Exarch entflohen war, zu Hülfe zu ziehen. Das geschah auch, Luitprand wurde aus Ravenna verjagt und der Exarch Eutychius wieder eingesetzt. Weil aber später (737) gegen den Dogen Ursus der Verdacht entstand, er strebe nach zu großer Gewalt, so wurde er von

einer Partei ermordet und die Würde des Dogen abgeschafft, an dessen Stelle ein Magister Militum auf ein Jahr gewählt wurde. Doch kehrte man schon nach fünf Jahren wieder zur Wahl der Dogen zurück.

Als sich nun die fränkische Herrschaft Karl's des Großen erhob, so war seine Eroberung Italiens für Venedigs Freiheit sehr bedenklich, und es war ganz natürlich, daß sich Venedig an das byzantinische Reich anschloß und in dem Vertrag zu Selz (803) mit einbegriffen war. Da aber ein vornehmer Venetianer, Othelerio, zu den Franken entfloh und ihnen die Möglichkeit zeigte, Venedig ebenfalls zu erobern, so griff Pipin, Karl's Sohn, die Inseln an, eroberte Heraklea, Albiola, Palestrina, und Chiozza, und bedrohte Malamocco, wo damals der Sitz des Doge war. Da zogen sich die Venetianer mit Weib und Kind, Hab und Gut, nach dem Rialto zurück, griffen von hier den fränkischen König an, und brachten ihm (809) eine große Niederlage bei. Rialto wurde und blieb nun der Sitz des Doge, und Angiolo Participatio, dessen Geschlecht den Namen Badoer annahm, war der erste Doge auf dem Rialto. Der Friede, den Karl der Große (813) mit dem griechischen Kaiser Michael Rhangabe schloß,[1] sicherte die Stellung Venedigs. Die Inseln welche den Rialto umgeben wurden durch Brücken verbunden, und so entstand erst die eigentliche Stadt Venedig, um deren Entstehung Angelo Participatio (809—827) das größte Verdienst hat. Unter seinem Sohn, dem Dogen Giustiniano, kam der Leichnam des heiligen Markus von Alexandria nach Venedig.

Hierauf hatte Venedig, das mit den fränkischen Königen und den Kaisern des Abendlands vortheilhafte Verträge schloß, vom Morgenlande aber gar nichts zu fürchten hatte, mit den sich auch Italien nähernden Saracenen und den auf der dalmatischen Küste unabhängig gewordenen Städten, besonders Narenta, um die Herrschaft des adriatischen Meeres zu kämpfen. Von dem saracenischen Feldherrn Sabbak erlitten (840) die sechzig Schiffe, mit welchen sie dem griechischen Kaiser Theodosius zu Hülfe zogen, im Haven von Tarent eine gänzliche Niederlage und die Mauren bedrohten damals sogar Rom und plünderten die Paulskirche. Auch im Innern Venedigs gährte die Feindschaft der mächtigen Familien unter einander, und der sonst um den Flor Venedigs wohl verdiente Doge Pietro Tradenigo wurde (864) ermordet. Erst der Doge Orso Participatio (864—881) schlug die Saracenen zurück, die zuletzt (875) bis gegen

Venedig selbst vorgedrungen waren. Dagegen blieb der Doge Pietro Candiano (887) in einer Schlacht gegen die Narentaner, und diese Seeräuber entführten sogar (920) die Bräute, welche sich in der Peterskirche auf der Insel Olivolo befanden. Der Doge Pietro Candiano II. eilte den Räubern sogleich nach, nahm ihnen ihre Beute wieder ab, und züchtigte sie für ihre Frechheit. Ein bis auf den genuesischen Krieg aufrecht erhaltenes Fest wurde zum Andenken dieses Sieges jährlich gefeiert. Aber erst als die übrigen dalmatischen und istrischen Städte die Venetianer um Schutz gegen die Narentaner unter dem Versprechen angingen, daß ihre Behörden Venedig huldigen und ihre Kriegsleute unter der Anführung Venedigs fechten sollten, wurde dem Seeräuberwesen der Narentaner ein Ende gemacht. Der Doge Pietro Urseolo II. segelte (997) mit der ansehnlichsten Flotte, die Venedig bisher aufgestellt hatte, nach Istrien und Dalmatien, ließ sich von allen Republiken huldigen, vernichtete die Seeherrschaft der Narentaner, und nahm den Titel eines Herzogs von Venetien und Dalmatien an. Die kleinen Städte behielten noch einige Zeit ihre eigene Obrigkeit, bekamen aber bald dafür venetianische Prioren oder Podestas, und wurden aus Bundesgenossen förmliche Unterthanen. Wie aber Venedig selbst, so stieg auch das Haus Urseolo, das bald über die gewöhnliche Stellung eines Bürgers hinaustrat, und sich sogar mit dem griechischen Kaiserhause verschwägerte.

Bisher hatte die Eifersucht anderer Geschlechter, die durch Reichthum oder Kriegsruhm sich auszeichneten, noch immer verhindert, daß ein einzelnes zu mächtig werden möchte, die Morosini und Coloprini hatten mehrere Jahre lang unter einander förmlich Fehde geführt, bis endlich (990) die Ermordung dreier Coloprini die Wagschale auf die Seite der Morosini zog; der Glanz der Urseoli aber regte billig die Eifersucht aller anderer an. Dem Sohn jenes Pietro Urseolo II. gab Otto III. als Taufpathe seinen eigenen Namen, und bewies dem Vater alle Zeichen der Achtung und Ehre. Schon als wäre es Erbrecht folgte Otto Urseolo (1006) seinem Vater, führte auch glücklich mit dalmatischen und illyrischen Völkern Krieg, wurde aber (1026) durch eine von Domenico Flabenigo gebildete Verschwörung verbannt und an seine Stelle Pietro Centranigo gewählt. Noch war aber das Haus Urseolo so mächtig, daß auch Centranigo (1031) ins Exil gehen mußte, Otto zurückgerufen werden sollte, und sein Bruder, der Patriarch Orso, einstweilen als Vicedoge die Regierung

führte, Flabenigo aber aus dem Lande gehen mußte. Da kam (1032) die Nachricht, Otto sey im Exil zu Constantinopel gestorben. Nun wollte Domenigo Urseolo das Herzogthum als eine Erbschaft in Besitz nehmen, gegen den sich aber das Volk in Masse erhob und ihn schon am nächsten Tag nach Ravenna zu entweichen zwang. Flabenigo aber, der nun zurückgerufen und zur Herzogswürde, dem Ducat, erhoben wurde, ließ das Gesetz geben, daß die Familie der Orseoli auf immer verbannt seyn und keinem Doge erlaubt seyn sollte, sich selbst bei seinen Lebzeiten einen Nachfolger oder Mitregenten zu bestimmen. Noch mehr beschränkte er seine eigene Gewalt durch den von ihm zuerst einberufenen Rath der Pregadi oder Erbetenen, welche aus den angesehensten Bürgern genommen und zur Theilnahme an den wichtigsten Berathungen gezogen wurden.

So war Venedig bereits so mächtig in sich und so abgesondert von dem Reiche, daß die Bewegungen desselben damals fast gar keinen Einfluß mehr auf die Republik ausübten. Auch die kirchlichen Angelegenheiten gestalteten sich bereits in der Art, wie sie späterhin noch weiter sich ausbildeten. Die Ansprüche des Patriarchen Pepo von Aquileja, der sich mit Kaiser Konrad's II. Willen den Sprengel von Grado sogar mit Gewalt zu unterwerfen suchte, und auch von Papst Benedikt IX. in seinem Recht anerkannt worden war, wurden (1049) durch Leo IX. für ungültig und die Kirche von Grado für unabhängig erklärt. Die nachfolgenden Patriarchen nahmen aber ihren Sitz nicht mehr in dem verheerten Grado, sondern in Venedig, und sowohl dieser Umstand als auch die (1074) dem Patriarchen ausgeworfene regelmäßige Einnahme oder Besoldung stellte das Oberhaupt der venetianischen Geistlichkeit in den Bereich des ganzen Staates selbst, so daß sie an allen Pflichten und Rechten eines Unterthans ihren Theil hatten, und in Venedig nicht wie anderwärts außerhalb der bürgerlichen Gemeinde standen.

Die gänzliche Schwäche des griechischen Reiches unter den letzten Macedoniern und die Verwirrung bis auf Alexius Comnenus ließ die höchst unbedeutende Verbindung, welche zwischen Venedig und dem griechischen Reiche gewesen war, fast ganz in Vergessenheit gerathen und als beide Reiche sich einander näherten, war es ihr gegenseitiges Interesse, das sie verband. Wie die Normänner die Besitzungen der Griechen in Italien wegnahmen und die in Griechenland selbst bedrohten, eben so gefährdeten sie auch die Herrschaft der Venetianer auf dem adriatischen Meere. Deßhalb

traten die Venetianer auf die Seite des Kaisers Alexius, und unterstützten mit ihrer Flotte seinen Vertheidigungskampf, doch der Tod Robert Guiscard's, nach welchem die Normänner ihre Plane einstellten, half am erfolgreichsten. Für diese geleistete Hülfe trat Alexius die Provinzen Dalmatien und Istrien gänzlich ab. Unter dem Dogen Vital Faliero (1084—1096) wurde auch das Verhältniß zum abendländischen Reiche, dessen Kaiser Heinrich IV. Feind der Normänner war, sehr günstig, und die große Begebenheit, die zu Venedigs Reichthum und Macht besonders beitrug, trat gerade damals ein.

Den größten und dauerndsten Vortheil von den nämlich Kreuzzügen zogen überhaupt die italienischen Seestädte, unter diesen aber wiederum vorzüglich Venedig. Zwar zogen auch Pisa und Genua bedeutenden Nutzen, doch war Venedig ihnen weit überlegen. Aber während sich hier der Reichthum Venedigs hob, entstanden wesentliche Streitigkeiten über den Besitz Dalmatiens sowohl mit Ungarn als auch mit dem unter den Comnenen wieder zu Kräften kommenden morgenländischen Reich. Der Doge Ordelaso Falieri nahm den Ungarn das von Kalmany eroberte Zara wieder ab und blieb selbst (1117) auf dem Schlachtfelde. Da sich Johannes Comnenus mit den Ungarn verband, und der König Stephan II. mit griechischer Hülfe in Dalmatien einfiel, so rächte sich der Doge Domenico Michieli (1126 und 1127) durch Plünderung griechischer Inseln, vertrieb die Ungarn und zwang die Griechen, die von Alexius Comnenus gegebenen Freiheiten noch zu erweitern. Dafür leistete nun auch die Republik den Griechen gegen den Normannen Roger II. Hülfe, immer noch das seit Heinrich IV. mit dem abendländischen Reiche bestehende gute Verhältniß aufrecht haltend. Als aber hier Friedrich Barbarossa, dort Manuel Comnenus Kaiser waren, sah sich auch Venedig noch mehr als bisher in die politischen Verwirrungen des Festlandes hineingezogen, es schlug sich auf die Seite der Lombarden und des Papstes Alexander III., war bei der Stiftung des Lombardenbundes thätig, und suchte das Uebergewicht der Hohenstaufen in Italien auf alle Weise zu verhindern. Doch war die Aufmerksamkeit noch mehr auf Manuel Comnenus gerichtet, dessen ganze List und Thätigkeit auf die Wiedererwerbung Dalmatiens ging, und der, als ihm die Venetianer das erbetene Bündniß gegen den Normannenkönig Wilhelm abschlugen, an Einem Tag (1171 März 12.) alle in den Häven und Städten seines Reichs befindlichen Venetianer gefangen nehmen und ihre Schiffe und Güter mit Beschlag belegen ließ. Das treulose

Verfahren entrüstete die Republik und in möglichster Eile wurde eine Flotte von hundert Galeeren und zwanzig Transportschiffen ausgerüstet, mit welcher der Doge Vital Michieli II. in See ging, Dalmatien wieder unterwarf, hierauf aus Istrien Verstärkung an sich zog, und gegen Euböa schiffte, dessen Statthalter ihn durch Unterhandlungen hinhielt, während deren er sich ohne etwas anders als die Wegnahme von Chios auszuführen in Peloponnes aufhielt. Da griff eine furchtbare Pest, welche freilich der Haß der Venetianer dem von Manuel vergifteten Wasser der Flüsse zuschrieb, im Heere so um sich, daß von der über hundert Schiffe starken Flotte, die Michieli nach Griechenland geführt hatte, nur ein erbärmlicher Ueberrest von siebenzehn Schiffen im nächsten Frühling (1172) von ihm nach Venedig zurückgeführt wurde und die Pest auch dorthin brachte. Die Wuth des ergrimmten Volkes, das ihn einen Verräther nannte und in dem was Unglück oder Ungeschick war heimliche Tücke zu erkennen wähnte, überdieß auch durch die zum Behufe des Krieges ausgeschriebene Vermögenssteuer höchst erbittert war, brach in einen furchtbaren Aufstand aus, der Doge entfloh aus seinem Palast tödtlich verwundet in das Kloster St. Zacharias, wo er (1172 Mai 27.) starb. Dieser Todesfall hatte eine für die Verfassung Venedigs sehr bedeutende Folge. Die bisher dem Volk noch überlassen gebliebene Wahl des Doge wurde einem Ausschuß von zehn oder eilf Männern übergeben, welche den nächsten Doge wählen durften, doch ging man späterhin von dieser Zahl auf eine größere von einundvierzig über. Auch wurde der große Rath (consiglio maggiore) aus 480 jährlich am ersten September wechselnden Mitgliedern bestehend, dem alle wichtigen Angelegenheiten zur Genehmigung vorgelegt werden mußten, und der nur alte Bürger und Adel, zwischen denen bald kein Unterschied mehr bestand, in sich begriff, ferner der kleine Rath, aus sechs Mitgliedern bestehend, die dem Doge zur Seite standen, die sogenannte Signoria, damals errichtet oder näher bestimmt. Um diese Zeit entstand auch die Quarantia, ein aus vierzig Mitgliedern zusammengesetzter Gerichtshof, an dessen Spitze drei Männer (Capi) standen, welche im folgenden Jahrhundert Mitglieder der Signoria wurden. Der Doge selbst mußte den Eid schwören, nach den Gesetzen zu regieren, wogegen ihm Treue geschworen und eine Fahne, als Sinnbild seiner Fürstengewalt, überreicht wurde. So war die Verfassung von der demokratischen Ursprünglichkeit bereits durch die Einrichtung des großen Raths, in den zwar der Zutritt an und für

sich nicht unmöglich, aber durch Reichthum, Verdienste, Verwandtschaft, Beliebtheit, bedingt wurde, und durch die dem Volke entzogene und einer Kommission übergebene Dogenwahl einer aristokratischen ganz nahe getreten, während die monarchische Gewalt des Herzogs theils eben durch diesen großen Rath, theils durch die Signoren, theils durch die ihm jedoch zu berufen noch anheimgestellten Pregadi, beschränkt worden war.

Der nun gewählte Doge, Sebastiano Ziani, der die Rialtobrücke baute, gab sich vergebliche Mühe, die Verhältnisse mit den Griechen auszugleichen, im Gegentheil reizte Manuel die Venetianer, deren Gesandten, Heinrich Dandolo, er mit glühendem Eisen blenden ließ, nur noch mehr. Dagegen sah Venedig den Papst Alexander damals bei sich, der sich hier (1177) mit Friedrich Barbarossa aussöhnte. Die später am Himmelfahrtsfeste alljährlich gefeierte sinnbildliche Vermählung des Dogen mit dem adriatischen Meere, in das er auf dem Bucentaur von dem Senat und allem Volke begleitet hinausfuhr, wurde als eine Erinnerung an diese für Venedig, das sich gleichsam neutral benommen hatte, ruhmvolle Begebenheit angesehen, und mehrere von dem Dogen ausgeübte Befugnisse davon hergeleitet. Unter Ziani's (gest. 1178) Nachfolger, Orio Mastroperio fiel Zara (Jadera) ab, dessen Unterwerfung unter Heinrich Dandolo (1192—1206) endlich durch die Eroberung Constantinopels, welche sich daran anschloß, für Venedig so höchst folgenreich wurde. Ueberdieß wurde ein Venetianer, Thomas Morosini, Patriarch. Venedig bekam ein und ein halb Viertel des ganzen griechischen Reiches, und wählte diesen Antheil so glücklich aus, daß es den ganzen Handel der Levante in seine Hände bekam; Corfu, St. Maura, Zephalonia, Zante, Durazzo, fast ganz Albanien, die Küste von Epirus, ein großer Theil von Morea, Lakonien, Misitra, Patras, Modon, Lepanto, die Inseln Aegina, Salamis, Candia (Creta), und mehrere kleinere Inseln, Theile von Euböa, Hadrianopel mit Zubehör, und viele andere Orte, waren Eigenthum der Republik, die sie entweder selbst unter Duca's, oder Podesta's, oder Baili's, denen ein großer und kleiner Rath zur Seite stand, wie denn überhaupt die Verwaltung des Mutterlandes als Muster und Vorbild gebraucht wurde, verwaltete, oder sie an Adelige lehensweise übergab. Es leuchtet ein, daß durch diese glückliche Unternehmung Venedig seine Nebenbuhlerinnen Pisa und Genua unendlich weit überflügelt hatte, und es ist begreiflich, wenn sich nun der Neid besonders der aus Constantinopel ausgeschlossenen Genueser

zeigte. Diese unterstützten den Grafen Heinrich von Malta in seinem Versuche Candia, das den Lateinern überhaupt feind war, zu erobern, der jedoch am Ende mißlang, störten die Schifffahrt, und schlossen sich nun hauptsächlich an die griechischen Kaiser Nicäa's an, denen sie wiederum zur Eroberung Constantinopel's verhalfen. In Candia hatten die Venetianer die Versuche der nach Freiheit strebenden Griechen fortwährend niederzuhalten.

Während dieser äußern Thätigkeit ging auch die Ausbildung der innern Verhältnisse ihren Weg. War der Doge durch die Colonien in vielen Dingen in den Stand gesetzt worden, durch seine Befugniß über diese zu verfügen auch größeren Einfluß daheim sich zu erwerben, so wurde seine Gewalt besonders durch mehrere unter und von dem Doge Jakob Tiepolo gegebene Gesetze beschränkt; er verlor (1230) das Recht die Pregadi zu ernennen, es wurden die fünf Verbesserer der herzoglichen Versprechung (Correttori della ducale promissione) eingesetzt, welche vor jeder Herzogswahl die Capitulation, welche er beschwören mußte, zu revidiren hatten, es wurde ihm das Recht Aemter zu besetzen fast ganz entzogen, in den übrigen Aemtern kaum mehr als der Vorsitz gelassen, seine persönliche Freiheit endlich so sehr beschränkt, daß er kaum mehr als ein glänzender Staatsgefangener war. Die äußeren Vorzüge und Zierden seines Amtes wurden ihm wo möglich noch erweitert, hingegen die eigentliche Gewalt kam immer mehr in die Hände der Signorie, zu der jedoch der Doge auch gehörte. Die Dogewahl selbst, die noch bei Jakob Tiepolo durch Einfluß des Volkes bestimmt worden war, wurde bei seinem Nachfolger Marino Morosini (1248), um jeden Unterschleif vorher unmöglich zu machen, auf eine höchst künstliche Weise eingerichtet. Wenn nämlich durch drei Inquisitoren das Leben des verstorbenen Doge untersucht, und tadelfrei befunden worden war, im entgegengesetzten Falle aber sein Vermögen deßhalb in Anspruch genommen und fehlerhafte Anordnungen umgestoßen worden waren, wurde erst das Begräbniß gehalten und dann eine Wahlversammlung aus allen Rathsfähigen, die dreißig Jahre vorbei waren, angesagt. Nun werden nach der Anzahl der Anwesenden silberne Kugeln in eine Urne gelegt, unter welchen sich dreißig goldene befinden; ein Kind zieht die Kugel für einen Jeden heraus und für wen er eine goldene zieht, der begiebt sich in ein Seitengemach, bis hier alle dreißig versammelt sind, aus diesen werden ebenfalls durch Kugelung neun gewählt. Diese wählen durch Abstimmung vierzig

Personen, aus denen wieder zwölf durch Kugelung gezogen das Recht haben fünfundzwanzig durch Abstimmung zu wählen. Von diesen werden wieder neun durch Kugelung bestimmt, denen wieder die Stimmenwahl von fünfundvierzigen zukommt. Aus diesen losen wieder eilf, und diese bestimmen erst die einundvierzig eigentlichen Wähler. Aus diesen werden drei Prioren ernannt, die das Wahlgeschäft leiten, und bei denen die übrigen ihre Stimmen abgeben. Zur Stimmenmehrheit wird eine Zahl von fünfundzwanzig Stimmen erfordert.

Unter dem Nachfolger Morosini's brach der furchtbare Krieg Venedigs mit Genua aus, der seinen letzten Grund in dem Streit über den Besitz der St. Sabbaskirche in Akka hatte, im innersten Grund aber aus der Eifersucht beider Städte auf einander hervorging. Der Sturz des lateinischen Kaiserthums (1261) war ein großer Schlag für Venedig, und es bedurfte alle Klugheit, um den auch im Innern bewegten Staat glücklich durchzusteuern. Die Last des Krieges, die durch schwere Steuern bestritten werden sollte, erzeugte einen Aufstand, der das Leben des Doge Rainer Zeno (1266) selbst bedrohte, und Kriege mit Bologna, Ancona, Istrien, das abzufallen suchte, beschäftigten den Staat auf alle Weise, wenn auch mit Genua dann und wann ein Stillstand eintrat. Da wurde (1289) als der Doge Giovanni Dandolo gestorben war, an seinem Begräbnißtage vom Volk Jakob Tiepolo, der Enkel des oben genannten Doge, zum Herzog ausgerufen, aber die Unregelmäßigkeit dieses Verfahrens anerkennend, entfernte er sich heimlich aus Venedig nach der Trevisanermark, wo er bis zu einer neuen Wahl blieb. Diese fiel, nachdem die Einundvierziger zehn Tage lang gezögert hatten, (25. Nov.) auf Pietro Gradenigo, der die wichtige Maßregel vornahm, wodurch die Aristokratie Venedigs abgeschlossen wurde. Es war nämlich in den letzten Jahrzehenten ein offenbarer Kampf der ältern Rathsfähigen Geschlechter gegen die aufstrebenden neueren hervorgetreten, und die außerdem zweckmäßige Einrichtung des großen Rathes schien durch die jährlichen Wahltage, in welchen er constituirt wurde, den demagogischen Umtrieben zuviel Spielraum zu geben. Man suchte daher die bisherige jährliche Erneuerung desselben aufzuheben, und das Recht, denselben zu besetzen, zum ausschließlichen Eigenthum einzelner Familien zu machen. Es wurde daher (1297 Febr. 28.) ein Gesetz gegeben, daß alle diejenigen Familien, aus welchen in den letzten vier Jahren Mitglieder in dem großen Rath gesessen hätten, auch fortan in demselben zu sitzen berechtigt seyn, die andern alle

aber ausgeschlossen seyn sollten. Es wurde somit der große Rath geschlossen, die Erbaristokratie der in das sogenannte goldene Buch eingeschriebenen Familien befestigt, und alle Familien, die durch irgend einen Zufall in dieser bezeichneten Zeit den großen Rath nicht besetzt hatten oder die sich eben erst im Aufschwung ihres Vermögens und ihrer Blüthe befanden, für immer von der Theilnahme an Staatsgeschäften zurückgewiesen. Namentlich war auch die Familie Tiepolo, welche mehrere Dogen gezählt hatte, unter diesen ausgeschlossenen Geschlechtern. Zwar sollte die Fortdauer dieses Gesetzes von dem Willen des Rathes abhängen, aber die Stimmenmehrheit war so hoch angesetzt, daß sie schwer zu erreichen schien.

Gegen diese in einem Staate der auf rein republikanischer Grundlage ruhte besonders entrüstende Maßregel erhub sich zuerst (1304) die Verschwörung des Marino Boeconio, der den Doge und den Senat ermorden wollte, aber verrathen, gefangen, und mit seinen Genossen durch den Strang hingerichtet wurde. Gefährlicher war die von Bajamonte Tiepolo, dem Bruder Jakob's, in Verbindung mit mehreren Patriciern, aus den Häusern Badoer und *Quirini*, zum gänzlichen Umsturz der neuen Verfassung gestiftete. Die Lage der Dinge war dem Unternehmen günstig; auf der Republik lag wegen der Wegnahme der Stadt Ferrara der Bannfluch des Papstes Clemens V., und Ferrara war obendrein ihrer Gewalt wieder entrissen worden, das Volk war erzürnt und einer Veränderung sehr geneigt. Es war beschlossen vom Palaste Tiepolo (1310 Juni 15.) den Markusplatz zu besetzen, den Doge zu ermorden, und den großen Rath wieder nach der früheren Art zu besetzen. Aber noch kurz vorher erhielt Gradenigo Anzeige, traf durch Berufung der Behörden alle Vorkehrungsmaßregeln, und besetzte den Markusplatz. Mit der Morgendämmerung brach der Aufstand aus und es kam auf dem Markusplatz zu einem heftigen Kampfe, in welchem Marko Quirini und sein Sohn fielen, Bajamonte sich durch die Rialtostraße zurückzog, wo der Fahnenträger der Verschworenen von einem Stein, den ein Weib von einem Dache warf, getödtet wurde, und die Verwirrung der Weichenden noch zunahm, die sich nun hinter der von ihnen abgebrochenen Rialtobrücke befestigten. Da der Podesta von Chioggia Ugolino Giustiniani mit Verstärkung für den Senat herbeikam, hingegen Badoerio Badoer, der den Verschwornen Mannschaft aus Padua zuführte, dem Doge in die Hände fiel, blieb dem Rest der Verschwörung nichts als eine Capitulation übrig, die ihnen freien Abzug ge-

währte. Da sie von den Oertern aus wohin sie sich begaben noch fortfuhren die Republik zu bedrohen, wurde ein eigner Rath von zehen Männern, später Inquisitoren genannt, schon am nächsten Tage niedergesetzt, welcher Vollmacht zur Untersuchung und Bestrafung aller derjenigen bekam, welche etwas gegen das Wohl und die Sicherheit der Republik unternehmen würden. So schloß sich Venedig gegen die Möglichkeit einer Umwälzung starr und schroff ab, und bildete einen auch von Außen immer weniger angreifbaren Staat; seine einzigen Gegner hätten das griechische Reich und die Osmanen seyn können, aber jenes war im Sinken und Absterben, diese pflanzten erst ihre drohende Fahne in Prusa auf.

Vom römischen Reiche aber war nichts zu befürchten. Heinrich's gegen die Welfen gerichteter abentheuerlicher Zug nahm das Ende einer gaukelnden Seifenblase und in Deutschland trat nun die Frage hervor, wer seine Stelle einnehmen würde. Daß derjenige Fürst, welchen nach dieser Ehre gelüsten würde, auf die Vortheile, unter denen Heinrich nach Italien gezogen war, gleich von Anfang verzichten müßte, ging aus dem Benehmen des Papsts ganz deutlich hervor, indem Clemens erstlich in der Constitution Pastoralis cura solicitudinis die gegen König Robert erlassene Achtserklärung für null und nichtig erklärte, weil dadurch den päpstlichen Rechten über Neapel wäre zu nahe getreten worden, überhaupt aber sich dahin aussprach, daß ihm die Oberherrschaft über das erledigte Kaiserthum ohne allen Zweifel zustehe und er bei erledigtem Reiche an des Kaisers Stelle trete, sodann in einer andern Constitution den römischen Krönungseid des Kaisers für einen Eid der Treue erklärte, weßhalb die Kaiser als Vasallen des päpstlichen Stuhles müßten angesehen werden. Ganz konsequent handelte er, indem er den König Robert noch kurz vor seinem Tode (st. 1314 April 20.) durch eine Bulle (März 14.) zum Generalvikar aller Reichsländer in Italien und zum Senator von Rom ernannte, wohl in der Hoffnung die durch Heinrich's Erscheinung neu erstarkte gibellinische, gegenpäpstliche, Partei gänzlich zu stürzen. Aber der kräftigste Gegensatz gegen die Gibellinen war die Nationalität Italiens, welche von den Welfen im eigentlichen Hintergrunde vertheidigt und um derenwillen besonders die Deutschen angefeindet wurden, es war das Gefühl der Freiheit, welches die republikanischen Städte gegen die gibellinischen Häuptlinge zum Kampfe ermunterte. Diese beiden Momente, Freiheit und Vaterlandsliebe, belebten eigentlich die Welfen und sicherte ihrem

Kampfe das endliche Gelingen. Da nun zu diesen noch der Wille des Papstes hinzukam, so war eine feste Stellung in Italien zu gewinnen für Heinrich's Nachfolger noch weit schwerer, als für ihn.

In Deutschland war die Aussicht ebenfalls nicht sehr lockend. Die beiden Parteien des luxemburgischen Hauses und der Habsburger standen einander mit ziemlich gleichen Kräften entgegen. Hatte Friedrich von Oesterreich schon nach seines Vaters Tod die Hoffnung gehegt, daß die Wahl der Fürsten ihn treffen werde, so rechnete er jetzt, in voller Eintracht mit seinen vier Brüdern, deren ältester, Leopold, die Blume der Ritterschaft, Alles für ihn aufbot, um so gewisser auf die Krone, da seine Gegner keinen Fürsten den sie ihm vergleichen konnten in ihren Reihen zählten. Auch fühlte der König Johann von Böhmen ungeachtet der unruhigen Thätigkeit, die ihn zeitlebens beseelte, doch selbst daß er zur Wahl nicht geeignet sey, und war, um nicht in seinem erst erworbenen Reiche gestört zu werden, nur darauf bedacht, den Habsburgern die Krone des römischen Reichs zu entziehen und einem andern Fürsten zu verschaffen. Zu ihm hielten die Erzbischöffe Balduin von Trier, sein Oheim, und Peter von Mainz, den Luxemburgern eben so treu wie den Habsburgern feind. Aber es dauerte lange, bis sich ein passender Fürst fand, und dem Mainzer Erzbischof blieb nichts übrig, als den Wahlconvent immer weiter hinauszuschieben. Die Fürsten von Brandenburg, Anhalt, Savoyen, auf die man verfiel, waren zu unbedeutend und ohnmächtig. Noch schien der Herzog Ludwig von Bayern, dessen Mutter eine Tochter König Rudolf's gewesen war, am ersten geeignet, weil er in der Schlacht bei Gammelsdorf (1313 Nov. 9.) die österreichische Macht unter Friedrich dem Schönen geschlagen und sich des ihm von Herzog Otto im Tode (1312) anvertrauten Amtes, Obervormund über Niederbayern zu seyn, würdig bewiesen hatte, weil seine noch jugendlich-kräftigen Jahre erwarten ließen, daß er sich auch einem größern Amte tüchtig unterziehen würde, und weil der allgemeine Ruf nur Gutes von ihm sagte. Freilich besaß er nur die Hälfte von Oberbayern, dessen anderer Theil seinem älteren Bruder Rudolf gehörte; der sich schon bei Lebzeiten Heinrich's gegen eine große Geldsumme verbindlich gemacht hatte, im Falle der Erledigung des Reiches nur dem Herzog Friedrich oder seinem Bruder Leopold seine Stimme zu geben, und dieses (1314 März 17.) in einer förmlichen Urkunde bekräftigte. So wenig waren auch Ludwig's Gedanken damals auf Erlangung der Kaiserkrone gerichtet.

daß er bei seiner Zusammenkunft mit Friedrich in Salzburg, wie Friedrich selbst ihm zuredete sich um dieselbe zu bewerben, sich dahin erklärte, daß er wegen seiner Dürftigkeit nicht unter die Bewerber treten könne, ihm hingegen seine Dienste dazu anbot, und ihm (April 14.) das Versprechen gab, er wolle ihm bei der Bewerbung nicht hinderlich seyn. Der Erzbischof Heinrich von Köln, der Markgraf Heinrich von Brandenburg-Landsberg, der Herzog Rudolf von Sachsen-Wittenberg, und der Herzog Heinrich von Kärnthen als König von Böhmen, hatten dem Herzog Friedrich ihre bestimmte Zusage gegeben. Da Friedrich's Schwester Katharina den Sohn König Robert's von Neapel geheirathet hatte, so war auch von der welfischen und päpstlichen Seite kein Hinderniß zu befürchten. Um desto hartnäckiger war das Bestreben der Luxemburger, diese Aussichten zu vereiteln. Auf zwei im Mai und Juni zu Rense gehaltenen Vorberathungen konnten sie mit dem Antrag, den König Johann zu wählen, nicht durchdringen, und beschlossen nun den Herzog Ludwig als Gegner aufzustellen. Dieser war über das Anerbieten anfangs keineswegs erfreut, ließ sich jedoch zu einer im Kloster Lorch am Rheine im September gehaltenen Unterredung bewegen, in welcher Ludwig endlich, nachdem auch seine Zweifel wegen des seinem Vetter Friedrich bereits gegebenen Versprechens durch Verweisung auf die größere dem gemeinen Wohle gebührende Verpflichtung beschwichtigt wurden, seine Einwilligung gab. Aber selbst für diese Stimmen der Fürsten mußte Ludwig denselben bedeutende Belohnungen, theils baares Geld als Entschädigung ihrer Auslagen, theils Privilegien, gewähren. Dann wurden auch die Markgrafen von Brandenburg gewonnen, und so durch die Stimmen von Mainz, Trier, Böhmen, Brandenburg, und Sachsen, eine Mehrheit gesichert, welcher die Gegner nur Köln, Pfalz, Böhmen, und Sachsen, entgegensetzen konnten, indem der für Ludwig gegebenen Stimme des Herzogs Johann von Sachsen-Lauenburg die seines Vetters Rudolf von Wittenberg entgegentrat, im Uebrigen aber nur Köln und Pfalz volle, ungetheilte Stimmen, der Herzog Heinrich als König von Böhmen aber ganz unbedeutend war. Die Wahl war vom Erzbischof Peter auf den 19. Okt. nach Frankfurt angesagt, bei Verlust des Stimmrechts. Die Luxemburger kamen zuerst an und besetzten die Vorstädte am rechten Mainufer, die Pfälzer und Oesterreicher kamen später und lagerten sich in Sachsenhausen. Als nun der Wahltag kam, luden die auf dem rechten Ufer gelagerten Fürsten, nachdem

sie bis nach Mittag gewartet hatten, die andern ein zu ihnen herüberzukommen, sie wollten die Wahl am nächsten Tage gemeinschaftlich vornehmen. Allein statt dieses zu thun, trafen die österreichisch Gesinnten gleich nachher eine einseitige Wahl und riefen Friedrich als König aus. Ihrem Beispiele folgend wählten am andern Tage (20. Okt.) die Luxemburger den Herzog Ludwig, Frankfurt öffnete seine bisher verschlossenen Thore, Ludwig wurde in St. Bartholomäus-Kirche auf den Altar gehoben und dem Volke als König gezeigt. Nachdem beide Könige noch einige Tage vor Frankfurt liegen geblieben waren, zogen sie den Rhein hinab, Friedrich voran nach Bonn, wo ihn der Erzbischof von Köln (25. Nov.) krönte, während Ludwig am eigentlichen Krönungsorte Aachen durch den Mainzer Erzbischof (26. Nov.) gekrönt wurde. Die kräftigste Entscheidung der Rechtmäßigkeit der Wahl hätte nun der Papst gegeben, aber Clemens V. war seit mehreren Monaten nicht mehr am Leben, und die Cardinäle konnten sich lange zu keiner neuen Wahl entscheiden. Auch das Recht der Waffen gab keinen Ausschlag, denn das im Januar 1315 zu Speier erfolgende Zusammentreffen beider Parteien hatte, obgleich die öffentliche Stimme die Oesterreicher für besiegt erklärte, kein eigentliches Resultat. Entscheidender würde die öffentliche Stimme gewesen seyn, indem der größere Theil der Fürsten und fast alle Reichsstädte auf Ludwig's Seite waren, dagegen war der den Städten abgeneigte Adel den Habsburgern zugethan und die Macht des habsburgischen Hauses dem bayrischen bei weitem überlegen, um so mehr, da Rudolf, Ludwig's eigener Bruder, aus Scheelsucht gegen ihn Partei nahm.

Es begann nun ein wüstes Ringen begleitet von Verheerung und Plünderung des Landes, indem Leopold, das Haupt der österreichischen Kriegsmacht, stolz auf ritterliche Tüchtigkeit, den Gegenkönig in seinem Land anzugreifen, vielleicht gar gefangen zu nehmen gedachte, Ludwig aber zu schwach im offenen Felde ihm zu begegnen hinter die festen Orte Augsburg und Donauwöhrd sich zurückzog, an denen Leopold's ungeordnete und rohe Angriffe scheiterten. Da wandte er sich gegen die übermüthigen Waldstätte Schwyz, Uri, und Unterwalden, welche für ihren frevelhaften Abfall von der österreichischen Obervogtschaft noch nicht gezüchtigt worden waren, ja sogar von Heinrich VII. Bestätigung ihrer Privilegien sich ausgewirkt hatten. Ludwig hatte ihnen auch geschrieben (1315 März 17.): "sie sollten sich durch der Schwätzer bösen Mund nicht abhalten

lassen, ihm treu zu seyn. Er wolle mit Gottes Hülfe und der Fürsten und Städte Boten Alles thun, was zu Ruhe und Heil des Reiches sey gegen die ungestüme Hoffart Oesterreichs". Und da sie auf Friedrich's Begehren von dem Reichsgericht zu Rotweil in die Acht und vom Bischof zu Constanz in den Bann gethan worden waren, so hatte er sie (25. Mai zu Nürnberg) in seinen Schutz genommen und von aller Verpönung losgesprochen. Nun aber zog Leopold mit einem stattlichen Heer auf den Stein zu Baden, von hier aus gegen die Waldstätte zu gehen. Er wolle, sagte er, diese Bauern mit dem Fuße zertreten: sie hätten es verdient, sie mit der Wurzel auszurotten. Um ihre Anführer hinzurichten führte er Stricke bei sich. Der Graf von Toggenburg versuchte noch, ehe es zum Aeußersten käme, sie zur gütlichen Unterwerfung zu bewegen. Eingedenk der von Oesterreich erlittenen Bedrängniß wiesen die Eidgenossen den Antrag zurück; sie wollten mit Gottes Hülfe des Herzogs gewärtig seyn. Da schrieben sie (13. Nov.) dieses dem König Ludwig und erwarteten den Angriff des Herzogs, der über Zug herankam. Dem Rathe des alten Rudolf Reding von Bibereck zu folge lagerten sie sich an den Berg Sattel ob dem **Morgarten**, der sich an dem Aegerisee hindehnt. Es waren sechshundert Schwyzer, vierhundert aus Uri, dreihundert aus Unterwalden. An fünfzig Verbannte kamen ihre Dienste anzubieten, sie wurden abgewiesen, und da sie nicht in die Landmark durften, legten sie sich vor dieselbe auf die Figlerfluh, unten am Sattel, wo sie Felsblöcke und Hölzer bereit hielten. An St. Ottmar's Abend, einem Samstag (15. Nov.), zog am Ufer des Aegerisees der Haufen der Ritter, Heinrich Graf von Montfort Tettnang an ihrer Spitze, dabei der Herzog, der ganze Adel von Habsburg, Lenzburg, Kyburg, Rapertswyl, Hallwyl, Bonstetten, Toggenburg, Homburg, Hünenberg, fünfzig Züricher, eben so viel von Zug, der Abt von Einsiedlen mit seinen Waldleuten, gegen den Thaleingang dahin. Langsamer folgte das Fußvolk. Wie nun, wo sich der Weg zwischen dem Morgarten und dem See zu engen anfängt, die Ritter in einzelnen Paaren hinter einander herzogen, da begannen die Verbannten Steine und Blöcke herabzurollen, andere zu werfen, so daß die Pferde scheu wurden und die Verwirrung, nun durch den Angriff des Hauptbaufens der Eidgenossen vermehrt, die mit ihren schweren Hellebarten durch Stahl und Eisen hindurch hieben, sich bald dem ganzen Heer mittheilte. Vorn der Feind, zur Seite der See, im Rücken die nachfolgenden, den Rückzug sperrenden

Freunde, gab es eine greuliche Unordnung. An fünfzehnhundert, darunter der Kern des Adels, alle Züricher und die meisten Zuger, blieben auf dem Platz. Mit Mühe entkam der Herzog selbst, todtenbleich erreichte er Winterthur. Der Verlust der Waldstätte war gering, ihr Sieg ob auch nicht der Anzahl nach aber dem Verhältniß nach gleich groß wie der flandrische von Courtray und der schottische von Bannockburn. Es war erst neun Uhr Morgens, als der Sieg gewonnen war; sie dankten alle Gott für denselben und blieben nach alter Sitte den Tag über auf der Wahlstatt, dann zogen sie heim. Ihrem Freunde dem König gaben sie Nachricht, und Ludwig wünschte ihnen (24. Nov.) Glück und verhieß Hülfe und Vergeltung. Die Erinnerung dieses Tages sollte ewig heilig gehalten werden. Die Verbannten wurden wieder aufgenommen. Am Dienstag nach St. Niklas aber (9. Dec.) erneuerten die Eidgenossen ihre ewigen Bünde. Vor den Angriffen Oesterreichs hatten sie nun auf längere Zeit Ruhe.

Auch Ludwig fühlte sich durch diesen den Habsburgern versetzten Schlag etwas erleichtert. Er hatte von Heinrich's VII. Zeit her eine Aufgabe zu lösen, den in Franken gestörten Landfrieden wieder herzustellen. In Verbindung mit dem Grafen Eberhard von Wirtemberg, den Heinrich wie schon gesagt, mit der Acht belegt hatte, und den Konrad von Weinsberg in die Enge trieb, beunruhigten Konrad Graf von Oettingen und sein Schwager Kraft von Hohenlohe in altem Streit mit dem Bisthum Eichstädt, das öttingische Besitzungen als ihm gehörig ansprach und von den Königen hierin anerkannt worden war, von den festen Orten Schillingsfürst, Herrieden, Wahrberg, die Sicherheit der Straßen und hatten sich, während alle ringsum hausenden Fürsten, Herren, und Städte, Ludwig's Partei ergriffen, ganz allein an den österreichischen Friedrich angeschlossen. Am meisten litt der Handel der Stadt Nürnberg, die nach einem mit dem Burggrafen Friedrich von ihrem Schultheißen Konrad Eseler (1313) noch während des Interregnums geschlossenen Vergleich gemeinschaftlich den König Ludwig anerkannt hatte und von ihm schon besonders begnadigt worden war. Um nun diesem straßenräuberischen Unfug ein Ende zu machen, zog Ludwig (1316) mit fränkischer Ritterschaft und nahmhafter Hülfe der Stadt Nürnberg (April) gegen diese Orte, eroberte sie nach und nach, brach Herrieden und Wahrberg gänzlich, und nöthigte den Kraft von Hohenlohe, da Konrad von Oettingen schon vor Anfang des Krieges

im Elend verstorben war, die andern Oettinger Grafen aber auf des Königs Seite waren, sich in sichere Orte zu flüchten und später seine Gnade nachzusuchen. Die Stadt Nürnberg aber, die sich besonders angestrengt hatte und deren Bedeutung der in ihr oft seinen Wohnsitz nehmende Ludwig wohl zu würdigen wußte, wurde durch einen besondern Brief (19. Mai) gegen jede Verantwortung für die Zerstörung des Raubnestes Herrieden sicher gestellt. Es war die erste Thätigkeit Ludwig's, wodurch er zeigte, daß es ihm um die Erhaltung der innern Ordnung zu thun sey, und sie trug ihm durch die Anhänglichkeit, mit welcher Nürnberg ihm und seinem Hause zugethan blieb und besonders seinen häufigen Geldverlegenheiten abhalf, gute Früchte. Nun erst konnte er sich gegen seinen Bruder Rudolf und dessen Anhänger wenden, die ebenfalls feindlich gegen ihn aufgetreten waren, und hierauf gegen die österreichischen Fürsten ziehen, die nun wieder ein Heer gesammelt und sich mit diesem vor die bayerisch gesinnte Stadt Eßlingen am Neckar gelagert hatten. Es kam jedoch nur (Sept. 19.) zu einem planlosen unentschiedenen Treffen, nach welchem beide Könige wieder heim zogen.

Um diese Zeit war endlich auch die lange Sedisvacanz beendigt worden. Die gaskonischen Cardinäle hatten sich mit den italienischen, die nach Italien zurückkehren wollten und dies nur durch die Wahl eines Italieners erreichen zu können hofften, völlig verfeindet und es sah einer Kirchenspaltung nicht ungleich, als Philipp, Graf von Poitiers, Bruder König Ludwig's X., sie wieder bewog sich in Lyon zu versammeln und eine Wahl vorzunehmen. Man gab nach vierzigtägigem Conclave dem Jakob von Ossa aus Cahors, erst Bischof von Frejus, dann von Avignon, zuletzt von Porto, die Stimmen, der (7. Aug.) gewählt und als Johann XXII. zu Lyon (5. Sept.) gekrönt wurde. Wenn er auch nicht wie von einigen seiner Gegner behauptet wird der Sohn eines Schuhflickers war, sondern von schöffenbarem, ritterbürtigem Geschlechte, so mag doch seine Familie dürftig und heruntergekommen und er nur seinem eigenen Verdienst seine Größe schuldig gewesen seyn. Allerdings wohnte auch in dem kleinen und unansehnlichen Leibe des Papstes Johann eine feurige, strebende Seele, große Gelehrsamkeit, und hohes Gefühl für die päpstlichen Rechte. Dabei aber war er dem französischen Interesse außerordentlich ergeben, unnachgiebig gegen seine Feinde, schonungslos gegen die besiegten Gegner, und rücksichtslos in den Mitteln Geld zusammenzuscharren. Die Doppelzüngigkeit seines Verfahrens konnte

man gleich anfangs sehen, da er beiden Königen (5. Sept. 1316) seine Wahl und Krönung anzeigte, beiden den Titel erwählter römischer Könige gab, und die Hoffnung aussprach, daß sie ihren Streit friedlich schlichten würden. Dennoch gab er, als beide Könige im nächsten Jahre ihre Gesandten an ihn schickten und um Bestätigung baten, den bayerischen Abgeordneten gar keine Antwort, und der Bischof von Gurk, Friedrich's Abgeordneter, der sich auf Rudolf und Albrecht berufend sagte: wo der Baum gut, seyen auch die Zweige gut, mußte die kränkende Antwort hören: Salomo sey weise und fromm gewesen, Roboam aber dennoch sein Sohn. Bestätigung aber erhielt er ebenfalls nicht. Johann wollte um sich sicher zu stellen warten bis sich das Kriegsglück für den Einen von ihnen entschieden hätte. Dabei suchte er die kaiserlichen Rechte in Italien für sich zu erwerben, ermahnte die Städte und Staaten Italiens (29. Jan.) zur Einigkeit, und behauptete (31. März), daß alle Verwaltung des Kaiserthums, bei Erledigung desselben, ihm zustehe. Die Rechte der von Heinrich VII. eingesetzten Reichsvikare und Vögte erklärte er für nichtig und bedrohte den mit dem Bann, der es wagen würde, einen solchen Titel zu führen. Alle Gibellinenhäuptlinge sollten ihres bisherigen Ansehens für verlustig, der König Robert aber von Allen als gemeinschaftlicher Reichsvikar angesehen werden. Hier gelang ihm aber seine Absicht am wenigsten. Die Häupter der Gibellinen, Uguccione della Fagiuola in Pisa, Castruccio in Lucca, Cane della Scala in Verona, Bonacossa in Mantua, kümmerten sich nichts um sein Gebot, und der alte Mattheus Visconti legte zwar die Würde eines Reichsvikars nieder, ließ sich aber vom Volk zu Mailand zum Obersten Hauptmann erwählen, wodurch seine Gewalt auf einem einheimischen, also festeren, Fundament ruhte als vorher. Die meisten andern lombardischen Städte kamen in seine Gewalt, Pavia, Placentia, Novara, Alessandria, Tortona, Como, Lodi, Bergamo, und andere, erkannten seine Gewalt an, und die drohende Uebergewalt der welfischen Partei in Genua, wo König Robert ebenfalls zum Herrn gemacht wurde, vereinigte alle Gibellinen, um ihn hier nicht festen Fuß fassen zu lassen, der Visconti griff es vom Lande an, die Aragonesischen Sicilianer von der See, und selbst der griechische Kaiser, besorgt um der Ansprüche der Franzosen auf sein eigenes Reich, half durch Geldsubsidien. Nicht minder verhaßt, als die Deutschen waren, begannen die Franzosen zu werden.

Da sich Friedrich mit der welfischen Partei bereits in einige Verbindung setzte, indem er den Städten Padua und Treviso gegen die Angriffe des Gran Cane von Verona Hülfe geschickt hatte, so schien dieser König auch dem Papst den Vorzug zu verdienen, obgleich er ihn noch nicht geradezu anerkannte. Er versprach seinem Bruder Albrecht das durch Peter Aichspalter's Ableben erledigte Erzbisthum Mainz, unterstützte ihn selbst mit hunderttausend Goldgulden, und brachte ihn wirklich dazu, daß er einige Truppen unter seinem Bruder Heinrich gegen die Visconti abschickte. Doch diese wußten sich ihn durch Geld vom Halse zu halten, und da Johann das Erzbisthum dem Matthias von Bucheck verlieh, das Reichsvikariat aber dem französischen Prinzen Philipp von Valois, konnte Friedrich wohl sehen, wessen er sich eigentlich zu ihm zu versehen habe. Er setzte daher seine Hoffnung fortan weniger auf den Papst, mit dem er jedoch nicht brach, als vielmehr auf sein gutes Schwerdt, den Beistand seiner Freunde und Bundesgenossen. Und wohl schien auch das Glück ihn zu begünstigen. Ludwig's Partei hatte durch den Tod des Mainzer Erzbischofs und des Markgrafen Waldemar von Brandenburg zwei Hauptstützen verloren, und sowohl Balduin von Trier als auch Johann von Böhmen waren in eigene Angelegenheiten verwickelt, als Friedrich (1319) den zweijährigen Waffenstillstand brach. Es war ein Glück für Ludwig, daß er wenigstens in Oberbayern frei verfügen konnte. Sein Bruder Rudolf hatte sich (1317) von der Weltlichkeit in ein österreichisches Kloster zurückgezogen, wo er (1319) starb, und da seine drei Söhne noch minderjährig waren, so stand Oberbayern und die Pfalz zunächst blos unter Ludwig's Gebot. Dennoch war er dem österreichischen Hause allein gar nicht gewachsen, und durch die bisherigen Unfälle, zu denen (1321) noch der Tod seiner Gemahlin Beatrix kam, wurde er so gebeugt, daß er schon daran dachte die Krone ganz niederzulegen. Doch sprachen ihm seine Freunde neuen Muth ein und es sammelte sich (1320) ein ansehnliches Heer um ihn, mit dem er gegen Leopold zog, der Speyer belagerte. Die Annäherung des Königs nöthigte die Schwaben die Belagerung aufzuheben, und sie zogen sich bis hinter den Bruschbach bei Straßburg zurück. Ludwig folgte ihnen, erzwang wohl den Einzug in Straßburg selbst, konnte sich aber daselbst, weil hier die bischöfliche Partei gegen ihn war, nicht halten, und mußte, als auch Friedrich mit einem großen Heer ankam, sich wieder über die Brusch zurückziehen. Mit Eintritt des Herbstes hörte der

Feldzug ganz auf und diplomatische Unternehmungen beschäftigten ihn zunächst. Auch Friedrich rastete in dem nächsten Jahre vom deutschen Kriege, und suchte seine schon erwähnten fruchtlos abgelaufenen Unternehmungen in Italien durchzusetzen.

Erst im Jahre 1322 rüsteten sich beide Könige, um in einer Hauptschlacht endlich eine Entscheidung herbeizuführen. Ludwig hatte sich des Beistands des fränkischen und nordgauischen Adels versichert, der Burggraf Friedrich hatte ihm seine Dienste zugesagt, der Graf Berthold von Henneberg, die Herren von Hohenlohe, zwei Grafen von Oettingen, die Schlüsselberge, der Graf von Montfort, und andere waren im Anzuge. Von den Städten war München, dessen Sauerbäcker ihm nachzogen, Ingolstadt, Regensburg, Landshut, Landsberg, am thätigsten. Sonst war von Oberbayern viel Adel zurückgeblieben. Gegen Ende Augusts kamen auch die Böhmen unter König Johann, die Rheinländer und Trierer des Erzbischofs Balduin. Es waren an 30,000 zu Fuß und 1500 Reiter. Mit diesen zog Ludwig von Regensburg über die Isar gegen den Inn, welchen Friedrich mit seinem Heer schon überschritten hatte. Gleich stark an Fußvolk aber überlegen an Reitern war das österreichische Heer, dem der Ungarnkönig Karl Robert auch kumanische Heiden zu Hülfe geschickt hatte, diese ein rohes, zuchtloses, barbarisches Volk, das verheerend und plündernd, alle mögliche Greuel begehend, an der Donau heraufgezogen war. Bei Mühldorf ging Friedrich über den Inn. Hätte er seinen am Lech stehenden Bruder erwartet, Ludwig's Heer würde von beiden in die Mitte genommen und vernichtet worden seyn. Aber Leopold's Boten wurden von den Fürstenfelder Mönchen unter freundlichen Vorwänden aufgehalten. Da verlangte Friedrich, überdrüssig des Wartens, die Schlacht. Die Bayern ließen ihm am 27. Sept. die Schlacht auf morgen ansagen.

Ludwig übergab die Leitung des Treffens dem alten Ritter Seyfried Schweppermann von Kastel im Nordgau, einem unansehnlichen aber kriegserfahrenen Mann, der schon bei Gammelsdorf das Beste gethan hatte. Er stellte das Heer auf das Wahlfeld, zwischen Isen und Inn, von Erharding sich mit dem rechten Flügel bis über Ampfing verlängernd. Den linken Flügel hatten die Böhmen unter ihrem König, hinter ihnen der Herzog Heinrich von Niederbayern, in der Mitte waren die Ritter aus dem Nordgau und Oberbayern, nebst den Städtern, auf dem rechten Flügel unter Konrad (Kurt) von Bayerbrunn die Hülfe aus dem Reich und ebenfalls Bayern.

Schweppermann's Schwager, Albrecht Rindsmaul, hatte den Auftrag, dem König Friedrich selbst mit einem leichten Haufen fortwährend zuzusetzen. Der Burggraf endlich sollte mit einer erlesenen Schaar unter österreichischer Farbe, um den Glauben zu erzeugen er sey Herzog Leopold, auf den rechten Zeitpunkt warten und dann dem Feind in den Rücken fallen. Ludwig selbst, der Nachricht hatte, daß viele unter den Feinden es allein auf ihn abgesehen hätten, that einen gewöhnlichen, blauen, mit weißen Kreuzen besäeten, Wappenrock an, und beobachtete auf einem guten Renner in Mitten der Linie den Gang der Schlacht. Mehrere seiner Ritter trugen um den Feind irre zu führen dieselbe Tracht. Friedrich's Heer hatte die Ungarn auf dem rechten Flügel, dann kam ein Haufe Kriegsvolk aus dem Reich, bei ihm war Friedrich selbst mit dem Reichsadler; an sie schlossen sich die Oesterreicher und Steyermärker unter den Brüdern Heinrich und Ulrich von Waldsee und dem Marschall von Pilichdorf, der das Banner von Oesterreich trug, dabei war auch Heinrich, Friedrich's Bruder, und Heinrich von Kärnthen, Gegenkönig von Böhmen. Den linken Flügel hatten die Bischöflichen inne, unter denen die Salzburger besonders zahlreich und wohlgerüstet waren. Mit dem ersten Morgen des 28. Sept. begann die Schlacht. Die Böhmen, den Ungarn und Kumanen gegenüber, hielten sich tapfer, bis auch die Oesterreicher und Friedrich selbst sich auf sie warfen; da ward König Johann selbst vom Roß geworfen, daß er unter des Marschalls von Pilichdorf Füßen lag, und nur durch eines österreichischen Herrn verrätherischen Dienst ihm wieder auf ein Pferd geholfen ward. Davon ging die Schlacht verloren. Denn der Wahn schon gesiegt zu haben scheint die Ordnung in Friedrich's Heer aufgelöst zu haben, ihm selbst half es nichts, daß er fünfzig Feinde mit eigner Hand erlegt hatte, der Haufe Albrecht Rindsmaul's setzte ihm rastlos zu, und die von Schweppermann mit dem linken Flügel über den Isen zurückgemachte Bewegung brachte den Feinden Sonne, Wind, und Staub, ins Gesicht. Da kam auf einmal aus einem Thal ein Haufe mit österreichischen Farben und Fahnen hervor, es war der Burggraf. Seine Ankunft entschied die schon wankende Schlacht. Da wurden auf der Wiese am Schlosse Zangberg, die davon die Fachwiese (Fangwiese) heißen soll, die Herzoge von Oesterreich und Kärnthen, der Adel von Oesterreich, Salzburg, und Kärnthen, zuletzt noch der Marschall von Pilichdorf und **König Friedrich** selbst, der sich dem Albrecht Rindsmaul ergab, **gefangen** genommen.

Rindsmaul's Lehnsherr, der Burggraf, brachte den Gefangenen vor Ludwig, der ihn freundlich mit den Worten empfing: Vetter, wir freuen uns euch zu sehen. Friedrich aber schwieg. Nur als zwischen den Rittern, die ihn gefangen hatten, Streit über diese Ehre entstand, hieß er ihre Schilde herbringen und auf des Rindsmaul's Schild klopfend, sprach er: "Vor diesem Kuhmaul da hab' ich mich den ganzen Tag nicht erwehren können". Ludwig ließ den Gefangenen auf das nahe Schloß Dornberg bringen. Er selbst brachte mit dem siegreichen Heer die Nacht auf der Wahlstatt zu, den Hunger nach dem erschöpfenden Tageswerk nur mit Eiern stillend, dem einzigen Lebensmittel, das in der ausgesogenen Gegend aufzutreiben war. Bekannt sind die Worte des Königs: "Jedem ein Ei, dem braven Schweppermann zwei". Sie sind noch auf dem Grabstein des tapfern Feldhauptmanns in Kastel zu lesen. — Schon am folgenden Tag zog Ludwig mit seinem Gefangenen weiter nach Oeting, von hier nach Regensburg, wo der klug besonnene Bischof statt den Bannfluch gegen Ludwig auszusprechen, wie ihm sein Salzburger Metropolitanbischof befohlen hatte, ihn mit Lobgesängen als Sieger (2. Okt.) empfing. Von hier wurde Friedrich nach der Burg Trausnitz an der Pfreimdt bei Nabburg abgeführt und der Obhut des Vizedoms Weigand bei Leib und Leben anbefohlen.

Nach diesem großen Siege, der Oesterreichs, Steyermarks, und Salzburgs, Kräfte auf lange Zeit schwächte, glaubte Ludwig mit Recht völlig unbestrittener König seyn. Wer von den Fürsten bisher sich noch nicht erklärt oder dem Habsburger angehangen hatte, huldigte sofort und ließ sich belehnen. Ludwig's erster großer Lehenhof zu Nürnberg, wo er von März — Mai 1323 war, mag daher dem großen Hofe Albrecht's von 1298 wenig nachgegeben haben; er machte hier einen neuen Landfrieden bekannt, benützte die Erledigung der Mark Brandenburg, deren Markgraf Waldemar (1319) gestorben war, um sie seinem Sohn Ludwig zu ertheilen, verlobte seine Tochter Mathilde mit dem Markgraf Friedrich von Meißen, und gab sonst mehrere dem Reiche wichtige Verordnungen. Aber ebendaselbst verwickelte er sich in neue Händel. Er hatte dem Papst seinen Sieg gemeldet, von ihm aber nur eine kaltsinnige Antwort erhalten, mit dem Rathe, gegen seinen gefangenen Gegner Mäßigung zu gebrauchen und sich der päpstlichen Vermittlung zu bedienen. War nun schon hieraus nichts Gutes zu schließen, so reizte Ludwig den Papst durch Einmischung in die italienischen Angelegenheiten zu offenem

Kampfe. Er belehnte die Herren von Este mit Ferrara, welche Stadt die Päpste als ihr Eigenthum betrachteten, und schickte den Mailändern Hülfe. Hier war (1322 Juni 21.) Matthäus Visconti gestorben, Galeazzo seinem Vater gefolgt, und dieser im Kampfe mit den Welfen, denen der Papst einen Legaten mit einer Armee zu Hülfe geschickt hatte, welche Mailand belagerte, wandte sich an Ludwig als obersten Herrn des Reichs und natürlichen Beschützer der Gibellinen. Noch vom Nürnberger Reichstag aus hatte Ludwig den Grafen Berthold von Graisbach, den von Neuffen, und den Herrn von Truhendingen, mit einigen hundert Reisigen nach Italien gesendet, die bei ihrer Ankunft (April 1324) die päpstlichen Truppen unter dem Cardinal Pojet überall als Sieger fanden, und sie nach vorausgegangener Aufforderung von Mailand abzuziehen, die natürlich zurückgewiesen wurde, zur Aufhebung der Belagerung zwangen. Um aber den Vorwurf einen Ketzer zu begünstigen, denn als einen solchen hatten die Päpstlichen den Galeazzo bezeichnet, nicht auf sich kommen zu lassen, entsetzte Ludwig den Galeazzo seines Amtes, machte den Grafen von Neuffen zum Statthalter von Mailand, gab auch dem Papst hievon in der Erwartung, daß er seine Schritte billigen werde, Nachricht, und setzte ihm auseinander, daß er eine Stadt des Reichs nicht unter die Botmäßigkeit des Königs von Neapel dürfe kommen lassen.

Aber das Verfahren der päpstlichen Kurie mußte dem König Ludwig ganz unbekannt seyn, wenn er glauben konnte, durch solche Rechtfertigungen und Beweise lasse sich Etwas gewinnen. Galeazzo war nicht weil er glaubte oder nicht glaubte ein Häretiker, sondern weil er nicht that wie der Papst wollte; die Rechtgläubigkeit war blos ein Parteizeichen, das die päpstlich Gesinnten mit nicht viel andern Rechte sich beilegten, als die verschiedenen Nationen im dritten großen Kreuzzuge die verschiedenfarbigen Kreuze. Daher machte auch der Bannstrahl bei dem der Sache selbst nahestehenden Italiener keineswegs den Eindruck, wie dem entfernteren, tiefer und ernsterfassenden Deutschen. Jenem war es blos eine andere Manier den Krieg anzusagen, diesem ein wahrer Angriff auf seine zeitliche und ewige Seligkeit. Zwar hatte der Bannfluch seit Heinrich's IV. Zeiten allerdings auch viel an seiner Bedeutung und Furchtbarkeit verloren, aber doch galt er den deutschen Völkern immer noch als die höchste irdische Strafe. Freilich glaubte Ludwig keineswegs ihn durch sein Verfahren verwirkt zu haben, am allerwenigsten aber,

daß der Papst, statt vorher weitere Verhandlungen einzuleiten, gleich zur Hauptsache selbst übergehen würde. Ohne vorherige Ladung ließ Johann XXII. (1323 Okt. 8.) an die Kirchthüren von Avignon einen sogenannten Prozeß anschlagen, in welchem er sich beschwerte, daß Ludwig, sein geliebter Sohn, sich der dem apostolischen Stuhl zukommenden Entscheidung über die Rechtmäßigkeit seiner Wahl nicht unterworfen, sondern ohne weiters den Namen des römischen Königs angenommen habe, der ihm gar nicht gebühre, sondern nur der eines Erwählten zum König, sich dann der Ausübung der königlichen Rechte angemaßt, wie er denn seinem Sohn Ludwig die Mark Brandenburg übertragen und dem Galeazzo Visconti und seinen Brüdern, obgleich sie von der Kirche als Häretiker verurtheilt wären, Hülfe geschickt habe: weßhalb er seiner apostolischen Pflicht gemäß um besagten Ludwig vom Abweg des Irrthums auf den Pfad der Wahrheit zurückzuführen ihm bei Strafe der Excommunication binnen eines peremptorischen Termins von drei Monaten befehle, seine den vorgenannten Häretikern gewährte Hülfe zurückzunehmen und überhaupt Alles was er seit der Annahme des Titels vorgenommen habe, de facto wieder aufzuheben da es de jure ohnedies ungültig sey, indem selbst die Entschuldigung der Abwesenheit ihm nichts helfen und die angedrohte Strafe im Fall seines Ungehorsams nach abgelaufener Frist über ihn werde verhängt werden: allen geistlichen und weltlichen Behörden wurde aufs strengste untersagt, dem besagten Ludwig in Dingen, die das Reich angehen, es müßte denn seine Wahl und Person von dem päpstlichen Stuhl genehmigt und gut geheißen seyn, schlechterdings weder Folge noch Hülfe zu leisten; alle etwa demselben geleisteten Schwüre und Eide seyen ungültig und aufgehoben; und damit dieser Prozeß zu Ludwig's und Anderer Kenntniß komme, solle er an die Thüren der Kirche in Avignon angeschlagen und dieses für gerade so gültig erachtet werden, als wenn er ihm persönlich publicirt und feierlich insinuirt wäre. Das Ungewöhnliche der Sache lag hauptsächlich darin, daß der Papst es nicht einmal der Mühe werth hielt eine eigene Botschaft deßhalb an Ludwig ergehen zu lassen, sondern sich begnügte, die Vorladung in Avignon blos anschlagen zu lassen. Ludwig, damals zu Nürnberg, schlug den Weg der Güte ein, sandte (12. Nov.) den Bruder Albrecht von Straßburg, Großmeister des Johanniterordens durch Deutschland, den Magister Ernst von Sebech, Archidiakon von Würzburg, und Heinrich von Thorun, Canonicus aus Prag, seine Sekretarien, nach

Avignon: sie sollten sich über die Wahrheit der päpstlichen Bekanntmachung erkundigen, und wenn es sich wirklich so verhalte, sich über die Art des Verfahrens beschweren, einen längern Termin erbitten, und eine schriftliche Protestation zur Wahrung der königlichen Rechte einreichen. Eine solche erhub aber der König selbst zu Nürnberg (16. Dec.) im Hause Albrecht Ebner's vor dem Bischof Nikolaus von Regensburg, dem Probst Heinrich von Eichstätt, dem Probst Ulrich von Bamberg, dem Pfarrer Konrad von Stauf, Canonikus von Regensburg, dem Pfarrer Gottfried von Amberg, dem Nürnberger Stadtnotar Meister Friedrich, dem Pfarrer Heinrich von Pfulendorf, dem Geistlichen Heinrich Hausner und dem Pisaner Canonikus Otto von Werde, endlich dem Notar Herdegen, der das Instrument verfaßte, und nachdem er im Eingange seine stäte Treue gegen die Kirche versichert, sich auch für den Fall daß er gefehlt habe, in dem er aber nicht zu seyn glaube, zur Buße bereit erklärt, dem Papst aber alle Achtung und Folgsamkeit wie seine Vorfahren gethan hätten erweisen zu wollen versprochen, auch dem Reich nach Pflicht und Eid ohne Jemands Beeinträchtigung vorstehen zu wollen versichert hatte, appellirte er also: es sey ihm zu Ohren gekommen, daß der Papst einen ungünstigen, ja beleidigenden, auf unwahre Gründe gestützten, gegen Recht und Billigkeit verfaßten Prozeß gegen ihn erlassen und ihm darin die Usurpation des königlichen Titels vorgeworfen habe, deßgleichen daß er sich in Deutschland und hie und da in Italien den Eid der Treue habe schwören lassen und über Rechte und Würden des Reichs, insbesondere der Mark Brandenburg, nach Willkühr verfügt habe, daß er den Feinden der Kirche Beistand geleistet habe, — wogegen er umgürtet mit der Stola der Gerechtigkeit und bekleidet mit dem Gewand der Wahrheit antworte, daß seit unvordenklicher Zeit es Herkommen und Recht sey, daß ein römischer König schon durch die Wahl der berechtigten Fürsten König sey und heiße und sich aller königlichen Rechte bediene, weßhalb es, da er von der Mehrzahl erwählt nun an zehen Jahre ungestört diesen Titel und dieses Recht gebrauche, unbillig und ungerecht sey, zu sagen, daß er sich gegen die Gebühr der Verwaltung des Reichs angemaßt habe, und mit diesem Vorwurf jetzt erst hervorzutreten; auch glaube er keineswegs so geradezu, daß dem Papste die Untersuchung und Genehmigung oder Verwerfung der Wahl zustehe, sondern nur in dem Falle wenn man ihn dazu selbst auffordere; von einer Verurtheilung der Visconti als Häretiker sey ihm nichts bekannt, auch

habe er ihnen keinen Beistand geleistet, sondern die Sache des Reichs gegen den mit dem Schwerdte wie es ihm nicht gebührte bewaffneten Cardinallegaten vertheidigt; den Vorwurf der Irrgläubigkeit gebe er ihm zurück, und wolle vor unverdächtigen Cardinälen oder einem allgemeinen Concil oder sonst wo beweisen, daß er selbst der Verheimlicher, Vertheidiger, und Begünstiger einer häretischen Bosheit sey, welche die ganze Kirche anstecke, die Reuigen von der Beichte abhalte, und den im Geiste neu zu Gebährenden den Weg versperre: insbesondere aber sey er es, der auf die von verschiedenen höheren und niederen Geistlichen gegen die Franziskaner erhobene Klage, daß sie das Siegel der Beichte verletzten, dem Uebel keine Abhülfe geleistet habe: er gehe endlich offenbar darauf aus, die von Gott eingeführte Ordnung zweier Lichter, die zum Schutz der Kirche bestimmt seyen, des geistlichen und des weltlichen, umzustoßen und die Strahlen des weltlichen Lichtes verfinstern zu wollen, woraus der Kirche selbst die größten Nachtheile entstehen müßten: er also, als der durch göttliche Fügung gesetzte Vertheidiger, Hüter des katholischen Glaubens, und Vogt der heiligen römischen Kirche, des heiligen römischen Reiches König und Fürst, da er einsehe, daß seine und des Reiches Rechte, der heilige katholische Glaube, die heilige römische Kirche, durch solche Prozesse, Vorladungen u. s. w. hart und schwer angegriffen seyen, appellire an den heiligen apostolischen Stuhl und stelle sich mit all dem Seinigen unter desselben Schutz, wolle auch daß diese Appellation gerade so sollte angesehen seyn, als wenn er sie dem Papst persönlich übergeben hätte, werde jedoch Sorge tragen, daß sie ihm so bald als möglich zukomme, und da die darin berührten Fragen den ganzen Zustand der Kirche und des Reiches berührten, so sey seiner Meinung nach ein allgemeines Concil nothwendig, das an einem geeigneten Ort sobald als möglich zusammenzuberufen sey und dem er selbst persönlich beizuwohnen gedenke.

Nach einer so mannhaften und würdigen Sprache durfte man wohl einen andern Fortgang der Dinge erwarten als wirklich eintrat. In Deutschland machte dieses Manifest großen Eindruck. Aber die Lage der Dinge war dem König selbst nachtheilig. Die österreichische Partei hatte sich nach der Gefangennehmung Friedrich's dennoch nicht unterworfen, sondern Leopold hatte zwar, als auf die Nachricht von der Schlacht bei Ampfing sein Heer zu verzagen anfing, sich gegen den Elsaß zurückgezogen, und um die Befreiung seines Bruders unterhandelt, da sich aber die Bedingungen nicht vereinen

ließen, so schloß er sich nun enger an den Papst an und unterstützte den Plan, dem französischen König auch die römische Kaiserwürde zu übertragen. In dieser ganz unvaterländischen Unternehmung ward Berthold Graf von Bucheck, Comthur des deutschen Ordenshauses in Coblenz, Bruder des Mainzer Erzbischofs, Retter der Ehre Deutschlands, indem er auf dem zu Rense mit den geistlichen Fürsten, den päpstlichen Abgeordneten, dem Herzog Leopold, und den französischen Gesandten, gehaltenen Convent gegen das Unwürdige dieser Sache mit Festigkeit auftrat, was ihm später vom Papst nicht unvergolten blieb. Daher kam zu der mit dem französischen Könige verabredeten Unterredung zu Bar für Aube (1324 Juli) nur der Herzog Leopold, keiner aber der Fürsten. Da aber der Papst in seinem Verfahren immer weiter gegangen war, so würde in den Augen Leopold's eine Aussöhnung mit dem jetzt gerade wirklich mit dem Bann belegten Ludwig die ärgste Sünde gewesen seyn. Ludwig's Protestation oder Appellation hatte nämlich, wie zu erwarten war, auf den Papst gar keinen Eindruck gemacht; als seine Botschafter sie (1324 Jan. 2.) zu Avignon in der Audienz vorgelesen und sich eine sechsmonatliche Frist zur weitern Verantwortung ausgebeten hatten, erhielten sie schon am 7. Januar die Antwort: es müsse sich der Papst wundern, wie der Herzog Ludwig welcher früher ihm bisweilen unter andern Dingen auch versprechen habe lassen, daß er ihm gegen die der Kirche rebellischen Lombarden helfen wolle, so plötzlich ein anderer geworden sey, indem er sich zum Spott und Hohn der Kirche und des Papstes einen römischen König nenne, da er doch nur ein Erwählter sey, der erst seine Bestätigung vom Papste zu erwarten habe, indem er dem Galeazzo Beistand geleistet und den Söhnen des Markgrafen von Este, Rainald und Obizzo, die Belehnung über Ferrara ertheilt, kurz sich der Rechte des Reichs bedient habe, welche bei Erledigung desselben wie Recht und Gewohnheit beweise nur dem Papste zustünden; wie denn Clemens IV. den König Karl und später Clemens V. den König Robert zu Reichsverwesern in Toskana gemacht hätten. Eigentlich sollte daher der Papst den Gesandten gar keine Antwort geben; angesehen jedoch Ludwig's früheren Gehorsam werde er zwar an dem ganz in der Ordnung gefaßten Prozeß nichts zurücknehmen, im Gegentheil solle Alles noch in seiner Kraft und Gültigkeit bleiben, jedoch wolle er ihm noch einen Termin von zwei Monaten setzen von heutigem Dato an, ohne sich aber die Hände zu binden, nicht auch noch während dieser Frist wenn es zum Besten

der Kirche sey gegen ihn zu verfahren. Diese fast höhnische Antwort setzte Ludwig in nicht geringe Verlegenheit. Die Treue des Böhmenkönigs, der durch seine Verschwägerung mit Frankreich auf diese Seite gezogen wurde, fing an verdächtig zu werden, Leopold's Thätigkeit und Kraft war furchtbar, und ohne eine weitere Vertheidigung zu führen, ließ Ludwig auch die dritte Bulle (23. März) über sich ergehen. In dieser wurde über Ludwig der Bann ausgesprochen, dieses allen Gläubigen angezeigt, und ihnen verboten mit ihm umzugehen. Wenn er jedoch binnen drei Monaten sich aller Ausübung der königlichen Rechte enthalte und seine usurpirten Rechte aufgebe, so werde er dadurch größeren Strafen entgehen. Hievon wurden alle Fürsten des Reiches sowie alle christlichen Häupter Europa's in Kenntniß gesetzt, dem König von Dänemark Christoph insbesondere aber gerathen, seine Tochter nicht mit Ludwig's Sohn zu verheirathen, indem derselbe keine gültige Ehe mehr schließen könne. Wie die Visconti so wurden nach drei Wochen auch die Grafen von Neuffen und Graisbach und Friedrich von Truhendingen gebannt, und alle ihre in der Lombardei vorgenommenen Handlungen für nichtig erklärt.

Ludwig befand sich bei Empfang dieser Bulle zu Frankfurt. Er hatte sich (1324 Febr. 26.) zu Cöln mit Margaretha von Holland vermählt, und durch diese Verbindung seinem Hause große Vortheile für die Zukunft erworben. Es blieb ihm nun nichts übrig, als der Heftigkeit des Papsts auf gleiche Weise zu antworten. Hier kam ihm der Streit, in welchem Papst Johann mit einer großen Gegenpartei über religiöse Gegenstände begriffen war, gut zu Statten. Schon bei Lebzeiten des Franziskus von Assissi war über die Auslegung der Armuthsregel ein Streit entstanden, der den Franziskaner-Orden in zwei Theile, der strengeren Minoriten und der mildergesinnten, theilte, jene hatten geradezu geleugnet, daß Christus und die Apostel Eigenthum besessen hätten, und indem sie ihre vollständigen Nachahmer seyn wollten, geriethen sie mit der von der Kirche selbst unterstützten größeren Anzahl in immer heftigeren Streit. Clemens V. hatte (1312) durch eine neue Auslegung der Regel helfen wollen, Johann XXII. trat nun mit Strafen und Verfolgungen gegen die seine Autorität hierin Zurückweisenden auf. Er erließ eine eigene Verdammungsbulle, und entrüstete den größeren Theil der Geistlichkeit; selbst die Universitäten Paris und Bologna erklärten sich gegen ihn. Die Grausamkeit mit welcher Andersdenkende, sowohl Mönche

als Nonnen bestraft, sogar verbrannt wurden, machte ihm einen bösen Namen, und der König durfte in seinem Streite auf eine große Menge Theilnehmer und Gleichgesinnte rechnen. Viele flüchteten sich zu Ludwig, und besonders wird Marsilius von Padua, Verfasser des Buches Defensor pacis und Ludwig's Leibarzt (gest. 1328), Johann von Jand (st. nach 1338), Wilhelm Okkam, Franziskaner Provinzial aus England (st. 1347), und der Ordensgeneral Michael von Cesena, als die tüchtigsten und geistvollsten Vertheidiger ihrer Sache und Bekämpfer der päpstlichen Autorität genannt. Zu ihnen gehört auch Ulrich Hangenor aus Augsburg, Ludwig's Geheimschreiber, der wahrscheinlich auch an Ludwig's Antwort auf die Bannbulle großen Antheil hat. Denn nun (wahrscheinlich April 22.) erließ er aus dem deutschen Ordenshause von Sachsenhausen gegen den Papst eine Appellation, in welcher ihm alle seine Anmaßungen reichlich zurückgegeben wurden. Dieser Johann, der sich als Papst den XXII. nennt, sey der Feind des Friedens, der notorisch nicht nur in Italien sondern auch in Deutschland die Prälaten und Fürsten zum Krieg aufwiegele, der offenbare Säer des Unkrauts und der Zwietracht unter den Gläubigen, von dem es heißt, er sage, erst wenn unter Königen und Fürsten Zwietracht sey, dann sey der Papst der rechte Papst, dann thue er was ihm beliebe, besonders aber sey Zwietracht der deutschen Fürsten und Völker das Heil und die Wohlfahrt des Papsts und der Kirche. Daher habe er, so lange in Deutschland über die zwiespältige Wahl Mord und Blutvergießen herrschte, keinen Brief, keinen Boten geschickt, um dem Uebel zu steuern, und gezeigt, daß er gegen die Lehre und den Wandel Christi thue, für dessen Statthalter er sich fälschlich ausgebe. So habe er als ein ungerechter Richter fromme und unschuldige Katholiken in der Lombardei und andern Theilen Italiens als Patarener und Häretiker verurtheilt, blos weil sie Anhänger des Reichs gewesen seyen; er verdrehe und mißbrauche die Statuten und Verordnungen der heiligen Väter; er bedenke nicht, daß alle weltliche Ehre von Kaiser Constantin dem damals in einer Höhle sich verborgen haltenden Papst Sylvester übertragen worden sey; in seinem Prozeß, der vielmehr ein Exzeß zu nennen, sey ganz gegen das Herkommen ohne alle Vorladung des Beklagten verfahren worden; dieses Verfahren diene zum Untergang des Reiches; er verleihe ohne Ansehen der Jahre und des Wandels einem Jeden ein geistliches Amt, wenn er nur ein Rebell des Reiches sey. Nachdem er hierauf die Grundlosigkeit der Einwürfe gegen die Wahl und die

bisherige Ausübung der königlichen Gewalt wieder weitläufig aus- einandergesetzt und sich auch auf die Ungültigkeit von Friedrich's Wahl eingelassen hat, zeigt er daß selbst zwiespältig erwählte Könige, Lothar und Konrad, Philipp und Otto, Richard und Alfons, Adolf und Albrecht, sich der Verwaltung des Reichs ohne alle Einmischung des Papstes unterzogen hätten; der Papst greife selbst in die Rechte der einzelnen Fürsten ein, indem herkömmlich der Pfalzgraf während der Erledigung das Recht des Reichs verwalte, er aber demselben hierin Eintrag thue; er habe offen im Consistorium gesagt, er wolle jederzeit nach Kräften daran arbeiten die eherne Schlange, das Reich der Deutschen, mit Füßen zu treten; wie ein listiger Fuchs habe er sich bald ihm, bald dem Herzog von Oesterreich gewogen gezeigt, nur um sie gegeneinander zu hetzen und seinen Vortheil davon zu ziehen: aber auch gegen den König der Könige, den Herrn Jesus Christus und seine heilige Mutter die mit ihrem Sohn in der Observanz der Armuth gelebt hätte, wäre er aufgetreten, und habe die evangelische Lehre von der völligen Armuth umzustürzen gesucht und gesagt: "Christus und die Apostel hätten zeitliche Güter besessen; er sey ein notorischer Ketzer, thue endlich auch nichts für das gelobte Land und verwende die aus allen Theilen der Welt zu ihm fließenden Summen keineswegs zum Beistand desselben, das ganz in die Hände der ruchlosen Saracenen gefallen sey, und wofür doch doppelte und dreifache Zehnten und andere Einkünfte ihm zuflössen. Dieß Alles sage Ludwig nicht aus Haß gegen den, welcher sich Papst Johann XXII. nennt, sondern aus Eifer für die Religion und die Kirche, deren Vertheidiger, Schutzherr, und Vogt er sey; auch schwöre er, dieses Alles auf einem allgemeinen Concil gegen denselben verfolgen zu wollen. Obwohl er gerne die Blöße des Vaters mit dem eigenen Mantel decken würde, so könne er doch nicht anders, um dem üblen Gerücht und der schädlicheren Lästerung zu steuern, als wiederholt auf ein allgemeines Concil dringen: damit aber der vorbesagte Johann nicht noch weiter gegen ihn, das Reich, und die Seinen verfahre, so appellire er abermals an ein solches Concil, an einen wahren künftigen Papst und an die heilige Mutter Kirche und den apostolischen Stuhl." Ob er diese Protestation vor oder nach Empfang der eigentlichen (11. Juli) **Bannbulle**, in welcher Johann dem König nun förmlich alles Recht, das er durch die Wahl erhalten habe, abspricht und den Bann über ihn schleudert, ohne eine weitere Frist zu gestatten, erhoben hat, das ist für die Hauptsache gleichgültig; der Bruch war nun,

wenn nicht Einer der beiden Gegner sich selbst Lügen strafen wollte, ganz unheilbar.

Da Ludwig auch auf die den Fürsten des Reichs widerfahrende Beeinträchtigung ihrer Rechte hingewiesen hatte, so schrieb Johann (25. Mai) an die Kurfürsten einzeln, sie möchten ja dem Gerüchte, welches einige Söhne der Gottlosigkeit verbreiteten, die außen das Gewand der Demuth trügen, innen aber von der Wahrheit der Religion leer wären, voll Bosheit, und Nachahmer der Werke desjenigen, der ein Lügner ist von Anfang und ein Vater der Lüge, keinen Glauben schenken, daß er sie ihres Wahlrechtes berauben wolle. Doch durfte er nicht darauf rechnen, daß sein Verfahren bei den Deutschen großen Eingang finden würde; der Erzbischof Balduin ließ die Bannbulle in seinem Sprengel gar nicht bekannt machen, sondern den Peter Bonuchio, der sie publicirte, in Ketten und Bande werfen; der Erzbischof Burkhard von Magdeburg, der sie publicirt und auf die widerstrebenden Bürger das Interdikt gelegt hatte, wurde erschlagen, und die Dominikaner gaben sich vergebens Mühe, die öffentliche Stimme für den Papst zu gewinnen. In Freising verjagten die Domherren ihren Bischof, Konrad von Klingenberg, blos weil ihn der Papst ernannt hatte. Als der Bamberger Bischof Heinrich auf die Seite des Papstes trat, gelobten die Domherren dem König Ludwig treu zu bleiben, und ihm gegen den Bischof und den Papst zu helfen. Der Erzbischof von Salzburg wurde in die Reichsacht erklärt, und er so wie auch der von Passau, weil dieser die Bulle hatte verkünden lassen, genöthigt, mit dem von Freising die Flucht zu ergreifen. In Straßburg warfen die Bürger den Priester, der die Bulle anschlagen wollte, in den Rhein und jagten die Dominikaner zur Stadt hinaus; in Regensburg aber wurden die Prediger und die Mönche durch Hunger gezwungen, den eingestellten Gottesdienst wieder zu halten. Johann war von Anfang an nicht beliebt. Die Begharden und Beghinen, die ein Mönchsleben ohne Clausur führten, waren auf dem Concil zu Vienne bereits verboten und wurden nun von dem Papst auf das eifrigste verfolgt. Besonders schmerzlich fühlten das die sogenannten Schwestern vom dritten St. Franziskusorden, die manche schon vierzig Jahre lang und darüber in eignen Häusern oder bei ihren Eltern schwarz- oder grau- oder weißgekleidet ein gottgefälliges Leben geführt hatten, und nun zum Gebrauch farbiger Stoffe und weltlicher Tracht von den Pfarrern gezwungen wurden. Dieser in Folge der Constitution des Papstes Clemens gegen sie ausgeübte

Zwang gab zu vielen Aergernissen Anlaß. Der gleichzeitige Mönch Johann von Winterthur sagt: die Pfarrer, verblendet in ihrer Bosheit, unbekannt mit der Schrift, die Worte der Dekretale nicht verstehend, oder wenn sie sie verstanden, aus Neid und Bosheit den Sinn der Worte absichtlich verdrehend, donnerten alle Sonntage mit allen möglichen Schrecknissen und Drohungen, mit Bann und Interdikt, in den Kirchen, so daß gewissermaßen die Worte Jeremiä erfüllt wurden: Eine Stimme ist gehört worden in Rama, Weinen und Klagen; weil die Frauen laut über die an ihnen begangene Ungerechtigkeit klagten. Denn die Constitution redet nur von den Beghinen, die sich keiner Regel unterwerfen und über Trinität, göttliches Wesen, die kirchlichen Sakramente, verderbliche Irrthümer hegen. Aber auf diese Frauen die Dekretale anzuwenden, war ganz verkehrt. Auch kam nach einiger Zeit ein Befehl Johann's, der dieser Verfolgung ein Ende machte. Aber die Nachwirkung blieb, und manches Andere was von diesem Papst verlautete, wie er z. B. einen Bischof wegen fälschlichen Verdachts ihm nach dem Leben getrachtet zu haben hingerichtet hätte, wendete die allgemeine Stimme, wenigstens in Deutschland, entschieden gegen ihn.

Aber Ludwig war dennoch nicht im Stande diese Stimmung zu benützen. Mit dem Spätherbst (1324) lagerte er sich vor das österreichische Schloß Burgau, aber ohne wie die in seinem Heere befindlichen Augsburger riethen ernsthafte Maaßregeln zu gebrauchen, weder einen Sturm anzuordnen noch Feuer einzuwerfen, so daß die Städter um Weihnachten in ihre Heimath zogen, und der König nun mit weniger Mannschaft noch ausharrte, als auf einmal Leopold mit seinem Bruder Albrecht vom Bodensee herankam, und Ludwig nur durch eiligen Abzug (1325 Jan. 10.) einem Ueberfall und der Gefangenschaft entging. Bei diesem Unternehmen hatte er viel Geld und viele Leute eingebüßt, und befand sich nun überhaupt in einer sehr **bedrängten** Lage. Die eigenen Mittel des Landes waren erschöpft, Schulden bereits in Menge gemacht, die Reichseinkünfte schon auf Jahre hinaus verbraucht oder angewiesen, und der Beistand der Böhmen, der Luxemburger, der andern Fürsten, unzuverlässig und unbedeutend. Die Erwerbung Brandenburgs, das er seinem Sohn (1324) feierlich verliehen hatte, trug zunächst noch gar nicht zum Nutzen Bayerns bei, ja der Papst hetzte sogar den Polenkönig Wladislav Loktiek, dem er dafür (1325) den Königstitel verlieh, gegen Brandenburg auf, und die wilden zum Theil heidnischen Völker dieses

Königs fielen auch wirklich in den nächsten Jahren in die Mark ein. Auch war Ludwig zwar ein tüchtiger, ehrenwerther Mann, aber fern von jenem unerschütterlichen Muthe, der die Hohenstaufen ausgezeichnet, fern von jenem hochfahrenden Streben, das ihn persönlich groß und ehrfurchterregend gemacht hätte. So wie er nicht selbst nach der Krone gestrebt hatte, sondern das Werkzeug der luxemburgischen Partei gewesen war, die ihn undankbar genug gerade jetzt im Stiche ließ, so war er auch in seinem Kampfe gegen seinen Gegner und gegen den Papst nicht von einem steten gleichbleibenden Plan sondern von den Einflüssen des Augenblicks und von seiner Umgebung geleitet, und so ergriff er auch jetzt einen Ausweg, der mehr von seiner Herzensgüte als von seinem klaren Blick und festen Charakter Zeugniß giebt.

Man hatte ihm gerathen, seinen gefangenen Gegner auf immer entweder durch Hinrichtung oder durch ewiges Gefängniß unschädlich zu machen. Aber diesen Ausweg verwarf er mit Unwillen und ließ mit Friedrich's Beichtvater dem Karthäuser Prior Gottfried durch seinen Beichtvater Konrad Tattendorfer, Prior des Münchner Augustinerklosters, unterhandeln, und ihm namentlich die Rathschläge ihn umzubringen mitzutheilen. Friedrich, den ohnedies die lange Gefangenschaft sehr nachgiebig gestimmt hatte, willigte sogleich ein dem Reiche zu entsagen. Hierauf begab sich Ludwig selbst zu dem Gefangenen, der nicht wenig erstaunt war, statt des Todesboten den er erwartete seinen Vetter mit freundlicher Miene eintreten zu sehen. Sie umarmten sich, söhnten sich aus, und besprachen nun die Mittel der Ausgleichung. Gegen Entsagung der Königswürde und Anerkennung seiner Oberlehnsherrschaft versprach Ludwig ihn sogleich in Freiheit zu setzen; Friedrich aber schwur ihm zu, gegen Jedermann, selbst gegen den Papst, ihm Beistand zu leisten, und könne er sein Wort nicht halten, wolle er bis künftigen Sonnewendetag selbst wieder in seine Haft zurückkehren. Diesen Frieden beschwuren die beiden Feinde (1325 März 13.) indem sie in der Kapelle des Schlosses Traußnitz die Messe anhörten und dann die Hostie miteinander theilten. Dann kehrte Friedrich in die Welt zurück, er selbst gealtert und erblaßt, und nur noch ein Schatten des schönen Friedrich's der bei Ampfing um das Reich gefochten hatte.

Aber falsch hatte Ludwig gerechnet, wenn er glaubte, dadurch Friede mit dem Papst zu bekommen. Zwar erfüllte Friedrich alle Punkte des Vertrages gewissenhaft, sandte seine Tochter Elisabeth

nach München um hier als die künftige Gemahlin Stephan's erzogen zu werden, und schrieb selbst an den Papst, um ihn von seiner Aussöhnung zu benachrichtigen und ihn günstig für Ludwig zu stimmen. Aber Johann's Absicht war gar nicht mit Ludwig je Frieden zu schließen; was ihm in Ludwig's zweitem Schreiben Schuld gegeben wurde, war die lautere Wahrheit. Eilig warnte er den Herzog Leopold, ja nicht mit Ludwig sich zu vertragen, und schrieb (4. Mai) an Friedrich selbst, ihm nicht nur alle gegen Ludwig eingegangene Verbindlichkeit abzunehmen, sondern ihm selbst bei Strafe des Banns zu verbieten sein gegebenes Wort zu halten und in die Haft des widerspenstigen und aus der Kirche gestoßenen Ludwig's zurückzukehren. Friedrich bewies aber in diesem Fall eine für jene Zeit ganz ungewöhnliche Redlichkeit. Sich seines Eides entbinden zu lassen war etwas so Gewöhnliches, daß Niemand auch nur daran gedacht haben würde, den Vorwurf der Wortbrüchigkeit darauf zu begründen. Und nun noch sogar die Drohung des Banns! Friedrich's Redlichkeit aber überwand all das; er kehrte schon nach einem kurzen Aufenthalt von Wien zurück und stellte sich noch vor Ablauf der Frist (Ende Juni) wieder in seine Haft. Tief gerührt empfing ihn Ludwig, und bot ihm an das Reich mit ihm zu theilen. Es war allgemein bekannt, daß die beiden Könige mit einander aßen, tranken, schliefen, und wirklich ein Herz und eine Seele waren. Lange wollte Papst Johann es nicht glauben, und erstaunte, ja entsetzte sich nicht wenig vor einer Treue, von der man in wälschen Landen keinen Begriff hatte. Die beiden Fürsten waren die drei Monate Juli, August, September, in München zusammen, und als Ludwig gegen die damals in die Mark einfallenden wilden Polen und Litthauer zu Felde ziehen wollte, hatte er vor, seinem Vetter Friedrich die Obhut Bayerns zu hinterlassen. Doch der schnelle Abzug dieser Barbaren hinderte daran.

Nun wurde eines der denkwürdigsten Werke vollendet. Es war den Oesterreichern endlich klar geworden, daß der Papst es mit ihnen eben so wenig als mit Friedrich redlich meine, auf die von Friedrich's Partei an ihn ergangene Aufforderung, das Recht Friedrich's zu bestätigen, hatte er sich ausweichend erklärt, und man sah mit ziemlicher Klarheit, daß er im Sinne habe, die Kaiserkrone auf Frankreich zu übertragen. Das brachte nun auch Friedrich's Brüder zum Nachgeben und so kam der merkwürdige Vertrag zur **gemeinschaftlichen Regierung** (1325 Sept. 5.) zu Stande, in welchem beide

Könige sich zu ganz gleichen Rechten und gegenseitigen Pflichten bekannten, und auf die bestimmteste Weise ihre Eintracht versicherten und bekräftigten. Weil aber ein solcher Vertrag ohne die Zustimmung nicht blos der Kurfürsten, sondern des ganzen Reiches noch keine Gültigkeit haben konnte, wurde er mit der größten Stille behandelt, und obgleich Friedrich sofort und bis an seinen Tod sich des königlichen Titels und der königlichen Rechte bediente, ward doch Jahrhundertlang gezweifelt, ob er in Wahrheit wäre abgeschlossen worden. So sehr lag eine solche Handlung außer dem Bereich des Gewöhnlichen.

Was auch die weiteren Plane Ludwig's seyn mochten, ob er das Kaiserthum in Italien, Friedrich hingegen das Königreich in Deutschland behalten solle, diese alle so wie die Beantwortung der schwierigen Frage, wie man die Fürsten zur Einwilligung in den Vertrag der gemeinschaftlichen Regierung werde bewegen können, erhielten durch ein plötzliches Ereigniß eine ganz andere Wendung. Friedrich's Bruder und rechter Arm, Herzog Leopold, starb an einem hitzigen Fieber (1326 Febr. 27.) zu Straßburg, eben über neuen Fehden begriffen, und nun ging Friedrich in sein Herzogthum zurück, fuhr zwar fort, den königlichen Titel zu führen, mischte sich aber nicht mehr in die gemeinsame Regierung des Reichs, die vielmehr von Ludwig ganz allein, als hätte es nie einen Münchner Vertrag vom 5. Sept. gegeben, geführt wurde. Er hielt daher ganz allein einen Reichstag (März) zu Speier, auf dem er einen Zug nach Italien um die Kaiserkrone zu erlangen den Fürsten vorschlug, von denen die geistlichen ihn auf die Unwahrscheinlichkeit den Papst zur Erlaubniß der Krönung zu vermögen aufmerksam machten, aber des Königs Ueberzeugung, daß Johann gar nicht der ächte Papst sey, daß die Italiener der Ankunft der Deutschen mit Sehnsucht entgegenschauten, daß die greulichen Verheerungen, welche die vom Papst aufgehetzten Polen und Littauer in Norddeutschland verübt hätten, laut gegen den Papst sprächen, dann die Stimme der weltlichen Fürsten, selbst König Johann's von Böhmen, behielt das Uebergewicht, und der Römerzug wurde auf das nächste Jahr angesagt: doch um den Papst wenigstens deßhalb zu begrüßen, wurde noch einmal eine Gesandtschaft nach Avignon geschickt, die aber von Johann eben so übel als die früheren empfangen worden seyn soll. Die Verwaltung des Reichs übergab der König für die Rhein- und Niederländer seinem Schwiegervater, dem Grafen Wilhelm von Holland, die von

Norddeutschland dem König Johann von Böhmen, für Bayern und Schwaben dem Grafen Berthold von Neuffen, der auch die Grafschaft Graisbach erhalten hatte. Von Friedrich war keine Rede; wohl sahen die beiden Könige einander noch zu Innsbruck, ehe Ludwig den Boden Italiens betrat, aber der Münchner Vertrag war aus Ludwig's Gedächtniß entschwunden, und mißvergnügt schied Friedrich von ihm. Zu Ludwig's Rechtfertigung oder Entschuldigung kann nur angeführt werden, daß sich Friedrich wieder mit dem Papste in Verbindung gesetzt hatte, und er daher wohl Ursache hatte, auf Oesterreich mißtrauisch zu seyn. Freilich suchte er auch damals dem Heinrich von Kärnthen das Erbfolgerecht in weiblicher Linie in allen seinen Ländern zu ertheilen, was wiederum für die Oesterreicher sehr kränkend war.

Mit den ersten Tagen des nächsten Jahrs (1327) zog Ludwig von Innsbruck aus, von seinem Sohn dem Markgrafen von Brandenburg, seinem Neffen Rudolf und Ruprecht, dem Herzog Heinrich von Braunschweig, dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, dem Markgrafen Friedrich von Meißen, dem Landgrafen Ulrich von Elsaß, dem Grafen Ludwig von Teck, dem Grafen Berthold von Henneberg seinem Sekretär, und einigen andern Grafen und Rittern begleitet, mit nicht mehr als hundert Reisigen nach Italien und traf in Trident (12. Febr.) die Gibellinenhäupter, den Cane della Scala von Verona, Passarin de Bonacosis von Mantua, Rainald und Obizzo die Markgrafen von Este, die beiden Visconti Azzo und Marko von Mailand, Guido Bischof von Arezzo, die Bischöffe von Venedig und Castella nebst einigen andern Bischöffen und Prälaten, den Großmeister der deutschen Ritter, Gesandte von dem sicilischen König Friedrich und von Castruccio, Herrn von Lucca und Reichsverweser in Toskana. Hier wurde (16. Febr.) eine Art Parlament oder Concil gehalten, in welchem erstlich Ludwig versprach nach Rom zu ziehen, wofür ihm die Gibellinen, so wie er in Mailand wäre, 150,000 Goldgulden verhießen, die pisanischen Gesandten aber ihm Geld versprachen, wenn er nicht in Pisa einziehen würde. Darauf wurde durch sechzehn Artikel dargethan, daß Johann XXII. kein rechtmäßiger Papst sey, was die vielen anwesenden Geistlichen, sämmtlich der Ansicht, daß Christus kein Eigenthum gehabt habe, zugethan, auf alle Weise unterstützten, vielmehr wurde der Papst nur mit Spott der Priester Johann genannt, der Bannfluch über ihn ausgesprochen, und hierauf (13. März) der Zug mit großen Hoffnungen, aber ge-

ringer Mannschaft und wenigem Geld über Como, wo die Königin Margaretha ihrem Gemahl 500 Reiter zuführte, nach Mailand fortgesetzt. Hier kam er am 13. Mai an und erhielt durch die Bischöffe von Brescia, Reggio, und Arezzo, am Pfingstfest (31. Mai) die Krönung mit der eisernen Krone, die Herren von Verona, von Mantua, von Este, und andere gibellinische Häuptlinge hatten sich mit stattlichem Gefolge eingefunden und huldigten dem Bayern, wie ihn die Italiener nannten, die Stadt Mailand selbst machte ihm ein Geschenk mit 50,000 Goldgulden.

Auf die Nachricht von dieser Krönung gerieth die ganze Gibellinenpartei in Bewegung. Vor Allem die Römer, die sich als Volk constituirten, und die mächtigen Herren, den Napoleone Orsini, den Stefano della Colonna, die der König Robert erst kürzlich zu Rittern geschlagen hatte, davon jagten, und zum Volkshauptmann in Rom den Sciarra Colonna erhuben, der mit 52 Popolanen, vier aus jeder Region, die Stadt regieren sollte; dann eine Gesandtschaft an Papst Johann schickten, er solle seinen Sitz in Rom nehmen, wo nicht, so würden sie Ludwig den Bayern zu ihrem Herrn annehmen. Allein Johann, obwohl er einst bei seiner Krönung den Eid gethan hatte, er wolle kein Pferd oder Maul mehr besteigen, außer zur Rückkehr nach Rom, fand es unter den jetzigen Umständen am allerwenigsten gerathen, diesem Verlangen sich zu fügen; er schrieb ihnen vielmehr, sie möchten nur geduldig ausharren, es würde ihm durch den allerhöchsten Lenker der menschlichen Schicksale wohl noch das Glück zu Theil werden, ohne Gefahr die Schwelle der Kirche betreten zu dürfen, deren erster apostolischer Diener er sey. Auch an Ludwig schickten die Römer und luden (6. Juni) ihn ein nach Rom zu kommen und die Krone des Reichs von denen zu empfangen, die allein das Recht hätten, sie zu vergeben. In Pisa erhub der Popolo minuto und die hier als Flüchtige sich aufhaltenden Gibellinen in den ersten Tagen des Junius ebenfalls einen Tumult; das Geschrei: Tod dem Papst und dem König Robert und den Florentinern, Es lebe der Kaiser! erscholl in den Straßen, aber die Machthaber in der Stadt, heimlich mehr dem Papst und den Welfen als den Gibellinen zugethan, entfernten die Fremden und die außerdem verdächtigen Bürger, und suchten sich auch ferner durch welfische Unterstützung vor der ihnen zunächst drohenden Herrschaft des Castruccio sicher zu machen. Gegen die Regungen der Gibellinen trat nun erstlich der Papst auf, der (1327 April 3.) durch neue Bullen dem König Ludwig

jetzt nicht blos seine königliche Würde, sondern auch seine Erbländer, seine sämmtlichen Lehen, absprach, und ihm abermals einen peremptorischen Termin bis zum nächsten Oktober setzte, um sich vor dem Papste zu stellen und sein weiteres Urtheil zu vernehmen. Auch die Anhänger des Königs, besonders Marsilius und Jandunus, wurden mit dem Banne belegt, und allen Gläubigen der Verkehr mit ihnen bei gleicher Strafe untersagt. Dann aber suchte auch König Robert sich Roms zu bemächtigen, schickte seinen Sohn Johann Prinz von Morea mit einigem Kriegsvolk dorthin, weil aber, während dieser zu Viterbo lag, fünf genuesische Galeeren auf Befehl Robert's die Tiber sperrten, so daß kein Getreide nach Rom kommen konnte, wurde das Volk ganz wüthend und selbst der (30. Aug.) von Florenz hineilende päpstliche Legat konnte die Stimmung des Volks gegen die Neapolitaner und die vertriebenen Adeligen nicht umändern. Da bemächtigte sich der Cardinallegat Orsini und Messere Napoleone Orsini, indem sie in der Nacht (28. Sept.) die Mauer des Gartens von St. Peter in der leoninischen Stadt einreißen ließen, und mit 500 Reitern und eben so viel Fußvolk hineinzogen, dieses Theils der Stadt und verbarrikadirten sich gegen das Schloß St. Angelo. Aber in der Stadt wurde nicht wie sie erwartet hatten ein Aufstand zu ihren Gunsten gemacht; vielmehr wurde die Sturmglocke auf dem Capitol geläutet und nun die Barrikaden mit solcher Heftigkeit gestürmt, daß die Neapolitaner nach einem ziemlichen Verlust weichen mußten, das Quartier der Stadt um ihren Rückzug zu decken anzündeten, und an demselben Tage mit Schmach und Verlust wieder abzogen. Ein Versuch den der Herzog von Calabrien machte die Stadt Lucca durch heimlichen Verrath der mächtigen Familie Quartigiani dem Castruccio zu entziehen, wurde ebenfalls vereitelt, Castruccio ließ (12. Juni) mehrere der Verräther hängen, jagte die andern aus der Stadt, und hielt auch einen von den Florentinern mit dem Herzog auf ihn gemachten Angriff in Lucca aus.

Indessen war auch der König Ludwig von Mailand (12. Aug.) weiter gegangen, nachdem er noch vorher die Hoffart, Verrätherei und Tücke des Galeazzo, der ihm die Auszahlung der zu Trident versprochenen Summe verweigerte, und gegen den sich viele Klagen erhoben, mit Entsetzung von seiner Würde und mit Gefangennehmung (6. Juli) gestraft hatte, worüber er auf einem allgemeinen Parlament in dem Schlosse Orzi im Gebiet von Brescia sich vor den übrigen Gibellinen gerechtfertigt hatte; er hatte bei Cremona (23. Aug.)

den Po passirt, und war dann mit 1500 Deutschen, wozu auch Mailänder kamen, 250 von Verona, 150 von Mantua, 100 von den Markgrafen von Este, ohne von dem päpstlichen Legaten, der über 3000 Mann bei sich hatte, aufgehalten zu werden, durch das Parmesanische über den Apennin gegangen und nach Pontriemoli (1. Sept.) gekommen. Hier kam ihm Castruccio entgegen und geleitete ihn nach Pisa, welches mit Robert im Bunde ihn nicht einlassen wollte. Vergebens erboten sich die Pisaner zur Zahlung von 60,000 Gulden, wenn er seines Weges an ihrer Stadt vorbei ziehe, Ludwig bestand auf dem Einzug, und lagerte sich vor der Stadt (6. Sept.), die, nachdem sie anfangs tapfer widerstanden hatte, endlich, aber unter der Bedingung, daß weder Castruccio noch die Vertriebenen einziehen dürften, den König (11. Okt.) einziehen ließ. Doch schon am dritten Tag nahmen die Pisaner auch diese Bedingung zurück, und Castruccio kam in die Stadt. Bald bereuten die Pisaner ihren Entschluß, denn 200,000 Goldgulden zog Ludwig während seines Aufenthalts von ihnen, und als er (15. Dec.) sie verließ, hatten sie nicht einmal den Trost, daß er gegen die Florentiner und den Herzog von Calabrien gezogen war. Den Castruccio hatte er (4. Nov.) zum Herzog von Lucca gemacht. Ludwig zog mit einem ziemlich angewachsenen Heere durch die Maremma, ging über den angeschwollenen Fluß Ombrone, und kam (am 2. Jan. 1328) zu Viterbo mit Castruccio zusammen, brach dann von den Häuptern des römischen Volks, Sciarra Colonna, Jacobo Savelli, und Tibaldo Santo Statio, eingeladen ohne Säumen nach Rom zu kommen und sich nicht um die Gesandtschaft des römischen Volks zu kümmern, (5. Jan.) von Viterbo auf und kam ohne Hinderniß (7. Jan.) nach Rom, wo er ehrenvoll empfangen wurde und anfangs in St. Peter's Pallast dann in St. Maria Maggiore seine Wohnung nahm.

Am nächsten Montag hielt dann Ludwig (11. Jan.) ein großes Parlament auf dem Capitol und ließ hier durch den Bischof von Alleria in seinem Namen eine Rede halten, worin er dem Volke für die ihm erwiesene Ehre dankte, versprach dasselbe zu erhöhen und zu unterstützen auf alle Weise, und für diese schmeichelhaften Worte mit dem Zuruf empfangen wurde: Hoch lebe unser Herr, der König der Römer. Dann wurde der nächste Sonntag zur Krönung angesetzt, da die Römer behaupteten, es sey dieß ein ihnen, selbst wenn der Papst nicht wolle, zustehendes Recht, und er selbst vom Volk zum Senator und Volkshauptmann für das nächste Jahr gemacht. Zur

Krönung aber wurden außergewöhnliche Vorbereitungen getroffen, um den Mangel des Glanzes der päpstlichen Herrlichkeit durch eine andere Pracht zu ersetzen; die Straßen von St. Maria Maggiore bis nach St. Peter waren mit Lorbeern und Myrten bestreut, die Häuser mit allen kostbaren Teppichen und Tüchern behängt, und als nun der Morgen des 17. Januars erschien, ging aus dem kaiserlichen Quartier ein stattlicher Zug hervor. Die 52 Conservatori del Popolo eröffneten ihn mit den Bannern der 13 Quartiere, auf Rossen mit seidenen Decken, dann folgten fremde Italiener, zunächst vor dem Kaiser aber kam Castruccio, den Ludwig zum Stadtpräfekten gemacht hatte, um ihn waren Sciarra Colonna, Buccio di Processo, Orsino degli Orsini, Piero da Monte Nero, Giacopo Savelli, Tibaldo di Santo Stazio, und viele andere römische Große, prächtig in Goldstoff gekleidet. Dabei war auch ein Doktor der Rechte, mit dem Krönungsritual, damit dieses genau eingehalten würde. Die deutschen Fürsten und eine Menge Hofleute, die den Dienst bei dem neuen Kaiser versehen sollten, schlossen den Zug, der ohne alles Hinderniß in schönster Ordnung bei der Peterskirche anlangte. Hier empfingen ihn die Bischöffe von Aleria und Venedig mit den herkömmlichen Gebeten, und weil nur der Pfalzgraf vom Lateran fehlte, so erhub Ludwig noch ehe die Handlung selbst begann den Castruccio zu dieser Würde, umgürtete ihn eigenhändig mit dem Schwerdt und gab ihm den Ritterschlag. Hierauf beschwur Ludwig die Handhabung des katholischen Glaubens, den Schutz der Wittwen und Waisen, und die Vertheidigung der Geistlichkeit. Dann wurde er von dem Bischof von Citta Castellana gesalbt, von Sciarra Colonna ihm die Krone aufs Haupt gesetzt, und von Peter Colonna, dem Aeltesten der Familie, der mit Oelzweigen umwundene Scepter in die Hand gegeben. Auf ähnliche Weise wurde auch Ludwig's Gemahlin zur Kaiserin gekrönt, dann beiden der kaiserliche Mantel umgehängt, und von einem Herold ausgerufen: Ludwig sey nun römischer Kaiser und Herr der Welt. Als nun das Hochamt vorüber war, begab sich der Zug auf den Platz St. Maria Araceli am Fuße des Capitols gegen Norden, wo das Mahl bereitet war, und es wurde wegen der langen Festlichkeit Abend bis man ans Essen kam. Die Nacht blieben sie dann auf dem Capitol. Am folgenden Tag machte Ludwig den Castruccio zum Senator und zu seinem Stellvertreter und ließ ihn auf dem Capitol; er selbst aber mit seiner Gemahlin bezog den Palast St. Johann von Lateran. So ward Ludwig, damals 46 Jahre alt.

ein stattlicher, kräftig blickender Mann, in blauen Augen und röthlichblonden Haaren seinen deutschen Charakter sichtbar aussprechend, zum römischen Kaiser gekrönt, und fing nun an die ihm dadurch gewordenen Rechte auszuüben. Sein bisheriges Glück hatte allenthalben solchen Eindruck gemacht, daß er selbst das Königreich Neapel ohne großen Widerstand würde bezwungen haben.

Aber Ludwig hielt es für nothwendiger einen andern Gegner anzugreifen. Der Papst Johann ließ natürlich nicht nach, mit immer heftigeren Bullen gegen den neuen Kaiser, dessen glückliche Fortschritte in den Augen des Papstes eben so viel Verbrechen waren, loszudonnern und sowohl in Italien als auch in Deutschland Alles gegen ihn aufzureizen. Auch hatte wirklich sein Bemühen hie und da in Deutschland Anklang gefunden, und nur an der Festigkeit der Luxemburger Balduin und Johann, die treu an Ludwig hingen, war der Plan ein neues Reichsoberhaupt zu wählen gescheitert. Friedrich von Oesterreich aber war der Welthändel zu müde, als daß er Lust gehabt hätte, wieder auf den Kampfplatz zu treten. Indessen wenn auch keine augenblickliche Gefahr vorhanden war, so ließ sich doch nicht bürgen, daß nicht später doch noch einmal die Bemühungen des Papstes besseren Eingang finden möchten. Er beschloß ihn daher mit seinen eigenen Waffen anzugreifen. Weil dieses aber vorsichtig eingeleitet werden mußte, so ließ er zuerst (14. April) eine Satzung über die Verbrecher des Lasters der beleidigten kaiserlichen Majestät ablesen, hierauf (18. April) in einer noch feierlicheren Versammlung auf dem Platze vor der Peterskirche, während er selbst mit Scepter und Reichsapfel auf dem Throne saß und eine Menge Adel und Geistlichkeit ihn umgab, zwei Syndici von Rom, deren einer die Geistlichkeit, der andere das Volk vertrat, als Kläger gegen Johann XXII. wegen Ketzerei auftreten, und durch den Abt von Fulda den Antrag zu Absetzung des Jakob von Cahors, der sich Johann XXII. nenne, stellen. Da Niemand zu seiner Vertheidigung erschien, ließ der Kaiser das Absetzungsdekret verlesen, in welchem er nach Angabe der schon oben erwähnten Beschwerden für einen Ketzer erklärt und jedem verboten wurde ihn fernerhin als Papst anzuerkennen. Dann folgte (23. April) ein Gesetz, daß die Päpste sich forthin ohne Erlaubniß des Volks nicht über zwei Tagreisen weit von Rom entfernen dürften, widrigenfalls sie zurückzurufen und wenn sie nach dreimaliger Vorladung nicht erschienen, abzusetzen und an ihre Stelle ein anderer zu erwählen sey. Mit be-

sonderem Jubel empfing das Volk dieses in Wahrheit eher lächerliche Gesetz und der fanatische Jubel ging so weit, daß der Papst Johann sogar in effigie verbrannt wurde. Nach diesen Vorbereitungen schritt man endlich zur Papstwahl, durch die (12. Mai) am Himmelfahrtstag von Volk und Geistlichkeit nach der alten Sitte der Minorit Peter Rainalucci aus Corvara in den Abruzzen, ein gelehrter und frommer Mann, bisher poenitentiarius apostolicus, gewählt wurde, der den Namen Nikolaus V. annahm, Cardinäle ernannte, und sowohl den Kaiser in seiner Würde befestigte, als auch über Jakob von Cahors den Bann aussprach. Nun schien Alles gethan, um den Kaiser Ludwig sicher zu stellen.

Man muß auch in der That gestehen, daß Ludwig von einem seltenen Glücke begleitet worden war. Kaum Ein Kaiser war ohne seinen Einzug mit dem Schwerdt zu erzwingen oder gleich nachher mit dem römischen Volke zu zerfallen der Krone theilhaftig geworden; er wurde wie der vom Herrn Gesendete empfangen und sein Aufenthalt dauerte fast fünf Monate ohne sichtbare Zeichen der Unzufriedenheit. Rechnen wir auch immerhin vieles auf die Klugheit seines Benehmens, auf die Liebenswürdigkeit seiner Person, Vorzüge, die seinem Vorfahr Heinrich wohl auch nicht abgesprochen werden können; dennoch bleibt es ein Zeichen einer merkwürdigen Gunst des Glücks, daß während dieser langen Zeit das römische Volk nicht mit den Deutschen, diesen Barbaren des Nordens, zerfiel. Aber nun wendete sich das Glück mit einmal. Hieran war hauptsächlich der Abzug Castruccio's Schuld, der auf die Nachricht, daß die Florentiner und Neapolitaner ihm Pistoja weggenommen hatten, (im April) nach Hause eilte, Pistoja wieder nahm, aber auch Pisa zwang, ihn auf zwei Jahre zum obersten Hauptmann zu wählen. Hierüber zerfiel er mit dem Kaiser, der dadurch von dem Verkehr mit Deutschland abgeschnitten wurde, obgleich es noch nicht zu eigentlicher Feindseligkeit kam. Da nun der bisher eingeschüchterte König Robert die Mündung der Tiber besetzte, entstand in der Stadt Rom Mangel an Lebensmitteln, und als Ludwig seine Leute ins Neapolitanische führen wollte, fehlte es an Geld, ihren Sold zu bezahlen. Rom sollte nun nicht blos den Kaiser und seine Leute, es sollte auch den Papst erhalten. Städte und Dörfer des Kirchenstaates wurden genöthigt eine Kronsteuer zu zahlen, Viterbo und Rom, jedes 50,000 Gulden. Da sah man ja deutlich, daß weder Ludwig der rechte Kaiser, noch Peter Rainalucci der rechte Papst sey; die Stimmen der Gegenpar-

tei wurden immer lauter. Jakob Colonna, Stefano's Sohn, verkündigte laut das den meisten Einwohnern noch unbekannte Banndekret und schlug es öffentlich an den Kirchthüren an. Da beschloß Ludwig ohne längeren Aufschub so bald als möglich abzureisen. Dieß geschah (4. Aug.) unter dem Vorwand einer Jagd, aber der Abzug des ganzen kaiserlichen Hofes, aller Kriegsleute, endlich auch des Papstes Nikolaus, der sich in Rom nicht mehr sicher wußte, und seiner Cardinäle, sagte den Römern wohl wie sie es zu nehmen hätten. Laute Verwünschungen, Schimpfreden, sogar Steinwürfe verfolgten die Abziehenden, und schon vier Tage nachher zog der Cardinallegat mit den Neapolitanern in Rom ein. Alle Erinnerung an Ludwig's Aufenthalt wurde vernichtet und sogar die Leichen der in Rom gestorbenen Deutschen aus ihren Gräbern gerissen und in die Tiber geschleift.

Des Kaisers längerer Aufenthalt in Italien ist nun, da er rathlos nur nach jedem Mittel greift sich zu erhalten, ein trauriger Anblick. Gegen die Familie des seitdem (3. Sept.) verstorbenen Castruccio, der mit Verrath umgegangen war, oder vielmehr, der von der Kaiserschaft des deutschen Fremdlings nur zu seinem eigenen Besten Vortheil zu ziehen gesucht hatte, verfuhr er mit Strenge, zog ihr Vermögen ein, setzte Pisa wieder in Freiheit, wollte hier wo er den Winter zubrachte das Possenspiel mit seinem Papst Nikolaus weiter treiben, war nicht im Stande sein Kriegsvolk zu bezahlen, konnte daher keine Ordnung mehr unter ihnen halten, und verließ endlich (1329 März) Pisa wie Rom, nur daß er den Pisanern den Papst hinterließ. Nun ging es auf Mailand, welches Azzo Visconti ihm nicht öffnete und auch den Bürgern von Monza den Rath gab, ein Gleiches zu thun. Ludwig belagerte Mailand einige Wochen, stand aber gegen eine Summe Geld davon ab und ging (19. Juni) nach Pavia. Hier blieb er bis zu seiner Rückkehr nach Bayern. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß an diesem nicht allmählig sondern plötzlich eintretenden Mißgeschick, das wenn man nicht andere Beweise hätte, beinahe das Resultat von gänzlicher Unfähigkeit und Untauglichkeit scheinen würde, nicht nur die Widerspenstigkeit der schlecht besoldeten Truppen, sondern auch Untreue und böser Wille in des Kaisers nächster Umgebung Schuld gewesen sey. Ludwig's eigener Neffe, der Pfalzgraf Ruprecht, fiel von ihm ab und ließ sich mit dem Papst in Unterhandlungen ein. Der Grund der Unzufriedenheit lag wohl darin, daß Ludwig immer noch das Erbe seines Bruders ver-

waltete, während die Söhne schon erwachsen waren. Er beschwichtigte sie jedoch durch den berühmten (4. Aug. abgeschlossenen) Hausvertrag zu Pavia, durch den die Söhne und Enkel seines Bruders die Rheinpfalz und denjenigen Theil vom Nordgau, der den Namen der Oberpfalz bekam, erhielten, in der Kurwürde mit Bayern abwechselten, und beim Absterben der einen Linie die andere sie beerben sollte. Ludwig hielt sich hierauf noch bis in den December in Oberitalien auf, machte den Azzo Visconti wieder zum Statthalter von Mailand, und kehrte dann über Trient wieder nach München zurück, wo er etwa drei Wochen nach dem Tode (1330 Jan. 20.) seines ehemaligen Mitkönigs Friedrich eintraf.

Diese Schattenseite des italienischen Zuges war aber nicht nachtheilig für Ludwig's Ansehen in Deutschland. Ob von einem Papst, oder von einem Volkshauptmann gekrönt, das wurde hier nicht so genau untersucht; hier hatte Ludwig durch seinen Römerzug Alles erreicht, was er gewollt hatte. Die Opposition der Oesterreicher hörte auf mit Friedrich's Tod oder ermattete doch und versenkte sich so in andere Interessen, daß sie nicht in Betracht kam; durch den Vertrag mit seinen Neffen war Ludwig von dieser Seite gesichert und nicht ohne Mittel; an seiner eigenen Rechtgläubigkeit hatte kein Mensch in Deutschland auch nur den mindesten Zweifel. Der einzige gefährliche Gegner war der unruhige und unzuverlässige Johann von Böhmen, der sich von Ludwig das Reichsvikariat in Italien übergeben ließ und hier den Verdacht im Trüben fischen zu wollen auf sich lud, aber da er den Italienern nicht schlau genug war, nichts ausrichtete, und froh seyn durfte wohlbehalten wieder nach Deutschland zu kommen. Obgleich er schon oft dem Kaiser Beweise von seiner Unzuverlässigkeit gegeben hatte, so war er doch der einzige, durch den Ludwig seinen sehnlichsten Wunsch, mit der Kirche wieder ausgesöhnt zu werden, zu erreichen hoffte. Sein stäter Verkehr mit Avignon ließ den Kaiser hoffen, daß Johann, an den er sich nun wieder wendete, da Peter Rainalucci sich demselben hatte gefangen geben müssen und in Avignon als Gefangener festgehalten wurde, auf die Verwendung des Böhmenkönigs am ersten eingehen würde. Aber der Papst beharrte unerschütterlich auf seiner anfangs schon gestellten Forderung, daß Ludwig die Krone niederlegen müsse, wenn er erwarten wolle, daß seine Bitte gehört werde. Auch hierzu verstand sich endlich der geängstete Kaiser, indem er mit seinem Vetter Heinrich von Niederbayern einen geheimgehaltenen Vertrag abschloß,

daß Ludwig ihm die Krone abtreten, Heinrich sie für seine Lebenszeit behalten, aber wieder Ludwig's Kindern zurückgeben sollte. Nun erst, zum ersten Mal seit der Excommunication, schrieb der Papst (1334) wieder an ihn, betitelte ihn zwar nur mit Magnificenz, sprach aber seine Freude aus, daß Ludwig den Sauerteig der Ketzerei und der Bosheit aus seinem Gemüthe geworfen habe, und sich mit der römischen Kirche wieder vereinigen wolle; er schicke ihm daher zwei Gesandte, denen er das Nähere mittheilen möge. Allein diese große Freude wurde zu nichte. Weder der Papst noch der Herzog Heinrich hatten die Sache so geheim gehalten, wie es nöthig war, und sowohl in Deutschland als in Italien war man mit diesem Entschlusse gar nicht zufrieden. Die deutschen Fürsten wollten sich nicht ihres Wahlrechtes berauben lassen, und die Italiener wollten nichts mit dem König Johann, der Heinrich's Schwiegervater war, zu thun haben. Ludwig sah sich daher genöthigt, das Gerücht officiel zu widerlegen und zu erklären, daß er nie im Ernste daran gedacht habe, dem Herzog Heinrich die Krone abzutreten. Natürlich ward der Bruch mit dem Papste nun erneuert und verstärkt.

Der alte, neunzigjährige Papst gerieth um diese Zeit selbst in eine Verlegenheit, aus der ihn zu rechter Zeit der Tod errettete. Außer seiner abweichenden Ansicht über die Armuth Christi und der Apostel war er auch mit einer andern Behauptung aufgetreten, die noch mehr Aergerniß gab. Er behauptete nämlich, daß die Seelen der Gestorbenen erst am Tage des Gerichts, wenn sie wieder mit ihren Leibern vereinigt seyen, zur Anschauung Gottes gelangen können, während die übrige Christenheit annahm, daß sie schon nach der Reinigung durch das Fegfeuer dazu gelangen. Diese Verschiedenheit hatte solche Unzufriedenheit erregt, daß man mit nichts Geringerem als einer allgemeinen Kirchenversammlung umging, um den alten Papst anzuklagen und zu verurtheilen. Die Minoriten waren besonders eifrig, Erzbischof Balduin von Trier, dem der Papst die zugleich ihm ertheilte Mainzer Erzbisthumswürde versagt hatte, betrieb die Sache ebenfalls, und es war schon die Rede von dem Ort des Concils, als Papst Johann XXII., 90 Jahre alt, der reichste Mann seiner Zeit, mit Hinterlassung eines Vermögens von 25 Millionen Goldgulden (1334 Dec. 4.) zu Avignon starb. Der Cardinal Jakob Novelli von Toulouse gebürtig wurde schon nach 16 Tagen gewählt und nahm den Namen Benedikt XII. an.

Die milde und ehrenwerthe Gesinnung des neuen Papstes, der mit dem ernstlichen Vorsatz Ruhe und Friede in der Christenheit herzustellen und sich selbst von der avignonensischen Abhängigkeit wieder nach Rom zu begeben, seine Würde übernommen hatte, schien dem Kaiser die sicherste Bürgschaft für die endliche Gewährung seiner Bitte zu seyn. Auch erhielten die vom Kaiser mit sehr ausgedehnten Vollmachten nach Avignon gesendeten Herren eine so günstige Aufnahme, daß alle Schwierigkeiten, zumal Ludwig's Willfährigkeit nichts zu wünschen übrig ließ, gehoben zu seyn schienen, als der Widerspruch der französischen Cardinäle, und die von Paris und Neapel herbeikommenden Abgeordneten den Papst trotz seines besten Willens nöthigten, davon abzustehen. Damals war gerade auch Ludwig mit Johann von Böhmen, mit Polen und Ungarn, in Krieg, und Johann unterließ nicht auch die Kräfte und Hülfsmittel Ludwig's als sehr gering und unbedeutend hinzustellen. Wie aber der Krieg zu Ludwig's Vortheil geendigt hatte, und er abermals, mehr sogar als der Papst wünschte, versprach, stellten sich ihm abermals die französischen Cardinäle auf Verlangen des Königs Philipp entgegen. Dieser hoffte nämlich die römische Krone bei diesem Zustande der Dinge doch noch einmal für sich zu bekommen, und daß Ludwig es gewagt hatte, sich mit England gegen ihn zu verbinden, machte ihn doppelt erbittert auf den deutschen Kaiser. Obgleich daher alle denkbare Bedingungen erfüllt waren, erhielten die Gesandten die Lossprechung doch nicht, und Benedikt entließ sie mit der leeren Ausrede, Ludwig sey wegen Mangel der Buße noch nicht genügend vorbereitet zur Lossprechung: doch sollen sie nur in einigen Monaten wiederkommen, vielleicht würde sich das Geschäft dann mit besserem Erfolg fortsetzen lassen. Unter diesen Umständen hielt es Ludwig für das Beste, sich an sein eignes Volk zu wenden und demselben den Thatbestand vorzulegen. Der Erzbischof Heinrich von Mainz trug auf einem Convent zu Speier (1338 Frühl.) den geistlichen Fürsten die Sache vor und der Kaiser erzählte selbst, wie seinen Bemühungen um Aussöhnung Frankreich und Neapel stets im Wege gestanden seyen. Hierauf wurde von der Versammlung an den Papst eine Botschaft gesendet mit der Bitte den Kaiser wieder in den Schooß der Kirche aufzunehmen. Allein Benedikt wagte es nicht, antwortete schriftlich, daß Ludwig von vielen Fürsten und Königen immer noch für einen Ketzer gehalten würde, was erst näher untersucht werden müßte; heimlich aber gab er den Gesandten beim Abschied zu ver-

stehen, daß er so handeln müsse, weil Philipp ihm habe drohen lassen, daß er ihn ärger als sein Vorfahr den Bonifacius VIII. behandeln werde. Als diese Botschaft nach Deutschland kam, ward Allen klar, was die Schuld an der bisherigen Verwirrung sey. Ludwig schrieb sofort einen Reichstag erst nach Köln dann nach Frankfurt (1338 Sommer) aus, auf dem er selbst den Fürsten alle seine Bemühungen darlegte, zum Beweis seiner Rechtgläubigkeit das Vaterunser, den englischen Gruß, und den Glauben, hersagte, und sie zu einer Erklärung aufforderte, wie die päpstlichen Verbote und Interdikte gegen ihn ferner anzusehen seyen. Die Stände antworteten einmüthig: der Kaiser habe allen Forderungen ein Genüge gethan; alle gegen ihn erlassenen Prozesse seyen ungültig; widerspenstige Geistliche seyen als öffentliche Ruhestörer zu behandeln; den Kurfürsten aber sey anheim zu stellen, was sie in Betreff der päpstlichen Behauptung, ohne päpstliche Bestätigung sey keine Wahl gültig, zu thun für gut befänden. Da begaben sich sämmtliche Kurfürsten, nur Johann von Böhmen der nicht zugegen war ausgenommen, nach Rense, und faßten hier, nachdem sie sich (15. Juli) untereinander eidlich verbunden hatten, dem römischen Reiche, als dem Regiment und Schutz der ganzen Christenheit, stets und gegen Jedermann, ohne Ausnahme, beizustehen, den Beschluß, daß derjenige, welcher bei Erledigung des Reichs von den Kurfürsten einstimmig oder von der Mehrheit gewählt würde, als römischer König von allen gehalten werden sollte; und daß er weder die Benennung noch die Genehmigung, Bestätigung, oder das Ansehen des apostolischen Stuhls zur Verwaltung des Reichs und Annahme des königlichen Titels nöthig habe, sondern von Rechts und Gerechtigkeits wegen auch ohne die Gunst des Papsts zur Regierung befugt sey. Dieser unter dem Namen des **ersten Kurvereins** gefaßte Beschluß wurde dann (8. Aug. 1338) von dem Kaiser und den übrigen Fürsten zu einem eigenen Reichsgesetz erhoben und diese Befreiung des römischen Reichs von der päpstlichen Abhängigkeit durch einen würdigen und mannhaften Entschluß der Fürsten ist das wichtige aus dem Streit Ludwig's mit dem Papste hervorgegangene Resultat.

XXIII. Städtebewegungen. Karl IV. Die goldene Bulle.

Spaltung im Reiche. Die Gewerbe gegen die Geschlechter. 1) Augsburg. 2) Speier. 3) Straßburg. 4) Regensburg. 5) Zürich. Bern gegen den Adel. Adel und Bürger in Florenz. Herzog Walter von Athen. Vernichtung des Adels in Florenz. Ludwig und die Kirche. Wahl Karl's von Mähren. Cola Rienzi, Tribun von Rom. Kaiser Ludwig stirbt. Karl von Böhmen. Versuche des baurischen Hauses. Der falsche Waldemar. Aufruhr in Nürnberg. Günther von Schwarzburg. Ende des Aufruhrs in Nürnberg. Pest, Flagellanten, Judenmord. Reichskrieg gegen Zürich. Karl's Römerzug. Die goldene Bulle.

In der Erklärung des Kurvereins von Rense lag ein wichtiger Gedanke, der auf alle menschliche Dinge Einfluß zu haben nicht unterlassen konnte; es war ziemlich unverhüllt ausgesprochen, daß weltliche Dinge auf weltliche Weise geordnet werden müssen, und daß die bisher vom Papst ausgeübte Usurpation ihr Ende erreicht habe. Das Reich hatte sich von seiner Abhängigkeit losgerissen und wollte nun seinen eigenen Weg gehen. Wie das geschah wird die Folge lehren; daß aber ein ähnliches Streben nach unabhängiger, selbstständiger Individualisirung im Reiche selbst hervortrat, zieht nun zunächst die Betrachtung auf sich. Das Reich, dieses Gemisch römischen Kaiserthums und germanischen Lehenstaats, hatte in seinem Schooße die auf der Grundlage merkantilischer und technischer Interessen großgewordenen Städte aufgenommen, die dem kriegerischen Lehensadel sowohl als den nach landesherrlicher Gewalt trachtenden Fürsten theils im Wege standen, theils eine erwünschte Beute schienen und die nun ein wesentliches Moment des Reiches, man möchte fast sagen das Reich selbst, wurden. In keinem andern Lande als im Reiche deutscher Nation konnten die Städte eine so eigenthümliche Stellung erlangen; denn die italienischen Städte arbeiteten sich zu rein republikanischer Selbstständigkeit durch, wie Venedig, Genua, obgleich mit stärkerer oder schwächerer Festhaltung aristokratischer Verfassung, oder fielen einem Herrn anheim, wie Mailand den Visconti, Florenz endlich den Medici; in Frankreich und England blieben die Städte, wie ansehnlich auch ihre Privilegien seyn mochten,

doch dem Willen des Königs in einer weit größern Ausdehnung unterthan als die deutschen dem Kaiser; auch in der Halbinsel konnten die den castilischen und aragonesischen Städten gewährten Rechte nur als ein transitorischer Zustand angesehen werden, zu dem noch die Noth auswärtiger Kriege zwang; aber die von den Städten in dem Mittelalter erworbene Stellung erhielt sich weit über dasselbe hinaus, und selbst die Gegenwart der neuesten Zeit sieht, wenn man auch nicht einmal nach der vom Mutterlande losgerissenen Eidgenossenschaft hinüberblicken will, noch einige Reste jenes wunderbaren, aus allen Elementen zusammengesetzten Gebäudes, in welchem Kaiser, Fürsten weltlichen und geistlichen Standes, Adel, Ritterorden und Mönchsorden, endlich Städte, und hie und da selbst einzelne freie Landleute, zu einem den Domen jener Zeit gleichen Ganzen vereinigt waren.

Nachdem in dem Interregnum sich die städtische Verfassung entwickelt hatte und im Ganzen darauf hinauslief, daß die innere Verwaltung einem von gewissen bevorzugten **Geschlechtern** ausschließlich gewählten Rath überlassen blieb, die eigentliche Rechtspflege von einem kaiserlichen Beamten, der hie und da Schultheiß genannt und gewöhnlich aus den Ministerialen, dem Reichsdienstadel, genommen wurde, besorgt, die übrigen kaiserlichen Rechte, Münze, Zoll, u. s. w. aber an einzelne Geschlechter oder die Stadt selbst pfandweise übergegangen waren, so daß sich der König oder Kaiser mit der ihm jährlich insgesammt gezahlten Steuer begnügte, welche zu bestreiten der Rath den Bürgern wiederum eine Steuer, hie und da Losung genannt, auflegte, so trat mit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts auch das Element des niedern Volkes, der **Handwerker**, mit seinen Ansprüchen auf Vertretung bei der Verwaltung der Stadt hervor und veranlaßte in allen bedeutenden Städten heftige Kämpfe, die nicht ohne Wirkung auf die gesammte Lage des Reichs blieben. Der Ausgang derselben war natürlich sehr verschieden, doch erlangte im Allgemeinen das demokratische Element des Handwerkerstandes einen größern Sieg als die aristokratische Partei. Die letztere, bestehend aus Adel und schöffenbaren, ritterbürtigen Freien, wie in Zürich, in Straßburg, oder blos aus letzteren, wie in Nürnberg, suchte die alleinige Verwaltung der Städte zu behaupten, die Handwerker, welche in Zünfte vereinigt ebenfalls ihrer Kraft bewußt waren, sie ihnen entweder ganz zu entreißen oder doch zur Theilung zu zwingen. So war in **Augsburg** schon 1303 durch den selbst den Geschlechtern

angehörenden Sibot Stolzhirsch aus egoistischen Absichten der Versuch gemacht worden, die Alleinherrschaft der Geschlechter zu stürzen und dafür ein zünftisches Regiment einzuführen; der Rath hatte aber rechtzeitig davon Nachricht bekommen und den Versuch im ersten Entstehen unterdrückt, so daß erst später (1368) eine Regimentsänderung zu Stande kam. In Speier traf (1304) der Adel und die Geschlechter, welche zusammen die alten Bürger bildeten, auch häufig Münzer und Hausgenossen genannt werden, mit den ihnen entgegenstehenden Zünften, die ihre Freibürgerschaft bis auf das von Heinrich V. (1111) ihnen ertheilte Privilegium zurückführten, über die künftige Besetzung des Raths einen gütlichen Vergleich, so daß der Rath von nun an durch dreizehn Handwerker, eilf Hausgenossen und sonstige ehrbare Bürger, besetzt werden sollte. Allein diese Ordnung wurde nicht gehalten, die Geschlechter hatten über die Zünfte eben so gut Klagen zu führen, als diese über jene, und wollten sich endlich des Uebermuths derselben durch einen Gewaltstreich entledigen, und (1327 Okt. 23.) mit Hülfe des benachbarten Adels die Stadt überfallen, was aber mißlang. Hierauf entschied ein aus den Städten Mainz, Straßburg, Worms, Frankfurt, Oppenheim, aufgerufenes Schiedsgericht die Sache zu gütlicher Beilegung und zu Besetzung des Raths zu gleichen Theilen, worauf endlich die Hausgenossen (1349) ihr Recht, den halben Rath zu besetzen, aufgaben und als fünfzehnte Zunft sich den übrigen vierzehn Zünften anschlossen. Hier hatten die Zünfte einen völligen Sieg erfochten. In Straßburg begann die erste Opposition der Handwerker gegen die Geschlechter, als sie (1308) gegen den Schultheißen Klaus Zorn, der ihnen nach ihrer Meinung viel Verdruß gethan hatte, auszogen, aber geschlagen und ihre Hauptanführer in die Acht verurtheilt wurden. Nun bestand die Gewalt der Edeln so unerschüttert, daß kein Handwerker, der einem Edlen etwas gearbeitet hatte, anders zu seinem Gelde gelangen konnte, als indem er sich in den Dienst eines andern Edlen begab, dem er dann diente, wie der Bauer auf dem Dorfe seinem Herrn. Nur ausnahmsweise gab es auch einige, die ordentlich bezahlten und Keinem Gewalt anthaten. Da geschah es, daß — ganz wie in Florenz — die von Mülnheim und die Zorne, zwei Geschlechter, bei einem Tanz (1332) hart aneinander geriethen, von jenen zwei, von diesen sieben erschlagen wurden, worauf sich, da beide Parteien sich durch ihren Anhang auf dem Lande zu stärken suchten, Alles zu einem höchst bedenklichen Bürgerkrieg anließ. Da gingen

nun die ehrbaren Bürger und die Handwerksleute zu dem damaligen Städtemeister, und zu den andern, an welchen die Gewalt stund, sagten ihnen ihre Besorgniß und baten sie, einstweilen bis sie wieder mit einander versöhnet wären, ihnen die Schlüssel, Siegel, und Banner zu geben. Nun setzten die Bürger und Handwerksleute einen neuen Rath ein, in welchen, abweichend von der bisherigen Weise, Rathmannen aus ehrbaren Bürgern ohne Unterschied gewählt wurden. An der Spitze des neuen Rathes standen wie beim alten Rath vier Meister und ein Handwerkmeister, dieser als Haupt der Gewerke, und sein Eid sollte allen andern Eiden vorangehen. Durch mehrere zweckmäßige Einrichtungen, zu welchen besonders gehört, daß die vorher nicht zünftigen Gewerbe der Schiffleute, Kornkäufer, Seiler, Wagner, Kürschner u. a. zünftig, d. h. zu Handwerkern, gemacht wurden, erhielten sie die Ruhe der Stadt, untersuchten demnächst die Streitigkeiten der beiden Parteien, von denen viele der Stadt verwiesen wurden, und befestigten durch den Brief, nach dem alle Jahr geschworen werden sollte, im folgenden Jahr die neue Ordnung. Die Zahl der Meister wurde zwar wiederholt geändert, und einzelne gewaltige Tumulte brachen trotz aller wohlgemeinten Maaßregeln selbst unter der Volkspartei aus, doch neigte sich im Allgemeinen der größere Einfluß auf die Handwerker, die den Rath mit achtundzwanzig Mitgliedern besetzten, während die ehrbaren Bürger siebzehn, der Adel eilf Rathmannen stellte. Das Resultat war, daß nach vielen verübten Gewaltthätigkeiten, für welche nach Gebühr zu Recht zu stehen er sich weigerte, der Adel (1419) förmlich aus der Stadt entwich, und nun auf eine günstige Gelegenheit lauerte, seinen Haß gegen die Stadt zu kühlen. Eine solche schien sich bei dem Einfall der Armagnaken darzubieten. — Auch in Regensburg fiel eine Regimentsveränderung vor, die in ihrem ersten Anfang und letzten Ausgang zwar nicht vollkommen klar, übrigens aber ein recht deutlicher Beweis ist, welch ganz verschiedene Motive bei diesen in ihrem Resultat scheinbar so gleichen Ereignissen zum Grunde lagen. Hier waren die Einwohner ebenfalls theils Adel, theils dem Adel zunächststehende, schöffenbar freie Bürger, theils Handwerker, deren vornehmste Zunft die Kaufleute waren. Der jährlich gewählte Rath bestand aus sechzehn Rathmannen, denen ein ebenfalls auf Jahresfrist gewählter und wieder wählbarer Bürgermeister vorstand, einer der Rathmannen war Hansgraf oder Vorsteher der Kaufleute. Im Februar 1330 erhub sich es ist unbekannt wodurch gegen die Familie

Konrad des Prunhofers eines angesehenen Bürgers, der damals im Rathe war, ein gewaltiger Auflauf von Seiten der Bürger und insbesondere der Handelsleute. Nun verbanden sich eine große Anzahl der angesehensten Bürger, an ihrer Spitze das reiche und mächtige Geschlecht der Auer, die seit einigen Jahren mit der Stadt nicht in gutem Vernehmen standen, um des gemeinen Besten willen vom Rath eine Rechnung zu fordern über der Stadt Gut, und verschrieben und verbanden sich mit allen Handwerken, es gehe wie es wolle bei einander zu bleiben und einander gegenseitig zu schirmen. Bald darauf als noch mehr Bürger dem Bund beigetreten waren, wurde außer andern die Einigkeit des Bunds zu erhalten bestimmten Artikeln namentlich auch ein von fünf Männern jährlich aus ihrer Mitte zu ernennendes Gericht festgesetzt, welchem sich alle Bundesgenossen unterwerfen und im nöthigen Fall von den übrigen Verbündeten mit Gewalt dazu angehalten werden sollten. Und es währte nicht lange, so wurde beschlossen, daß dieses Fünfergericht alle Feindschaft und allen Auflauf in der Stadt niederlegen sollte. Hiermit war der alte Rath völlig gestürzt, der Burgermeister Perthold Ergolspeck mußte Friedrich dem Auer von Prennberg weichen, und die Familie der Auer, die Kaufleute, und die Handwerker befanden sich nun im Besitze aller Gewalt. Die anfangs nur auf kurze Zeit beschlossene Verbindung wurde (1331) erneuert, man wirkte die kaiserliche Genehmigung der neuen Ordnung aus, und die bisherigen Gegner unter den Rathsmitgliedern und Edlen wurden so eingeschüchtert, daß sie sich alle der neuen Ordnung anschlossen, Friedrich Auer aber auch in den nächsten Jahren in seiner Burgermeisterwürde bestätigt wurde und mit immer größerer Gewalt herrschte. Nun, aber zu spät, sah die Gemeine, daß sie nur dem Ehrgeiz eines Einzigen zum Werkzeug gedient habe, und die Unzufriedenheit der Kaufleute und Handwerker, genährt von der Geistlichkeit, sprach sich immer lauter aus. Zwar ergriff der Rath kräftige Maaßregeln, um die Ruhe zu erhalten, während er zugleich den Unzufriedenen Zugeständnisse machte, so daß Gleichheit der Rechtspflege zugesichert, der Antrag auf Beschränkung des Burgermeisteramtes auf drei Jahre gemacht, über die Schatzsteuer (oder Losung) und deren Verwaltung Rechnung abgelegt wurde; allein der Unwille des Volkes ließ sich durch nichts mehr begütigen, die Auer entwichen (1334), um nicht ein Opfer der Volkswuth zu werden, aus der Stadt auf ihre ansehnlichen Besitzungen im Nordgau, von wo aus sie der Stadt noch lange fort Leides ge-

nug zufügten, das Regiment Regensburgs aber wurde durchaus zunftgenössisch, nur der Burgermeister war in der Regel von Adel, mußte aber, nach einem (1334) ausdrücklich gegebenen Gesetz, schlechterdings ein Fremder seyn. Während hier die Zünfte völlig gesiegt hatten, erlangten sie (1332) in Mainz wenigstens gleichen Antheil mit den Geschlechtern, indem sie dem bisherigen Rath zweiundzwanzig aus ihrer Mitte beigesellten, die als neuer Rath dem alten zur Seite standen. Sehr merkwürdig war auch die Regimentsveränderung in Zürich, welche zwar hauptsächlich durch den hochstehenden und hochstrebenden, und von eigensüchtigen Planen wenigstens gegen das Ende seines Lebens nicht freizusprechenden Rudolf Brun durchgeführt worden ist, aber auch ohne ihn durch den Gegensatz der reich und mächtig gewordenen Handwerker gegen die allein zum Regiment bevorrechteten Geschlechter oder Konstafler würde ins Leben getreten seyn. Der bisherige Rath bestand aus zwölf Rittern und vierundzwanzig Bürgern, welche in drei Rotten getheilt das Stadtregiment führten. Da wurde (1336) durch Rudolf Brun, der selbst einem bevorzugten Geschlechte angehörte und die Ritterwürde besaß, die Verfassung, nach einem vorhergegangenen Auflauf, dahin geändert, daß der Rath fortan aus sechs Rittern oder Edeln, sieben ehrbaren Bürgern aus den Konstaflern, und dreizehn Handwerkern, je aus den dreizehn Zünften zusammengesetzt, an seiner Spitze aber Rudolf Brun selbst als lebenslänglicher Bürgermeister mit fast unumschränkter Gewalt ernannt wurde. Auch hier hatte dieser Sieg des demokratischen Princips eine Reaktion der Aristokratie zur Folge, die unzufriedenen und ausgetriebenen Geschlechter suchten durch Beistand des benachbarten Adels, besonders des Grafen Johann von Habsburg, die neue Ordnung der Dinge umzustoßen, und als sie das in der sogenannten Mordnacht (1350) versucht hatten, aber theils erschlagen theils gefangen worden waren, trat Zürich (1351) dem Bund der Eidgenossen bei, welchem (1332) auch Lucern, eine habsburgische Stadt, die von den Herzogen mit harter Verwaltung bedrückt wurde, mit ausdrücklichem Vorbehalt der den Fürsten schuldigen Rechte, sich angeschlossen und einer ebenfalls von dem Adel ihr zugedachten Mordnacht, welche die Stadt ganz dem Hause Habsburg überliefern sollte, glücklich vorgebeugt hatte. So wurde aber überall der Gegensatz zwischen Adel und Bürgerstand schärfer und stärker hervorgestellt und es mußte früher oder später zu einem größern, umfassenderen, Kampfe kommen. Was nun hier der Kaiser als Genehmigung aussprach, dort als Verbot auf-

stellte, hatte nur dann Gültigkeit, wenn es von denen, die es betraf, anerkannt und befolgt wurde; eigenes Gewicht besaß das Gebot des Kaisers eben so wenig mehr als das des Papstes. Als die Stadt Bern im Uechtland, welche sich ebenfalls durch Ankauf von Reichspfandschaften (Laupen, Hasli, und in der Stadt selbst Zoll und Kowertschensteuer) im Innern und nach Außen unabhängig gemacht hatte, mit dem Kaiser, theils weil er im Bann war, theils weil sie die schlechte vom Grafen von Kiburg in des Kaisers Namen geschlagene Münze nicht nehmen wollte, zerfallen war; da sammelte sich der Adel von ganz Burgund, der kaiserliche Vogt Graf Gerhard von Valangin an der Spitze, zum Zuge gegen Bern. An siebenhundert Herren mit gekrönten Helmen, zwölfhundert vollrüstige Ritter, bei dreitausend Mann zu Pferd, und über fünfzehntausend Mann zu Fuß sammelten sich gegen Bern, das nur von den Waldstätten neunhundert und von Solothurn achtzig Mann zu Hülfe erhielt. Dennoch erfocht mit dem nur gegen sechstausend Mann starken bernischen Heer Rudolf von Erlach, dem das Vertrauen der Berner den Oberbefehl gegeben hatte, den großen Sieg bei Laupen (1339 Juni 21.), durch den Bern gegen den Adel gesichert ward. Seine und der Städte Zug und Glarus geschlossene Verbindung mit den Eidgenossen erzeugte den ersten Krieg, durch welchen das Reich solch gefährliches Aufkommen demokratischer Gewalt dämpfen wollte.

Am deutlichsten war dieser Zwiespalt des Adels und des Bürgerthums in Florenz zum Vorschein gekommen. Nachdem Heinrich's VII. und Ludwig's des Bayern Römerzüge ohne Nachtheil für die Welfen vorübergegangen waren, war, da auch die Macht des Castruccio mit seinem Tode vorüber war, in Italien einige Jahre lang Ruhe, außer in der Lombardei und wegen Lucca. In diese Zeit fällt auch die Errichtung mehrerer Gebäude in Florenz, z. B. des Thurms an St. Reparata, nach der Angabe des Giotto. Die einem Bardi und einem Frescobaldi aber aufgelegten schweren Geldbußen, überhaupt das willkürliche und von dem Zeitgenossen Villani selbst als schlecht bezeichnete Regiment, das der Bürgerstand ausübte, veranlaßte die beiden Familien zu einer Verschwörung um (1340 Nov. 2.) die Häupter der Regierung zu morden und den Staat anders einzurichten. Aber der Schwager des Messere Andrea de' Bardi, dem dieser den Plan mitgetheilt hatte, verrieth die Sache an die Prioren, welche sogleich Sturm läuten und das Volk unter die Waffen rufen ließen. Die Verschwornen, welche nun sich verloren glaubten, waren

entschlossen sich in ihren Häusern zu wehren, aber der Podesta, Messere Maffeo da Ponte Caradi, ein gescheidter und entschlossener Mann, begab sich mit eigener Lebensgefahr zu ihnen und stellte ihnen ihre verzweifelte Lage vor, und führte sie in der Nacht unter sicherem Geleit ohne Blutvergießen aus der Stadt. Die Häupter der Ausgewichenen, meist Bardi und Frescobaldi, wurden verbannt, ihre Paläste und Güter in der Stadt und auf dem Lande niedergerissen, jedoch einzelne Burgen ihnen förmlich abgekauft, und außer einer bessern Bewaffnung des Volks auch beschlossen, daß kein Bürger in einer Entfernung von weniger als zwanzig Miglien ein Schloß erwerben oder besitzen dürfe. Schiatta Frescobaldi, der über Jahr und Tag darauf sich erwischen ließ, wurde geköpft. Als nun nach einem erst mit Mastino della Scala (1341) dann mit Pisa unglücklich geführten Krieg, die Stadt sich an den König Robert wandte, dieser aber keinen seiner Enkel oder Neffen senden konnte, so berief man den Herzog Walter von Athen, einen Franzosen, Grafen von Brienne, zum Capitan und Conservator des Volkes, der mit dem Juni 1342 sein neues Amt antrat, und sich bald durch die Bestimmung des Adels, der durch ihn wieder zum Regiment zu kommen hoffte, aber auch des Volks, das mit der früheren schlechten Verwaltung unzufrieden war, am 8. September die Signoria auf Lebenszeit übertragen ließ. Die Prioren mußten ihren Palast verlassen und sich in ein Privathaus begeben, die Bürger wurden entwaffnet, viele Gefangene in Freiheit gesetzt, die Verbannten zurückgerufen. Der Bischof von Florenz pries den neuen Herrn dem Volk in seiner Predigt an, und wie das Glück des Herzogs so plötzlich und so unbegreiflich wuchs, daß auch Arezzo und Pistoja ihn als Signor anerkannten, deßgleichen andere Orte, da kamen eine Menge Franzosen und Burgunder theils aus der Heimath, theils aus Italien, wo sie in Sold standen, zu ihm, sein Glück mit ihm zu theilen. Aber wohl sagte König Philipp von Frankreich: der Pilgrim habe sich eine schlimme Herberge gesucht, und König Robert machte ihn in einem Brief ausdrücklich auf die Zwietracht der Bürger aufmerksam, der allein er sein Glück verdanke, und gab ihm zweckmäßige Rathschläge. Der eitle, habsüchtige, übermüthige Franzose ließ sich nicht warnen. Statt die Florentiner für die von Pisa erlittene Niederlage zu rächen, schloß er mit den Pisanern in der Art Friede, daß Lucca, der Zankapfel zwischen beiden, vor der Hand auf fünfzehn Jahre in den Händen von ihnen blieb; anstatt das Volk ganz zu unterdrücken, wie

reichen Erfindungen die Bürger zu quälen, und Cerretieri Bisdomini, um an ihnen Gerechtigkeit zu üben, ausgeliefert würden. Der Herzog aber wollte nichts davon hören. Da sammelten sich endlich die im Palast eingeschlossenen Burgunder und erklärten dem Herzog, ehe sie vor Hunger oder durch Martern umkommen möchten, würden sie lieber ihn selbst, geschweige denn die drei dem Volke ausliefern, und wie der Herzog diesen Ernst sah, gab er nach und so stießen denn Freitags den 1. August die Burgunder den sogenannten Conservator der Tyrannei und seinen Sohn aus dem Palast hinaus in die Hände des wüthenden Volkes, das erst den Sohn, dann ihn selbst in Stücke zerriß, diese auf Spießen und Schwerdtern in der Stadt herumtrug, ja einige zerfleischten in ihrer Wuth den Leichnam mit ihren Zähnen. Doch hatte man sich dabei so ersättigt, daß es dem Cerretieri, der nicht besser war, gelang, unverletzt davon und aus der Stadt zu kommen. Darauf ergab sich am nächsten Sonntag den 3. August der Herzog selbst, lieferte den Palast dem Bischof, den Vierzehn, den Sienesen, und dem Grafen Simon aus, ohne sich irgend etwas als persönliche Sicherheit für sich und seine Leute auszubedingen, die voll Angst sogleich die Stadt verließen. Allen seinen Rechten auf die Stadt, Grafschaft, u. s. w. entsagte er förmlich, begab sich jeder Rache, und versprach, so wie er in Freiheit wäre, Genugthuung und Ausgleichung. Aus Furcht vor der Wuth des Volkes hielt er sich mit seiner Dienerschaft noch ein Paar Tage bei Freunden versteckt und zog dann am Mittwoch in der Nacht vom sechsten August durch das Thor von St. Nikolo aus der Stadt, und begab sich über Bologna, Ferrara, und Venedig, zur See nach Apulien. So war Florenz dieser französischen Zwiegherrschaft losgeworden, deren Andenken nur durch einen an St. Anna hinfort hochgehaltenen Festtag erhalten wurde. Denn alle von dem Herzog Walter gegebenen Gesetze und Ordnungen, außer die Sühnen zwischen einzelnen Bürgern, wurden aufgehoben, und ein ruhiger Zustand der Dinge trat auf wenige Wochen ein.

Dieser Kampf gegen den Tyrannen war nur ein Zwischenspiel gewesen, das die streitenden Parteien zwar zur augenblicklichen Einstellung ihres Streites vermocht, aber den tiefer wurzelnden Haß gar nicht geschwächt hatte. Denn nun trat die alte Frage wieder hervor, welchen Antheil sollte der Adel an den Aemtern und Würden der Stadt bekommen. Durch den Einfluß des Bischofs und der übrigen, welche bisher am meisten zu sagen gehabt hatten, wurde es zu-

nächst dahin entschieden, daß, nachdem statt der bisherigen Eintheilung der Stadt in sechs Sechstel sie in Viertel getheilt worden, aus jedem Viertel drei Prioren, und von diesen immer einer aus dem Adel, gewählt, und diesen ein Rath aus achten, zur Hälfte Popolanen, zur Hälfte Adel, beigegeben werden sollten. Aber der Uebermuth der Großen und der Hochmuth der Popolanen, die keinen Vornehmeren neben sich dulden wollten, vertrug sich nicht lange, und das Volk ließ durch den Bischof dem Adel den Vorschlag machen, von dem Priorat, der Signoria, freiwillig zurückzutreten, allein diese wollten nichts davon hören und die Bardi insbesondere riefen: Wir wollen sehen, wer uns unsern Theil an der Signoria nehmen, und uns aus der Stadt verjagen will, die wir dem Herzog aus den Händen gerissen haben. Die schlechte Rolle, die der Bischof erst als Verräther der Stadt an den Herzog, dann des Herzogs wieder an die Stadt, gespielt hatte, empfahl ihn nicht sonderlich zum Unterhändler. Allein das Volk griff zu den Waffen, und die adeligen Prioren mußten Montags am 22. September sofort den Palast verlassen und sich in ihre Wohnungen zurückziehen. Auch die vier adeligen Räthe mußten abdanken, und diesen Rath constituirte das Volk nun aus zwölf Popolanen, und stellte auch die Bannerhauptleute des Volks vier von jedem Quartier wieder her. Natürlich stieg nun der Zorn des Adels aufs höchste, während auch das Volk sich eines Kampfes gewärtig hielt. Da erhub schon frühe am 24. September Messere Andrea delli Strozzi einen Aufstand, um sich mit Hülfe des Popolo minuto der Signoria zu bemächtigen. Allein die Entschlossenheit des Podesta zersprengte den Haufen des zusammengelaufenen Gesindels in kurzer Zeit, Andrea selbst wurde von seinen Verwandten und Freunden aus der Stadt geschafft, und später als Rebell und Ruhestörer an seinem Vermögen gestraft und verbannt. Der Adel hatte den Tumult mit Freuden gesehen, hatte von seinen festen Orten aus ebenfalls in den Ruf eingestimmt: es lebe das geringe Volk, nieder mit den Reichen und mit den Steuern! und hatte den Zuzug der Sanesen, welche der Gemeinde zu Hülfe zogen, zu hintertreiben gesucht, während auch sie aus Pisa, aus der Lombardei und Romagna, bedeutende Hülfe erwarteten, mit der sie am Donnerstag den Kampf beginnen wollten, der für sie, die im Besitz aller Brücken waren, günstig aussah. Da brachen aber noch Nachmittags am 24. die Medici, Rondinelli, und andere Popolanen vom Quartier St. Giovanni los, und griffen die Paläste und Thürme der Cavicciuli die

zu den Adimari gehörten mit Pfeilen und Steinen an, und diese, von den andern abgeschnitten, ergaben sich, behielten ihr Leben und ihre Häuser, rissen ihre Schlagbäume nieder, und pflanzten die Banner des Volkes auf ihre Häuser. Nach diesem Kampfe, bei dem es nur einige Verwundete gegeben hatte, ging es gegen die weniger bedeutenden Donati und Cavalcanti, die ohne Widerstand dem Beispiel ihrer Freunde folgten, so daß in kurzer Zeit in den ältern fünf Distrikten (Sesti) oder den Vierteln Santa Croce, Santa Maria Novella, und San Giovanni, alle Adeligen die Waffen niedergelegt hatten. Aber jenseit des Arno im Quartier Santo Spirito lagen die Häuser der Bardi, Rossi, Frescobaldi, Mannelli, Nerli, die wohl befestigt waren, und hier waren alle Brücken besetzt. Am Ponte Vecchio und Rubaconte war der Uebergang nicht zu erzwingen, dagegen vertrieben die Popolanen von Santo Spirito selbst die Nerli, denen die Hut des Ponte alla Carraja oblag, und herüberströmte nun die Masse des Volkes und warf sich auf die Frescobaldi, die bisher mit dem Volk glücklich gekämpft hatten, nun aber von der Menge überwältigt in ihre Häuser flohen, die Arme kreuzweise über einander legten, und um Gnade flehten, die ihnen auch gewährt wurde. Wie das die Rossi sahen, ergaben sie sich gleichfalls. Nur die Bardi ließen sich durch diese Beispiele noch nicht niederschlagen, sondern setzten, da sie zahlreich, wohl bewaffnet, und vortheilhaft gestellt waren, den Kampf herzhaft fort, bis sie durch einen Anfall im Rücken zum Weichen gebracht wurden, und da es nun dem Volke auch gelang, über den Ponte Vecchio zu dringen, so wurden sie ganz zersprengt, und zur Flucht in den Borgo San Niccolo genöthigt, wo sie von den Popolanen in Schutz genommen wurden. So retteten sie ihr Leben, aber ihre Häuser und Paläste von Santa Lucia bis an den Platz des Ponte Vecchio wurden erst geplündert und dann, gegen zweiundzwanzig an der Zahl, angezündet. So endete der Kampf des Volks gegen den Adel am Mittwoch den 24. September. Es waren wohl viele verwundet worden, doch Niemand von Bedeutung dabei umgekommen. Nachdem hierauf die Verfassung wieder geordnet worden war und nun das ganze Regiment unbestreitbar den einundzwanzig Zünften gehörte, wurde von den Gesandten von Siena und Perugia und dem Grafen Simon an das Volk zwei Bitten gestellt, die harten Verordnungen, daß die Verwandten die Schuld des Uebelthäters mittragen müßten, aufzuheben, und gewisse adelige Geschlechter unter das Volk aufzunehmen. Diese wurden am 25. Okt. dahin gewährt, daß das Gesetz wodurch außer der

persönlichen Strafe des Adeligen, der sich an einem Popolanen vergriffen hätte, auch noch seine Verwandtschaft bis ins vierte Glied 3000 Lire, bis sie ihn der Gemeinde ausgeliefert hätten, bezahlen sollten, abgeschafft sey, die Manieri, Spini, Scali, Brunellecchi, Giandonati, Guidi, und andere Familien, gänzlich, andere nur zum Theil, viele sehr heruntergekommene, besonders von dem Landadel, in die Popolanen aufgenommen seyn sollten. Im Ganzen betrug ihre Zahl fünfhundert und dreißig, die aus den Reihen des Adels in die des Volks übertraten. Vielen Geschlechtern, die für das Wohl des Volks und die Freiheit der Stadt große Opfer gebracht hatten, wurde aus gewöhnlichem republikanischen Undank die Aufnahme versagt. Den andern war sie zwar gewährt, doch sollten sie für die ersten fünf Jahre von den Aemtern der Prioren, des Raths der Zwölf, der Bannerhauptleute, und der Hauptleute auf dem Lande, ausgeschlossen seyn, und wer in den ersten zehn Jahren an einem Popolanen sich absichtlich thätlich vergriffe, sollte auf immer unter die Adeligen verwiesen werden. So war die Adelskaste, einst die erste, nun die letzte geworden, sie standen an politischen Rechten einem römischen Proletarier gleich, und man darf wohl annehmen, daß auch nur ganz verrottete Geschlechter sich eine solche Stellung haben gefallen lassen.

Während nun hier ganz und gar die alte Ordnung der Dinge aufgelöst und umgestürzt wurde, hier an ein Einschreiten des Kaisers gar nicht mehr zu denken war, wurde auch der Bruch Ludwig's mit der Kirche immer unheilbarer. Durch den Renseer Kurverein war ein so wichtiger Schritt gethan worden, daß auf diese Grundlage weiter bauend schon damals das Reich sich von der Vormundschaft in der es stand losmachen konnte, wenn Ludwig nicht selbst fehlerhafte Schritte that. Aber das war sein Fall. Er hatte sich bereits durch die Leichtigkeit geschadet, mit der er vom Bündniß mit König Eduard abgegangen, sich sogar (1341) mit Frankreich gänzlich ausgesöhnt und verbündet hatte, und so als unzuverlässig und wankelmüthig gezeigt hatte. Seine Sucht sich zu bereichern hatte ihn auch veranlaßt nach dem Absterben seiner niederbayerischen Vettern (1341) ihr Land, auf das doch seine Neffen, die Fürsten von der Pfalz, gleiche Ansprüche hatten, für sich allein zu behalten, und diese dadurch schwer zu beleidigen. Am meisten aber fehlte er, als er ein Recht der Kirche, das seit Jahrhunderten nur von ihr ausgeübt worden war, für sich in Anspruch nahm, und dadurch auch der großen Menge es wahrscheinlich machte, daß er vom Papst mit

Recht als ein Häretiker gebannt sey. Margaretha mit dem Beinamen Maultasch Gräfin von Tyrol lebte mit Johann Heinrich Sohn König Johann's von Böhmen in unbefriedigter Ehe und wollte geschieden seyn. Da ließ sich Ludwig überreden, der Kaiser besitze das Dispensationsrecht so gut als der Papst, und sprach die Scheidung und die Erlaubniß zu einer neuen Ehe aus, welche Margaretha sofort (1342 Febr.) mit des Kaisers ältestem Sohn Ludwig schloß. Unglücklicherweise starb bald darauf der Papst Benedikt XII., welcher doch immer noch möglichst glimpflich gegen den Kaiser gehandelt hatte, und als sein Nachfolger wurde (7. Mai) Clemens VI. gewählt, der schon früher dem luxemburgischen Hause sehr ergeben und gegen Ludwig mit Verachtung erfüllt gewesen war. Dieser gab den Gesandten Ludwig's, welche er ihn zu begrüßen und um Lossprechung anzugehen mit Ausgang des Jahrs abgeschickt hatte, nach dreimonatlichem Warten die unerwünschte Antwort, erst nach Niederlegung der Kaiserkrone und nach Herausgabe Tyrols sey an Unterhandlungen zu denken; in einer Bulle aber (12. April) wurde über Ludwig abermals und wegen der neuen begangenen Verbrechen nur desto heftiger der Bann ausgesprochen, und ihm eine Frist von drei Monaten gesetzt, wenn er nicht in noch größere Strafen verfallen wolle. Zugleich forderte Clemens die Kurfürsten auf, sie sollten Ludwig nicht mehr für einen Kaiser halten, sondern zu einer neuen Wahl schreiten, und da der Mainzer Erzbischof Heinrich ebenfalls mit der Kirche zerfallen war, so solle Balduin von Trier die Ausschreibung eines Wahltages bestimmen. Ludwig hierüber nicht weniger erzürnt als betroffen wandte sich an Philipp von Frankreich, um durch ihn einen Zugang beim Papste zu erhalten, und es gelang ihm auch auf diesem Wege vom Papste die Form zu erhalten, unter welcher er losgesprochen werden könnte. In diesem Formular bekannte er alle ihm Schuld gegebenen Irrgläubigkeiten und Vergehungen, entschuldigte sich und bereute, was ihm vorgehalten wurde, und erklärte sich zur Buße und Strafe bereit. Er wolle den kaiserlichen Titel, welchen er auf nichtige Weise empfangen, ablegen, Kirchengüter, wenn er sie widerrechtlich besitze, zurückgeben, frühere Verfügungen als ungerecht widerrufen, Italien nicht wieder betreten. Der heilige Vater möge ihn in den Stand vor Johann's XXII. ersten Prozeß versetzen und ihm die Bestätigung als römischem König ertheilen. Endlich unterwerfe er sich mit seiner Person ganz dem Willen des Papstes. Diese Artikel unterzeichnete er am 18. Sept. 1343.

und sandte sie durch eine eigene Deputation nach Avignon. Als diese im Consistorium der Cardinäle (1344 Jan. 16.) verlesen wurden, geriethen diese und der Papst selbst in Verlegenheit, und der letztere konnte sich erst nach drei Monaten zu einer Antwort entschließen, die ihm wahrscheinlich von Frankreich und Böhmen eingegeben worden war und in einer Menge neuer Punkte bestand, welche die Rechte und Freiheiten des Reiches betrafen und natürlich von den Gesandten gar nicht beantwortet worden konnten. Unverrichteter Sache kehrten diese wieder zu Ludwig zurück, der mit Sehnsucht seiner Lossprechung entgegengesehen hatte, und diesen seinen sehnlichsten Wunsch nun wieder ganz vereitelt sah. Er legte die Forderungen des Papstes einer Reichsversammlung zu Frankfurt vor, und einstimmig erklärte diese, daß sie in die Annahme derselben nicht willigen könne, der Papst solle zu einer neuen Antwort von Seiten des Reichs aufgefordert werden. Zu Rense wurde in einer engeren Versammlung die Besprechung fortgesetzt, hieher war auch der blinde König Johann und sein Sohn Karl gekommen. Johann machte dem Kaiser über seine Ländersucht, über die unrühmliche Erwerbung von Tyrol, sein schmähliches Betteln um Lossprechung vom Kirchenbanne ernstliche Vorwürfe, er sollte sich seinen Sohn Karl, den Markgrafen von Mähren, als römischen König beigesellen lassen. Mit der Ernennung eines Gehülfen war Ludwig ganz einverstanden, da dieser Gedanke für ihn nicht fremd war, aber er brachte seinen eigenen Sohn Ludwig von Brandenburg zum Vorschlag. Da brach lauter Unwille unter den Fürsten aus; das Reich ist unter dir zu Grunde gegangen, du Bayer! wir werden keinen Bayer mehr wählen! riefen sie, und die Fürstensammlung löste sich in gänzlichem Unfrieden auf. Es brach noch im Spätherbst ein Krieg des Kaisers mit den Böhmen aus, der nach der gewöhnlichen Art der Zeit mit wüstem Plündern geführt und im nächsten Jahr (1345) durch einen Frieden beendigt wurde. Ludwig's Glück verließ ihn auch jetzt nicht. Sein Schwager Wilhelm Graf von Holland starb (1345 Sept.) ohne Kinder oder männliche Erben, und der Kaiser belehnte sofort (1346 Jan.) mit den erledigten Ländern seine Gemahlin Margaretha, die sich selbst mit ihrem neunjährigen Sohn Albrecht zur Uebernahme der Regierung dorthin verfügte und, da die Holländer schlechterdings einen ältern Sohn zum Herrn haben wollten, ihren Sohn Wilhelm kommen ließ, der um Gefahren zu entgehen als Stallknecht des Grafen von Katzenellenbogen hinter ihm reitend nach Holland reiste. Diese beiden baye-

rischen Prinzen verpflanzten den wittelsbachischen Stamm in die Niederlande.

Um diese Zeit ließ (1345 Aug. 25.) Königin Johanna von Neapel, die ihrem Vater Robert auf dem Thron gefolgt war und sich mit ihrem Vetter Andreas von Ungarn, Sohn des Königs Karl Martell, vermählt hatte, ihren Gemahl durch einen ihrer Liebhaber erdrosseln, und König Ludwig von Ungarn, Bruder des Ermordeten, forderte den Papst auf, der Mörderin den Thron abzusprechen, und schickte sich an, als der Papst nicht gleich auf dieses Verlangen einging, selbst nach Italien zu gehen und die Königin zu stürzen. Zu dieser Unternehmung lud er den Kaiser ein. Ludwig ging sogleich auf dieses Anerbieten ein und ein zweiter Römerzug ward projectirt. Nun glaubte der Papst nicht länger säumen zu dürfen, und Ludwig's Absetzung auf alle Weise betreiben zu müssen. Das Uebergewicht im Reiche hatte Ludwig in der letzten Zeit hauptsächlich dem Mainzer Erzbischof Heinrich verdankt, der über seine Bestätigung noch mit dem Papst im Streit lag; dieser wurde nun für ungültig gewählt erklärt und Gerlach Graf von Nassau an seine Stelle ernannt. Auch der Erzbischof von Köln und Herzog Rudolf von Sachsen wurde durch große Geldsummen gewonnen. Darauf erschien am grünen Donnerstage (1346 April 13.) ein neuer ganz unerhörter Bannfluch, der mit wahrhaft Vernichtung schnaubender Wuth alles Unheil, was Himmel und Erde zu erzeugen vermögen, auf einen Mann herabrief, der nichts sehnlicher wünschte, als sich Bedingungen vorgelegt zu sehen, die was ihn anbetraf alles Mögliche enthalten mochten; er würde sie alle, ohne Rücksicht auf Ehre oder Schande, eingegangen haben. An die Fürsten aber erging die Aufforderung, nun ungesäumt zur Wahl zu schreiten, sonst würde der päpstliche Stuhl selbst eine Fürsorge treffen.

Nun begann der Papst mit Johann und Karl zu unterhandeln. Er legte ihnen alle die Punkte vor, die Ludwig in Folge des Frankfurter Beschlusses verworfen hatte; daß er auf die bisher angesprochene Herrschaft der Kaiser über den Kirchenstaat, die Legationen, Sicilien, Sardinien, Corsika, deren Oberherr der Papst sey, verzichten müsse; nach der Lombardei und Toskana nicht eher kommen wolle, als bis es der Papst erlaube; Rom nur am Krönungstage betreten und nach dem Vollzug der Krönung sogleich wieder abziehen; Heinrich's VII. Schenkungen und Versprechungen halten, aber seine und Ludwig's Verordnungen für nichtig erklären, endlich mit Ludwig

ganz brechen, ihn auf eigene Kosten bekriegen, und vom Papste nie Ersatz dafür fordern wolle. Als Karl und sein Vater das alles beschworen, wurden durch eigene Schreiben (28. April) die Fürsten noch einmal zur Wahl, das ganze Reich aber zum Abfall von Ludwig aufgefordert. Jene schrieb auch der Erzbischof Gerlach auf den 11. Juli nach Rense aus, und hier wurde durch die Stimmen von Mainz, Trier, Köln, Böhmen, und Sachsen, weil das Reich erledigt sey, Karl von Mähren zum römischen König gewählt, und auf den Königsstuhl von Rense, der den Altar des Frankfurter Doms vertreten mußte, gehoben. Das Reichspanier fiel dabei ins Wasser und konnte nicht wieder herausgeholt werden. Alles weissagte von dieser neuen Regierung des Pfaffenkönigs Karl nichts als Unheil. Auch waren seine ersten Zeiten von anderm häuslichen Unglück begleitet. Von dem Rhein aus zog er mit seinem Vater dem französischen König Philipp gegen England zu Hülfe, aber in der Niederlage von Cressy (26. Aug.) wurde der blinde König Johann erschlagen, Karl selbst verwundet, und weder in Frankreich noch in Deutschland schien ihm ein Stern des Glücks aufzugehen. Ludwig war in den Augen aller Deutschen der rechtmäßigste König.

Während so die Bemühungen des Papstes nur schlechten Fortgang hatten, schien sich in seiner eigenen von ihm freilich nur wenig beachteten Hauptstadt ein aus der Erinnerung an die alte Römerfreiheit hervorgehender Sturm zu erheben, der die bedenklichsten Folgen haben konnte. Hier war Petrarca, der Freund der gibellinischen Colonna's, mit feierlichem Gepränge auf dem Capitol von Stephan Colonna zum Dichter gekrönt worden, und hier glaubte es Nikolaus Rienzi möglich die alte Zeit wieder zu erwecken. Dieser Mann von geringer Geburt, aber großen Anlagen und einer guten auf die Schriften der Alten gegründeten Erziehung, war von der größten Begeisterung für die alten Zeiten durchdrungen, lebte im Geiste nur in der römischen Republik, und suchte bei seinen Landsleuten eine gleiche Gesinnung lebhaft hervorzurufen. Er war einer der dreizehn Abgeordneten, durch welche die Stadt Rom dem Papst Clemens (1342) zu seiner Wahl Glück wünschen und ihn bitten ließ wieder seinen Sitz in ihren Mauern zu nehmen. Das hervorstechende Talent des Mannes bewog den Papst, ihn für seinen Dienst zu gewinnen und ihm die Stelle eines apostolischen Notars zu ertheilen, wodurch er einen täglichen Gehalt von fünf Goldgulden bezog und aus seiner vorher bedrängten Lage herausgerissen wurde. Nun noch

mehr so gestellt, daß er gewissermaßen ein Recht hatte an den Ereignissen des Staats Theil zu nehmen, verglich er die Verwirrung und Rechtlosigkeit der Gegenwart mit seinen Träumen, suchte durch Worte und Sinnbilder die Römer mit seinen Gedanken vertraut zu machen, belehrte sie in eigenen Vorlesungen über die frühere Größe der Stadt, und durfte selbst im Palaste der mächtigen Colonna's die Gesellschaft gleichsam zum Scherz mit seinen Vorträgen belustigen. Aber er hatte den Gedanken an die Herstellung eines sogenannten guten Zustands so fest erfaßt, daß er in ihm nicht eine bloße Chimäre war, sondern er darauf dachte, ihn zu verwirklichen. So berief er denn, nachdem er durch eine nächtliche Versammlung auf dem Aventin sich eines begeisterten Anhangs versichert hatte, gerade als Stephan Colonna und die meisten Adeligen sich außerhalb der Stadt befanden, durch Trompetenschall eine allgemeine Volksversammlung auf den andern Tag (19. Mai 1347) vor die St. Angelokirche, um den guten Zustand einzuführen. Am Morgen ließ er dreißig Messen lesen, ging dann in voller Rüstung aber mit bloßem Haupt, der päpstliche Vikar, Raimond Bischof von Orvieto, ihm zur Seite, begleitet von hundert Anhängern, unter dem Vortrag dreier großen mit Sinnbildern verzierten Fahnen, aus der Kirche hervor und in feierlicher Prozession auf das Capitol. Hier hielt er an das Volk eine Anrede, und trug demselben seine Vorschläge vor, durch welche hauptsächlich die Macht und Gewaltthat des Adels gebrochen werden sollte. Die Zustimmung zu Maaßregeln, die nur zweckmäßig waren, war allgemein, die wenigen in der Stadt anwesenden Edlen wußten nicht was sie thun sollten, so wurde ihm denn alle Gewalt zur Ausführung seiner Beschlüsse übertragen. Stephan Colonna kam eilig zurück, zerriß die von Rienzi ihm überschickte Weisung sich aus der Stadt zu entfernen, ward aber von der Volksmenge, die durch die Sturmglocke zusammengerufen wurde, genöthigt sein Heil in eiliger Flucht zu suchen; ihm folgten die übrigen Adeligen. Rienzi selbst und der Bischof Raimund wurden zu Tribunen ernannt, mit welchem Titel er die Vertheidigung des Volks, aber auch die höchste Gewalt verbunden glaubte. Die großen Barone, die Colonna, Ursini, Savelli, Frangipani, wurden für die Sicherheit der Landstraßen verantwortlich gemacht, für den Schutz der öffentlichen Ordnung wurde in den dreizehn Quartieren der Stadt eine stehende Armee gebildet, die Getreidezufuhr durch regelmäßige Havenschiffe gesichert, und die Einkünfte der päpstlichen Kammer zur Erhaltung dieser Einrichtungen

verwendet. Mit wirklich bewundernswürdigem Glück hatte Rienzi gleichsam in einem Nu eine Räuberhöhle in eine geordnete Stadt verwandelt, der geringste Frevel, er mochte begangen seyn von wem er wollte, ward unerbittlich gestraft, die besondern Freiheiten einzelner Häuser aufgehoben, und sogar ein Ursini wegen Räuberei gehängt. Dieses glückliche Fortschreiten auf seinem Wege, dem sich kein Kaiser kein Papst widersetzte, steigerte Rienzi's Phantasie noch weiter zu der Idee, Rom wie es vor Alters gewesen sey zur Hauptstadt eines großen Staats zu machen, und Boten wurden daher von ihm an alle Städte und Fürsten ausgesendet, die ganze Welt zur Anerkennung des guten Zustandes zu bewegen. Auch empfing er wirklich von Venedig, Florenz, Siena, Perugia, und andern kleinern Staaten, völlige Anerkennung, ja selbst Ludwig von Ungarn brachte den Mord seines Bruders durch die Königin Johanna vor seinen Richterstuhl. In Avignon war Alles in Verwunderung und Erstaunen, und Petrarca schmeichelte sich alles Ernstes, daß durch Rienzi das alte Rom in seiner Würde möchte wieder hergestellt und das abendländische Baldac (Babel) vernichtet werden. Aber der Tribun, von seinem Glücke betäubt, verlor die Besonnenheit und Nüchternheit, die ihm ohnedieß nur in geringem Grad eigen war. Er legte sich die Titel eines Vertheidigers von Rom, Befreiers von Italien, Freunds der Menschheit, der Freiheit, des Friedens, der Gerechtigkeit, des Tribunus Augustus, bei, nahm äußeren Prunk an, ließ sich (1. Aug.) zum Ritter schlagen, lud den Papst und die beiden Könige Ludwig und Karl vor sich, nebst allen Kurfürsten, erklärte alle Städte Italiens für frei und gab ihnen Antheil an der nächstens zu haltenden Kaiserwahl. Sich selbst ließ er um die sieben Gaben des heiligen Geistes vorzustellen mit sieben Kronen von verschiedenem Metall krönen, und sein früher einfaches Privatleben nahm nun alle Ueppigkeit eines fürstlichen an, so wie er auch seine Familie aus ihrem Dunkel und ihrer Bedeutungslosigkeit herauszog und mit fürstlicher Huld überhäufte.

Aber zu empörend war den edlen Römern der Gedanke, daß ein Mann, dessen Träumereien ihnen vorher zur Belustigung und zum Spott gedient hatten, eine Herrschaft erlangt hatte, der sie selbst sich unterwerfen mußten, und rachebrütend verbanden sich die feindlichen Geschlechter Orsini und Colonna zum Sturz des Tribuns. Meuchelmord ward zuerst versucht, aber der Mörder ward ergriffen, auf der Folter zum Geständniß gezwungen, und den Großen nun eine neue Demüthigung bereitet. Rienzi ließ fünf von den Orsini und drei

Colonna unter verschiedenen Vorwänden auf das Capitol laden, hier aber sofort verhaften, das Volk durch die große Glocke berufen, und nun über die Verhafteten einen Hochverrathsprozeß eröffnen. Keine Hand, keine Stimme erhob sich zu ihrer Vertheidigung; sie wurden in einsame Kerker, daselbst die Nacht zuzubringen, abgeführt, und der hochgeachtete Freund Petrarka's, Stephan Colonna, bat dringend seine Wächter, ihn durch den Tod von dieser schmählichen Knechtschaft zu befreien. Am nächsten Tag schien ihr Ende beschlossen; ein Geistlicher nahm ihnen das Bekenntniß ihrer Sünden ab, und auf dem Capitol war Alles zu ihrer Hinrichtung bereit. Da aber trat Rienzi selbst als ihr Anwalt auf, und in einer künstlichen Rede bat er das souveräne Volk ihnen zu verzeihen und verbürgte sich selbst für ihr künftiges gutes Benehmen. Die Gefangenen mußten versprechen mit allen ihren Kräften den guten Zustand fördern zu wollen, mußten einen Eid der Lebenstreue schwören, hierauf mit Rienzi das Abendmahl nehmen, und wurden zuletzt nicht nur in alle ihre Rechte und Würden wieder eingesetzt, sondern noch mit neuen Ehrentiteln besonders begnadigt. Allein der Grimm der Geschlechter war dadurch nur gesteigert. Nach einigen Wochen entwichen die Orsini und die Colonna aus Rom, und jene begannen nun aus Marino offenen Krieg gegen die Stadt. Schon waren auch die von Rienzi gegen sie geführten Schaaren von Marino zurückgeschlagen worden, und Rienzi's Ungeschicklichkeit als Feldherr lag am Tage, als die Colonna einen Angriff auf Rom selbst versuchten, in der Hoffnung mittelst geheimen Einverständnisses sich der Stadt zu bemächtigen, aber in einem heftigen Kampfe (November) von der Masse des römischen Volks besiegt, und viele von den Edlen, unter denen der ältere und jüngere Stephan Colonna war, erschlagen wurden. Das feige und rachsüchtige Benehmen Rienzi's, der die gefallenen Edlen mit verächtlichem Hohn behandelte, empörte selbst die Römer, und sein Untergang würde jetzt auch ohne die Bemühung des Adels nicht mehr fern gewesen seyn. In der Stadt selbst bildete sich eine Opposition gegen ihn, seine Kriegs- und Salzsteuer erbitterte das Volk, und nun trat auch die geistliche Macht gegen ihn auf. Clemens hatte einen Legaten, Bertrand de Deux, nach Italien geschickt, der anfangs mit Rienzi unterhandelt hatte, nun aber den Bann gegen ihn aussprach, ihn seines Tribunenamtes entsetzte, und als Rebellen, Kirchenräuber, und Häretiker erklärte. Der neapolitanische Graf Giovanni Pepino da Minorbini warf sich mit hundertundfünfzig Rei-

tern nach Rom, verbarrikadirte das Quartier der Colonna, und Rienzi nicht im Stande das Volk zu seiner Vertheidigung zu bewaffnen sah ein seine Macht sey zu Ende, legte weinend über die Undankbarkeit der Menschen seine Würde (15. Dec.) nieder, verließ den Palast, zog sich in die Engelsburg zurück, und entfloh von hier als Pilger verkleidet der Rache seiner Feinde. Die Lage Roms, das nun von dem Legaten nebst einem Colonna und Orsini, als Senatoren, verwaltet wurde, war zunächst nur verschlimmert, die alten Parteikämpfe der edlen Geschlechter brachen aufs neue aus, und die Römer sehnten sich nach dem guten Zustand des Tribunen zurück, der nun in abentheuerlicher Irrfahrt, geächtet und doch gefürchtet, einen Zufluchtsort suchte.

Um diese Zeit hatte auch Kaiser Ludwig, ohne von seinem Gegner Karl verdrängt worden zu seyn, ohne die Folgen des päpstlichen Fluches empfunden zu haben, ein plötzliches Ende gefunden, das die Weise der Zeit nicht ermangelte einer Vergiftung zuzuschreiben. Als er 1347 Okt. 11. nach dem Mittagessen von München aus sich auf die Jagd begeben hatte, sank er vom Schlage gerührt in der Nähe des Klosters Fürstenfeld vom Pferde und verschied in den Armen der Seinigen. Er war dreiundsechzig Jahre alt geworden, und hatte dreiunddreißig Jahre lang gegen die päpstliche Herrschaft nicht aus eignem Willen sondern durch die Hierarchie selbst gezwungen einen harten Kampf bestanden. Seine Regierung von Fehlern freizusprechen, wäre Thorheit; daß er gleich seinen Vorfahren und Zeitgenossen begierig war, die Macht seines Hauses zu vermehren, daß er ein ungeschickter Finanzmann war, und daß seine steten Geldnöthe ihn in eine Verlegenheit nach der andern führten, kann gar nicht geleugnet aber ihm auch nicht zum besondern Vorwurf gemacht werden; am meisten fällt ihm die ungerechte Erwerbung Tyrols und die schmähliche Demüthigung, durch welche er in Avignon Ruhe zu erkaufen hoffte, zu Last; aber auch hier handelte er nur im Geiste seiner Zeit, der er freilich nicht gleich den Hohenstaufen vorausgeeilt war. Aber eben deßhalb war seine Regierung eine wirklich volksthümliche, d. h. Ludwig war, weil das Volk seinen Stand gegen den Papst recht wohl begriff und alle seine Leiden als eine Parteisache mit durchmachte, bei dem Volke beliebt, und die nun in Deutschland ausbrechenden Unruhen zeigten das deutlich. Am meisten hatte er für sein Land gethan, und das Haus Wittelsbach, das außer Bayern und Pfalz auch Brandenburg, Tyrol, und die Niederlande besaß.



hatte sich durch ihn unter die ersten Fürstengeschlechter Europas gehoben.

Karl von Böhmen war eben in Bayern eingefallen, als er die Nachricht von Ludwig's Tode erhielt. Er gab sofort den Krieg auf, eilte nach Regensburg und Nürnberg, um in diesen Städten Einlaß zu erhalten, was ihm auch gelang, und eilte dann sich in Franken und Schwaben des Adels und der Städte zu versichern. Da er keinen Anstand nahm, die Privilegien und Rechte zu bestätigen, so fand er an sich wenig Widerstand, und die Abneigung gegen ihn, weil er ein vom Papste vorgeschobener, ein von Pfaffen erwählter König war, wußte er dadurch zu beschwichtigen, daß er wiederum den bisherigen verworrenen Zustand der Dinge durch eine von Avignon eingeholte Lossprechungsbulle aufzuheben bemüht war. Der Papst versprach sie ihm sofort auszustellen, und so wurde Karl auch in den rheinischen Städten, in Straßburg, in Basel, aufgenommen. Da kam denn (20. Dec. Abends) der Bamberger Propst Marquard von Randeck, den Karl nach Avignon geschickt hatte, und brachte zu des Königs großer Freude außer einer an ihn besonders gerichteten Bulle, er möchte den König von Ungarn abhalten, sich nicht mit Rienzi zu verbinden, die für den Bischof von Bamberg bestimmte Vollmacht, das Interdikt aufzuheben und die Anhänger Ludwig's vom Bann loszusprechen, wenn sie alle ihre Sünden und Irrthümer beichten und versprechen würden, hinfort den katholischen Glauben zu bewahren und dem apostolischen Stuhl treu zu seyn, keinem Häretiker oder Schismatiker anzuhängen, und zu glauben, daß es nicht dem Kaiser zustehe, einen Papst abzusetzen und einen andern zu wählen, sondern daß dieß verdammliche Ketzerei sey, daß sie auch keinen für einen Kaiser halten wollten, als den der apostolische Stuhl billigen würde, Ludwig's Wittwe und Kindern aber nur dann wieder anhängen würden, wenn diese sich mit der Kirche ausgesöhnt hätten, und daß sie dem vom Papst gebilligten König Karl gehorchen wollten. Diese Fassung der Bulle mißfiel den anwesenden Bischöffen von Straßburg, Basel, Bamberg, und Würzburg, gar sehr, und einige riethen, sie heimlich zu halten und an den Papst um eine andere zu schreiben. Weil aber der Verzug gefährlich war und zu befürchten, die Stadt Basel möchte dem König die Huldigung verweigern, so wurde die Bulle bekannt gemacht. Nun wollten jedoch die Bürger diesen Schwur und dieses Bekenntniß nicht leisten, und die Geistlichkeit die Absolution nicht ertheilen, bis endlich der Bürgermeister Kon-

rad von Berenvels mit dem Rathe der Stadt vor dem König und den Bischöffen erschien und also sprach und im Namen der Bürger zu Protokoll gab: Herr Bischof von Bamberg, wisset daß wir weder bekennen noch glauben wollen, daß unser Herr Ludwig weiland römischer Kaiser jemals ein Ketzer gewesen. Wen immer uns die Kurfürsten oder der mehrer Theil von ihnen zum römischen König oder Kaiser geben, den werden wir auch als solchen betrachten, obgleich er auch gar nicht nach dem Papst frage: auch werden wir nie etwas thun, was irgend wie gegen die Rechte des Reichs ist. Habt ihr aber Vollmacht vom Herrn Papst, daß ihr uns unsere Sünden erlassen wollt, so ist es uns recht. Drauf wandte er sich ans Volk und fragte: Gebt ihr mir und dem Konrad Mönch Vollmacht zu begehren, daß ihr von euren Sünden losgesprochen werdet? Als dieses geantwortet hatte, es sey ihnen recht, gingen sie zu dem päpstlichen Sekretär Johann de Pistorio und schwuren, wie verlangt war. So wurde durch eine geschickte Umgehung des Gebotes der kirchliche Friede wieder hergestellt, und die Stadt schwur nun auch dem König. Karl's Benehmen, weder wie er mit den Basler Frauen beim Tanz sich läppisch geberdete noch wie er an Weihnachten selbst mit entblößtem Schwerdt auf dem Altar das Evangelium las: und ein Befehl ging aus von Kaiser Augustus, trug hier so wenig als anderwärts zu seiner Beliebtheit bei; er hatte theils zu viel slavisches Blut, theils zu viel französische Manieren, um den Deutschen recht lieb wie ihrer Einer zu werdan. In Speier und noch mehr in Worms sprach sich die Unzufriedenheit mit der päpstlichen Bulle noch stärker aus. Als sich die Geistlichkeit von dem Bamberger Bischof hatte lossprechen lassen, die Gemeinde aber noch zögerte, so geschah es, daß am andern Tag der Klerus den Gottesdienst zu halten sich weigerte. Da geschah ein gewaltiger Aufstand, und das Volk stürmte vor die königliche Herberge, wo der Bischof war; dieser aber voll Furcht sprach alle ohne Bedingung und ohne Eid los. Als aber Karl nach Mainz kam, erfuhr er daselbst, daß die bayrische Partei den König Eduard von England gewählt hätte, und mit großer Angst kehrte er über Worms nach Speier zurück. Da begegnete es ihm, daß ein Fleischer aus Worms den König, weil die Rechnung nicht bezahlt war, nicht wollte ziehen lassen, und Karl erst nachdem sich Bürgen für ihn gestellt hatten nach Speier abgehen konnte. Von hier aus that er den dreisten Menschen, der sich an der königlichen Majestät vergriffen hatte, in die Acht, verzieh ihm jedoch, als er selbst auch

Speier kam und sich dem König zu Füßen warf. Vom Rhein kehrte Karl durch Schwaben und Franken, wo er zu Rothenburg einem Turnier unerkannt beiwohnte und vom Pferde geworfen wurde, nachdem er in Ulm die Huldigung von 24 Städten erhalten hatte, nach Böhmen zurück.

Indessen hatte die bayrische Partei, nachdem die mit den Pfälzern obwaltenden und die zwischen der Kaiserin Wittwe und ihren Söhnen bestandenen Zwistigkeiten beigelegt worden waren, gesucht, einen König gegen Karl aufzustellen. Von den Söhnen des Kaisers war keiner geeignet und geneigt, die schwierige Stelle zu übernehmen, man wandte sich daher nach Außen. Der bedeutendste Fürst der damaligen Zeit, um den die Siegskrone von Cressy schwebte, war König Eduard von England, an Ritterlichkeit und hohem Sinn keiner ihm zu vergleichen. Diesen hatte wirklich mit Anfang Jan. 1348 zu Oberlahnstein eine Anzahl Fürsten, theils persönlich, theils durch Abgeordnete erscheinend, gewählt, der Akt der Wahl wurde durch ein Schreiben, das mit den Siegeln von Mainz, Pfalz, Sachsen, und Brandenburg, versehen war, ihm zugeschickt, und eine förmliche Gesandtschaft, um seinen Willen einzuholen, an ihn abgeordnet. Auch war sowohl Eduard als auch sein tapferer Sohn der schwarze Prinz wirklich nicht abgeneigt, die noch immer höchste Würde der Christenheit auf England zu übertragen, allein nicht nur die Großen waren ganz und gar nicht damit zufrieden, sondern auch der eben in Frankreich neu ausbrechende Krieg ließ dem König keine Zeit, sich diesen seinem eigenen Volke unangenehmen Ideen hinzugeben, und da Karl ihm mit dem Anerbieten zu einem Bündniß entgegenkam, so ging er darauf ein, und sandte die an ihn gekommenen Wahlbriefe durch eine Gesandtschaft mit Dank für die Ehre wieder nach Deutschland zurück. Nun fiel der Gedanke der bayrischen Fürsten auf Ludwig's Schwiegersohn den Markgrafen Friedrich von Meißen, der aber in seiner eigenen Kränklichkeit genug Grund fand, die Wahl abzulehnen, wiewohl auch Karl ihn durch Geldsummen davon abgebracht hat.

Die Unzuverlässigkeit des Markgrafen Ludwig von Brandenburg, des Haupts der bayrischen Partei, machte ihn zwar zu keinem sehr furchtbaren, aber doch zu einem sehr lästigen Gegner. War er auch zu bewegen, sich zu einer Vergleichshandlung (1348 Aug.) zu Passau einzufinden, so verließ er doch, durch Nachrichten über Karl's hinterlistiges Verfahren bewogen, eben so leicht wieder den Ort der Zusammenkunft, und gab durch die den böhmischen Fahnen zugefügte

Beschimpfung nur neuen Stoff zum Hader. Da trat auf einmal ein Mensch in der Mark Brandenburg auf, der sich für nichts Geringeres als den vor ohngefähr 29 Jahren verstorbenen oder verschollenen Markgrafen Waldemar ausgab, und für sein bisheriges Schweigen ganz annehmbare Gründe angab. Die bayrische Herrschaft in der Mark war wenig beliebt, Ludwig hatte sich die Landesart der Märker eben so wenig aneignen können, als sie mit seinem Verfahren zufrieden waren, und wenn auch Waldemar's Regierung nicht eben gut gewesen war, so konnte man doch, so scheint es, bei einer Veränderung nur gewinnen. Der angebliche Markgraf wußte sich bei dem Erzbischof Otto von Magdeburg, und den anhaltischen Fürsten, den nächsten Verwandten, als ächt zu legitimiren, und trat nun förmlich als Markgraf auf. Fast das ganze Land, der Adel wie die Städte, von denen nur Spandau, Frankfurt, und Brietzen, der bayrischen Regierung treu blieben, erklärte sich für ihn, und im Herbst, als von Passau aus Ludwig selbst in die Mark geeilt war, zog auch König Karl hin, belagerte ihn in Frankfurt, und belehnte (1348 Okt. 2.) den Pseudowaldemar mit seiner Markgrafschaft, von der er jedoch die Niederlausitz an Böhmen abtreten mußte. An eine eigentliche ernstliche Führung des Kriegs dachte Karl nicht, er begnügte sich seinen Gegner einstweilen beschäftigt zu haben und kehrte wieder nach Böhmen zurück.

Während der räthselhafte Waldemar, den die Bayern für einen von den Böhmen aufgestellten Betrüger, einen Müller Namens Jakob Rehbock oder Menken, erklärten, die andern für den wahren Markgrafen erklärten, so in der Mark sein Wesen trieb und dem bayrischen Hause zu schaffen machte, brach auf einer andern Seite eine Diversion zu Gunsten des Markgrafen aus, die zwar vereinzelt blieb und auf die ganze Geschichte des Reichs weniger Einfluß ausübte, aber in ihrer Erscheinung und Verlauf eine interessante Combination war der allgemein in den Städten zum Vorschein gekommenen Bewegungen mit politischen Tendenzen. In Nürnberg war wie in den andern Städten die Regierung Ludwig's beliebt gewesen, hier um so mehr, als er sich in dieser Stadt ganz vorzüglich gern aufgehalten und ihr viele der wichtigsten Privilegien gegeben hatte. Zwar hatte von diesen Vorrechten weniger das niedere Volk als die Geschlechter und die Stadt als Staat, wenn man so sagen darf, Nutzen gezogen, und die von Ludwig noch ganz zuletzt beabsichtigte Steuer würde gerade dem geringeren Volke sehr hart gefallen seyn; allein Ludwig war einmal

beim Volke beliebt und der Böhme Karl als Ausländer und als Pfaffenkönig gehaßt. Als Karl zuerst im Spätjahr 1347 nach Nürnberg kam, hatte er durch Bestätigung der Privilegien sich sofort Einlaß verschafft; unzufrieden hiemit betrachteten die Handwerker die Politik der Geschlechter als Verrath und Falschheit, und diese Unzufriedenheit wurde durch die Abgeschlossenheit des Raths, der ganz ausschließlich durch die schöffenbaren Geschlechter besetzt ward, noch mehr gesteigert. Dem aus sechsundzwanzig Mitgliedern, die in Consules und Scabini getheilt wurden, jährlich an Ostern wechselnden Rath stand ein großer Rath von Genannten (Nominati) zu Seite, der aber ebenfalls zur größern Zahl aus den Geschlechtern genommen wurde, so daß die Handwerker gar keinen Theil an der Verwaltung hatten. Die kaiserlichen Rechte des Gerichts, des Zolls, und der Münze, so wie auch einige benachbarte Reichsdomänen, waren im Pfandbesitz des Konrad Groß, der Schultheiß war, die Rechte über den südlich und nördlich von der Stadt liegenden Wald besaß als erbliches Reichslehen die Familie der Waldstromer. Der Burggraf ließ die Bürger in ihrem Innern gewähren, gewisse Rechte, die ihm gebührten, erregten keinen Streit, die Stadt war zu ansehnlich, als daß sie von ihm hätte bewältigt werden können, und gegen Verpfändung war sie durch bestimmte Urkunden gesichert. Ob zur wirklichen Beschwerde des geringen Volkes ein wahrer Grund vorhanden gewesen, läßt sich gar nicht sagen; es liegt mit Gewißheit auch gar nichts vor, das uns berechtigte, dem Rath eine schlechte Verwaltung, nachlässige Rechtspflege, Veruntreuung des anvertrauten Gutes zu eigenem Vortheil, vorzuwerfen; Unzufriedene mag es wie in aller Welt gegeben haben, vielleicht auch hier und da einen wirklich ungerecht Behandelten, denn wer kann es allen Leuten zu Danke machen? und wer irrt nicht selbst mit dem besten Vorsatz? aber die von dem späten Berichterstatter Meisterlin nach mehr als hundert Jahren gegebene Erzählung kann gar keine historische Gültigkeit außer in den Punkten haben, wo sie mit andern besseren Zeugnissen zusammenstimmt. Ob die Handwerker von Ludwig noch in Zünfte, die ihre eigenen Trinkstuben hatten, seyen vereinigt worden, um sie dadurch für die Klosteuer willig zu stimmen, dabei findet sich eben so wenig etwas Gewisses, als darüber, ob die Geschlechter durch ihre Bereitwilligkeit den Böhmen Karl aufzunehmen einen Befehl auswirkten, durch den die eben entstandenen Trinkstuben seyen sofort wieder unterdrückt worden; es muß daher diese sowohl von Meisterlin als auch von

Johann Müllner dem verdienten Nürnberger Rathschreiber und Historiker angenommene Tradition ganz dahin gestellt bleiben. Dagegen dürfte es nicht unwahrscheinlich seyn, daß der Markgraf Ludwig die Stadt für sein Interesse bearbeiten ließ, daß, besonders wie einmal die Sache im Gange war, die Burggrafen nicht unterließen Oel ins Feuer zu gießen, um vielleicht im Trüben zu fischen, und daß der überall gährende Haß der Gewerke gegen die Geschlechter den lange ruhig erhaltenen Zustand der Stadt mit einemmal in die größte Verwirrung brachte. Schon in der ersten Woche des Junius müssen unruhige Bewegungen statt gefunden haben, die von Leuten der niedrigsten Klasse geleitet wurden, unter denen keiner als Person besonders bekannt ist und hervorleuchtet, und die Namen Geißbart, Haubenschmidt, Ungesalzen, Migkenmokel, Habersack, Pfannenschmidt u. s. w. die in dem Verhör, das mit dem Ofenwisch, der als Aufwiegler umherging, abgehalten wurde, und in dem Verzeichniß der im Okt. 1349 auf ewige Zeit dreißig Meilen weit bei dem Hals Verurtheilten vorkommen, so wie auch die Namen des Raths, die unter andern in einer Urkunde vom 21. Sept. 1349 enthalten sind, lassen nichts Bedeutendes ahnen. Ohngefähr um Sonnenwenden (24. Juni) scheint der Aufstand ausgebrochen zu seyn, indem die Verschwornen, hauptsächlich Schmiede, Schlosser, Schuster, aber auch einzelne von andern Handwerkern, unter Vortragung eines Banners durch die Stadt zogen und sich wahrscheinlich des neuerbauten, seit 1340 vollendeten Rathhauses bemächtigten. Von den Geschlechtern entfloh der größere Theil, nur einige jüngere Männer blieben in der Stadt, und wurden in den neuen Rath aufgenommen, wie Albrecht Ebner und Ulmann Stromer; andere von guten aber bisher nicht in den Rath gewählten Geschlechtern schlossen sich ihnen an, wie die Namen Schürstab, Maurer, Gärtner, vermuthen lassen, auch Franz Ungestüm gehörte einem achtbaren aber nicht rathsfähigen Geschlechte an. Der Schultheiß Konrad Groß entfloh und ein Edler, aus dem nahe begüterten Geschlecht der von Perg, trat an seine Stelle; überhaupt aber suchte man wie es scheint schon bald wieder einen geordneten Zustand herzustellen. Aber die Aufreizung der großen Menge, die sich nun goldene Tage träumte, mußte das Regiment im Innern sehr schwer machen; das auf die Stadt gelegte Interdikt vermehrte die innere Bedrängniß; und die auf ihre Güter oder zu dem befreundeten Adel auf dem Lande geflüchteten Geschlechter betrachteten die Stadt als eine feindliche und übten gegen die nach oder von Nürnberg Kommenden alle Re-

pressalien. Um ihren Schritt zu rechtfertigen schrieben nun die neuen Rathsglieder schon am 30. Juli 1348 an die beiden Burggrafen Johann und Albrecht, ihnen vorstellend, daß nur die äußerste Noth sie getrieben habe, die Waffen zu ergreifen, daß sich der alte Rath, im Bewußtseyn seiner Frevelthaten, selbst aus der Stadt entfernt habe, daß sie bäten, sie einem wahren Kaiser zu empfehlen und vor dem böhmischen Tyrannen zu bewahren. Die Noth, in welche sie nun bald durch die Angriffe des Landadels, besonders des Konrad von Heideck, versetzt wurden, mag allerdings auf Handel und Gewerbe den nachtheiligsten Einfluß ausgeübt haben, und wahrscheinlich war es die Wuth des Volkes über die verlassene Lage, die den Judenmord veranlaßte. Die seit der frühesten Zeit in Nürnberg ansässigen Juden besaßen ansehnliche Reichthümer, Ludwig hatte sie besonders getreulich geschützt, und es war ganz im Geiste der Zeit, wenn nun am 5. Dec. 1348 die Juden überfallen und verbrannt wurden. Ganz so, obgleich nicht mit politischen Wirren zusammenhängend, wurden auch in Augsburg am 21. Nov. und in Straßburg im folgenden Jahr am 9. Febr. die Juden verbrannt.

War auch die Hoffnung der Nürnberger, es werde der Markgraf Ludwig sich selbst zum König machen, nur schwach begründet, so machten die Bayern doch noch einen Versuch, dem Böhmen Karl die Krone zu entreißen. Unter den treusten Anhängern Ludwig's war der Graf Günther von Schwarzburg, der erst kürzlich für den Markgrafen tapfer gefochten hatte. Dieser ließ sich bereden, als Thronbewerber aufzutreten, wenn man vorher das Reich würde für erledigt erklären und ihm die Mehrzahl der Stimmen geben. So schrieb denn der ebenfalls nur erwählte Heinrich von Virneburg Erzbischof von Mainz einen Wahltag nach Frankfurt aus, der außer ihm noch von Pfalz, Brandenburg, und Sachsen Lauenburg besucht wurde. Hier wurde das Reich für erledigt, die vier Kurfürsten für die rechtmäßigen erklärt, und Günther (30. Jan. 1349) zum römischen König gewählt. Die Frankfurter ließen sich bereden, ihren alten Gebrauch dem neugewählten König sechs Wochen und drei Tage lang ihre Stadt zu versperren abzukürzen, und Günther wurde (6. Febr.) in der Bartholomäuskirche auf den Altar gehoben. Nun eilte Karl an den Rhein, um ihm mit seines Oheims Balduin Hülfe den Zug nach Aachen zu versperren, und schrieb eine Versammlung nach Cassel, Mainz gegenüber, aus. Eben dorthin schrieb aber Günther ein Turnier aus, seinem Gegner zum Hohn. Im offenen Felde würde

Karl dem Kriegsmann wohl haben weichen müssen, deßhalb schlug er einen friedlicheren Weg ein, um zu seinem Ziele zu gelangen. Er war damals (seit 1348) Wittwer von Blanka von Frankreich, und hielt nun um die Tochter des Pfalzgrafen Rudolf an, die ihm (2. März) zugesagt und dadurch die ganze pfälzische Partei von Günther's Sache getrennt wurde. Freilich war der brandenburgische Ludwig immer noch sein Gegner, aber diesen schwankenden Menschen hatte er wenig zu fürchten. Günther selbst, von dem sich die meisten seiner bisherigen Freunde losmachten, schien zwar entschlossen nicht zu weichen, aber das ihm durch den Arzt Freidank zu Frankfurt beigebrachte Gift schwächte seine Kraft so, daß er selbst seinen nahen Tod vorhersah. Dennoch zog er gegen Karl, und siegte bei Eltvill in mehreren kleinen Gefechten über ihn. Immer hinfälliger aber werdend erkannte er die Unmöglichkeit eines fortgesetzten Kampfes, und als auch Ludwig der Brandenburger anstatt mit Truppen mit Friedensbedingungen bei ihm anlangte, da entsagte er (26. Mai) in einem Vertrage mit Karl gegen eine Abstandssumme von 20,000 Mark Silber der Krone, zog sich nach Frankfurt zurück, legte dann (12. Juni) förmlich den königlichen Titel ab, und starb ein Paar Tage nachher (14. Juni). Karl ließ ihm ein königliches Begräbniß halten und zog dann selbst noch einmal nach Aachen, um sich hier (25. Juli) krönen zu lassen. Er war jetzt alleiniger König, auch Ludwig von Brandenburg hatte sich mit ihm vertragen, die Reichsinsignien auszuliefern und den Weg durch Tyrol zum Römerzug zu eröffnen versprochen. Dagegen zog Karl seine Hand von dem falschen Waldemar ab, belehnte den Markgrafen Ludwig (1350 Febr. 16.) mit der Mark, der Pseudo-Waldemar wurde förmlich für einen Betrüger erklärt, und die Märker aufgefordert sich ihrem rechtmäßigen Herrn Ludwig und seinen Brüdern Ludwig und Otto zu unterwerfen. Der ältere Ludwig trat (1351) die Mark gänzlich an diese ab, worauf endlich (1355) auch Waldemar, nachdem er sich bisher immer noch gehalten hatte, den Kampf aufgab, und bei seinen angeblichen Vettern, den anhaltischen Fürsten, bis an seinen Tod (1356) noch das Schauspiel eines resignirenden Fürsten fortspielte. Ob er ein Betrüger gewesen, kann, obgleich die größere Wahrscheinlichkeit dafür spricht, doch nicht mit unumstößlicher Gewißheit gesagt werden; wenigstens ist es höchst auffallend, daß ein Mann schon vorgerückten Alters zu einer so schwierigen und geschickt durchgeführten Rolle sich vermocht hätte;

war er aber ein Betrüger, so dürfte wohl Karl von Theilnahme an diesem Unternehmen freigesprochen werden, und eher die anhaltischen Fürsten, welche sich des Waldemar's bis an sein Ende annahmen, um durch die Mitbelehnung in den Besitz des Landes zu kommen, der Verdacht treffen.

Wie mit dem Tode Günther's der ganze Kampf zu Ende war, so hörte auch in Nürnberg der Aufstand sofort auf. Die entflohenen Bürger waren zu Karl geeilt, und hatten sich seines Beistandes versichert, den er ihnen auch (26. Juni) zusagte, und alle geistlichen und weltlichen Fürsten und Diener seines Reichs gegen die zu Nürnberg befindlichen Frevler aufbot. Ludwig der Brandenburger hatte sich der Stadt doch auch angenommen, und Karl erklärte (13. Juli), daß auf seine Fürbitte denen von Nürnberg sollte verziehen seyn, alle Vertriebenen wieder in ihre Rechte und Würden eingesetzt werden, und keine Zunft bleiben sollte, die nicht vor dem Tag an welchem sie dem Reich sey entfremdet worden schon gewesen wäre. Von Aachen und dem Rhein aus zog dann Karl mit starker Begleitung, die einem Heere gleich kam, gegen die Stadt und lagerte sich eine Stunde ostwärts bei Mögeldorf, während im Innern der Stadt die größte Verzweiflung herrschte. Von dem König sowohl als von den mit ihm zurückkehrenden Vertriebenen durften die Aufrührer keine Gnade erwarten, an Widerstand war nicht zu denken; da borgten sie von einem Schlosser Konrad dem Lodner die kleine Summe von vierzig Pfd., um sie dem König zu schenken, und stellten ihm (21. Sept.) einen weitläuftigen von allen Burgermeistern unterschriebenen Schuldschein aus. Mit diesem Geschenk und demüthiger Unterwerfung hofften sie Gnade zu erkaufen; die schwerer Betheiligten von ihnen entwichen aber freiwillig aus der Stadt und erwarteten nicht ihr Urtheil. Als aber Karl den alten Rath wieder hergestellt, und (2. Okt.) Alles was die Aufrührer gethan für ungültig erklärt, den Bürgern aber volle Macht gegeben hatte, die Theilnehmer des Auflaufs an Leib und Leben zu strafen, wurde schon am nächsten Tage von Konrad Stromer und Georg Borchtel mit Verurtheilung zu lebenslänglicher Verbannung bei Todesstrafe der Anfang gemacht, und über hundert noch im Oktober so theils in Abwesenheit verurtheilt, theils auch hingerichtet, und noch bis weit in das folgende Jahr währten diese Verurtheilungen, wozu Strafen von geringerer Härte und Maaßregeln kamen, die das Tragen der Waffen und das Ausgehen nach der Feuerglocke den Handwerksleuten

oder denen, die nicht Bürgerrecht hatten, bei Geld- oder Gefängnißstrafe untersagten. Die von den Burggrafen auf die Stadt gerichtete Spekulation wurde durch Karl's ausdrückliche Erklärung vereitelt, und so war in Nürnberg die Aristokratie der Geschlechter wieder völlig hergestellt worden. Der erst später an acht Zünfte gegebene Antheil an der Regierung durch Erwählung von sogenannten Alten Genannten, war ganz unwesentlich und diente mehr zur Befestigung der Geschlechterherrschaft als zur Beförderung demokratischer Richtung.

Als Karl nach Aachen zur Krönung zog, war die Stadt so erfüllt von den **Flagellanten** oder Geißlern, daß er in der Vorstadt verziehen mußte, bis Raum geworden war. Diese zuerst in den fürchterlichen Bürgerkriegen Italiens (1261) zum Vorschein gekommene Bußübung, zu der sich ein Jeder der dazu trat auf dreiunddreißig Tage verpflichten mußte, hatte ihren Grund in der furchtbaren **Pest**, die aus dem Morgenlande kommend sich von Italien, wo sie besonders in Florenz eine große Verwüstung anrichtete, auch gegen Norden wendete und nur wenige Länder verschont ließ. Da alle göttliche und menschliche Mittel gar nichts halfen, betrachtete man diese Seuche als einen von Gott gesendeten Aufruf zu ungewöhnlicher Buße der Sünden, und so entstand die sonderbare Sekte der Flagellanten oder Geißelbrüder, die anfangs einen großen Zulauf hatten, dann aber, als sie nicht sowohl den guten Sitten als vielmehr der Rechtgläubigkeit gefährlich zu werden anfingen, durch Papst Clemens VI. (1349 Okt. 20.) als ketzerisch verboten und durch die Obrigkeit überall gewaltsam unterdrückt wurden. Andere sahen in dieser Seuche ein Werk der jüdischen Bosheit, der man Schuld gab, die Brunnen vergiftet zu haben, und so brach auch eine furchtbare schonungslose **Judenverfolgung** aus, bei der sich Fanatismus und Raubsucht auf das Innigste vermählten. Zu diesen Schrecknissen des Lebens kam noch ein gewaltiges Erdbeben, das über einen großen Theil Europa's ging, und ungeheure die Luft verfinsternde und Felder und Wiesen zerfressende Heuschreckenschwärme. Als aber die Geißelfahrt und die 1350 zum Jubiläum nach Rom gerichtete Wallfahrt, das große Sterben, und die Judenschlacht ein Ende hatte, da fing die Welt an wieder zu grünen, zu leben, und fröhlich zu werden. Gleich als wäre nichts geschehen, ergab man sich einem heiteren, lustigen Daseyn, und die damaligen Erzähler berichten von einem so häufigen, raschen, und kostspieligen Modewechsel, daß nach den

Worten der Limburger Chronik wer gestern noch ein Schneider war, heute nicht eine Fliege mehr taugte.

Karl's erste öffentliche Aufgabe war das im Großen zu bekämpfen, was im Kleinen in Nürnberg ihm gelungen war. Da die Züricher durch die Züchtigung der Habsburger Grafen den Zorn des Hauses Oesterreich auf sich geladen hatten, waren sie zur Eidgenossenschaft getreten; bald darauf hatte auch Glarus, das von Oesterreich zum Krieg gegen Zürich aufgeboten worden war und über die Behandlung von dem österreichischen Landvogt zu Näfels und andere Unbilden zu klagen hatte, sich (1352) denselben angeschlossen. Zug, bisher auch österreichisch, hatte ein Gleiches gethan, so daß der Herzog Albrecht, obgleich ihm seine Rechte vorbehalten worden waren, doch beschloß, sie zu züchtigen, und deßhalb den wichtigsten Ort Zürich belagerte, aber bald durch des Markgrafen Ludwig Vermittlung gegen das Versprechen wieder abzog, die Eidgenossen wollten keine österreichischen Leute mehr in ihren Bund aufnehmen. Da trat auch Bern (1353) in den Bund. Der Herzog aber war nun der Meinung, Zug und Glarus solle von den Eidgenossen lassen, und als diese sich weigerten, so brachte er die Sache an den Kaiser. Der befahl ihnen erst den Rücktritt, insbesondere den Zürichern, weil ihnen ohne seine Erlaubniß nicht zustehe sich zu verbinden, und da sie erklärten, ihren Schwur halten zu wollen, ließ er ihnen (1354 Juli) Reichskrieg ansagen. Der Zug, von Oesterreich mit großer Macht und vielen Freunden unternommen, auch vom Kaiser mit vielem Volke, ging gegen Zürich. An 40,000 Knechte zu Roß und Fuß, an 4000 Ritter lagerten vor der Stadt; ein großes Heer, aber nicht einig unter sich und besonders durch Abneigung gegen Oesterreich unkräftig. Da erhob sich auf einmal auf einem hohen Thurm der Stadt der Adler des Reichs im goldnen Felde, als Zeichen, daß Zürich nicht daran gedacht hatte von seiner Treue am Reiche zu weichen. Bei diesem Anblick wurde die ohnedies den Zürichern und den Eidgenossen gewogene Stimmung der Meisten laut, und Karl erklärte, es sey nicht recht, gegen den Willen der meisten Stände eine Stadt des Reichs mit Krieg zu überziehen; da die Meisten den Vorbehalt der ewigen Bünde gut zu heißen schienen, so bleibe ihm nichts übrig, als dieses auszusprechen. Das gab die Losung zum Abzug. Das Reichsheer enteilte, gleichsam in Flucht, die Oesterreicher setzten die Fehde matt und schläfrig fort. Karl's Versuche, die Eidgenossenschaft durch

List zu trennen, mißlangen. Die noch jugendliche Eidgenossenschaft hatte ohne Schlacht einen großen Sieg gewonnen.

Dennoch gedachte Karl den Plan, das Reich in Einheit zu erhalten, auf einem andern Wege durchzusetzen. Vorerst schien es ihm nothwendig sich des römischen Kaisertitels zu versichern. Clemens VI. hatte bis an seinen Tod (1352 Dec. 6.) die Erlaubniß zum Römerzuge, die ohnedies sehr beschränkt war, zu geben verweigert; erst Innocenz VI. gab sie, schickte aber auch den gewandten Spanier Egidio Albornoz als Cardinallegaten nach Rom, um hier die päpstliche Herrschaft wieder herzustellen. Im Gefolge des Cardinals war auch Rienzi, der nach mancherlei Abentheuern endlich nach Avignon gekommen war, und den Innocenz für eine geeignete Person hielt, um das päpstliche Ansehen zu befestigen. Rienzi erhielt den Rang eines Senators, machte sich aber so verächtlich und verhaßt, daß er (1354) in einem Aufstande erschlagen wurde. Um dieselbe Zeit machte sich Karl mit einem blos friedlichen Gefolge, weder mit Ludwig noch mit Heinrich zu vergleichen, nach Italien auf, zog, von den Visconti's ehrfurchtsvoll und mit Geschenken empfangen, in Mailand ein, wo er (6. Jan.) die lombardische Krone empfing, ging dann über Pisa und Siena nach Rom, besuchte am grünen Donnerstag (2. April) als Pilger die heiligen Oerter und die alten Denkmale, verweilte bis zum Osterabend, hielt dann am Ostertag seinen feierlichen Einzug (5. April), wurde durch den Cardinal Bertrand von Ostia nebst seiner Gemahlin gekrönt, und verließ noch an demselben Tage die Stadt, trotz der Bitten der Römer, die Herrschaft über die Stadt zu übernehmen oder ihnen ihre alte Freiheit wiederzugeben. Ruhmlos und ungeehrt eilte er durch Toscana und die Lombardei zurück, nur Geld, einen Titel, und noch größere Verachtung der Italiener gegen die Deutschen mit nach Hause bringend.

Hier sollte nun Hand an das große Werk gelegt werden, das in sich zerrissene Reich durch ein künstliches Mittel wieder zu vereinigen, oder seinen gegenwärtigen Bestand zu befestigen. Es war allerdings viel zu thun; die Städte, der Adel, die Fürsten, alle standen einander feindlich und mißtrauisch entgegen und es fehlte nur, daß man auch noch gegen den Kaiser Mißtrauen faßte und sich förmlich ihm widersetzte. Das Münzwesen war in greulicher Unordnung; die Pflege des Rechts war verwildert, und auf Straßen und Wegen keine Sicherheit. Ob der Kaiser der päpstlichen Bestätigung bedürfe, war

zwar schon zu Rense besprochen worden, doch bedurfte es noch mancher genauer Bestimmungen. Endlich war auch zwar seit ohngefähr hundert Jahren das Wahlrecht ein Vorzug von sieben Fürsten geworden, da sich aber die weltlichen Kurfürsten in mehrere Linien theilten, so hatte die Verwirrung, wie bei den letzten Wahlen geschehen worden war, nur eine andere Gestalt bekommen, war aber nicht aufgehoben worden. Daß Karl den guten Willen hatte, durchgreifend zu helfen, soll nicht bestritten werden, daß aber die (1356 Jan. 10.) zu Nürnberg endlich in 23 Capiteln publicirte, zu Metz (Dec.) mit 7. Capiteln vollendete goldene Bulle, das erste Reichsgrundgesetz, nur der Unordnung über das Wahlrecht vorbeugte, und durch die den Kurfürsten gegebenen Rechte zu dem alten Unheil neues hinzufügte, ist gewiß nicht zu leugnen. Die Kurfürsten, Mainz, Trier, Cöln, Böhmen, Pfalz, Sachsen-Wittenberg, Brandenburg, wurden aus einer bisher nur vorübergehend zusammentretenden Commission, die außer dem Wahlrecht keine Vorzüge genoß, ein neuer über den andern Fürsten erhöhter Stand, der gewissermaßen einen dem Kaiser zur Seite stehenden höchsten Reichsrath bildete, und dessen Vorrechte, besonders das des territorii clausi (geschlossenen Gebiets) wodurch aller Adel und alle Städte innerhalb desselben dem Kurfürsten als Landesherrn zu gehorchen haben sollten, von den andern Fürsten mit Neid angesehen und mit Begierde an sich gerissen wurden. Die Städte hörten mit Unmuth daß sie ihr Verbindungsrecht, das einzige Mittel sich vor den Mächtigen zu schützen, aufgeben sollten; allen andern Beschwerden, zumal der des Münzwesens, war gar nicht abgeholfen, und so war dies neue Gesetz eigentlich das Samenkorn, aus dem alles nachher wuchernde Unkraut emporwuchs.

XXIV. Die Verhältnisse Frankreichs und Englands. Spanische und portugiesische Geschichten.

Das Reich im Gegensatz gegen die andern Länder. Zusammenhang Spaniens, Frankreichs, und Englands. Eduard III. Philipp von Valois. Flandrische Bürgerkriege. Die Bürger gegen den Adel. Mordtag in Courtray. Der Graf Louis gefangen. Die Stadt Brügge gegen Gent. Die Brüggelingen geschlagen. Friede von Arques. Unsicherer Zustand Flanderns. König Philipp gegen Flandern. Schlacht bei Cassel. Herstellung der Ordnung. Eduard III. gegen Philipp von Valois. Jakob Artevelde in Gent. Schlacht von Sluys. Der Erbfolgestreit in Bretagne. Der Ritterorden vom Hosenband. Fortsetzung des Kriegs. Sturz des Jakob Artevelde. Eduard fällt in Frankreich ein. Schlacht von Crecy. Walter Mauny. Schlacht von Nevilscroß. Einnahme von Calais. Der schwarze Tod. Tod Philipp's von Valois. Gährung in Frankreich. Zweikampf in der Bretagne. Die drei Stände. Wiederausbruch des Kriegs. Schlacht von Maupertuis. Der Herzog Karl und die Stände. Bewegungen in Paris. Herstellung der Ordnung in Paris. Die Jacquerie. Friede von Bretigny. Karl der Weise. Castilien. Pedro der Grausame. Bertrand du Guesclin vor Avignon. Graf Henrique wird König. Pedro wird ermordet. Portugal.

Wenn man blos nach den äußern Erscheinungen urtheilt, so macht freilich das damalige Reich deutscher Nation, vergleiche man es nun mit der Zeit der Heinriche und Friedriche aus salischem und hohenstaufischem Geschlecht, oder mit den gleichzeitigen Reichen Frankreich und England, keinen imposanten Eindruck; Ludwig's des Bayern, Karl's des Böhmen Persönlichkeit tritt hinter der ritterlichen Pracht Eduard's von Windsor, Philipp's von Valois, und Alfonsen's XI. von Castilien, in einen ziemlich unscheinbaren Hintergrund; was ist Seifrid Schweppermann gegen einen Schotten Douglas oder Randolf oder vollends gegen den Bretagner Bertrand du Guesclin; was bedeutet die Schlacht von Ampfing gegen die Felder von Tarifa, Halidon Hill, Nevilscroß, Cressy, Maupertuis! Wie bedeutungslos erscheint der Kampf der Städte und des Adels, wenn man die dabei aufgebotenen Kräfte würdigt und die verrichteten Thaten betrachtet, gegen den gleich einem ungeheuren Buhurd durchgefochtenen Kampf Englands und Frankreichs! Allerdings nimmt in dieser Betrachtung das deutsche Reich von nun an eine untergeordnete Stelle ein, und die Augen der Zuschauer wenden sich lieber zu den reich- und buntge-

stalteten Gemälden, die in jenen Ländern sich darbieten. Richtet man hingegen von diesen allerdings glänzenden Erscheinungen seinen Blick auf die zwei Hauptpunkte des Mittelalters, die Kirche und das Reich, so sieht man, daß trotz jener Unscheinbarkeit des äußern Auftretens dennoch in diesen Gestalten eine tiefe Bedeutung lag, daß auf dem deutschen Boden die wichtigen Fragen der Zeit in ihrer weitern Entwicklung die Gemüther bewegten, daß auf kirchlichem Felde die Forderung eines Concils, das allein die Wirren lösen zu können schien, war aufgestellt worden, daß auf politischem die Verhältnisse der Stände unter sich und zum Ganzen zur Sprache gebracht worden waren, daß insbesondere die Stellung des demokratischen Elements zum aristokratischen eine wichtige Frage war, kurz, daß sich hier das Leben durch Streite über Principien, über Ideen, bewegt und angeregt fand, während diese ersten und wichtigsten Fragen in den andern Ländern nur nebenher zur Sprache kamen, und die ganze, großartig scheinende Lebendigkeit nicht von geistigen, sondern nur von rein materiellen Interessen hervorgebracht worden war. Darum bleibt denn auch das deutsche Reich der weltliche, wie die römische Kirche der geistige Kern des Mittelalters, und alle andern großartigen Erfindungen und Entdeckungen müssen gegen das endlich auf dem deutschen Boden erfochtene Resultat der Reformation dennoch zurückstehen; sie ist die eigentliche Grenzscheide des Mittelalters.

Aber wiederum ist nicht zu bestreiten, daß an äußerem Eindruck die Geschichten Spaniens, Frankreichs, und Englands, weit reicher, weit — so zu sagen — malerischer sind. Auch sind sie unter sich, und besonders Frankreich und England so innig mit einander verflochten, daß sie eigentlich nur ein Ganzes ausmachen. Hat doch auch der Herodot Frankreichs, der liebenswürdig geschwätzige Jehan Froissart, in der Geschichte seiner Zeit sich nicht blos auf das französische Gebiet beschränkt, sondern führt uns, wie es eben der natürliche Zusammenhang seiner Erzählung erfordert, über den Canal und über die Pyrenäen, und trifft auf den Fluren seines schönen Frankreichs immer wieder rechtzeitig ein! Die Politik der Gegenwart, die diese drei Länder zu innigem Antheil an jeder in den Grenzen des Andern vorgehenden Bewegung verpflichtet, war damals in ihrem Entstehen, und die dringendsten Gründe riefen die gegenseitige Beobachtung hervor. Das war aber zunächst der englisch-französische Erbfolgekrieg.

Eduard II., der Gemahl Isabella's, der schönen Tochter Phi-

lipp's des Schönen, war nach seinem unglücklichen Treffen bei Bannockburn mit Wissen und Willen der englischen Großen in die Leitung eines andern Günstlings, Hugh le Despenser, gerathen, der mit seinem gleichnamigen Vater bald eine noch größere Gewalt als früher Gaveston über den schwachen König ausübte. Die Folge davon war Unzufriedenheit der Großen und insbesondere der Königin, obgleich ihr ein Anlaß feindlich gegen ihren Gemahl aufzutreten erwünscht gewesen zu seyn scheint, um sich mit dem Lord Roger Mortimer Graf de la Marche näher verbinden zu können. So kehrte sie endlich von einer Abwesenheit in Frankreich mit einem Heere zurück, die Spenser wurden gefangen und hingerichtet, Eduard, den Niemand in Schutz nahm, woraus wohl am gewissesten die Schwäche und Unfähigkeit dieses Königs erhellt, gefangen, abgesetzt, und heimlich ermordet, sein und Isabella's Sohn Eduard aber zum König erhoben, der noch jung und unerfahren die Zügel der Regierung zunächst in der Hand seiner Mutter und ihres Günstlings Mortimer ließ, so daß England nun die dritte Günstlingsherrschaft erlebte. Die Unzufriedenheit der Nation und der Großen wurde durch die Anerkennung Schottlands und die Hinrichtung des Grafen von Kent, eines Oheims des Königs, immer höher gesteigert, die Anmaßung Mortimer's wurde immer unerträglicher, und als Eduard endlich in seinem achtzehenten Jahr den Entschluß faßte selbst zu regieren, durfte er es wagen den Günstling (1330 Okt. 19.) verhaften und wegen Notorietät seiner Verbrechen ohne langen Prozeß (Nov. 29.) hinrichten zu lassen. Seine Mutter wurde von allen Regierungsangelegenheiten entfernt und auf einen Wittwensitz gebracht, wo sie noch siebenundzwanzig Jahre lebte.

Eduard III. hatte anfangs nicht daran gedacht auf die französische Krone Ansprüche zu machen. Auf Philipp den Schönen waren nämlich nacheinander seine drei Söhne gefolgt, Louis X. Hütin (1314—1316), Philippe le Long (1317—1322), und Charles le Bel (1322—1328) welche nur weibliche Nachkommenschaft hinterlassen hatten. Nun hatte schon Philipp der Lange Johanna die Tochter seines Bruders durch eine Berufung auf das salische Gesetz verdrängt, nach welchem Frauen nicht der Thronfolge fähig seyn sollten, wiewohl diese Anwendung hier nur ein plausibler Vorwand war, um Philipp's Herrschsucht zu befriedigen, und das durch den Zufall der bisher nie mangelnden männlichen Erbfolge begründete Recht wenigstens in der Ansicht der großen Menge weit mehr Nachdruck besaß;

sein Beispiel bahnte seinem Bruder Karl, der nun ohne alle Einrede ihm folgte, den Weg, und im Laufe weniger Jahre hatte sich so eine rechtliche Ansicht gegründet und befestigt, die besonders gegen die Ansprüche eines Ausländers mit der größten Bestimmtheit auftrat. Philipp von Valois, der Sohn von Philipp's des Schönen Bruder Karl, den die Italiener Carlo Senzaterra nannten, hatte sich (1328) ohne Widerrede von Seite der Stände des Throns bemächtigt und von Eduard sogar die Huldigung für Guyenne und Poitou erhalten. Beide Könige hatten im Anfange ihrer Regierung ganz andere Richtungen. Eduard war mit den schottischen Angelegenheiten beschäftigt, indem nach Bruce's Tod (1329) während der Minderjährigkeit seines Sohns David diejenigen Großen in Nordengland, welche ihre Ansprüche auf die früher in Schottland besessenen Lehen nicht befriedigt sahen, dem in der Normandie lebenden Eduard Baliol, Sohn des früheren Königs Johann Baliol, den Anlaß gaben, als Prätendent aufzutreten. Ihm gelang es auch mit wunderbarem Glück sich in wenigen Wochen fast des ganzen Landes zu bemächtigen, die Krönung zu Scone (1332 Sept. 24.) zu erlangen, dann mit Eduard's Hülfe, dessen Oberhoheit er anerkannt hatte, den Reichsverweser Archimbald Douglas (1333 Juli 19.) bei Halidonhill zu schlagen und den jungen David Bruce zur Flucht nach Frankreich zu nöthigen. Indessen wurde Baliol, obgleich auch ein Parlament zu Edinburg ihn (1334 Febr. 12.) als König anerkannte und die englische Oberlehnsherrlichkeit bestätigte, von den Lords im nördlichen Schottland doch fortwährend bekriegt, konnte sich nur mit Eduard's Hülfe halten, und mußte, da dieser seine Plane auf Frankreich zu verwirklichen strebte, endlich vor dem aus Frankreich (1341) zurückgekehrten David Bruce wieder entweichen.

Indessen hatte Philipp von Valois die flandrischen Kriege wieder aufgenommen. Hier war gerade so wie in den übrigen Ländern aus der kräftigen Entwicklung der Städte ein so heftiger Gegensatz gegen die Aristokratie, den Fürsten und den Adel, entstanden, daß der letztere sah es handle sich um nichts Geringeres als um seine ganze Existenz. Als nach dem Tode des Grafen Robert (1322 Sept. 17.) sein Enkel Louis von Nevers mit der Grafschaft belehnt wurde, erhielt des neuen Grafen Großoheim Johann von Namur das Amt eines Watergrafen, und glaubte als solcher in Sluys einem eigenen Stapelplatz errichten zu dürfen, ließ einen Krahnen bauen, und verletzte so die Privilegien der nur drei Meilen entfernten Stadt

Brügge. Die trotzigen Brüggelingen, die nebst Gent und Ypern an der Spitze von ganz Flandern standen, wollten sich das nicht gefallen lassen, machten zuerst Vorstellungen, dann ergriffen sie die Waffen. Vergebens eilte Louis selbst von Courtray nach Brügge; ohne durch ihn aufgehalten zu werden, nahmen ihn die Brüggelingen, um ihrer Sache einen rechtlichen Schein zu geben, selbst mit gegen Sluys. Johann von Namur verlor, als er den Grafen auf der Seite seiner Gegner sah, die Besonnenheit, ergriff halbe Maaßregeln, schlug zwar den ersten Haufen der Brüggelingen zurück, mußte aber der Ueberzahl weichen, wurde eingeschlossen, gefangen, und nach Brügge in den Grafenstein gebracht. Nur die dringendsten Bitten des Grafen Louis erretteten ihn von der Wuth des Volkes, das ihn in Stücke reißen wollte und nun an Sluys seinen Muth kühlte das gänzlich zerstört wurde. Nun hielt sich Louis selbst nicht mehr für sicher, begab sich nach Paris, und bat den König um Hülfe. Zuerst aber wünschte man den Johann von Namur zu befreien, aber dazu wollten sich die Brüggelingen nur verstehen, wenn das Amt des Watergrafen ihm wieder genommen und ihnen für die im Krieg begangenen Gewaltthat, Ermordung vieler Edeln, und Zerstörung von Sluys, Verzeihung zugesichert würde. Dessen weigerte sich der Gefangene und der Adel, und man unterhandelte hin und her, als auf einmal (1323 Okt. 1.) Johann durch Vermittlung Johann's von Doren in dessen nebenanstoßendes Haus und von da über Boulogne nach Frankreich entfloh, und nun beim König Karl gegen die Brüggelingen klagend auftrat. Von diesem wurde er auch in seinem Recht als Watergraf bestätigt, und die Brüggelingen, die nun zu sehen glaubten, daß sie es nicht nur mit dem Grafen Johann, sondern mit dem ganzen Adel, den Fürsten, und dem Könige von Frankreich zu thun hätten, wurden nun ängstlich, schickten an den Grafen Louis, der nach Gent zurückgekehrt war, und baten um Verzeihung, die sie auch gegen 66,000 Pfd. die sie dem Grafen zahlten, außerdem was die Unterhändler bezogen, erlangten, und so ward die Ruhe zunächst wieder hergestellt. Allein das war von kurzer Dauer. Louis in Frankreich erzogen zog sich nach Nevers zurück, und gab einem Herrn von Aspremont einem sogar der flämischen Sprache unkundigen Franzosen die Verwaltung. Erzeugte nun schon dieser Umstand bei dem immer und ohnedies unruhigen flandrischen Volke eine Menge Unruhen, die durch des Grafen Louis von Zeit zu Zeit erfolgende Rückkehr und nachgiebige Maaßregeln nur durch Palliativkuren beigelegt wurden, so kam noch der Haß des

Adels und der Bürger als eine unversiegbare Quelle bürgerlicher Verwirrungen dazu. Die Bürger beschlossen förmlich die Burgen des Adels zu brechen, und (1325) der Bürgerkrieg brach aus. Lambert Boonen, Siger Jansson, und Nikolaus Zannekin, waren die Anführer des Volkes. Besonders übte der letztere selbst in seiner Heimath Veurne (Furnes) aus der er vertrieben war noch abwesend einen großen Einfluß aus. Jansson und Zannekin zogen sogleich gegen Nieupoort, wo sie eben so wie in Furnes, mit offenen Armen aufgenommen wurden. Da sie nun auch Bergen bedrohten, so konnte der Oheim des Grafen Louis, Graf Robert, der sich auf seinem Schlosse Wal im Walde von Nieppe aufzuhalten und um die öffentlichen Dinge nicht viel zu kümmern pflegte, dem Nieupoort gehörte, auch deßwegen nicht länger gleichgültig bleiben, weil der Adel gegen ihn Verdacht, als begünstige er die Bürger, zu hegen anfing. So zog er denn gegen die in drei Haufen, von denen Jansson den ersten führte, der aus Leuten von dem Ostquartier bestand, den zweiten die Leute aus Veurne unter Zannekin, den dritten die Nieupoorter bildeten, herankommenden Aufrührer. Robert war mit seinen Leuten, die wenig guten Willen hatten, bis Dünkirchen gekommen und hatte sich schon aus der Stadt begeben, um die an der Küste, den Dünen, daherziehenden Bürger anzugreifen, als es den Adeligen, die er bei sich hatte, schimpflich vorkam, sich mit solchem Bürgervolk zu schlagen; er selbst wurde von einem aus ihnen, der das Pferd des Grafen beim Zügel ergriff, gezwungen in die Stadt umzukehren, der übrige Adel ergriff die Flucht, die Gemeinen gingen alle zu den Aufrührern über. Als dieser blutlose Sieg ruchbar wurde, trat Bergen, Cassel, Bailleul, Thorout, Rousselaere, Courtray, mit allen ihren Landgütern und Lehensleuten zu Zannekin über, der nun wie wenn er König oder Graf wäre überall Amtleute und Obersten einsetzte, die die Angriffe des Adels abwehren sollten. Er selbst brach gegen Ypern auf, das noch treu am Grafen hing. Alle Burgen und festen Häuser des Adels wurden indessen gebrochen, selbst des Grafen Robert's Häuser zu Cassel und Dünkirchen, um für den Mord von sechs Bürgern zu büßen, die als Unterhändler um dem Kampf vorzubeugen zu ihm gesendet worden waren und die er bei Suutcote vor seinen Augen hatte niederhauen lassen. Als nun Walter Ratger, der Ardenburg belagerte, bis in die vier Ambachten drang, kam es unter den Bürgern selbst zum Bruch. Denn die Genter zogen ihm entgegen, schlugen ihn, und jagten ihn bis Ardenburg zurück, weil sie sich als die Schutzherren der vier Am-

bachten betrachteten. Zu ihnen war auch der Graf Louis gekommen, der nun einen Stillstand (24. März) dahin zu Stande brachte, daß Leib und Leben und Heimat Jedem gesichert, die ganze Sache aber nach dem Urtheil der Genter, der Yperlingen, und des Grafen Robert geschlichtet werden sollte. Allein die hiezu ernannten Schiedsrichter konnten sich vor der ihnen überall folgenden Menge nirgends sicher versammeln, und als sie sich (11. Juni) in das Kloster St. Maria von Duynen begeben hatten, wurden sie von Jansson und Zannekin und ihrem bewaffneten Haufen auch dorthin verfolgt und so geängstigt, daß sie sich ihres Auftrages begaben. Nun brach das Volk von Veurne und Courtray aufs neue los. Louis wollte jetzt ernstliche Mittel gebrauchen, ließ in Ypern, wo er sich aufhielt, einige von den Ostleuten Nachts aufgreifen und hinrichten, und ging mit 400 Adeligen nach Courtray, um hier Ruhe zu erhalten. Dorthin hatten die Brüggelingen sechs Gesandte geschickt, welche Louis fest nehmen und die Stadt wieder Treue schwören ließ. Als aber die Nachricht davon nach Brügge kam, gerieth Alles in Wuth, und sogleich wurden fünftausend auserlesene Leute abgeschickt, um ihre wie sie versicherten in friedlicher Absicht gekommenen Landsleute im Guten oder im Bösen von dem Grafen zurückzubegehren. Louis wollte jedoch diesem Trotz schlechterdings nicht weichen, er griff zur Wehr, und um sie von der Stadt abzuhalten, ließ er die auf der Seite nach Brügge gelegenen Vorstädte anzünden. Aber dieser Entschluß war sein Unglück. Ein eben entstehender heftiger Nordwind trug an dem heißen Tag des 21. Juni in einem sehr trocken Sommer die Flamme über die Mauer und den Fluß Lys (Leye) herüber in die Stadt und bald stand ein großer Theil derselben in Brand. War nun schon vorher die Bürgerschaft dem Grafen und dem Adel gar nicht hold, und nur aus Ehrgefühl und Furcht nicht aber aus Neigung ihrem Eide treu gewesen, so brach jetzt, als sie die Flamme ihre Wohnungen ergreifen sahen, der kaum unterdrückte Haß doppelt heftig hervor. Wie Louis die Gewalt des Brandes sah, wollte er mit den gefangenen Brüggelingen eilig nach Lille entfliehen. Aber das Volk sperrte die Thore, und fiel nun mit jeder Waffe, die der Zufall in die Hand gab, mit Schwerdtern, Keulen, Hämmern, über die Fremden her, und der Adel wie die Gemeinen wurde schonungslos erschlagen. Auch die Weiber eilten wie wüthende Bestien herbei, mit furchtbarem Rachegeheul, weder der Häuser noch der Habe Untergang achtend, wenn sie sich nur an dem Adel rächen könnten. Vierundzwanzig Ritter

wurden erschlagen, unter denen der Vornehmste war Jean Dampierre von Nesle, dessen mütterlicher Großvater der Connetable Raoul de Nesle in der Sporenschlacht bei Courtray gefallen war. Von den Leichen der durch das Feuer und das Schwerdt Umgekommenen war der Markt angefüllt. Mitten im Kampf war auch der Graf ohne eine Wunde gefangen und mit sechs Edlen in sichern Gewahrsam gebracht worden. Johann von Namur entkam leicht verwundet mit einigen andern Edlen durch das Thor von Lille. Am andern Morgen machte man den Brüggelingen die Thore auf und übergab ihnen den Grafen als Gefangenen. Mit Thränen bat dieser seinen sechs Mitgefangenen das Leben zu schenken und gleich ihm sie als Gefangene zu behalten, aber vor seinen Augen wurden sie, weil sie ihm den Rath gegeben haben sollten die in Ypern Nachts Ergriffenen hinzurichten, niedergehauen und in Stücken zerrissen, er selbst auf einen Klepper gesetzt, von den Aufrührern nach Brügge gebracht, und hier vierundzwanzig Wochen in den Falen, einem öffentlichen Gebäude, gefangen gehalten.

Während dieser Vorfälle verhielt sich der Graf Robert ganz ruhig in seinem Waldschloß. In der Stadt Ypern aber machte sich Zannekin zum völligen Herrn, der Rath und die ansehnlichen Einwohner entwichen, und ein tolles Pöbelregiment begann auch hier. Einer Botschaft des Königs Karl von Frankreich, sie sollten den Grafen freilassen, entgegneten die Brüggelingen, nur unter der Bedingung, daß die Genter und Oudenaarder ihnen ihre Lehnsleute zurückgäben, würden sie es thun, und sie forderten nun den Grafen Robert auf, als Regent von Flandern an ihre Spitze zu treten. Diese Aufforderung, an welche sich die Hoffnung der flandrischen Grafschaft selbst anschloß, bewog den Grafen, seine Zurückgezogenheit zu verlassen und die Regentschaft zu übernehmen. Sofort kam es zur Fehde zwischen Brügge und Gent und Oudenaarde. Die Brüggelingen zogen mit einem großen Heer gegen Gent, und lagerten sich bei Donsa; von hier zog Robert mit einer Abtheilung gen Oudenaarde, die andern wollten, wenn noch mehr Leute zusammengekommen seyn würden, die Stadt Gent belagern. Da beschlossen die Genter sie unversehens zu überfallen, und zogen unter dem riesiggroßen und starken Wilhelm Wennemar am 12. Juli aus, um von Nivelle aus am nächsten Morgen über die Brüggelingen, die sie meineidige Verräther schimpften, herzufallen. Diesen wurde aber der Anschlag durch ein Weib verrathen, eilig zogen sie von Oudenaarde Verstärkung und

erwarteten in der Dämmerung des 15. Juli in guter Ordnung die heranziehenden Genter. An der Brücke von Rekel kam es zu einem blutigen Gefecht, das beiden Theilen viel kostete, doch entschied der Fall Wennemars endlich die Niederlage der Genter. Robert gab nun die Belagerung von Oudenaarde auf und das ganze Heer lagerte sich vor Gent. Friedensunterhandlungen, die auf Antrag Frankreichs angeknüpft worden waren, zersplitterten wieder an der Unverträglichkeit der Städte Gent und Brügge, und wie hier Robert, so stellte sich Johann von Namur, der Todfeind der Brüggelingen, an die Spitze von Gent, und führte ebenfalls den Namen eines Regenten von Flandern. Er besetzte Oudenaarde, Courtray, und alle Orte zwischen Schelde und Lys, wie er aber nach Geerdsbergen Besatzung legen wollte, um den Verkehr mit Brabant und Hennegau zu sichern, ließen die Bürger ihn anfangs einziehen, so daß schon einige hundert in der Stadt waren, mit diesen der Herr von Gaure, den sie wegen seiner prächtigen Rüstung für Johann hielten. Nun schlossen sie rasch die Thore, schlugen den Herrn von Gaure mit ohngefähr dreihunderten todt, nur wenige entrannen theils in St. Adrians Münster, theils wehrlos über die Mauern aus der Stadt. Johann aber kehrte schwer ergrimmt nach Gent zurück, und rächte sich dafür an den seiner Meinung nach hieran schuldigen Webern, von denen an dreitausend erschlagen oder verjagt wurden. Die Vertriebenen schlossen sich an die Brügger an. Diese aber, welche nicht mit Unrecht die Stadt Gent wegen innerer Zwietracht für geschwächt hielten, zogen an die lange Brücke vor Gent, verwüsteten von hier aus die ganze Umgebung, und Robert nahm Courtray wieder ein, vertrieb auch alle andere Besatzungen des Johann von Namur, und griff Oudenaarde wieder an. Da kam (im Sept. 1325) ein Schreiben König Karl's an den Schultheiß von Amiens, der dem Grafen Robert und den Brüggelingen gebieten sollte, den gefangenen Grafen Louis, als Lehnsmann und Pair von Frankreich ohneweiters freizulassen und nach Paris zu geleiten, wo er vor des Königs Gericht zu Recht stehen solle, und daselbst sollten auch sie (am 8. Dec.) erscheinen und ihre Klage über den Grafen erheben. Allein die Fläminger erschienen weder, noch sandten sie Jemand in ihrem Namen. Da wandte sich der König an die Kirche; es kam ein Cardinallegat, der mit den Bischöffen Johann von Tournay und Engerrand von Terouenne über ganz Flandern, mit Ausnahme von Gent und Oudenaarde, das Interdikt aussprach. Indessen kümmerte das die

Fläminger nicht, sie blieben den ganzen Winter vor Gent und Oudenaarde liegen, ohne daß Johann von Namur, Hektor Villain, Siger von Courtray, und andere Adelige, die als Freunde des Grafen in Gent eingeschlossen waren, einen Ausfall wagten, erst als die Kälte immer heftiger wurde, zogen sie ab. Robert hob die Belagerung von Oudenaarde völlig auf und ging nach Brügge; Ratger aber, der vor Gent lag, zog sich nur bis Eecloo zurück. Nun rückten die Genter unter Villain und Courtray heraus und trafen zwischen der Stadt Courtray und Oudenaarde auf eine Schaar von achthundert Feinden, die ihnen den Weg versperren wollten. Da schickten sie zwei Barfüßermönche an sie, ob sie für den Grafen schwören oder mit den Gentern kämpfen wollten. Die Antwort war: sie wollten unverzüglich und herzlich gern mit den Biersäufern aus Gent zusammentreffen, und tapfer hielten sie auch den Angriff aus. Aber die Tapferkeit und Kämpfergewandtheit Villain's brachte ihnen eine gänzliche Niederlage bei, aus der nur wenige entkamen. Dieses siegreiche Gefecht brachte das ganze Land zwischen Schelde und Leye, so wie auch die vier Ambachten wieder unter die Herrschaft der Genter, die besonders wegen Villain's und Courtray's Tapferkeit wieder großes Ansehen bekamen. Ratger zog zwar von Eecloo mit überlegener Anzahl gegen Assenede, zündete den Ort an, und schickte sich zu einem Treffen an. Aber schon die Nachricht, daß Villain und Courtray ihnen gegenüberstehe, stimmte den Muth herab, und als ein Hase zwischen den beiden Heeren hindurchlief, betrachteten die Brüggelingen das als ein schlimmes Zeichen. Der Kampf war trotz der Ungleichheit der Anzahl rasch entschieden, gleich beim ersten Angriff warfen die **Brüggelingen** die Waffen weg und ergriffen die Flucht, doch wurden an siebenhundert, worunter Ratger selbst und Balduin Boclam, die Häupter der Aufrührer, erschlagen; viele wurden gefangen und nach Gent gebracht. Siger Janssen und Lambert Boovin entkamen.

Dieser Verlust schlug den Stolz der Brügger zu Boden. Von allen Seiten aufgefordert den Grafen frei zu lassen, sahen sie daß sie am Ende ganz Flandern gegen sich haben würden, da gingen sie kurz vor Weihnachten zum Grafen ins Gefängniß, warfen sich ihm zu Füßen, und baten um seine Verzeihung und Vergebung für das Geschehene. Louis gewährte alles, ging sofort nach Gent und von da nach Frankreich. Die allgemeine Sehnsucht nach Aufhebung des Interdikts und Herstellung des freien Verkehrs beschleunigte einen

Tag der Unterhandlungen, der nach Arques bei St. Omer verlegt wurde. Der Friede wurde dahin abgeschlossen, daß die von Brügge, Ypern, dem Freiland, Courtray, und ihre Genossen bei Courtray ein Karthäuserkloster für zwölf Mönche bauen und allen an Kirchen und Klöstern verübten Schaden gut machen, daß aus Brügge und Courtray dreihundert Männer auf Pilgrimschaft ziehen sollten, hundert nach St. Jago de Compostella, hundert nach St. Gilles in der Provence, hundert zur lieben Frau von Rochemadour in Guyenne; die Brüggelingen sollten dem Grafen aufs neue schwören, und ihm 100,000 Livres Tournois zahlen, dem Johann von Namur 66,000, dem König 200,000, wofür er sie mit Gent und Oudenaarde ausgleichen wolle; gesetzlich Vertriebene sollten es bleiben, gewaltsam Verjagte aber heimkehren dürfen; alle vom Volk ernannten Amtleute, Zunftmeister, u. s. w. sollten abgestellt seyn, der Graf sollte neue Beamte ernennen; Gefangene auf beiden Seiten sollten ohne Lösegeld zurückgegeben werden; alle zehn Jahre sollte dieser Friede durch königliche Bevollmächtigte neu beschworen werden. Die von Geerdsbergen waren wegen ihrer Treulosigkeit gegen Johann von Namur anfangs ausgeschlossen, wurden aber doch gegen 300 Pfd. Groschen ebenfalls in den Frieden begriffen. So wurde denn endlich (1326 Febr. oder März) der Friede geschlossen und das Interdikt wieder aufgehoben.

Hatte aber dem Namen nach der Krieg aufgehört, so war doch der Friede nicht in Wahrheit eingetreten; denn alle jene im Bürgerkrieg bedeutend gewordenen Leute wollten sich nicht bequemen wieder sofort in ihre untergeordnete Stellung zurückzutreten. So wurden in Gent viele die gesetzlich verbannt waren mit Gewalt wieder zurückgeführt, andere die hätten heimkehren dürfen wurden mit Gewalt zurückgehalten. Obgleich der Graf wiederholt an sie schrieb und sie ermahnte, doch endlich einmal gescheit zu werden, so verharrten sie doch auf ihrer Thorheit. Am ärgsten trieb es Jakob Peyt in Bergues, Volkshauptmann daselbst, der jeden ruhigen Bürger als einen Adelsfreund, einen Aristokraten, ohne weiters hinrichten ließ, und um die Grausamkeit noch zu erhöhen, zum Henker stets einen Verwandten, einen Bruder, Schwager, oder andern Blutsfreund, bestimmte, dessen Weigerung für ihn selbst das Todesurtheil war. Besonders war ihm der Klerus ein Gegenstand der Verfolgung und sein offen ausgesprochener Wunsch war, es möchte nur einen Pfaffen geben, und dieser zwischen Himmel und Erde hängen. Endlich erschlu-

gen ihn zwar die Leute von Veurne, er wurde aber durch einen andern, der an seine Stelle trat, völlig ersetzt, und zwei Jahre lang dauerte noch eine Tyrannei, daß alle rechtliche Leute ihres Lebens satt waren. In Brügge erzeugte sein Tod eine ernstliche Rache an seinen Mördern, und Lambert Booven nebst Siger Jansson wurden wieder als Volkshauptleute aufgestellt. Dieser rechtlose Zustand wurde noch ärger als Karl von Frankreich (1328) starb. Aller Handel und Wandel stockte, die Kaufleute waren ausgewandert, der Gottesdienst war eingestellt, Raub und Mord verfolgte die Rentbeamten des Königs und des Grafen, der Adel war nirgends mehr sicher und war entweder nach Gent oder nach Frankreich zu Louis entwichen.

Da bat der Graf den König Philipp, von dem er am Tag vor der Krönung den Ritterschlag empfangen hatte, und dem er am Krönungsfest am Trinitatistag (29. Mai 1328) nach dem Herkommen das Schwerdt vorgetragen und mit sechsundachtzig flandrischen Rittern, alle in eine Farbe gekleidet, gedient hatte, ihm zum ruhigen Besitz seiner Grafschaft zu verhelfen, und Philipp, der besorgte, es möchte der Aufruhr sich auch nach Artois, Vermandois, Nevers verbreiten, gebot dem französischen Heer sich (29. Juli) zu Arras zu sammeln. Nach Tournay, Lille, und St. Omer legte er sichere Leute, ließ sich von Robert von Flandern den Lehenseid schwören und schickte ihn mit zweihundert Geharnischten nach St. Omer, den Grafen Ludwig von Namur nach Lille, er selbst führte das Heer über Blaringhem und Hazebroek über den neuen Graben und lagerte sich am Rutholter Walde. Sein Heer bestand aus zehn Schaaren, im Ganzen 170 Fähnlein, eine gewaltige, den Flämingern weitüberlegene Anzahl. Diese rückten aus Cassel hervor auf einen Berg, wo ihr Lager aus der Ferne sichtbar war. Dem Bürgeraufstand that die Spaltung mit Gent und Oudenaarde großen Schaden. Diese unterwarfen indessen unter Hektor Villain die ganze Seeküste bis gen Brügge. Die Fläminger mußten sich überdies theilen. Zannekin mit den Leuten von Veurne, Nieupoort, Poperinghen, und Cassel blieb gegen den König, die Brüggelingen und Freien gingen unter Jansson gegen Tournay, die von Ypern und Courtray gegen Lille, um den Streifereien zu steuern. Winnoch Fier, der Nachfolger des Jakob Peyt, zog mit den Leuten aus Bergues zu Zannekin. Die geringe Anzahl der Fläminger achtete der Feinde Uebermacht nicht, und der außerordentliche Haß gegen den Adel, dessen Gelderpressungen seit mehr als zwanzig Jahren sie schwer heimgesucht hatte, machte.

daß sie sich dieser Gelegenheit ihre Rache zu sättigen nur erfreuten. Ihrem festen Lager vertrauend, welches Philipp nicht anzugreifen wagte, malten sie einen Hahn auf eine Fahne mit der Unterschrift: Wenn dieser Hahn krähen werde, dann werde Philipp Cassel einnehmen. Da schickte morgens (am 23. Aug.) Philipp Reiterschaaren in die Gegend von Bergues, um Alles aufs ärgste zu verheeren; weil aber alle Leute schon entflohen waren, kümmerte die Fläminger das Feuer der leeren Häuser nicht, und ein Angriff, den Philipp indessen auf Cassel machte, wurde tapfer zurückgewiesen. Eben so wenig lockte sie die Verheerung der Niederung um Cassel. Sie warteten auf ihre Zeit. Diese kam, als die ausgesendeten Reiter zurückgekehrt waren, und im französischen Lager, als nun die Arbeit und Gefahr des Tags vorüber, Alles sorglos der Ruhe und dem Genuß sich überließ. Da beschloß Zannekin, obgleich einige riethen, den Angriff auf die Nacht zu verschieben, jetzt im günstigsten Augenblick, da die Feinde matt und erschöpft seyen, über sie herzufallen. Es war die dritte Stunde nach Mittag.

Da eilten die Flamänder so unbemerkt von der Anhöhe herab ans französische Lager, daß sie nicht eher bemerkt wurden, als bis sie schon völlig da waren, und ganze Haufen von Franzosen, die schon Alles für verloren hielten, ergriffen die Flucht, und erfüllten mit dem Geschrei: Alles sey aus, den ganzen Weg von Cassel bis St. Omer. Der Plan der Bürger war den König todt oder lebendig zu bekommen, und schon waren sie auch bis dicht an sein Zelt gedrungen, als sich der Graf Robert, hier seine Treue ganz unleugbar bewährend, ihnen entgegenwarf und hier mit seinen noch kaum recht gerüsteten Leuten, da selbst die Leibwache Philipp's sich aus dem Staub gemacht hatte, so lange Stand hielt, bis ihm der Graf von Hennegau zu Hülfe kam und nun der übrige Theil des Heers sich waffnen und von seiner blinden Furcht sich erholen konnte. Nun kamen die Leibwächter mit der Oriflamme zurück, es eilte die Ritterschaft in Menge herbei, und in einem zweistündigen blutigen Kampfe wurde das Glück Frankreichs völlig wieder hergestellt. Vom Fußvolk der Holländer und Hennegauer wurde Zannekin, nach heldenmüthigem Widerstande, der einer bessern Sache und eines bessern Ausgangs werth war, überwältigt und erschlagen; sein Tod schlug jedoch die Seinen nicht nieder, und wüthend setzten sie den Kampf fort, bis der Feind ihnen selbst eine Bahn zur Flucht aufthat. Nun ergriff Alles die Flucht, und die verfolgenden Franzosen richteten noch ein

großes Blutbad an. An sechstausend und drüber, fast Alle aus Cassel, Veurne, Bergues, und Broukburg, lagen erschlagen. Cassel wurde sofort eingenommen, geplündert, und als Hauptheerd des Aufruhrs niedergebrannt. Vier Tage verweilte der König auf dem Felde, während welcher Zeit der Abt Nikolaus von Duynes für Veurne, Bergues, und Nieupoort, welches der Adel plündern wollte, Fürbitte einlegte, dann zog er gen Ypern. Die Yperlingen gingen ihm bis an ihr Weichbild entgegen, und brachten einige Häupter des Aufruhrs gefesselt mit, die Philipp sogleich hängen ließ. Dann schickte er den Connetable und den Grafen von Savoyen mit zweitausend Mann hinein, alle Waffen wurden auf den Markt gebracht, die Sturmglocke von den Falen weggenommen, und Jean de Bailleul als Statthalter eingesetzt. Die Brüggelingen zogen auf die Nachricht von der Schlacht von Tournay heran bis gen Dixmuyden, fanden es aber dann doch gerathen, sich der Gnade des Grafen anzuvertrauen und von diesem an den König gewiesen sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Er ließ einige hinrichten, andere mußten auf Lebenszeit auswandern, wieder andere nur drei Jahre lang jenseits der Somme wohnen; fünfhundert junge Leute nahm der König, eine größere Anzahl der Graf mit sich, die erst nach drei Monaten wieder heimkehren durften. Brügge und Ypern mußte auch Geißeln geben, und die Güter der bei Cassel Erschlagenen wurden confiscirt. Nach dieser Einsetzung des Grafen kehrte Philipp über Lille wieder nach Frankreich zurück. Der Graf Louis suchte nun durch weitere nothwendige Maaßregeln seine Herrschaft zu befestigen und die Reste des Aufruhrs zu ersticken. Lambert Booven, und einige andere Volkshäupter wurden hingerichtet, den schuldigen Städten Geldbußen auferlegt. Brügge verlor seine alten Rechte und Freiheiten, doch bekam es einen neuen Freibrief, auch in der freien Landschaft wurden eine Aenderung der Einrichtung getroffen, und da im folgenden Jahre (1329 Febr.) der nach Seeland entflohene Siger Jansson es wagte zurückzukehren, und, nachdem er Ostende und Bredene eingenommen hatte, so frech war selbst auf Brügge loszugehen, so wurde er mit seinem Sohn gefangen und durch seine Hinrichtung der letzte von den bedeutenden Volksführern aus dem Wege geräumt. Auf diese Weise war in Flandern die Ruhe wieder hergestellt, obgleich die milde Regierung des Grafen und das übermüthige Selbstgefühl eines durch eigene Thätigkeit und Fleiß vermöglichen Volkes nach kaum zehen Jahren neue Unordnungen herbeiführte.

Aber hiezu kam es in Verbindung mit einer größern Bewegung. Als König Eduard III. den Tod seines Oheims Karl von Frankreich erfuhr, hatte er zwar auf Navarra und Frankreich Ansprüche gemacht, war aber bald zurückgetreten, und hatte sich auch in dem Streit über die Art der Belehnung mit Guyenne keineswegs hartnäckig gezeigt; daß er auf die französische Krone Ansprüche machte, war das Werk eines Privathasses. An dem französischen Hofe hatte Graf Robert von Artois, mit Philipp's Schwester vermählt, den größten Einfluß besessen, der es nicht vergessen konnte, daß die Grafschaft Artois nach seines in der Schlacht von Courtray getödteten Großvaters Ableben nicht an ihn, sondern nach den in Artois üblichen Rechten an seines Vaters Schwester Mathilde Gräfin von Burgund gefallen war, und seine früheren Bemühungen, die er erst mit Gewalt dann mit Beweisen und Gründen durchzufechten versuchte, alle fruchtlos blieben. Als Philipp den Thron bestieg, hatte Robert den Prozeß erneuert und gehofft, theils durch den plötzlichen Tod seiner Tante (1329 Okt. 27.), deren Ansprüche nun auf ihre Enkelin Johanna, Gemahlin Herzogs Eudo von Burgund, übergingen, theils durch die vorgezeigten, angeblich erst aufgefundenen Urkunden, ein günstigeres Urtheil zu erlangen. Allein diese Urkunden wurden für falsch erkannt, die Verfertigerin derselben, Jeanne Divion, eine übelberüchtigte Person, auf der Folter zum Geständniß gezwungen und durch das Parlament (1331 März 23.) die Urkunden für falsch erklärt, die Divion (6. Okt.) verbrannt, und Robert, den der König vergeblich hatte bewegen wollen, von seinem Verlangen selbst abzustehen, endlich (1332 April 8.) geächtet. Wenn es nun Recht war, daß die Töchter den Enkeln von den Söhnen vorgingen, so war die Anwendung auf die Verhältnisse Eduard's nicht schwer. Robert sah sich, den Sohn des Sohns, aus dem großväterlichen Erbe verdrängt um der Tochter zu weichen; es war also ziemlich analog, wenn auch Eduard der Enkel Philipp's des Schönen vor dem Enkel Philipp's des Kühnen den Vorzug ansprach. Daher begab sich der geflüchtete Graf Robert (1334) nach England, bat Eduard um Schutz und munterte ihn auf seine Ansprüche auf den französischen Thron geltend zu machen. Mit König Philipp bestand ohnedies ein sehr unsicheres Verhältniß, Unterhandlungen hielten von beiden Seiten den äußerlichen Frieden noch aufrecht, bis (Anf. 1336) die Franzosen einen Einfall in Guyenne machten und Philipp die Genugthuung dafür verweigerte. Da setzte sich Eduard erstlich mit dem Kaiser

Ludwig in Verhältniß und knüpfte besonders durch des Grafen Robert's Bekanntschaft in den Niederlanden unterstützt mit den flandrischen Städten eine nahe Verbindung. Zu Gent war Jakob von Artevelde, ein reicher Methbrauer, an die Spitze der Bürgerschaft getreten (1337), die über des Grafen, der im französischen Interesse war, gegen die Engländer genommenen feindseligen Maaßregeln, unter denen der Handel litt, sehr unzufrieden war. Auch Brügge und Ypern wurden von ihm aufgeregt, und er befaß bald eine Macht, wie sie weder Pieter de Koning noch Zannekin besessen hatte. Der Graf und der Adel mußte nach Frankreich flüchten, Artevelde stets von sechzig oder achtzig Dienern umgeben, die sogleich seine Befehle vollzogen, bemächtigte sich der öffentlichen Kassen, zog die Güter der Entflohenen ein, besetzte die Aemter, und lud den König Eduard durch den Bischof von Lincoln, den Eduard mit einer ansehnlichen Begleitung von Rittern, unter denen die Jüngeren schon mit Begierde auf den Ausbruch des Kriegs und eine Gelegenheit sich auszuzeichnen warteten, nach Hennegau zum Grafen Wilhelm geschickt hatte, ein, seine Ansprüche geltend zu machen. Eduard schloß mit Kaiser Ludwig (1337 Aug. 26.) ein Bündniß und erhielt (1338 Sept. 3.) das Reichsvikariat auf der linken Rheinseite. Indessen hatte Philipp wegen des dem Prätendenten Robert von Artois gegebenen Schutzes dem König von England (1337) die französischen Lehen abgesprochen, worauf Eduard (7. Okt.) den Titel eines Königs von Frankreich annahm und an Philipp den Absagebrief schickte. Indessen brach der Krieg doch noch nicht aus. Der Beistand Kaiser Ludwig's erwies sich als ganz unbrauchbar, dieser machte vielmehr nur seine Aussöhnung mit dem Papste vor Augen habend mit Philipp Friede, und auch von den flandrischen Städten ließ sich zunächst kein thätiger Beistand erwarten. Der Krieg war übrigens den Engländern erwünscht, sowohl die Barone gaben ihre Beistimmung als auch die Gemeinen ihren Wunsch zu erkennen, und die eigenen Hülfsmittel Englands waren auch mächtig genug sich dem Krieg zu unterziehen. So konnte dieser endlich (1339 Sept. 20.) von Cambray aus eröffnet werden, beschränkte sich aber auf Plünderung in der Champagne und Picardie, da Philipp, der mit einem zahlreichen Heere bei Vironfosse an der Maas gelagert war, auf das Zureden seiner Räthe die ihm (Okt 22.) angebotene Schlacht nicht annahm sondern sich in seinem Lager befestigte, und Eduard ging bei Einbruch der schlechteren Jahrszeit (Nov.) ohne etwas ausgerichtet zu haben, nachdem er

den unermeßlichen aus England gezogenen Schatz ausgegeben und außerdem noch 300,000 Pfd. Schulden gemacht hatte, wieder nach Brüssel zurück. Hier gewann er die Flandrer zu thätigem Beistand, indem er ihnen versprach Lille, Douay, und Bethüne ihnen wieder zu verschaffen, und indem er auf Arteveldeʼs Rath das Wappen eines Königs von Frankreichs annahm, und dadurch die gegen Philipp bestehenden Verbindlichkeiten und Rücksichten auf sich übertrug. Nun als er sich auch (1340 Febr. 8.) als König von Frankreich hatte ausrufen lassen und die französischen Lilien zu dem englischen Löwen ins Wappen aufgenommen hatte, konnte er auf den Beistand der Flamänder rechnen, und so schickte er sich zu einem neuen Feldzug an, nachdem er von dem Parlament eine bisher nicht vorgekommene Unterstützung erhalten hatte. Mit dem Uebergang nach dem Festlande beschäftigt erhielt er Nachricht, daß Philipp mit Hülfe der Genueser und Normännner eine große Flotte zusammengebracht und den Hafen von Sluys damit besetzt habe, um ihm die Ueberfahrt zu verwehren. Sogleich sammelte Eduard alle in den südlichen Häfen befindlichen Schiffe und fuhr, alles Abrathens seiner Freunde ungeachtet, von Orewell (22. Juni 1340) ab. Mit 120 großen Schiffen und einer verhältnißmäßig großen Anzahl kleiner hielten da zwischen Blankenberg und Sluys auf der hohen See die Franzosen, Normänner, Genueser, und Picarder, unter Hüe Kervel, Pierre Bahüchet, und dem Genueser Barbanera, eine Zahl von 40,000 Mann, so daß die Masten in der Ferne dem König Eduard wie ein Wald erschienen. Mit Freuden ersah er die Feinde und traf nun Anstalten zur Schlacht, obgleich er nur den vierten Theil seiner Feinde stark war. Er ordnete die Schiffe in zwei Reihen, die stärksten voran, immer zwischen zwei mit Bogenschützen bemannte Schiffe ein mit Gensdarmen besetztes, die zweite Reihe bestand blos aus Schützen; die vielen Damen, welche die zu Gent gebliebene Königin besuchen wollten, wurden in die Obhut von 300 Hommes d'Armes und 500 Schützen gegeben. Dann fuhren die Engländer so, daß sie den Feinden die Sonne abgewannen, und sowohl Sonne als Wind im Rücken hatten, was den Normannen anfangs den Wahn verursachte, sie wollten entfliehen, bis sie Eduardʼs eignes Banner sahen und nun wohl einen anderen Gedanken faßten. Da fuhren auch sie auf die Engländer los, und es erhub sich ein heftiges Gefecht, in welchem die englischen Schützen ihre oft gerühmte Furchtbarkeit bewiesen, die feindlichen Verdecke säuberten, und nach einem blutigen und langen

Kampfe (23. Juni an St. Johannisabend) den Sieg gewannen. Nur wenige Schiffe entkamen, die französische Seemacht war vernichtet, an 28,000 Mann waren zu Grunde gegangen. Als dieser große Sieg erfochten war, hielt der König noch die ganze Nacht auf der See unter stetem Jubel kriegerischer Musik, landete am Johannistage, den Morgen nach der Schlacht, und begab sich mit all seinem Adel nach unserer Frauenkirche zu Ardenburg, wo er die Messe hörte, und langte noch am selben Tage zu Gent bei seiner Gemahlin Philippa an.

Aber die Folgen der Schlacht von Sluys waren keineswegs so bedeutend als man erwartete. Philipp fuhr fort sich vertheidigend zu verhalten, ein Angriff auf St. Omer, den Robert von Artois gemacht hatte, mißlang eben so als die Belagerung von Tournay, die Eduard selbst leitete. Eduard bot dem König Philipp einen Zweikampf an, den dieser aber zurückwies, wenn nicht sein Gegner auch das Königreich England mit einsetze. Da vermittelte endlich die Gräfin Johanne von Hennegau, Mutter der Königin von England, (1341 Sept. 25.) einen beiden Theilen sehr erwünschten halbjährigen Waffenstillstand, der wiederholt verlängert wurde, so daß erst der Streit über die Erbfolge in der Bretagne den Krieg neu anregte. Als nämlich Herzog Johann (1341 April 30.) starb, hatte er zwar der Tochter seines verstorbenen Bruders Guy, welche Philipp's Schwestersohn Karl von Blois (1338) geheirathet hatte, die Erbfolge zugedacht, aber sein Stiefbruder Johann von Montfort bemächtigte sich der Hauptstadt Nantes, gerieth darüber mit dem größern Theil der Barone, welche für Karl von Blois waren, in Streit, unterwarf sich zwar dem Urtheil des Parlaments, fand es aber parteiisch, und begab sich nach England zu Eduard, der ihn mit der Grafschaft Richmont belehnte und ihm Hülfe versprach. Nun sprach das Parlament die Bretagne dem Karl von Blois zu, und eine Menge französischer Herren ergriffen für ihn die Waffen, und fielen in der Bretagne ein. Johann von Montfort hatte sich nach Nantes geworfen, wurde hier belagert, und durch Verrath der Bürger, die der Belagerung überdrüssig waren, und Henri's de Leon, den er wegen eines mißlungenen Ausfalles hart getadelt hatte, gefangen genommen, und nach Paris in den Louvre gebracht, wo er einige Jahre blieb. Seine Gemahlin aber, Johanna von Flandern, eine Frau mit männlichem Muth, trat, als sie zu Rennes vernahm, ihr Mann sey gefangen, mit ihrem kleinen Sohn, der auch Johann hieß, tröstend und

ermuthigend unter ihre Diener und Freunde, ließ es an Versprechungen und Geschenken nicht fehlen, schickte dann ihren Sohn nach England, und behauptete sich in Hennebon, als Karl von Blois dieses belagerte, so lange bis der wackere englische Ritter Walter Mauny zum Entsatz angelangt war. Da Karl von Blois sich vor einen andern Ort gelegt hatte, so leitete die Belagerung der castilische Prinz Ludwig de la Cerda, der von Walter Mauny zwar geschlagen und zur Aufhebung der Belagerung gezwungen wurde; allein das Uebergewicht der Franzosen, die eine Stadt nach der andern wegnahmen, nöthigte sie nach England zu gehen und um nachdrücklichere Hülfe zu bitten. Eduard damals in seine Liebe zu der schönen Gräfin Alisa von Salisbury verwickelt, gab gerade ein prächtiges Fest mit Turnier und Tanz, das vierzehen Tage lang dauerte, und alle Blüthe der Ritterschaft vereinigte. Kaum war das Fest vorüber, als außer andern dringenden Angelegenheiten die Bitte der Gräfin Johanna in Erwägung gezogen und Robert von Artois mit fünfundvierzig Segeln in die See geschickt wurde. An der Insel Guernesey warteten sein die Franzosen, zweiunddreißig große Schiffe, dreitausend Genueser, tausend Hommes d'Armes, unter dem Prinzen Ludwig von Castilen. War die Anzahl der französischen Schiffe geringer, so waren dagegen die Schiffe selbst größer, besonders waren neun, und unter diesen wieder drei, von ganz ausnehmender Größe. Das Gefecht das gegen Abend begann wurde mit Heftigkeit bis in die Nacht fortgesetzt; die Gräfin Johanna hatte wie ein Mann mitgekämpft; da nöthigte die Dunkelheit beide Theile zum Rückzug und ein um Mitternacht ausbrechender Sturm trennte sie völlig. Robert war so glücklich mit dem größten Theil seiner Schiffe bei Vannes zu landen, während der Prinz Ludwig gegen die Küste von Biscaya hin verschlagen wurde. Robert belagerte und eroberte Vannes mit Sturm, wurde aber schon nach wenigen Tagen durch Henri de Leon, Olivier Clisson, Robert Beaumanoir wieder (Nov.) daraus vertrieben, entkam mit schweren Wunden, wurde nach England gebracht und starb. Das bewog den König selbst herüberzukommen, er belagerte Vannes, nahm die beiden Herren Olivier Clisson und Henri de Leon gefangen, aber die Entscheidung des Krieges wurde immer weiter hinausgeschoben, indem durch päpstliche Vermittlung (1343) ein Waffenstillstand bis in das dritte Jahr zu Stande kam. Die Strenge mit welcher Philipp gegen diejenigen verfuhr, die er für treulos hielt, indem er den gefangen genommenen Oliver Clisson, der eben erst aus-

gelöst worden war, nach Paris locken und hier mit andern ohne gerichtliche Untersuchung hinrichten ließ, gab der Zwietracht neue Nahrung, indem diese Familien nun auf die englische Seite traten.

Während dieser Kriegsereignisse beschloß König Eduard das Schloß Windsor, wo der Sage zufolge König Artus seinen Hof der runden Tafel gehalten hatte, wieder aufzubauen, und eine Verbindung von vierzig der tapfersten Ritter zu errichten, die jährlich zu Windsor das Georgenfest feiern sollten, und sie sollten die Ritter vom blauen Hosenbande heißen. Hiezu sollten durch Herolde die tapfersten Ritter eingeladen werden, und sollten noch vierzehn Tage nach dem Fest frei Geleit haben. Auch die Königin sollte von dreihundert reichgeschmückten Damen begleitet das Fest verherrlichen. Ob das Symbol des neuen Ordens, das blaue Band, zur Erinnerung an das dem Strumpf der schönen Gräfin von Salisbury entschlüpfte und von Eduard mit den Worten Hony soit qui mal y pense (Hohn dem der Uebles davon denkt) erhaschte Band gewählt worden sey, kann die Geschichte nicht bestimmen, dem romantischen Geiste der Zeit, der in Eduard am lebendigsten hervortritt, ist wenigstens eine solche Galanterie nicht fremd. Vierzehen Tage lang beging man das Fest mit aller Pracht, und viele Ritter aus Flandern, Hennegau, und Brabant hatten sich auch eingefunden, nur aus Frankreich selbst Niemand.

Mit großer Entrüstung vernahm Eduard um diese Zeit die Hinrichtung Clisson's und der andern Herren, und im ersten Zorn gedachte er schon an Henri de Leon Vergeltung zu üben, als der Graf von Derby ihn auf das Unedle, einen Unschuldigen büßen zu lassen, aufmerksam machte, und ihm vielmehr rieth, denselben gegen Lösegeld zu entlassen. Dies geschah und Eduard ließ durch ihn zugleich dem König Philipp erklären, daß er den Waffenstillstand für gebrochen erachte. Noch vor St. Georgentag (1344) kehrte Henri de Leon in die Heimath zurück, wo er bald darauf starb.

Als um diese Zeit auch Johann von Montfort unter einer Verkleidung aus dem Louvre entwischt und nach England gekommen war, beschloß Eduard den Krieg wieder ernstlich zu ergreifen. Der Graf von Derby mußte nach der Guyenne gehen, Montfort kehrte nach der Bretagne zurück, wo er (1315 Sept. 26.) starb, Eduard selbst ging mit seinem Sohn nach den Niederlanden, wurde in Sluys ehrfurchtsvoll empfangen, gab aber durch seine Forderung, die Fläminger sollten seinem Sohn als ihrem Grafen huldigen, wenn nicht

der Graf Louis selbst ihm zu huldigen vorziehe, großes Aergerniß. Die Lage der Dinge in Flandern war so, daß Artevelde zwar eine größere Gewalt besaß als je der Graf, daß er aber eben deswegen gehaßt und geneidet wurde. An die Stelle der alten Streitigkeiten waren die Gegensätze der großen Fabrikherren und der kleinen Städte, der Weber und der Tuchwalker, die in Gent einander ein blutiges Treffen lieferten, getreten, und das Verlangen Eduard's gab einen neuen Anstoß. Mit Erstaunen, ja Entsetzen vernahmen die auf des Königs Schiff Katharina versammelten Fläminger die Zumuthung, doch gaben sie ihm zur Antwort: es sey das eine wichtige Sache, über welche sie allein nicht entscheiden könnten; es müsse das der Gemeinschaft aller flandrischen Städte vorgelegt werden; in einem Monat wollten sie ihm Bescheid geben. Mit dieser Antwort gingen sie von dannen, und als sie in Gent ankamen, erzeugte es hier, wo man immer am Grafen gehangen hatte, in dem Gedanken, man solle das angestammte Fürstenhaus verstoßen, einen allgemeinen Unmuth. Wie er nun selbst später als seine Genossen, da er sich noch bei Eduard verweilt hatte, nach Gent (17. Juli 1345) zurückkam, konnte er schon aus dem Empfang der Bürger, die ihm den Gruß verweigerten, während sie sich sonst vor ihm gebeugt hatten, ersehen, daß etwas gegen ihn im Werke sey. Er ließ daher sogleich sein Haus verbarrikadiren, aber noch während seine Diener damit beschäftigt waren, strömte schon die empörte Menge auf sein Haus zu, fast drei Viertel der ganzen Stadt, das geringe Volk alles. Wohl wehrte sich das Gesinde, allein wie konnte es in die Länge widerstehen? Da trat Artevelde selbst an ein Fenster und suchte mit demüthigen Worten das Volk zu beschwichtigen: Gute Leute, was wollt ihr? was bewegt euch so? warum seyd ihr so erzürnt auf mich? was kann ich euch gethan haben? sagt es mir, und ich will euch völlig nach eurem Willen büssen? Da gaben sie einstimmig zur Antwort: Rechenschaft wollen wir haben von dem großen Schatz von Flandern, den du ohne Recht unterschlagen hast! Ganz sanft entgegnete Artevelde: Gewiß, ihr Herren, an dem Schatz von Flandern habe ich nie etwas genommen. Begebt euch nur ruhig in eure Häuser, ich bitt' euch drum, und kommt morgen früh wieder, dann will ich euch so vollkommene Rechnung ablegen, daß sie euch völlig genügen muß. Nein, schrieen sie einhellig, nein! wir wollen sie gleich! Du sollst uns nicht so entkommen! Wir wissen schon, daß du ihn ausgeleert und ohne unser Wissen nach England geschickt hast; dafür mußt du sterben. Als Arte-

velde das hörte, faltete er seine Hände und fieng an — gewiß mehr von dem ganz unwahren von seinen Feinden aufgebrachten Vorwurf als von dem Gedanken des Todes bewegt — herzlich zu weinen und sprach: Ihr Herren, alles was ich bin, dazu habt ihr mich gemacht: ihr habt mir ehedem geschworen, daß ihr mich gegen alle Menschen vertheidigen wolltet, und nun wollt ihr mich ermorden. Thun könnt ihr es, wenn ihr wollt. Denn ich bin nur ein einziger Mensch unter euch allen. Bedenkt euch doch, um Gott, geht in die vergangene Zeit zurück, und erwägt die Dienste und Gefälligkeiten, die ich euch ehedem gethan habe. Ihr wollt mir schlechten Lohn für meine Dienste geben. Wisset ihr nicht, wie der Handel heruntergekommen war in diesem Lande, und wie ich ihn gehoben habe. Dann habe ich euch in solchem Frieden regiert, daß ihr unter meiner Verwaltung alle Dinge nach Wunsch gehabt habt, Getreide, Haber, kurz alle Lebensmittel; so daß ihr euch erholt habt und wohl befindet. Da fingen sie wieder Alle an zu schreien: Herunter und nicht mehr so da oben gepredigt: denn Rechenschaft wollen wir haben für den großen Schatz von Flandern, den du nur zu lang in deinen Händen gehabt hast. Damit es hinfort keinem Beamten mehr einfalle, die Güter eines Landesfürsten oder eines Landes einzunehmen, ohne Rechenschaft davon zu geben. Als er nun sah, daß nichts auf sie Eindruck machte, schloß er das Fenster und wollte durch sein Hintergebäude in eine anstoßende Kirche entkommen, aber die wüthende Menge war schon in das Haus gedrungen, er wurde übermannt, und von einem gemeinen Mann, Thomas Denis, einem Sattler, dessen Vater Artevelde einst hatte umbringen lassen, erschlagen. So kam Jakob Artevelde ums Leben. Arme Leute hatten ihn gehoben, schlechte Leute hatten ihn gestürzt.

Dieses Ereigniß machte natürlich auf Eduard einen großen Eindruck, die Hoffnung auf Flandern mußte aufgegeben werden, und er kehrte eilig (Juli 26.) nach Sandwich zurück, doch erklärten die übrigen flandrischen Städte, indem sie die That der Genter für eine strafbare erklärten, daß sie an ihrem Bündniß mit England halten wollten; der junge Prinz von Wales werde ja auch ohne die flämischen Grafen zu berauben ohnedies einmal ein großer Herr werden, und man könne ja eine Tochter des Königs mit dem jungen Grafen von Flandern vermählen. So wurde Eduard's Zorn wieder beschwichtigt und der Gedanke eines Zugs gegen Frankreich wieder aufgenommen. Am St. Johannistag 1346 sammelte Eduard ein statt-

liches Heer, das im Ganzen auf 32,000 Mann angegeben wird, mit dem er in Southampton (2. Juli) in die See ging, und statt wie er anfangs gesonnen war gegen Guyenne zu schiffen, um dem Grafen von Derby zu Hülfe zu kommen, in der Normandie bei La Hogue (12. Juli) landete. Nachdem er seine Streifzüge bis gegen Paris ausgedehnt und mehrere Städte worunter Caen die bedeutendste war erobert und geplündert hatte, zog er vor dem französischen durch die Böhmen und Luxemburger unter dem blinden König Johann verstärkten Heere zurückweichend gegen die Picardie, erzwang bei Blanchetaque (24. Aug.) den Uebergang über die Somme unweit Abbeville, und beschloß hier auf dem rechten Erbe seiner Mutter, das ihr als Mitgift gegeben worden war, in einer übrigens vortheilhaften Stellung, wo es auch an Lebensmitteln nicht gebrach, den Feind zu erwarten.

Am Morgen des 26. Augusts einem Samstag, nachdem Eduard die Messe gehört, das Abendmahl genommen, und gebeichtet, wie auch sein Sohn und der größte Theil seiner Leute, wurde das Heer ohnweit Crecy gestellt in drei Linien, die erste unter dem Prinzen von Wales nebst vielen erfahrenen Rittern, ohngefähr 800 Hommes d'Armes, 2000 Schützen, und 1000 Waliser, jede Schaar unter ihrem Bannerherrn; in der zweiten waren ohngefähr 800 Hommes d'Armes und 1200 Schützen, unter dem Grafen von Northampton und andern Herren; die dritte, 700 Hommes d'Armes und 2000 Schützen führte der König selbst. Auf einem kleinen Zelter sitzend, einen Stab in der Hand, zwei Marschälle zu seiner Seite, durchritt er die Reihen und sprach ihnen guten Muth ein. Dann ließ er sie noch einmal essen und trinken und zur Erde niedersitzend den Angriff der Franzosen erwarten. Auch Philipp hatte in Abbeville in der St. Peters-Abtei die Messe gehört und war mit Sonnenaufgang ausgerückt. Drauf schickte er vier Ritter aus, die Stellung seiner Gegner zu erfahren, und als diese mit der Nachricht zurückkamen, die Engländer seyen in Schlachtordnung gestellt, wurde Halt geboten, aber die kampflustige Ungeduld der Franzosen, die alle zugleich an der Spitze seyn wollten, erzeugte hier schon Unordnung. Da sandte Philipp, als er die Engländer aufstehen und sich zum Kampf bereit machen sah, die 1500 genuesischen Bogenschützen voraus, sie sollten im Namen Gottes und des heiligen Dionysius die Schlacht beginnen. Diese Leute waren, von dem sechsstündigen Marsch in voller Rüstung ermattet und erklärten ihrem Anführer, sie würden wenig

Nutzen schaffen können. Unter diesen Vorbereitungen fiel ein plötzlicher Gewitterregen, den jedoch bald der heitere Tag ablöste, so daß die Sonne den Franzosen ins Gesicht schien. Als nun die Genueser ihren Angriff begannen, erhuben sie ein dreimaliges Geschrei, welches die Engländer nicht beantworteten, sondern erst beim dritten Mal, als sie auf Schußweite herangekommen waren, ihre Pfeile auf sie abschossen und so trefflich trafen, daß die Genueser theils die Sehnen ihrer Armbrüste zerhieben, theils sie wegwarfen, und den Rücken kehrten. Da sagte König Philipp: Haut dieses Gesindel zu Boden, sonst versperrt es uns den Weg. Nun ritten die Gensd'armes sie nieder, während die englischen Schützen in das dichte Gewühl fortwährend ihre Pfeile richteten. Da entstand eine wilde Verwirrung, die durch das planlose Herbeieilen der andern Heereshaufen und das Krachen der damals zuerst gebrauchten Donnerbüchsen nur noch gesteigert wurde. Als König Johann von Böhmen den Schlachtruf hörte, sagte er zu seinen Leuten: Ihr Herren, ich bitte euch, führet mich so weit, daß ich einen Hieb mit dem Schwerdte thun kann. Das geschah und um ihn nicht zu verlieren, banden sie die Zügel ihrer Pferde zusammen, und so fand man sie des andern Tages bei einander erschlagen. Wie sein Sohn Karl sah, daß es schlimm gehe für die Franzosen, begab er sich weg. Außer dem Böhmenkönig kam auch Karl von Alençon, der Graf von Harcourt, der Graf Louis von Blois, die Grafen von Aumale, von Auxerre, von Saint-Paul, Rudolf Herzog von Lothringen, Ludwig Graf von Flandern, und viele andere Herren um. Einige Franzosen, Deutsche, und Savoyarden durchbrachen die Bogenschützenreihe des ersten Treffens und drangen bis zu den Hommes d'Armes, und wie das von der zweiten Linie bemerkt wurde, sandte der Graf von Warwick und die andern Herren einen Ritter an den König ihm anzusagen, daß sein Sohn in großer Gefahr sey. Eduard fragte: Ist mein Sohn todt, oder zur Erde geworfen, oder so verwundet, daß er sich nicht helfen kann? Nein, Sire, entgegnete der Ritter, das ist er nicht, Gott sey Dank: nur ist er in hartem Waffenwerk, und thäte ihm Hülfe von Euch sehr noth. Kehret zurück zu dem und zu denen, sprach der König, die euch gesandt haben, und sagt ihnen, sie sollen mich nicht mehr fragen und bitten, so lange mein Sohn am Leben ist: sie sollen den Knaben seine Sporen verdienen lassen; und ich will daß mit der Gnade Gottes der Tag der seinige sey, und daß die Ehre ihm bleibe, und denen die ihm zur Obhut gesetzt sind. Da bereuten jene Her-

ren es gesagt zu haben. So blieb die Ehre des Tages den Engländern; König Philipp selbst ergriff bei bereits einbrechender Dunkelheit die Flucht, und eilte die Nacht hindurch bis nach Amiens. Da zündeten die Sieger große Wachtfeuer an, und nun erst stieg auch König Eduard vom Pferde und ging durch die ganze Schlachtreihe bis zu seinem Sohn, den er umarmte und küßte und sagte: Lieber Sohn, Gott gebe euch gut Gedeihen: Ihr seyd mein Sohn. Denn ehrenhaft habt ihr euch an diesem Tag gehalten, ihr seyd werth, Krone zu tragen. Der Prinz aber beugte sich demüthig vor seinem Vater. Die Engländer alle priesen in der Nacht den Herrn für ihren Sieg und bewiesen auch in ihrer Haltung, daß sie einen solchen Sieg erfochten zu haben würdig waren. Noch am folgenden Tage wurden einzelne Haufen, die dem König hatten zuziehen wollen, aufgerieben oder zersprengt, und es hieß, die Anzahl der Todten wäre größer als am eigentlichen Schlachttag. Die Zahl der Erschlagenen, da man kein Quartier gegeben hatte, betrug, als Eduard eine Zählung vornehmen ließ, eilf fürstliche Herren, 80 Bannerherren, 1200 Ritter, und gegen 30,000 geringe Leute. Eduard traf Anstalten die Todten zu begraben, vergönnte dazu einen dreitägigen Stillstand, rückte dann weiter und kam am Donnerstag vor die Stadt Calais.

Wie bei aller Erbitterung von beiden Seiten doch die Ehre, das unverbrüchliche Manneswort, gehalten wurde, möge ein Beispiel zeigen. Während der König Philipp in der Pikardie stand, hatte sein Sohn Johann Herzog von der Normandie die feste Stadt Aiguillon belagert, in der Walter Manny der tapferste englische Ritter mit Besatzung lag. Johann hatte durch Boten seines Vaters gemahnt die Belagerung aufgegeben und hatte sich nach Paris gewendet. Nun hatte Walter Manny einen vornehmen normännischen Edlen gefangen genommen, der dreitausend Thaler für sein Lösegeld geben wollte. Da schlug ihm Walter vor, er wolle ihn auf sein bloßes Wort unentgeltlich freilassen, wenn er für ihn von dem Herzog seinem Herrn einen freien Geleitsbrief bis nach Calais auswirke, damit er selbzwanzigst durch Frankreich bis zu seinem König reiten könne; in keiner Stadt wolle er länger als eine Nacht bleiben und alles bezahlen was er verzehre. Könne er ihm aber den Geleitsbrief nicht auswirken, so solle er binnen Monatsfrist sich wieder in Gefangenschaft stellen. Das geschah, und der Herzog Johann gab wirklich das freie Geleit, worauf Herr Walter den normännischen Herrn seines Lösegeldes ledig sagte und sich nun mit zwanzig Pferden auf den Weg machte,

durch Auvergne zog, und überall wo man ihn auch aufhielt, wenn er seinen Paß vorwies, weiter gelassen wurde. Nur in Orleans nahm man darauf keine Rücksicht, verhaftete ihn, und brachte ihn als Gefangenen nach Paris ins Chastelet. Wie aber das der Herzog Johann erfuhr, ging er gleich zu seinem Vater und stellte ihm vor, daß Mauny das freie Geleit von ihm erhalten habe: man möge ihn also in Freiheit setzen, sonst würde es heißen, er habe ihn verrathen. Philipp erklärte, daß er ihn vielmehr für seinen größten Feind halte und hinrichten lassen wolle. Darauf entgegnete der Herzog, wenn das geschähe, werde er sich nie mehr gegen den König von England waffnen, auch jeden andern davon abwendig machen, und schied mit der Drohung, nie mehr in seines Vaters Heer eintreten zu wollen. Dieser Zwist des Vaters und des Sohnes dauerte eine ganze Zeit, bis endlich der König bewogen wurde, Herrn Walter der Haft zu entlassen, ihm alle seine Unkosten zu vergüten, und ihn selbst an seinen Tisch zu ziehen, wo er ihm Geschenke und Juwelen, wohl tausend Gulden an Werth, anbot. Aber Messire Walter nahm sie nur unter der Bedingung, daß sein Herr und König ihm die Annahme derselben gestatte, im Verweigerungsfalle aber er sie zurückschicken dürfe. Das heiße, meinten Philipp und sein Sohn, wie ein getreuer und redlicher Ritter gesprochen. Darauf nahm Mauny Urlaub und ritt durch Hennegau nach Calais, wo er seinen König traf, ihm sehr willkommen. Als er diesem von den Geschenken sagte, sprach Eduard: Herr Walter, ihr habt uns bis zu dieser Stunde immer treu gedient und werdet es auch ferner thun, wie wir hoffen; schickt dem König Philpp seine Geschenke zurück; ihr braucht sie nicht zu behalten; wir haben genug, Gott sey Dank, für euch und für uns, und sind auch sehr geneigt euch für den guten Dienst so ihr uns gethan habt wohl zu lohnen. So schickte denn Walter Mauny die Geschenke durch seinen Vetter dem König Philipp zurück, der sie ebenfalls nicht mehr annahm, sondern dem Ueberbringer schenkte.

Indessen hatte König Eduard die Belagerung der Stadt Calais eifrig betrieben, und König Philipp, um ihr Luft zu machen, den Schottenkönig David zu einem Einfall in England bewogen. Die Gelegenheit konnte, da die englische Ritterschaft fast alle außer Lands war, kaum günstiger seyn. Die Schotten ihrerseits hatten schon längst durch Streifzüge und Ueberfälle an der Grenze ihre Lust zum Kriege zu erkennen gegeben. Mit einem Heere von 3000 Geharnischten und 30,000 leichten Reitern rückte David von Perth aus

nach Cumberland gegen das Bisthum Durham. In England war die Königin Philippa als Regentin zurückgeblieben, die sich in dieser Zeit der Noth ihres Gemahls und ihrer hohen Stellung vollkommen würdig zeigte. Sie hatte das Land aufgeboten, und ein Heer von 1200 Geharnischten, dreitausend Bogenschützen, und siebentausend Mann zu Fuß sammelte sich zu Auklandpark, welches sie selbst durch die Reihen reitend zum Kampfe für den König und die Ehre Englands ermunterte. Bei Nevilscroß kam es zur Schlacht (1346 Okt. 17.), in der die ungeschickt postirte schottische Reiterei von den englischen Bogenschützen schweren Verlust erlitt, und der König selbst, der die Flucht zu ergreifen sich geschämt hatte, gefangen wurde. Gegen 15,000 Todte ließen die Schotten auf dem Schlachtfelde. Von Schottland war zunächst keine Gefahr zu befürchten.

Mittlerweile hatte Eduard Calais aufs engste eingeschlossen, fest entschlossen, nicht eher zu weichen, als bis er die Stadt in seiner Gewalt hätte. Weder zur See, wo eine zahlreiche Flotte den Hafen sperrte, noch zu Land, wo sich das Heer in hölzernen Hütten rings umher gelagert hatte, war ein Entkommen möglich. Als der Statthalter Jean de Vienne die Maaßregeln des Feindes sah, entfernte er (13. Sept.) siebzehnhundert Personen, die nicht mit Lebensmitteln gehörig versehen waren, aus der Stadt, Eduard aber ließ die Unglücklichen gespeist und beschenkt durch seine Linien ziehen. Aber als bei länger dauernder Belagerung der Hunger fürchterlich zu wüthen anfing, schickte der Statthalter zwar wieder fünfhundert Personen aus der Stadt, aber sie wurden im englischen Lager eben so wenig wie in der Stadt wieder aufgenommen, und kamen erbärmlich ums Leben. Philipp hatte zweimal durch eine Flotte die Stadt zu verproviantiren gesucht, aber nur die eine derselben kam in den Hafen, die andere fiel den Engländern in die Hände. Endlich, nachdem alles was eßbar war aufgezehrt war, machte er sich mit einem stattlichen Heere von hundertfünfzigtausend Mann auf den Weg. Aber das englische Heer anzugreifen würde mit großer Schwierigkeit verknüpft gewesen seyn, Philipp ließ daher, nachdem eine Zeitlang vergebens unterhandelt worden war, den Engländern eine Schlacht anbieten, gewissermaßen einen Zweikampf im Großen. Als aber Eduard sie angenommen hatte, zog sich Philipp vor dem bestimmten Tage zurück. Nun erst, da alle Hoffnung verloren war, pflanzte (3. Aug. 1347) Jean de Vienne das englische Banner mit den Löwen und Lilien auf, allein die Forderung des Königs lautete auf

gänzliche Ergebung in seinen Willen, und da ihm Herr Walter Mauny vorstellte, daß eine solche Härte gegen Leute die nur ihre Schuldigkeit gethan hatte und den Engländern selbst nachtheilige Repressalien zu Folge haben würde, beschränkte er seine Forderung darauf, daß sechs der angesehensten Bürger, barhaupt und barfuß, Stricke um den Hals und die Schlüssel der Stadt und des Schlosses in den Händen, sich ihm ergeben sollten, damit er mit ihnen thue wie er wolle. Als diese traurige Botschaft in die Stadt kam, erhob sich (4. Aug.) einer der reichsten Bürger der Stadt, Eustach von St. Pierre, und erklärte sich bereit, um das ganze übrige Volk vom Tode zu retten, seinen Kopf dem Beil des Henkers darzubieten. Seinem von der Menge mit Thränen des Dankes aufgenommenen Beispiel folgten fünf andere, und diese Sechs, so angethan wie es der König gesagt hatte, wurden von dem Statthalter zum Thor hinaus geführt und mit der Bitte sie nicht hinzurichten dem Walter Mauny übergeben. Dieser führte sie vor den König, vor dem sie niederfielen, ihm die Schlüssel der Stadt überreichten, und mit gefalteten Händen für sich und die Stadt um Gnade flehten. Eduard wollte sie hinrichten lassen, so ergrimmt war er auf die ganze Stadt, und die Fürbitte seiner Herren und Ritter, vor Allem Herrn Mauny's, der ihn an die Schmach, welche ihm daraus erwüchse, erinnerte, schien vergeblich zu seyn, schon hatte er den Henker zu rufen befohlen, als seine Gemahlin, die Siegerin der Schotten, gesegneten Leibes, weinend, vor ihn niederkniete, und ihn bat, um Maria's Sohn und aus Liebe zu ihr diesen sechs Männern Gnade zu schenken. Da sah sie Eduard an und schwieg eine Weile, dann sprach er: Ha, Dame, ich wollte ihr wäret wo anders gewesen als hier, aber ihr bittet mich so, daß ich es euch nicht weigern kann, und gebe sie euch zu eurem Gefallen. Da nahm sie die Königin in ihr Gemach, ließ ihnen die Stricke abnehmen, und entsendete sie gekleidet, gespeist, und beschenkt in Sicherheit. Eduard aber gebot (29. Aug.) den Einwohnern aus Calais auszuziehen, und siedelte lauter Engländer daselbst an.

Nach dieser Waffenthat trat durch päpstliche Vermittlung ein beiden Theilen genehmer Waffenstillstand ein, der zwar erst (28. Sept.) nur auf ein Jahr, dann aber bis auf sechs Jahre verlängert wurde. Philipp bedurfte des Friedens, um seine gesunkenen Kräfte wieder herzustellen, Eduard konnte sich ruhig den ritterlichen Lustbarkeiten und Genüssen hingeben. Aber wohl noch wichtiger als diese Rücksichten der Ergötzung waren die nothwendigen Sorgen für die Fi-

nanzen, die auch bei einem siegreichen Kriege gelitten hatten, und die ungeheuren in Florenz schon früher unter den mit dem König Eduard in Verbindung stehenden Häusern ausgebrochenen Bankerotte zeigen die mißliche Lage am besten. Auch traf die aus Italien kommende Pest, der schwarze Tod, die britannische Insel mit aller ihrer Gewalt. Als ein heftiges Erdbeben im Anfang des Jahrs 1348 das Continent von Calabrien bis gegen Polen hin erschüttert hatte, hierauf ein regnerischer Sommer ungesunde und schwere Dünste erzeugt hatte, brach im August auch im Süden von England die Pest aus und rückte allmählig auch gegen den sich anfangs für befreit haltenden Norden vor. Die meisten starben binnen sechs, manche schon nach zwei bis drei Tagen. Die Thiere wurden nicht minder davon ergriffen als die Menschen; Schafe, Pferde, Ochsen, lagen verwesend und von den Raubvögeln nicht verzehrt auf dem Felde. Alle bürgerlichen Verrichtungen standen still, Jeder sorgte nur für sich, und die gemeinste Gesinnung schien ein Recht zu haben, sich geltend zu machen. In London waren in kurzer Zeit alle Kirchhöfe voll, und nach einer gewöhnlichen Annahme wurde die Hälfte oder doch das Drittel durch diese Seuche weggerafft. Indem man aber den Ursachen eines so unbegreiflichen Uebels nachgrübelte, glaubte man sie in dem göttlichen Zorn über die Ueppigkeit des Lebens, über die Sittenlosigkeit der Männer und Frauen, über die tolle und unvernünftige Modesucht, gefunden zu haben. Diese zu sühnen kamen die Flagellanten auch nach England, machten aber daselbst keinen einzigen Proselyten, in Frankreich hielt sie König Philipp sogar von den Grenzen ab.

Der Krieg gegen England war aber so sehr eine Nationalsache Frankreichs, daß Philipp in seinem Vorhaben den Kampf fortzusetzen den Willen seines Volkes ganz auf seiner Seite hatte. In der Bretagne war ohnedies der Stillstand nicht angenommen worden, und die beiden Johannen, die hier, nach dem Tode des Prätendenten Montfort, wie nach der Gefangennehmung Karl's von Blois, der (1347) in die Hände der Engländer fiel, einander gegenüber standen, ließen das Kriegesfeuer nicht einschlummern. Doch brach es erst nach dem Tode Philipp's von Valois, dem sein Volk trotz der Verluste gegen die Engländer, den Namen des Glücklichen gab, mit größerer Heftigkeit aus.

Nach Philipp's Tod (1350 Aug. 22.) war Frankreich in einer dumpfen Gährung, welche die Regierung seines Sohnes Johann,

bisherigen Herzogs von der Normandie, in vollen Sturm ausbrechen sah. Die Leiden des Kriegs hatten am schwersten, ja ganz unerträglich, auf dem Landmann gelastet, auch der fleißige und betriebsame Bürger in den Städten fühlte nur die Bürde des immer neue Steuern, neue Hülfen verlangenden Krieges, ihm mußte daran gelegen seyn, aus dem rechtlosen Zustand, der nur für den abentheuernden Ritter Reize haben konnte, in einen geordneten zu gelangen, in welchem seine Pflichten wie seine Rechte genau bestimmt waren. Schon unter Philipp von Valois hatte die Münzveränderung eben soviel Ungemach und Unmuth verursacht wie unter Philipp dem Schönen, aber der dem Franzosen eigene patriotische Stolz hatte die Beschwerden darüber unterdrückt. Nun kam ein König auf den Thron, der man weiß kaum warum den Namen des Guten führt, wenn nicht dieses Prädikat oft nur ein mildernder Ausdruck für leidenschaftlich und schwach ist. Zugleich verursachte eine unstreitig offenkundige Ungerechtigkeit Zwist in der königlichen Familie selbst, der die Gelegenheit der äußeren Kämpfe benützte, um Privatinteressen zu verfolgen.

Ging doch mit diesem leidenschaftlich egoistischen Treiben der König selbst als schlimmes Beispiel voran! Kaum hatte sich Johann zu Rheims (22. Sept.) krönen lassen und hier sowohl als auch nachher in Paris prächtige Feste gefeiert, als er den ebenerst aus englischer Gefangenschaft zurückgekehrten Grafen Robert von Eu und Guines, Connetable von Frankreich, wegen angeblicher Verrätherei, ohne ihm nur den Prozeß zu machen, hinrichten ließ. Auf ganz gleiche Weise ward der Krieg selbst geführt. So grandios er in seinen einzelnen Erscheinungen ist, so wenig leuchtet eine gemeinschaftliche nach einer Idee handelnde Richtung vor, alles zersplittert sich in egoistische Einzelnheiten. So ist es ein schönes Schauspiel, wie in der **Bretagne** die Franzosen und Bretagner unter dem Herrn von Beaumanoir mit Engländern, Deutschen, und Bretagnern unter Richard Pembroke am vierten Sonntag in der Fasten zwischen Josselin und Ploermel, je dreißig Mann auf jeder Seite, einen förmlichen **Zweikampf** im Großen hielten, der mit der Niederlage der Engländer endigte. Der Sieg blieb nachdem Pembroke gefallen war den Franzosen, aber damit war nicht entschieden; der Krieg dauerte fort wie bisher, der Preis der Tapferkeit gehörte den Gefallenen nicht minder als den Siegern. Denn bald darauf (1352 Aug. 14.) erfochten die Engländer einen ansehnlichen Sieg, der das Gewicht wieder völlig auf ihre Seite zog.

Nun geschah, daß die frühere Verdrängung der Prinzessin Johanna, Ludwig's X. Tochter, aus dem ihr gebührenden Erbe die schlimmen Früchte trug. Man hatte sie mit dem Königreich Navarra abgefunden, und sie wegen Champagne und Brienne Verträge eingeben lassen, wodurch sie Angoulesme bekam, das aber in den Kriegen sehr verwüstet worden war. Nach ihrem Tode (1349) trat nun ihr etwa achtzehnjähriger Sohn Karl die Erbschaft an, heirathete des Königs Schwester Johanna, und vertauschte die Grafschaft Angoulesme gegen Ländereien in der Normandie, wo er ohnedies sehr begütert war. Nun ließ er auf einmal den neuen Connestable, Karl von Spanien, dem der König Angoulesme gegeben hatte (1353) ermorden, erklärte diese That als eine im Interesse des Staats und des Königs begangene für verdienstlich, und suchte sich durch Freunde und Verbündete gegen die möglichen Folgen sicher zu stellen. Allerdings auch gedachte der König ihn dafür zu strafen. Aber die Unsicherheit der Zeit, die Gährung des ganzen Landes, bewog den König, Friedensvorschlägen Gehör zu geben, durch welche der König Karl seine Forderungen einer Entschädigung wegen Champagne sich bewilligen ließ, und dagegen (1354 März 4.) im Parlament um Vergebung bat, diese auch abgeredetermaßen erhielt. Indessen war diese Aussöhnung nur zum Schein, und es bedurfte nach wenigen Monaten eine neue, um dem förmlichen Ausbruch eines Krieges zwischen Frankreich und Navarra zuvorzukommen, der den traurigen Zustand des von dem englischen Krieg so verheerten Lands noch erbärmlicher gemacht haben würde. Bei diesen Aussichten wagte Johann nicht eine neue Auflage aus eigner Machtvollkommenheit auszuschreiben, sondern er berief zum ersten Mal die drei Stände (1355 Nov. 30.), wobei ausdrücklich nicht blos der hohe Adel, die Geistlichkeit, sondern auch Abgeordnete der vornehmsten Städte zu einer Reichsversammlung geladen wurden. Nach vorgelegter Bitte des Königs, ihn zur Fortführung des Kriegs zu unterstützen, gaben der Erzbischof Johann von Rheims, als Sprecher der Geistlichkeit, Walter von Brienne, Herzog von Athen, im Namen des Adels, und Stephan Marcel, Prevôt der Kaufleute zu Paris, als Sprecher des Bürgerstandes, die Erklärung, daß sie bereit wären den König mit ihren besten Kräften zu unterstützen, und ihm auf ein Jahr ein Heer von 30,000 Geharnischten halten. Die Mittel hiezu wollte man in einer Abgabe von acht Deniers vom Livre von jeder Waare finden, doch vertagte man sich deßhalb, um zu sehen ob sie genügen würde,

bis zum nächsten März. Da wurde um das Fehlende zu ersetzen eine Kopfsteuer beschlossen und dem Könige die Hülfe bestimmt zugesagt.

Aber die neue Steuer war beim Volke so wenig beliebt, daß es dem König von Navarra nicht eben viele Mühe kostete, in der Normandie und Picardie förmliche Widersetzlichkeit gegen ihre Erhebung bei den Städten zu veranlassen. Ja er war sogar so weit gegangen, daß er den Dauphin Karl auf seine Seite zu ziehen suchte, um sich seiner Hülfe gegen den König zu bedienen, diesen vielleicht sogar abzusetzen. Johann merkte die gegen ihn gerichteten Umtriebe noch zur rechten Zeit, gewann seinen Sohn durch die Ertheilung des Herzogthums der Normandie und beschloß nun sich vor dem unruhigen Navarresen endlich zu sichern. Er ließ ihn (1356 April 5.) zu Rouen, wo er sich mit dem jungen Herzog der Normandie befand, nebst andern Herren, die ebenfalls für Feinde des Königs gehalten würden, gefangen nehmen, einigen von diesen sogleich den Kopf abschlagen, ihn aber nach dem Chastelet in Paris bringen. Nun brach der Bürgerkrieg aus, des König Karl's Bruder Philipp und Gottfried von Harcourt ergriffen die Waffen.

Indessen hatten auch die **Engländer den Krieg** mit mehr **Eifer eröffnet.** Zwar konnte der König selbst um der inneren, besonders der schottischen Händel willen, England nicht verlassen, aber sein Sohn, der schwarze Prinz, war von der Gascogne aus mit 2000 Geharnischten und 6000 Schützen unter Verheerung des ganzen Landes bis gegen Bourges vorgedrungen, während das zu Compiegne zusammengezogene königliche Heer sich gegen die Normandie gewendet hatte. Aber auf die Nachricht von diesem überdies mit so geringen Kräften unternommenen Zug eilte König Johann dem Prinzen den Weg abzuschneiden. Durch das Verweilen des Prinzen bei der Belagerung und Einnahme des Schlosses Remorantin gelang es ihm auch wirklich ihn bei Maupertuis nicht weit von Poitiers einzuholen. Der Prinz, der keinen Ausweg mehr sah, nahm seinen Standpunkt zwischen Hecken, Weinbergen, und Gebüsch, wo die Reiterei wenig ausrichten konnte. Er hatte nicht mehr als 12,000 Mann während das französische Heer um das Vierfache stärker war. Der Angriff der Franzosen war für die Engländer in ihrer festen Stellung noch ein Glück, da sie selbst im Fall einer Niederlage doch dem schmählichen Schicksal sich aus Mangel ergeben zu müssen entgangen wären. Im Kriegsrath König Johann's beschloß man den An-

griff, als auf einmal der Cardinal Talleyrand Perigord, der wegen einer Ausgleichung zwischen Frankreich und England schon länger sich bemühte, herangesprengt kam, und den König bewog, unnützes Blutvergießen, da die Engländer ja doch verloren wären, zu sparen, und sie auf glimpfliche Bedingungen zur Ergebung zu bringen. Auch gab ihm Johann wirklich dazu die Vollmacht, und der ganze Sonntag (18. Sept.) verstrich in Unterhandlungen, die endlich darauf hinausliefen, daß der Prinz sich erbot, wenn man ihn ziehen lasse, alle in diesem Jahre eroberten Plätze und alle Gefangenen zurückzugeben und sich verbindlich zu machen, sieben Jahre lang nicht gegen ihn zu dienen. Johann dagegen verlangte, wenn er das Heer solle frei ziehen lassen, müsse sich der Prinz und hundert englische Ritter ihm als Kriegsgefangene ergeben. Dagegen gab der Prinz zur Antwort: wenn er sich je ergebe, so müsse das mit dem Schwerdt in der Faust geschehen, und eher wolle er umkommen, als solche Bedingungen eingehen. Hiemit war die Unterhandlung abgebrochen, der Tag verstrichen, und man schickte sich nun des andern Morgens (19. Sept.) zur Schlacht an. Noch einmal versuchte der Cardinal den König zurückzuhalten, aber vergebens.

Das englische Lager war nur durch einen Hohlweg zugänglich, den nun auf Rath des Herrn von Ribaumont dreihundert Geharnischte zu Pferd erzwingen und durch die entgegenstehende Linie der englischen Schützen gewissermaßen eine Gasse machen sollten. Allein diese wurden mit einem solchen Pfeilhagel empfangen, daß sie gleich im Anfang in die größte Verwirrung geriethen, und durch die aus der Oeffnung der Schützen hervorbrechenden englischen Reiter theils niedergehauen und niedergeritten, theils gefangen wurden. Da aber hinter ihnen her das übrige französische Heer zog, so theilte sich die Verwirrung den nächsten Reihen mit und wurde durch die Pfeile der Engländer, die hinter ihren Hecken ein leichtes Spiel hatten, noch vermehrt. Zwei Drittheile des französischen Heeres, welche der Dauphin und der Herzog von Orleans anführten, zogen sich zurück, oder lösten sich vielmehr in ungeordnete Flucht auf. Nur der König selbst mit Herzog Walter von Athen und vielen Baronen hielt noch mit wohl eben so viel Mannschaft als die Engländer überhaupt hatten das Feld, aber diese rückten jetzt auf den Rath des erfahrnen John Chandos aus ihren Hecken heraus, um den Sieg gänzlich zu erfechten. Hier erhob sich aber ein blutiger Kampf, in welchem sowohl der Prinz als auch der König tapfere Thaten verrichteten, der Her-

zog Walter von Athen, Connestable von Frankreich, und andere Herren getödtet wurden, der König selbst von zwei Wunden im Gesichte blutend aber sich endlich an einen Ritter aus Artois ergeben mußte. Die Schlacht war aus, der Prinz von Wales hatte sich auf den Rath des Jean Chandos zur Rast begeben, sein Banner hoch auf ein Gebüsch aufpflanzen lassen, seine Leute hatten ihm rasch ein Zelt aufgeschlagen, und hieher strömten nun von allen Seiten die Engländer zusammen, vom Verfolgen müde, und Gefangene einbringend. Hieher sah man auch ganz langsam eine Schaar zu Fuß kommen. Es war der König von Frankreich, den eine Schaar Engländer und Gascogner dem Ritter aus Artois abgenommen hatten und nun unter sich so heftig über die Ehre, ihn gefangen genommen zu haben, stritten, daß zur hohen Zeit der Graf von Warwick und Herr Regnaut de Gobeghen ankamen, um ihn dem Prinzen zuzuführen. Hatte nun der Prinz an diesem Tage als Feldherr und tapferer Ritter das Beste gethan, so schmückte er sein kriegerisches Verdienst durch die feine Sitte und achtungsvolle Schonung, mit der er dem Gefangenen begegnete. Er selbst bediente ihn bei Tisch, erlaubte sich nicht in seiner Gegenwart zu sitzen, und betrachtete ihn nicht anders als einen gebietenden König, der auch in der Gefangenschaft noch ehrerbietig behandelt werden muß. Schon am folgenden Tage jedoch brach das englische Heer, durch Beute und Gefangene so beladen, daß sie nicht daran denken konnten, Poitiers wohin sich der Dauphin geflüchtet hatte anzugreifen, nach Bordeaux auf, nun bis in die Gascogne durch keinen Feind mehr belästigt.

Die Gefangennehmung des Königs brachte in Frankreich gewaltige Regung hervor. Der Herzog Karl, damals etwa zwanzig Jahre alt, eilte sobald es sich thun ließ nach Paris, um die in dieser Lage nöthigen Maaßregeln zu treffen. Er berief hiezu die Stände, mußte aber noch ehe er seine Anträge stellen konnte, von denselben die Forderung hören, daß eine Commission von zwölf Mitgliedern aus jedem Stande niedergesetzt werden sollte, welche die wichtigsten Angelegenheiten untersuchen, über sie berichten, und mit diesem Amt sowohl während der Reichsversammlung als auch außer derselben beauftragt seyn solle; eben dieselben sollten Rechenschaft über den königlichen Schatz fordern, und auf ihren deßhalb gemachten Bericht wurde gegen die bisher mit dem Finanzwesen beauftragten Männer ein Prozeß eingeleitet, endlich sollte der König von Navarra seiner Haft entlassen werden. Dann erst versprachen die Stände 30,000

Mann zur Befreiung des Königs zu unterhalten. Dagegen erwiederte der Prinz Karl, nun als Regent, daß er zwar den neuen ihm zur Seite gesetzten Rath bewillige, in die Freilassung des Königs Karl aber nicht eingehen könne, weil dieser von seinem Vater gefangen gesetzt worden sey. Die bedrohten Finanzbeamten hatten sich bereits heimlich aus dem Staube gemacht. Einstweilen aber entließ Karl die Stände, bis er von Metz, wohin er sich zu Karl's IV. großem Hoffest begab, um dort irgendwie Hülfe oder Rath zu erhalten, zurückgekehrt seyn würde.

Aber während Karl sich in Metz befand, wo er nichts erlangte, als die Belehnung mit dem Delphinat (Dauphiné) von Vienne, welches der kinderlose Graf Humbert der französischen Krone geschenkt hatte, entstanden in Paris bereits heftige Bewegungen. Karl hatte seinen Bruder Louis von Anjou daselbst als Statthalter zurückgelassen, der eine Münzordnung gab. Hierdurch glaubten die Stände ihre Rechte beeinträchtigt, Stephan Marcel mit den übrigen der Sechsunddreißig erzwang von ihm die Zurücknahme der Verordnung bis zu seines Bruders Wiederkunft, und als Karl selbst (1357 Jan. 25.) nach Paris zurückkam, zeigte sich die allgemeine Entrüstung über das neue Gesetz so laut und drohend, daß Karl selbst die neue Münze unterdrücken mußte, und auf das Verlangen der Stände wurde auch gegen die bisherigen Finanzbeamten der Prozeß eingeleitet und gleich der Anfang gemacht, ihre Güter einzuziehen. Die Partei des gefangenen Königs von Navarra war hier besonders thätig, und es blieb dem Dauphin nichts übrig, als in der That die Angeklagten abzusetzen, und sich dem Willen der Stände zu fügen. Ja er konnte nicht einmal sie dazu bringen wieder auseinanderzugehen, und es dauerte nicht lange, so stieg das Mißtrauen der Bürger gegen den guten Willen und die Redlichkeit des Prinzen und des Adels so weit, daß die ganze Bürgerschaft sich waffnete, und in der Stadt selbst ein Kriegszustand war, während trotz des mit dem Prinzen von Wales, der den gefangenen König (April 11.) nach England abgeführt hatte, geschlossenen zweijährigen Stillstandes durch die nun unbeschäftigten, des Raubens und Plünderns gewohnten, und unbezahlten Kriegshaufen oder Compagnien auf dem ganzen Lande die größte Unsicherheit herrschte. Die Brutalität des Soldaten hielt sich in Ermangelung eines Feindes an dem armen Manne, dem Landmann, schadlos.

Da wurde auf einmal der in Arleux, einem Schlosse in Artois, gefangene König Karl (1357 Nov. 9.) durch Jean de Pecuigny,

einen Adeligen aus der Picardie, gewaltsam seiner Haft befreit, und nach Amiens geführt, wo das Volk ihn als einen ungerecht Verfolgten mit Jubel empfing. Der Herzog Karl konnte nichts thun, als in das bereits Geschehene einwilligen, und dem König Karl frei Geleit nach Paris geben. Hier zog Karl (29. Nov.) unter dem lautesten Jubel ein, hielt (30. Nov.) bei der Abtei St. Germain des Pres an das versammelte Volk eine Art Predigt, indem er eine Bibelstelle zum Grunde legte, und an dieselbe die Darlegung der ihm widerfahrenen ungerechten Behandlung anknüpfte. Er nebst dem Prevot Stephan Marcel und Robert le Coq dem Bischof von Laon war das Haupt der Bewegungspartei, welche dem Dauphin geradezu entgegenwirkte. Er begann den Krieg in der Normandie aufs neue, und ließ die Stadt Paris in den Händen des Prevots Marcel, welcher sich dem Verlangen des Dauphins dem Unfug der Compagnien auf dem Lande ein Ende zu machen widersetzte, die Stadt Paris abschloß, die Nationalmütze halb roth halb blau als Parteizeichen einführte, und (1358 Febr. 22.) in des Dauphins oder Generalstatthalters Karl Gegenwart die beiden Marschälle Robert de Clermont von Normandie und de Conflans von Bretagne niederhauen ließ, dem Dauphin selbst um ihn zu sichern die Nationalmütze aufsetzte und zur Genehmigung dieser That nöthigte. Indessen gerade diese Gewaltthätigkeiten waren ihm selbst nachtheilig. Der Adel fing an sich von den Versammlungen zurückzuziehen, und der Dauphin, welcher (14. März) den Titel eines Regenten von der Versammlung erhalten hatte, faßte festeren Fuß, um sich vor der Anarchie zu sichern. Unter dem Vorwand, als wolle er den Adel bewegen sich wieder mit den Ständen zu vereinigen, verließ er Paris, gewann die andern Städte, und durfte es nun wagen, die Versammlung nach Compiegne zu verlegen (Mai), und dadurch sich von den Parisern ganz los zu sagen. Nun suchte Marcel sich theils durch den Beistand des Königs von Navarra, der als nächster Prinz von Geblüt sich wohl auch mit der Hoffnung schmeichelte, in diesem greulichen Gewirre die Krone Frankreichs für sich zu gewinnen, theils durch Sicherheitsmaßregeln in der Stadt, indem er den Louvre besetzte u. s. w., zu halten. Allein der König Karl, der die allgemeine Abneigung der Geistlichkeit und des Adels gegen den dritten Stand wohl erkannte, und auf ihn seine Hoffnung zu setzen nicht traute, verglich sich (Juli 19.) mit dem Regenten, der Paris immer enger einschloß, hatte indessen immer noch heimlichen Verkehr mit Marcel, bis dieser,

der ihm sogar Paris überliefern wollte, gerade als er (31. Juli) das Thor von St. Denys öffnete, von dem Schöffen Jean Maillard, seinem Nebenbuhler in der Volksgunst, nebst andern niedergehauen, seine Anhänger verhaftet, die Nationalmütze ins Feuer geworfen, und der Regent zur eiligen Rückkehr eingeladen wurde. Karl hielt (3. Aug.) einen feierlichen Einzug unter dem Jubel des Volks, das der demagogischen Umtriebe müde war, und verglich sich endlich (1359 Aug. 21.) auch mit seinem nächsten Blutsfreund dem König Karl, obgleich nur auf kurze Zeit.

Unabhängig von diesen aus politisch egoistischen Absichten hervorgegangenen Bewegungen war auch ein furchtbarer Bauernaufstand, die Jacquerie genannt, in der Picardie und in Beauvoisis (1358 Mai) ausgebrochen. Hier herrschte die Leibeigenschaft in der härtesten Gestalt, und es war kein Wunder, wenn nun, da der Adel in der Schlacht von Maupertuis sich so wenig Ruhm erworben hatte, der fürchterliche Druck endlich seine eigenen Fesseln sprengte. Es geschahen die greulichsten, planlosesten, nur Rache für den Augenblick, sonst nichts erzielenden Thaten; die Edelleute wurden ermordet, ihre Weiber und Töchter noch außerdem auf das brutalste mißhandelt, die Schlösser in Asche gelegt. Ein Mensch aus Clermont in Beauvoisis, der sich Jacques Bonhomme nannte, stand an der Spitze des Aufstands, wie er sich gehoben, wodurch er sich ausgezeichnet, was er am Ende gewollt, ist unbekannt. Uebrigens kam der Name des Aufstandes nicht von ihm her, sondern von dem bei dem Landvolke weit verbreiteten Namen Jacques und dem höhnenden Spott des Adels, der den Bauern vorzugsweise Jacques Bonhomme nannte, von dem mit Schlägen und Mißhandlungen Alles, mit guten Worten und Vorstellungen aber nichts zu erwirken sey. So wenig aber standen diese Greuel mit dem demagogischen Bestreben Stephan Marcel's und den ehrsüchtigen Absichten Karl's von Navarra in Verbindung, daß beide gegen die Bauern auszogen, und diesen endlich, als sie das Schloß von Meaux bedrohten, wo sich eine große Menge geflüchteter Edelfrauen befand, durch den Grafen von Foix und den Captal von Buch, die sich auf der Heimkehr von einer Kreuzfahrt gegen die Litthauer befanden, ein gänzliches Ende gemacht wurde. Die Stadt Meaux, deren Einwohner sich mit den Bauern verbunden hatten, wurde niedergebrannt, und nachdem der in Meaux befindliche Haupthaufe der Bauern vernichtet worden war, die übrigen kleineren zerstreuten Schaaren ohne Gnade niedergehauen und die Ein-

zelnen aufgeknüpft. Wie die Jacquerie ohne Zusammenhang mit den allgemeinen Bewegungen Frankreichs entstanden war, so verschwand sie auch wieder ohne auf diese einen Einfluß auszuüben, nur gibt sie ein Zeugniß für die erbärmliche Lage des Landvolks, das sich nur durch solche Greuelthaten Luft machen zu können glaubte, und dessen Zustand der schreiendste Kontrast gegen die feine und höfische Sitte der Fürsten und des Adels ist.

So sehr man auch in England dem ritterlichen König Johann seine Gefangenschaft zu versüßen suchte, so sehnte er sich doch nach seinem Frankreich zurück, und schloß deßhalb einen Frieden ab, durch welchen England freien und unabhängigen Besitz von Normandie, Guyenne, Anjou, Maine, Touraine, Poitou, und den dazu gehörigen Afterlehen, so zwar erhielt, daß selbst die Bretagne in Zukunft von dem Herrn der Normandie als oberstem Lehnsherrn abhing. Außer dem sollte noch für die Freilassung des Königs ein Lösegeld von vier Millionen Goldthalern gezahlt werden. Dieser ebenso drückende als schmähliche Friede aber wurde (1359 Mai 28.) von den Ständen und dem Regenten verworfen und der Krieg brach aufs neue aus. König Eduard ging über Calais in die Champagne und Bourgogne, drang sogar bis in die Nähe von Paris vor, brachte seinen Gegner aber dennoch zu keinem Treffen, und ließ sich endlich angeblich durch ein bei einem fürchterlichen Sturm und Unwetter, das ihn bei Chartres überfiel, gethanes Gelübde bewegen, mildere Bedingungen einzugeben, durch welche der Friede zu Bretigny (1360 Mai 1., 8., 10.) abgeschlossen wurde. Eduard entsagte der französischen Krone, bekam aber außer Guyenne mit Gascogne noch Poitou, Saintonge, Aunis, Agenois, Perigord, Limousin, Quercy, Tarbe, Bigorre, Gaure, Angoumais, Rodes, Rovergue, Calais, Ponthieu, Guines, und Montreuil, mit völligem Souverainetätsrechte, und ein Lösegeld für den König von drei Millionen Goldthaler, welche in bestimmten Fristen zu zahlen waren. Da wurde Johann aus England herübergeführt, beschwur zu Calais mit Eduard (24. Oct.) den Frieden, ward hierauf in Freiheit gesetzt, und kehrte wieder (13. Dec.) nach seiner Hauptstadt zurück. Der Krieg war vorüber, die Wehen blieben zurück.

Diese waren unter den letzten Jahren des Königs Johann besonders durch die beschäftigungslos umherziehenden Cameradschaften sehr empfindlich für das Land. Sie setzten sich selbst Anführer, fielen in die Champagne und in Burgund ein, selbst einzelne burgundische Edle gesellten sich dazu, und bald zogen siebzehn verschiedene größere

und kleinere Compagnien durch das Land, das durch sie nicht weniger litt als vorher durch den Krieg. König Johann ließ daher ein Aufgebot an den Adel ergehen, und es sammelte sich ein Heer von zehn- bis zwölftausend Mann, das unter Jakob von Bourbon gegen Lyon zog, aber in der Nähe dieser Stadt am Freitag nach Ostern (1362 April 2.) eine große Niederlage erlitt, in der viele Gefangene gemacht, viele getödtet, Jakob von Bourbon und sein Sohn tödtlich verwundet wurden, so daß sie nur um wenige Tage ihre Niederlage überlebten. Nun noch trotziger wandte sich ein Theil gegen Avignon, und bedrohte den Papst Innocenz VI. Dieser schrieb einen Kreuzzug gegen sie aus; da er aber die Leute, welche ihn unternehmen wollten, statt mit Geld mit Ablaß bezahlte, hatte die Sache schlechten Fortgang, und es war wirksamer, daß der Markgraf von Montserrat, welcher mit den Visconti in Mailand Krieg führte, sie in seine Dienste einzutreten einlud, was sie auch nachdem ihnen der Papst für ihre begangenen Frevel Ablaß gegeben hatte annahmen. So wurde Frankreich zunächst dieser Plage los.

Die Erfüllung des Friedens von Bretigny war aber so schwierig, daß die als Geißeln in England befindlichen vier französischen Prinzen um zurückkehren zu können ihre Apanagen für sich verpfändeten, und deßwegen, bis der König Johann diesen Vertrag genehmigt haben würde, nach Calais entlassen wurden. Allein der Rath des Königs mißbilligte dieses Auskunftsmittel, wodurch ein großer Theil Frankreichs in englische Hände gerathen seyn würde, und da Louis von Anjou dennoch nach Frankreich entwischte, so ward das ritterliche Ehrgefühl Johann's dadurch so gekränkt, daß er (1363 Dec.) selbst nach England ging, sey es nun wirklich mit seiner Person die Befreiung der Prinzen zu erwirken, für den Frieden zu bürgen, und die noch obwaltenden Irrungen persönlich beizulegen, sey es daß ihn die Liebe zur schönen Gräfin von Salisbury zu diesem Schritte bewog. Dort erkrankte er und starb (1364 April 8.). Zu den spätern großen Streitigkeiten mit Burgund hatte er dadurch den Grund gelegt, daß er nach dem Aussterben (1361) der ältern burgundischen Herzoge seinem Sohn Philipp, der mit ihm bei Maupertuis gefangen worden war, das Herzogthum Burgund verlieh, welches seitdem auf dem Wege der Heirath und des Erbes so vergrößert wurde, daß es ein mächtiges, für Frankreich gefährliches Reich wurde.

Unter Johann's Sohn **Karl dem Weisen**, der allerdings die Zeit seiner Regentschaft benützt hatte, um wirkliche Regentenklugheit

sich zu erwerben, wurden zunächst drei für Frankreich höchst beschwerliche Umstände gehoben. Der eine war die noch fortdauernde Fehde in der Bretagne, indem in der Schlacht von Auray (1364 Sept. 29) wo Jean de Montfort und Jean Chandos dem Karl von Blois und dem tapfern Bertrand du Guesclin gegenüberstanden der Prätendent Karl getödtet, du Guesclin aber gefangen, und hierauf (1365 April 11.) Johann von Montfort als Herzog anerkannt wurde. Der andere war ein Vertrag mit Karl von Navarra, der befriedigende Entschädigung erhielt. Der dritte war die Entfernung der theils aus Italien wieder heimgekommenen theils noch nicht aus Frankreich entfernten Cameradschaften, welche auch das nahe deutsche Land unter dem sogenannten Erzpriester Arnold von Servola schon vorher (1362) und nun wieder (1365 Juli.) heimgesucht hatten. In Straßburg, wo man sie unter dem Namen der Engländer kannte, war man klug genug, sich hinter den festen Mauern zu halten und mit dem unbändigen, keine Sitte und kein Gesetz achtenden Volke nicht eher handgemein zu werden, als bis eine gehörige Anzahl zuverlässiger Hülfsvölker aus dem Reich da seyn würde. Denn das Gerede ging laut, Kaiser Karl habe selbst im Interesse des Adels und der Fürsten diese Völker entboten, um die Städte und freien Gemeinen durch sie zu unterdrücken. Doch kam es hierüber nicht zur Gewißheit, Karl ward vielmehr sehr erzürnt, als er diese üble Nachrede vernahm. Auch zogen die Cameradschaften aus dem Elsaß wieder zurück, da sich ihnen indeß ein ehrenvoller Weg zum kriegerischen Leben und Verdienst aufthat. Man hatte im Anfange sie unter dem König Peter von Cypern gegen die Ungläubigen ins Morgenland schicken wollen, es zeigte sich aber bald eine andere Gelegenheit, dieser ohngefähr 30,000 Mann starken Banden loszuwerden. Man wollte sie unter Bertrand du Guesclin dem Prinzen Henrique von Trastamara, castilischen Prätendenten, gegen seinen Bruder Pedro den Grausamen zu Hülfe schicken.

In Castilien war nach dem Tode Alfons des Weisen (1284) der von ihm selbst veranlaßte Erbschaftsstreit, den die Söhne des ältern schon früher als Nachfolger anerkannten Sohns gegen den Großvater und den jüngern Sohn Sancho führten, der auf dem Throne von Castilien folgte, unter diesem und seinem Sohne Fernando IV. (1295—1312) fortgesetzt worden, so daß die Macht der Großen zunahm und im Süden die Herrschaft der Mauren in Granada sich wieder befestigen konnte. Erst unter Fernando's Sohn Alfonso XI.

(1312 — 1350) hob sich die castilische Herrschaft wieder zu ihrer früheren Größe. Anfangs bestand eine vormundschaftliche Regierung, bis (1324) der fünfzehnjährige König selbst die Regierung übernahm, den granadischen König Muhammed Tribut zu versprechen zwang, und die noch obschwebenden innern Zwiste glücklich und kräftig beilegte. Die sittlichen Verhältnisse des Landes boten aber den unerfreulichsten Anblick dar, so daß selbst die Ungläubigen über die Ausschweifungen der Christen laut spotteten, und Raub und Mord, Ehebruch und Blutschande an der Tagesordnung waren. Alfonso selbst war zwar mit Maria von Portugal (1328) vermählt, zog dieser rechtmäßigen Gemahlin aber seine Beischläferin Leonore de Guzman, aus einer edlen spanischen Familie, sichtbar vor, erkannte die mit ihr erzeugten Söhne öffentlich an, und gab dadurch sogar dem Papste Benedikt XII. Anlaß (1338), ihm wegen dieses ärgerlichen Beispiels ernste Vorstellungen zu machen, die aber nichts halfen. Das Glück der Waffen blieb dem König getreu, er schlug in Gemeinschaft mit dem König von Portugal die Marokkaner und Granadenser in einer so großen Schlacht (1340 Okt. 30.) bei Tarifa, daß dieser Sieg von den Christen für ein Wunder geachtet wurde und man endlich die Feste Algesiras eroberte und (1344) einen Waffenstillstand mit Marokko erzwang. Da der Krieg auch zur See geführt wurde, so geschah es, daß vom Sturm verschlagene Schiffer damals schon (zwischen 1326 und 1334) die canarischen Inseln entdeckten. Um die großen Kosten dieses Kriegs zu bestreiten, wurde (1342) eine Steuer des Zehnten von allen verkäuflichen Sachen, die sogenannte Alcavala, erhoben, die anfangs nur auf Burgos beschränkt war, später aber (1349) indem man mehr Städteabgeordnete als vorher auf den Reichstag nach Alcala geladen und dadurch den dritten Stand gewonnen hatte, über das ganze Reich ausgedehnt und so schon frühzeitig Spanien's gewerbliche Thätigkeit gebrochen wurde. Als Alfonso an der Pest bei der Belagerung von Gibraltar (1350 März 26.) gestorben war, übernahm sein sechzehnjähriger Sohn Pedro der Grausame die Regierung, den der unversöhnlichste Haß gegen seine Bastardbrüder Henrique Grafen von Trastamara, Fadrique, Tello, Sancho, und ihre Mutter, beseelte. Hiermit nicht unbekannt war Leonore Guzman in ihre feste Stadt Medina Sidonia entwichen, ließ sich aber aus dem sichern Zufluchtsort bewegen an den Hof zurückzukehren, und wurde (1351) ermordet. Henrique der älteste Halbbruder entfloh nach Portugal. Die auch gegen andere Spanier bewiesene Grau-

samkeit machte den König seinen Unterthanen verhaßt, und obgleich er sich auf Zureden seines Oheims Alfonso von Portugal mit seinen Halbbrüdern aussöhnte, so war doch dieß nur Schein und durch seine (1352) mit Maria de Padilla heimlich geschlossene Heirath trat er immer mehr mit allem Recht und aller Pflicht in Widerstreit. Die ihm öffentlich angetraute französische Prinzessin Blanca von Bourbon, Schwester der französischen Königin Johanna, behandelte er wie eine Gefangene, ließ durch dienstfertige Bischöffe die Ehe mit ihr für ungültig erklären, um die schöne Juanna de Castro, eine Wittwe, zwingen zu können, ihm die Hand zu reichen, verstieß aber auch diese gleich darauf, und zerfiel so mit einem immer größern Theil Spaniens. Vorstellungen sein Leben zu ändern, die Padilla zu entlassen, fruchteten gar nichts, und gegen die päpstlichen Drohungen setzte er entweder gänzliche Gleichgültigkeit oder, als (1355) der Bannfluch wirklich ausgesprochen wurde, die schamloseste Heuchelei. Durch Einmischung in die Angelegenheiten Aragons zerfiel er (1357) auch mit diesem Reiche, ließ (1358) seinen Halbbruder Fadrique, Großmeister von St. Jago, dem verbotener Umgang mit Blanka Schuld gegeben wurde, den Infanten Juan von Aragon, und mehrere castilianische Große, hinrichten. Da der Angriff einer castilischen Flotte auf Barcelona und auf die Balearen unglücklich ablief, wurde Pedro immer wüthender, ließ seine Tante ermorden, mehrere Große hinrichten, einen Priester, der ihn vor dem Grafen Henrique warnte, weil er sein Leben durch dessen Hand verlieren werde, lebendig verbrennen, den Juden Samuel Levi in Toledo, der bisher seine Geldgeschäfte betrieben hatte, unter dem Vorwand, er habe die Kroneinkünfte auf die Seite geschafft, foltern, bis er den Geist aufgab, und sein ganzes ungeheures Vermögen einziehen, endlich auch die zuletzt in Xerez als Gefangene gehaltene Königin Blanka (1361) ermorden. Bald darauf starb auch Maria Padilla. Mit Aragon wurde (1361) Friede geschlossen, aber nachdem Pedro den Usurpator von Granada Abu Said unter Zusage sicheres Geleits nach Sevilla gelockt, ermordet, sich seiner mitgebrachten Schätze bemächtigt, und den abgesetzten König Mohammed Ben Jussuf wieder eingesetzt hatte, ließ er seine Truppen (1362) wieder in Aragon einfallen, nahm Calatayud (1362 Sept. 7.) weg, und brachte den aragonesischen König dadurch aufs Aeußerste. Zwar suchte der Papst Frieden zu vermitteln, der auch zu Stande kam, aber von kurzer Dauer war, indem Pedro von Aragon nur dann für sich Sicherheit sah, wenn Pedro von Castilien

seines Throns verlustig seyn würde. Er verabredete daher mit dem seit Jahren aus Castilien entwichenen Grafen Henrique (Heinrich) von Trastamara und mit Karl von Navarra eine Theilung der castilianischen Staaten, und Henrique that nun seinerseits die entscheidenden Schritte, indem er die in Frankreich umherirrenden Cameradschaften unter **Bertrand du Guesclin** in seine Dienste nahm.

Sobald dieser den Vertrag mit den Compagnien abgeschlossen hatte, versammelte er, dessen Name auch sehr viele französische und bretagnische Ritter anzog, die Banden bei Chalons für Saone, und nahm dann zum großen Verdruß Papst Urban's V. den Weg gegen **Avignon.** Er schickte den Ankommenden einen Cardinal entgegen, der gleich mit der Frage empfangen wurde, ob er Geld mitbringe? Diese Leute zögen zur Buße ihrer Sünden gegen die Mauren von Granada und wollten deßhalb vom heiligen Vater, dem Statthalter Gottes, vor allen Dingen Absolution und 200,000 Franken Reisegeld. Für die Absolution, entgegnete der Cardinal, könne er ihnen stehen, aber nicht für das Geld. Nun nahm du Guesclin wieder das Wort: die Leute hier könnten sich im Nothfall wohl der Absolution entschlagen aber nicht des Geldes; ohne Geld seyen sie nicht auf den Weg ordentlicher Menschen zu bringen, und der heilige Vater müsse auch dazu behülflich seyn. Nun versprach der Cardinal die Sache vorzulegen; das müsse aber schnell geschehen, meinte du Guesclin, sonst ginge es je länger desto schlimmer. Er nahm sein Nachtlager in Villeneuve, gegenüber von Avignon, am andern Rhoneufer. Nun traf Urban zwar Vertheidigungsanstalten, da er aber von den Fenstern seines Palastes sehen konnte, wie die Leute plünderten und das Land verheerten, ließ er die städtischen Behörden berufen und die Bürger nach ihrem Vermögen schätzen, so daß man 100,000 Franken zusammenbrachte und nach Villeneuve hinüberschickte. Allein Bertrand erklärte, das Geld könne er schlechterdings nicht annehmen, er wisse wohl, daß es den armen Leuten abgezwungen sey, das wolle er nicht; der Papst und sein reicher Clerus müßten das ganz allein tragen. Uebrigens sey sein Wille, daß dieses Geld denen, welchen es abgenommen wäre, pünktlich zurückgegeben würde, und wenn er darüber nicht die bestimmteste Gewißheit hätte, so würde er, selbst wenn er schon das Meer passirt hätte, zurückkommen und dafür sorgen. Da mußte sich denn der Papst und die Cardinäle fügen, 200,000 Franken wurden bezahlt, die Absolution vom Papst mit Siegel und Un-



terschrift ausgestellt, und den Bürgern ihr Geld zurückgegeben, worauf du Guesclin sogleich nach den Pyrenäen aufbrach.

Seine bloße Ankunft entschied die Dinge in Castilien so plötzlich, daß Don Pedro von seinen Unterthanen verlassen sich nach Corunna in Galicien flüchtete, der Graf Henrique aber (1366 März 6.) zu Calahorra als König proklamirt und zu Burgos (April 5.) gekrönt wurde. Weil er aber doch dem Glücke nicht genug traute, suchte er die Compagnien, die von den weißen Kreuzen, die sie angenommen hatten, nun die weißen Compagnien genannt wurden, im Lande zu behalten und zu einem Zug gegen Granada zu bewegen, was ihm auch mit einem Theil gelang, und du Guesclin selbst wurde durch reiche Geschenke und die Würde eines Connestable von Castilien besonders fest an ihn gekettet. Allein Pedro war von dem Prinzen Eduard, der nun Guyenne als ein englisches Lehen verwaltete, nach Bordeaux eingeladen worden, und die Begierde den Krieg zu erneuern, sey es auf welcher Seite es wolle, bewog den Prinzen gegen die Meinung seiner Räthe dem vertriebenen König Beistand zuzusagen und zu gewähren. Auf seine Aufforderung nahmen die Compagnien, größtentheils Engländer und Gascogner, sogleich ihren Abschied von Castilien, und zogen, obgleich ziemlich geschmälert, und auf etwa 12,000 herabgebracht, nach ziemlichen Beschwerden, indem sie sich bei Montauban durch ein im Wege stehendes französisches Heer durchschlagen mußten, nach Bordeaux. Hier entließen sie die unterwegs gefangenen französischen Ritter gegen das eidliche Versprechen Lösegeld zu zahlen, allein so wie der Papst davon erfuhr, erließ er ihnen nicht blos den Eid, sondern verbot ihnen sogar kraft seiner päpstlichen Macht etwas zu zahlen.

Der schwarze Prinz begann den Krieg mit Neckereien an der Grenze von Navarra, die den König Karl nöthigten, den Durchzug zu gewähren. Mit 20,000 Pferden, 4000 Gensd'armes, die Infanterie gar nicht gerechnet, fiel Eduard und Pedro in Roncesvalles (1367 Febr.) ein, und am Ebro kam es bei Logrogno oder Navarrette (auch Najara) zu einer Schlacht, welche (April 3.) trotz der Tapferkeit Henrique's und du Guesclin's für den neuen König ganz verloren ging. Kaum entkam Henrique mit vier Begleitern vom Schlachtfeld hinweg nach Aragon, Bertrand wurde gefangen. So rasch Pedro sein Land verloren hatte, eben so schnell gewann er es wieder. Henrique von Trastamara entwich auch aus Aragon, wo er sich nicht sicher glaubte, und ging nach Frankreich, und seine Hoff-

nungen schienen ganz vernichtet. Allein schneller als man es erwarten konnte bot sich ihm wieder die günstige Aussicht dar. Pedro zerfiel nämlich mit dem schwarzen Prinzen, dem er Biscaya einzuräumen sich weigerte und den versprochenen Sold zu zahlen nicht vermochte, und bat ihn endlich die Compagnien wieder über die Pyrenäen zurückzuführen. Mit dieser Bitte stimmte der Wunsch der Engländer die von Seuchen arg mitgenommen waren, überein, und Eduard führte sein Heer und die bis auf 6000 geschmolzenen Compagnien wieder nach Guyenne zurück. Hierdurch bekam Henrique Muth, er kehrte nach Aragon zurück, und da Pedro mit verdoppelter Grausamkeit wüthete, so wurde die Stimmung aufs neue für den Grafen von Trastamara günstig. Auch du Guesclin wurde für 100,000 Goldstücke aus seiner Haft in Bordeaux entlassen und zog sogleich (1368 Frühjahr) dem Grafen Henrique zu Hülfe. Bei Montiel kam es (14. März) mit Don Pedro, der Portugiesen und Mauren zu Bundesgenossen hatte, zur Schlacht, die dieser verlor und einige Zeit darauf aus dem Schlosse Montiel wortbrüchigerweise, als zu einer Unterredung, herausgelockt und von seinem Stiefbruder Henrique (23. März) ermordet wurde. So kam die Linie des Grafen von Trastamara auf den Thron Castilien und Henrique II. der Unächte erhielt sich auch sowohl gegen Aragon und Portugal, als auch gegen Eduard's III. Sohn Johann von Gent, Herzog von Lancaster, der seinen Anspruch auf seine Heirath von Constanze, einer Tochter Pedro's und der Maria de Padilla gründete.

Wie in Castilien so erhub sich nach ein Paar Jahrzehnten in Portugal eine unächte Linie auf den Thron. Hier hatte König Diniz (Dionysius) der Gerechte (1279—1325) für Schifffahrt und Seewesen, Bergbau und Handel, Anbau und Bevölkerung des Landes, Befestigung und Verschönerung der Städte, Anlegung oder Wiederherstellung kleinerer Ortschaften und Burgen zu einer Zeit Sorge getragen, in welcher bei keinem andern Fürsten solche und so umfassende Bestrebungen zu finden waren. Bereits damals schloß (1308) Portugal einen Handelsvertrag mit England. Wie er den Tempelorden in den Christusorden umwandelte ist schon erwähnt. Seine Streitigkeiten mit der Kirche hatten den ehrenvollen Ursprung, daß er durch bestimmte Verordnungen, Amortisationsgesetze, den zu grossen Erwerbungen von Gütern und Besitzungen der Geistlichkeit Schranken setzte. Dagegen nahm er sie gegen die Bedrückungen der Weltlichen in Schutz. Um sich von Castilien ganz unabhängig zu erhalten,

ließ er den portugiesischen St. Jagoorden sich einen eigenen Großmeister wählen. Er stiftete auch die portugiesische erst in Lissabon errichtete, dann (1308) nach Coimbra verlegte Landesuniversität. Diesem trefflichen Regenten folgte sein Sohn Affonso IV., der die letzten Jahre seines Vaters durch Empörung verbittert hatte, und in dessen Regierung der Sieg von Tarifa, an dem er nicht weniger Antheil hat als sein Schwiegersohn Alfonso XI. von Castilien, der einzige Glanzpunkt ist. Denn so wie er seines Vaters letzte Tage getrübt hatte, so reizte er auch seinen Sohn Pedro durch eine grausame That sich gegen ihn zu empören Dieser hatte sich nach dem Tode seiner Gemahlin Constanze (1345) mit Ignez de Castro aus einem edlen castilischen Geschlechte heimlich verbunden und reizte durch die ihren Brüdern, die vor Pedro dem Grausamen nach Portugal entflohen, zugewendete Gunst die Mißgunst und den Neid der Großen, welche den König die Ignez zu ermorden bewogen. Affonso von den üblen Rathgebern begleitet begab sich nach dem Clarakloster zu Coimbra, wo Ignez mit ihren drei Kindern in ruhiger Einsamkeit lebte. Der Infant Pedro war, wie der König wußte, auf die Jagd. Als Ignez die Ankunft des Königs mit Bewaffneten erfuhr, ahndete sie was ihr bevorstehe und jeder Flucht, jedes andern Rettungsmittels beraubt, warf sie sich mit zwei ihrer Kinder dem König zu Füßen und flehte ihn für sie und ihre Kinder um Gnade. Auch ergriff der rührende Anblick wirklich das Herz des Königs so, daß er wankend in seinem Entschluß das Gemach verließ, und nur die wiederholten Reden seiner Räthe, durch diese Frau gehe Portugal zu Grunde, bewogen ihn endlich zu den Worten: Thut was ihr wollt. Diese Worte waren (1355) das Todesurtheil der Unschuldigen. Diego Lopez Pacheco, Alvaro Gonzalves, und Pedro Coelho, vollbrachten den Mord. Nun ergriff zwar der Infant Pedro die Waffen gegen den Vater, ließ sich aber, da doch nichts mehr gewonnen, nur andere Unschuldige gezüchtigt werden konnten, zu einem Frieden mit demselben bewegen, und sparte seine Rache bis auf gelegnere Zeit auf. Diese kam, als er (1357) selbst den Thron bestieg. Er schloß mit Pedro dem Grausamen eine enge Verbindung, verlobte seine zwei Söhne von der Ignez mit Pedro's Töchtern von der Maria de Padilla, und erhielt gegen die Auslieferung geflohener Castilianer zwei von den Mördern, die mit unmenschlichen Martern (1360) hingerichtet wurden, der dritte, Pacheco, entkam nach Frankreich und wurde später für unschuldig erklärt und begnadigt. Darauf aber als

die Rache gestillt war, beschwur er feierlichst, wie er vor sieben Jahren mit Ignez sich förmlich vermählt und diesen Schritt bei Lebzeiten seines Vaters aus Furcht vor demselben verschwiegen habe. Dann ließ er ihre Leiche aus dem Kloster St. Clara in Coimbra erheben, mit der Krone und königlichen Gewändern schmücken, und in feierlicher Prozession von Geistlichen, Großen, Edelfrauen begleitet durch eine lange mit brennenden Kerzen versehene Reihe nach der königlichen Gruft von Alcobaza bringen und hier königlich beisetzen. Die Gerechtigkeit, welche er hier in seiner eigenen Sache gezeigt hatte, bewies er übrigens durch seine ganze Regierung und nicht nur die von ihm vorgeschriebene Geschäftsordnung und die auf den Cortes von Elvas (1361) gegebenen Gesetze, beweisen seinen Eifer, das Wohl der Unterthanen, soweit dieses durch strenge Gerechtigkeit gefördert wird, aufrecht zu halten. Daher führt er den Namen des Strengen aber auch des Grausamen. Dabei erhielt er einen ungestörten Frieden nach außen, sammelte einen reichen Schatz gleich seinen Vorfahren, und hinterließ als er starb (1367) bei seinem Volk das Gefühl, noch nie so glückliche Jahre gehabt zu haben. Mit seinem Sohn Fernando, der sich fruchtlos in die castilischen Händel mischte, bei großen Anlagen und einem glücklichen Naturel seine Thätigkeit zersplitterte, und die Liebe seines Volks, das sich eines gewiß vor den meisten Völkern der damaligen Zeit blühenden Zustandes zu erfreuen hatte, durch die gehaßte Vermählung mit Leonora Tellez verscherzte, starb die alte Linie der ächten burgundischen Könige Portugals (1383) aus. Der Nationalhaß gegen Castilien hub Pedro's Sohn von der Theresa Gallega, Joao, den Großmeister des Avisordens (1385) auf den Thron, der das ritterlich unternehmende Zeitalter Portugals herbeiführte.

XXV. Anfänge landständischer Volksvertretung. Skandinavische und slavische Geschichten. Der deutsche Orden in Preussen. Die Anjou's in Neapel und Ungarn.

Stände. Der Norden. Dänemark. Erich Mendved. Christoph I. Graf Gerhard von Holstein. Niels Ebbeson. König Waldemar Atterdag. Eroberung Schonen's. Margaretha von Dänemark. Schweden. Norwegen. Die Union von Kalmar. Der Osten. Polen. König Kasimir. Bestätigung der polnischen Nationalfreiheit. Preußen. Winrich von Kniprode. Schlacht von Rudau. Jagal (Jagello) Großfürst von Litthauen. Winrich's Tod. Anjou in Neapel. Aragon in Sicilien. Anjou in Ungarn. König Karl Robert. Felician Zach. Blüthe Neapel's unter Robert. Königin Johanna. Mord des ungarischen Andreas. Ludwig von Anjou in Ungarn und Polen. Ludwig's Töchter Maria und Hedwig. Hedwig Königin von Polen. Jagello vermählt sich mit Hedwig. Taufe der Litthauer. Verwirrung in Neapel und Ungarn. Maria Rex Ungariae. Karl von Durazzo ermordet.

Neben den wilden Kämpfen um Mein und Dein, welche in den Staaten außer dem römischen Reiche durch die Wechselfälle des Glückes und die großartigen darin auftretenden Persönlichkeiten am meisten das Auge des Betrachtenden an sich ziehen, ist aber auch ein Bestreben der verschiedenen **Stände** zu bemerken, unter sich selbst und gegen das Oberhaupt des Reiches eine bestimmte Stellung zu gewinnen und seine allmählig erworbenen Rechte zu sichern. Hierin war England durch den ruhigsten und gemessensten Gang allen andern Reichen weit voraus, seit Heinrich's I. große Charte durch Johann auf der Wiese von Staines (1215) erweitert und besiegelt worden war, hierauf Heinrich's III. Kämpfe mit den Baronen zur wiederholten Bestätigung der zugesicherten Rechte geführt, unter Eduard I. aber die flandrischen, französischen, und schottischen Kriege den König zur ausdrücklichen Erklärung vermocht hatten, daß keine Steuer ohne Genehmigung des Parlaments erworben werden dürfe; es war dadurch dem Parlament, der Zusammenkunft der Geistlichkeit, des Adels, der Ritterschaft, und der Städte, das wichtigste Recht, und zwar eben so der Verweigerung als der Genehmigung eingeräumt worden; beide bilden nur Eines; wer das Recht zu erlauben,

zu bewilligen hat, darf eben so auch verweigern, versagen; das Eine kann nicht ohne das Andere gedacht werden; es wäre bösliche Mystification, nur das eine Recht anerkennen zu wollen, das andere aber abzusprechen. Nun ging im englischen Parlament (1343) eine sehr wichtige Einrichtung dadurch vor, daß der geringere Adel, die ritterbürtigen Freien, welche ihre Gauen, Grafschaften, vertraten, sich mit den Gemeinden der Städte zu einem Ganzen bildeten, welches den Geistlichen und Edelfreien, Baronen, dem sogenannten Oberhaus, als Unterhaus entgegenstand, mit ihm gemeinschaftlich das ganze Land vertrat und dem König das Gleichgewicht hielt. Für England brachte diese Einrichtung noch den besondern Vortheil, daß der in Deutschland und andern Ländern sichtbare Gegensatz des Adels gegen die Städte gar nicht hervortrat, nnd von den heftigen Kämpfen derselben gar nichts zu bemerken war. Dagegen war in Frankreich, wo die Städte erst unter Philipp dem Schönen und dann unter Johann zu den Parlamenten gezogen wurden, die einmal angenommene und beibehaltene Eintheilung des Volks in die drei Stände, Klerus, Adel, Bürger, die nothwendige Ursache der Zurücksetzung des dritten Standes, gegen den die beiden andern durch sehr natürliche Bande verknüpft als ein Ganzes dastanden. Dieß zeigte sich bei den Pariser Unruhen nach der Schlacht von Maupertuis zu voller Genüge. Wenn in Spanien die Städte Aragon's zu früher bedeutender Theilnahme an den Reichsversammlungen, den Cortes, gelangten, so hatte dieß wohl seinen Grund in der Wichtigkeit derselben bei dem Kampf mit den Arabern, während dessen die Könige um sich ihrer Treue zu versichern ihnen große Vorrechte gewährten. Auch hier zerfiel die Landesvertretung iu vier Stände, Geistlichkeit, hoher Adel, niederer Adel, und königliche Städte oder Gemeine (universales), welche die vier Arme (brazos) oder Stände (estamientos) ausmachten. Außer den Versammlungen war ein permanenter Ausschuß zur Führung der von den Ständen ausgebenden Geschäfte vorhanden. Von Geldhülfen oder Steuern wußte man vor 1376 nichts, der dem König geleistete Beistand war persönlich. Adel und Städte schlossen seit Peter II. Unionen um sich gegen Steuern und zur Erhaltung des Landfriedens gegenseitig beizustehen, dieses Unionsrecht wurde von Alfons III. in der Art anerkannt, daß im Fall der König ein Mitglied der Union kränken sollte, ihnen erlaubt sey, sich einen andern Herrn zu wählen. Der Freiheitsgeist der Aragonesen wurde von den Königen selbst anerkannt. Der Sohn Jayme's II., desjenigen der (1319) die ewige

Verbindung der Reiche Aragon, Valenzia, und Catalonien zu einem Reichsgrundgesetz erhob, Alfons IV. (1327—1336) bedeutete seine castilische Gemahlin Leonore: Unser Volk ist frei, und Freiheit ihm recht angeboren; die können wir ihm nicht nehmen, noch verwehren. Es duldet keine Knechtschaft wie andere Völker, und also ehren uns unsere Unterthanen als ihren Herrn, und wir achten sie als treue Leute und Gefährten. Sein Sohn Pedro IV. der Strenge, der in die castilischen Händel unter Pedro dem Grausamen verwickelt war, und durch die Eroberung Mallorkas (1343) dem seit 1229 dort bestandenen besondern Reiche einer jüngeren Linie ein Ende machte, hob zwar (1348) nachdem er die von seinem Bruder dem Infanten Don Jayme gegen ihn angeregte und von den Aragonesen wegen Verletzung ihrer Privilegien geschlossene Union aller Stände, in welcher nur vier Städte auf der Seite des Königs blieben, gesprengt hatte, das Recht sich gegen den König selbst zu verbünden auf, erhub aber den bisherigen seit 1265 und schon früher bestandenen Hofrichter oder Justitia zum eigentlichen Schiedsrichter zwischen dem König und den Ständen, zum Erhalter der allgemeinen Freiheit. Er durfte nur aus dem niedern Adel genommen werden, die unmittelbare Berufung auf ihn hob sofort jedes andere Verfahren auf, später (1412) wurde er nur durch das Urtheil der Stände für absetzbar erklärt; der König hatte keine Gewalt über ihn. Weder in Castilien noch in Portugal bildete sich die ständische Freiheit bis zu diesem Grad aus, wiewohl auch hier Abgeordnete der Städte, in Castilien siebenzehn, auf die Reichstage gezogen wurden. Die in den maurischen Kriegen ausgebildete Aristokratie des in einen Stand vereinigten Adels bildete gegen die Städte einen schroffen Gegensatz, und da unter den Ständen selbst wenig Einigkeit vorhanden war so konnten die Könige leicht mit ihnen einzeln unterhandeln und sie dadurch schwächen. Doch bedurfte es zu neuen Gesetzen und Steuern ebenfalls der Genehmigung der Cortes, und eine aus den Zeiten Alfonso's X. herrührende zum Schutz gegen den Adel geschlossene Verbrüderung, die Hermandad, wurde später erneuert und als heilige Brüderschaft (santa hermandad) zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit und Verfolgung der Häretiker bestimmt. Noch weniger war in Portugal eine eigentliche umfassende Vertretung des Volks zu finden, obgleich auch hier schon seit den Cortes von Lamego solche Gemeinden, die durch ein besonderes Privilegium oder ihren Foral Sitz und Stimme hatten, neben dem Klerus und dem Adel einberufen wurden.

Die Zusammenberufung der Cortes hing in der früheren Zeit gänzlich von dem Willen des Königs ab.

Eben so ging auch im Norden den furchtbarsten Verwirrungen eine unverkennbare Bestrebung zur Seite, den einzelnen Ständen eine feste geordnete Stellung zu geben. Nur ist diese Bestrebung so zu sagen bewußtlos, nicht von richtiger Erkenntniß geleitet, und nur aus der egoistischen Absicht entsprungen, sich selbst möglichst viel, ja Alles, anzumaßen, dem Andern dagegen so viel als möglich zu entreißen. In den skandinavischen Staaten sind daher die Kriege der drei von gleichem Stamm mit fast gleicher Sprache bewohnten Reiche, die sie unter sich führen, in stetem Zusammenhang mit den Verfassungskämpfen, und die Angriffe auf die Selbstständigkeit des Andern sind um so empfindlicher, als keiner der drei Bruderstämme dem andern ein Vorrecht einräumen will. Als in Dänemark nach Erich's VII. Ermordung sein zwölfjähriger Sohn Erich Mendved (1286 Nov. 22.) folgte, entstand durch die über die Mörder verhängte Untersuchung eine langjährige Verwirrung, da die Angeschuldigten nach Norwegen entflohen, hier nicht nur Schutz fanden, sondern der norwegische König Erich II. kündigte ihretwegen den Dänen sogar den Krieg an, belagerte Kopenhagen, und setzte diese Angriffe, in der Hoffnung Dänemark zu unterjochen, einige Jahre fort. Erich verheirathete sich mit des schwedischen Königs Birger Schwester Ingeborg, der wiederum Erich's Schwester Margaretha zum Weibe nahm. Die Folgen dieser Verbindung waren aber für Dänemark nutzlos, und die Verbindung der Mörder blieb auch dann noch gefährlich, als der Marschall Stigo (1293) gestorben, Ranno Joenson aber (1294) in Roeskild gefangen und mit dem Rade gerichtet worden war. Da, nach der Verheirathung der Königin Wittwe Agnes mit dem Grafen Gerhard von Holstein-Stormarn, der Oheim des Königs, Herzog Waldemar von Schleswig, offen auf die Seite der Mißvergnügten trat, so mußte der König nachgeben und wenigstens einstweilen den Mördern den Aufenthalt im Reiche verstatten, wenn auch nicht am Hofe. Während dieser verdrießlichen Händel gerieth Erich auch in Streit mit der Kirche, indem er den gegen seinen Willen gewählten Erzbischof von Lund Jens (Johann) Grand durch seinen Bruder Christoph, den er zum Herzog von Halland gemacht hatte, gefangen nehmen ließ, das Kapitel zwang vielen seiner Vorrechte zu entsagen, und darüber nach Rom zu berichten verbot. Papst Bonifacius VIII. erfuhr die Sache aber doch, und gebot (1295) bei Androhung des

Banns die Freilassung des Bischofs. Erich suchte die Bulle geheim zu halten, Grand entkam aber (12. Dec.) seiner Haft, ging nach Rom, und führte gegen den König Klage. Nun wurde der Legat Isarnus (1298) ins Land geschickt, der das Interdikt aussprach und den König in den Bann that. Zwar wurde das Interdikt nicht sonderlich beachtet, dennoch war es unmöglich es ganz abzuweisen, und Erich mußte nach fünfjähriger Widersetzlichkeit sich zur Abbitte bequemen, und Isarnus, der an Grand's Stelle Erzbischof wurde, mußte eine namhafte Entschädigung für den seinem Stifte zugefügten Schaden erhalten. Grand wurde erst nach Riga, dann nach Bremen versetzt. Außer diesen Zwistigkeiten gerieth Erich auch mit seinem Bruder Christoph, einem Menschen von undankbarem und treulosem Charakter, in Streit, verlor die Hoheit über Rostock, welches Heinrich der Löwe Herzog von Mecklenburg behauptete, hatte Empörungen der Bauern und des Adels, welche von den zu auswärtigen Unternehmungen benützten schweren Steuern überaus gedrückt wurden, zu dämpfen, und starb kinderlos (1319 Nov. 13.), da keines seiner vierzehn Kinder von Ingeborg am Leben geblieben war. Durch den Einfluß des Grafen Johann von Holstein, Agnes und Gerhard's Sohns, wurde des verstorbenen Königs Bruder Herzog Christoph (1320 Jan. 25.) gewählt, obgleich sein Vetter Erich von Schleswig von Einigen genannt wurde. Christoph mußte eine Capitulation eingehen, in welcher die Haandfestning seines Vaters von 1282 durchaus bestätigt, der Geistlichkeit Freiheit für alle ihre Güter, Freiheit der Gerichtsbarkeit und der Wahlen, dem Adel Befreiung von jedem Kriegsdienst außer dem Reiche und im Falle der Gefangenschaft Auslösung durch den König binnen Jahresfrist, den Bürgern Sicherheit vor andern als durch den Reichsrath für nöthig erachteten Zöllen und vor jeder gezwungenen Befriedigung der Bedürfnisse der königlichen Diener, den Bauern Sicherheit vor neuen Schatzungen und vor Spanndiensten außerhalb ihres Ortes, verheißen wurde: alljährlich sollte ein Danehof in Nyborg zusammen kommen, als oberster Reichsrath und Gerichtshof; kein Deutscher sollte in den Reichsrath aufgenommen oder zum Befehlshaber eines Schlosses ernannt werden; alle seit Waldemar's II. Zeiten aufgekommene Steuern sind abgeschafft; das Gesetzbuch dieses Königs ist das alleingültige; der Danehof richtet als höchste Instanz; Niemand darf ohne den Spruch des ihm zuständigen Gerichts verhaftet oder gar gestraft werden; Strandrecht gilt hinfort wie Seeräuberei; der König soll den Ver-

bannten die Rückkehr erlauben und ihre eingezogenen Güter erstatten, die Schulden seines Bruders bezahlen, und andere Beschwerden abstellen. Christoph hielt aber nur das wenigste, suchte sich durch Verbindungen mit dem Auslande zu helfen, veranlaßte dadurch eine allgemeine Empörung, indem (1326) die Stände ihm einen Absagebrief schickten, den ältesten Prinzen Erich, der bereits seit 1322 Mitregent war, gefangen nahmen und in Ketten legten, Christoph aber entfloh mit seinen beiden andern Söhnen Otto und Waldemar nach Rostock, und suchte mit Beistand von Mecklenburg wieder sein Reich zu erobern. Während nun die Stände den Herzog Waldemar von Schleswig, des obengenannten Herzog Waldemar's Enkel, zum König und dessen Oheim den Grafen Gerhard den Großen von Holstein zum Reichsvorsteher und Vormund des jungen Königs ernannten, schloß Christoph mit seinem Halbbruder Johann von Holstein ein Bündniß, kam durch diesen zwar wieder nach Dänemark, mußte aber so viel von seinem Reiche abtreten, daß er (1332) nur Laaland behielt, die beiden Grafen Johann und Gerhard aber, welche unter sich Friede schlossen, das übrige Dänemark theilten, doch ließ sich Johann mit 34,000 Mark abfinden. Christoph starb (1333 Juli 15.) nach einer durch seine eigene Schuld ganz und gar verächtlichen Regierung. Da nun der älteste Sohn Erich schon (1331) gestorben war, der zweite, Otto, mit einem Heer von Deutschen das ihm sein Schwager Ludwig von Bayern Markgraf von Brandenburg gegeben hatte, einen unglücklichen Einfall (1334) in Jütland machte und von dem Grafen Gerhard geschlagen und gefangen wurde, der jüngste, Waldemar, sich am Hofe Ludwig's des Bayern aufhielt, so war für die eigensüchtigen Plane des Grafen Gerhard gute Zeit. Er legte sich (1337) den Titel Herzog von Jütland bei, verfuhr mit den verpfändeten Provinzen ganz nach Belieben, legte große Schatzungen auf, und rief so eine Erbitterung hervor, die dadurch, daß er seinem Neffen Waldemar von Schleswig, der schon einmal den Königstitel geführt hatte aber so klug gewesen war ihn wieder niederzulegen, wieder den Königtitel gab, und mit ihm einen Vertrag über die Erbfolge in Schleswig schloß, in einen offenbaren Aufstand ausbrach. Der Adel und das Volk in Nordjütland, welche an den Herzog Waldemar fallen sollten, machten den Anfang damit, daß sie dem Grafen Gerhard die gewöhnlichen Abgaben und Dienste verweigerten und seine festen Oerter und Schlösser belagerten. Gerhard ließ sogleich im Bremischen, in Westphalen, und am Rheine Truppen werben.

und drang (1340) mit einem über 10,000 Mann starken Heer, begleitet von seinen Söhnen Heinrich und Nikolaus in Nordjütland ein. Seine Söhne mit dem größern Theil des Heers sollten das übrige Land unterwerfen, er selbst mit viertausend Mann legte sich nach Randers. Nirgends war kräftiger und nachhaltiger Widerstand, und es war nahe daran, daß Gerhard sich des ganzen Landes, ja der Krone selbst bemächtigte. Diesen Plan vereitelte ein tapferer Ehrenmann, Niels Ebbeson, Herr auf Norre-Riis, von gutem Adel, der von Graf Gerhard auf eine empfindliche Art persönlich gekränkt worden war. Er sagte dem Grafen den Gehorsam auf, um seine Ehre zu wahren, und ging mit einigen und sechzig Gefährten in der Nacht des 18. März 1340 nach Randers, ging in der ersten Dämmerung über die Brücke, drang mit einigen seiner Leute in das Schlafgemach des Grafen und tödtete ihn und seinen Kaplan Heinrich von Vietinghoff. Niels hatte die Glocken läuten, die Pauken schlagen, Feuer einlegen lassen, um durch diesen plötzlichen Schrecken der überlegenen Anzahl der Feinde einen großen Begriff von sich beizubringen und Schrecken einzujagen, was ihm auch so gut gelang, daß er sich mit den Seinen ohne mehr als Einen Mann verloren zu haben, über die Brücke, deren Nägel er vorher hatte ausziehen lassen und die sofort abgeworfen wurde, glücklich zurückzog. Das Kriegsvolk des Grafen lief sofort auseinander. Dänemark war von der Fremdlingsherrschaft befreit. Für die wahre Würdigung von Niels Ebbeson's That ist es eben so gleichgültig, daß er Privatrache an dem Grafen geübt haben soll, als die Ehre seines Nachruhms durch die von den Söhnen des Grafen Gerhard ausgesprengte unwahre Sage, er sey in ihre Hände gefallen und zur Strafe seines Verrathes durch das Rad (1342) hingerichtet worden, nicht im Mindesten befleckt wird. Wenn es möglich wäre die Beweggründe der Handlungen jederzeit ganz rein zu entwirren, wo würde sich einer finden, den nicht mehr oder minder selbstische Motive in Bewegung setzen? Ist nicht schon das Bewußtseyn einer edlen That ein Genuß, vielleicht der edelste von allen? War Wilhelm Tell, oder abgesehen von diesem Namen, den die neuere Kritik dem Mythus vindiciren will, Arnold von Melchthal deßhalb weniger edel, weniger ein Erretter seines Vaterlands, weil er die Mißhandlung seines alten Vaters rächte? Und wie thöricht wäre es einen unverdienten schmählichen Ausgang, selbst wenn er wahr wäre, dem Helden anrechnen zu wollen! War Wilhelm Wallace weniger der Vertheidiger von Schottlands Unab-

hängigkeit, weil ihn Eduard, unedel genug, auf dem Schaffot sterben ließ? Nein, so lange es eine Ehre seyn wird, für die Selbstständigkeit seines Landes, gegen das Joch eingedrungener Fremdlinge, in die Schranken getreten zu seyn, sey es siegreich oder besiegt, so lange wird Niels Ebbeson mit Recht der Nationalheld Dänemarks heißen, er wird es bleiben, ohne eines Denkmals zu bedürfen, das nicht der Dank, nein, nur die Eitelkeit der Nachwelt ihm errichten könnte, und nur die verblendetste Nationalfeindschaft könnte daran denken, den tyrannischen Unterdrückungsversuch Gerhard's seinem Ruhme an die Seite stellen zu wollen.

Nun endlich konnte Waldemar, Christoph's jüngster Sohn, der bisher bei Kaiser Ludwig sich aufhielt, daran denken sein väterliches Reich in Besitz zu nehmen. Mit den Grafen von Holstein und dem Herzog von Schleswig wurden Verträge geschlossen, des Letztern Schwester Helwig wurde Waldemar's Gemahlin, dann wurde er (1340 Juni 24.) zu Wiborg als König ausgerufen, erließ (1341 Jan. 6.) zu Roeskild eine allgemeine Amnestie und bestätigte die Haandfestning. Sein Bruder Otto begab sich seiner Ansprüche und trat in den Orden der deutschen Herren. Da sich der König Magnus von Schweden während des Zwischenreichs der Provinzen Schonen, Halland, und Blekingen bemächtigt hatte, so trat Waldemar, der sich vor der Hand nicht im Stande sah sie ihm zu entreißen, dieselben gegen 8000 Mark und die Rückgabe des Schlosses Kopenhagen ab. Dieses wurde mit Stadtrecht beschenkt und so der Grund zur dänischen Hauptstadt gelegt. Gab indessen der König Waldemar auch (1341 und 1343) die bestimmtesten Versicherungen, daß er diese Provinzen selbst unter Androhung des Bannes nicht zurückfordern wolle, so hatte er sich doch im Innern niemals seiner Ansprüche begeben, rechnete darauf, daß morgen wieder ein Tag seyn werde, weßhalb er Atterdag genannt wurde, und benützte die spätern Verlegenheiten Schwedens, um das Verlorene wieder zu erwerben. Eben so verhielt es sich mit den holsteinischen Grafen, die natürlich noch vor der Hand im Besitz mancher Rechte gelassen worden waren, welche Waldemar der Krone wieder zu erwerben für seine Pflicht hielt. Diese Bemühungen, die verlorenen Rechte und Besitzungen wieder zu erwerben, ziehen sich durch seine ganze vielbewegte Regierung hindurch. Nur das Herzogthum Esthland, wo (seit 1343) furchtbare Bauernaufstände ausgebrochen waren, verkaufte er (1347) für 19,000 Mark an den deutschen Orden und benützte dieses Geld

um Fünen und die meisten verpfändeten Schlösser wieder einzulösen. Dabei machte er um der Sitte der Zeit seinen Tribut zu entrichten, eine Wallfahrt nach Jerusalem (1345), weßhalb ihn da er nicht um päpstliche Erlaubniß eingekommen war der Papst in den Bann that. Seine Mitwirkung in Deutschland zur Ueberführung des falschen Waldemar's, den er im Interesse der bayrischen Partei für falsch erklärte, gab den Ausschlag, und er schien nach dem ersten Decennium seiner Regierung so mächtig, daß er es wagen zu können glaubte, die abgetretenen schwedischen Provinzen zurückzufordern. Er bediente sich hiezu eines Mittels, das nichts weniger als königlich war. Als er (1349) mit König Magnus eine Zusammenkunft hielt, verlangte er die Kaufbriefe über Schonen zu sehen, und da ihm dieses Verlangen unbedenklich gewährt wurde, so erweichte er die Siegel und vernichtete dadurch ihre Beweiskraft. Schon damals forderte er die Rückgabe, wurde jedoch zunächst durch die deutschen Angelegenheiten beschäftigt, und glaubte bei der verwickelten Lage Schwedens (1351) dieß mit großer Sicherheit thun zu können. Die Sache wurde jedoch sowohl damals als auch später (1354) durch einen Ausschuß von je drei schwedischen und dänischen Bischöffen für richtig erklärt, und Waldemar abgewiesen. Um diese Zeit aber fingen die Nordjütländer an, sich über Waldemar's Wortbrüchigkeit und Habsucht zu empören, und die alten Fehden mit den Grafen von Holstein brachen wieder aus. War nun auch Waldemar im Kriege glücklich, schlug er (1357 Nov. 11.) bei Gamburg die Jüten und Holsteiner, so sah er sich doch genöthigt, auf einem Reichstag zu Kallundborg (1360 Mai 24.) die Aufrechthaltung der Gesetze und Rechte in den dänischen Reichslanden, regelmäßige Einhaltung des Reichstags, und andere Punkte genau und ausführlich zu versprechen. Nun konnte er von innen gesichert an die Eroberung Schonen's denken, und führte sie, da König Magnus selbst ihm die Urkunden auslieferte, mit großem Glück (1360) aus. Er ging sogar nach Oeland über, eroberte (1361 Juli) die ganze Insel, dann nach Gothland, eroberte (28. Juli) Wisby, und nahm den Titel eines Königs der Gothen an.

Aber diese Eroberung zog ihm einen neuen Feind auf den Hals. Der Hansebund hatte bei der Einnahme von Wisby großen Verlust erlitten und ergriff nun die Waffen gegen ihn. Die Schweden aber entrüstet über König Magnus setzten diesen ab und erhuben seinen Sohn Hakon auf den Thron. Waldemar besiegte zwar in einer See-

schlacht vor Helsingborg (1362) seine Feinde, aber sein einziger Sohn Christoph erhielt eine tödtliche Wunde, und die Inseln Gothland und Oeland gingen ebenfalls verloren. Nun zog er zwar den jungen König Hakon, der mit der holsteinischen Gräfin Elisabeth verlobt war, auf seine Seite, indem er diese (1362 Dec.) auf der Brautfahrt nach Schweden, als sie der Sturm nach Dänemark verschlagen hatte, zurückhielt, und den Bräutigam mit seiner Tochter Margaretha (1363 April 9.) vermählte, aber diese Treulosigkeit brachte ihm selbst wie seinem Verbündeten nur Nachtheil, indem die Schweden auch den König Hakon der Krone verlustig erklärten, und sie auf den Sohn von Euphemia, der Schwester des Königs Magnus, Albrecht Herzog von Mecklenburg, übertrugen. Magnus und Hakon wollten zwar ihr Reich wieder erobern, wurden aber (1365 März 3.) von Albrecht bei Enköping geschlagen, Magnus gefangen, Hakon entkam mit genauer Noth nach Norwegen, und obgleich ein Friede zu Alholm (1366 Juli 28.) unterhandelt wurde, so verschob doch Albrecht, der den König Waldemar als die innerste Triebfeder aller dieser Verwirrung erkannte, die Unterzeichnung desselben, schloß vielmehr (1368 Jan. 25.) zu Wismar mit dem jütischen Adel, mit Schleswig, Holstein, Dänemark, und den Hansestädten ein Bündniß zur Theilung Dänemarks. In dieser Noth hielt es Waldemar fürs Beste, dem Sturm aus dem Wege zu gehen, und entfernte sich aus seinem Reiche.

Indessen der Beistand, den ihm der brandenburgische Markgraf Otto geben konnte, war ganz unbedeutend, und eben so wenig war Karl's IV. (1370 Juli 27.) Achtserklärung seiner Feinde im Stande und geeignet, den Bedrängnissen Waldemar's zu helfen. Die Hansestädte hatten sich mittlerweile einer Menge Städte und Inseln bemächtigt, und die zurückgelassenen Räthe des Königs, welche in seiner Abwesenheit die Regierung führten, schlossen (1370 Mai 24.) zu Stralsund mit ihnen Frieden, durch welchen sie fast ganz Schonen auf fünfzehn Jahre bekamen, und Waldemar sah sich genöthigt dieß (1371 Okt. 28.) zu bestätigen. Nun konnte er, da weder Albrecht noch die Grafen von Schleswig und Holstein den Krieg mit Glück und Nachdruck führten, in sein Reich (1371 Ende oder 1372) zurückkehren, vertrug sich auch mit seinen andern Gegnern, und starb (1375 Okt. 25.) auf seinem Lieblingsaufenthalt, dem Schlosse Gurre in Seeland, als letzter männlicher Sprosse des Königs Sven Estrithson. Seine Tochter Margaretha, Gemahlin Hakon's, des aus

Schweden vertriebenen Prinzen, der auch König in Norwegen war, wußte die Wahl ihres fünfjährigen Sohnes Olav (1376 April) zu bewirken, übernahm die vormundschaftliche Regierung für ihn in Dänemark und nach ihres Gemahls Tod (1380) auch in Norwegen, vereinigte Schonen wieder (1385) mit Dänemark, belehnte den Grafen Gerhard den Jüngern von Holstein (1386) mit Schleswig, und ließ sich dann nach ihres Sohns Tod (1387 Aug. 3.), den sie einige Tage verheimlichte, zur Frau Fürstin und Vormünderin von Dänemark erwählen, und ihren Schwester Enkel, Heinrich von Pommern, der den Namen Erich annahm, als Thronfolger in Norwegen (1388) anerkennen. Da gerieth sie in Krieg mit Schweden.

In diesem Reiche war der Folkunger Mannesstamm nach ungeheuern Familiengräueln erloschen. König Birger, der Sohn des wohlverdienten Magnus Ladulas, stand anfangs unter der weisen Vormundschaft des Reichsmarschalls Torkel Knutson, so daß die ersten dreizehn Jahre (von 1290) durch die Unterwerfung und Bekehrung Finnlands, wobei es zu Kriegen mit Rußland kam, und durch die Aufzeichnung des Uplandgesetzes (1295) löblich und rühmlich waren. Kaum aber (1303) mündig geworden, gerieth Birger mit seinen Brüdern Waldemar und Erich in Streit, der verdiente Marschall wurde als Opfer einer Aussöhnung von kurzer Dauer (1306) enthauptet, der König dann von seinen Brüdern (1306 Aug.) gefangen gesetzt, durch die Verwendung seines Schwagers Erich Mendved (1308) freigelassen, mußte das Reich mit ihnen theilen, und regierte nun gegen zehen Jahre mit ihnen über Schweden, trotz der Gewaltthat und Besteuerung seiner Brüder doch noch weniger geliebt als sie. Da suchte er sich endlich für die erlittene Schmach zu rächen, lud (1318 Dec.) seine Brüder gastlich zu sich, ließ sie im Schlosse von Nyköping in der Nacht gefangen nehmen, in den Thurm führen, an Ketten schmieden, mit Schlägen mißhandeln, und gab sie, als er aus Nyköping fliehen mußte und die Kerkerschlüssel in den Strom warf, dem Hungertode preis, dem sie, Erich nach drei, Waldemar nach eilf Tagen (1319 Mai) erlagen. Birger mußte entfliehen, sein Sohn Magnus wurde gefangen genommen, die Urheber des Raths zum Hungertod bei Stockholm gerädert, auch der Prinz Magnus (1320) enthauptet. Birger selbst starb vor Gram (1321). Die Stände bei denen damals zuerst der Städte erwähnt wird und vier Bauern aus jedem Gerichtsbezirk wählten (1319 Juni 24.) den dreijährigen Sohn des ermordeten Herzog Erich, Magnus Smek, der

damals auch König von **Norwegen** wurde. Hier war nämlich auf Magnus Lagubäter (1280) sein Sohn Erich II. Prästehadere, und dann dessen Bruder Hakon VII. (1299) gefolgt, dessen Tochter Ingeborg die Mutter des Magnus Smek war. Hakon VII. war kurze Zeit vorher (1319 Mai 8.) gestorben. Die vormundschaftliche Regierung, welche in Schweden der Reichsvorsteher Mats Kettilmundsson führte, war wohlthätig, indem sie die Ruhe wieder herstellte, begründete aber die Herrschaft der Aristokratie, die sich als Reichsrath dem Reichsvorsteher beigesellte. Als Magnus (1333) die Regierung selbst übernommen hatte, wurde die Aristokratie der Geistlichkeit und des hohen Adels immer mächtiger, die Verschwendung des Königs, der sich auch durch vertraulichen Umgang mit jungen Lieblingen verächtlich machte, erregte Unzufriedenheit, welche durch einen unglücklichen Feldzug gegen Rußland (1348) und durch einen Kirchenbann noch größer wurde, und endlich durch die Rückgabe von Schonen bis zum Aufstande stieg. Sein ältester Sohn Erich, der ihm in Schweden folgen sollte, hatte sich mit Gewalt in den Besitz von Schonen setzen wollen, das sein Vater seinem Günstling Bengt Aglotsson als ein Herzogthum gegeben hatte, war aber plötzlich erkrankt und hatte (1359) sterbend behauptet, seine Mutter Blanka habe ihn vergiftet. Magnus wurde von seinem zweiten Sohn Hakon, der bereits König von Norwegen war, gefangen genommen, wieder befreit, und gerieth dann (1365) in Albrecht's von Mecklenburg Gefangenschaft. Albrecht hatte immer noch eine große Partei gegen sich, erbitterte die Schweden durch die seinen Begleitern gewährten Vortheile, ward von einem Krieg Hakon's von Norwegen bedroht, und mußte deßhalb dem Reichsrath große Forderungen bewilligen. Magnus wurde freigelassen, und begab sich nach Norwegen, wo er (1374) starb. Als endlich Albrecht nach dem Tode des Bo Janson Grip, den er zu seinem Geschäftsmann hatte erheben müssen, von den Erben (1386) den dritten Theil aller veräußerten Krongüter zurückforderte, begaben sich die Erben zu Margaretha und trugen ihr die Krone an. Albrecht soll auch ohnedies über das Weiberregiment gespottet haben, ihr den Namen König Hosenlos gegeben, und geschworen haben, er wolle nicht eher eine Kapuze tragen, als bis er ihr den Scepter Dänemarks entrissen hätte. Es kam zum Krieg und Albrecht wurde in der Schlacht bei Falköping (1389 Sept. 21.) geschlagen und nebst seinem Sohn Erich und vielen andern Großen und Herren gefangen. Erst im siebenten Jahr (1395) während welcher Zeit die sogenannten

Vitalianer, Seeräuber aus Rostock und Wismar, die Küsten plünderten, erhielten sie ihre Freiheit gegen ein hohes Lösegeld. Erich von Pommern aber, seit 1389 König von Norwegen, wurde nun auch (1396 Jan. 23.) zu Wiborg als König von Dänemark, und (1397 Juli 11.) auf dem Morastein bei Upsala als König von Schweden anerkannt. Albrecht setzte von Mecklenburg aus seine Ansprüche zwar noch einige Zeit lang fort, entsagte ihnen aber (1405) endlich gänzlich und starb (1412) in Mecklenburg. Um das wichtige Werk, die Vereinigung der drei Länder, dauernd zu machen, gab Margaretha (1397 Juli 13.) den Beschluß oder **die Union von Kalmar**, wodurch die drei skandinavischen Königreiche unter einem gemeinschaftlich, jedoch mit Vorzug der Königssöhne, zu wählenden Herrscher auf ewige Zeiten vereinigt werden, jedoch nach eigenen Gesetzen und nach dem Rath der Reichsräthe regiert werden sollten. Der große Gedanke, welcher dieser Union zum Grunde lag, ermangelte jedoch einer zweckmäßigen Ausführung und statt der beabsichtigten Einheit war die Folge die zwischen Dänen und Schweden ausbrechende blutige Nationalfeindschaft.

Wie in den skandinavischen Reichen gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts sich eine künstliche Vereinigung der schon durch Natur, Volksstamm, und Sprache zur Einheit bestimmten Länder gestaltete, so näherte sich auch **der Osten** der slavischen Reiche, so weit er der christkatholischen Kirche angehörte, einer solchen, obgleich viel fehlte, daß sie zu Stande kam, ein Werk, das erst spätern Jahrhunderten vorbehalten blieb. Als hier Wladislav Loktiek nach früheren vergeblichen Bemühungen endlich die Herrschaft über **Polen** erlangt hatte, gerieth er über den Besitz von Pommerellen in einen langwierigen Krieg mit dem deutschen Orden, dessen Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen seit 1309 in Marienburg seinen Sitz genommen hatte. Dieser hatte nämlich (1310) dem brandenburgischen Markgrafen Waldemar Pommerellen d. h. das Land zwischen Oder, Netze, und Weichsel, mit den Städten Danzig, Dirschau, und Schwez, abgekauft, und Verrath und rohe Grausamkeit hatte dem Orden den Besitz verschafft, ehe Wladislav seine auf Erbrecht gegründeten Ansprüche geltend machen konnte. Neben diesen mit Polen entstehenden Streitigkeiten hatte der Orden mit dem Erzbischof von Riga und mit dem Großfürsten des noch heidnischen Litthauens zu kämpfen. Während mit dem Großfürsten Witen der tapfere Comthur Heinrich von Plotzke sich herumschlug, wurde der Pole Wladislav,

der Erzbischof, und die polnischen Bischöffe zu Avignon die Ankläger des Ordens. Der Hochmeister Karl Beffart von Trier (1311—1324) erschien selbst vor Clemens V., mußte daselbst eidlich versprechen, der Kirche in Liefland nichts zu Leide zu thun, und die Bürger von Riga nicht beeinträchtigen, insbesondere die Düna nicht sperren zu wollen; gegen die Forderung des Zehntens, den die polnischen Bischöffe ansprachen, wurden sie auf Pommerellen beschränkt; aber Pommerellen selbst und Pommern blieb dem Orden. Nun blieb dem seit 1320 mit Erlaubniß des Papstes Johann XXII. auch als König gekrönten Wladislav nur der Krieg übrig, um zu seinen Ansprüchen zu gelangen, und er fand in dem Litthauer Großfürsten Gedemin einen kräftigen Gehülfen. Dieser hatte vielleicht mehr aus Klugheit als aus Frömmigkeit erklärt die christliche Religion annehmen zu wollen, gab aber diesen Entschluß, obgleich päpstliche Legaten nach Litthauen kamen, wieder auf, und verband sich mit Wladislav (1325) zum Krieg gegen den Orden; seine Tochter Aldona wurde, nachdem sie Anna getauft worden war, mit Wladislav's Sohn Kasimir vermählt. Wie, als nun Ludwig's des Bayern Zwist mit dem Papst ausbrach, während der Orden die Sache Ludwig's ergriff, die Banden der Polen und Litthauer unter David dem Castellan von Grodno ins Brandenburgische eindrangen und daselbst fürchterlich hausten, ist bei Ludwig's Geschichte um so weniger zu vergessen, als er im Sinn hatte, damals seinen eben freigelassenen und zur Mitherrschaft aufgenommenen Gegner Friedrich während er selbst nach der Mark ziehen würde in Bayern zurückzulassen; doch verließen die barbarischen Horden Brandenburg, und die nächsten Jahre (1328, 1329, 1330) hatte der Orden das ganze Gewicht des Kriegs mit Polen und Litthauen zu tragen. Der Tod des Großfürsten Gedemin (1328) brachte, da seine Söhne Olgjerd und Kynstutte ganz in dem Geist des Vaters handelten, dem Orden eben so wenig Vortheil, als die aus Bayern und Böhmen gekommenen Hülfsvölker unter dem Herzog Heinrich und dem König Johann den heidnischen Feinden wesentlichen Schaden brachten. Freilich wurde Litthauen weit und breit verheert, aber Preußen litt nicht minder, und der Waffenstillstand wurde mit ziemlichen Opfern erkauft. Noch vor seinem Ablauf starb (1333) König Wladislav. Unter seinem Sohn Kasimir, der dem Kriege überhaupt weniger als friedlichen Thätigkeiten zugethan war, wurde der Krieg wieder erneuert und durch einen dem Orden vortheilhaften Frieden zu Kalisch (1343 Juli 8.) beendigt, durch den

Kasimir allen Ansprüchen auf Pommerellen, Kulm, und Michelau entsagte, und dagegen (Juli 25.) Cujavien, Dobrzin, und Bromberg zurückerhielt. Unter seiner Regierung trat für den Orden von dieser Seite gänzliche Ruhe ein, indem Kasimir wie schon gesagt sich mehr mit den Mitteln beschäftigte, der sittlichen Rohheit seines Landes zu steuern. Er gab zu diesem Ende (1347) die erste Sammlung geschriebener Gesetze, wobei er hauptsächlich der traurigen Lage der Bauern, die von dem Adel eben so wie in Dänemark immer mehr in Knechtschaft hinabgestoßen wurden, abzuhelfen suchte, ihnen das Recht gab Eigenthum zu erwerben und ihren Verwandten zu hinterlassen, bei harter Mißhandlung die Höfe zu verlassen, verwehrte sie als Geißel oder Bürgen einem andern zu übergeben, endlich sie selbst auf das Recht des Stärkeren hinwies, durch welches sie sich vor übermüthiger Gewaltthat sichern könnten. Von dieser Begünstigung der Bauern (Kmiezi) bekam er selbst den Ehrennamen Bauernkönig. Er begünstigte die Einwanderung der Deutschen, indem er anerkannte, wie weit sie seinen Polen an Fertigkeit in Künsten und Gewerben voraus wären, schaffte hingegen die bisherige Berufung an den Schöffenstuhl zu Magdeburg ab, und errichtete ein eigenes höchstes Landesgericht zu Krakau. Ebenfalls war er bedacht, die Städte mit Wall und Graben zu versehen, Schlösser zu erbauen, öffentliche Gebäude, Hospitäler, Kirchen, Schulen zu errichten, und seinem Volke die Vortheile gesitteter Nationen zuzuwenden. Weniger vortheilhaft für sein Land obgleich sich die Nachtheile erst viel später mögen gezeigt haben war seine Begünstigung der Juden, die ihren Grund in seiner Liebe zu der schönen Jüdin Esther gehabt haben soll. Den vielen guten Eigenschaften Kasimir's stand eine große Schwäche zur Seite, ein unmäßiger Hang zur Wollust, welche er gleich einem orientalischen Sultan befriedigte. Von der litthauischen Anna ohne männliche Erben und ohne Hoffnung Kinder von ihr zu erhalten, wandte er sich zu andern Frauen und gab dadurch großes Aegerniß. Aber auch nach dem Tode Anna's als er (1341) Adelheid von Hessen geheirathet hatte lebte er nicht mäßiger. Ein Glück für Polen war es, daß er keines dieser Bastardkinder legitimirte und ihm Anlaß zur Prätention des Thrones gab, wie es in Spanien der Fall war, sondern daß er schon frühzeitig, in seinem neunundzwanzigsten Jahre, (1339) an einen Nachfolger dachte. Er wählte hierzu seinen Schwester-Sohn Ludwig, den Sohn König Karl Robert's von Ungarn. Diese Wahl wurde obgleich nicht ohne einigen Widerspruch von den

Ständen angenommen, indessen gab Kasimir die Hoffnung einen ehelichen Sohn zu bekommen keineswegs auf, und ließ in der Urkunde, durch welche er seinen Neffen zum Nachfolger erklärte, ausdrücklich aussprechen, daß wenn er selbst noch männliche Erben zeugen würde, Ludwig kein Recht mehr auf Polen haben sondern diesen Prinzen nachstehen sollte. Weil aber auch die pommerischen Herzoge Kasimir und Boguslav, als Kasimir's Tochtersöhne, und ihre Schwester Elisabeth, die (1363) den Kaiser Karl IV. heirathete, und die Herzoge von Masovien und Schlesien, beide aus piastischem Mannsstamme, von denen aber die letztern sich an Böhmen angeschlossen hatten, ihre etwaigen Rechte hätten geltend machen können, so stellte Ludwig, um sich einerseits die Stimme der polnischen Großen zu sichern, andererseits um sie vor der Gefahr eine ungarische Provinz zu werden sicher zu stellen, die erste schriftliche Versicherung der Nationalfreiheit (1355 Juni 24.) aus. Er versprach in derselben, daß er sie von dem Augenblick an, wo er ihr Herr seyn würde, von allen Steuern und Schatzungen befreien, daß er ihnen nie, unter keinem Vorwande, eine Hülfssteuer auflegen, und daß er selbst auf seinen Reisen, an den Orten wo er durchkomme, nirgends etwas zum Unterhalt seines Hofes verlangen wolle: die Kosten, welche sie in seinen Kriegen auf sich laden würden, wolle er ihnen ersetzen; und dieses Versprechen solle für ihn selbst, aber auch für seine Nachfolger gelten. Kasimir war mit dieser ohne sein Zuthun gemachten Urkunde, welche Ludwig's Nachfolge von seiner Einwilligung unabhängig zu machen schien, nicht ganz zufrieden, aber die einzige und noch dazu fruchtlose Rache war, daß er nach dem gerade damals erfolgten Tode seiner hessischen Gemahlin eine Tochter des Herzogs von Glogau heirathete. Dieser Vertrag, die eigentliche Grundlage der polnischen Freiheit, gab hier dem aristokratischen Element Polens eine solche Stellung, daß fortan die Freiheit des Adels, der in der Urkunde ganz allein bedacht worden war, eben so den König in Schranken setzte, als dem Bürgerstand und Bauernstand hemmend entgegentrat. Die pacta conventa des sechzehnten Jahrhunderts haben in ihr ihren Ursprung, und von dieser Zeit an beginnt Polens Schicksal immer mehr auf republikanische Formen gestützt und durch häufige Erneuerung des Wahlrechts gefördert seine eigenthümliche Wendung zu nehmen. Gewiß aber war auch das besondere Schicksal, das sowohl diesem König als seinem Nachfolger Söhne versagte, dem Gang der Dinge wesentlich behülflich.

Denn auch das benachbarte **Preußen** hatte diese Indolenz Kasimir's vortheilhaft zu genießen. Schwerlich würde der Orden den Litthauern und Polen gemeinschaftlich haben widerstehen können, und der ohnmächtige Beistand des Kaisers würde durch den avignonensischen Bannfluch wohl aufgewogen worden seyn. Wenn Polen ein eignes selbstständiges Reich seyn wollte, mußte es seine Herrschaft bis an die Meeresküste erstrecken, und die einst von Konrad von Masovien gemachte Schenkung würde wohl von einsichtsvolleren Fürsten längst für ungültig erklärt worden seyn. So aber gelang es dem Orden, nachdem er selbst den von Wladislav Loktiek gemachten Angriffen glücklich Widerstand geleistet hatte, in einer langjährigen glücklichen Meisterschaft eines trefflichen Mannes sich im Innern als Staat auszubilden und durch die fortdauernden Kriege mit Litthauen seinen kriegerischen Geist zu erhalten. Unter dem Hochmeister **Winrich von Kniprode** (1351—1382), der eine seltene Reihe von Jahren den Orden leitete, erhub sich dieser Staat von Mönchsrittern, dem Reich zwar angehörig, aber doch nur durch sehr allgemeine Beziehungen mit ihm verbunden, der völlige Gegensatz der im Südwesten entstandenen Eidgenossenschaft aus Bürgern und Landleuten, zu seiner größten Bedeutung nach Außen und seinem schönsten Glanze im Innern. Als der ein Paar Jahre schlummernde Krieg mit Litthauen, dessen Fürsten Olgjerd und Kynstutte durch einen geheuchelten Antrag Christen werden zu wollen sich Ruhe verschafft hatten, endlich (1360) wieder eröffnet wurde, wurde unter der Leitung des tapfern Ordensmarschalls Henning Schindekopf der Kampf meistens mit Glück fortgesetzt, Kynstutte selbst (1361) gefangen, doch entkam er heimlich aus seiner Haft, die Burg Kauen (1362) erobert und fast die ganze Besatzung verbrannt, Litthauen selbst wiederholt durchstreift, und Winrich bei der ganzen Christenheit in den Ruf des ersten Helden seines Ordens und eines der um den christlichen Glauben verdientesten Fürsten erhoben. Papst und Kaiser vereinigten sich in der Anerkennung der Verdienstlichkeit eines Kampfes gegen die letzten und einzigen Ueberreste uralten Heidenthums, das auf allen Seiten vom Christenthum umgeben den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzte. Dennoch ist es allerdings befremdend, wie nach so vielen Siegen der Orden in seiner Bezwingung Litthauens sich immer auf keinen Fuß breit weiter gebracht sah und nach Verheerungen und Streifzügen bis selbst vor die Hauptstadt Wilna doch sich wieder in seine Grenzen zurückziehen mußte. Der Großfürst Kyn-

stutte war aber auch seinem Gegner an heldenmüthiger Entschlossenheit gewiß gleich und gewachsen, und der Gedanke für die Heimath zu fechten muthigte ihn zu beharrlicher Ausdauer auf. Unterstützt aus den entlegenen Gegenden Rußlands und von dem Tatarenchan Mamai zog er 1370 mit einem an 70,000 Mann starken Heer in Samland ein, und nöthigte durch die plötzliche Nachricht dieses Einfalls den Hochmeister am 17. Febr. von Königsberg gegen Rudau zu ziehen, wo das Heer der Feinde eine feste Stellung genommen hatte, auf dem linken Flügel die Russen und Tataren unter Olgjerd, auf dem rechten die Litthauer und Samaiten unter Kynstutte. Winrich diesem, der Marschall dem linken Flügel gegenüber, griffen die überlegenen Feinde unverzagt an; bis gegen Mittag wurde unentschieden mit großer Heftigkeit und großem Blutvergießen gefochten. Da gab ein von Winrich verstärkter Angriff gegen die Russen und Tataren dem Ordensmarschall auf seinem Flügel den Sieg, worauf der Meister auch den tapfern Kynstutte zur Flucht drängte. Auf dem noch hier fortgesetzten Kampf fiel der tapfere Marschall, mit ihm hatten 26 Ordensritter und über 200 edle Reisige, und eine ansehnliche Zahl des gemeinen Kriegsvolks und der fremden Kriegsgäste das Leben gelassen. Doch weit größer war der feindliche auf mindestens fünf- bis sechstausend angegebene Verlust, wozu noch viele auf der Flucht im Eis der Flüsse oder vor Hunger und Frost in den Wäldern Umgekommene gezählt werden müssen. Dieser durch Denkmale und Seelmessen gefeierte Sieg war seit langer Zeit der bedeutendste, den die christlichen Waffen erfochten hatten, dennoch trat kein Stillstand ein, sondern andere Beschäftigungen veranlaßten den Hochmeister die Führung des Kriegs, den man ohnedies auch durch die Bemühung des Papstes mit der Bekehrung der Großfürsten zu enden hoffte, nur den an der Grenze hausenden Komthuren zu überlassen, während die Großfürsten selbst in russische Händel verwickelt waren. Erst mit dem Jahre 1374 wurde der Krieg wieder ernstlicher geführt, unterstützt auch von dem seit 1370 über Polen herrschenden König Ludwig, und durch auswärtige Kriegsgäste, unter denen Herzog Albrecht III. von Oesterreich besonders hervorleuchtete und mit hohen Ehren empfangen wurde. Schon in Thorn wo er das Ordensland zuerst betrat, ward ihm zu Ehren ein stattliches Fest gegeben; Frauen und Jungfrauen der Stadt hatten sich bei einem fröhlichen Tanze mit Perlen, Borten, und Spangen aufs herrlichste geschmückt; dann wurde der Herzog mit seinen Rittern im Ordens-

hause Marienburg mit zwei Gastmälern gefeiert; hierauf folgte in Königsberg ein Gastgebot auf das andere. Hier erwiederte der Herzog die ihm angethane Ehre auch durch ein herrliches Mahl auf dem Ordenshause, wo die ausgesuchtesten Gerichte, welscher und griechischer Wein, klarer Rheinfall in goldenen und silbernen, mit Edelsteinen gezierten Bechern, Musik mit Pfeifen und Posaunenschall, Alles zur Heiterkeit und Freude einlud, und noch vor dem Ende des Mahls der Herzog goldene und silberne Ehrengeschenke herbeibringen ließ, um sie an die tapfersten und tadellosesten Ritter des Heers zu vertheilen. Dann folgte am zehnten Tage auf der Burg zu Königsberg das Hochmahl am Ehrentische des Ordens. Nach dem Brauche der Zeit waren an dem Ehrentische nur zehn bis zwölf Sitze bereitet, und die, welche man der Ehre an ihm zu sitzen für würdig achtete, durch Herolde laut aufgerufen. Ein Oesterreicher, Herr Konrad von Krey, der sich schon in vielen Landen als Ritter hervorgethan hatte, erhielt den ersten Ehrensitz an der Ehrentafel, an welcher alle mögliche Pracht in goldenen und silbernen Gefäßen entfaltet war. Jeder Gast leerte seinen Becher nur einmal und behielt ihn sofort als Eigenthum, so daß ihm so viele Becher gehörten, als er leerte. Auch an andern Ehrengaben gebrach es nicht. Die übrigen Gäste schmaußten an andern Tafeln vertheilt. Durch Musik, Liedsprecher, und Jubelgesang wurde das Fest mehrere Stunden lang erheitert. So bereitete man sich zum Krieg mit den Heiden vor, der jedoch nur in einem fruchtlosen Brennen und Verheeren in Feindesland bestand, und eher einer Jagd zu vergleichen wäre, die man dem fremden Gast zu Ehren anstellte. In demselben Jahre starb der Großfürst Olgjerd, und die Würde des obersten Herzogs von Litthauen ging auf seinen Lieblingssohn Jagal (Jagiello oder Jagello) über, durch welche Regierungsveränderung auch die ganze Politik Litthauens sich änderte, indem schon (1379) im nächsten Jahre ein Vertrag mit Jagal und seinem Oheim Kynstutte auf zehn Jahre jedoch so zu Stande kam, daß nur gewisse genau bezeichnete Gebiete als gefriedet angesehen wurden, in den übrigen aber der Kriegsstand fortdauerte. Hierauf folgte (1380) ein Friede Jagal's mit dem Orden, wodurch dessen ganze Gewalt auf Kynstutte gelenkt wurde; Jagal legte sich auch den Titel eines Königs von Litthauen bei, trat ziemlich deutlich auf die Seite des Ordens gegen seinen Oheim, und bewog dadurch seinen Oheim sich des verrätherischen Neffen mit Gewalt entledigen zu wollen. Er eroberte Wilna, wurde aber von dem nun sich offen

mit dem Orden, der durch das Versprechen er wolle ein Christ werden gewonnen wurde, verbündenden Jagal bedrängt, und (1382) bei einer verabredeten friedlichen Besprechung mit seinem Sohn Witowd verrätherisch gefangen genommen. Er starb oder wurde ermordet im Gefängnisse, und Jagal war nun was er gewollt hatte alleiniger Herr von Litthauen. In derselben Zeit starb auch der Hochmeister Winrich, da der Krieg mit Litthauen nur zum Scheine beendigt war, dagegen für den Orden in einunddreißigjähriger Verwaltung alles geschehen war, was von einem wohlmeinenden und strebenden Fürsten erwartet werden konnte. Dem Orden selbst suchte er die Gunst des Kaisers und des Papstes zu erhalten, suchte in den Ordensrittern selbst eine höhere Bildung hervorzurufen, indem er sich über jeden Ordensconvent in ganz Preußen genaue Berichte machen ließ und Anstalt traf, daß jedes Ordenshaus wenigstens zwei gelehrte Brüder haben müßte, wovon der eine in der Theologie, der andere im Rechte erfahren sey, und beide die übrigen Brüder unterrichten sollten; Pflanzschule für diese höhere Bildung sollte das Haupthaus Marienburg seyn, wohin er besonders ausgezeichnete Rechtsgelehrte berief, und er brachte den Orden wirklich in solchen Ruf der Weisheit, daß man in Deutschland sprüchwörtlich sagte: Wenn du klug bist, so täusche die Brüder in Preußen. Für die Bildung des übrigen Landes sorgte er nicht minder, indem er sich die Ordnung der schon bestehenden und die Errichtung neuer Schulen im Lande und in den Städten angelegen seyn ließ, die Städte aber überhaupt durch zweckmäßige Einrichtungen (Vogelschießen, Kleiderordnung ꝛc.) zu heben suchte. Insterburg, Mühlhausen, Barten, Altenstein, Rein, wurden neuerbaut, andere Städte vergrößert. Besonders blühten Danzig, Thorn, Elbing, welche zum hanseatischen Bunde gehörten. Die Unfälle welche Danzig verschiedene Male trafen können am besten für die Ausdehnung des Handels, die Bevölkerung, und den Wohlstand dieser Stadt zeugen. Durch einen Sturmwind wurden (1351) sechzig Kauffahrerschiffe in ihrem Haven zertrümmert, und siebenunddreißig Thürme von den Kirchen hinabgeworfen, und die Pest raffte (1352) 13,000 Menschen aus ihren Mauern hinweg; dennoch erholte sich Danzig schon in kurzer Zeit von solchen Unfällen. Den Anmaßungen der Geistlichkeit wußte Winrich, so freigebig er sich durch die Stiftung mehrerer Klöster gegen sie bewies, doch nicht minder fest und entschlossen zu begegnen. Mit dem Bischof von Ermeland gerieth er über die durch Anlage neuer Städte demselben entzogenen

Dörfer, Wälder, und Seen in einen langwierigen Prozeß vor dem Hofe zu Avignon, der endlich (1375) mehr zu Gunsten des Ordens, als des Bischofs entschieden wurde. Als (1374) Gregor XI. einen einjährigen Zehnten auch von allen Ordensgütern zu einem Türkenkrieg forderte, verweigerte der Hochmeister die Erhebung, verfiel deßhalb in den Bann, den aber Niemand außer dem Bischof Wicbold von Kulm bekannt zu machen wagte, der darüber gefangen genommen und nicht eher freigelassen wurde als bis er den Bann zurückgenommen hatte. So hatte Winrich für seinen Orden alles gethan, was man von einem eifrigen und gerechten Regenten verlangen konnte, allerdings aber war ihm auch das Glück von Seite Polens günstig gewesen, und so wie hier ein König auftrat, der das Interesse seines Landes besser als Kasimir berücksichtigte, mußte auch das bisherige Glück des Ordens eine Abnahme leiden. Das aber geschah durch Jagal, der die eine Erbin des großen Reiches, das Ludwig von Anjou beherrscht hatte, heirathete und mit ihrer Hand Polen erwarb.

Karl von Anjou hatte wie schon erzählt durch die Eroberung Neapels und die Hinrichtung Konradin's sich das schöne normännische Reich erworben, war aber durch die sogenannte sicilianische Vesper oder den von Palermo (1282 März 30.) am Ostermontage zur Vesperzeit durch die Zügellosigkeit der Franzosen beschleunigten Ausbruch der schon gährenden Entrüstung Siciliens beraubt worden, das sich dem aragonesischen König Peter III. Gemahl von Manfred's Tochter Constanze in die Arme warf. Ueber diesen Besitz erhub sich ein Krieg zwischen Aragon und Neapel, das seinerseits durch die geistlichen Waffen des Papstes und durch den König Philipp III. von Frankreich unterstützt wurde, aber weder zu Lande, wo Philipp zwar über die Pyrenäen einfiel aber nichts ausrichtete, noch zur See, wo (1284) Karl's gleichnamiger Sohn gefangen genommen wurde, über die Aragonesen das Uebergewicht erhalten konnte. Papst Martin hatte dem Sohne Philipp's Karl von Valois zwar das Königreich Aragon geschenkt, aber es gelang nicht überall, als Geber und Nehmer von Reichen und Ländern aufzutreten, Karl von Valois blieb Karl ohne Land (Senzaterra), und wollte der gefangene Karl, Herzog von Calabrien, nach seines Vaters Tod, der im gleichen Jahr mit Peter (1285) starb, sein angeerbtes Reich das indessen Robert von Artois verwaltete übernehmen, so mußte er einen Vertrag (1288) eingehen, der den Aragonesen im Besitz Siciliens ließ. So kam er endlich (1288) wieder in sein Reich. Da nach Peter's Tod Si-

cilien nicht mit Aragon vereinigt geblieben war, sondern Alfons der ältere Sohn Aragon, der jüngere Jakob Sicilien erhalten hatte, so brachte das getheilte Interesse der beiden Brüder eine für Sicilien gefährliche Politik hervor, die als Alfons (1291) ohne Leibeserben starb, und Jakob nun König von Aragon wurde, diesen bewog, um von Frankreich, Neapel, und dem Papst Frieden zu erkaufen, Sicilien abzutreten. Aber die Sicilianer wollten sich dem Hause Anjou schlechterdings nicht unterwerfen, und Jakob's jüngerer Bruder Friedrich (Fadrique), den er als Statthalter auf der Insel zurückgelassen hatte, wurde (1296) auf einem Parlament zu Catania von den Prälaten, Baronen, und drei Abgeordneten aus jeder Stadt zum König ausgerufen, in Palermo gekrönt, und behauptete sich, obgleich selbst sein Bruder Jakob zu seinen Gegnern übertrat, gegen alle feindliche Angriffe, und hinterließ (st. 1337) das Reich seinem Sohn Peter II. Unter ihm brachen die von Friedrich's Kraft und Gerechtigkeitsliebe, die er unerbittlich gegen jeden ohne Unterschied gezeigt und sich dadurch die Liebe seiner Unterthanen gesichert hatte, in Schranken gehaltenen Parteiungen des Adels aus, wodurch auch der vorher immer nur durch Stillstände unterbrochene Krieg mit Neapel neues Leben bekam. Peter's beide Söhne, Ludwig (1342—1355) und Friedrich III. (—1377) waren die letzten des aragonesischen Stammes auf Sicilien, indem die Tochter Friedrich's, Maria, nach Aragon geführt, und hier mit Martin dem Jüngern vermählt (1387), diesem ihre Ansprüche als Mitgift zubrachte. So wurde Sicilien mit Aragon auf einige Zeit wieder vereinigt.

Das Haus Anjou hatte sich durch Heirath eng mit Ungarn verbunden. Karl's II. Sohn, Karl Martell (st. 1301) hatte Stephan's V. Tochter Maria, Stephan's Sohn Ladislav IV. hatte Karl's II. Schwester Isabella (Elisabeth) zum Weibe; schon als Ladislav gestorben war (1290) hatten die Neapolitaner Ansprüche gemacht, die vom Papst zwar anerkannt wurden, aber der letzte Arpade Andreas der Venetianer hatte die Krone erhalten, und selbst nach seinem Tode (1301) hatte es dem Prinzen Karl Robert von Neapel, der nun in die Ansprüche seines Vaters Karl Martell eintrat, nicht sogleich gelingen wollen, die Krone zu erhalten. Denn die herrschende Partei in Ungarn, verstärkt durch mißvergnügte Anhänger Karl Robert's, boten dem Böhmenkönig Wenzel die Krone an, als einem Urenkel Bela's IV. durch seine Mutter Kunigunde, der sie aber nur für seinen Sohn, der mit des letzten Arpaden Toch-

ter Elisabeth verlobt war, annahm und diesen auch nach Ungarn sendete und krönen ließ. Allein nun gewann die neapolitanische Partei immer mehr Raum, die päpstlichen Bemühungen, von Bonifacius VIII., Benedikt XI., und Clemens V. ganz auf gleiche Weise gefördert, machten unter der Geistlichkeit immer größere Fortschritte, und Böhmen, das den Magyaren eben so antinational war als den Deutschen, und von den Oesterreichern zugleich in Böhmen selbst angegriffen wurde, that am besten, indem nach Wenzel's Tode (1305) sein Sohn seine Ansprüche auf Ungarn an den Herzog Otto von Niederbayern, einen Sohn von Bela's Tochter Elisabeth, abtrat und sich selbst aus dem Kampf zog. Otto gelangte mit den Reichsinsignien und geringem Gefolge glücklich von Prag über Brünn nach Oedenburg, wo er von den Ungarn empfangen, nach Stuhlweißenburg geführt und daselbst (1305 Dec. 6.) gekrönt wurde. Nun begann aber König Albrecht und König Karl Robert und der Papst gemeinschaftlich alle Waffen aufzubieten, um den neuen König zu vertreiben, und Otto würde, ob er gleich tapfer kämpfte, doch für die Länge seinen Gegnern nicht gewachsen gewesen seyn. Da wurde ihm gerathen, sich durch eine Heirath mit einer Eingebornen zu verbinden, und der Woiwode Ladislaus von Siebenbürgen lud ihn selbst ein zu ihm zu kommen, und seine Tochter zu heirathen. Otto kam mit seiner Krone, an deren Besitz den Ungarn die Legitimität des Herrschers geknüpft schien, die er deßhalb stets bei und mit sich führte, einmal schon mit sammt dem künstlichen Gefäß, in dem man sie den Augen der Feinde versteckte, in einem Sumpfe vom Pferde herab verloren aber am andern Tage glücklich wiedergefunden hatte, und wurde anfangs von dem Woiwoden anständig empfangen. Als dieser aber die Krone sah und wie leicht es wäre, durch den Besitz derselben auch in den Besitz des Reiches zu kommen, nahm er den König Otto gefangen (1306 Ende) und setzte sich selbst die Krone auf. Nach vielen Nöthen entkam Otto endlich mit Hülfe des Grafen Emmerich Sereny aus seinem Kerker, kam weitum durch Reußen und Preußen wandernd nach Schlesien, zu Herzog Heinrich von Glogau, heirathete dessen Tochter Agnes, und kehrte mit ihr (1308 Mai) nach Bayern zurück, wo er bis an seinen Tod (1312) den leeren Königstitel fortführte. Seine Geldverlegenheiten nöthigten ihn (1311 St. Vitus) den Ständen von Niederbayern in der sogenannten ottonianischen Handfeste die niedere Gerichtsbarkeit zu verkaufen.

Nun herrschte in Ungarn eine Zeitlang die größte Verwirrung.

die sich erst dadurch hob, daß Karl Robert (1308 Nov.) auf einem Reichstag zu Ofen neugewählt, und hierauf vom Papste bestätigt, und durch den päpstlichen Legaten Gentilis erst (1309 Juni 15.) mit einer neuen, dann als der Siebenbürge seinen Raub herausgegeben hatte, mit der alten ächten Krone (1310) auf dem Felde von Rakos gekrönt wurde. Die Prätention des bayerischen Otto brauchte nicht beachtet zu werden, und der im Innern gefährlichste Große, der mächtige Graf Matthäus von Trenczin, wurde von Karl Robert (1312) in einem blutigen Treffen geschlagen, und starb (1318) ohne seine Partei fortgeführt zu haben. Indessen war doch der Zustand des Reichs noch keineswegs befestigt, Venedig erwarb sich Dalmatien, und ein Angriff auf die Walachen endigte (1330) mit einer schmählichen Niederlage. Ueberhaupt trat Karl Robert nicht als Krieger auf, ließ sich daher auch gefallen, daß sein Oheim Robert (1309) in Neapel den Thron bestieg, vertrug sich während der deutschen Gegenkönige Ludwig und Friedrich Streit auf päpstliche Ermahnung mit Oesterreich, suchte mit Polen und Böhmen Friede zu halten, und verband sich auch durch seine dritte (1320) Gemahlin Elisabeth, Wladislav Loktiek's Tochter, enger mit Polen, ohne wohl noch die seinem Sohn Ludwig (geb. 1339) aus dieser Verbindung entspringenden Vortheile zu ahnden. Aber eben so wenig ahnete er wohl die Gefahr, in welche seines Schwagers Kasimir wollüstige Begehrlichkeit ihn stürzen würde. Es sollte sich das schon unter Andreas und seiner Gemahlin Gertrud gegebene Schauspiel wiederholen. Am Hofe Karl Robert's befand sich ein gewisser Felician Zach, ehedem ein Diener des Grafen von Trenczin, Vater eines überaus schönen Mädchens, Namens Klara. Da Kasimir sich (1330) auf Besuch bei seiner Schwester befand, wurde er von dem Wunsch erfüllt, ihrer Schönheit zu genießen, und theilte, als ihm an der Sittenreinheit des Mädchens jede Hoffnung scheiterte, seiner Schwester seine Absicht mit, die ihm zur Erreichung seines Wunsches verhalf. Die entehrte Klara klagte ihrem Vater was ihr geschehen war. Felician beschloß blutige Rache, und überfiel (19. April 1330) an der Tafel, zu welcher sein Stand und sein Rang ihm Zutritt gab, den König und seine Gemahlin, verwundete den König am Arm, hieb der Königin vier Finger der rechten Hand ab, wurde aber von dem Grafen Johann Potocki, Vicetruchseß der Königin, mit dem ungarischen Streithammer oder Csacan niedergeschlagen, von der Dienerschaft dann vollends getödtet, ihm der Kopf abgeschlagen, der Rumpf geviertheilt, und

die Theile in verschiedenen Städten des Reichs zur Schau ausgestellt. Die unschuldige Tochter wurde an Nase, Lippen, und Händen verstümmelt, zu Pferd durch Städte und Dörfer geführt und gezwungen auszurufen: so wird Hochverrath und Mordversuch am König gestraft. Ein Sohn Felician's der entfliehen wollte wurde mit seinem treuen Diener gefangen, beide an Pferdeschweife gebunden und zu Tod geschleift, die Leichname den Thieren zum Fraß liegen gelassen. Eine andere Tochter, Sebe genannt, bereits vermählt, wurde enthauptet, ihr Mann ins Gefängniß geworfen, wo er des Hungertodes starb, ihre Kinder nach Rhodos in ewige Verbannung geschafft. Alle anderen Anverwandte und Freunde wurden hingerichtet. Ein (14. Mai) nach Wissegrad berufener großer Reichstag aller Prälaten, Baronen, und Adeligen bestätigte die Blutgesetze gegen die Abkömmlinge und Verwandten Felician's Zach bis in das dritte Glied. Die Thatsache des Mordversuchs und der Strafe bleibt, die Ursache, ob Rache für die Entehrung Klara's, deren Möglichkeit in dem Charakter Kasimir's schon allein liegt, ob eine Verschwörung eines Restes der Partei des Grafen Trenczin, läßt sich heut zu Tage nicht mehr mit Gewißheit entscheiden. Daß Karl Robert nicht nur als Ausländer sondern auch als ein die Freiheiten der Nation nicht achtender Fürst nicht geliebt war, läßt sich nicht bezweifeln. Er hielt nur Reichstage, wenn er Königsmord zu strafen, das Aufgebot zu versammeln, eine außerordentliche Steuer zu erheben gedachte. Er führte eine neue Steuer ein, eine Abgabe von achtzehn Silberdenarien von jedem Thor, durch welches ein Fracht- oder Heuwagen einfahren konnte, wovon nur Klerus, Adel, privilegirte Städte, die dafür eine Aversionalsumme zahlten, und ganz arme Bauern befreit waren. Auch dem Klerus war wegen der wiederholten Eingriffe in seine Privilegien der König nicht angenehm, aber seine enge Verbindung mit dem Papste, dem er das Recht der Thronbesetzung, die Annaten, oder die Einkünfte des ersten Jahrs von jeder erledigten Prälatur, gestattete, wofür ihm der Papst selbst den dritten Theil derselben einräumte, machte alle Beschwerden fruchtlos. Karl Robert erhielt sich ruhig auf seinem Thron, sah noch seinem Sohn Ludwig die Nachfolge in Polen (1339) zusichern, und starb als ein gefürchteter und mächtiger Fürst (1342 Juli 16.). Sein Sohn Ludwig folgte.

Während dieser Regierung hatte Neapel unter König Robert, Karl's II. jüngerm Sohne, seine glänzendste Zeit gehabt. Er hatte sich zum Oberhaupte aller Welfen erhoben, war zwar durch Hein-

rich VII. und später durch Ludwig den Bayern, nicht sowohl weil die eigenthümlichen Mittel dieser Fürsten so groß gewesen wären, sondern weil sich die zersplitterten Gibellinen an sie anschlossen, in vorübergehende Verlegenheit gerathen, aber durch sein gutes Glück davon wieder befreit worden. Wenn er aber als Haupt der Welfen eine allerdings bedeutende Rolle gespielt hatte, so wár seine Regierung noch weit ausgezeichneter durch die unter ihm nach Neapel gezogenen schönen Wissenschaften uud Künste. Die Florentiner Villani, Petrarka, uud Boccaccio sind, und gewiß nicht blos weil er der Gönner von Florenz war, voll seines Lobes. Die ernste Gelehrsamkeit der Theologie und der Philosophie wurde unter ihm ganz besonders gepflegt, der Mönch Barlaam, Lehrer des Boccaccio, Gesandter zwischen Neapel und Constantinopel zur Vereinigung der griechischen mit der lateinischen Kirche, machte sich durch seine theologischen Streitschriften eben so berühmt wie durch seine Gelehrsamkeit im Griechischen und Lateinischen. In dem Kloster zu Otranto, das bei dem Einfall der Türken (1480) zerstört wurde, befand sich eine sehr berühmte und thätige Schule, nebst einer für jene Zeit ansehnlichen Bibliothek. Die hohe Schule zu Neapel, welche Friedrich II. (1224) gestiftet hatte, wurde von dem König in ihren Vorrechten geschützt, und auch Sorge getroffen, daß sich keine andere neben ihr erheben möchte. Hier wurde die Philosophie nach dem Aristoteles, die Medicin nach dem Galenus gelehrt. Robert ließ durch den damals berühmten Arzt und Philosophen Nikolaus Robert beider Werke aus dem Griechischen in das Lateinische übersetzen. Ganz besonders aber kam die Rechtswissenschaft damals empor. Während Bartolus von Sassoferrato, Baldus von Perugia, und andere in andern Städten Italiens eine neue Periode der Jurisprudenz begannen, indem statt der Glossen das Recht nun durch vollständige Commentarien erläutert zu werden anfing, war in Neapel Bartholomäus von Capua, den Robert zum Reichsprotonotarius und seinem Geheimenrath machte und ihm sogar die Grafschaft Altavilla schenkte, Nikolaus von Alife, der sich endlich zum Großkanzler des Reichs erhob (st. 1367) besonders aber Andreas von Isernia, ein Gegner des Baldus, von Robert wenig begünstigt, so daß sich die gemeine Seele des großen Rechtsgelehrten durch Heruntersetzung der königlichen Rechte in den Commentarien zu den von Robert gegebenen Reichsconstitutionen zu rächen suchte, darauf aber von Johanna zu ihrem Rath ernannt (st. 1353), außer diesen auch Lukas von Penna, Nikolaus von Nea-

pel, und andere, ausgezeichnete Rechtslehrer. Von der Pflege der Dichtkunst giebt insbesondere Petrarka Zeugniß, den Robert aufforderte, sein lateinisches Epos, Afrika, ihm zu widmen, und dessen Krönungsfeier auf dem Kapitol er durch einen eigenen Gesandten beschickte. Er selbst fing noch in seinem Alter Verse zu machen an.

War nun also der Hof König Robert's durch viele an der Universität und in Aemtern befindliche Gelehrte ausgezeichnet und erhielten geistige Bestrebungen ihren verdienten Lohn, so blieb auch die mit den Künsten des Friedens stets verbundene Weichlichkeit und Sinnlichkeit nicht aus, die ohnedies in dem üppigen Clima Neapels zu Hause ist. Robert hatte seinen Thronerben, Karl von Calabrien, vor sich (1328 Nov. 1.) sterben sehen, und vielleicht Gewissensbisse seinem Neffen die Krone entzogen zu haben, bewogen ihn, seine älteste Enkelin Johanna schon als siebenjähriges Kind mit Karl Robert's von Ungarn zweitem Sohn Andreas (1333 Sept. 26.) einstweilen zu verloben, und sicherte so diesem Prinzen die Thronfolge; weil aber Andreas die rohen ungarischen Sitten die er mitgebracht hatte nicht ablegte, so traf er auf einer kurz vor seinem Tode (1343 Jan. 16.) gehaltenen Reichsversammlung die Einrichtung, daß nur Johanna den Titel Königin führen, ihr Mann aber nur den Titel eines Gemahls der Königin bekommen sollte. Das junge wenig für einander geeignete Ehepaar übernahm die Regierung zu einer sehr bedenklichen Zeit. In den letzten Zeiten König Robert's hatte sich durch den allmählig erblich gewordenen Besitz der höheren Aemter eine sehr drückende Beamtenaristokratie gebildet, welche gemeinschaftliches Interesse mit den übrigen Edlen zur Schmälerung der Rechte des Königs und zur Unterdrückung des Volkes verband. Eine Menge unbeschäftigte Kriegsleute dienten den mächtigen Burgherren, um sie in Sold zu nehmen, und mit ihrem Beistand sowohl die Privatfehden auszufechten, als auch den Verboten des Königs und des Papstes Trotz entgegenzusetzen. Robert war mit dem Gefühl dieses verworrenen Zustandes gestorben, und zu diesem bereits aufkeimenden Unkraut kam nun das Mißverhältniß zwischen den beiden jungen Gatten, von denen die siebzehnjährige Johanna den Titel Königin führen, ihr einundzwanzigjähriger Gemahl aber, den die von seinem Vater ihm beigegebenen Magyaren, an deren Spitze ein Mönch Robert stand, nie verließen, nur Herzog von Calabrien heißen, und ein Regentschaftsrath bis zum fünfundzwanzigsten Jahre Johanna's in Wirksamkeit bleiben sollte. Andreas versuchte nun, seiner untergeordneten

Rolle überdrüssig, sich ebenfalls den königlichen Rang und Namen zu verschaffen, wandte sich erst an seinen Bruder Ludwig, dann an den Papst, der bereits die Königin Johanna (1344 Aug. 31.) anerkannt hatte, und veranlaßte eine allgemeine Parteiung in der königlichen Familie, indem sich die Prinzen von Durazzo an ihn, hingegen die französische Gemahlin des verstorbenen Titularkaisers von Constantinopel, Catharine von Valois und ihre Söhne die Prinzen von Tarent, sich an die den Ungarn entgegengesetzten Partei anschloß. Nun wurde von beiden Seiten Anhang geworben und die Absicht des andern sich zu entledigen ziemlich deutlich an den Tag gelegt, wenigstens gab Andreas, der neben dem königlichen Wappen einen Block und ein Beil in seine Fahne aufnahm, unverholen zu verstehen, wie er einst mit seinen Gegnern verfahren wolle. Man glaubte daher nicht länger zögern zu dürfen, er wurde unter dem Vorwande einer Jagd in die Gegend von Aversa gelockt, auf ein abgelegenes Schloß geführt, Nachts (1345 Aug. 20.) unter einem Vorwand aus dem Zimmer seiner Gemahlin gerufen, festgepackt und trotz seines Widerstandes auf den Balkon geschleift, daselbst erdrosselt und sein Leichnam hinabgestürzt. Johanna war von der ganzen Sache höchst wahrscheinlich unterrichtet, eilte aber weder herbei um sich seiner anzunehmen, noch würde sie im Stande gewesen seyn, in diesem Augenblick das was einmal beschlossen war rückgängig zu machen. Sie eilte mit ihrem Gefolge nach Neapel zurück, ohne sich um die Leiche ihres Gemahls anzunehmen, die einige Tage in der Kirche ohne Beerdigung liegen blieb, bis ihn der Canonikus Ursillo Minutolo auf eigene Kosten bestattete. Als nun die Prinzen von Durazzo und andere Anhänger des Gemordeten Rache verlangten, übertrug die Königin dem Großrichter Balzi die Untersuchung, der zwar durch die Folter einigen Verdächtigen Geständnisse erpreßte und einige Personen hinrichten ließ, aber den eigentlichen Urhebern der That dadurch nicht näher kam, indem die Bezeichneten auf ihre festen Schlösser entflohen und hier der Verfolgung trotzten. Johanna schrieb auch an Ludwig von Ungarn, um sich zu entschuldigen, erhielt aber von ihm eine Antwort, aus der sie nicht nur seine Ueberzeugung, daß sie die eigentliche Mörderin sey, sondern auch seine Ansicht, daß das Reich Neapel eigentlich ihm gebühre, entnehmen konnte, und sich also zu einem Schritte der sie eines männlichen Beistands versicherte genöthigt sah. Von ihren beiden Vettern Karl von Durazzo und

Ludwig von Tarent hatte jener, weil er ihre Schwester Maria, die dem Ungarnkönig bestimmt gewesene Braut, (1343) ohne ihren Willen geheirathet hatte, schon früher sich aufs äußerste mit ihr verfeindet, nun trat er auch als Rächer des Ermordeten auf, und verlangte für sich Calabrien, auf das auch Ludwig von Tarent Ansprüche machte. Indessen wurde Johanna (1345 Ende) von einem Prinzen Karl entbunden, für den der Ungarkönig die Krone verlangte, Johanna aber von der Regierung entfernt wissen wollte. Das fand der Papst Clemens VI. nicht genehm, und Johanna vertrug sich indessen zum Schein mit dem Prinzen Karl, sprach ihm Calabrien zu, nahm aber diese Zusage gleich wieder zurück, vermählte sich (1347 Aug. 26.) mit Ludwig von Tarent, erkannte die Aragonesen im Besitz von Sicilien an und entfloh, als Ludwig von Ungarn auf Italien gelandet und die gegen ihn gesendeten Truppen geschlagen hatte, mit ihrem Gemahl (1348 Jan. 15.) nach der Provence.

Mit Ludwig von Anjou hatte ein wirklich großer König den Thron Ungarns bestiegen. Sein Zug nach Italien hatte zwar anfängliches Glück, indem Johanna durch ihre Flucht allem Widerstand ein Ende gemacht hatte, und die Prinzen von Tarent und von Durazzo auf ihre nahe Verwandtschaft zu ihm bauend sich ihm unterwarfen, auch anfangs gütig empfangen wurden, bis plötzlich Karl von Durazzo wegen des Raubes der Braut gefangen genommen, und (1348 Jan. 24.) auf demselben Balkon wo früher Andreas getödtet worden war enthauptet, die andern Prinzen nach Ungarn geschickt, auch der kleine Sohn Johannes von Andreas dorthin gebracht wurde, wo er bald darauf starb. So nahm Ludwig fast ohne Schwerdtstreich Neapel in Besitz und kehrte schon bald (Mai) wieder nach Ungarn zurück. Allein die Neapolitaner waren der Ungarn bald überdrüssig, der Papst erklärte die Königin für unschuldig, sie wurde zurückgerufen, und ergriff eilig jedes Mittel um Geld zur Rückkehr und Fortsetzung des Kriegs zu gewinnen, verkaufte unter andern damals Avignon an den Papst um 80,000 Goldgulden, und schon nach wenigen Wochen (Aug.) war sie wieder in Neapel. Der Krieg wurde nun mit Söldnerhaufen, Condottieri, eine Zeitlang unentschieden geführt, bis Ludwig (1350) wieder herüber kam und das Waffenglück auf seine Seite wendete. Nun vermittelte aber der Papst einen Waffenstillstand (1350 Okt. — 1351 April 1.), die Unschuld Johanna's wurde abermals erhärtet, ihr Gemahl Ludwig von Tarent wurde (1352) vom Papste zum Könige erklärt, und der Ungarn-

König mußte seinen Ansprüchen auf Neapel gegen eine Geldsumme, die nicht einmal bezahlt wurde, entsagen und Frieden schließen.

Indessen waren durch diese beiden Züge nach Italien die beiden ohnedies seit fünfzig Jahren miteinander nahe verbundenen Länder in solche Berührung gekommen, daß besonders Ungarn wesentliche Vortheile durch einige Funken geistiger Bildung, die daselbst ausgestreut wurden, empfing. Noch mehr wurde diese Bekanntschaft geknüpft durch Kriege mit Venedig, welche mit Unterbrechungen bis 1381 fortdauerten und durch den gleichzeitigen Krieg Venedigs mit Genua zu einem für Ungarn vortheilhaften Frieden führten, durch den Ungarn Dalmatien und eine ansehnliche Geldsumme als Kriegskostenersatz bekam. Ludwig's Züge gegen die im Süden seines Reiches wohnenden Bosnier und Rascier, gegen Walachen und Tataren, waren siegreich, seine Verbindungen mit dem luxemburgischen Hause sehr innig, und mit Polen wie schon gesagt so beschaffen daß er als Thronfolger angesehen wurde und auch nach Kasimir's Tod (1370 Nov. 5.) den Thron von Polen bestieg. Kein Monarch war an Macht damals mit Ludwig zu vergleichen, er kriegslustig und kriegserfahren würde allein im Stande gewesen seyn, der damals sich immer mehr ausbreitenden Macht der Osmanen ein Ziel zu setzen; auf ihn hoffte der Papst und der geängstigte Kaiser Griechenlands. Aber vergeblich; Ludwig zögerte und bedachte sich bis ihn der Tod übereilte. Dagegen ist die Bekehrung der noch heidnischen Kumanen in seinem Lande sein Werk. Für sein Land that er sehr viel, regierte keineswegs so eigenmächtig wie sein Vater, sondern bestätigte auf einem großen von Prälaten, Baronen, und Adeligen (1351) gebildeten Reichstag die Bulle des Königs Andreas von 1220, mit Ausnahme der Veräußerung der Lehen bei Lebzeiten, stellte alle Adeligen einander gleich, so daß die Klasse der Udvarnici ganz aufgehoben und alle zur Führung des Titels Nobiles, den bisher blos die großen Barone geführt hatten, berechtigt wurden, hob die früher auch auf die Verwandten übergegangene Straffälligkeit des Schuldigen auf, und beschränkte sie auf diesen allein, gab dem Klerus und dem Adel die Patrimonialgerichtsbarkeit über seine Bauern, und untersagte die freie Wanderung der Bauern von der Besitzung eines Herrn zu der eines andern. Die Abgabe von jedem Bauern, auch von denen der Adeligen, das sogenannte lucrum camerae, wurde auf achtzehn Denare oder drei Groschen von jeder Thüre bestimmt, und alle Zölle, mit Ausnahme der Brücken- und Ueberfahrtsgelder aufgehoben. Hier-

durch entstand eine größere Abhängigkeit des Bauern von dem Grundherrn, während die große Masse von sogenannten adeligen Einhäuslern (nobiles unius sessionis) entstand. Die Städte erhielten zwar keine landständischen Rechte, doch wurden die königlichen Städte einigermaßen begünstigt und durch den nur wenig gehinderten Handel mittelbar gehoben. Der Handel war großentheils noch Speditionshandel, indem zwar aus Günz und Oedenburg schon Wein nach Deutschland ausgeführt wurde, aber dieses Hauptprodukt Ungarns damals eben erst in Aufnahme kam. Man fing erst an die Reben von Tokay zu pflanzen. Sachsen und Siebenbürgen besuchten mit ihren Waaren die Märkte von Krakau, Prag, Wien, Venedig, Zara und Buchareſt. Die Holz- und Hanfwaaren der Kronstädter wurden besonders im Morgenlande gesucht. Die Juden verwies Ludwig aus seinem Reiche, indem er sie gleich andern Fürsten seiner Zeit für gemeinschädlich hielt. In Fünfkirchen errichtete er (1367) eine Universität, in Großwardein bestand eine hohe Schule, und Ungarn schien aus seiner primitiven Roheit hervorzugehen. Auch einige wissenschaftliche Thätigkeit begann sich zu regen und Johann von Kürüllo zeichnete Ludwig's Thaten auf.

Weniger priesen die Polen seine Regierung. Als er nach Kasimir's Tod sich nach Polen begeben hatte, und das feierliche Begräbniß seines Oheims abhielt, blieb ihm unverborgen, daß die Thränen, die dem Abgeschiedenen zu Ehren flossen, aus dem Gedanken entsprangen, daß er kinderlos gestorben sey. Darum ließ Ludwig die Töchter Kasimir's für unfähig erklären, die Krone zu erhalten, und das zu Gunsten seiner natürlichen Söhne gemachte Testament, worin diesen beträchtliche Besitzungen bestimmt waren, umstoßen, wurde (10. Nov.) in Krakau gekrönt, worüber er mit dem Erzbischof von Gnesen in Streit gerieth, und eilte schon bald wieder nach Ungarn zurück, indem er seiner Mutter Elisabeth die Regentschaft überließ. Dieser Schritt erzeugte große Unzufriedenheit, und Elisabeth legte, nachdem es zwischen ihren ungarischen Heiducken und den Polen in Krakau zu blutigen Händeln gekommen war, die Regierung (1376) nieder und ging nach Ungarn wo sie (1380) starb. Unruhen die Wladislav der Weiße ein Enkel von Wladislav Loktiek's älterem Bruder anfing, obgleich er sein Land früher an Kasimir verkauft hatte und Mönch geworden war, blieben unter diesen Umständen, obgleich er (1376) gegen Zahlung einer Geldsumme auf seine Ansprüche Verzicht leistete und (1377) außer Lands ging, dennoch

bis an seinen Tod bedenklich (1388). Ludwig zog hierauf selbst nach Polen, um gegen die Litthauer, welche in Rothrußland eingefallen waren, zu ziehen. Er wurde auch mit leichter Mühe Herr, sowohl die Litthauer als die Russen mußten sich unterwerwerfen, aber die Vereinigung Rothrußlands mit Ungarn vermehrte die Unzufriedenheit, die sogar auf einem Reichstag bis zu einer förmlichen Empörung und der Ermordung mehrerer der ungarischen Partei zugethanen Senatoren ausgebrochen seyn soll. Noch höher stieg der Unmuth, als er die Polen sogar auf die Reichstage (1381) nach Ungarn und Kaschau berief, und es erwies sich die Vereinigung der beiden Nachbarreiche so unzweckmäßig, daß Ludwig für Polen gerade zur rechten Zeit, für Ungarn freilich viel zu frühe, erst 56 Jahre alt, (1382 Sept. 14.) zu Tyrnau starb. Unstreitig war er ein großer, durch keine Laster befleckter Fürst, aber wie die nordischen Staaten nur durch eine augenblickliche Täuschung zu einer Vereinigung, die außerdem ihnen sehr heilbringend hätte seyn können, bewogen wurden, so erkannten die slavischen und magyarischen Völker, daß bei gleichen Kräften eine Vereinigung etwas Unnatürliches sey, und traten nach dieser kurzen Einheit wieder in die frühere natürliche Geschiedenheit.

Ludwig hinterließ nur zwei Töchter, Maria und Hedwig, deren ältere Maria er eben erst mit dem vierzehnjährigen Siegmund, Kaiser Karl's IV. Sohn, verlobt hatte und gesonnen war, ihm die beiden Reiche zuzuwenden. Polen sollte Maria's Mitgift seyn. Schon hatten (1382 Juli 25.) zu Zwolen in Ungarn die polnischen Großen gehuldigt, Siegmund war von einem ungarischen Heer begleitet in Polen eingerückt, hatte einige widerspenstige Städte bezwungen, als er den Tod seines Schwiegervaters erfuhr. Er empfing in Posen den Eid der Treue von den Bürgern, und wurde zu Gnesen ehrenvoll empfangen. Weil er aber auf dem Weg nach Krakau zu Bresczie von den Prälaten und Baronen Großpolens gebeten wurde, den Statthalter Domarat abzusetzen und zu versprechen, daß er und seine Gemahlin ihren Sitz im Lande nehmen würde, was er geradezu abschlug, sogar den Polen drohte, hielt der Adel Großpolens und Kleinpolens eine gemeinschaftliche Versammlung zu Radomskie, worin sie beschlossen, der andern von Ludwig's Töchtern zu huldigen und einen weisen Fürsten, der seinen Aufenthalt für immer in Polen nehmen und sie heirathen würde, als König anzuerkennen. Vergebens berief sich der Erzbischof Bodzanta von Gnesen und der Castellan Domarat von Gnesen und Feldherr von Großpolen auf ihren schon geleisteten Eid,

zwischen dieser ungarischen Partei, den Anhängern des masovischen Herzogs Zemovit von Plotzk, und denen welche Ludwig's andere Tochter zur Königin wollten, kam es zu heftigen Zwistigkeiten. Auf einem andern Tag (6. Dec.) zu Wislicie war zwar Siegmund gegenwärtig, aber die Königin Wittwe Elisabeth schickte aus Ungarn zwei Bischöffe und zwei Barone als Abgeordnete, um die Versammlung zu bitten, Keinem, auch Siegmund nicht, zu huldigen, bis sie über ihre beiden Töchter würde bestimmter verfügt haben. Nun wurde der zu Radomskie gefaßte Beschluß bestätigt, Bodzanta und Domarat mußten beitreten, und Siegmund mußte auf seiner Heimkehr nach Ungarn den Verdruß erfahren, daß ihn der Castellan von Krakau nicht in die Stadt einließ.

Nun wurde die Königin Elisabeth von den Polen bestürmt, ihre Tochter mit einem ihnen genehmen Fürsten zu verheirathen, und sie hielt deßhalb (1383 Febr. 26.) zu Sirad einen Generalconvent, wohin sie den Bischof Nikolaus von Vesprim und zwei Barone schickte, welche Alle polnische Großen von dem Eid der Treue an Maria und Siegmund lossprachen und erklärten, Elisabeth wolle ihre mit Wilhelm von Oesterreich bereits verlobte Tochter Hedwig an nächster Ostern schicken, wenn man ihr eidlich versprechen wolle, Hedwig zu krönen und wegen ihrer Jugend noch drei Jahre zur Erziehung der Mutter zurückzugeben. Da man nicht einig wurde, so schob man die Entscheidung auf den 28. März hinaus, wo eine Partei zwar anfangs den Zemovit von Masovien zum König haben wollte, am Ende aber doch den Gesandten Elisabeth's die Antwort gegeben wurde, wenn Hedwig bis Pfingsten zur Krönung kommen, im Lande bleiben, und sich verpflichten wolle, die entfremdeten Provinzen wieder mit Polen zu vereinigen, so solle sie ihre Herrin und Königin seyn. Allein Elisabeth kam an Pfingsten (10. Mai) nicht, und versprach, sie würde an Martini (11. Nov.) kommen. Das begünstigte die Partei des masovischen Herzogs, der an St. Vitus (15. Juni) zum König ausgerufen wurde, worüber in Großpolen der Bürgerkrieg ausbrach. Endlich wurde Waffenstillstand bis Ende September festgesetzt. Da aber Siegmund während dieser Zeit mit einem Heer von 12,000 Ungarn gegen Zemovit zog, so betrachtete man den Stillstand als gebrochen, bis es endlich dem Herzog Wladislav von Oppeln gelang, wieder einen Stillstand bis Ostern zu vermitteln, worauf Siegmund mit den Ungarn die furchtbar gehaust hatten wieder abzog. Aber Elisabeth hielt ihr Wort wieder nicht und schien immer nur Aus-

flüchte zu suchen, so daß ihr durch eine neue Gesandtschaft erklärt wurde, wenn Hedwig nicht am Stanislausfeste (8. Mai 1384) in Krakau wäre, würden die Polen selbst für sich sorgen. Auch jetzt noch verfiel sie auf den Ausweg, ihren Schwiegersohn Siegmund als Statthalter schicken zu wollen, aber die polnischen Großen, bei denen sich Siegmund unter andern Dingen auch durch seine Begünstigung der Böhmen verhaßt gemacht hatte, gingen ihm mit einem Heer bis an die Grenze entgegen und ließen ihm sagen, sie würden ihm den Eingang wie einem Feinde wehren. Siegmund erhielt nichts als eine Verlängerung der Frist, und Elisabeth die nun mit Recht fürchtete, die Polen möchten ihrer Ausflüchte überdrüssig sich an ein anderes Haus anschließen, sandte ihre dreizehnjährige Tochter mit großem und prächtigem Gefolge nach Polen und am St. Hedwigstag (1384 Okt. 16.) wurde sie zu Krakau gesalbt und gekrönt. Die Schönheit und Liebenswürdigkeit der noch kindlichen Jungfrau gewann ihr Aller Herzen.

Aber nun wurde die wichtige Frage angeregt, wem die schöne Königin ihre Hand und mit derselben auch die Krone von Polen reichen sollte. Der junge Herzog Wilhelm von Oesterreich würde obgleich ein Deutscher doch vielleicht Hedwig's Hand erhalten haben, die ihm schon längst zugesagt war, hätte sie selbst ihrem Herzen folgen dürfen. Beide waren im Alter einander nahe, Wilhelm hatte lange an dem ungarischen Hofe sich aufgehalten, und eine gegenseitige Neigung schien beide einander gleich theuer zu machen. Aber Hedwig wurde ein Opfer der Staatsgründe. Der Großfürst Litthauens Jagal trat als Bewerber auf, und versprach immerwährenden Frieden, Vereinigung Litthauens mit Polen, Bekehrung seiner Unterthanen zum Christenthum, und Eroberung aller von Polen getrennten Länder. Vergebens eilte Wilhelm von Oesterreich selbst nach Krakau, vergebens berief sich Hedwig auf Jagello's Grausamkeit und Tücke, die er gegen seinen Oheim Kynstutte und dessen Sohn Witowd (Witold) bewiesen, und darauf, daß er kein Christ sey und barbarische Sitten habe, die von ihm in die Wagschale gelegten Fürstenthümer und Länder, gegen die der österreichische Prinz nichts bieten konnte, und seine übrigen Verheißungen überwogen, und Wilhelm durfte in Krakau nicht einmal in das Schloß zu seiner Braut. Aber in heimlicher Zusammenkunft sahen sie sich im Kloster der Franziskaner, und die Sage erzählt, daß die Liebenden hier auch ohne die Hand des Priesters ihren Bund besiegelt hätten. Um so mehr dran-

gen die Polen auf schleunige Vermählung; Jagello, der seinerseits alle an ihn gestellten Forderungen gewährte, zog mit einem mächtigen Gefolge gegen Krakau heran, und Wilhelm mußte entfliehen. Das Haus Oesterreich war schimpflich zurückgewiesen worden; Leopold's damals auf die Eidgenossenschaften gerichteten Blicke machten ihn gleichgültig gegen diese Zurücksetzung seines Bruders hinter einem halbwilden Barbaren. Es war noch menschlich von den Polen, den Mord Kynstutte's und den Vorwurf der Mißbildung von dem Bräutigam vor der Heirath möglichst abzuwälzen. Jenes that der Fürst Witowd selbst, der beschwur, nicht Jagello, sondern ein Großer, der Bojar Proxa, habe seinen Vater ermordet, dieses geschah, indem ein vornehmer Pole mit dem Großfürsten badete und sich durch eigenen Augenschein überzeugte, er sey wie ein anderer Mensch gebaut, nicht wie ein Ungeheuer. Ob die Behauptung, er sey der schönste Mann in Litthauen gewesen, und Hedwig sobald sie ihn sah von brünstiger Liebe für ihn ergriffen worden, gegründet sey, muß dahingestellt bleiben. Endlich (1385 Febr. 12.) hielt Jagello seinen feierlichen Einzug in der Hauptstadt, umgeben von seinem Bruder Skirgyello, dem er Litthauen als abhängiges Fürstenthum übergeben hatte, von seinem Vetter Witowd, und anderen seiner Verwandten und Großen begleitet. Er begab sich sogleich auf das Schloß, wo ihn die Königin, von einem zahlreichen und glänzenden Hofstaate umgeben, empfing. Am folgenden Tage sandte er ihr reiche Geschenke, und am 14. Febr. wurde er vom Erzbischof von Gnesen getauft und empfing den Namen Wladislaus. Die Vermählung fand einige Tage nachher (17. Febr.) statt, und Jagello vereinigte nun den letzten Rest alten Heidenthums mit dem übrigen christlichen Europa. Die Form der Sache mußte hier für das Wesen gelten, und die Taufe der Litthauer gibt einen merkwürdigen Beweis von dem was Jagello selbst für Christenthum erachtete. Er selbst begab sich mit Hedwig nach Litthauen, ließ auf einem Landtag zu Wilna die Vernichtung des Heidenthums erklären, gab sich übrigens nach seinen Kräften selbst alle Mühe, seine Unterthanen zu überzeugen, daß die Verehrung Christi ihrem Schlangendienst und rohem Naturkultus vorzuziehen sey, und wo seine Ueberredung nicht ausreichte, da halfen Geschenke und Liebkosungen. Das Volk, das bisher nur Kittel aus Viehhaaren gewoben und Schuhe von Bast getragen hatte, erhielt ordentlich zugeschnittene wollene Röcke und Schuhe von Leder, und fügte sich endlich dem Willen seines Fürsten. Da wurde die Taufe in Masse vollzogen.

ganze Schaaren Männer und wiederum Weiber wurden, indem man einige Tropfen Wasser über sie alle aussprengte, zusammen getauft, und auch zusammen Peter oder Johann, Catharina oder Margaretha genannt. So war Litthauen (1387) christlich geworden, in Wilna wurde eine Kirche gebaut, und was noch fehlte, der Unterricht, kam nun nachträglich. Ein Versprechen hatte Jagello erfüllt, die Unterwerfung Preußens blieb noch übrig, und was ihm nicht gelang, vollendete sein Sohn. Hedwig aber blieb bis an ihren Tod (1399) den Polen theuer, und verewigte ihr Andenken durch die von ihr beabsichtigte, wenn auch erst nach ihrem Tode ausgeführte Stiftung der Universität Krakau.

An eine Verbindung mit **Ungarn** war zunächst nicht mehr zu denken. Dieses Reich gerieth ohnedies nach Ludwig's Tod in greuliche **Verwirrungen** hinein, die mit der **neapolitanischen** Geschichte eng zusammenhängen. Hier war nach dem zwischen Johanna und Ludwig geschlossenen Frieden eine greuliche Unordnung eingetreten, indem die Prinzen von Tarent die der Hof begünstigte mit den Prinzen von Durazzo in Streit geriethen, sodann nach dem Tode des Königs Ludwig (1362) die Königin den König Jakob von Mallorka heirathete, der aber nicht als König anerkannt wurde, gar keinen Antheil und Einfluß auf die Regierung hatte, und völlig unbeachtet (1374) starb. Da Johanna bisher kinderlos war, so hatte sie dem Prinzen Karl dem Kleinen von Durazzo (1368) die Hand ihrer Nichte Margaretha und die Nachfolge versprochen. Da dieser aber nach seiner Vermälung wieder nach Ungarn, wo er sich vorher aufgehalten hatte, zurückgekehrt war, so vermählte sich Johanna zum vierten Mal (1376) mit einem Prinzen Otto von Braunschweig, und erzeugte dadurch großen Verdruß, der durch ihre Theilnahme an der bald erfolgenden Kirchenspaltung noch größer wurde. Als nämlich (1378) gegen den Papst Urban VI. die zu Anagni versammelten Cardinäle Clemens VII. gewählt hatten, nahm Johanna ihn ehrenvoll auf, und bewog dadurch den Papst Urban über sie den Bann zu sprechen, ihr Königreich ihr abzusprechen, und es dem Prinzen Karl von Durazzo zuzusprechen, gegen den nun Johanna (1380) den französischen Prinzen Louis von Anjou zum Erben einsetzte. Karl kam nun aus Ungarn herüber, nahm (1381) den Prinzen Otto (25. Aug.) gefangen, zwang sie ebenfalls sich zu ergeben (26. Aug.), behandelte sie anfangs ehrenvoll, ließ sie dann aber weil er ihr nicht traute (1382 Mai 22.) erdrosseln oder ersticken Die Ansprüche der

Anjou's, deren erster Louis (1384) in Italien eingedrungen war aber ohne etwas ausgerichtet zu haben in fast elenden Umständen starb, beunruhigten nun fortwährend das Haus Durazzo. Karl aber wenig vor diesen Ansprüchen besorgt suchte, da Ludwig von Ungarn im Todesjahr Johanna's ebenfalls starb, seine frühern Verbindungen in Ungarn geltend zu machen um sich die Krone auch dieses Reiches zu erwerben. Zwar hatten die Ungarn die Prinzessin Maria als Rex Hungariae (1382 Sept. 16.) und ihren Verlobten Siegmund als tutor regni Hungariae anerkannt, aber der Haß der Familie Gara, deren ältester Nikolaus Palatinus von Ungarn, gegen die Brüder Horwathi, von denen Johann Ban von Kroatien, Paul Bischof von Agram war, veranlaßte eine innere Spaltung, die seinen Entwürfen günstig war. Die Horwathi, mit andern Großen verbunden, beriefen den König Karl von Neapel, der sich auch weder von seinem dem König Ludwig gegebenen Versprechen, seine Töchter nicht in ihrem Erbe stören zu wollen, noch durch die Gefahr einer Parteiung schrecken ließ, und (1385 Sept. 8.) nach Ungarn kam. Er trat anfangs nur unter dem Vorwand auf, den Streit der Ungarn mit den Königinnen schlichten zu wollen, und Maria, die eilig nun mit Siegmund vermählt worden war, suchte auf einem Reichstag zu Ofen (1385 Nov. 16.) die Gemüther der Ungarn durch Bestätigung der goldenen Bulle des Königs Andreas zu gewinnen. Aber schon wie Karl in Ofen, nebst den Königinnen, die ihm entgegengekommen waren, einzog, zeigte sich in den Stimmen des bezahlten Pöbels: Wozu das Gaukelspiel eines Königs dienen solle, der Weib sey? Man solle Karl von Durazzo krönen, der zur Rettung des Landes gesendet sey! daß die Demuth und Bescheidenheit, mit welcher Karl auftrat, nur eine schlechte Maske sey, indem er sich bald zum Gubernator von Ungarn ausrufen ließ, in das Schloß gemeinschaftlich mit den Königinnen einzog, und sich durch eine stürmische Versammlung die Krone antragen ließ. Maria erklärte daß sie nur der Gewalt weichen werde, ihre Mutter Elisabeth aber verbarg ihre Gesinnung, und bat, nachdem sie einige Zeit sich bedacht hatte, den König Karl das für weibliche Hände zu schwere Scepter zu ergreifen. Auf einem Reichstag zu Stuhlweißenburg wurde Karl (31. Dec.) unter dumpfem nicht freudigem Zuruf der anwesenden Menge gekrönt. Aber Elisabeth und Gara dachten auf Rache. Sie auszuführen erbot sich der Mundschenk Blasius Forgacz. Als (1386 Febr. 7.) der König Karl der Königin Elisabeth eine Zusammenkunft gewährte, um in

ihren Gemächern einen Brief Siegmund's mit ihr zu lesen, war zu verabredeter Stunde auch der Palatin mit starkem Gefolge unter dem Vorwand eines Abschiedsbesuches angelangt, er selbst war mit heimlich verborgener Waffe in das Schloß gegangen, draußen am Thor wartete sein Gefolge. Wie nun die Königin und Gara zur Seite des Königs saßen und, da die Unterhaltung lange hinausgezogen wurde, die italienischen Begleiter Karl's sich zum abendlichen Spaziergang Paarweise entfernt hatten, gab Gara dem Forgacz das Zeichen, und dieser versetzte mit dem Csakan dem König mehrere Hiebe auf den Kopf, und bahnte sich durch die auf das Geschrei herbeigeeilten Italiener hindurch einen Weg zu den Leuten Gara's. Der König besaß noch so viel Kraft um in sein Gemach zu entrinnen, aber Gara vollendete nun, was er begonnen, indem er mit seinen Leuten die Burg besetzte, und den König in seine Gewalt brachte. Die Italiener entflohen, Horwathi eilte nach Kroatien. Karl wurde nach Wissegrad gebracht, und starb dort nach mehreren Tagen, es ist ungewiß ob an den Wunden oder an Gift, das man unter dem Vorwand der Heilung in sie geträufelt hatte. So wurde das Recht Maria's gesichert, aber die blutigen Thaten des Hauses Anjou, der Nachkommen des Mörders Conradin's, waren noch nicht zu Ende.

XXVI. Zerfall des Reiches. Spaltung der Kirche. Geordnete Zustände Westeuropa's.

Das Reich. Rudolf Erzherzog zu Oesterreich. Streben der Burggrafen zu Nürnberg. Der Burggraf gegen die Stadt. Adel und Städte in Schwaben. Hanse. Westphälischer Landfriede. Vehmgerichte. Karl's Bestrebungen. Wenzel gewählt. Die Kirchenspaltung. Gregor XI. stirbt zu Rom. Wahl Urban's VI. Wahl Clemens' VII. König Wenzel. Großer Städtekrieg. a. Oesterreich gegen die Eidgenossen. Schlacht bei Sempach. Arnold Winkelried. b. Die Fürsten gegen die Städte. Die Döffinger Schlacht. Friede zu Eger. Tilgung der Judenschulden. Politische Zustände: a. in Spanien. b. In Frankreich. Ausgang der flandrischen Kriege. Philipp Artevelde. Einnahme und Mordnacht von Brügge. Schlacht von Roosbeke. Karl heirathet Isabeau von Bayern. Erkrankung des Königs. Kreuzzug der Franzosen gegen die Türken. c. In England. Wat Tyler. John Wycliffe. d. In Italien. Mailand. Venedig. Florenz. Neapel.

Man wendet gern seinen Blick von den wüsten verworrenen Kämpfen dieser Völker, um bei dem Reiche ein von bestimmteren Ideen geleitetes zwar nicht minder buntes aber doch im Ganzen von weniger Abscheulichkeiten begleitetes Ringen geistiger Potenzen zu betrachten. Wie die goldene Bulle statt den Frieden zu befestigen erst recht viel Unkraut unter den Waizen gesäet hatte, ist schon bemerkt worden. Es war eine schwere Kränkung für andere Fürsten, diesen sieben Erzfürsten nachzustehen. Am wenigsten konnte das der hochgesinnte Schwiegersohn Karl's IV. ertragen, Rudolf IV. von Oesterreich, der Sohn Albrecht's des Lahmen, dem er (1358) mit seinen Brüdern Friedrich, Albrecht, und Leopold gefolgt war. Wie sollte Oesterreich, das einst Friedrich Barbarossa so hoch erhoben hatte, geringer seyn als Brandenburg und Sachsen und Pfalz! Rudolf trat in den von ihm ausgestellten Urkunden mit aller Majestät auf, die einem Souverän zusteht, er nannte sich Erzherzog zu Oesterreich, Steyer, Kärnthen, und Krain, Herr auf der Windischmark und Portenau, Graf zu Habspurg, Tyrol, Pfirt, Kyburg, Markgraf zu Burgau, und Landgraf zu Elsaß; wie der Kaiser seine Großen den Urkunden ihre Namen beisetzen ließ, so Rudolf seinen Kanzler den Bischof von Brixen, seinen Landmarschall Leutold von Stadeck, dann seine obersten Schenken, Kämmerer, Kuchenmeister und sämmt-

liche Herren des Hofes; wie der Kaiser nach seinen Regierungsjahren und Indiktionen außer der christlichen Jahrszahl datirte, so Rudolf, ohne von den Regierungsjahren des Kaisers Notiz zu nehmen, nach seinen Lebensjahren und den Jahren seiner Gewalt; Siegel und Wappen in nichts geringer als ein königliches, und, eine große Seltenheit, Rudolf stärkte den Inhalt des Briefs meist mit der Unterschrift von seiner eigenen kräftigen und deutlichen Hand. Ein solcher strebender Fürst that dem Reiche noth, aber er starb erst sechsundzwanzig Jahre alt (1365), nachdem er auf Karl's ausdrückliches Verlangen des Titels Erzherzog (Palatinus Archidux) sich begeben hatte. Das Streben seiner Brüder, von denen nur Albrecht und Leopold ihn überlebten, hatte eine andere Richtung.

Auch die bayrischen Herzoge waren höchlichst erbittert. Weil die pfälzischen Fürsten, die ältere wittelsbachische Linie, und die Markgrafen von Brandenburg unter die wenigen Auserwählten aufgenommen worden waren, hatte es Karl wagen dürfen, dem bayrischen Stamme, der von je unter die Hauptstämme des deutschen Volkes gehört und das Wahlrecht jederzeit ausgeübt hatte, dieses zu entziehen und zugleich die erst vor siebenundzwanzig Jahren vom Kaiser Ludwig zu Pavia gegebene Hausurkunde in einem wichtigen Punkte zu vernichten. Da kam ihm die Theilung der Söhne des Kaisers, die theils in Bayern, theils in Brandenburg, theils in den Niederlanden ganz abgesonderte Interessen verfolgten, und der noch vom Vater her auf ihnen ruhende Bannfluch wohl zu Statten. So blieb die Opposition der bayrischen Herzoge kraftlos und kam nicht zu völliger That.

Andere Herren aber benützten die Zeitumstände um sich von Karl einen gleichen Rang oder was einerlei ist gleiche Rechte mit den grossen fürstlichen Häusern schriftlich zusichern zu lassen. Das thaten namentlich die Nürnberger Burggrafen, welche mit strebendem Sinne sich den Häusern Habsburg, Wittelsbach, Luxemburg, wie eines nach dem andern zur höchsten Gewalt im Reiche kam, angeschlossen und auch ansehnliche Besitzungen durch Kauf und Erbschaft sich erworben hatten. Daß ihnen die Gedanken auch nach der Stadt Nürnberg selbst standen, war bereits bei dem Aufruhr sichtbar gewesen; daß aber der Kaiser sich einer Stadt, die für ihn wegen der Nähe Böhmens so wichtig war, dessen Gebiet durch neue Erwerbungen bis nahe vor ihr Weichbild ging, würde entäußern lassen, daran war so leicht nicht zu denken. Er hatte sie vielmehr gleich anfangs

1347 und dann besonders als er zu Rom gekrönt ward durch Bestätigung und Erweiterung ihrer Privilegien an sich zu ketten gesucht; an dem heiligen Ostertag da er unter der Messe in Sanct Peter's Münster zu dem Kaiserthum gekrönet wurde, bekam Nürnberg nicht weniger als fünfzehn Urkunden, worunter acht unter goldener Bulle. Zu diesen letztern kamen noch zwei, vom 27. Okt. 1358 und vom 24. Febr. 1378, so daß gewiß die Stadt eine stattlich gefreiete zu nennen war. Rechnet man nun noch Karl's häufigen Aufenthalt daselbst, seinen steten Verkehr mit den Bürgern in Geldsachen, wenn sie ihm die Stadtsteuer von 2000 Pfd. Heller, die 1370 in jährliche 2000 Goldgulden umgewandelt wurden, etwa vorher zahlten, oder ein Geldgeschenk machten, zu dem sie eigentlich nicht verpflichtet waren, wie sie ihm mehrere Jahre lang 500 Gulden auf die Burg gezahlt hatten, wovon er sie 1366 förmlich lossprach; rechnet man noch wie Schultheißenamt, Zoll, Münze, Wald, selbst an dem Judengeld, als diese wieder in die Stadt (schon seit 1352) aufgenommen worden waren, der dritte Theil (1360) in den Besitz der Bürger gekommen war, so läßt sich wohl abnehmen, daß er diese wichtige und reiche Stadt mit dem Besitz so bedeutender Regalia nicht in die Hände eines Fürsten kommen lassen wollte. Gab es nun aber innerhalb der Mauern keinen Anhaltspunkt mehr für die Burggrafen sich der Stadt zu bemächtigen, so erzeugten dagegen zwei Dinge, das Geleitsrecht und das Waldrecht schon gleich nach dem Jahr 1356 Mißhelligkeiten. Karl hatte das Geleit nach Farrnbach auf der Frankfurter Straße den beiden Burggrafen Johann und Albrecht verliehen, nahm es aber (1357) weil er erfuhr, daß es der Stadt Nürnberg nachtheilig sey, wieder zurück. Da nun Johann noch in demselben Jahre, sein Bruder Albrecht ein Paar Jahre darauf (1361) mit Tod abging, so wurde erst von Johann's Sohn Friedrich, der das Burggrafthum allein bekam, der Streit mit der Stadt neu begonnen. Mittlerweile aber hatte Karl seine Gemahlin Anna nach Nürnberg geführt um sie hier auf ächtdeutschem Boden ihre Entbindung abwarten zu lassen, und als die Kaiserin am Freitag vor Oculi um die dritte Stunde (1361 Febr. 26.) einen Sohn gebar, war die Freude der Eltern überaus groß. Gleich am andern Tag zeigte es die Kaiserin unter andern der Stadt Straßburg an, und am Sonntag Lätare (7. März) erließ Karl um der Freude willen, daß ihm Gott aus Gnaden in der Stadt Nürnberg von seiner lieben ehelichen Wirthin Annen, römischer Kaiserin, einen Erben Mannes Geschlechte

gegeben habe, der Stadt Nürnberg die Steuer auf ein Jahr. Daß er vier Wochen früher die von Albrecht und Heinrich der Stadt gegebenen Urkunden neu bestätigt hatte, dürfte wohl auch als ein besonderer Beweis seiner Vorliebe für Nürnberg erwähnt werden, so wie auch das im April zu Wenzel's Taufe (11. April) acht Tage lang mit aller geistlichen und weltlichen Pracht gehaltene Fest wohl deutlich zeigt, daß ihm die Stadt lieb war und diese wiederum schon damals einen ansehnlichen Rang unter den deutschen Städten einnahm, ja in Mitteldeutschland wohl die erste war. Da trat Burggraf Friedrich, der seine Tochter dem erst jährigen Wenzel verlobt hatte, gegen die Stadt wegen seiner Rechte auf Gericht und Zoll, auf freie Einfahrt in seine Burg, auf Wald, und auf Abgabe und Frohndienst aus St. Lorenzen Pfarr, klagbar auf, berief sich hiebei auf Rudolf und Albrecht's Briefe, die aber seitdem durch Heinrich's und Ludwig's Bestätigungen in vielen und wichtigen Punkten anders geworden waren, und der Entscheid der Kurfürsten (19. März 1362), denen Karl die Sache überwiesen hatte, fiel zwar scheinbar gerecht aus, aber die Bürger mußten stillschweigend hinnehmen, daß ihr Recht, die Burg zu beschützen, welches ihnen die drei letzten Kaiser ausdrücklich übergeben hatten, zwar anerkannt aber in dem Urtheilsspruch übergangen wurde, eben so daß der Burggraf auf den Wald hinter der Burg in St. Sebald's Pfarr kein anderes Recht habe als daß er Forstmeister darüber wäre. Karl, im Gedränge zwischen der Rücksicht auf einen strebenden Fürsten der seinem Hause für die Zukunft von großem Nutzen seyn konnte und dem der Stadt gebührenden Recht, gab offenbar diese preis, weil er wohl sah, daß ihr doch nichts anders übrig bliebe als sich nur desto fester an ihn anzuschliessen und vielleicht auch gar gänzlich ihm anheimzufallen. Nun ging aber der Burggraf noch einen Schritt weiter und ließ sich (1363 März 17.) ein eigenes Diploma ausstellen, wodurch ihm die fürstlichen Rechte, die sein Geschlecht vor Alters gleich andern Fürsten besessen, weil einige ihrer Vorfahren sie hätten außer Acht kommen lassen, ausdrücklich zugesprochen werden, daß sie erstlich des heiligen Reichs Fürsten Recht, Würde, Freiheit, und Ehre, und namentlich das Recht mit andern Fürsten zu Gericht zu sitzen haben sollen, ferner daß ihre Leute dieselben Rechte wie anderer Fürsten Leute haben und namentlich daß sie nur vor ihrem eigenen Gericht belangt werden sollen, endlich daß alle Metallgruben in ihren Landen und Herrschaften von ihnen zu ihrem eigenen Nutzen und Frommen dürfen

gebraucht werden, unangesehen der namentlich in der goldenen Bulle nur den Kurfürsten zugesprochenen Vergünstigung der Bergwerke. Unter der Regierung Karl's war gerade dieser Rangunterschied sehr schroff hervorgetreten, die großen Fürsten, Herzoge und Markgrafen, wurden Illustres, die kleineren, als Burggrafen, Grafen, Landgrafen, wurden Spectabiles titulirt. So hatte nun der Burggraf einestheils erreicht was er wollte, der Handel mit der Stadt war mit einer Palliativkur vor der Hand beigelegt, das Mißtrauen aber blieb, es dauerte nur zwei Jahre, so sprach sich bei dem Einfalle der Engländer oder Cameradschaften im Elsaß der Argwohn, Karl habe diese Banden gegen die Städte eingeladen, geradezu aus, obgleich ihm vielleicht damit Unrecht geschah, und weil man auch anderer Orten bereits über den Uebermuth der Fürsten zu klagen hatte und sah, daß Karl es mit ihnen weit weniger als mit den Städten verderben würde, so trieb die Noth zu eigener Vertheidigung. Die Stadt Nürnberg fing an sich von den Bürgern, welche feste Häuser auf dem Lande besaßen, das Oeffnungsrecht in denselben, d. h. das Recht im Falle der Noth sich diese öffnen zu lassen und Besatzung hineinzulegen, verschreiben zu lassen. Leupold Groß war der erste, der die Oeffnung seines Steinhauses zu Lauffamholz im Weiher gelegen (1363) verschrieb. Andere folgten.

Weit heftiger standen aber in Schwaben bereits die Städte, der Adel, und der Graf von Würtemberg einander entgegen. Karl hatte (1360) dem Grafen Eberhard die Landvogtei über die Reichsstädte in Schwaben gegeben, aber wegen der harten Behandlung, die den Städten widerfuhr, noch in demselben Jahr wieder genommen. Die Neckereien der Grafen gegen die Städte, die von allen Seiten von den würtembergischen Landen umgeben, mochten sie ihre Wälder bewirthschaften, durch den Wildbann den die Grafen behaupteten, mochten sie ihrem Geschäft und Handel nachgehen, durch Weg und Stege, die von diesen versperrt wurden, sich gehindert sahen, dauerten fort. Die Grafen Eberhard und Ulrich verbanden sich um auf alle Fälle sicher zu seyn mit dem Erzherzog Rudolf von Oesterreich, und wohl mehr diese Verbindung als die Absicht den Städten zum Rechte zu helfen bewog den Kaiser zu einem Reichskrieg gegen Würtemberg, die Grafen wurden geschlagen, erhielten aber gegen Entsagung ihres Bündnisses mit Oesterreich einen sehr günstigen Frieden. Graf Eberhard kam bei dem Kaiser in große Gunst und die Städte, besonders Eßlingen, das in stetem Hader mit den Grafen lag, durften nun zu-

sehen wie sie sich vor Unterdrückung zu wahren hätten. Indessen war auch der Landadel mit den Grafen nicht zufrieden. Die Grafen Wolf von Eberstein und Wolf von Wunnenstein, dieser von seiner Rüstung der gleißende Wolf genannt, standen an der Spitze der Unzufriedenen, jener war das Haupt eines Ritterbundes, welche die Schlegler oder auch die Martinsbrüder genannt wurden. Als sich (1367) Graf Eberhard im Wildbad befand, machten die Verbündeten einen Versuch ihn durch plötzlichen Ueberfall gefangenzunehmen. Nur die Treue eines Hirten, der den Grafen auf geheimen Wegen, die kein Mensch betrat, in Sicherheit brachte, rettete ihn. Wiederum rächte sich der Graf, indem er die in Heimsen versammelten Schlegler (1368) einschloß, ringsum Feuer anlegte, und sie nöthigte sich ihm sämmtlich zu ergeben. Darauf demüthigte er den Adel, brach ihre Burgen, ließ sich Lösegeld für die Freilassung aus der Haft bezahlen, und stärkte sich so um den Kampf mit den Reichsstädten wieder aufzunehmen.

Ebenso wie in Schwaben war überall ein ganz aufgelöster Zustand der Dinge. Der Kaiser gebrauchte der Landfrieden so oft, daß sie eben deßhalb ihre Wirkung versagten, am besten halfen noch Bündnisse, die von den Ständen selbst geschlossen und von ihm genehmigt wurden. Solche Eidgenossenschaften hatte man früher schon am Rhein gehabt, die Eidgenossenschaft der Schweizer bestand im schönsten Flor, und die im Norden zum Schutz des Handels gebildete Hanse hob sich eben damals zu großer Bedeutung, unterstützt durch die Schwäche Dänemarks und Schweden. Das Verbindungsrecht war anerkannt. So war theils durch die Vereine deutscher Kaufleute zu besserm Betrieb ihres Handels im Auslande theils durch den Zusammentritt norddeutscher Städte zum Schutz des Landfriedens in ihrem deutschen Handelsbereiche die sogenannte Hanse entstanden, die zwar im dreizehnten Jahrhundert schon nachzuweisen ist, aber ihre eigentliche Ausbildung erst erhalten zu haben scheint, als in dem Krieg zur Wiedereroberung Schonens der König Waldemar Atterdag die Insel Gothland mit Gewalt genommen und Wisby, wo die älteste Faktorei deutscher Kaufleute bestand, erobert, geplündert, und geschleift hatte. Da der anfangs nur von einem Theil der handelnden Städte, den wendischen Städten von Lübeck bis Colberg, geführte Krieg von Unfällen für die Hanse begleitet gewesen war, und der König Waldemar sich mit Kaiser und Papst verband, so verbanden

20*

sich (1367) die Hansestädte auf einem Tage zu Cöln zu gemeinschaftlicher Führung des Kriegs und nöthigten in Vereinigung mit Mecklenburg und Holstein den Dänenkönig aus seinem Lande sich zu entfernen. Die von Karl IV. gegen die Städte ausgesprochene Acht wurde nicht geachtet, und es blieb dem in Dänemark zurückgebliebenen Reichshauptmann Henning von Podebusk nichts übrig als der Abschluß eines für die Städte sehr vortheilhaften (1370) Friedens, den Waldemar selbst bestätigen mußte, um wieder in sein Land heimkehren zu können. Durch diesen Krieg gewann die Hanse die Herrschaft auf der Ostsee, Lübeck wurde Haupt des Bundes, der in vier Quartiere zerfiel, ein westphälisches mit dem Hauptort Cöln, ein preußisches mit dem Hauptort Danzig, ein wendisches mit dem Hauptort Lübeck, ein sächsisches mit dem Hauptort Braunschweig. Die höchste Gewalt besaßen die Bundesversammlungen oder Tagfahrten, auf denen Lübeck den Vorsitz und die Leitung der Geschäfte hatte. Es liegt übrigens am Tage, daß die Wichtigkeit der Hanse auf die Verhältnisse des Reichs und der Kirche nur untergeordnet ist, und daß dieser Bund schon durch seine geographischen Verhältnisse mehr auf die Gestaltung der nordischen Angelegenheiten Einfluß haben konnte, als auf die eigentlich deutschen.

Um dieselbe Zeit geschah es, daß ein von Karl bestätigter Landfriede, der ursprünglich rein lokal war, eine merkwürdige Ausdehnung über einen großen Theil ja fast das Ganze von Deutschland erhielt und durch seine eigenthümlichen Folgen der romantischen Gestalt des Mittelalters noch mehr seine eigene Färbung gegeben hat, nämlich der westphälische Landfriede. Friedrich Erzbischof von Cöln, die Bischöffe Florenz zu Münster, Heinrich zu Paderborn, Balthasar zu Osnabrück, und der Graf Engelbrecht von der Mark hatten an den Kaiser wegen des gänzlich unsichern und rechtlosen Zustandes des Landes Westphalen berichtet, und Karl gab ihnen und ihren Erben deßhalb ein ewiges Recht (zu Bauzen 1371 Nov. 25.), "daß von diesem Datum an alle Kirchen, alle Kirchhöfe, alle Hausleute, und alle in Leib und Gut darauf sicher seyn sollen; deßgleichen soll der Pflug mit seinen Pferden und Knechten auf dem Felde, die Kaufleute, Pilgrime und geistliche Leute auf den Straßen mit Leib und Gut sicher seyn, und wolle Jemand des andern Feind werden, so soll er ihm absagen drei Tage vorher und seine Ehre bewahren; auch mögen die oben beschriebenen Herren von den Städten die bei ihnen sind in den Bund aufnehmen und dieses Recht mitbeschwören lassen;

thäte aber Jemand so übel das Recht zu brechen, so soll man ihn zur Stund mit der That in des Reiches und Landes wo das geschieht Acht und Feme thun, und er soll rechtlos und aller Rechte verlustig seyn, sowohl heimlich als öffentlich, und man darf ihn kühnlich angreifen in allen Städten und Straßen, und gegen ihn soll Jedermann helfen, der dabei ist oder dazu berufen wird bei des Königs Bann; sein Leben und Gut soll dem Herrn verfallen seyn; und wer ihm Vorschub thut irgend wie, soll ebenfalls aller seiner Rechte verlustig seyn wie der handhaftige Mann (der Uebelthäter selbst). Auch gebeut Karl allen Fürsten, geistlichen und weltlichen Herren, und freien Grafen, die von dem Kaiser freie Grafschaft haben im Lande Westphalen, und allen freien Schöppen, Rittern, Knechten, und Städtern, wenn jemand dieß Recht übertrete, daß man ihn soll hängen und hinrichten lassen, und deßgleichen seinen Vertheidiger. Auch soll kein freier Graf zu Westphalen einen Schöppen machen, er befehle ihm denn auf seinen Eid, dieß getreulich halten zu wollen.„ Dieser Landfriede wurde (1372) erneuert, und 1374 Mai 3. nahmen ihn auch Dortmund, Soest, Münster, Osnabrück, und am 15. Mai noch der Graf Heinrich von Waldeck an. Die schnelle und kräftige Justiz welche durch denselben sowohl gegen den Verbrecher als auch gegen Helfer und Beschützer geübt werden konnte mochte ihn als brauchbar und einführungswürdig beweisen, und da die zu demselben verbundenen Städte die Erlaubniß hatten auch andere in ihren Landfrieden aufzunehmen, ein jeder Landfriede aber zugleich ein Gericht mit sich führte, so entstanden an allen diesen neubeigetretenen Orten ebenfalls westphälische Freigerichte oder wie man sie nach dem in Westphalen anstatt Acht oder gleichbedeutend mit diesem Wort üblichen Ausdruck nannte Vem (Fehm, Fem, Vehm) Gerichte. Das und kein anderer ist der Ursprung der in der Dichtung der Romanschreiber so vielfach mißbrauchten westphälischen oder Vehmgerichte. In Westphalen war als der Herzog Heinrich der Löwe seines Herzogthums entsetzt worden war in den Besitz der herzoglichen Gewalt der Erzbischof von Cöln gekommen, der als Geistlicher den Blutbann, das Recht über Leben und Tod, nach altem bestimmt ausgesprochenen Rechte nicht selbst besitzen sondern den Richter deßhalb an den König verweisen mußte, der ihm den Bann entweder schriftlich oder persönlich übertrug. So blieben alle die Gerichtsstühle, welche früher herzoglich gewesen waren, jetzt unmittelbar königlich, und zwar blieb der Titel Graf das was er überall ursprünglich gewesen war nämlich

ganz gleichbedeutend mit Richter, und der damit verbundene Zusatz Frei bezeichnet nichts als daß es ein aus Freien Männern bestehendes über Freie richtendes Gericht war. Wahrscheinlich war auch bei den weltlichen Herren, den Grafen von Berg, von der Mark, von Cleve, von Waldeck, es vorgezogen worden, der richterlichen Gewalt der Grafen durch unmittelbare Uebertragung derselben von Seite des Königs größere Autorität zu geben. Hiezu kam wie in allen Provinzen besonderes Lokalrecht, das nun auch in den Orten außer Westphalen angenommen wurde und hier eben so wie auch der vorher unbekannte Ausdruck Vem, der ebenfalls rein provinciell war, wie schon Ludwig der Bayer (1332) das Vemerecht erwähnt das im Lande zu Westphalen recht ist, und Karl IV. (1354) die Freistühle mit dem populären Ausdruck Vemeding bezeichnet (quae proprie et vulgariter Vemeding nuncupantur), als etwas Fremdes, Auffallendes aufgenommen wurde. Ursprünglich richteten diese Gerichtsstühle über Ketzerei, Friedebruch, Verrätherei, Diebstahl und Diebshehlerei, Kindbetterinnenzwang, Nothzucht, Meineid, Mord, Fälschung, Todtenberaubung, Kranken- oder Gerichtsdienerberaubung, kurz über alle die einem jeden andern Blutgerichte unterworfenen Fälle. Ausgedehnter aber wurden ihre Wirksamkeit, als sie auch noch bei Weigerung vor Recht zu stehen vor ihren Ausspruch luden und sich so zu einem Gericht höchster Instanz erhuben, das allgemein gefürchtet wurde. Nimmt man nun Rücksicht auf die Neigung zu Verbindungen, die bei allen Ständen damals zu finden war und in der man allein einen Schutz gegen den herrschenden Unfrieden zu finden hoffte und theilweise auch fand, bedenkt man daß die ersten Schritte dieses Gerichts mögen gerecht und energisch gewesen seyn, obgleich Bestechung und Willkühr hier so gut wie bei einem andern Gericht ihr Spiel trieben, ja noch mehr weil an eine Oberaufsicht von Seiten des Kaisers gar nicht zu denken war und die Vehmrichter sich recht gut von derselben zu emancipiren verstanden, so begreift man wie sich andere solche bald über Deutschland ausbreiteten und dadurch ein Mißbrauch entstand, der unter der Regierung Wenzel's (1387) ein Verbot gegen sie nothwendig machte. Gerade hiedurch aber erhielten sie ihre eigentliche Ausbildung als heimliche d. h. solche Gerichte, die in geheimnißvoller Verbindung unter sich standen und ihr Wesen dem Auge der Welt entziehen wollten. Denn die Westphälinger, ein hartnäckiges und starres Volk, blieben bei ihrer alten Weise, und die Schwäche des Reiches vermochte nicht das was einmal gegeben war

wieder abzuschaffen. Auch ließ sich Wenzel bald darauf (1391) wieder zur Bestätigung desselben bewegen.

Sah man ja deutlich wie der Kaiser nur auf Erwerb von Ländern und Vergrößerung seines Hauses ausging! durch Erbverbrüderungen suchte er sich hier und dort Hoffnungen zu erwerben, auch gelang es ihm zuweilen, wie 1373 mit Brandenburg, das er den bayrischen Markgrafen Otto gegen eine Summe von 100,000 Goldgulden und gegen die zeitlebens ihm bleibende kurfürstliche Würde abzutreten zwang, worauf Otto sich in eine behagliche Einsamkeit bei Landshut zurückzog und hier in den Armen der schönen Gretelmüllerin sich über den Verlust Brandenburgs tröstete, Karl aber sein Land mit Freuden in Besitz nahm. Um aber zu einem noch wichtigeren Schritte die Fürsten zu gewinnen, zur Wahl seines Sohns Wenzel noch bei des Vaters Lebzeiten, wodurch die von ihm selbst gegebene Reichsordnung zuerst gebrochen wurde, bedurfte er bedeutender Geldsummen, die er sich unter dem Namen einer Steuer von den Städten erzwang. So mußte Ulm 40,000 Gulden geben, Augsburg war auf 45,000 gesetzt, erhielt aber Nachlaß bis auf 37,000, Nördlingen 600, Frankfurt 12,000, Nürnberg 15,000, Constanz 10,000, Ravensburg 4000, Biberach 4000, Rotenburg 4000, Windsheim 2000, Weißenburg 2000, Bopfingen 1500, so daß manche Städte, z. B. Augsburg, kaum die für ihre Verhältnisse fast unerschwingliche Summe aufzubringen vermochten. Von Kaiser und Fürsten zugleich bedrängt wußten sich die Städte kaum mehr zu helfen. Da sah man in einem merkwürdigen Falle, wessen man sich vom Kaiser zu getrösten hätte. Der Franzose Enguerrand de Coucy, Sohn von Catharina von Oesterreich die mit seinem gleichnamigen Vater verheirathet gewesen war, machte auf Elsaß und Aargau, als das Unterpfand ihres Heirathsgutes, Anspruch, sein Schwiegervater König Eduard von England und König Karl V. unterstützten ihn, und Kaiser Karl soll ihm die Bewilligung gegeben haben, seine Ansprüche mit den Waffen auszuführen. Nun (1375 Okt.) erneuerten sich die vor zehn Jahren vorgekommenen Greuelscenen, mit einem aus ehemaligen Kriegsleuten der Cameradschaften hauptsächlich gebildeten gegen 60,000 Mann starken Heer fiel Enguerrand (Ingilram) in Elsaß ein, wandte sich gegen den Aargau, wo er alles verwüstete, ohne Widerstand zu finden, da Herzog Leopold sich in Breisach eingeschlossen hielt, die Eidgenossen aber weil sie von den Oesterreichern nicht unterstützt wurden sich ebenfalls in ihre Städte zurückzogen. Als mit Einbruch des

Winters sich das Heer der Fremden wieder entfernt hatte, verglich sich Leopold mit ihm, indem er die eben erst angekaufte Grafschaft Nidau ihm für seine Ansprüche gab, aber auch auf ihm blieb der Verdacht haften, er habe sich durch dieses Mittel an den Eidgenossen rächen wollen.

Da gelang es dem Kaiser endlich von den Kurfürsten einstimmig seinen Sohn Wenzel (1376 Juni 1.) zum römischen König wählen zu lassen, wozu er die Stimmen derselben um je 100,000 Goldgulden erkauft und weil er so viel baares Geld nicht hergeben konnte oder wollte die dem Reich gehörigen Güter hergegeben haben soll. Auch nahm Papst Gregor XI. auf das Gerücht der Bestechung hin Anstand die Wahl zu bestätigen, starb aber darüber weg ohne diese Sache erledigt zu haben. Konnte man sich durch alles dieses nicht veranlaßt finden zu der Gesinnung des Kaisers Zutrauen zu fassen, so geschah das vollends noch mehr durch die dem Grafen Eberhard (1376 Aug. 24.) ertheilte Landvogtei in Schwaben. Dieser hatte dem Kaiser mit dem Schwerdt beigestanden, die Städte zu Zahlung der enormen von ihnen geforderten Summen zu zwingen, und konnte mit Recht eine Belohnung für seine treuen Dienste fordern. Weil dieß die Städte vorhersahen, so hatten vierzehn Städte in Oberschwaben, worunter Ulm, Constanz, St. Gallen, und Rotweil die vornehmsten waren (Juli 6.) einen dreijährigen großen Bund geschlossen, sich gegen alle ungerechte Gewalt zu schützen und sich von dem Reiche nicht trennen zu lassen. Die Weigerung den neuen König Wenzel anzuerkennen und die noch rückständigen Geldsummen zu zahlen gab den Anlaß zum Kriege, Ulm wurde (1376) aber vergeblich belagert, auch Eßlingen trat (1377) dem Bunde bei, und es kam zu einem heftigen Krieg der Städte gegen den Grafen. Karl bot alle Mittel auf die noch treuen Städte zu erhalten, wie er denn am 1. Febr. von Prag aus deßhalb an Nürnberg schrieb. Die ganze Macht des Grafen Eberhard und seines Sohns Ulrich wandte sich gegen Reutlingen, das von Achalm aus schwer bedrängt wurde, bis (1377 Mai 14.) die Reutlinger den Würtembergern eine schwere Niederlage beibrachten, aus der Graf Ulrich schwer verwundet mit Mühe entrann. Da vermittelte noch Karl zu Nürnberg einen Vergleich (1378 Aug. 30.) der auch bald nach seinem Tode zu Stande kam (1379 Febr. 1.). Karl selbst starb (1378 Nov. 29.) mit dem Ruf ein Vater für Böhmen, aber ein Stiefvater für das Reich gewesen zu seyn.

In demselben Jahre war dem bisherigen Exil der Päpste das

noch traurige Schisma, die Kirchenspaltung, gefolgt. Schon der sechste der avignonensischen Päpste Urban V. (1362—1370) hatte sich von den wiederholten Bitten der Römer bewegen lassen nach Rom (1365 Okt. 16.) zurückzukehren und hatte hier dem Kaiser Karl (1368) die Krönung in Person ertheilt. Aber theils die unruhige Gesinnung der Römer, welche von der gehorsam unterwürfigen Menge in Avignon weit verschieden waren, hatte ihm den Aufenthalt daselbst verleidet, theils mochten die englisch-französischen Händel wirklich seine Gegenwart erfordern; er verließ (1370) Rom und starb (19. Dec.) zu Avignon. Unter seinem Nachfolger Gregor XI. wurden die italienischen Angelegenheiten immer dringender, indem die Florentiner fast alle italienischen Städte die zum Kirchenstaat gehörten zum Aufstande gegen die päpstliche Herrschaft bewogen, Bologna seinen Generallegaten davon jagte, Perugia ein Gleiches that, und nicht blos die geistlichen Bannstrahlen welche Gregor gegen die Florentiner sendete, sondern auch die weltlichen Zwangsmittel, indem er ihre Personen überall festnehmen ließ, ihr Hab und Gut confiscirte und ihrem Handel empfindliche Schläge zu versetzen suchte, halfen gar nichts. Auch der Cardinal Robert von Genf, den er mit einem Heer abschickte, schloß zwar mit dem Todfeind des vorigen Papstes, dem Galeazzo Visconti, Frieden, aber den Zustand des übrigen Italiens zu ändern war er eben so wenig im Stande. Dagegen luden den Papst selbst wiederholte Schreiben ein, persönlich nach Italien zu kommen und die Herrschaft des Kirchenstaats wieder zu übernehmen. Besonders drang die heilige Catharina von Siena und Brigida von Schweden mit ihren Bitten so inständig, daß Gregor endlich nachzugeben beschloß, sich (1377) von Marseille nach Genua und von da zur See weiter nach Corneto begab, wo er die Weihnachtszeit zubrachte, hier eine Gesandtschaft der Römer empfing, welche ihm durch eine feierliche Urkunde die völlige Herrschaft über ihre Stadt übertrugen und sich nur einige von ihren Rechten und Gewohnheiten vorbehielten. Gregor hielt hierauf (1377 Jan. 17.) einen prächtigen Einzug in Rom, und Alles überließ sich der Hoffnung, daß durch seine Anwesenheit der Noth Italiens würde ein Ende gemacht werden. Allein es dauerte nicht lange, so war der Zwist zwischen den Römern und dem Papst wieder so groß, daß dieser aus Verdruß nach Anagni ging, und weil auch der mit Florenz geführte Krieg unglücklich für ihn geführt wurde sich mit ihnen vergleichen, Italien aber ganz verlassen, und dem Wunsch der französi-

schen Cardinäle gemäß nach Frankreich zurückkehren wollte. Ueber diesem Vorsatz starb er zu Rom (1378 März 27.) wohin er sich im November vorher zurückbegeben hatte, und veranlaßte durch seinen Tod die leidige Kirchenspaltung.

Schon bei Gregor's Leben hatten die zwölf Hauptleute der Römer beschlossen es nach seinem Tod so zu machen, daß in Zukunft der päpstliche Hof in Rom oder wenigstens in Italien bleibe, und dieß glaubten sie nur erreichen zu können durch die Wahl eines Römers oder wenigstens eines Italieners. Als nun der vorhergesehene Fall eintrat, wandten sie sich an die Cardinäle mit dem Verlangen um der Aussöhnung des italienischen Volkes willen eine solche Wahl vorzunehmen und noch ehe sie das Conclave beträten sich hierüber bestimmt auszusprechen. Die Cardinäle wollten sich darauf nicht einlassen, beriefen sich darauf daß sie mit Gottes Hülfe im Conclave schon das Wohl der Kirche bedenken würden, und warnten sie keinen Zwang zu gebrauchen. Allein das fruchtete wenig, und damit die Cardinäle nicht Rom verlassen und die Wahl anderswo vornehmen könnten, gaben die Römer die Wache der Thore und Brücken vertrauten Leuten und ließen alle Pässe und Gänge scharf bewachen. Eine Menge wildes Landvolk kam aus der Campagna und dem Gebirg nach der Stadt, deren trotzige Reden die Cardinäle schon nichts Gutes ahnen ließen. Als nun endlich (7. April) die Cardinäle das Conclave bezogen, drangen auch eine Menge Römer mit hinein, die auf das Geheiß des Bischofs von Marseille sie sollen sich entfernen da er das Conclave schließen müsse sich dennoch nur zum Theil entfernten; gegen vierzig Bewaffnete blieben da, die alle Winkel des ganzen Gebäudes durchsuchten, angeblich um zu sehen ob keine Bewaffneten hier versteckt seyen oder Oeffnungen zu heimlichem Aus- und Eingang. Draußen aber erhub sich lautes Geschrei: Einen Römer wollen wir zum Papst haben, oder doch einen Italiener! Auf wiederholte Mahnung des Bischofs von Marseille sich zu entfernen gaben die Eingedrungenen zur Antwort: sie erwarteten nur zwei Hauptleute der Stadt welche kämen um von den Cardinälen Urlaub zu nehmen. Diese kamen auch wirklich, verlangten vor dem ganzen Collegium Gehör, und stellten demselben abermals das dringende Verlangen des römischen Volkes vor, nach der mehr als siebenzigjährigen Verwaistheit einen römischen oder doch einen italienischen Papst gewählt zu sehen, verhehlten ihnen auch nicht daß im Weigerungsfalle ihr Leben gefährdet sey. Die Cardinäle ließen sie abtre-

ten, berietben sich, und entgegneten ihnen hierauf: sie müßten sich sehr wundern, daß die Römer die mit den alten Ordnungen und Bräuchen bekannt wären ihnen eine solche Zumuthung machten; nicht aus Verlangen, Gunst, Furcht, oder Drohung dürfe die Papstwahl geschehen, sondern nach einträchtiger und einmüthiger Anrufung des heiligen Geistes, und so wie die Römer eine solche Zumuthung hätten gar nicht aussprechen sollen, so könnten sie, die Cardinäle, ihnen darauf gar keine Antwort geben. Und wie die beiden Sprecher des Volks immer stärker ja selbst mit Drohungen sie bestürmten, draußen aber das Geschrei fortwährend erscholl: Einen Römer wollen wir zum Papst, oder wenigstens einen Italiener! antworteten die Cardinäle: Wir sind in eurer Gewalt und ihr könnt uns tödten, wenn ihr wollt; aber wenn wir auch sterben müßten, so würden wir doch nichts thun als was Gott anordnen und gebieten wird. Seht, morgen werden wir die heilige Geistmesse lesen, wie es der Brauch ist, und dann wollen wir thun, wie uns der heilige Geist eingeben wird. Das möchte die Abgeordneten befriedigt haben und einer öffnete ein Fenster und rief es der Menge zu, die aber antwortete: Nein, gleich wollen wir ihn, gleich. So ging es bis tief in die Nacht. Da brachte endlich der Bischof von Marseille die Römer dazu das Conclave zu verlassen, aber sie litten nicht daß es zugesperrt wurde, damit sie nach Belieben ein- und ausgehen könnten. Mit Mühe und Noth, durch reichliches Essen und Trinken, erwarb er endlich die Vergünstigung das Conclave sperren zu dürfen. Das Geschrei aber dauerte die ganze Nacht fort, und schon am frühen Morgen (Donnerstag 8. April) kam die Menge wieder und um Alles aufzurufen erbrachen sie den Glockenthurm bei St. Peterspalast und läuteten mit allen Glocken wie wenn Feuersnoth wäre, so daß mit Keulen und Schwerdtern bewaffnet nun von allen Seiten die römische Volksmasse herbeiströmte. In ihrer Angst bewogen die Cardinäle den italienischen Cardinal St. Petri am Fenster das Volk anzureden und zur Geduld und Ruhe zu ermahnen; als aber dieß geschah und die Hintersten wissen wollten, wer das sey, und auf ihre Fragen zur Antwort bekamen: der Cardinal St. Petri sey es, so mißverstanden sie es und meinten, er sey Papst, und brachen in das Geschrei aus: Der Cardinal St. Petri ist Papst; es lebe der Cardinal St. Petri! Und wie sich nun ein Theil des Volks zerstreute, um in diesem Wahn nach dem Gebrauche seinen Palast auszuplündern, hatten die Eingeschlossenen etwas Ruhe. Allein bald sah man

daß es Täuschung sey, die Thüren des Conclaves thaten sich nicht auf um den Gewählten herauszulassen, und nun brach die Menge stürmender Hand in das Conclave. Gerade hatten sich einige Cardinäle durch das anstoßende Haus des Cardinal Kämmerers einen Weg zur Flucht gebahnt, wurden aber aufgefangen, und wie Todesverbrecher wieder in das Conclave zurückgeschleppt. Nicht eher, hieß es, dürften sie davon, bis sie einen römischen oder italienischen Papst gewählt hätten. Da gaben ihnen diese zur Antwort: Habt ihr nicht den Herrn St. Petri? und nun zogen diesem die Römer wirklich schon die Chlamys an, hoben ihn auf den Altar, küßten ihm Hände und Füße, und nur mit seinem lauten Geschrei, er sey nicht Papst und wolle nicht Papst seyn, gelang es ihm endlich sich halb todt von den ihn nun Verfluchenden loszumachen und sich in Sicherheit bringen zu lassen. Nun gaben die andern Cardinäle das bestimmte Versprechen, morgen einen Papst wählen zu wollen, und so entließ sie das Volk in ihre Wohnungen, aber wohl begleitet und bewacht, damit sie nicht Nachts entkämen. Doch gelang es Einigen. Die andern Cardinäle aber kamen nach ängstlich zugebrachter Nacht den andern Morgen, Freitag den 9. April, wieder in den Palast und wählten den Bartholomäus von Prignano Erzbischof von Bari mit Beobachtung aller Formen zum Papste, der den Namen **Urban's VI.** annahm, an Ostern (17. April) gekrönt wurde und die herkömmlichen Umzüge zu St. Johann im Lateran und wieder zurück zu St. Peter abhielt. An der Rechtmäßigkeit seiner Wahl zu zweifeln fiel anfangs Niemand ein.

Aber die Cardinäle hatten ihn wie man sagt in der Hoffnung gewählt, er werde so wie sich die Bewegung gelegt haben würde in der Erkenntniß wie stürmisch es bei der Wahl zugegangen sey von selbst abdanken, allein weit gefehlt. Urban VI. sah sich nicht sobald Papst, als er mit Strenge gegen die Cardinäle verfuhr, ihr üppiges Leben, ihre Ausschweifungen tadelte, auf der Einräumung der Engelsburg bestand, und durch die Drohung er werde sie nöthigen ihre Pflichten zu erfüllen sie erschreckte und erbitterte. Nun entfernten sich die zwölf französischen Cardinäle einzeln unter verschiedenen Vorwänden nach Anagni (Juni), veranlaßten dadurch den Papst (Juni 26.) nach Tibur zu gehen, um mit ihnen zu unterhandeln, aber ohne daß er etwas ausrichtete. Vielmehr zogen sie auch die vier italienischen in Rom zurückgebliebenen Cardinäle (Juli 26.) auf ihre Seite. Um dieselbe Zeit verdarb es auch Urban mit der Königin Johanna von

Neapel, die ihm zu seiner Wahl hatte Glück wünschen und den Eid der Treue schwören lassen. Aber ihr nach Rom gesendeter Gemahl Otto von Braunschweig wurde daselbst nicht aufs beste empfangen, mißvergnügt kam er nach Neapel zurück, und Johanna fing an die Plane der Cardinäle einen neuen Papst zu wählen zu unterstützen. Urban dagegen brach gegen sie in Drohungen aus und rief den Karl von Durazzo als rechtmäßigen König auf den Thron von Neapel. Nun erklärten (9. Aug.) die zwölf französischen Cardinäle die Wahl des Bartholomäus für erzwungen und ungültig und thaten ihn in den Bann. Sie begaben sich hierauf mit den italienischen Cardinälen nach Fundi im Königreich Neapel und erwählten daselbst (20. Sept.) den Cardinal Robert von Genf, der den Namen Clemens VII. annahm. Nun kam es zum Kampfe.

Die Staaten konnten sich, da für beide Päpste ziemlich gleich gültige Gründe angeführt wurden, nicht einmüthig über die Annahme erklären, und politische Gründe gaben den Ausschlag. Kaiser und Reich, England, Portugal, Ungarn, Polen, Schweden, Dänemark, und der größere Theil Italiens erklärten sich für Urban; Frankreich, Neapel, Schottland, Aragon, und Castilien für Clemens. Urban obgleich von allen Cardinälen verlassen verlor doch den Muth nicht, machte (19. Dec.) neue Cardinäle, und that die andern in den Bann. Clemens suchte ihn aus dem wichtigen Besitze Roms zu vertreiben, zog eine Söldnerschaar an sich, meist sogenannte Engländer unter Bernardo von Sala mit denen er Rom angriff, aber auch Urban hatte eine Schaar Italiener und Deutsche, die sogenannte Rotte des heiligen Georg's unter Alberico da Barbiano in Dienste genommen, der bei Marino (1379 April 28.) den Engländern eine Niederlage beibrachte, worauf (29. April) die Römer die Engelsburg eroberten, die noch von den Franzosen besetzt war. Clemens war zwar am Hofe von Neapel mit allen Ehren aufgenommen worden, aber das Volk zeigte meuterische Gesinnungen, und Clemens der sich hier nicht mehr für sicher hielt ging (Mai) mit seinen Cardinälen zu Schiffe und kam (10. Juni) in Marseille an, worauf er sich nach Avignon begab. Beide Päpste verfolgten nun einander mit Bannflüchen, doch war Urban, wenn auch seine Herrschaft über Rom und den Kirchenstaat immerfort schwankend blieb, nach Außen im Besitz des größeren Einflusses. Dieser war es auch, der den Ansprüchen des Karl von Durazzo Kraft verlieh und der Königin Johanna den Tod brachte. Diese leidige Spaltung wurde nun verlängert, indem nach

Urban's Tod (1389 Okt. 18.) von den römischen Cardinälen Bonifacius IX. gewählt wurde, nachdem aber Clemens (1394 Sept. 16.) starb, die französischen Cardinäle den Spanier Peter de Luna, der noch vor dem Schisma Cardinal gewesen war, wählten, welcher sich Benedikt XIII. nannte. Als nach Bonifacius IX. (st. 1404) Innocenz VII. und nach diesem (st. 1406) Gregor XII. gewählt wurde, schien sich die zwischen den Höfen zu Avignon und zu Rom festgestellte Hartnäckigkeit und Unnachgiebigkeit immer mehr zu befestigen, und je mehr die ganze Christenheit nach Frieden seufzte, desto weniger schienen die Oberhäupter derselben geneigt zu seyn, ihr denselben zu schenken. Am meisten aber litten unter diesem Zustand Frankreich und die italienischen Theile des Reiches.

Weniger Deutschland. Dafür brach hier das unter Karl ausgesäete Unkraut des Unfriedens in vollem Maaße empor. Sein Sohn Wenzel hatte die bei Gregor XI. früher beanstandete Bestätigung seiner römischen Königswahl von Urban VI. ohne alle Weigerung erhalten, und sorgte deßhalb dafür daß dieser Papst allgemein anerkannt wurde, obgleich auch Clemens seine heimlichen Anhänger hatte. Weit wichtiger aber für dieses Land wurden die fortwährenden Streitigkeiten zwischen dem Adel und den Städten. Gleich von dem Anfang von Wenzel's Regierung an wurden mehrere Bündnisse geschlossen, dem allgemeinen Vorgeben nach zur Erhaltung des Landfriedens, offenbar aber zu eigenem Schutz und zur Bekämpfung der Andern. Andere bestanden schon früher. Besonders schlossen sich die Ritter aneinander, nach verschiedenen Abzeichen, so (1372) die Sterner in Braunschweig und Hessen, (1380) die Falkner in Westphalen, außer den Schleglern in Schwaben auch die Bengler (1390) in Westphalen, die besonders Paderborn beunruhigten, und andere dergleichen. Am meisten litten dabei die Städte, auf die es ganz deutlich abgesehen war. Insbesondere war die (1380) in der Wetterau und Hessen ausgebreitete Gesellschaft der grimmenden Leuen, welche die Grafen von Wied, von Katzenellenbogen, von Nassau mit vielen von Adel errichteten, ihnen sehr gefährlich. Die Städte schlossen sich daher ebenfalls aneinander und (1381 März 20.) verbanden sich Mainz, Straßburg, Worms, Speier, Frankfurt, Hagenau, Weißenburg, zu welchen (Juni 17.) noch vierunddreißig schwäbische Städte hintraten. Indessen schien dieser rheinisch-schwäbische Städtebund eher zur Erhaltung der Ordnung beizutragen, indem (1382) auch der Graf Eberhard von Würtemberg, die drei Gesellschaften vom

Löwen, St. Wilhelm, und St. Georg, ihm beitraten und sich mit Herzog Leopold von Oesterreich und den Reichsstädten dieses Bundes in Schwaben bis auf 1384 Jan. verbanden. Da noch andere Städte, am Rhein und in der Wetterau, sich anschlossen, so schien sich vielmehr Alles sehr friedlich zu gestalten.

Da ließ aber Wenzel auf einem Reichstag zu Nürnberg (1383 März 11.) einen allgemeinen Landfrieden auf zwölf Jahre verkündigen, in welchen alle Stände eintreten und ihre besonderen Bündnisse aufgeben sollten; die sämmtlichen Mitglieder würden in vier Partien getheilt und innerhalb derselben alle Zwistigkeiten gütlich und friedlich durch Austräge (Austrägalgerichte) geschlichtet werden. Allein die Städte glaubten in diesem Schritte die Absicht zu erkennen sie durch Aufhebung ihrer Verbindungen zu schwächen und wollten sich durchaus nicht darauf einlassen. Zwar gelang es ihm im folgenden Jahr die sogenannte Heidelberger Einigung (1384 Juli 25.), auf der die Städte versprachen, keine neuen Städte, Dörfer u. s. w. in Bund- oder Bürgerrecht aufzunehmen, zu Stande zu bringen, aber die besondern Bündnisse wurden nicht aufgehoben, und Wenzel's Autorität und Wille war nicht stark genug, um durchzudringen. Im Gegentheil wurde durch den Stolz und Geiz der fürstlichen Amtleute und den Uebermuth des auf die Städte höchst ergrimmten und neidischen Adels der Ausbruch eines heftigen **Städtekrieges** herbeigeführt. Den Anfang dazu gaben Verhältnisse der schweizerischen Eidgenossenschaft. Es waren nämlich auch die Städte Bern, Zürich, Solothurn, und Zug dem Bündniß der schwäbischen Städte zu Constanz (1385) auf neun Jahre beigetreten, und der unter den Eidgenossen ansäßige niedere Adel hatte sich genöthigt gesehen, wollte er anders nicht seine Rechte verlieren, in den Städten Burgrecht zu nehmen. Das Mißtrauen der Städte gegen die Fürsten und den Adel mochte vielleicht im Einzelnen ungerecht seyn, im Allgemeinen war es nur gerecht; die Erbitterung des Adels, der sich gezwungen sah Bürger zu werden, war außerordentlich. Bei den Eidgenossen war es nicht zu verwundern, wenn gegen Habsburg Oesterreich das größte Mißtrauen herrschte. Der Zug der Cameradschaften unter dem Enguerrand de Coucy, wurde auf die Rechnung Leopold's geschrieben, in dem Krieg, den Bern mit Graf Rudolf von Kiburg, der sich Solothurns (1382) durch einen verrätherischen Ueberfall hatte bemächtigen, den Bernern Aarberg abnehmen, und durch Vernichtung der Pfandbriefe Thun denselben wieder entreißen wollen, führte, und in mehreren andern

Ereignissen glaubte man die Hand der Oesterreicher zu entdecken. So lange überhaupt Oesterreich seine Ansprüche auf Zug und Glarus nicht aufgeben wollte, war kein dauerhafter Friede vorauszusehen. Wiederum aber war die von den Eidgenossen den Bernern in ihrem Krieg gegen Kiburg geleistete Hülfe dem Herzog sehr bedenklich, und die Verbindung der vier Städte mit dem schwäbischen Bund war es nicht minder, obgleich die übrigen Eidgenossen davon nichts wissen wollten. Mit diesen, insbesondere mit Schwyz und Lucern, hatte es Herzog Leopold durch die Zölle verdorben, die er zu Rotenburg und Rapperschwyl angelegt hatte. Um sich nun wenigstens von einer Seite in Sicherheit zu setzen, so suchte er sich Zürichs zu versichern und es dem schwäbischen Bunde abwendig zu machen, was ihm aber nicht gelingen wollte. Auf die Bitte der Schwyzer, den Zoll von Rapperschwyl abzustellen, ging er ein, den Lucernern schlug er ihre Bitte wegen Rotenburg ab. Er wollte die Eidgenossen trennen, und den Lucernern seine Ungnade, weil sie sich dem Bund mit den Reichsstädten in Schwaben wenigstens geneigt gezeigt hatten, zu erkennen geben. Während dieser Zeit wußte er mit den übrigen Reichsstädten Zwist anzufangen und da diese ihre Bundesgenossen aufmahnten, weigerten sich die Schweizer, weil einerseits der (1359 geschlossene) thorbergische zwölfjährige Friede noch nicht abgelaufen war, theils weil sie gerade für den Herzog gut gestimmt waren. Auch entschuldigten sie sich mit der nahen Erndte. Als der Herzog so die Schweizer von den Reichsstädten getrennt hatte, schloß er (1385 Dec.) sogleich mit diesen Frieden und rüstete sich gegen die Eidgenossen mit aller Macht.

Nun kamen aber auch andere Händel hinzu, welche den Friedensbruch zwischen dem Herzog und den Eidgenossen beschleunigten. Der Herzog hatte Stadt und Schloß Wohlhausen nebst dem Entlibuch an Peter von Thorberg, Stadt und Schloß Rotenburg an Hermann von Grünenberg versetzt. Es ging die Klage, daß der Thorberg etliche seiner Leute getödtet, andere hart gehalten, im Gefängniß gepeinigt habe, weil sie die Steuer, die er ihnen auflegte, nicht gaben oder nicht geben konnten, so daß eine Summe von 17,000 Gulden er ihnen über die gesetzte Steuer binnen weniger Jahre abgenommen haben soll. Weil sie nun um diesem Druck zu entgehen sich in den Schutz Lucerns begaben, so nahm sie diese Stadt in Burgrecht auf, was wiederum der Herr von Thorberg durch Todesstrafe an denen, die mit der Stadt Lucern gehandelt hatten, rächte und die

Lucerner seinen Unmuth vielfältig empfinden ließ. Weil nun insbesondere der Zoll zu Rotenburg sehr hart gehandhabt wurde, so brachen noch um Weihnachten (1385) die vier Waldstätte auf und zogen (28. Dec.) vor Rotenburg, das sie mit Gewalt nahmen; der von Grünenberg entrann; das Schloß wurde geplündert, verbrannt, und geschleift, doch den Bürgern weiter kein Schaden zugefügt. Auf gleiche Weise wurde auch Entlibuch und Sempach in Burgrecht aufgenommen. Als aber auch Richensee die adelige Besatzung vertrieb und Lucerner einnahm, da rüstete sich der herzogliche Landvogt sammt dem Adel, zog vor die Stadt, eroberte und verbrannte sie, ersäufte die welche dem Feuer entrannen im See, und übte abscheuliche Gewaltthat. Dieß zu vergelten zogen die Eidgenossen, Zürich, Lucern, und Uri, vor Meyenberg, welches sie einnahmen, dann aber als es von den Oesterreichern wieder genommen wurde, abermals eroberten und verbrannten.

Hiemit war der Krieg begonnen. Wenn man denjenigen der zuerst zuschlägt auch für den Anfänger des Unfriedens hält, so liegt freilich die Schuld auf den Eidgenossen; man weiß aber wohl, daß das nicht immer der Fall ist, und daß es oft nur Nothwehr ist, zuerst das Schwerdt ergriffen zu haben. Daß die Bedrückungen der Vögte und Amtleute etwas ganz Herkömmliches, unbezweifelt Wahres, überall Bestätigtes waren, wird von Allen eingeräumt; sie vereinigten die Bedrückungen, zu welchen sie sich durch ihr Amt für berechtigt hielten, mit der Abneigung des adeligen Standes, dem sie angehörten, gegen die Bürger und Bauern. Die Unterthanenverhältnisse waren sehr genau bestimmt; Uebergriffe über das Gebührende brauchten sich die Gemeinen nicht gefallen zu lassen; thaten sie es, so war der Weg zur völligen Knechtschaft geöffnet; es blieb ihnen nichts übrig, als sich mit der Faust zu wehren und um dieß besser zu können mit andern zu verbinden. Das Verfahren des Adels ist zu gleichmäßig, als daß man die Schuld hier den Städten beimessen sollte, und den Maaßstab moderner Unterthanenverhältnisse auf jene Zeiten anzulegen, ist die größte Begriffsverwirrung, die man sich zu Schulden kommen lassen kann. Leopold's Charakter ist mit ritterlicher Glorie umstrahlt, aber das schlaue Verfahren gegen die Städtebündnisse spricht mehr als Alles andere für seine Absicht den Eidgenossen die ehedem habsburgischen Fesseln wieder aufzulegen und sie zu seinen Knechten zu machen.

Schon in den ersten Wochen des neuen Jahres (1386) liefen eine Menge Absagebriefe ein, die Grafen von Würtemberg und an-

dere Herren, am Montag nach Valentin sechs Freiherrn, zweiundfünfzig Ritter und Rittermäßige von Adel, nach und nach über dreihundert Edelleute schickten den Eidgenossen Fehdebriefe zu. Darauf suchten die Reichsstädte, mit denen sich mittlerweile Leopold verglichen hatte, einen Stillstand zu unterhandeln, der auch bis Pfingsten zu Stande kam, aber schlecht gehalten wurde. Der Herzog benützte diese Frist um sich zu rüsten. Nun sandten auch die Eidgenossen ihm ihren Fehdebrief, alle, nur Bern nicht; es billigte die Art und Weise nicht, wie der Krieg begonnen, wäre der Sache gern überhoben gewesen und meinte, man hätte erst den Frieden sollen zu seinem Ende kommen lassen. Doch wolle es, wenn dieß nicht genug sey, der Mahnung nachgeben und genugthun. Daher verhielt es sich obgleich gerüstet nur vertheidigungsweise. Nachdem der Herzog erst Miene gemacht hatte, Zürich angreifen zu wollen, beschloß er, weil diese Stadt zu fest verwahrt war, in den Aargau gen Sempach zu ziehen, um dort die Abgefallenen zu strafen. Ihm entgegen zogen die Eidgenossen, welche erst der Stadt Zürich zu Hülfe gezogen waren, nun aber eiligst umkehrten. Sein Plan war mit viertausend wohlgerüster Mann aus dem Adel und den Städten des Aargaus rasch auf Sempach zu ziehen, von da auf Lucern zu fallen; indessen sollten die übrigen, eine gleich starke Anzahl, mit dem Freiherrn von Bonstetten die Stadt Zürich und die in derselben befindlichen Eidgenossen aufhalten, so daß sie den Sempachern und Lucernern nicht zu Hülfe kommen könnten. Dieser kluge Plan ward aber verkundschaftet und die Züricher selbst gaben den Eidgenossen Nachricht, hielten sie auch auf ihre festen Mauern vertrauend nicht auf als sie hinziehen wollten. So kamen sie ohngefähr zu gleicher Zeit am Cyrillustag (9. Juli) mit dem Herzog vor Sempach an. Sie waren wenig über 1300 Mann, wenige mit Eisen gewappnet, als Trutzwaffe führten sie Hellebarden, breite Schwerdter, und stachlichte Keulen. Die Erbitterung des Adels, dessen Vortrab Stricke mit sich führte um die Einwohner von Sempach aufzuknüpfen, gab sich auch durch die Verwerfung jeder klüglichen Vorsichtsmaaßregel, zu welcher die Erfahrnen riethen, zu erkennen. Fruchtlos rieth der alte Herr von Hasenburg die Ankunft des Fußvolks unter Bonstetten abzuwarten, oder doch sich zu entfernen vom Kampfe; das Erste ward als furchtsam verspottet, das Andere wollte der Herzog nicht; bei den Seinen, um das Seine, und auf dem Seinen wollte er siegen oder sterben. Siegfreudige Gesinnung durchdrang alle Reihen; man stieg theils des Ortes wegen

theils um nicht durch ungleichen Kampf gesiegt zu haben, von den Rossen, und eine gewaltige geharnischte Fronte mit eingelegten Speeren dehnte sich den Eidgenossen entgegen aus. Diese standen in einem Gehölz, gegenüber von Sempach; sie fielen vor Anfang des Gefechts auf ihre Kniee und beteten, was von Manchem der Feinde fälschlich als Verzagtheit angesehen wurde; dann erhuben sie sich und hellauf schreiend rannten sie gerade an gegen den Feind, dessen Speerwald sie unerschüttert empfing, und sich furchtbar rasselnd zu beiden Seiten ausdehnte um das kleine Häuflein gleich wie mit einer Zange einzuschließen. Da lagen schon sechzig Eidgenossen erschlagen, noch ehe ein Ritter gefallen war; vergeblich rief der Mailänder Anton a Porta, der zu Fluelen in Uri ansäßig war: Schlagt auf die Glene (Speere): sie sind hohl. Denn was half es, einige zerschlagen zu haben; die hinteren Reihen reichten andere vor. Der von Porta selbst fiel, es hatte nichts gefruchtet.

Da sprach Arnold Struthan von Winkelried, Ritter, aus Unterwalden, zu seinen Kriegsgesellen: Ich will Euch eine Gasse machen, Eidgenossen: sorgt für mein Weib und meine Kinder und gedenket meines Geschlechts! sprang auf den Feind, umschlang einige Spieße, drückte sie an sich und mit sich zu Boden. Ueber ihn weg nun in die entstandene Lücke die Eidgenossen, das Geschick des Tages war entschieden. Umsonst drängten sich die Ritter zusammen, viele erstickten in ihren Harnischen an dem heißen Tag, von innen heraus mähten die Eidgenossen, und ein furchtbares Blutbad begann. Herzog Leopold selbst, nicht zum Fliehen zu bewegen, ward mit dem Banner von Oesterreich in der Faust erschlagen. Nach seinem Fall wilde Flucht. Aber die Knechte waren mit den Rossen entflohen, und schonungslos tödteten die Eidgenossen. An zweitausend Mann waren gefallen, unter ihnen der Markgraf Otto von Hochberg, der Pfalzgraf Ulrich von Tübingen, sieben Grafen, 676 Edelleute, worunter 350 gekrönte Helme. Die Beute war reich und stattlich, und der Verlust der Eidgenossen betrug nur etwa 200 Mann. Die Selbstständigkeit der Eidgenossenschaft war gerettet, der Adel gedemüthigt und geschwächt, und das Wort des Volks: Gott selbst sey über den Hochmuth des Adels zu Gericht gesessen, bezeugte am deutlichsten, auf wessen Seite das größere, das wahre Unrecht gewesen sey. Da von den Oesterreichern ein zweiter Zug (1385) unternommen wurde, erlitten sie (April 7.) bei Näfels von den Glarnern abermals eine schwere Niederlage, verloren viele Orte, und mußten (1389) einen

siebenjährigen Frieden eingehen, der nach Ablauf der Frist in einen zwanzigjährigen, dann (1412) in einen fünfzigjährigen umgewandelt wurde. Oesterreichs Versuche die Eidgenossen zu dämpfen hatten so vor der Hand ein Ende genommen.

Wenn nun auf diese Weise die Eidgenossen den Ruf eines tapfern Kriegsvolkes erhielten und einen ansehnlichen Standpunkt unter den Deutschen einnahmen, so mußte das Glück, das bisher alle ihre Unternehmungen begleitet hatte, auch die übrigen Städte und kleinen Republiken, die politisch betrachtet ganz in derselben Lage waren, aufmuntern ein Gleiches zu versuchen. Auf der andern Seite waren die Fürsten und der Adel nicht übel entschlossen, es nicht dahin kommen zu lassen, daß solche freie Gemeinden auch in ihren Landschaften sich erhüben. In Schwaben und Franken waren die Herzoge von Bayern, der Bischof von Würzburg, der Burggraf Friedrich von Nürnberg, der Graf Eberhard von Würtemberg, der Herzog Friedrich von Teck, die Grafen von Oettingen unter sich und gegen die Städte verbündet. Daneben bestand eine der westphälischen Vehme nachgebildete Gesellschaft, der Faym, welche ebenfalls den Städten drohte, so daß die Flammen auch hier auszubrechen drohten. Alles was König Wenzel thun zu können glaubte, war durch eine zu Mergentheim (1387 Nov.) erneuerte und verlängerte Verbindung der Fürsten und Städte in Deutschland Ruhe zu erhalten, worauf er nach Böhmen zurückging, und sich zwar um die deutschen Angelegenheiten wenig kümmerte, aber auch wenig ausgerichtet haben würde. Wahrscheinlich ist es aber auch, daß seine zu Nürnberg (im März) den Städten gegebene Versicherung, daß er den Städtebund nie abthun noch widerrufen wolle, vielmehr sie bei ihren hergebrachten Rechten und Freiheiten erhalten wolle, wogegen sie ihm mit Hand und Mund Gehorsam und Beistand zusagten, bei ihnen den Gedanken erzeugt habe, gegen die Fürsten zur Vergeltung der bisher erlittenen Drangsale mit fliegendem Banner des Reichs zu ihrer Unterdrückung auszuziehen. Sie verbanden sich mit dem Erzbischof Piligrin von Salzburg, der wegen Bertholdsgaden mit dem Herzog Friedrich von Bayern in Streit war, nahmen mehrere Adelige, die auch mit den Fürsten zerfallen waren, in Burgrecht auf, und ließen sich auf den festen Häusern in ihrer Nachbarschaft das Oeffnungsrecht verschreiben. Doch schien sich nach dem Mergentheimer Tag Alles eher zum Frieden anzulassen, als Herzog Friedrich den Erzbischof (27. Nov.) zu Raitenhaslach, wohin er um gütlicher Besprechung

willen gekommen war, gefangen nahm, und die Angriffe auf die Reichsstädte theils unmittelbar theils durch Niederwerfung ihrer Kaufmannsgüter wieder begannen. Der Krieg konnte als ein Reichskrieg angesehen werden, da Wenzel selbst (1388 Febr. 7.) dem Herzog Friedrich abgesagt und die Städte aufgefordert hatte, diesen Landfriedensbruch zu rächen. Der Erzbischof entkam übrigens bald aus seiner Haft und führte nun seinen Krieg im Bayerischen nicht unglücklich. Im Fränkischen waren es hauptsächlich die Städte Nürnberg, Windsheim, Rothenburg, Weißenburg, welche den Angriffen der Fürsten preis gestellt waren; zwischen dem Burggrafen Friedrich und der Stadt hatte es fortwährend Zwistigkeiten gesetzt, wie sich aus dem (1366) vom Kaiser zurückgenommenen Geleit, aus dem (1376 Okt. 28.) vom Kaiser gefällten Entscheid über die von den Bürgern vor des Burggrafen Feste gebaute Mauer, und aus dem (1386) vom Pfalzgraf und Herzog Friedrich gefällten Ausspruch über Zoll und Geleit deutlich belegen läßt; die von beiden Seiten geübten Verheerungen bieten jedoch keinen besonders hervorleuchtenden Moment dar. Dagegen wurde in Schwaben um so erbitterter gekämpft, als hier schon alte Unbill zu rächen war. Damit Graf Eberhard den bayerischen Herzogen nicht zu Hülfe käme, sagten ihm die Städte ab, und fielen mit einem ansehnlichen Heer in Würtemberg ein. Bei Weil der Stadt belagerten sie den Kirchhof von Döffingen, wohin das Landvolk seine Heerden geflüchtet hatte und auf den Ersatz des Grafen wartete, der auch am Sonntag 1388 Aug. 23. mit einem Heer zu Hülfe kam. Der Kampf war anfangs sehr günstig für die Städte, Graf Ulrich wurde erschlagen, außerdem viele andere Herren und Ritter, bis die Geistesgegenwart und Festigkeit des alten Grafen, der seinen Leuten zurief: sein Sohn sey wie ein andrer Mann; sie sollten fechten; schon seyen die Feinde auf der Flucht, und der unerwartete Beistand des Grafen Wolf von Wunnenstein, der obgleich außerdem selbst in Fehde mit dem Grafen Eberhard durch rechtzeitigen Angriff die Städter vollends in Verwirrung brachte, die Schlacht völlig zu Gunsten des Grafen entschied. Die Kraft der Städte war mit dieser Schlacht gebrochen, denn die nun nachfolgten, die Niederlage vor Worms (6. Nov.) welche die rheinischen Städte, Mainz, Frankfurt, Speier, Worms, durch die Pfalzgrafen Ruprecht und Adolf, und die von Eschborn vor Kronenberg (1389 Mai 14.), welche ebenfalls die Frankfurter erlitten, waren nur die letzten Schläge des Gewitters, das die Hoffnungen der Städte zu Boden geschlagen hatte.

Doch sehnten sich auch die Fürsten und der Adel nicht weniger nach dem Frieden.

König Wenzel der die Städte selbst zum Krieg angereizt hatte, und an dem sie im Fall der Noth eine Stütze zu haben hofften, verhielt sich nicht nur ganz ruhig sondern trat nun als er das Glück ganz von den Städten weichen sah geradezu auf die Seite der Fürsten. Er berief nun einen Reichstag nach **Eger** auf den Mittwoch in der Osterwoche 1389, wohin eine große Menge Fürsten und Städte kamen, aber es war schwer eine Vereinigung zu Stande zu bringen. Der König machte den Städten ihre geschlossenen Bündnisse zum Vorwurf, und verlangte es sollte sowohl der Städtebund als auch die Verbindung der Fürsten aufgehoben werden. Besonders weigerten sich die Städteboten, und erklärten sie hätten dazu keine Vollmacht; aber Wenzel kehrte sich nicht daran, sondern vernichtete durch einen allgemeinen Befehl an sie (2. Mai) ihren bisherigen Landfrieden und befahl ihnen (5. Mai) in den gemeinen Landfrieden zu treten. Dieser wurde einige Tage nachher publicirt und für sechs Jahre von den Fürsten in Franken, Bayern, Schwaben, den Rheinlanden, Hessen, Thüringen und Meißen angenommen, von den Städten aber trat zunächst nur Regensburg, Nürnberg, und Weißenburg bei, die andern Städteboten hatten alle keine Vollmacht; da gaben ihnen die Fürsten Frist bis acht Tage nach Pfingsten, da sollte zu Nürnberg wieder ein Tag seyn, und auf diesem sollten die Städte Antwort geben, ob sie den Landfrieden beschwören wollten oder nicht. Binnen vierzehn Tagen fügten sich nun die übrigen Städte ebenfalls, mit Ausnahme der sieben Städte am Bodensee, Constanz, Lindau, St. Gallen, Buchorn, Ravenspurg, Ueberlingen, und Isny, die sich nicht trennen ließen. Was für Plane der große Städtebund gehabt haben mag, diese scheiterten alle, und die Städte waren bei diesem Frieden am schlimmsten daran, weil der von ihnen verlangte Punkt der Amnestie für alle während des Kriegs zugefügten Beschädigungen mit Stillschweigen übergangen und dagegen ausdrücklich festgesetzt wurde, daß nur diejenigen Städte sich des neuen Landfriedens zu erfreuen haben sollten, die sich entweder mit den Fürsten schon verglichen oder zu einem Vergleich schon anheischig gemacht hätten. In Ansehung der übrigen sollte der bisherige Bund der Fürsten fortbestehen. Auch mußten wirklich die Städte den Fürsten bedeutende Summen als Schadenersatz bezahlen. Indessen war dadurch das Uebergewicht der Fürsten keineswegs hergestellt, vielmehr trat ein

sehr wohlthätiges Gleichgewicht ein, welches wenn die deutschen Städte, denen es übrigens an Muth und Thatkraft so wenig als den schweizerischen Eidgenossen gebrach, gesiegt hätten, wohl nicht der Fall gewesen seyn würde. Die schöne Mäßigung der Volksherrschaft und Einzelherrschaft, welche die eigenthümliche Schönheit des alten Reiches ausmacht, würde dadurch nicht erreicht worden seyn. Den Städten stand durch den mit aller Lebhaftigkeit nach dem Orient und von da in den Norden betriebenen Handel ein reiches Feld zu gewinnbringender Thätigkeit offen, und die Fürsten waren fast durchgehends in zu schlechter Finanzverfassung um den Krieg so wie früher wieder aufnehmen zu können. Das deutlichste Beispiel der allgemeinen Verschuldung gibt die von König Wenzel auf einem Tag zu Nürnberg (1390) durch Gesandte vorgenommene Liquidation aller Judenschulden. Es wurde, weil der römische Kaiser und König über Leib und Leben Hab und Gut der Juden völlig unumschränkte Gewalt hatte, beschlossen daß alle Judenschulden mit Kapital und Interessen (Hauptgut und Gesuch) ab seyn sollten; die Juden mußten alle Pfänder und Briefe wieder herausgeben; der König aber bekam gewisse Prozente; so mußte Herzog Friedrich von Bayern an Wenzel bezahlen 15,000 Goldgulden, eben so viel die Grafen von Oettingen, die Stadt Rotenburg 1000 Goldgulden, Schweinfurt 200, Windsheim 100, Nürnberg 4000 Goldgulden. Wer aber dem Juden 100 Gulden schuldete, zahlte dafür 30 Gulden an die Commune, um das Ganze dadurch zu decken. Auf diese Weise, in der man gar nichts Unrechtliches sah, wurde eine allgemeine Zufriedenheit erreicht, und man könnte nun sagen, Deutschlands innere Kämpfe seyen zu Ende. Es versteht sich, daß hier nur von den Städtekriegen im Großen die Rede seyn kann; Erscheinungen die einmal dagewesen sind verschwinden niemals ganz und gar, und nicht nur das ganze Mittelalter hindurch, sondern noch bis weit in die neuere Zeit herein lassen sich diese Kämpfe zweier ewig feindlichen Principe verfolgen; aber zunächst traten sie vor andern mächtigeren Ereignissen in den Hintergrund; die Zerrüttung der Kirche, die Frage wie dieser zu helfen sey, stellt sich der Betrachtung näher als die außerdem in ihren Einzelnheiten allerdings anziehenden Städtekämpfe, wie z. B. Münchens unter seiner Vierherzogschaft oder Würzburgs gegen den blutbefleckten Bischof Gerhard; aber mit dem Landfrieden von Eger kann man im Allgemeinen die Ruhe in Deutschland als hergestellt annehmen, und gehalten wurde sie so gut, als es in einem Reiche

möglich war, dessen oberster Herrscher in geringer Achtung stand und sich wenig um die Angelegenheiten außerhalb Böhmen bekümmerte. Wenn er in Böhmen selbst so wenig Ansehen besaß, daß man es wagen durfte ihn gefangen zu nehmen, so läßt sich wohl denken, daß er außerhalb dieses seines Erblandes nur sehr gering geachtet worden ist. Daß deßhalb die Sachen nicht eben schlechter gingen, als auch unter einem andern vor oder nach ihm, und daß es nicht ihm allein zu Last gelegt werden darf, was an dem Schiff des Staates versehen wurde, muß der Billigkeit gemäß auch eingeräumt werden.

Wenn man aber überhaupt die ganze westeuropäische Christenheit gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts überblickt, so sieht man darin eine Uebereinstimmung daß die Bewegungen, welche sie am Anfange desselben ergriffen hatten, ihre Kraft erschöpft haben, daß ein gewisser geordneter Zustand, der immerhin genug Leben zeigt, um keine Stagnation des Daseyns zu verrathen, eingetreten ist, der sich zu einer neuen Thätigkeit vorbereitet. Sehen wir auf die pyrenäische Halbinsel, so finden wir in Portugal das Reich Joao's I. des Stifters der unächten burgundischen Linie, der seit der Schlacht von Aljubarotta (1385) die Wahl des Volkes mit dem Schwerdte vertheidigt, und die Stimme des Volkes zu Gottesstimme erhoben hat, im Innern geordnet, nach Außen mit Entdeckungszügen zur Ehre der christlichen Völker beschäftigt; die portugiesischen Helden auf den Ufern von Afrika im Kampf mit den Mauren von Marokko. In Castilien ist die unächte Linie mit Henrique de Trastamara ebenfalls in ruhigem, gerade damals durch Ausgleichung des Streits, den das Haus Lancaster als Erbe von Don Pedro's Recht erhoben hatte, gesichertem Besitze der Krone, und erfreut sich unter Henrique II. Regierung (1390—1407) eines trefflichen, leider durch zu frühen Tod entrissenen Regenten. Ebenso kommt unter dem Aragonesen Martin (1395—1410) das getrennte Sicilien wieder an das Hauptland, obgleich nur auf kurze Zeit; und selbst das kleine Navarra unter Karl dem Edlen (1387—1425) dem Dritten und Letzten aus dem Hause Evreux beseitigt die Streitigkeiten, die seine Könige mit Frankreich hatten, durch Entsagung der übrigens wohl begründeten Ansprüche.

In Frankreich war nach den furchtbaren englisch-französischen Kriegen Eduard's gegen Philipp und Johann seit dem Frieden von Bretigny (1360) eine nothwendige und wohlthätige Ruhe eingetreten, welche von Karl V. dem Weisen (1364—1380) zu nothwendi-

gen Einrichtungen im Innern, Erstarkung des Nationalgeistes, und als sich günstige Umstände zeigten, zur Wiederaufnahme des Kriegs mit England benutzt wurde. Die Abtretung der Lehen, welche in völliges Eigen umgewandelt wurden, gab den äußern Anlaß, indem die Unzufriedenheit der Großen in Guyenne und Gascogne mit der englischen Verwaltung absichtlich genährt, und ihre Klagen, gerade als wäre der Friede von Bretigny nicht abgeschlossen worden, am Pariser Hof willkommen aufgenommen wurden. Karl nahm sich (1379) als wäre er noch Oberlehnsherr dieser Beschwerden an und lud den Prinzen von Wales vor seinen Richterstuhl, worauf dieser zwar erwiederte: er werde allerdings kommen aber an der Spitze von 60,000 Mann, allein die Zeiten der Siege des schwarzen Prinzen waren vorbei. Durch die Wassersucht bereits so geschwächt, daß er nicht mehr zu Pferde steigen konnte, war sein eigenes belebendes Beispiel für die Seinen verloren, sein Vater selbst wünschte den Frieden, und die Waffen der Engländer unterlagen überall den von dem französischen Connetable Bertrand du Guesclin angeführten Franzosen. Sah so auch Karl V. die Beendigung des Krieges nicht selbst mehr, als er (1380) zu früh für Frankreich starb, so hatte er doch in seiner Regierung sich bemüht, den gesunkenen Staat wieder zu heben, selbst durch die Anlage einer Bibliothek zu Paris für die Wissenschaften zu sorgen, dem innern Fehdewesen der Selbsthülfe Schranken zu setzen, und durch ein wichtiges Majorennitätsstatut eine zu vielen Streitigkeiten Anlaß gebende Frage zu entscheiden. Wenn nun sein Sohn Karl VI. (1380 — 1420) in einer langen als minderjähriger Fürst angetretenen Regierung Unfälle über sich, sein Haus, und sein Land hereinbrechen sah, so muß auch hier billigerweise der mächtigen Hand der Vorsehung, die allein das Unbegreifliche versteht, Raum gegeben werden, während man außerdem die ersten zwanzig Jahre seiner Regierung nicht unglücklich, ja selbst glänzend nennen kann. Sogar die schlechte Leitung der Geschäfte, welche seine Oheime Louis von Anjou, Jean von Berry, und Philipp von Burgund (seit 1361) zu verantworten hatten, schmückte ihn wenigstens mit kriegerischen Ehren, und sah den Krieg mit Flandern, der vor achtzig Jahren bei Courtray siegreich für die Städter begonnen hatte, mit ihrer Niederlage endigen. Der Graf Louis, der von seinem Geburtsorte Male genannt wurde, hatte seit seines Vaters Tod in der Schlacht bei Crecy sich eng an Frankreich angeschlossen, war der Verbindung mit Eduards Tochter Isabella, die nach dem Wunsch

der Fläminger seine Frau werden sollte, durch die Flucht (1347) entgangen, war aber dann durch Brügge begünstigt wieder nach Flandern gekommen, hatte mit Eduard (1348) Friede gemacht, und sich in den Besitz seines Landes gesetzt. Seine Tochter Margarethe hatte er (1369) mit dem jungen Herzog Philipp von Burgund verheirathet und dadurch Flandern ganz an das französische Interesse geknüpft. So lange die Nachwehen der früheren Kriege und Aufstände noch zu empfinden waren, genoß Flandern einer leidlichen Ruhe, solche kleinere Aufstände abgerechnet, die wie Blutverluste bei einem vollsaftigen Körper mehr Beweise überschwellender Gesundheit sind, und ohne welche eine Nation wie die flandrische nicht bestehen konnte. Die Regierung des Grafen war leidlich gut, nur daß er verschwenderisch lebte und durch seine Ausschweifungen einem ohnehin zu sinnlicher Lust geneigten Volk schlimmes Beispiel gab. Eine Geldforderung des Grafen gab (1379) zuerst wieder den Anlaß zum Bruch zwischen ihm und den Städten; die Genter Verbindung der Weißmützen, an deren Spitze Jan Heyns stand, hinderte einen zum Besten der Brügger und wie sie glaubten zum Nachtheil von Gent projektirten Kanalbau und störte die Ruhe so sehr, daß der Graf nachgeben, die Steuern abthun und den Kanalbau einstellen lassen wollte, wenn die Verbindung der Weißmützen abgestellt würde. Allein das geschah nicht, es kam in Gent selbst zwischen den gräflich Gesinnten und den Weißmützen zur Schlacht, diese siegten (5. Sept.), nöthigten nun unter andern Städten auch die Brügger sich an sie anzuschließen, und erzwangen vom Grafen (3. Dec.) einen vortheilhaften Frieden. Nun aber verlangte der Graf wiederholt die Auflösung des Weißmützenbundes, und so brach (1380 Febr.) der Krieg abermals aus, und die Gewaltthätigkeiten des Grafen und des Adels reizten die Häupter der Volkspartei zum festen Widerstande, während sich der Adel von Flandern und von Hennegau unter die Fahnen des Grafen reihte. Die Verhältnisse hatten sich insofern geändert, als nun Gent, wo bedeutende Tuchfabriken waren, der eigentliche Heerd der popolaren Bewegung war, Brügge aber jetzt sich für den Grafen oder vielmehr für Erhaltung der Ruhe bestimmte, weil hier der eigentliche Großhandel mit seinem geordneten ruhigen Verkehr Platz genommen hatte, obschon die immer noch ansehnliche Partei des Volks gemeine Sache mit den Gentern machte. Hinrichtungen in Masse wie in Brügge 500, in Ypern 300, konnten das Zutrauen des Volks zum Grafen nicht fördern, Gent das eine Anzahl

von 80,000 Streitern zwischen dem 15ten und 60sten Jahre stellen konnte, durfte auch dem Grafen sich kecklich widersetzen, dennoch war die Stadt Gent allein, von Brügge und Ypern verlassen, von dem Grafen und dem Adel bedrängt, ohne einen klugen und tüchtigen Anführer in großer Noth und schien durch Hunger schon hart bedrängt zu seyn, als durch einen bisherigen Anführer der Weißmützen Pieter van den Bosche der jüngere Artevelde, Philipp, der bisher ruhig in Gent lebte, bewogen wurde, an die Spitze des Volks zu treten, das ihm (1382 Jan. 24.) als Haupt der Stadt Treue schwur.

Philipp Artevelde suchte eine völlige Volksherrschaft einzuführen, in welcher jeder Waffenfähige gleiches Recht erhielt zu stimmen und zu reden; über die Verwaltung des öffentlichen Vermögens sollte alle Monate Rechenschaft abgelegt wrrden; sich selbst setzte er einen Rath von vier-Hauptleuten zur Seite; und ein stehendes Corps von sogenannten Reisläufern oder Reysern unter Franz Ackermann sollte den Krieg durch Plünderungen und Beutemachen fortführen. Das Letzte war höchst notbwendig, denn die Noth der belagerten Stadt stieg immer höher. Der Friede wurde hauptsächlich durch die Herzogin von Brabant, den Grafen Albrecht von Hennegau-Holland und den Bischof Arnold von Lüttich unablässig betrieben, und in Tournay (12. April) baten Artevelde und eilf Abgeordnete demüthig um Gnade, willigten in alle Forderungen des Grafen, nur sollte er nicht willkürlich hinrichten lassen dürfen. Louis aber verlangte schlechterdings Unterwerfung auf Gnade- und Ungnade. Artevelde trug seine Forderung den Gentern vor: es bleibe ihnen nur übrig sich dem Grafen zu ergeben, oder betend in den Kirchen den Hungertod zu erwarten, oder endlich mit den Waffen in der Hand den Grafen in Brügge selbst zu überfallen: er wolle in jedem Fall an ihrer Spitze seyn. Das Volk ließ ihm die Wahl. Er wählte das Schwerdt.

Mit fünftausend der kräftigsten Genter, zweihundert Bombarden, Feldschlangen, und Doppelhacken, und ihrem letzten Mundvorrath, fünf Wagen mit Brod, zwei mit Wein, zogen Artevelde und die Seinen (2. Mai) gen Brügge und lagerten sich des andern Tages nahe bei der Stadt am Beverhout, wo sie auf der einen Seite durch einen Sumpf, auf der andern durch eine Wagenburg gedeckt waren, und sich mit Gebet und Beichte, die ihnen die mitziehenden Minoriten hörten, zur Schlacht vorbereiteten. Der Morgen ver-

strich, indem die Brüggelingen einen Flurzug hielten, und der Kriegsrath des Grafen gegen einen Angriff auf die wohlpostirten und verzweifelten Genter war; gegen Abend aber führte Louis sein bei weitem überlegenes Heer aus der Stadt, theils Zünfte, theils Adel. Da richtete aber das Feuergeschoß der Genter gleich eine gewaltige Verwirrung unter den Gräflichen an, eine geschickte Wendung brachte ihren Gegnern die Strahlen der eben untergehenden Sonne in das Gesicht, und nun vollendete ein wüthender Anlauf sogleich den Sieg. In wilder Flucht enteilten die Feinde, der Graf selbst entkam mit vierzig Reitern in die Stadt, an eine Behauptung des Thors und der Stadt war nicht zu denken, die Zünfte der Weber, Walker, und Schmiede schlossen sich an die Sieger an, der Graf irrte bis Mitternacht im Mantel seines Knappen in den Straßen herum und entging endlich im Obdach einer armen Frau den von Artevelde nach ihm ausgeschickten Verfolgern, bis er am nächsten Morgen weiter aus der Stadt und von da nach Lille entkam. Dagegen wurde nun an den Zünften der Mäkler, Fleischer, Fischer, und Kürschner, die besonders gräflich gesinnt gewesen waren, Rache genommen, und in der Mordnacht von Brügge etwa 3000 erschlagen; nur die fremden Kaufleute wurden auf Arteveldes ausdrücklichen Befehl geschont. Brügge wurde übrigens von den Gentern wie eine eroberte Stadt behandelt, und fast ganz Flandern, mit Ausnahme von Dendermonde und Oudenaarde, unterwarfen sich der Stadt Gent und ihrem Hauptmann Artevelde. Dieser legte sich alle äußerliche Ehren des Grafen nebst dem Titel eines Regenten von Flandern bei.

Graf Louis fand bei seinem Schwiegersohn sogleich Beistand; der Krieg wurde wie er auch war als ein Krieg im Interesse des Adels und der Fürsten gegen die Städte betrachtet. Demüthige Briefe der Fläminger, worin sie den jungen König um Vermittlung zwischen ihnen und ihrem Grafen baten, wurden verhöhnt und die Ueberbringer in Haft genommen, doch als man hörte, Artevelde unterhandle auch mit England, wieder frei gelassen und ein Schreiben an Artevelde abgeschickt (16. Oct.). Dieser, der sich nicht als Regenten von Flandern angeredet fand, trat nun seinerseits mit Trotz und Uebermuth auf und verlangte vor allen Dingen die Uebergabe von Oudenaarde und Dendermonde. Das reizte den König Karl die Rüstungen zu beschleunigen und gegen Ende October zogen schon von allen Seiten Ritter und Herren mit reisigem Zeug nach Artois, wohin auch die Oriflamme geführt wurde. Der Angriff ging von

Arras aus über Lille gegen Comines. Hierhin hatte Artevelde den Pieter van den Bosche mit 9000 Mann gelegt. Der Uebergang wurde erzwungen, Pieter selbst gleich anfangs verwundet, und die Fläminger gänzlich geschlagen. Nun drangen die Franzosen rasch vor, in Ypern kam es zwischen der gräflichen und der popolaren Partei zum Kampfe, die erstere siegte und ergab sich dem König, mußte aber 40,000 Livr. Kriegskosten zahlen, alle andern südlichen Städte Flanderns ergaben sich, lieferten Arteveldes Amtleute den Franzosen aus, die sie in Brügge enthaupten ließen, und erkauften sich dadurch doch nur Freiheit und Verschonung mit Feuersbrunst. Ihre Habe wurde geplündert und in Ypern verkauft. Nun rückten sie weiter vor gegen Roosbeke, dem mit ohngefähr 40,000 Mann aus Gent und den andern nordflandrischen Städten heranziehenden Artevelde entgegen. Auch er lagerte sich bei Roosbeke am 26. November.

Mit Tagesanbruch rückte Artevelde aus und stellte sich in Schlachtordnung; ein Gleiches thaten die Franzosen. Ein starker und dichter Nebel stieg auf, der lang anhielt, daß man kaum hundert Schritte vor sich sehen konnte. Als der König die Messe gehört, ging Olivier Clisson, Connetable, mit zwei andern Herren den Feind zu rekognosciren; sie fanden daß die Fläminger, da sie bis acht Uhr nichts von den Franzosen gehört hatten, anstatt den Angriff in ihrem festen Lager zu erwarten, auf den Montd'or, der näher an den Franzosen war, vorgerückt waren. Das verlor den Flämingern die Schlacht. Denn als Clisson heim kam, verneigte er sich gegen den König und indem er seinen Biberhut abnahm, sprach er: Sire, freut Euch, diese Leute sind unser: unsere Knechte würden mit ihnen fertig werden. Nun wurde die Oriflamme, die heilige Fahne, entfaltet, weil die Fläminger als Urbanisten von den Franzosen, die dem avignonensischen Clemens anhingen, für Häretiker gehalten wurden. Da fiel mit einemmal auch der Nebel, und der helle Tag zeigte die beiden Heere. Mit wüthendem Angriff eng an einander geschlossen kamen die Fläminger heran, in einander so verschlungen, daß man ihre Reihen nicht durchbrechen konnte und das Mitteltreffen der Franzosen auch schon zu weichen anfing; da fiel aber von beiden Seiten der rechte und linke Flügel über die Feinde her, und gerade diese enge Stellung, die Artevelde angegeben hatte, war sein und seiner Leute Verderben. So eingeschlossen waren sie unfähig sich zu rühren, sie wurden erschlagen, ohne sich wehren zu können, viele wie Artevelde

selbst erstickten im Gedränge, und in einer halben Stunde war die Hälfte des flandrischen Heers und darüber erschlagen, der Rest in unaufgehaltener Flucht. So wurde am Donnerstag (27. Nov.) zwischen Roosbeke und Courtray die Freiheit der städtischen Bünde niedergeschlagen, und der Adel gerettet. Artevelde's Leichnam wurde wundenlos gefunden und an einen Baum gehängt. Der Verlust der Franzosen war gering. Die nächste Folge war die Plünderung und Einäscherung Courtray's, um für die Sporenschlacht Rache zu nehmen, die 500 Sporen, die in der Kirche Unserer Lieben Frau zu Courtray bewahrt wurden, mußten herausgegeben werden: Brügge kaufte die Plünderung ab, in Gent aber führte Franz Ackermann den Krieg nicht unglücklich fort, benützte die kirchliche Spaltung, um ein englisches Heer als ein Kreuzheer, das gegen die Anhänger des Clemens VII. zu Felde zog, für sich zu gebrauchen, so daß die völlige Herstellung der Ruhe erst nach des Grafen Louis Tod (1384 Jan. 9.) seinem Erben und Schwiegersohn Philipp von Burgund vorbehalten blieb. Die weitere Nachwirkung dieses großen Sieges war daß Paris, welches sich gegen die harten Steuern empört und in Zünften vereinigt hatte, dem zurückkehrenden König (1383 Jan.) sich demüthig ergab und alle frühere Einrichtungen mit harter Strafe derjenigen, die man für die Häupter der Volksbewegung hielt, wieder eingeführt wurden. In der Schlacht bei Roosbeke war die Gährung des französischen Bürgerstandes erstickt worden.

Auf diesen von dem König Karl nun fortgesetzten Zügen geschah es, daß der bayrische Herzog Friedrich dem König ebenfalls zu Hülfe zog und dadurch die Aufmerksamkeit der königlichen Verwandten, um für den jungen Prinzen eine Gemahlin zu suchen, auf das Haus Wittelsbach gelenkt wurden, wie schon sein Vater auf dem Sterbebette verordnet haben soll. Die Herzogin Johanna von Brabant brachte dazu die junge Elisabeth (Isabelle, Isabeau) Tochter Herzog Stephan's II. von Bayern Ingolstadt zum Vorschlag, die auch von ihrem Oheim Friedrich, dem die Leitung dieser Sache übertragen worden war, unter dem Vorwand einer Wallfahrt nach Amiens begleitet und hier (14. Juli 1385) dem König vorgestellt wurde, der sie gleich liebgewann, und sie am folgenden Montag (17. Jul.) heirathete. Dieß ist die in der romantischen Darstellung eines neuern Dichters so verrufene Wölfin, wuthschnaubende Megäre, damals eine kaum fünfzehnjährige Jungfrau, Gemahlin eines siebzehnjährigen Königes, der obgleich ihm schon seit drei Jahren die Volljährigkeit ge-

bührte, doch immer noch unter der Leitung Philipp's von Burgund und Jean's von Berry stand.

Als er endlich (1388) erklärte die Regierung selbst zu übernehmen und seinen Oheimen für die bisherige Mühwaltung dankte, waren sie zwar nicht sehr darüber erfreut und gaben ihre Unzufriedenheit deutlich zu erkennen. Doch schien Alles seinen guten Weg zu gehen, bis die Händel des Connetable mit dem Herzog von Bretagne eine traurige Katastrophe herbeiführten. Nachdem Karl von Blois erschlagen worden war (1364) hatte sich König Karl der Weise von selbst veranlaßt gefunden, die Ansprüche Johann's von Montfort anzuerkennen und dieser für die französisch-englischen Kriege wichtige Punkt war beseitigt worden. Karl von Blois hatte bei seinen Anhängern in einer solchen Achtung gestanden, daß sogar an seine Heiligsprechung gedacht wurde; Olivier Clisson, der Connetable Frankreichs, ein edler Bretagner, nahm daher keinen Anstand, seinen noch in englischer Gefangenschaft befindlichen Sohn (1387) loszukaufen und zu seinem Schwiegersohn zu machen. Hierin sah der Herzog offenbare Feindschaft, nahm den Clisson auf einem Landtag zu Vannes gefangen und entließ ihn nur gegen hohes Lösegeld und Herausgabe seiner Schlösser. Clisson hatte das zwar zuerst eingegangen, betrachtete sich aber als schwer beleidigt, und brachte es dahin, daß der Herzog alles herausgeben mußte und sogar vor das Gericht der Pairs geladen wurde. Von nun an war zwischen Clisson und dem Herzog tödtliche Feindschaft, indem dieser sich der Herausgabe der Schlösser weigerte und mit Clisson daher in förmlicher Fehde lebte. Der König erneuerte (1391) den Spruch und befahl daß beide Theile die Waffen niederlegen sollten. Da geschah es daß Pierre Craon, ein Edelmann des Herzogs Louis von Orleans, des Bruders des Königs, aus der Gunst des Herzogs fiel und sogar vom Hofe verwiesen wurde, ohne Jemand anders als Olivier Clisson für den geheimen Urheber dieser Verfolgung halten zu können. Er beschloß daher sich zu rächen und überfiel den Connetable, wie er Nachts (1392 Juni 13.) vom König heimkehrte, brachte ihm viele Wunden bei, und ließ ihn für todt liegen. Clisson aber erholte sich und erhub Klage gegen seinen Mörder, den er erkannt hatte und der sich zum Herzog von der Bretagne flüchtete. Dem Craon wurde der Proceß als Hochverräther gemacht, und dem Herzog befohlen ihn auszuliefern. Da der Herzog läugnete daß er bei ihm sey, beschloß der schon längst nach einem Krieg begierige König, ihn mit einem Heer zur Auszu-

lieferung zu zwingen. An alle Vasallen und Herren erging das Aufgebot und bei Mans an der Grenze der Bretagne sammelte sich mit Ende Juli das Heer.

Da schien der König schon am 1. August seiner Umgebung in Augenblicken wie seiner nicht recht mächtig, doch achtete man das nicht. Als er aber am 5. Aug. an der Spitze des Heers ganz bewaffnet in heißem Sonnenschein durch einen sandigen Föhrenwald vorwärtsritt, träumerisch in sich versunken, rannte ein zerlumpter und ohne Zweifel wahnsinniger Mensch mit Geschrei auf ihn zu: König, wo willst du hin? man verräth dich, man überliefert dich deinen Feinden! Zugleich gerieth die Lanze eines nebenher reitenden Ritters an den am Pferdehals hängenden Helm, das Klirren der Waffen, der Glanz des Erzes, das Alles traf den König mit solcher Gewalt, daß er sofort das Schwerdt zog, den nächsten Ritter niederstieß, dann noch die nächsten zu Boden warf und nun auf Alles losschlug. Glücklicherweise brach sein Schwerdt, und so wurde man seiner Herr und brachte ihn nach Mans, wo er in Folge des Anfalls so erschöpft niederlag, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Doch kam er nach ein paar Tagen wieder zu sich, blieb aber nun wieder in der Gewalt seiner Oheime, die den Zug gegen die Bretagne, der ihnen schon vorher nicht genehm gewesen war, sogleich einstellten, die bisherigen Rathgeber und Minister des Königs entfernten, und dem Clisson, der sich an den Hof zu kommen weigerte, seine Connetablestelle nahmen. Rückfälle, die schon bald (1393 Jan.) eintraten, führten nun die bedauerliche Lage herbei, daß der König bald selbst regierte, bald durch andere, und daß hauptsächlich seine Oheime alle Gewalt an sich rißen. Indessen waren die inneren Zustände Frankreichs doch ruhig genug, die meiste Bewegung machte dem Hofe die kirchliche Angelegenheit, als nämlich (1394) nach Clemens VII. Peter de Luna als Benedikt XIII. gewählt wurde und die Pariser Universität den Weg der Cession als den einzig gütlichen und zum Ziele führenden vorschlug. In diesen Unterhandlungen kam Karl auch (1398) deshalb zu Rheims mit Wenzel zusammen, der aber nichts im Interesse der Deutschen ausrichtete. Man verfuhr gegen den Papst Benedikt so hart, daß man ihn sogar in seinem Palaste belagerte, bis die Unschicklichkeit dieses Akts (1399) bewog die Truppen wieder zurückzuziehen. Auswärtige Kriege aber hatte Frankreich gar nicht, mit England war ein Waffenstillstand geschlossen und immer wieder verlängert worden, ja Richard II. vermählte sich sogar

(1396) mit Karl's Tochter Isabelle, und in einer Zusammenkunft bei Calais, wo beide Könige alle Pracht entfalteten, wurde der Stillstand in einen Frieden von 28 Jahren verwandelt.

Bei dieser innern Ruhe konnte man an äußere Kämpfe denken. Hiezu gab die Türkengefahr Anlaß. Als König Siegmund endlich (1387) zu Stuhlweißenburg die ungarische Krone erhalten, und den Mord seiner Schwiegermutter Elisabeth und die Gefangenschaft seiner Gemahlin Maria an der Partei Horwathi blutig gerächt hatte, bedrohte, nachdem Sultan Murad (1389) auf dem Amselfelde gefallen war, sein Sohn Bajazet, der Blitz, geradezu das ungarische Reich. Siegmund sandte daher (1395) Boten nach Frankreich, wie an andere Länder, um gegen die der gesammten Christenheit drohende Gefahr zum Beistand aufzufordern. Besonders zog aus Frankreich und Burgund ihm eine stattliche Hülfe zu, an deren Spitze Graf Johann von Nevers, Philipp's von Burgund ältester Sohn, stand. Auch rheinische und alemannische Ritter, steyrische, böhmische, polnische Herren, auch Ordensbrüder von St. Johann und vom deutschen Hause zogen ihm zu. Bei Nicopolis sammelte sich das Heer; diese Stadt sollte erstürmt werden. Dagegen zog Bajazet von Adrianopel mit einem gewaltigen Heere heran. Im christlichen Lager herrschte der wildeste Uebermuth, besonders traten die Franzosen mit ungeheurer Zuversicht auf, sie ermordeten die auf Treu und Glauben übernommenen türkischen Gefangenen, und, obschon der Kampfesweise gegen die Orientalen unkundig, bestanden darauf, daß ihnen der Vorkampf übergeben würde. So kam es (1396 Sept. 28.) zur Schlacht. Auch warf der ungestüme Anlauf der französischen Ritterschaft die erste von Bajazet ihnen entgegengestellte Linie ganz über den Haufen, allein nun ihr Glück verfolgend, erwarteten sie nicht bis das im zweiten Treffen postirte ungarische Fußvolk nachkam, stiegen um leichter über eine vor ihnen liegende Anhöhe zu kommen von den Pferden, und sahen sich nun mit einmal dem eigentlichen Kern des türkischen Heers blosgestellt. Ihre Niederlage war vollständig, Johann von Nevers und mehrere Edle wurden gefangen. Unter den Ungarn riß Verwirrung und Verrath ein, nur die Mitte wo Siegmund befehligte und Nikolaus Gara und Graf Hermann von Cilly hielt einige Zeitlang Stand; dann entfloh Alles; Siegmund selbst mit Graf Hermann von Cilly und dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg eilte an die Donau, wo sie die Schiffe bestiegen um durch das schwarze Meer sich zu retten. An 20,000 Christen sollen geblie-

den seyn, aber an 60,000 Türken. Zur Rache ließ Bajazet am Tag nach der Schlacht alle Gefangenen über 16 Jahre umbringen; nur Johann von Nevers und vierundzwanzig der vornehmsten Ritter erhielten Gnade und kamen durch Lösegeld (1397) wieder in Freiheit. Ingilram von Coucy starb noch in der Haft. Durch die Gewaltthat dieses Grafen Johann, der (1404) seinem Vater Philipp als Herzog von Burgund folgte, wurde das bisher immer noch leidlich ruhige französische Reich aufs neue in die Verwirrungen bürgerlicher Kriege gestürzt. Er war es, der den Herzog Louis von Orleans, der sich ebenfalls zur Theilnahme an der Regentschaft in den kranken Momenten des Königs befugt glaubte und deßhalb schon mit Philipp in Zwist gelegen hatte, den der Haß ihrer Frauen Valentina Visconti Herzogin von Orleans und Margaretha von Flandern Herzogin von Burgund noch anfachte, endlich durch schändlichen Meuchelmord (1407 Nov. 23.) umbringen ließ. Bis dorthin hatte Frankreich eine leidliche Ruhe genossen.

Von den Unruhen der Städte und Adelskämpfe hatte **England** durch seine glückliche Verfassung gesichert am wenigsten empfunden. Unter der Regierung Richard's II., des Sohns des schwarzen Prinzen, der seinem Großvater Eduard III. (1377 Juni 21.) gefolgt war, brach jedoch ein Aufstand des gemeinen Volkes aus, der etwa in seiner Bedeutung mit der Jacquerie verglichen werden kann, in seinem Entstehen mit der sicilianischen Vesper. Das Parlament hatte (1381) eine Kopfsteuer von 12 Sous auf Jeden über 15 Jahren gelegt, die mit großer Strenge erhoben wurde. Ein Schmied in der Grafschaft Kent behauptete, seine Tochter wäre unter dem festgesetzten Alter, und wie der Einsammler mit Frechheit sich durch unanständige Betastung selbst überzeugen wollte, schlug ihn der Vater auf der Stelle mit seinem Hammer todt. Sofort brach der Aufstand in Kent und Essex, wo die Unzufriedenheit mit der Regierung, die sie nicht vor den Küstenräubereien der Franzosen schützte, mit den Richtern und allen Gerichtsbeamten wegen ihrer Erpressungen, und mit den Edelleuten, die ihre Rechte mißbrauchten, schon längst in voller Gährung war, in volle Flammen aus. Die Unzufriedenen, ein Priester Jack Straw und ein Dachdecker **Wat Tyler** an der Spitze, zogen gegen London, drangen über Southwark herüber in die Stadt, und übten hier jede Gewaltthat, die sich von einer solchen Volksmasse erwarten ließ; besonders traf ihre Wuth den Oheim des Königs, den Herzog John von Lancaster, dem die harte Besteuerung hauptsächlich zuge-

schrieben wurde, dessen Palast sie verbrannten. Doch plünderten sie nicht regellos, warfen vielmehr einen von ihrer Schaar, der Silbergeräth entwenden wollte, ins Feuer, und vertheilten die gemachte Beute regelmäßig. London sah völlig aus wie eine eroberte Stadt; alles was groß oder ausgezeichnet war sollte vernichtet werden; der Wissenschaft, dem Verdienste, und dem Reichthum drohte das gleiche Schicksal, und die Flamänder, die meistens Steuereinnehmer waren und die man an der falschen Aussprache der Wörter cheese and bread erkannte, wurden ohne weiters ermordet. Im ersten Schrecken bemächtigten sie sich sogar des Towers, wo sie den Erzbischof von Canterbury und den Lordschatzmeister fanden, die sie gleich enthaupten ließen. Richard mit seinem Rath befand sich in der äußersten Verlegenheit; zwar beschloß man ihnen eine Charte mit Bestätigung der Rechte des Volks und eine allgemeine Amnestie für alle begangenen Greuel anzubieten, allein die Schwierigkeit bestand in der Unterhandlung mit Leuten, die selbst nicht wußten was sie wollten. Richard begab sich endlich selbst nach Smithfield, wo er mit Wat Tyler zusammenkam und dessen abgeschmackte Forderungen anhörte, daß z. B. alle alten Gesetze abgeschafft und nach gewissen albernen Ideen, die er sich gemacht hatte, die neue Verwaltung eingerichtet werden sollte. Dabei spielte der Dachdecker mit seinem Dolche, als wolle er dem jungen König drohen; dieß entrüstete den Lordmajor Walworth von London so sehr, daß er dem Tyler das Schwerdt in den Hals stieß und ihn damit todt vom Pferde streckte. Bei diesem Anblick erhuben Wat Tyler's Anhänger ein furchtbares Rachegeschrei, spannten ihre Armbrüste und Bogen, und schickten sich an auf den König zu schießen. Richard zeigte aber in diesem Augenblick eine Geistesgegenwart und Entschlossenheit, die man von dem fünfzehnjährigen Jüngling nicht erwartete. Er ritt sogleich auf die Rebellen zu und sagte mit festem, entschlossenem Ton zu ihnen: Wie, meine Freunde, ihr wollt euren König tödten? Tyler war ein Verräther; ich will Euch hinfort anführen. Folgt mir! Und nun, wie er langsam vor ihnen her ritt, folgten sie ihm auch wirklich in der Meinung, es sey sein Ernst, bis sie auf den St. Georgplatz kamen. Hier sahen sie eine Schaar von 1000 bewaffneten Bürgern zufällig gegen sich herankommen, glaubten sich von der Bürgerschaft umzingelt, warfen von panischem Schrecken ergriffen alle die Waffen nieder, nnd baten um Gnade. So war der Aufstand plötzlich gestillt, und grausame Untersuchungen, die gerichtlich angestellt wurden, stellten in den Provinzen die Ruhe völlig wieder her.

Bedeutender aber als dieser Aufstand der Armen gegen die Reichen waren die schon in den letzten Jahren Eduard's gepredigten und unter der Vormundschaft des Herzogs John von diesem begünstigten Lehren des Oxforder Professor John Wycliffe, die den Aufstand Wat Tyler's zwar nicht veranlaßt aber doch genährt hatten. Wycliffe hatte sich (1360) zuerst durch einen Streit mit den Bettelmönchen bekannt gemacht, indem er behauptete, von erbetenem Almosen zu leben sey dem Evangelium zuwieder, war später (1365) des Rektorats der Canterburyhalle zu Oxford durch päpstlichen Spruch entsetzt worden, fuhr jedoch fort Vorlesungen in Oxford zu halten und obgleich damals schon Rektor (Pfarrer) einer Kirche in der Diöcese von Lincoln, legte er doch in seinem Leben die größte Einfachheit an den Tag. Seine Angriffe gingen von den Bettelmönchen auf die gesammte Geistlichkeit über; er behauptete, jeder Geistliche sey verpflichtet dem Erlöser sowohl an Armuth wie an Tugend nachzustreben, begüterte Geistliche aber seyen als Heuchler und Antichristen, als Verräther an ihrem Gott anzusehen und verwirken den Genuß ihrer Pfründen, welche ihnen wegzunehmen so wie den Zehnten vorzuenthalten Pflicht sey. Diese Lehren zu verbreiten, sammelte er Anhänger, die er arme Priester nannte, eben so kleidete wie sich, sie geloben ließ nie eine Pfründe anzunehmen und sich dem Berufe wandernder Priester zu weihen. Diese Angriffe auf die Geistlichkeit riefen diese zur Gegenwehr auf, und im letzten Jahre Eduard's (1377) ward Wycliffe vorgeladen, sich vor dem Primas und dem Bischof von London bei St. Paul zu verantworten. Er gehorchte, erschien aber in Begleitung des Herzogs von Lancaster und des Lord Marschall Percy, um seine Gegner dadurch einzuschüchtern. Da ihm der Herzog wollte eben so gut einen Stuhl geben lassen als seinen Richtern, erhub sich ein heftiger Zank, der dem Herzog selbst lebensgefährlich zu werden drohte. Wycliffe mußte sich entschuldigen und wurde bedeutet, sich in Zukunft der Reden über diese Punkte zu enthalten. Er hatte seitdem das Rektorat (Pfarrei) von Lutterworth erhalten, und ging nun, nachdem er mit Ende des Jahrs 1377 seine Meinung noch einmal hatte öffentlich erläutern müssen und die Genugthuung erhalten hatte, daß seine Lehre für orthodox angenommen worden und er nur gewarnt worden war, nicht Unwissende durch unklare Sprache zu verwirren, in seinen Angriffen auf die Lehren der Kirche selbst über, erwirkte aber nichts als einen königlichen Befehl, wodurch er (1382 Juli 13.) des Lehramts entsetzt und seine Werke mit Beschlag

belegt wurden. Wycliffe gab jedoch eine Bittschrift beim Parlament ein, worin er bat, den Irrthum derer, welche die Lehren der wandernden Prediger verdammt hätten, zu berichtigen, Christi eigene Lehre hinsichtlich des Abendmahls in allen Kirchen öffentlich zu lehren, den Ordensgeistlichen volle Freiheit zum Uebertritt in den weltgeistlichen Stand zu geben, die Zehnten nur dazu zu verwenden, wozu sie das Gesetz Gottes und die Kirche bestimmt habe, und dem Volke keine Steuern mehr aufzulegen, sondern die Staatsbedürfnisse durch die Einkünfte strafwürdiger Geistlichen und durch das überflüssige Vermögen der Kirche, das eigentlich den Armen gehöre, zu bestreiten. Auch wurde in der That der Parlamentsbeschluß, welcher die Verhaftung der wandernden Prediger angeordnet hatte, zurückgenommen, aber bei der Amtsentsetzung als Professor zu Oxford verblieb es, und Wycliffe starb ruhig zu Lutterworth (1384 Dec. 30.). Seine Lehre, die in ihren Hauptzügen aus dieser Bittschrift am besten erhellt, wurde durch seinen unbefleckten Wandel empfohlen, und um den neuen, überall mit großer Begierde vernommenen, Ansichten noch mehr Unterstützung zu geben, verwies er auf das Lesen der Bibel, die er selbst übersetzte, durch Abschreiber vervielfältigen ließ und sie den armen Leuten in die Hände gab. Der Contrast der Einfachheit der ursprünglichen Kirche, auf die er zurückwies, mit dem übermässigen Prunk der Geistlichkeit war schlagend genug um Allen in die Augen zu fallen, und wurden Wycliffe's Anhänger, die Lollharden, auch verfolgt und unterdrückt, so wirkte doch das einmal ausgestreute Samenkorn wuchernd fort und gab zu den nächsten großen Bewegungen, welche die ganze erste Hälfte des folgenden Jahrhunderts ausfüllten, den Anstoß.

Sieht man endlich nach Italien, so findet sich auch hier eine gewisse Tendenz zu bestimmteren Formen, die aus den rohen Kämpfen des zu Ende gehenden Jahrhunderts sich entwickelte. Die Familie Visconti besaß Mailand als ein Vicariat des Reichs. Da warf sich aber Giovan Galeazzo Conte di Virtu, der zur ersten Gemahlin eine Tochter Johann's von Frankreich gehabt hatte, zum alleinigen Herrn der ganzen Lombardei auf, ließ seinen Oheim Bernabo (1385) hinrichten, verdrängte dessen Söhne, verband sich mit Frankreich, indem (1387) seine Tochter Isabella (Valentina) den Herzog Louis von Orleans heirathete, sicherte sich die Gunst der Päpste, indem er (1386) den Grundstein zu den Dom von Mailand legte, und trachtete endlich auch nach einem höheren, ihn den großen

Fürsten gleichstellenden Titel. Dieses erreichte er, indem er von König Wenzel (1395) für die Summe von 100,000 Goldgulden die herzogliche Würde bekam. Mailand wurde nun als Herzogthum in die Reihe der übrigen Lande des römischen Reichs eingereiht, statt daß es ehemals der Hauptheil des Königreichs Italien gewesen war. Faktisch war es schon getrennt, und die alten Rechte des Reichs über dasselbe geltend zu machen, was nicht einmal den Hohenstaufen gelungen war, würde, nachdem es seit ohngefähr hundert Jahren im Besitz der Visconti, der Söhne der Viper, war, nicht mehr möglich gewesen seyn. Wenzel handelte daher sogar klug, indem er einen Verband forterhielt der, wenn er sich geweigert hätte auf Giovan Galeazzos Verlangen einzugehen, wohl ganz aufgelöst worden wäre. Aber die Ehre des Reichs war allerdings geschmälert. Der Stolz der alten fürstlichen Familien betrachtete diese Visconti als ein Geschlecht von Emporkömmlingen, und obgleich sie recht gerne mit der reichen Mitgift der Töchter dieses Hauses der eigenen Bedürftigkeit unter die Arme griffen, so galt in der allgemeinen Meinung diese Verbindung doch als eine unebenbürtige. Noch wichtiger aber war der staatsrechtliche Grund zur Beschwerde von Seite der deutschen Reichsfürsten, daß Wenzel diesen wichtigen Schritt ohne ihre Zuziehung und Beistimmung gethan hatte, während es seit hundert Jahren üblich geworden war, alle im Interesse des Reichs geschehene Handlungen entweder nach vorausgegangener Berathung vorzunehmen, oder sie durch kurfürstliche Willebriefe nachträglich bestätigen zu lassen. Dieser Eingriff in die Rechte des Reichs, das auch in der That dadurch gemindert nicht gemehrt worden war, gab den erheblichsten Punkt zur Beschwerde über Wenzel's Regierung. Der neue Herzog aber dehnte seine Herrschaft nach dem Osten und Süden hin aus, und bedrohte namentlich die in sich ganz zerfallenen und der Monarchie entgegenreifenden Republiken von Toskana. Gegen die Versuche, welche von Wenzel's Nachfolger gemacht wurden, behauptete sich Galeazzo mit Glück und hinterließ (1402) seiner Familie ein wohlbegründetes Herzogthum.

Die Republik **Venedig** dagegen ging dem Bestreben der Visconti zur Seite, indem auch sie seit dem Dogen Francesco Dandolo (1329—1339) die in Italien vorhandenen Gährungen zur Erwerbung eines größeren Landgebietes benutzte. Die Herren della Scala mußten (1339) die ganze Mark von Treviso abtreten, Bürgerrecht in Venedig nehmen, und der Republik Treue schwören. Dabei dauerte

aber der Seekrieg mit Genua fort und begann auch der Kampf gegen die Osmanen, die ihrerseits mit den Genuesern, wie die Venetianer mit den byzantinischen Kaisern und den Mamlucken verbündet waren. Während Siege und Niederlagen das Kriegsglück in ziemlich gleicher Schwebe hielten, kam auch im Innern, als gerade (1355) ein ruhiger Zeitpunkt eingetreten war, ein Versuch vor, die Aristokratie zu stürzen, an dessen Spitze der Doge Marino Faliero selbst stand. Er büßte den Versuch mit dem Leben und die Zehner wurden durch eine Giunta von zwanzig Nobili erweitert. Kämpfe mit Ludwig von Ungarn, dem (1358) Dalmatien abgetreten worden war, Wiederunterwerfung Cretas (1364) und Triests (1369) wodurch die Republik mit Oesterreich in Berührung kam, endlich (1373) die Demüthigung des Herrn von Padua, Francesco di Carrara, gingen dem eigentlichen Hauptkrieg mit Genua voraus, der über die Entthronung des griechischen Kaisers Johannes, über die Streitigkeiten des Königs Petrino von Cypern mit Genua, und die Wegnahme von Tenedos durch die Venetianer ausbrach. Ludwig von Ungarn, Franzesco Carrara, der Patriarch von Aquileja, waren auf Genuas Seite, Venedig wurde durch Barnabo Visconti, Peter IV. von Aragon, und Petrino von Cypern unterstützt. Nachdem (1379) die venetianische Flotte bei Pola durch die Genueser unter Luciano Doria geschlagen und bis auf sieben Schiffe genommen war, mit denen sich Vettor Pisani nach Venedig rettete, ging die feindliche Flotte unter Pietro Doria auf Venedig selbst los, erschien vor Chioggia (6. Aug.), eroberte es (16. Aug.) und brachte die zugleich von Ungarn und Paduanern angegriffene Republik in die äußerste Gefahr, in der sie sich aber mit echtem Heldenmuth zeigte. Pisani, der ins Gefängniß geworfen worden war, erhielt den Oberbefehl wieder, Nobili und reiche Bürger trugen um die Wette Geldsummen bei, wofür dreißig Popolaren die Nobilität erhielten, die Flotte unter dem Befehl des Dogen Andrea Contarini kämpfte vom 23. Dec. an Tag für Tag mit den Genuesern, der bisher vor Neapel, Ligurien, und im Archipel kreuzende Carlo Zeno kam (1380 Jan. 1.) zurück, Pietro Doria selbst wurde getödtet (22. Jan.) und nach vergeblich versuchtem Ersatz die auf Chioggia eingeschlossenen Genueser durch Hunger (21. Juni) genöthigt sich zu ergeben. Indessen war nur die Stadt befreit, der Krieg selbst dauerte noch fort und die ungeheuren Anstrengungen der Republik hatten ihre Kräfte erschöpft. Ein Congreß (1381 April) zerschlug sich wegen unmäßiger Forderungen der Gegner, Venedig

schaffte sich dagegen durch Abtretung Trevisos (Mai 2.) den Herzog Leopold von Oesterreich vom Hals, verwandte alle Kräfte auf den Seekrieg, und brachte durch Carlo Zeno die Genueser wieder in großes Gedränge. So kam es (1381 Aug. 8—12.) durch Vermittlung des Grafen Amadeus von Savoyen zum Frieden, in welchem zwar der Herr von Padua der früher ihm auferlegten drückenden Bedingungen enthoben, Tenedos geräumt, und dem König von Ungarn ein Jahrgeld von 7000 Dukaten versprochen wurde, aber Venedigs Ueberlegenheit zur See entschieden und die Aristokratie völlig gesichert war. Der außerordentlich blühende Handel führte die Reichthümer Asiens und Afrikas in die Schatzkammern Venedigs, welches von seinen Lagunen aus über den morgenländischen und mitteleuropäischen Handel herrschte und die süddeutschen Städte, besonders Augsburg und Nürnberg, in enge Verbindung mit sich zog. Außer dem Handel war aber auch Gewerbfleiß und Kunst im Aufschwung. Seidenwebereien und Glasfabriken wurden mit besonderer Geschicklichkeit betrieben, und prächtige Gebäude zeigten den Reichthum und den gebildeten Geschmack der Bürger. Die auf dem Festland verlorene Trevisaner Mark wurde mit andern Theilen des paduanischen Gebiets (1388) wieder gewonnen und durch den gänzlichen Sturz der Carrara der Landbesitz der Terra firma hergestellt. Die frühere Nebenbuhlerin Genua war damals gänzlich (1396—1409) unter französische Oberherrschaft vertragsmäßig gerathen. Florenz aber hatte nach dem Untergang seines Adels unter den Zünften selbst zwei Parteien, der Reichen und der Armen, entstehen sehen, die einander eben so feindlich entgegenstanden, als früher der Kriegsadel und die Zünfte, wodurch zwar fortwährend der Staat von Revolutionen erschüttert wurde, jedoch durch die musterhafte Kriegsverfassung und geordnete Finanzverwaltung sein äußeres Ansehen erhielt, und sich den von Mailand im Norden, von Rom und Neapel im Süden drohenden Gefahren durch Glück und Klugheit immer entzog. Als (1406) Pisa erobert wurde, war nur noch Siena und Lucca unabhängig, alle andere toscanische Städte erkannten die Obergewalt von Florenz an. Hier war die Familie Medici, von denen Salvestro schon 1378 großes Ansehen besaß, in steigender Macht, sein Enkel Giovanni (st. 1428), der uneigennützigste und redlichste Bürger, setzte durch, daß (1427) der Steuerfuß nach dem Vermögen festgesetzt wurde, und gewann auf alle Angelegenheiten seiner Vaterstadt stillen aber sichern Einfluß. Seine Söhne Cosimo und Giovanni erbten seine Macht.

Auch in Neapel war so weit es möglich war ein geordnetes Verhältniß eingetreten. Nach dem Tode König Karl's des Kleinen (1386) ließ seine Wittwe Margaretha ihren Sohn Ladislaus (Lanzeloto) als König ausrufen, und übernahm für ihn die Regierung. Nun ließ aber Louis von Anjou's Wittwe ein Heer unter Otto von Braunschweig in Neapel (1387) einfallen, wodurch Margaretha aus der Hauptstadt nach Gaeta entweichen mußte, und die Provençalen selbst als Otto zu Margaretha übergetreten war die Oberhand behielten. Diese Zerrüttung wollte Papst Urban VI. benutzen um das Königreich als ein erledigtes Lehen einzuziehen, starb aber (1389) darüber, und sein Nachfolger Bonifaz IX. erklärte sich für Ladislav und ließ ihn (1390) durch einen Legaten krönen. Louis II. von Anjou kam zwar (1390 Aug.) selbst nach Neapel, zeigte sich aber weniger eifrig als Ladislaus, der (1400) die Hauptstadt und den größten Theil des Lands erwarb; Louis kehrte nach Frankreich zurück. Die weiteren Versuche des Königs Ladislaus, seine Herrschaft auch auf andere Theile Italiens auszudehnen, hängen mit wichtigen auf kirchlichem Boden entsprossenen Erscheinungen innig zusammen.

XXVII. Die Zeiten der Concilien von Constanz und Basel.

Wenzel's Absetzung. Wahl Ruprecht's. Ruprecht's Zug nach Italien. Der Marbacher Bund. Gregor XII. und Benedikt XIII. Concilium zu Pisa. Wahl Alexander's V. Die päpstliche Dreifaltigkeit. Johann Huß. Auszug der Studenten aus Prag. Huß vor den Papst geladen. Ruprecht's Tod. Siegmund's Wahl. Johann XXIII. schreibt das Concil aus. Zustand der Kirche. Johann XXIII. eröffnet das Concil. Huß gefangen. Leben auf dem Concil. Der Papst Johann dankt ab. Flucht des Papstes. Siegmund hält das Concil aufrecht. Das Concil erklärt sich für höher als den Papst. Herzog Friedrich's Strafe. Johann's Absetzung. Hussischer Prozeß. Das Abendmahl unter beiden Gestalten. Johann Huß verurtheilt und verbrannt. Gregor's XII. Entsagung. Siegmund's Reise zu Benedikt XIII. England. Heinrich IV. von Lancaster. Heinrich V. Parteiung zwischen Orleans und Burgund. Mord des Herzogs Louis von Orleans. Erneuerung des englisch-französischen Kriegs. Schlacht von Azincourt. Siegmund sucht Frieden zu vermitteln. Hinrichtung des Hieronymus von Prag. Absetzung Benedikt's XIII. Weltliche Geschichten auf dem Concil. Der deutsche Orden und Polen. Schlacht von Tannenberg. Folgen des Krieges. Der Orden und Polen vor dem Concil. Streit über die Papstwahl vor oder nach der Reformation. Ludwig und Heinrich die Bayern. Wahl Martin's V. Reformation und Concordate. Weltliche Händel. Ausgang und Resultat des Concils. Hussitenkriege. Taboriten. Ziska. Verfolgung der Katholiken. Die vier Artikel der Prager. Innere Streitigkeiten der Böhmen. Siegmund des Throns verlustig. Adamiten und Pikarden. Unruhen in Prag. Der Litthauer Korybut. Die erste Reichsmatrikel. Deutsche Reichshändel. Fortgang des Hussitenkriegs. Reichszüge gegen die Hussiten. Concil zu Basel. Die Hussiten vor dem Concil. Die Compaktaten. Ausgang der Taboriten. Siegmund's Römerzug. Condottieri. Siegmund zum Kaiser gekrönt. Papst Eugen und das Basler Concil. Siegmund wieder in Basel. Siegmund als König in Böhmen anerkannt. Siegmund's Tod. Das Concil gegen den Papst. Eugen IV. abgesetzt und Felix V. gewählt. Wahl König Friedrich's III. Aeneas Sylvius. Der Streit über Toggenburg. Friedrich's Bund mit Zürich. Eröffnung des Kriegs. Frankreich. Ermordung Herzogs Johann von Burgund. Tod der Konige Heinrich V. und Karl VI. Johanna d'Arc. König Karl VII. gekront. Friede zwischen Karl VII. und Herzog Philipp. Friedrich ruft die Armagnaken gegen die Eidgenossen. Schlacht an der Birs. Der Markgraf Albrecht gegen Nürnberg. Ende der Eidgenossenfehde. Aschaffenburger und Wiener Concordat. Ende des Basler Concils.

Diese Ruhe wurde nun durch die wichtigste Verhandlung in Anspruch genommen. Alles fing an aus seinen Fugen zu treten; die weltliche wie die geistliche Herrschaft des Reiches löste sich in Trümmer auf. Auch der König **Wenzel** wurde von einem Theile des

Reiches für abgesetzt erklärt. Dazu hatte er allerdings durch seine eigenmächtige Erhebung Galeazzo Visconti's zum Herzog von Mailand, durch seine Schlaffheit in den Angelegenheiten, durch seine Treulosigkeit mit welcher er in dem Städtekrieg gehandelt hatte, endlich durch seine gerade den Erwartungen der Reichsstände entgegenlaufende Handlungsweise in der Sache der Kirchenspaltung, großen Anlaß gegeben. An dem leidigen Zwist der Päpste Benedikt XIII. und Bonifacius IX. hatte besonders die Universität Paris großen Anstoß genommen, sie vertrat die geistige Opposition der damaligen Zeit, und von ihr war der Antrag auf eine von beiden Päpsten zugleich zu vollziehende ernstliche Abdankung ausgegangen, ja sie hatte zuletzt von Benedikt an den künftigen rechtmäßig erwählten Papst appellirt. Da indessen keiner der beiden Päpste zu dieser Maaßregel zu bewegen war, so hatte man endlich auch den römischen König in die Sache gezogen, und dieser war auf Antrieb seiner Universität Prag nach Rheims gegangen, um sich hier mit dem französischen König Karl VI. und seinen Oheimen zu besprechen. Hier war beschlossen worden (1398 Sommer) daß beide Päpste abdanken und hierauf die Cardinäle beider Parteien einen neuen Papst erwählen sollten. Daß Benedikt sich geradezu weigerte dieses zu thun, ihm dann von Frankreich förmlich der Gehorsam aufgekündigt und er zu Avignon belagert wurde (bis 14. April 1399) worauf er dann versprach abzudanken wenn Bonifacius ein Gleiches thun würde, ist schon angedeutet worden. Bonifacius hingegen antwortete auf die von Wenzel deßhalb an ihn ergangene Aufforderung gar nicht, dachte aber daran, wie er dem römischen König es durch seine Thronsentsetzung vergelten könne, ihn so im Stiche gelassen zu haben. Hierzu nun fand er bei den deutschen Fürsten die bereitwilligste Stimmung.

Bonifacius schrieb an die Kurfürsten, sie sollten den König zu einem Römerzug ermahnen, um die Kirche und die Rechte des Reichs in Italien zu vertheidigen. Darauf sendeten sie an den Papst und meldeten ihm, sie seyen gesonnen, den Wenzel abzusetzen. Oeffentlich gab nun Bonifacius zwar keine Einwilligung, weil er wahrscheinlich fürchtete, daß Ungarn und Polen, die damals eng mit Wenzel verbunden waren, sich ihm entziehen und dem Papst Benedikt unterwerfen möchten. Insgeheim aber mag er wohl die Kurfürsten seiner Beistimmung haben versichern lassen und so begannen sie denn durch einen (1399 Sommer) zu Marburg geschlossenen Kurverein zwischen Mainz, Cöln, Pfalz, Sachsen sich dahin zu verbinden, in allen Sa-

chen, welche die Kirche, den römischen Stuhl, sie die Kurfürsten selbst und ihre Würden, angingen, fest bei einander zu stehen, gegen jeden der ohne ihr Vorwissen nach dem Reiche streben wolle zusammenzuhalten, auf Anwerbungen, die deßhalb an sie gelangen möchten, nicht besonders sondern immer gemeinschaftlich zu antworten, alle vom römischen König oder auch einem Andern gemachten Entfremdungen des Reiches, und zwar auch vor diesem Verein geschehene, insbesondere in der mailändischen Sache, nicht zuzulassen, und einander mit aller Macht beizustehen. Zugleich ward auf den Herbst eine Zusammenkunft nach Mainz angesagt, die auch von andern Fürsten besucht werden sollte. Auf diesen Tag schickte zwar Wenzel den Burggrafen Johann von Nürnberg, um sich wegen seines Ausbleibens zu entschuldigen und zu versprechen, daß er mit den Kurfürsten gemeinschaftlich den Gebrechen des Reichs abhelfen wolle. Allein die Kurfürsten gaben dem Burggrafen eine ausweichende Antwort, und erneuerten zu Mainz (15. Sept.) ihre nun auch durch Trier und andere Fürsten, den Herzog Stephan von Bayern, die Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meißen, den Pfalzgrafen Ludwig, den Landgrafen Hermann von Hessen, und den Burggrafen Friedrich von Nürnberg verstärktes Bündniß, in welchem bereits geradezu von einer neuen römischen Königswahl geredet wurde. Weil sich aber Wenzel entweder nicht getraute nach dem Reiche, nach Nürnberg wohin er einen Reichstag ausgeschrieben hatte, zu kommen, oder keine Lust hatte, so sandte er wieder eine Gesandtschaft und wandte sich auch an die Städte, um diese für sich zu gewinnen. Allein auch hier waren ihm die Fürsten schon zuvor gekommen, und hatten einen Tag zu dem auch die Städte eingeladen wurden nach Frankfurt auf St. Elisabeth (19. Nov.) ausgeschrieben, der zahlreich besucht wurde. Auch die rheinischen Städte, obgleich sie noch im Dunkel gelassen wurden über das was die Fürsten eigentlich betrieben, kamen dahin; sie waren dem Böhmenkönig durch keine besondere Gunst verpflichtet. Da hatte es ihm wenig geholfen, daß er (1397) mit den Nürnbergern selbst vor die Burg Spieß, sechs Meilen Wegs von der Stadt gelegen, denen von Berg gehörig, gezogen war und sie genommen und gebrochen hatte, auch andere Schlösser, die den Wiesenthau, den Egloffstein, und andern zustanden, zerstört und ihren Wiederaufbau verboten hatte; geschehe es, solle der Rath zu Nürnberg allein, oder wer ihm dazu helfen wolle, es wehren dürfen. Was vermochte diese einzelne Stadt, der nun von dem Landadel um so mehr zugesetzt

wurde, als sie in dem König vorher einige Hülfe gefunden hatte, jetzt sich aber, wenn die Güter ihrer Kaufleute von den adeligen Plackern auf den Straßen niedergeworfen wurden, umsonst an den Burggrafen Friedrich, den Hauptmann eines erst vor ein paar Jahren geschlossenen Landfriedens, wendete, er möge fester auf Ordnung sehen und die Befehder nicht also ungestraft hindurch wischen lassen! Doch war diese Stadt immer noch dem König anhänglich, und von hier aus unterhandelten die königlichen Abgesandten mit den in Frankfurt Versammelten, theils sie zu bewegen keine Neuerungen und Bündnisse gegen den König zu machen, und auf einen Tag nach Nürnberg wohin auch der König kommen wolle einzugehen, theils sie einzeln zur Treue gegen Wenzel zu ermahnen.

Aber den Fürsten war eine Aussöhnung mit Wenzel weder gelegen noch möglich; selbst eine Zusammenkunft mit den königlichen Gesandten war, da man deutlich die dem König wohlwollende Stimmung der Städte erkennen konnte, nicht zu wünschen; sie ertheilten diesen Anfragen daher eine solche Antwort, daß man sehen konnte, es sey ihnen um eine Zusammenkunft gar nicht zu thun, so daß sich die Unterhandlungen zerschlugen und das Jahr darüber zu Ende ging. Daß Wenzel schon für so gut als abgesetzt angesehen wurde, geht aus den im folgenden Jahr (1400 Febr. 1.) zu Frankfurt erneuten Bündnissen der übrigen Fürsten mit den Kurfürsten hervor, in welchen ausdrücklich von der Wahl eines künftigen römischen Königs geredet und der dem künftigen König zu leistende Beistand verheißen wird, wenn derselbe aus dem Geschlechte von Bayern, Sachsen, Meißen, Hessen, der Burggrafen von Nürnberg, oder der Grafen von Würtemberg seyn würde. Aber man konnte sich noch nicht über eine bestimmte Person vereinigen. Am meisten ragte Herzog Friedrich von Braunschweig, ein milder aber kräftiger Herr, unter den Fürsten hervor, der seitdem er den übermüthigen Adel bei Goslar (1393) geschlagen hatte, weithin geachtet, Feldhauptmann und Schirmvogt von Erfurt, Goslar, Nordhausen, Mühlhausen, dem Stifte Hildesheim, und der Altmark geworden war. Auf ihn richtete Kurfürst Rudolf von Sachsen, sein Schwager, sein Absehen. Aber der Erzbischof Johann von Mainz, ein Graf von Nassau, hatte schon vorher dem Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz sich so verpflichtet, daß dadurch jede andere Absicht gehindert wurde. Indessen luden die fünf Kurfürsten unter andern Reichsständen auch den Herzog Friedrich zu einem neuen Tag nach Frankfurt (Ende Mai) ein, wo solche

Wege eingeschlagen werden sollten, die der Kirche und dem Reiche nützlich und gut wären und ihnen gewiß gefallen würden; doch war Wenzel's Absetzung noch nicht deutlich ausgesprochen, denn man fürchtete die Unzufriedenheit der Stände. Uebrigens bedurfte es der Eile, indem die häufigen Zusammenkünfte nicht weniger Unmuth erregten. Indessen war es ganz vergebens, daß Wenzel einen Reichstag nach Nürnberg ausschrieb, er selbst kam nicht auf die bestimmte Zeit, er würde aber auch nur wenige Stände getroffen haben. Dagegen ward der Tag zu Frankfurt (1400 Mai 22.) sehr zahlreich besucht, eine Menge Fürsten erschienen in Person, von vielen andern Abgesandte, deßgleichen von mehreren Städten, von England, von Frankreich, und von der Universität Paris. Aber auch Wenzel hatte Abgesandte geschickt theils um gegen den Eingriff in seine Rechte zu protestiren, theils um sich mit den Fürsten über einen Tag, den auch er besuchen wolle, zu vergleichen und wegen seines bisherigen Ausbleibens ihn zu entschuldigen. Allein die Fürsten achteten seine Worte nicht. Sie gingen vielmehr jetzt offen mit der Rede heraus und Johann von Dalberg mußte den Reichsstädten, die wie es scheint bisher noch in gänzlicher Ungewißheit über das was man wolle, gelassen worden waren, die großen Mängel und Gebrechen des Reichs und der Kirche vortragen, welchen abzuhelfen allen Aufforderungen der Kurfürsten ungeachtet Wenzel nichts gethan, nur leere Versprechungen gegeben habe. Vielmehr habe er ganze Länder, Mailand, Flandern, Brabant, dem Reiche entfremdet. Man wolle ihn daher (auf 11. Aug.) noch einmal vorladen, und, werde er nicht erscheinen, zur Wahl eines neuen römischen Königs schreiten. Wer dieser seyn solle; darüber war man noch nicht entschieden. Denn der Kurfürst Rudolf bestand mit Nachdruck auf der Wahl seines Schwagers, und da dieser die von dem Erzbischof Johann schon vorher an Pfalz gegebene Zusicherung entgegenstand, auch Braunschweig nicht unter den als wählbar bezeichneten Geschlechtern genannt war, so verließ Rudolf und Friedrich, noch ehe die Vorladung Wenzel's (vom 4. Juni) ausgefertigt worden war, den Tag zu Frankfurt. Da wurden sie (5. Juni) bei Frizlar, ohngefähr fünfzehn Meilen von Frankfurt, auf Anstiften des Erzbischofs von Mainz von Heinrich dem Eisernen, Grafen von Waldeck, und seinen Gehülfen Friedrich von Hertingshausen und Kunzmann von Falkenberg überfallen. Friedrich von Braunschweig erlag nach tapferer Gegenwehr, Kurfürst Rudolf schwer verwundet wurde gefangen, deßgleichen der Bischof Konrad von Ver-

den, Graf Siegmund von Anhalt entrann mit genauer Noth. Es ist höchst wahrscheinlich, daß entweder der Mainzer Erzbischof oder vielleicht sogar Wenzel sich auf diese Weise eines unbequemen Mannes hat entledigen wollen; Wenzel jedoch würde damit sich nur wenig geholfen haben; der Hauptverdacht bleibt auf dem Erzbischof haften, obgleich die Mörder seine Unschuld schriftlich bescheinigten und andere Ursachen für ihre That angegeben wurden. Auch ging, obwohl zwischen Braunschweig und Mainz nun eine mehrjährige Fehde ausbrach, der Plan des Mainzer Bischofs unverrückt seinen Gang.

Denn die Städte, ohnedieß mit dem Vorhaben nicht ganz einverstanden und bei dieser von den Fürsten allein betriebenen Sache für ihre Freiheiten mit Recht besorgt, hatten sich allerdings mit Rückhaltung erklärt, und der Mord Herzog Friedrich's bot Hoffnung, die Sache möchte sich noch länger hinausziehen, auch hatte Wenzel ihnen für dieses Benehmen gedankt und versprochen, selbst ins Reich zu kommen, aber diese Erwartungen und Versprechungen waren nicht erfüllt worden. Vielmehr kamen am bestimmten Termin (11. Aug.) die Fürsten zu Lahnstein zusammen, und die drei geistlichen Kurfürsten trugen dem Pfalzgrafen die Krone an, der sie nach langem Bitten endlich eventuell annahm, und noch vor seiner Wahl versprach, die Privilegien der Erzbisthümer Mainz, Trier, und Cöln zu bestätigen, sich der Kirche anzunehmen, die Erhebung der Visconti zum Herzog von Mailand zu wiederrufen, ein Gleiches mit Brabant zu thun, alle am Rhein den kurfürstlichen Rechten zuwiderlaufende Zölle zu widerrufen, und die Kurfürsten mit ihren Ländern und Unterthanen in seinen besondern Schutz zu nehmen. Dann erst schritten sie (20. Aug.) zu Wenzel's förmlicher Absetzung, die, weil er der Kirche nicht zum Frieden geholfen, das Reich durch die Erhöhung des Visconti zum Herzog geschmälert, weil er viele Städte und Länder des Reichs demselben entfremdet, weil er um Geld offene mit seiner Unterschrift versehene Briefe ausgegeben, weil er die Ruhe und Ordnung im Reiche nicht gehandhabt, weil er grausam und tyrannisch regiert und viele unschuldige Leute habe hinrichten lassen, vom Erzbischof Johann ausgesprochen und er als ein Versäumer, Entgliederer und Unwürdiger des heiligen Reichs seiner Würde entsetzt und Jedermann aufgefordert wurde ihm als römischen König keine Pflicht mehr zu leisten. Die wenigsten dieser Gründe waren stichhaltig, der Schein jedoch war stark gegen Wenzel, und der Privateigennutz des

Mainzer Erzbischofs hatte recht gut gewußt, der Sache einen plausibeln Anstrich zu geben. Am Tag nach der Absetzung wurde nun Ruprecht von der Pfalz (21. Aug.) auf dem Königsstuhl bei Rense gewählt und das übrige Reich von dieser Wahl benachrichtigt. Ruprecht wurde von Frankfurt, nachdem er sechs Wochen und drei Tage vor den Mauern hatte warten müssen, in die Stadt (26. Okt.) eingelassen, empfing die Huldigung, und da Aachen sich weigerte ihn einzulassen, so ließ er (1401 Jan. 6.) sich zu Cöln vom dasigen Erzbischof krönen, versicherte sich dann auch der bisher dem König Wenzel treu gebliebenen Stadt Nürnberg durch zuvorkommende Bestätigung ihrer Privilegien, und traf durch angeknüpfte Verbindungen mit Frankreich, England, und Aragon die Vorbereitung zu einem Zug nach Italien.

Aber der italienische Zug, mag man ihn nun als Zug gegen Mailand oder als Römerfahrt betrachten, hatte den traurigsten Ausgang. Dem Schreiben Ruprecht's an den Visconti, worin er diesen nur als Grafen von Virtu behandelte und zur Herausgabe der Güter des Reichs aufforderte, setzte dieser ein anderes entgegen, worin er den römischen König Ruprecht für einen Usurpator und Feind des rechtmäßigen Königs Wenzel erklärte, dem er Gewalt entgegensetzen würde. Und als endlich Ruprecht mit einem ziemlichen Kriegsheer über die Alpen von Tyrol gegangen und in Italien eingerückt war, erlitt er (1401 Okt. 21.) in einem Treffen bei Brescia eine Niederlage, nach der sich Leopold von Oesterreich und der Kurfürst von Cöln unzufrieden von Ruprecht schieden und nach Deutschland zurückkehrten. Der König selbst blieb in Italien, versuchte von Tribent aus, wohin er sich nach der Niederlage zurückgezogen hatte, einen zweiten Zug, auf dem er bis nach Padua kam, aber wegen Geldmangel seine Rückkehr (1402 Frühling) nach Deutschland antreten mußte, ohne auch nur das Geringste ausgerichtet zu haben.

Wie aber diese Erwartung der Fürsten ganz getäuscht worden war, so erwies sich die ganze Regierung Ruprecht's als die allerbeste Rechtfertigung für die der Unthätigkeit Wenzel's gemachten Vorwürfe. Weder Einheit der Kirche, noch Ordnung im Reiche, noch Wiedervereinigung getrennter Landschaften mit dem Reiche war Ruprecht zu bewirken im Stande. Nicht daß es ihm an gutem Willen und rechter Einsicht gefehlt hätte, aber die Gewalt der Fürsten stand trotzend und übermüthig der seinigen entgegen. Da schloß sogar der Erzbischof von Mainz mit dem Markgrafen Bernhard von Ba-

den, den Grafen Eberhard von Würtemberg, den Städten Straßburg, Ulm, Reutlingen und anderen, ein **Bündniß** (1405 Sept. 14.) zu **Marbach**, welches zwar nur die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit und wechselseitige Hülfe gegen alle ihre Feinde in sich schloß, aber selbst den römischen König nur insofern ausnahm, als er keinen von den Verbündeten an seinen Rechten und Freiheiten antasten würde. Ruprecht nahm sich daher vor dieses Bündniß zu trennen und schrieb einen Reichstag nach Mainz aus, der endlich auch wirklich (1406 Jan.) zu Stande kam. Da nun Ruprecht auf diesem vortrug, daß das Gerücht, er schmälere die Fürsten, Herren, und Städte an ihren Gnaden und Freiheiten, ungegründet und er gerne bereit sey, Klagen die deßhalb entständen zu berücksichtigen, dagegen aber verlange er, daß der ohne seine Erlaubniß geschlossene Bund, der ihm gegen ihn und das Reich zu seyn dünke, wieder aufgehoben werde, so kam es, da die marbachischen Bundesverwandten vielmehr um Bestätigung des Bundes nachsuchten, zu einer vom Erzbischof Johann erhobenen umständlichen Klage, an welche Baden, Würtemberg, und Straßburg sich anschlossen. Aber die Gegenstände derselben betrafen nicht das Reich im Allgemeinen, sondern nur das Interesse dieser einzelnen Fürsten, waren auch wohl nicht gehörig begründet, so daß also Ruprecht mit leichter Mühe sich dagegen verantwortete und sich erbot die Entscheidung einem Austrage zu überlassen, aber das Bündniß müsse aufgehoben werden. Weil aber die Verbündeten nicht darauf eingehen wollten, so zerschlug sich der ganze Handel. Ruprecht war nicht im Stande das Bündniß zu trennen, und die königliche Gewalt war tiefer als je heruntergedrückt. Ließ es sich doch sogar ein einzelner Ritter Ulrich von Bergheim einfallen, weil ihm früher der König sein Schloß Hudelgesesse weggenommen und zerstört hatte, ihm einen Fehdebrief zuzuschicken! Zwar gelang es dem König, seine besonderen Zwistigkeiten mit den einzelnen Bundesgliedern sämmtlich gütlich beizulegen, aber der Bund blieb bestehen, und es lag eine große Wahrheit am Tage, daß die königliche Würde allein den Nimbus, der sie früher umstrahlt hatte, nicht mehr besaß, daß ein Fürst von mäßigen Kräften wie Ruprecht, der von der getheilten Pfalz nur einen kleinen Theil besaß, nicht mehr im Stande war, den Thron des Reichs mit Ehren einzunehmen, daß ein mächtiger Fürst, der dem guten Willen auch gewaltigen Nachdruck geben konnte, zum König gewählt werden mußte. Ruprecht's Regierung war daher nur eine Gegenregierung, Wenzel führte noch

immer von Böhmen aus den Titel eines römischen Königs und in den nördlichen und östlichen Theilen des Reichs galt wenn überhaupt eine Autorität die des Böhmenkönigs. Da konnte auch (1408) das Vehmgericht mit Behauptungen seiner alten Rechte und Freiheiten recht zuversichtlich auftreten.

Ließ sich also im Reiche die Sache fast eben so schlimm an als in der Kirche, so war in dieser das Bedürfniß einer Abhülfe noch dringender, besonders seitdem an des römischen Papstes Innocenz VII. (1404—1406) Stelle der Venetianer Angelo Corraro (1406 Nov. 30.) gewählt worden war, der den Namen Gregor XII. angenommen hatte. Er hatte sich gleich den andern Cardinälen vorher eidlich verpflichtet, wenn er gewählt würde, das Pontifikat niederzulegen, wenn es auch sein Gegenpapst thun würde, und dann gemeinschaftlich mit den andern einen rechtmäßigen Papst zu erwählen. Auch noch nach derselben hatte er dieß Versprechen wiederholt, und es kam wirklich zu einer Verabredung zwischen ihm und Benedikt, um in Savona sich gemeinschaftlich über die zum Wohl der Kirche zu nehmenden Maaßregeln zu besprechen. Mit diesem Plane einer Zusammenkunft war aber Ladislaus von Neapel nicht zufrieden, weil er fürchtete, es möchte daselbst vielleicht auch sein französischer Gegner Louis von Anjou begünstigt werden, und er ließ daher die vertriebenen Colonna's (1407 Juni 17.) nach Rom zurückkehren, wodurch geängstigt der Papst sich in die Engelsburg flüchtete. Nun jagte zwar der päpstliche Feldherr, Paul Orsini, die Feinde wieder hinaus, Gregor gab aber dennoch vor, es sey in Savona nicht sicher, und suchte Ausflüchte. Die römischen Verhältnisse nöthigten ihn zwar sich von Rom zu entfernen, erst nach Viterbo, dann nach Siena, aber nun weigerte er sich geradezu, nach Savona zu kommen. Endlich wurde für ihn Petra Santa im Lucchesischen, für Benedikt aber Porto Venere beliebt. So verstrich das ganze Jahr. Da begab sich Gregor nach Lucca (1408 Jan. 28.) und unterhandelte nun von hier mit seinem zu Sarzana befindlichen Gegner, jeder den von dem andern vorgeschlagenen Ort der Zusammenkunft verwerfend und die ganze Welt fortwährend täuschend. Unterdessen zerfiel Benedikt mit Frankreich gänzlich, das Parlament und die Sorbonne kündigten ihm den Gehorsam auf, und König Ladislaus von Neapel bemächtigte sich Roms und anderer Städte des Kirchenstaats, nahm den Gregor in seinen Schutz, und zerriß so alle Hoffnung zu einer Ausgleichung. Gregor glaubte sich nun so sicher, daß er sogar gegen den Willen der alten

Cardinäle vier neue ernannte. Das bewog aber die andern sich (1408 Mai) von ihm zu trennen, nach Pisa zu gehen, und öffentlich an eine allgemeine Kirchenversammlung und an einen künftigen Papst zu appelliren. Indessen war auch Benedikt von Porto Venere (17. Juni) wo er sich nicht mehr sicher hielt, weil ihm der König von Frankreich nachstellen ließ, mit vier Cardinälen nach Perpignan gegangen, nnd Gregor, der es auch nicht mehr für rathsam hielt in Lucca zu bleiben, ging nach Siena, entsetzte den Cardinal Balthasar Cossa seines Amts als Legaten von Bologna, und ernannte an die Stelle der abgefallenen Cardinäle neue. Da er aber auch in Siena sich nicht sicher hielt, ging er nach Rimini unter den Schutz des Karl Malatesta.

Indessen hatten die Cardinäle beider Obedienzen und auch die vier, welche mit Benedikt nach Perpignan gegangen waren, sich in Livorno zusammengefunden, und sich über ein Concilium zur Wahl eines neuen Papstes vereinigt. Dieses sollte in Pisa gehalten werden und beide Päpste wurden dazu eingeladen. Ihre Weigerungen und Widersprüche wurden nicht beachtet, Balthasar Cossa zum Vikar der römischen Kirche erwählt, und streng untersagt, einen oder den andern von ihnen als Papst zu erkennen. Auch die meisten Länder erklärten sich bis auf den Ausgang des Conciliums für neutral.

Nur in Deutschland veranlaßten diese Schritte schon eine bedenkliche Spaltung. Zwar dem römischen Stuhl hatte das Reich bisher stets angehangen, aber ob man die Schritte des Cardinalcollegiums billigen sollte, darüber waren die Stimmen getheilt. Gregor hatte auch einen Legaten nach Deutschland gesendet und die Aussicht zu einem Concilium im Friaul oder an einem sonst im Belieben des König Ruprecht's stehenden Orte machte auf den König so viel Eindruck, daß er nebst einigen andern Reichsständen in der Obedienz Gregor's blieb, während die übrigen aber freilich zahlreicheren sich für die Neutralität entschieden. So war, indem Ruprecht für Gregor, Wenzel, der immer noch als römischer König galt, nebst dem größern Theile des Reichs für das Concilium, d. h. zunächst für die Neutralität entschieden war, in dem Reiche selbst der Anlaß zu einer sehr bedenklichen Spaltung gegeben.

Als nun am 25. März 1409 das Pisaner Concil eröffnet wurde, waren von Benedikt's Obedienz sieben, von Gregor's acht anwesend, außerdem die Abgeordneten von Frankreich, von dem Prätendenten

und Titularkönig Louis von Sicilien, von Heinrich IV. von England; man nahm in den ersten Sitzungen nichts vor als die Vorladung und da sie nicht erschienen ihre Verurtheilung in contumaciam. Allmählig stieg die Anzahl der Versammlung, so daß man zuletzt zwei und zwanzig Cardinäle, vier Patriarchen, zwölf Erzbischöffe, achtzig Bischöffe, sieben und achtzig Aebte, die Gesandten von mehr als zwanzig Höfen, die Abgeordneten von fünfzehn Universitäten, mehr als dreihundert Doktoren der Theologie und des kanonischen Rechtes, eben soviele Bevollmächtigte abwesender Bischöffe und Aebte, und Deputirte von mehr als hundert Domkapiteln zählte, welche alle mit dem größten Eifer die Aufhebung der kirchlichen Spaltung und eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern betrieben. Indessen obgleich der Cardinalbischof von Cambray Peter d'Ailly und sein Schüler der Kanzler von Paris Johann Gerson sich auf das kräftigste für eine Reformation aussprachen und auch in einer der ersten Sitzungen versprochen wurde, daß der zu erwählende Papst die Versammlung erst nach vorgenommener Reformation der Kirche sollte auflösen dürfen, so wurde doch die Herstellung der kirchlichen Einheit für das Unerläßliche gehalten. König Ruprecht hatte in der vierten Sitzung am 15. April durch seinen Abgeordneten den Bischof von Verden die Rechte Gregor's vertheidigen lassen, mußte aber dagegen erfahren, daß man ihn nicht einmal als römischen König anerkannte, sondern vielmehr den abgesetzten Wenzel als solchen, und dessen Abgeordnete zuließ, so daß Ruprechts Abgeordnete, nachdem sie eine Protestation dagegen eingelegt hatten, sich unverrichteter Sache wieder von Pisa entfernten. Auch Karl Malatesta hatte sich für Gregor verwendet, so wie auch der König Martin von Aragon die Rechte Benedikt's vertheidigen ließ. Aber beide wurden zurückgewiesen, ja die aragonesischen Gesandten liefen Gefahr von dem Pöbel gesteinigt zu werden, und entfernten sich heimlich aus der Stadt. Der Prozeß ging daher unaufgehalten seinen Gang und in der fünfzehnten Sitzung (5. Juni) wurde über Gregor und Benedikt, als über Schismatiker, Häretiker, und Meineidige, das Endurtheil der Absetzung ausgesprochen. Hierauf unterzeichneten die Kardinäle eine Akte, worin sie versprachen, daß der unter ihnen, den die Wahl treffen werde, nicht eher das Concil entlassen dürfe, als bis er eine genügende Reformation der Kirche an Haupt und an Gliedern vorgenommen hätte. Dann bezogen sie das Conclave (15. Juni) und erwählten den Cardinal von Mailand, Peter Philaret von Can-

dia, einen Minoriten, der sich von der Stellung eines elternlosen Bettlerknaben zu einem Fürsten der Kirche erhoben hatte, einen siebzigjährigen Greis, einen gelehrten, sanftmüthigen, und freigebigen, aber schwachen und kraftlosen Mann, zum Papst, der den Namen Alexander V. annahm. Er bestätigte sofort die bisherigen Beschlüsse der Kirchenversammlung, vereinigte die beiden bisher getheilten Kardinalskollegien, vernichtete die von den beiden Afterpäpsten bis zu einem gewissen Termin erlassenen Verordnungen, entsagte dem Spolienrechte, bestätigte hingegen einige von Gregor nicht um die Spaltung zu vermehren eingesetzten Kirchenbeamten, erklärte aber (7. Aug.) in der dreiundzwanzigsten und letzten Sitzung, daß zwar seine Absicht wäre die Kirche zu reformiren, daß aber wegen der bereits erfolgten Abreise mehrerer Prälaten die weitere Reformation auf das nächste in drei Jahren zu haltende Concil verschoben werden müsse und das Concil zu Pisa hiemit aufgehoben sey.

So groß auch der allgemeine Jubel über die neue Papstwahl war, so zeigte sich doch bald, daß Ruprecht's Vorhersagung, es werde weit eher eine Dreifaltigkeit und viel größere Schande und Entzweiung in der Christenheit entstehen, als vorher gewesen sey, wirklich in Erfüllung ging. Denn mit der Wahl des neuen Papstes waren die beiden andern weder ihrer Ansprüche noch ihrer Anhänger verlustig gegangen; Schottland, Aragon, und ein Theil Südfrankreichs hielt es noch mit Benedikt, Gregor hatte noch den deutsch-römischen König und einige Fürstenthümer des Reiches zu Anhängern, söhnte sich auch mit dem Neapolitaner Ladislaus, der ihn aus Rom vertrieben hatte, aus, und fand in Gaeta Zuflucht. Das Verfahren Alexander's, der den französischen Prätendenten Louis von Anjou mit Neapel belehnte, reizte den Ladislaus natürlich zum Widerstand, und da nach dem Tode Alexander's (1410 Jan.) der schon vorher allesvermögende Cardinal Balthasar Cossa gewählt wurde, und den Namen Johann XXIII. annahm, ein Mann der alle Untugenden des weltlichen Lebens mit der Gewandtheit eines italienischen Priesters verband, so wurden die Verhältnisse Italiens und der Kirche überhaupt immer verwickelter. Das Pisaner Concil hatte den Knoten nicht gelöst sondern nur noch ärger verwirrt, statt zwei Päpste hatte man jetzt deren drei, und gerade gegen den — so zu sagen — legitimsten waren die meisten von seinem Leben und Charakter hergenommenen Einwendungen laut geworden, und die allgemeine schon auf dem Pisaner Concil vernommene Stimme nach einer

Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern begann nun immer lauter und gebieterischer sich vernehmen zu lassen.

In demselben Jahr kam es auch mit einer Begebenheit zum Ausbruch, welche das überall laut gefühlte Bedürfniß einer Reformation am bestimmtesten aussprach. Wycliffe's Schriften waren durch die zwischen Böhmen und England durch Heirath geknüpfte Verbindung, indem Richard II. mit Wenzel's Schwester verheirathet war, nach Prag gekommen und hier von Johann Huß (geb. 1373 Juli 6.), seit 1398 Professor der Theologie zu Prag, Prediger an der Bethlehemskapelle und (seit 1402) Beichtvater der Königin Sophia, anfangs in der Absicht mehr sie zu widerlegen als in ihnen eine Bestätigung der eigenen Ansicht zu finden, gelesen und mit aller Begeisterung aufgenommen worden. Bekämpfte er schon von Anfang an alle Ausschweifungen und Laster bei Geistlichen und Weltlichen ohne Unterschied, so fand er in Wycliffe's Vorgang noch mehr Veranlassung, sich gegen alle sündhafte Weltlichkeit, die aus dem Reichthum und der hohen Stellung der Geistlichen hervorging, zu erklären. Hierüber gerieth er in Streit mit dem Prager Erzbischof Sbinko, der alle Bücher Wycliffe's, deren sich in Prag über 200, meistens kostbar gebundene, vorfanden, confisciren und verbrennen ließ, die Sache erhub sich zu öffentlichem Interesse, und da Huß als Böhme sich im Nachtheil gegen die übrigen Professoren sah, weil die Böhmen als Nation nur eine Stimme hatten, die drei übrigen aber, Bayern, Sachsen, und Polen, nach der ursprünglichen der Universität Paris nachgebildeten Einrichtung drei Stimmen, so bewirkte er durch seinen Einfluß am Hofe eine Aenderung dieser Einrichtung, so zwar, daß die Böhmen drei, die andern Nationen nur eine Stimme haben sollten. Ueber diese der böhmischen Nationalität schmeichelnde, aber in ihrer Wahrheit ganz ungerechte Aenderung entrüsteten sich die Lehrer und Studenten der Deutschen und Polen so sehr, daß sie insgesammt, mehrere Tausende, Prag verließen und in ihre Heimath oder andere zum Lehren und Lernen geeigneten Orte sich begaben. Der benachbarte Markgraf von Meißen, Friedrich der Streitbare, der nebst seinem Bruder Wilhelm mit dem Gedanken eine Universität zu errichten umging, nahm die Auswanderer begierig auf, wies ihnen Lipzk oder wie es später hieß Leipzig zum Wohnsitze an, und erwirkte noch in demselben Jahr (1409 Sept. 9.) von Papst Alexander V. ein Privilegium. Die neue Universität wurde unter den geistlichen Schutz des Bischofs von Merseburg und der Dom-

dechanten von Merseburg und Naumburg gestellt, in vier Nationen, Meißen, Sachsen, Bayern, und Polen, getheilt, und mit reichen Einkünften versehen. Auch andere Universitäten, Ingolstadt, Erfurt, Rostock, Krakau, erhielten durch diese Auswanderung neuen Zugang.

Huß wurde nun zwar durch die böhmische Stimmenmehrheit zum Rektor der Universität gewählt, aber seine neue Lehre dadurch nicht vor den Angriffen der Kirche geschützt. Als der Erzbischof ihn bei dem Papste verklagte, sprach Alexander V. das Verdammungsurtheil über ihn, wodurch ihm das Predigen in Nebenkirchen und Capellen untersagt wurde, und Sbinko ließ dann (1410 Juli 16.) alle Schriften Wycliffe's, deren er noch habhaft werden konnte, verbrennen. Nun berief sich Huß von dem übel unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst und vertheidigte Wycliffe's Schriften in einer academischen Rede. Indessen war Johann XXIII. gewählt worden, der ihn ebenfalls vor sein Gericht lud. Allein der König und seine Gemahlin, die Universität und der Adel verwandten sich für ihn und erlangten noch eine zweite Untersuchung. Der Erzbischof nahm, geschreckt durch die Erklärung der Universität, sie willige nicht in die Verdammung von Wycliffe's Schriften, und durch die öffentliche sich für Huß aussprechende Stimme, seine Klage (1411) zurück, und die Sache schien zu beruhen. Da kam aber die Bulle, wodurch Papst Johann zum Kreuzzug gegen Ladislav von Neapel, das heißt zum Ablaßkaufe einlud, nach Prag, und Huß, der sich schon früher (1403) gegen den Ablaßhandel ausgesprochen hatte, that es auch diesmals und disputirte (1412 Juni) öffentlich gegen den Ablaß, und sein Freund Hieronymus Faulfisch von Prag verbrannte eine Bulle auf dem neustädter Markte. Nun verdammte der Papst die Schriften Wycliffe's abermals, belegte Huß mit dem Banne, und alle Orte, wo er sich aufhalten möchte, mit dem Interdikt. Huß appellirte von dem Papste an Christus selbst, vertheidigte sich in der Schrift von der Kirche, und begab sich von Prag nach seinem Geburtsort Hussinecz unter den Schutz seines Gutsherrn. Da indessen die Kirchenversammlung zu Constanz ausgeschrieben wurde, so wurde auch er dahin vorgeladen und hatte nicht nur kein Bedenken dort zu erscheinen, da ihn selbst der päpstliche Inquisitor in Böhmen für rechtgläubig erklärte, und der neue römische König Siegmund ihm (1414 Oct. 18.) einen Geleitsbrief ausstellte, sondern er wartete auch mit Zuversicht auf den Ausspruch einer Versamm-

tung, die aus den weisesten und erfahrensten und frömmsten Männern der Christenheit bestehend noch überdies vom heiligen Geist selbst erleuchtet sey. Diesen Wahn, daß so die Wahrheit zu erforschen möglich sey, theilten mit ihm alle seine Zeitgenossen.

Doch war dieser böhmische Handel weder die Veranlassung noch die wichtigste Streitfrage dieses Concils. Diesem waren vielmehr zwei Aufgaben vorzüglich gestellt nämlich die fortdauernde Kirchenspaltung zu heben und die immer dringender scheinende Reformation zu Stande zu bringen. Es war ein Glück, daß die Spaltung im Reiche nicht ebenfalls noch weiter-gegangen war. Der Mainzer Erzbischof Johann, der sich öffentlich für das Pisaner Concilium und den Papst Alexander erklärte, schien dem König Ruprecht neue Unruhen, vielleicht ganz das Schicksal seines Gegners, bereiten zu wollen, als der König (1410 Mai 18.) zu Oppenheim starb, zu rechter Zeit für sein Glück und seine Ehre. Sein Ruhm als eines Mannes, der das Gute wenigstens gewollt hatte, der auch für Wissenschaften mit Sinn begabt war, wie die Stiftung der Universität Heidelberg beweist, bleibt ihm ungeschmälert. Wer sein Nachfolger werden sollte, war schwer zu sagen. Befremdend war es, daß man sich wieder zum Luxemburger Haus zurück wandte. Wahrscheinlich hatte das Verhältniß zu Wenzel, der wie man hoffen durfte einem Bruder oder Vetter gerne endlich weichen würde, hierauf den meisten Einfluß. So kam der vorher in den innern Angelegenheiten des Reiches kaum genannte Jobst von Mähren, Wenzel's Vetter von Karl's IV. Bruder Johann Heinrich, dem geschiedenen ersten Mann der Margaretha Maultasch, zur Wahl, gegen den jedoch zuerst (1410 Sept. 20.) Wenzel's Bruder Siegmund von Ungarn durch die Stimmen von Trier, Pfalz und Brandenburg gewählt wurde, worauf (Oct. 1.) Mainz, Köln, Böhmen, und Sachsen den Markgrafen Jobst wählten. Es war nun auch im Reiche zu der Dreifaltigkeit gekommen, die man in der Kirche schon bedauerte. Wenzel, Jobst, und Siegmund waren jetzt alle drei erwählte römische Kaiser, und ein Bürgerkrieg schien bevorzustehen, als Jobst (1411 Jan. 8.) ohne männliche Nachkommen starb. Es kam daher zu einer neuen Wahl, in die jedoch Trier und Pfalz nicht sich einließen weil sie dadurch die Ungültigkeit ihrer früheren würden zugegeben haben, die aber (21. Juli) von den übrigen Fürsten einstimmig auf Siegmund gewendet wurde. Diesem Fürsten war es nun vorbehalten, die aus ihrem Gleichgewichte gekommene Welt einzurichten.

Zur Verwirklichung der Kirchenversammlung konnte nun der Papst allerdings am meisten thun. Schwerlich aber würde Johann XXIII. dieselbe ausgeschrieben haben, hätten nicht die italienischen Verhältnisse ihn dazu genöthigt. Johann XXIII. hatte anfangs die Partei des französischen Prätendenten Louis von Anjou genommen und gegen Ladislaus (1411) sogar das Kreuz predigen lassen, da dieser nach nichts geringerem als nach der Herrschaft über ganz Italien strebte. Nicht umsonst führte er den Wahlspruch: Aut Caesar aut nihil. Aber bald darauf (1412 Juni 15.) hatte sich der Papst mit dem jungen König versöhnt, und Gregor XII. bisher sein Schützling mußte nun nach Rimini flüchten. Ladislaus brach jedoch den Frieden bald wieder, überfiel Rom (1413 Juni 8.) plötzlich, so daß Johann entfloh, in das nördliche Italien flüchtete und dort mit Siegmund zusammenkam. Johann weigerte sich anfangs nicht sowohl gegen das Concilium selbst als vielmehr gegen den Ort; da ihm aber der römische König recht demüthig und treuherzig vorstellte, daß sich die ganze Christenheit an seiner Person stoße, und er also sich die Wiedervereinigung der Kirche möchte angelegen seyn lassen, so schrieb er wirklich (1413 Dec. 9.) die Versammlung nach Constanz aus. Diese Stadt war vorher deshalb besucht und die Räumlichkeiten passend gefunden worden. Noch vor der Eröffnung des Concils starb jedoch (1414 Aug. 6.) Ladislaus zu Perugia an den Folgen seiner Ausschweifungen oder an Gift, welches die Verwandten eines Mädchens, das er zu seinem Willen zwang, ihm durch diese selbst beibringen ließen, und befreite so den Papst von der größten Furcht. Aber der geschehene Schritt, die Einladung zum Concil, konnte nicht mehr zurückgenommen werden.

Nach Constanz zogen nun von allen Seiten, von allen Gegenden der Erde, die mannichfaltigsten Gäste, geistlicher und weltlicher Art. Nicht weniger aber als die Hebung der Kirchenspaltung war die Reformation ein allgemeiner Wunsch. Der Zustand der Kirche hatte durch den Aufenthalt der Päpste in Avignon und nachher durch die Spaltung außerordentlich gelitten. Die Päpste hatten das geistige Unterdrückung und materielle Erpressung bewirkende System der Hierarchie immer weiter ausgebildet und nicht allein an die Weltlichen sondern auch an die Geistlichen selbst Hand angelegt. Provisionen (vorläufige Ertheilung einer Stelle, deren Inhaber noch lebte), Reservationen (Vorbehaltung solcher Entscheidungen, über die blos dem Papst zu richten vorbehalten seyn solle), Dispensationen (Be-

freiung von Vorschriften des kanonischen Rechts, besonders in Ehesachen), Annaten (Einkünfte des ersten Jahrs, die der Neugewählte an Rom abgeben mußte), das Spolienrecht (Einziehung der Hinterlassenschaft der hohen Geistlichkeit), Exemtionen, Ablässe, Indulgenzen, wurden in diesem Zeitraum theils erfunden theils weiter ausgebildet, um ungeheure Summen zu erpressen. Der ganze Bau der Hierarchie war allmählig auf lauter weltlichen Mitteln, auf Habsucht und Betrug, aufgeführt worden, und die Besseren unter der Geistlichkeit, die ihrem wahren ursprünglichen Zweck treu geblieben waren, sprachen sich mit lauter kräftiger Stimme für eine Verbesserung dieses eben so lästigen als der Sittlichkeit nachtheiligen Zustandes aus. Am lautesten hatte sich die Pariser Universität gegen dieses Unwesen erhoben. Die Schrift vom Untergang der Kirche, welche den gelehrten Nicolaus von Clemangis, Kanonikus von Bayeux, Professor der Theologie zu Paris und eine Zeitlang Geheimschreiber Benedikts XIII., zum Verfasser hat, schildert das gewissenlose Verfahren der Bischöffe, die, um sich für ihre eigene große Ausgabe schadlos zu halten, auf alle Weise, theils durch Bestechlichkeit und erkaufte Nachsicht gegen die ihnen untergebenen Geistlichen, theils durch Geldbußen, die sie bei armen und unwissenden Leuten über erdichtete Sünden verhängen, Geld zu erpressen suchen, — ferner das ganz ungeistliche Leben der hohen und der niedern Geistlichen, die diesen Stand nur aus Neigung zum Müssiggang und zur Liederlichkeit erwählen und in demselben alles Andere nur keine geistlichen Geschäfte treiben, mit den bestimmtesten Ausdrücken. Daß die Kirche aber so gesunken und auch die mit ihr zusammenhängende Gewalt des Reiches so heruntergekommen sey, das, erklärte Johann Gerson, Kanzler der Pariser Universität, sey die Schuld des Papstes; der Kaiser müsse sorgen, daß diesem Zustande ein Ende gemacht und auf einem Concil die Herstellung der Ordnung erwogen werde. Franzosen und Deutsche, beide durch ihre Nachbarschaft am meisten bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge betheiligt und seiner Unannehmlichkeiten kundig, sprachen sich auf gleiche Weise aus, und auch die andern Nationen stimmten ihnen bei. Ueber den Verfall der Zucht herrschte nur Eine Stimme, auch waren die Päpste selbst nicht abgeneigt, auf diese Forderungen einzugehen und einige Uebelstände zu ändern. Konnte man aber in der Spaltung selbst, in der schlaffgewordenen Disciplin, in den übermäßigen Erpressungen, eine billige Aenderung erwarten, wiewohl auch hier nicht alles erfolgte was gerecht

und passend war, so hatte sich mit den Beschwerden über diese Uebel zugleich eine Untersuchung historischer und philosophischer Art verknüpft, welche auch einzelne Lehren der Kirche, die an und für sich dem Laien gleichgültig seyn konnten, aber durch ihre praktische Anwendung und zuweilen ihren Mißbrauch Anstoß gaben, anzugreifen versuchte. Solche Angriffe waren die Lehren Wycliffe's gewesen, solche waren jetzt die Lehren des Johann Huß. Sie liefen hauptsächlich darauf hinaus: das Abendmahl sey nur ein Sinnbild des Leibes Jesu; die römische Kirche sey um nichts mehr das Haupt der allgemeinen Kirche als jede andere; St. Peter habe vor den übrigen Aposteln nichts voraus; der Papst sey um nichts mehr zum Lösen und Binden berechtigt als jeder andere Priester; wenn die Kirche ihre weltlichen Güter schlecht anwende, sey es nicht nur erlaubt sondern sogar verdienstlich, sie ihr zu nehmen, und ein jeder weltliche Herr habe diese Pflicht auf sich; das Evangelium reiche hin, einen Christen zu leiten; alle andern Regeln der Heiligen und Mönche seyen unwesentliche Zuthat; wegen kirchlicher Vergehungen dürfe man nicht mit Gefängniß (leiblich) gestraft werden; wer eine Todsünde begehe, sey er ein Papst oder sonst ein Prälat, sey weder Papst noch Prälat mehr; ein Gleiches gelte auch von den Königen. Waren nun diese Ansichten auch in England noch unter Richard II. dann aber besonders unter Heinrich IV. verfolgt und auch fast unterdrückt worden, so hatten sie sich in Böhmen aufs neue erhoben und griffen von hier aus schon weit um sich; die Abneigung der Deutschen gegen die Slaven, die Rivalität der Universitäten, der Parteigeist der nominalistischen Scholastiker gegen den realistischen Huß, stand jedoch im Wege; und es war seine Angelegenheit zunächst eine unbedeutende Nebensache, die ohne Einfluß auf das Ganze abgemacht werden zu können schien. Daß er würde verurtheilt werden, war eigentlich von Anfang an wenig zweifelhaft. Hätte man ihn lossprechen wollen, so mußte man was gegen Wycliffe geschehen war zurücknehmen, die Kirche hätte sich selbst aufheben, ihren inneren Bestand zerreißen müssen.

Ungern erfüllte der Papst jetzt, da ihn die Furcht vor Ladislaus nicht mehr drängte, sein Versprechen, aber von den Kardinälen gedrängt konnte er nicht ausweichen. Doch hoffte er theils durch seine reichen Schätze und seine Klugheit manche Gegner für sich gewinnen zu können, theils durch die Ueberzahl der italienischen Geistlichen die Abstimmung zu seinem Vortheil zu lenken. So reiste er im Okto-

ber 1414 von Bologna ab, gewann zu Trident den österreichischen Herzog Friedrich von Tyrol, dem er den Titel eines Gonfaloniere der päpstlichen Truppen mit einem Jahrgehalt von 6000 Dukaten ertheilte, und der ihm dafür Treue schwur und seinen Schutz versprach. Persönlicher Haß des Herzogs gegen den König wirkte dabei mit ein. Auch der Herzog Johann von Burgund, der wegen seiner Ermordung des Herzogs Louis von Orleans sich gegen das Concilium sicher stellen wollte, sagte ihm seinen Beistand zu; der Erzbischof Johann von Mainz und der Markgraf Bernhard von Baden ließen sich ebenfalls gewinnen. Doch wichen die bösen Ahnungen nicht aus Johann's Seele. Als er auf den Arlenberg kam, da fiel der Wagen, in dem er fuhr, um und er lag in dem Schnee unter dem Wagen. Wie er nun so da lag, da kamen seine Diener und Courtisanen die dem Hofe nachliefen und sprachen zu ihm: Heiliger Vater, gebricht euer Heiligkeit etwas? Da antwortete er ihnen in Latein: Jaceo hic in nomine diaboli; auf deutsch: ich lieg hie in dem Namen des Teufels. Da er nun wieder aufkam und weiter fuhr, auf eine weite Aussicht, wo man herab sieht in den Bodensee und das diesseitige Land, und er nun den Bodensee ansah, Pludenz, und das Gebirg, was die Gegend gleichsam einzuschließen scheint, da sprach er wieder in Latein: Sic capiuntur vulpes; zu deutsch: Also werden die Füchse gefangen. Darauf kam er noch desselben Tages gen Feldkirch, des andern Tags nach Rheineck, von da nach Constanz, wo er (28. Oct.) umgeben von neun Cardinälen, vielen Bischöffen und Prälaten, und einem Gefolge von sechshundert Personen seinen Einzug hielt. Die Eröffnung des Concils war auf Allerheiligen gesetzt gewesen, weil aber mehrere Prälaten erst erwartet wurden, nahm sie Johann einige Tage später (5. Nov.) vor, mit neun Cardinälen, zwei Patriarchen, dreiundzwanzig Erzbischöffen und einer großen Anzahl anderer Prälaten. Die Anzahl der Gäste war nun fortwährend im Steigen, und am 16. Nov. wurde die erste öffentliche allgemeine Sitzung gehalten, worin der Geschäftsgang bestimmt und die Beamten und Diener des Conciliums ernannt wurden.

Johann hatte im Anfang gar keinen Widerstand gefunden; erst später hatte sich eine Opposition gegen ihn gebildet, an deren Spitze der Cardinal von Cambray, Peter d'Ailly, stand, der die Meinung verfocht, daß das gegenwärtige Concil nicht als eine Fortsetzung des Pisaner betrachtet werden dürfe. Da nun Johann sah, daß man

ihm die Leitung des Concils entziehen und sich mit der wichtigen Frage über die Kirchenreform und die Aufhebung des Schismas zuerst sich zu beschäftigen gedachte, wußte er es dahin zu bringen, daß man die untergeordnete Sache der wycliffitischen Lehre und des Johann Huß zuerst vornahm. Huß war getrosten Muthes jedoch nicht ohne Ahnung seines Schicksals aus Böhmen abgereist, hatte in Nürnberg, wo er am 22. Oct. anlangte, wie an andern Orten sich zur Disputation über seine Lehre bereit finden lassen, und war ohne Hinderniß (3. Nov.) zu Constanz angekommen. Der Papst behandelte ihn freundlich, ja er soll gesagt haben: selbst wenn er des Papsts leiblichen Bruder getödtet hätte, sollte ihm zu Constanz kein Leid widerfahren. Nun kann man nicht leugnen, daß Huß unbesonnen verfuhr. Als wäre er nicht beklagt, fuhr er fort alle geistlichen Funktionen auszuüben, zu predigen, Messe zu lesen, und den Abmahnungen des Bischofs von Constanz, er möge das bleiben lassen weil er im Banne sey, setzte er entgegen: er halte keinen Bann. Wenn es daher auch nicht die Absicht Johann's war, durch die Vornahme des Hussischen Processes den Eifer seiner Opposition abzukühlen und sich besseres Spiel zu machen, so forderte Huß selbst durch dies unkluge Verfahren das Concil gewissermassen heraus. Da kamen auch seine zwei Hauptankläger aus Prag, die Theologen Stephan Palecz und Michael de Caussis, nach Constanz und erhuben gegen ihn besonders wegen seiner die Papstgewalt angreifenden Lehren schwere Anklage. Er wurde vor den Papst und das Cardinalscollegium geladen, erschien auch obgleich er sich anfangs weigerte, da er nur von dem Concilium gerichtet seyn wollte, und erklärte hier: daß er wenn man ihn eines Irrthums überführe sogleich bereit sey ihn abzuschwören. Hiemit schien man zufrieden und ließ ihn sich entfernen. Weil er aber sah, daß man ihn nun bewache, suchte er aus Constanz zu entfliehen, was ihm aber mißlang; er wurde noch an demselben Tag ergriffen (28. Nov.) und ohne daß man auf den Geleitsbrief Rücksicht nahm, erst in die päpstliche Wohnung, die bischöfliche Residenz, dann in das Dominikanerkloster gebracht. Von den böhmischen Herren die ihn begleitet hatten nahm sich nur Johann von Chlum seiner an, er berichtete den Bruch des Geleitsbriefs an Siegmund, der hierüber höchst entrüstet war und seine Freilassung, wenn der Papst sich weigere sie zu befehlen, mit Gewalt zu erzwingen befahl, und als auch dies nichts half, eine Protestation gegen das mit Huß vorgenommene widerrechtliche Verfahren an alle Kir-

chenthüren (24. Dec.) anschlagen ließ. An demselben Tage kam auch Siegmund mit seiner Gemahlin und einem stattlichen Gefolge von Ueberlingen her nach Constanz.

Nun begann außer den geistlichen Angelegenheiten auch die weltliche Bewegung und Herrlichkeit eines Reichstags die Stadt zu beleben. Eine Menge Reichsfürsten begleiteten den König oder folgten ihm, die Huldigung wurde von denen geleistet, welche sie bei der Aachner Krönung (1414 Nov. 8.) nicht dargebracht hatten, und außer den Fürsten und Herren, die ein wesentliches Anliegen nach Constanz führte, fehlten auch nicht diejenigen, welche Handel und Vortheil jeglicher erlaubten und unerlaubten Art dahin zog. Ulrich Reichenthal, Domherr von Constanz, der das Geschäft hatte, die Fremden aufzuzeichnen, zählt über fünfzigtausend Personen, die das Concilium besuchten. Andere geben noch größere, bis zu hunderttausend Personen und dreißigtausend Pferden steigende Zahlen an. Sechsunddreißigtausend Betten hatte die Stadt für die Fremden angeschafft. Die Preise der Wohnungen und der Lebensmittel waren genau bestimmt und um Mangel zu verhüten für regelmäßige Zufuhr gesorgt. Es fehlte weder an Nothdurft noch am Vergnügen; man spazierte von Constanz in das Aichorn und andere nahe Lustorte wo man wohlfeilen Wein schenkte und allerlei Spiele auch viele gemeine Frauen zu finden waren. Als Eberhard Dacher auf Befehl seines Herrn, Herzog Rudolf von Sachsen, eine Nachsuchung der öffentlichen Frauen anstellte und über siebenhundert fand, ungerechnet die in den Ställen lagen und in den Badstuben, da wollte er gar nicht mehr suchen. Die heimlichen Frauen auszukundschaften hielt er gar nicht für räthlich. Eine andere Angabe setzt die Anzahl dieser Personen auf fünfzehnhundert. Eine derselben soll sich mit ihrem Gewerbe achthundert Goldgulden verdient haben. Wie die Sitten überhaupt beschaffen gewesen seyen, läßt uns auch die Angabe errathen, daß ein Bürger zu Constanz seine Frau an den Kanzler des Königs um fünfhundert Dukaten verkaufte, wofür er sich ein Haus kaufte, und daß bei nächtlicher Weile über fünfhundert Menschen im See ertrunken oder ertränkt worden seyen.

Es war nun, nachdem die Hussische Angelegenheit etwas in den Hintergrund trat, die Hauptfrage, ob das Schisma zu beseitigen oder die Kirche zu reformiren zuerst vorgenommen werden sollte. Denn Johann XXIII. wünschte wohl die Sache des Huß weiter betrieben zu sehen, aber er mußte vor der Ansicht des Cardinals d'Ailly, daß

die Aufhebung des Schisma's das Allerdringendste sey, zurücktreten, so wie auch Siegmund sich gefallen lassen mußte, daß sein dem Huß gegebener Geleitsbrief unbeachtet blieb und überhaupt das Concilium volle Macht in Glaubenssachen haben solle, und daß die Kirchenreform ebenfalls der Herstellung der Einheit nachgesetzt werde. Daher wurden die Legaten Benedikt's und Gregor's zugelassen, und da beide, besonders aber Gregor, zur Abdankung sich bereit erklärten, so wurde auch Johann XXIII. ein Gleiches zu thun aufgefordert. Nun war Johann's Stellung allerdings nicht mit der seiner Gegner zu vergleichen. Er war rechtmäßig auf einem Concil erwählt, das jene beiden abgesetzt hatte. Indessen geradezu sich zu widersetzen, war weder Zeit noch Ort; es blieb nichts übrig als durch seine italienischen Freunde die Meinung für sich zu gewinnen. Da wurde aber, um ihm das Uebergewicht durch die Italiener zu nehmen, in einer allgemeinen Versammlung (7. Febr. 1415) entschieden, daß die Stimmen nicht mehr nach Personen sondern nach den vier Nationen der Italiener, Deutschen, Franzosen, und Engländer gezählt werden sollten. Jede Nation aber hatte wieder ihre besondern Congregationen, in denen nach Personen gestimmt wurde. Nachdem einmal diese Einrichtung beschlossen war, mußte Johann nachgeben, und da ihm zu verstehen gegeben wurde, daß das Concilium sogar das Recht und die Pflicht habe, ihm das Pontifikat zu nehmen, und eine Schrift die seine Verbrechen und Vergehungen enthielt in Umlauf gesetzt wurde, so verstand er sich endlich zur Abdankung, die er, für den Fall, daß Benedikt und Gregor entsagen würde, erstlich öffentlich (2. März) aussprach, und dann auch in einer eigenen Bulle (6. März) erklärte. Indessen fing man an die Aufrichtigkeit seiner Entsagung zu bezweifeln.

Johann hatte gehofft, durch diese Nachgiebigkeit sich wieder gewählt zu sehen. Nun sah er zu spät ein, daß man ernstlich daran denke, an seine Stelle einen andern Papst zu wählen, und da die Deutschen und Engländer sogar davon redeten, ihn gefangen zu nehmen, was jedoch durch den Widerstand der Franzosen und Italiener noch zu keiner Ausführung kam, so dachte er ernstlich auf heimliche Flucht, die, weil jetzt die Thore streng bewacht wurden, nicht so leicht auszuführen war. Zu derselben bot Herzog Friedrich von Oesterreich die Hand, der außer seinem alten Haß auf den König erst kürzlich dadurch erbittert worden war, daß dieser den Eidgenossen seinen Plan, diese zu bekriegen, verrathen hatte. Das Gerücht von der

Verbindung des Herzogs mit dem Papste hatte schon verlautet, doch ließ sich nichts bestimmtes schließen. Johann lag scheinbar erkrankt darnieder, als ihn Siegmund (19. März) am Tage vor einem Turnier, das Herzog Friedrich geben wollte, besuchte. Des nächsten Tages ward auf dem innern äußern Feld das Stechen gehalten; Herzog Friedrich wollte nach der Vesperzeit mit dem jungen Grafen von Cilly rennen. Wie nun Alles auf die Lustbarkeit merkte, da ritt um ein Uhr nach Mittag der Papst auf einem kleinen Rößlein, mit einem grauen Mantel und einer grauen zwiefalten Kappen auf dem Haupte, und den Zipfel um sein Haupt gewunden, daß man ihn unter den Augen nicht sehen konnte, mit einer Armbrust an der Seite, als sey er eines Herrn Knecht oder ein Bote, vor ihm her reitend ein kleiner Knabe, auch vermummt daß man ihn nicht erkennen konnte, aus der Stadt bis nach Ermatingen, wo er ruhte und von dem Leutpriester einen Trunk Weins annahm. Dann bestieg er ein Schiff und fuhr so unerkannt den Rhein abwärts. So weit war die Flucht gelungen, und Meister Ulrich Seldenhorn, Lehrer der geistlichen Rechte von Waldsee gebürtig, kam, als eben der Herzog und der Graf aufgebunden hatten, zu seinem Herrn und raunte es ihm durch den Helm, daß der Papst weg wäre. Davon ward Friedrich so ergriffen, daß der Stich fehlging und er das Kleinod, um das gestochen wurde, verlor. Sofort ritt er in die Stadt zu eines Juden Haus, sandte nach seinem Oheim Graf Johann von Lupfen, der ihm aber sagen ließ: habe er die Sache ohne ihn angefangen, so könne er sie auch ohne ihn ausrichten. Da redete ihn Hanns Truchseß von Dießenhofen an: Ihr erschrockner Herr, was habt Ihr gethan! warf ihn auf ein Pferd, bestieg selbst ein zweites, und eilte nun mit ihm zum Augustinerthor hinaus, um den Graben, nach Schafhausen zu dem Papst. In der Stadt verbreitete sich rasch das Gerücht von der Flucht Johann's, da war es gleich aus mit dem Turnier, ein Theil folgte dem Papste, bis der König es merkte und hinderte, die Zurückgebliebenen aber waren alle gänzlich bestürzt.

Hier zeigte nun Siegmund große Thätigkeit. Da alles Vertrauen auf einen ruhigen Fortgang der Dinge aus den Gemüthern entwichen schien, das Gesindel bereits in Johann's Wohnung plündern wollte, die Wechsler, Krämer, Apotheker ihre Buden verschlossen, der Bürgermeister der Stadt die Einwohner unter die Waffen rief, und die Geistlichkeit den Bannfluch des geflohenen Papstes fürchtete, ritt der König selbst mit dem Pfalzgrafen Ludwig und seinen

Frankreich zu dem Herzog Johann von Burgund zu entkommen; was ihm aber eben so wenig als jenes gelang. Das Concil schritt vielmehr, nachdem es ihm eine Frist zu erscheinen gegönnt er aber diese hatte verstreichen lassen, zu seiner Suspension (14. Mai), wobei ein förmlicher Proceß gegen ihn erhoben und die schändlichsten Klagepunkte zur Sprache gebracht wurden, beschloß seine Absetzung, und sprach diese (29. Mai) in der zwölften allgemeinen Session auch feierlich aus. Johann, der unterdessen halb freiwillig halb mit Gewalt nach Radolfszell in die Nähe von Constanz gebracht worden war, unterwarf sich der ihm (31. Mai) publicirten Sentenz und wurde nun in das Schloß Gottlieben (3. Juni) gebracht, wo damals auch Huß gefangen saß. Später brachte ihn der Pfalzgraf Ludwig erst nach Heidelberg, dann nach Mannheim, und ließ ihn (1418) gegen 30,000 Dukaten frei; Papst Martin erhub ihn zum Cardinalbischof von Frascati, er starb aber schon nach wenigen Monaten in Florenz (1418 Dec. 22.).

Nun drangen die eifrigsten Väter des Conciliums auf Vornahme der Glaubenssachen und insbesondere des hussischen Prozesses. Siegmund hatte vergebens gesucht, seinen Geleitsbrief aufrecht zu erhalten, er hatte seine Untersuchung nur hinaus schieben können und nicht einmal dies ohne sich den Vorwurf des entflohenen Papstes zuzuziehen, daß er sich des Häretikers annehme. Ueberdies war auch Hieronymus von Prag, obgleich Huß selbst ihn gewarnt hatte, erst heimlich und ohne Geleitsbrief nach Constanz gekommen, war, als er weder den König geneigt fand ihm einen Geleitsbrief zu geben noch das Concil ihm unbedingte Sicherheit zu versprechen, wieder zurückgekehrt, in der Oberpfalz aber, wo er sich in einer Versammlung von Geistlichen durch seine dreisten und unklugen Reden über das Concil, das er eine Synagoge des Teufels und eine Schule unrechten Thuns nannte, verdächtig machte, erkannt, festgenommen (25. April) und auf Befehl des bayerischen Herzogs Johann von Sulzbach in Fesseln dem Concilium (23. Mai) überliefert worden. Unterdessen hatte das Concil (4. Mai) die Lehren Wycliffe's verdammt und war auch auf die eben erst ausgebreitete Lehre von der Austheilung des Abendmahls unter beiden Gestalten gekommen. Schon seit den Zeiten der Kreuzzüge war es aus mancherlei anfangs gewiß blos zufälligen Gründen herkömmlich geworden, den Laien nur die Hostie zu spenden, der Kelch war ein Vorrecht des Priesters geworden. Trug zur Erhaltung dieses Gebrauchs das Interesse der Priester be-

sonders bei, die sich dadurch abermals dem Laien als einen höher gestellten, bevorzugten Stand deutlich zu erkennen gaben, so war es auch scholastische Weisheit, welche den Zweifel, ob in dem Leibe, der Hostie, wohl auch das Blut, der Wein, enthalten sey, als gottlose Irrlehre durch dialecktische Schlüsse überführte. So hatte es sich im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts zum constanten Gebrauch gemacht, dem Laien den Kelch zu versagen. Weder Wycliffe aber, der nur über die Bedeutung des Abendmahls andere Ansichten hatte als die herrschenden der Kirche, noch Huß hatten den Kelch einführen wollen; gewöhnlich wird Peter von Meißen, durch den der Böhme Jacob oder Jacobellus von Mieß, Pfarrer zu St. Michel in Prag, auf die Verkehrung der ursprünglichen Abendmahlsfeier aufmerksam gemacht wurde, als der Lehrer dieses erneuerten Gebrauchs des Kelchs genannt. Diese Lehre breitete sich während der ersten Monate des Concils in Böhmen mit solcher Schnelligkeit aus, daß der Kelch nun das Parteizeichen für die Anhänger Hussens wurde und sie fester verband als seine eigentlichen Lehren. Daher hielt es das Concilium für höchst wichtig diese Angelegenheit zu erledigen und Siegmund konnte um so weniger hemmend einschreiten, als er überhaupt dem Concil untergeordnet war und eine Verwendung zu Gunsten des böhmischen Reformators Zweifel an seiner eigenen Rechtgläubigkeit würde erweckt haben. Er mußte daher der Sache ihren Gang lassen.

Man suchte den Johann Huß erst zum Widerruf zu bewegen, weil er aber darauf bestand vor dem Concilium gehört zu werden, so wurde er zuerst am 5. Juni 1415 dem Concilium vorgeführt, wo aber gleich bei dem ersten Artikel seiner als anstößig bezeichneten Lehren ein solches Geschrei entstand, daß jede Verantwortung unmöglich war. Ruhiger und geordneter ging es in der nächsten am 7. Juni. Den Vorwurf einer Irrlehre über das Abendmahl konnte er leicht zurückweisen und zeigen, daß er mit der Kirche in völligem Einklang sey, dagegen wollte er sich nicht zur Verwerfung von Wycliffe's Lehren verstehen und bekannte, daß er den Wunsch ausgesprochen hätte, dahin zu kommen, wo Wycliffe's Seele gekommen sey. Da ihn der König selbst aufforderte, sich dem Urtheil des Conciliums zu unterwerfen, erklärte er sich vollkommen bereit dazu, wenn Jemand ihn eines Bessern belehre. Das Verhör wurde in der nächsten Sitzung (8. Juni) beendigt, und Huß wiederholt zum Widerruf aufgefordert, obgleich vergebens. Man schritt nun zur Verurthei-

lung, welche erstlich (15. Juni) die von Jacob von Mieß ausgebreitete Lehre vom Abendmahl in beiderlei Gestalt traf, dann (6. Juli) den Huß selbst. Alle bisher gethanen Schritte, ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen, hatten nichts gefruchtet; Huß setzte mit unerschütterlicher Standhaftigkeit seine Ueberzeugung und sein Gewissen der ganzen hier durch das Concilium repräsentirten Kirche entgegen. In der Cathedrale wurde er als offenbarer, unverbesserlicher, hartnäckiger Ketzer, dessen Irrthümer die Kirche schon längst verurtheilt, der Aufruhr gelehrt und gepredigt hat, des Priesterthums entsetzt und aller Weihen beraubt, sodann dem weltlichen Arm übergeben, da die Kirche nichts mehr mit ihm zu thun habe. Wiederholt suchte er sich gegen den Vorwurf, daß er aus Verstocktheit auf seinen Irrthümern beharrt habe, zu vertheidigen, und erwähnte auch des freien Geleites, bei dessen Erwähnung Siegmund erröthete. Laut betheuerte er seine Unschuld und betete zu Gott um Barmherzigkeit für seine Ankläger und Richter. Hierauf entkleidete man ihn seiner geistlichen Würde, durchschnitt ihm die Tonsur, schabte ihm den Chrisam von den Fingern, setzte ihm eine papierne mit drei Teufeln bemalte und mit der Aufschrift Häresiarcha (Erzketzer) beschriebene Mütze aufs Haupt, und übergab ihn so der weltlichen Obrigkeit, dem König, der ihn dem Pfalzgrafen Ludwig, und dieser wiederum dem Stadtmagistrat von Constanz überlieferte, um ihn als Ketzer zu verbrennen. Er wurde von den Stadtwächtern aus der Stadt gegen Gottlieben geführt, wo schon ein Scheiterhaufen errichtet war. Hier wollte er seine Unschuld dem Volke betheuern, das in großer Menge versammelt war, aber der Pfalzgraf befahl zur Hinrichtung zu schreiten. Er bereitete sich also mit einem kurzen Gebete zum Tode, wies den Beichtvater zurück, weil an die Absolution die Abschwörung seiner Lehre als unerläßliche Bedingung geknüpft war, betete nochmals für seine Feinde, und wurde dann von seinen Wächtern mit einer Kette an einen Pfahl gebunden, das Gesicht gegen Westen. Eine nochmals von dem Pfalzgrafen an ihn gerichtete Aufforderung, zu widerrufen, wies er mit den Worten von sich, daß er bereit sey seine Lehre mit seinem Blute zu versiegeln. Da gebot der Pfalzgraf den Scheiterhaufen anzuzünden, der ihn bald mit lichten Lohen umgab. In diesem Augenblick trug noch eilig ein altes Mütterchen einige Stücke Holz in die Flammen. Huß rief aus: O heilige Einfalt! stimmte als nun die Flammen um ihn schlugen Psalmen an und ward so bald vom Rauch und Feuer erstickt. Um seine Ueberreste

auch der Andacht seiner Freunde und Anhänger zu entziehen, wurde seine Asche in den Rhein gestreut, alle seine Kleider und sonstige Habseligkeiten verbrannt und vernichtet. Doch gruben die Böhmen Erde aus der Stelle wo Huß verbrannt worden war und hielten sie so heilig wie die theuersten Reliquien. Wenn die Festigkeit, mit welcher Huß zum Tode geht, auch einen andern Verurtheilten ehren würde, so tritt sie hier wo sie für das Heiligste und Theuerste was der Mensch hat, seine Ueberzeugung, dargebracht wird, noch in einer höheren und erhabeneren Gestalt auf. Dem Concilium kann nicht der Vorwurf etwas Widerrechtliches gethan zu haben gemacht werden; der Weg den es ging war ein lang betretener und stets befahrener; selbst die Kurzsichtigkeit mit seinem Tode die ganze Ketzerei erstickt zu glauben darf man nicht zu hoch anrechnen, denn man beurtheilte es nach andern Erscheinungen, die ohne blutige Kriege erregt zu haben vorübergegangen waren. Daß Siegmund's Ehre durch das gebrochene Geleit wahrhaft verletzt war, ist auch nicht so sehr seine Schuld, obgleich er es fühlte, als des Conciliums, das ihn vergeblich, ja ungeschickt nun erst in Schutz nahm. Sieht man aber nach den geschriebenen Gesetzen, so hatte das Concil so vollkommen Recht, daß man kaum für nöthig findet, es in Schutz zu nehmen wegen seiner Verurtheilung des unheilbaren Ketzers. In Huß aber waren die uralten, ungeschriebenen, höheren Gesetze zum Vorschein gekommen, die freilich immer mit dem Bestehenden in Widerspruch stehen und die Losung zum blutigen Zwist mit dem Schwerdte geben. In Huß war wieder einmal ein Beispiel und durch das Zusammentreffen der Umstände eines der schlagendsten aufgestellt worden, daß der Grundirrthum in der verderblichen Meinung liegt, was man glauben oder nicht glauben soll, das lasse sich zu einem allgemein verbindlichen Gesetz erheben. Er selbst war ein unbewußter Kämpfer gegen diesen Grundirrthum gewesen, er hatte es mit hohem Muthe gewagt, seine Ueberzeugung der ganzen Kirche entgegenzustellen, das Recht, das unveräußerliche Recht jedes Menschen für sich neu zu vindiciren, und darum verdient er, auch sonst untadelhaft in Wandel und Gesinnung, als ein würdiger Vorläufer einer gereinigten Lehre angesehen zu werden. Als ein solcher fühlte er sich selber und ahnete daß der Kampf gegen usurpirte Autorität, in welchem eigentlich seine Schuldbarkeit bestand, von den Nachkommen mit besserem Erfolg würde aufgenommen werden.

Nach dieser denkwürdigen und folgereichen Begebenheit war die

Herstellung der Union, die durch Johann's Absetzung bereits begonnen hatte, die einzige Angelegenheit die das Concil zunächst vornehmen konnte. Gregor XII., in besonders gutem Verhältniß zu Siegmund, trat nun ebenfalls (4. Juli) auf einer von seinem Legaten, dem Cardinal von Ragusa, versammelten öffentlichen Sitzung durch das Organ Karl Malatesta's die päpstliche Würde ab, mit der Erklärung, daß die beiden Obedienzen Johann's XXIII. und Gregor's XII. auf dem Concil vereinigt seyen. Er nahm den Namen Angelo Corrario wieder an, erhielt von dem Concil die Würde eines Cardinalbischofs von Porto, die beständige Legation in der Mark Ancona, den unmittelbaren Rang nach dem künftig zu erwählenden Papst, und die Zusicherung wegen keiner Sache die unter seinem Pontifikat geschehen zur Verantwortung gezogen zu werden. Es blieb jetzt nur noch Benedikt XIII. übrig, mit welchem Siegmund, begleitet von einer Deputation von fünfzehn Bischöffen und Doktoren, persönlich zusammenkommen wollte. Zu dieser Reise entlehnte der König von dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, dem er schon für 150,000 Dukaten die Mark Brandenburg verpfändet hatte, abermals 250,000 Dukaten, und verkaufte dafür ihm und seinen Erben (1415 April 30.) die Mark nebst der Kurwürde und dem Erzkämmereramt, behielt sich jedoch den Rückkauf vor. So wurde der Burggraf Friedrich in das Kur-Collegium aufgenommen. Nachdem Siegmund (15. Juli) vom Concilium zu seiner Reise förmlich eingesegnet worden war, begab er sich mit einem Gefolge, das außer allen ungarischen Prälaten und Herren seiner Begleitung auch 4000 Reiter zählte, am 21. Juli auf die Reise, und kam am 15. Aug. nach Narbonne, wo er über vier Wochen verweilte, bis die vorläufigen Verhandlungen mit Benedikt zu einem Ziel gediehen waren. Dann kam Siegmund zu Perpignan (Sept.) mit dem König Ferdinand von Aragon und dem alten Peter de Luna zusammen. An dem Starrsinn dieses siebenundsiebenzigjährigen Greises scheiterten jedoch alle Bemühungen, Benedikt blieb unerschütterlich bei seiner Forderung als einzig ächter Papst anerkannt zu werden, und Siegmund, der sich in Perpignan überhaupt nicht sicher sah, kehrte (Nov.) nach Narbonne zurück. Da aber Benedikt nun erst nach Collioure dann nach der seiner Familie gehörenden Felseninsel Peniscola bei Valencia entfloh, um jedem möglichen Zwange zu entgehen, so schlossen sich endlich (20. Nov.) die Könige von Aragon, Castilien, und Navarra, die Grafen von Foix und Armagnac, und die Bevollmäch-

tigten von Schottland an das Constanzer Concil vorläufig an und schlossen hierüber zu Narbonne (13. Dec.) mit dem römischen König und den Abgeordneten des Concils einen Vertrag in zwölf Artikeln, das sogenannte Concordat von Narbonne. Durch dasselbe traten die Geistlichen der Obedienz Benedikt's dem Concil bei und traten mit den übrigen in gleiche Ansprüche und Rechte ein. Das Edict wodurch Aragon sich völlig von Benedikt lossagte wurde durch den im Ruf der Heiligkeit stehenden Dominikaner Vincentius Ferrario in Perpignan (1416 Jan. 6.) öffentlich bekannt gemacht, eben so in Castilien und in den andern Staaten. Auch Portugal und Schottland folgten nach einigen Monaten diesem Vorgang. Bei dem Concil war die größte Freude und die spanischen Prälaten wurden sofort zum Besuch des Concils eingeladen. Benedikt, noch nicht ganz verlassen, noch von vier Cardinälen begleitet, fuhr fort von seiner Insel herab gegen seine Widersacher den Bann auszusprechen; doch Niemand achtete seiner mehr. Für das Werk der Union war die Hauptsache gethan.

Diese Thätigkeit eines Vermittlers sagte des Königs Siegmund lebendigem Geiste so sehr zu, daß er, weil ihm das schwere Werk die spanischen Reiche der Obedienz Benedikt's zu entziehen gelungen war, auch in politischen Händeln anderer Staaten als Friedensstifter auftreten wollte und hiezu die eben neu entbrannten englisch-französischen Kriege als einen würdigen Stoff seiner Thätigkeit ansah. Die Lage dieser Verhältnisse aber war also. In England war König Richard II., der zuletzt willkürlich und unter dem Einflusse von Günstlingen geherrscht hatte, bei dem Adel wie bei den Gemeinen um alles Ansehen und alle Liebe gekommen, und der Graf Heinrich von Hereford, der seit dem Tod seines Vaters Johann Herzog von Lancaster geworden war, nahm ihn (1399) gefangen, zwang ihn zur Entsagung und ließ vom Parlament die Krone auf sich übertragen, theils weil er ein Abkömmling Heinrich's III. sey theils wegen des göttlichen Rechtes, das ihm durch die Hülfe seiner Verwandten und Freunde zu Theil geworden sey, das Königreich England zu retten, das am Abgrund war. Er drückte sich deswegen so sonderbar aus, weil Edmund Graf de la Marche, Enkel von Lionel, Eduard's III. zweitem Sohn, und also näherer Thronerbe, am Leben war. Allein die ganze Sache war schon vorher abgemacht und Heinrich von Lancaster wurde am 30. Sept. als König von England und Frankreich und Herr von Irland ausgerufen. Richard wurde zum lebens-

länglichen Gefängniß verurtheilt und daselbst (1400 Jan.) ermordet. Heinrich mußte um sich auf dem Throne zu erhalten die Geistlichkeit für sich gewinnen und er that dies, indem er die Wycliffitische Ketzerei oder die Secte der Lollharden auszurotten versprach, die besonders seinem Vater ihr erstes Emporkommen verdankte; Aufstände die gegen seine Regierung, Verschwörungen die gegen sein Leben gerichtet waren, unterdrückte er mit großem Glück; den schottischen Thronerben Jakob, Sohn Robert's III., ließ er wie er (1405) nach Frankreich reisen wollte gefangen nehmen, jedoch in sehr anständiger Haft halten, so daß dieser Umstand bei der nun eintretenden Regentschaft in Schottland dem Ausbruch eines Kriegs zwischen beiden Ländern vorbeugte, und einen Krieg mit Frankreich suchte er durch große Nachgiebigkeit zu vermeiden, oder wenigstens sich nur vertheidigungsweise zu verhalten. So gelang es ihm endlich in England mit Ruhe zu regieren und schon 1410 durfte er es wagen, die Bittschriften, welche das Parlament zu Gunsten der Lollharden an ihn richtete, zu verachten und die Strafen gegen die Ketzer zu vollziehen, ohne dadurch die Geldhülfen oder Subsidien zu entbehren. Seine letzten Lebensjahre waren nur durch den Kummer über seinen ältesten Sohn, den Prinzen Heinrich von Wales, getrübt, der bei den herrlichsten Anlagen sich einer gemeinen Liederlichkeit ergab, und nichts als Tagediebe, Spaßmacher, und ähnliches Volk um sich hatte. Man hörte nur von den Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten reden, die er oder seine Gesellschafter verübt hatten, und man erwartete von seiner Regierung das Aergste. Als einer seiner Günstlinge wegen eines groben Vergehens vor den Oberrichter Gascoigne gebracht wurde, so verlangte der Prinz gebieterisch die Freilassung des Gefangenen und zog, als sie ihm abgeschlagen wurde, das Schwerdt gegen den Richter. Allein Gascoigne befahl ihm kaltblütig, sich in das Gefängniß der Kingsbench zu begeben, und Heinrich war so klug zu gehorchen. So leuchtete durch die Rohheit jugendlichen Uebermuths die edle Gesinnung der bessern Natur immer hindurch. Auch gelang es ihm seinen Vater von seinem Gehorsam gegen ihn zu überzeugen, so daß dieser wenigstens von dieser Seite beruhigt seinem Tode, der ihn schon im sechsundvierzigsten Lebensjahre traf, (20. März 1413) entgegengehen konnte. Als nun Heinrich V. den Thron bestieg, erhielten die Engländer einen König gerade so wie sie ihn wünschten. Von aller Liederlichkeit, zu welcher ihn nur Müssiggang geführt hatte, nahm er sogleich als König völlig Abschied, indem er

gleich nach seiner Krönung seine ehemaligen Gesellen vor sich kommen ließ, sie ermahnte ihre bisherige Lebensweise zu verlassen, ihnen zwar einige Geschenke machte, aber zugleich bei Strafe seines Zorns verbot, ferner am Hofe zu erscheinen. Dann wählte er zu seinen Räthen die geschicktesten, würdevollsten, und geachtetsten Männer, besetzte die Gerichtshöfe mit redlichen und unbestechlichen Richtern, und gab der Geistlichkeit unzweifelhafte Beweise von seiner Frömmigkeit. Erstlich ließ er Richard's II. Leichnam auf eine anständige Weise in Westminster neben seine erste Gemahlin Anna von Luxemburg beisetzen, hierauf bot er dem Klerus bereitwillig die Hand zur gänzlichen Ausrottung der Ketzer. Da die Lollharden selbst erklärten, wenn die Gewalt der Krone gegen ihre Lehre gebraucht werden sollte, so würden sie mit einer Macht von hunderttausend Mann zur Vertheidigung derselben auftreten, wurde eine neue Verfolgung (1414) derselben eingeleitet, mehrere lebendig verbrannt, andere zum gutwilligen Rücktritt gebracht, wieder andere entflohen aus dem Lande, und durch den Tod des Sir John Oldcastle, auch Lord Cobham genannt, der unter Heinrich's vertrauteste Gesellschafter gehört und den Dichtern durch seine Persönlichkeit den Stoff zur geistreichen Caricatur Falstaff gegeben hatte, schien (1417) die letzte Stütze dieser Partei weggenommen. Während dieser religiösen Bewegungen war auch der Krieg mit Frankreich wieder aufgenommen worden.

Hier waren zwischen den Häusern Orleans und Burgund Parteiungen ausgebrochen, welche einem äußern Krieg sehr vortheilhaft werden konnten. Nachdem während der Anfälle des kranken Königs Karl VI. seine Oheime Philipp von Burgund und Jean von Berry anfangs die Regierungsgeschäfte geleitet hatten, glaubte sein Bruder Louis von Orleans sich nicht minder dazu befähigt und berechtigt, und erhielt diese auch bei der nächsten Gelegenheit (1400), wodurch er mit Philipp von Burgund in offene Feindschaft gerieth. Diese wurde noch gemehrt durch den Haß ihrer Frauen. Valentina Visconti, mit Louis von Orleans vermählt, war eine schöne geistvolle Italienerin, welche die Vorzüge ihrer Person und ihrer Anlagen geltend zu machen wußte und die verhältnißmäßig neuere Adelichkeit ihrer Geburt durch eine reiche Mitgift ersetzt hatte; Margaretha von Burgund, die Erbin von Flandern, verlangte im Vertrauen auf ihren alten Adel, auf ihre Abstammung aus einem erlauchten Fürstengeschlecht, auf ihre großen dem Herzog Philipp zugebrachten Besitzungen, den Vorrang, um den eine schönere und witzigere Neben-

buhlerin stritt. Diese Spaltung ergriff das ganze Reich. Als Herzog Louis die Verwaltung erhalten hatte, was nach dem Ausdruck eines Franzosen nichts Anderes war als einem Rasenden ein Messer in die Hand geben, und er die Münze herabsetzte, eine Kopfsteuer auf das Volk und sogar auf die Geistlichkeit legte, widersetzte sich der Erzbischof von Rheims, der von Sens drohte den Ungehorsamen mit dem Bannfluch. Der Herzog ergriff die Partei des Papstes Benedikt XIII., der sich damals schon nach Aragon zurückgezogen hatte, die Universität Paris und das Volk erkannten diesen nicht an und haßten den Herzog. Noch größer wurde die Verwirrung, als der König (1403) dem Herzog Philipp von Burgund gleiche Gewalt gab. Es wurde zwar festgesetzt, daß von Keinem allein etwas verfügt werden sollte, allein das half nur wenig. Mitten in diesen Wirren (1404) starb Herzog Philipp, dessen Verwaltung übrigens in seinen eigenen Ländern nicht musterhaft gewesen zu seyn scheint, indem die Schuldenlast bei seinem Tode so groß war, daß seine Wittwe für gut fand, sich der Gütergemeinschaft zu begeben, welches sie herkömmlich that, indem sie ihren Gürtel nebst Schlüssel und Geldbeuteln auf den Sarg ihres Mannes legte. Besser war seine Verwaltung des Reiches, wenigstens betrachtete ihn das Volk als seinen Freund und einen Gegner der schlechten Wirthschaft am königlichen Hofe. Am wenigsten war die Königin Isabeau beliebt, der man die große Verschwendung am Hofe hauptsächlich zuschrieb und ihr überdieß Geldsendungen nach Deutschland an den Hof ihres Vaters Stephan schuld gab. Nun trat Jean, mit dem Beinamen der Unerschrockene, in die Stelle seines Vaters Philipp als Herzog von Burgund und als Gegner der Königin und des Herzogs Louis. Es kam wiederholt zu solchen Auftritten, daß man den Ausbruch eines Bürgerkriegs erwartete. Jedoch als (1405) der Herzog Jean sich des Dauphin's, den Ludwig von Ingolstadt, der Königin Bruder, von Paris nach Melün führen sollte, mit Gewalt bemächtigte und ihn in den Louvre in sichern Gewahrsam bringen ließ, sah sich der Herzog Louis so wenig im Stande der Gewalt zu widerstehen, daß er (17. Okt.) zu einer Aussöhnung, wodurch beide Herzoge die Regentschaft gemeinschaftlich führen sollten, die Hand bieten mußte. Damit war aber nur auf eine kurze Zeit ein erträglicher Zustand hergestellt, und das unverholene Trachten Jean's, keinen Nebenbuhler zu dulden, störte die Ruhe immer aufs neue. Als nun (1406) der Krieg mit England wieder aufgenommen wurde, hätte zwar jeder der beiden Her-

zoge sich gern durch kriegerische Thaten ausgezeichnet, keiner aber wollte seinen Gegner allein am Hofe zurücklassen. Endlich kamen sie überein, beide, Louis nach Guyenne, Jean gegen Calais, abzugeben und die Regentschaft indessen den andern Prinzen zu überlassen. Noch im Herbst (1406) ging Louis nach Guyenne ab und belagerte Blaye, konnte aber nichts ausrichten und mußte in der Mitte Januars wegen Mangel und Seuchen abziehen. Er schob die Schuld auf die ausbleibende Unterstützung vom Hofe. Er kehrte nach Paris ohne sonderlichen Ruhm und zur Schadenfreude seiner Gegner zurück. Indessen hatte der Herzog von Burgund mit der Belagerung von Calais eben so wenig Glück. Er hatte so lange gezögert, daß die Engländer sich mit Soldaten, Geschütz, Lebensmitteln, aufs Beste versehen konnten, und ihn dann durch wüthende Ausfälle zwangen, die Belagerung aufzuheben. Auch er schob die Schuld des Mißlingens auf den Hof, namentlich auf Louis von Sicilien, der in Anjou und Maine, seinem Eigenthum, keine Kriegssteuern erheben ließ, und auf den Herzog von Orleans, der ihm, wie er glaubte, keinen Sieg gönnte. Alle diese Anstrengungen hatten nichts als einen neuen Waffenstillstand mit England zufolge, der nachher noch einigemal erneuert wurde.

Als die Herzoge an den Hof zurückgekehrt waren, brachen die Zwistigkeiten zwischen ihnen fast tagtäglich aus, und gewöhnlich hatte der Herzog von Berry das Amt sie zu versöhnen. Am 20. Nov. 1407 bewog er sie in der Messe bon amour et fraternité einander zuzuschwören, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Louis von Orleans hierin redlich handelte, aber Jean von Burgund ging gewiß schon damals mit Verrath um. Die Königin lag gerade in den Wochen in dem Hotel Barbette, das sie dem Großhofmeister Montagu abgekauft hatte. Hier besuchte sie am 23. Nov. der Herzog Louis. Um 7 Uhr Abends brachte ihm ein Kammerdiener des Königs, der im Einverständniß mit dem Herzog von Burgund war, die Nachricht, der König wolle ihn eilig sprechen. Gewöhnlich war der Herzog von einer sehr starken Eskorte begleitet, weil er seinem Gegner nicht traute; bei dieser eiligen Botschaft aber machte er sich nur von zwei Stallmeistern und drei Pagen die Fackeln trugen begleitet auf den Weg. Beim Hotel des Marschall de Rieux umringten ihn auf einmal achtzehn Meuchelmörder, angeführt von einem normännischen Edelmann, Namens Ortonville, dem der Herzog erst kürzlich eine Stelle die er bekleidete hatte nehmen lassen. Dieser streckte ihn als

er rief: ich bin der Herzog von Orleans! mit den Worten zu Boden: eben dich wollen wir; einer der Stallmeister, ein Deutscher, wollte seinen Herrn mit seinem Leibe decken und verlor darüber ebenfalls sein Leben. Die Mörder flüchteten unerkannt in das Hotel von Artois, wo der Herzog von Burgund wohnte. Der Lärm rief Leute herbei, die den Leichnam eher an seinen Kleidern als an seiner Gestalt erkannten, denn zwei Beilhiebe in den Kopf hatten ihn ganz entstellt. Das Entsetzen in der königlichen Familie war außerordentlich. Die Königin flüchtete in das Hotel de St. Pol wo der König war, und da der Herzog von Burgund den Schmerz der übrigen Prinzen zu theilen schien, so warf vor der Hand Niemand Verdacht auf ihn.

Erst als auch in den Häusern der königlichen Familie nach den Mördern gefahndet wurde, hielt sich der Herzog Jean nicht mehr für sicher, ließ aber durch einen Magister der Pariser Universität Johannes Parvus (Jean Petit) eine Rechtfertigung seiner That als eines Tyrannenmordes anfsetzen und erhielt (1408) vom Könige einen Begnadigungsbrief. Auch kam, da Valentina Visconti (1408 Dec. 4.) starb und ihr Sohn Karl erst sechzehn Jahre alt war, (1409) zwischen den beiden Familien eine Aussöhnung zu Stande, die durch Heirathen befestigt werden sollte. Aber die Gewaltthätigkeiten des Herzogs Jean, der unter andern den verdienten Jean de Montagu, Oberintendanten der Finanzen, einen der wärmsten Anhänger der Königin und des Hauses Orleans, fangen, foltern, und (1409 Okt. 17.) hinrichten ließ, führte nach einem Frieden von kurzer Dauer (1410 Nov. 8.) einen abermaligen Bruch herbei, in dem nun der junge Herzog von seinem Schwiegervater dem Grafen von Armagnac unterstützt wurde. Die orleanesische Partei wurde seitdem als die der Armagnaken bezeichnet. Da sich die Stadt Paris, wo die Metzger eine eigene dem Hause Burgund ergebene Partei bildeten, für den Herzog Jean erklärte, und auch der Hof für ihn gestimmt war, so standen die Armagnaken, an welche sich die andern Prinzen angeschlossen hatten, diesem gegenüber im Nachtheil, bis sich endlich (1413) der Dauphin an den Herzog von Orleans anschloß und, nachdem der Herzog von Burgund zum Feind des Staats erklärt worden und ein Zug mit der damals zum letztenmal erwähnten Oriflamme gegen ihn gemacht worden war, ein Friede (1414 Okt. 16. und 1415 März 13.) unter gegenseitiger Amnestie zu Stande kam. Es ließ sich übrigens auf keine lange Dauer rechnen und nicht ein-

mal der nun ausbrechende englische Krieg konnte dem Privathaß ein Ziel setzen.

Denn diese verwirrten Zustände schienen dem englischen König eine gute Gelegenheit zur Erneuerung des Krieges zu bieten. Er verlangte zuerst als Abkömmling Philipp's des Schönen die französische Krone selbst, dann, als diese Forderung unbeantwortet blieb, forderte er die Rückgabe von Normandie, Maine, und Anjou, den früher zu dem Herzogthum Guyenne gehörigen Landstrichen, und den im Frieden von Bretigny bezeichneten Städten und Grafschaften alles mit völliger Souverainetät; dann als Abkömmling von Leonora von Provence, der Gemahlin Heinrich's III., die Hälfte dieser Grafschaft; hierauf den von König Johann's Lösegeld noch nicht abgetragenen Rest von 1,200,000 Kronen, und eine Mitgift für die Prinzessin Catharina von zwei Millionen Kronen. Der König Karl erbot sich zu einer Mitgift von 600,000 Kronen und der Herausgabe aller zu Guyenne gehörigen Länder. Hierauf stand auch Heinrich von dem Anspruch auf Normandie, Maine, und Anjou zurück, bestand aber auf den übrigen Forderungen, wogegen die französische Regierung sich nur zu einer Erhöhung der Mitgift verstehen wollte. So kam es bei der Unvereinbarkeit der beiderseitigen Ansprüche und bei der offenbaren Kriegslust Heinrich's zum Kriege. Nachdem noch eine aus dem Grafen Richard von Cambridge, der mit Anna Mortimer, der Schwester des Grafen de la Marche, vermählt war, aus Thomas Grey und Lord Scroop gebildete Verschwörung durch Hinrichtung dieser drei Häupter derselben erstickt worden war, ging der König mit 6000 Geharnischten und 24,000 Bogenschützen nach der Normandie über (1415 Aug. 13.) und belagerte sogleich (17. Aug.) die starke Festung Harfleur, die auch nach fünf Wochen sich (25. Sept.) ergeben mußte. Da aber Seuchen das Heer bedeutend geschwächt hatten, so war jede weitere Unternehmung nicht räthlich, und Heinrich beschloß durch die Normandie, Picardie, und Artois nach Calais zu gehen und von da nach England heimzukehren. Das französische Heer, das der Connetable d'Albret befehligte, beunruhigte anfangs seinen Marsch und als im Kriegsrath der Franzosen (20. Okt.) eine Schlacht beschlossen und dies dem englischen König angezeigt worden war, gelang es dem Connetable endlich bei Azincourt, einem Dorfe nicht weit von Crecy, den Engländern den Vorsprung abzugewinnen. Heinrich lagerte sich (24. Okt.) bei dem Dorfe Maisoncelles; ohne

sich durch die bei Azincourt stehenden Feinde durchzuschlagen, konnte er nicht nach Calais kommen.

Hier zeigte sich wieder wie in den frühern Schlachten bei gleichem Mißverhältniß der Mannschaft, da die Engländer nur noch 11 bis 12,000 Bogenschützen und 2000 Hommes d'Armes, die Franzosen wohl sechsmal so stark waren, der gleiche Uebermuth, der bei Crecy und Maupertuis der Niederlage vorhergegangen war. Der Sieg galt den Franzosen für eine so gewisse Sache, daß Keiner an die Möglichkeit einer Niederlage, nur an die Vortheile der Geldsummen, die man aus den Gefangenen ziehen könnte, dachte. Bei den Engländern dagegen sammelte sich Alles in dem festen Entschlusse, so bedenklich auch ihre Lage seyn möchte, sich ihrer früheren Siege würdig zu beweisen, und Alles aufzubieten, um den Sieg, auf jeden Fall aber Ehre zu erwerben. Der König selbst, der die ganze Nacht vom Donnerstag auf den Freitag mit Vorbereitungen zur Schlacht zubrachte, war den Seinen ein Antrieb zur heldenmüthigsten Abwehr. Er stellte seine Leute zwischen zwei Hölzer, nach dem gewöhnlichen Gebrauch in drei Treffen und zwei Flügel, aber so gedrängt, daß alle nur einen Körper auszumachen schienen. Voran standen die seit lange gefürchteten außer ihren Bögen auch mit Streitaxt und Schwerdt und spitzigen Stöcken, die gleich Pallisaden zum Schutz gegen den Angriff der Reiterei in die Erde gesteckt wurden, bewaffneten Bogenschützen. Hinter ihnen die geharnischten Reiter. Heinrich selbst auf einem kleinen Grauschimmel, mit einer von Edelsteinen funkelnden Krone um den glänzend polirten Helm, die Wappen der drei Lilien und drei Leoparden auf seinem Wappenrocke gestickt, durchritt die Reihen und ermunterte den Muth seiner Engländer. Auch die Franzosen waren in drei Treffen gestellt, aber die Ueberzahl war unverhältnißmäßig. Der Connetable befehligte das erste, die Herzoge von Bar und Alençon das zweite, die Grafen von Marle und Falconberg das dritte Treffen. Der Connetable wollte, weil die Engländer bisher immer die Defensive gehalten hatten, ihren Angriff abwarten, war aber damit nicht glücklicher. Denn die Bogenschützen drangen auf Schußweite vor, steckten ihre Stäbe auf, und unterhielten dann auf die gegen sie anzudringen beauftragten 800 Reiter einen so furchtbaren Pfeilregen, daß sie diese theils erlegten theils zersprengten, hierauf aber durch einen Angriff mit Schwerdt und Streitaxt die ganze erste feindliche Linie warfen, den Connetable selbst erschlu-

gen. Nun begann mit der zweiten Linie ein heftiges Gefecht, in welchem der König selbst, gegen den sich achtzehn französische Ritter verschworen hatten, in große Gefahr kam, endlich aber, als auch der tapfere Herzog von Alençon im dicksten Getümmel der Engländer gefallen war, der Sieg sich ebenfalls für die Engländer entschied. Noch ehe auch das dritte Treffen angegriffen wurde, machte ein Haufe Franzosen einen Einfall auf das feindliche Gepäck und den Troß, weßhalb Heinrich, da er diese Schaar von Freibeutern für wichtiger hielt als sie war, alle Gefangene niederhauen ließ. Hierauf ward auch die Flucht des dritten Treffens allgemein; nur etwa 600 Mann stürzten sich mit den Grafen von Falconberg und Marle auf die Gegner und wurden theils niedergehauen theils gefangen. Die Schlacht war aus. Mit lautem Dank gegen Gott für diese fast wunderbare Rettung beschloß der König den glorreichen Tag von Azincourt. Sieben französische Prinzen waren geblieben, der Herzog von Alençon, der Herzog von Bar, sein Bruder Robert Graf von Marle, der Graf von Nevers und der Herzog von Brabant, beide Brüder von Burgund, der Connetable Karl d' Albret und Ferri Graf von Baudemont; fünf wurden gefangen, die Herzoge von Orleans und von Bourbon, die Grafen von Eu, Vendome und Richemont; auch der Marschall Boucicout, über 100 Bannerherren, und 8000 Ritter und Knappen waren erschlagen. Die Engländer hatten 1600 Mann verloren, unter denen der Graf von Suffolk und der Herzog Edmund von York die bedeutendsten waren. Heinrich konnte nun ungehindert mit seinem sehr geschwächten Heer, das zu einer weiteren Unternehmung zu schwach gewesen seyn würde, über Calais nach England zurückkehren, wo er mit Jubel und wie im Triumph empfangen wurde. Man glaubte durch diese Schlacht, die würdige Schwester von Maupertuis und Cressy, die sichere Bürgschaft eines gänzlichen Siegs über Frankreich erhalten zu haben.

Hier nun als Vermittler aufzutreten hielt Siegmund für eben so ehrenvoll als nützlich; hatten die Franzosen seine Gesandten vor der Schlacht gar nicht einmal in das englische Lager gehen lassen, so wurde er jetzt von dem König Karl selbst gebeten, nach Paris zu kommen. Ehe er jedoch diese Reise antrat, erhub er den Grafen Amadeus von Savoyen (1416 Febr. 19.) zu Chambery zum Herzog, und dann erst begab er sich nach Paris. Es war nichts Geringes was er im Sinne hatte, eine Friedensstiftung zwischen England und Frankreich, zwischen Orleans und Burgund, zwischen dem deutschen

Orden und Polen, und dann ein allgemeiner Zug gegen die Türken, um sie aus Europa zu vertreiben und das heilige Land zu erobern. Aber schon die Einmischung in die französisch-englischen Händel mißlang. Zwar hielt er (1416 März 1.) einen feierlichen Einzug in Paris, wurde in den Louvre eingelagert und ehrenvoll von den Corporationen der Stadt bewillkommt, aber die Gegensätze der Armagnaken und der Burgunder waren so heftig, daß Siegmund sich nach vierwöchentlichem Aufenthalt aus der unsichern Hauptstadt nach St. Denys begab, und endlich zwar Vollmacht zur Unterhandlung mit England erlangte, aber trotz der ehrenvollen Aufnahme, mit welcher ihn König Heinrich nach London selbst (Mai) geleitete, nichts als den für die Franzosen ganz unannehmbaren Vorschlag auswirkte, daß gegen die vollständige Erfüllung des Vertrags von Bretigny der König von England Frieden bewilligen und seine Ansprüche auf die französische Krone aufgeben wolle. Wenn vielleicht der schwache König Karl selbst um dieses Opfer sich zum Frieden bereit erklärt hatte, so verwarf doch der Graf von Armagnac und der Dauphin eine solche Bedingung ohne weiters und der durch einen Waffenstillstand gehemmte Krieg stand seinem Ausbruch wieder ganz nahe. Siegmund gerieth sogar bei England in den Verdacht, die Franzosen, die den Krieg mit der Belagerung von Harfleur wieder eröffneten, zu begünstigen, und er konnte endlich nur dadurch Schiffe zur Rückfahrt nach Calais erlangen, daß er (15. Aug.) mit Heinrich V. ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Frankreich abschloß. Nun erst (24. Aug.) begab sich Siegmund nach Calais, wo er noch einmal den König Heinrich, den Herzog Jean von Burgund, der sich daselbst mit seinen dem Reiche angehörenden Besitzungen von ihm belehnen ließ, und den Grafen von Hennegau für die Sache der Einheit und Reformation der Kirche, so wie für einen Zug gegen die Ungläubigen zu begeistern suchte, und kehrte dann (27. Jan. 1417) wieder nach dem Concilium zurück.

Hier war indessen die reformatorische Partei, an deren Spitze der Pariser Kanzler Gerson stand, über die Frage, was mit den vom Pariser Magister Johannes Parvus zu Gunsten Burgunds aufgestellten Behauptungen, wodurch der Tyrannenmord gerechtfertigt wurde, mit den Cardinälen beinahe völlig zerfallen; die Spaltung zwischen Frankreich und Burgund hatte auch das Concil ergriffen, was nicht ohne Wirkung für den Ausgang des Concils blieb; so daß in der eigentlichen Thätigkeit der Versammlung ein merklicher Still-

stand eintrat, in welchem nur die Hinrichtung des Hieronymus von Prag, des Freundes und Schülers von Huß, einen wesentlichen Einschnitt machte. In Böhmen hatte die Nachricht von der Verurtheilung und Hinrichtung des Johann Huß bei König, Adel, und Volk gleich heftige Entrüstung hervorgebracht; die vom Concil den Böhmen zugekommene Erklärung, worin sie das Verfahren gegen Huß rechtfertigten und zur Austilgung der Ketzerei aufforderten, wurde mit einem mannhaften Schreiben beantwortet, worin die Böhmen die Verblendung des Concils bedauerten, den frommen Gottesgelehrten Johann Huß als Ketzer so grausam hingerichtet zu haben, sich beschwerten, daß man ihren Brief an Siegmund, in Betreff des Huß, zur Verachtung der Böhmen öffentlich verbrannt habe, behaupteten, Huß habe nie Ketzerei gelehrt eben so wenig als Hieronymus, sich gegen den nur von boshafter Verläumdung ersonnenen Vorwurf der Ketzerei vertheidigten, sich endlich auf einen künftigen Papst berufen und für das Evangelium Leben und Gut dran setzen zu wollen drohten. Zugleich verbanden sich die böhmischen Stände unter sich auf sechs Jahre zur Aufrechthaltung ihrer kirchlichen Freiheiten und Rechte gegen die Maaßregeln des Concils. König Siegmund drückte über diese Schritte den Böhmen und Mähren sein Mißfallen aus, aber ohne damit etwas auszurichten. Andererseits bewog die Festigkeit der Böhmen die Väter des Concils zur Vornahme des Prozesses gegen den seit 23. Mai 1415 in Constanz gefangen gehaltenen Hieronymus von Prag. Dieser hatte, da er keinen königlichen Geleitsbrief gehabt hatte, da Siegmund nicht in Constanz war, da er ein rückfälliger Ketzer war, weit weniger Aussicht mild behandelt zu werden als Huß. Das harte Gefängniß, Krankheit, Zureden frommer und gelehrter Männer hatten ihn dahin gebracht, daß er 23. Sept. 1415 sich dem Concil ganz und gar unterwarf, und alle Irrlehren, namentlich die des Wycliffe und Huß, widerrief und abschwur. Allein hiermit begnügte man sich nicht; Hieronymus wurde nicht freigelassen, wodurch sich vielleicht die Aufregung der Böhmen hätte beschwichtigen lassen, sondern sein Prozeß wieder aufgenommen, nochmals alle Anhänger der Hußischen Lehren vor das Concil geladen, und Hieronymus selbst (27. April 1416) aufs neue verschiedener Irrlehren angeklagt und ihm eine Reihe von Vergehungen zur Last gelegt, die sämmtlich in die Zeit vor dem Widerruf fielen, gegen welche sich der Beklagte theils leugnend theils rechtfertigend vertheidigte und eben so in einem zweiten Verhöre

(23. Mai) verfuhr. Da er aber (26. Mai) im dritten Verhöre sah, daß ihm seine Vertheidigung doch nichts helfe und sein Tod beschlossen sey, so benutzte er die ihm zu reden gegönnte Erlaubniß, um erstlich gegen seine neuen Richter zu protestiren, da er von den früheren sey für unschuldig erkannt worden, dann seine und Hussens Thätigkeit auf der Prager Universität, wodurch sie mit den Deutschen in Streit gerathen wären, auseinander zu setzen und zu gestehen daß sie beide, um die Rechte ihres Vaterlandes zu vertheidigen, zu vielen unruhigen und blutigen Auftritten Anlaß gegeben hätten, endlich um seinen Widerruf als eine bloße Wirkung der Furcht vor dem Scheiterhaufen zu erklären, die Lehre Wycliffe's und Hussens mit Entschlossenheit zu bekennen, und sich gegen das Unwesen des Clerus laut auszusprechen. Hierauf erfolgte (30. Mai) seine Verurtheilung und Hinrichtung, die er mit einer selbst seinen Feinden Achtung einflößenden Festigkeit ertrug. Hatte schon die Hinrichtung des Johann Huß die Böhmen erzürnt, so brachte das Verfahren gegen Hieronymus eine noch stärkere Gährung hervor, und die Losung zum innern Kriege war bereits gegeben. Wenn man genau die Parteien vergleicht, so findet man, daß es die reformatorische Partei der Franzosen und Deutschen, beide geleitet durch Johann Gerson, gewesen ist, welche den zu milderen Maaßregeln rathenden Cardinälen gegenüberstehend dieses Feuer der Verfolgung und des Bürgerkrieges angefacht hat.

Der partielle Widerspruch der Böhmen konnte aber auf das Concil keinen großen Eindruck machen, da dieses damals immer mehr in die Bedeutung des Papstes, d. h. der höchsten Macht der Christenheit, eintrat, von allen Völkern respektirt wurde, und gleich dem Statthalter Petri über alle weltlichen Angelegenheiten entschied. Als endlich auch die Gesandten von Aragon, dessen König Alfons (1416 April 2.) auf seinen Vater Ferdinand gefolgt war, sich (im Okt.) mit dem Concilium vereinigten, desgleichen die Schotten und die Navarresen, endlich (1417 Juni 18.) auch die Castilianer, war die Einheit der Christenheit vollständig, wenigstens dem Namen nach, indem in der That gerade zwischen diesen zuletzt beigetretenen Nationen heftige Zwiste obwalteten, die Portugiesen nicht mit den übrigen Spaniern zusammen eine Nation ausmachen, die Engländer vor den Aragonesen den Vorrang einnehmen, die Franzosen aber den Engländern das Recht bestreiten wollten eine Nation zu bilden. Nach der Ankunft und Vereinigung der Spanier nahm man nun

die Absetzung Benedikts vor. Er war schon 28. Nov. 1416 vorgeladen worden, hatte aber die Botschaft (1417 Jan.) mit der Erklärung erwiedert, daß er ein rechtmäßiger Papst, kein Häretiker noch Schismatiker sey, die Constanzer Versammlung sich nicht als ein allgemeines Concil betrachten dürfe, und hatte sie wiederholt mit seinen Bannflüchen belegt. Er wurde nun (1417 März 8.) für widerspenstig erklärt, noch einigemal vorgeladen, und als endlich sich die Castilianer mit dem Concil vereinigt hatten, (26. Juli) in einer feierlichen Versammlung als ein meineidiger, hartnäckiger, verstockter Schismatiker und Häretiker des Pontifikats und jeder kirchlichen Würde für verlustig erklärt. Nun war das Schisma wenigstens insofern beendigt, als Peter's de Luna, der unerschütterlich fortfuhr sich Benedikt XIII. zu nennen, Obedienz auf den Umfang seiner Felsenburg Peniscola eingeschränkt war. Man hatte dieses Resultat unstreitig Siegmund's unermüdeter Thätigkeit zu danken.

Unter den übrigen weltlichen Geschichten, welche ihre Erledigung auf dem Concil fanden, dürfte Herzog Friedrich's von Tyrol, der gewissermaßen als Geißel zu Constanz sich aufhielt, abermalige Flucht (1416 März 30.), worauf Acht und Bann folgte, dann des neuen Brandenburger Markgrafen, des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, feierliche Belehnung (1417 April 18.) mit der Kur und der Mark, auch die Erhebung des Grafen Adolf von Cleve zum Herzog (28. April), eine Reihe anderer Belehnungen, Schlichtung verschiedener Streitigkeiten, der Vorschlag Siegmund's zu einem allgemeinen Landfrieden, der eine Eintheilung Deutschlands in vier Kreise in sich faßte, der aber an dem Widerspruch und der Selbstsucht der Fürsten so wie an dem Argwohn und der Engherzigkeit der Städte scheiterte um erst viel später wieder aufgenommen zu werden, besonders zu erwähnen seyn. Aber auch nach außen hin erstreckte sich die Thätigkeit des Königs und des Concils, und nicht blos die Angelegenheiten des Reiches im engern Sinne sondern auch die seiner Grenzmarken kamen hier zu Sprache. Wie in Böhmen der religiöse, so kam in Preußen und Polen der politische Gegensatz des Slaventhums und Germanenthums zum Konflikt; der Streit König Jagal's mit dem deutschen Orden, schon in früherer Zeit erwachsen und im innersten Wesen beider Völker begründet, sollte ebenfalls hier entschieden werden.

Wie der deutsche Orden seit Winrich von Kniprode's Regierung in einen außerordentlich blühenden Stand gekommen war, so

hatte sich auch Polen, das seit Jagal's Wahl zum Könige auch über die Kräfte Litthauens gebot, zu großer Macht gehoben. Jagal hatte seinen Vetter Witowd, Kynstutte's Sohn, (1392) zum Großfürsten daselbst eingesetzt, der zwar Samogitien (Schamayten), wo sich das alte Heidenthum noch am längsten erhielt, an den Ordensmeister Konrad von Jungingen (1394—1407) abtrat, aber fortwährend wieder nach dem Besitz desselben trachtete. So lange Konrad an der Spitze des Ordens stand, wurde von beiden Theilen ein Krieg weislich vermieden. Der Ordensstaat umfaßte fünfundfünfzig befestigte Städte, achtundvierzig Schlösser, achtzehntausend dreihundert achtundsechzig Flecken und Dörfer. Unter ihm gehörten vier Bischöffe, vier Großgebietiger, achtundzwanzig Comthurs, sechsundvierzig Hauscomthurs, achtunddreißig Convente, eine Menge untergeordneter Beamten, Domherren, und Priester, dreitausend einhundert zweiundsechzig Ritter, und sechstausend zweihundert Dienstleute und Knechte. Die regelmäßigen Einkünfte des Ordens beliefen sich auf 800,000 Mark oder eben so viel rheinische Gulden, deren jeder etwa zwölf Gulden rheinisch heutiges Tages gleichgestellt werden mag, ungerechnet außerordentliche Steuern, Bernstein, Pfundzoll, Fischerei, gerichtliche Bußen, und dergleichen. Wie aber der Orden selbst reich, mächtig, und, was gewöhnlich beisammen ist, übermüthig und üppig war, so auch das ganze Land, ja selbst das im übrigen Europa hart gedrückte Bauernvolk. Es ist eine bekannte Sage, daß ein Bauer in Niklaswalde eilf und ein halbes Faß voll Pfenninge, Schillinge, und Groschen zusammengespart und der Hochmeister ihm das am zwölften noch Fehlende geschenkt habe; aber ebenso fehlt es auch nicht an Erzählungen von frevelhaftem Dünkel und sündlicher Verhöhnung der Religion. Im Vergleich zu dem übrigen Deutschland war der Zustand Preußens blühend, und der Hochmeister Konrad that soviel er konnte um dem Uebermaße und dem Uebermuthe Schranken zu setzen; aber die übersprudelnde Fülle brach allerwärts wieder hervor. Selbst der Adel suchte, trotzig wie er war, sich durch ein unter sich (1397) geschlossenes Bündniß, die Eidechsengesellschaft, sicher zu stellen, das zwar den Landesherrn, den Orden, mit Ehrfurcht nannte, aber sich doch zur Selbsthülfe verpflichtete und gegen den Orden selbst drohend auftreten sollte.

Konrad von Jungingen hatte den Ausbruch eines Kriegs, nach dem die Ordensritter gelüstete, und zu dem die Polen und Litthauer steten Anlaß gaben, eifrig verhütet. Auf dem Todbette hatte er vor

der Wahl seines kriegslustigen, leidenschaftlichen Bruders gewarnt. Vergebens: Ulrich von Jungingen ward sein Nachfolger. Der Krieg war nun entschieden. Im innersten Grunde war es der Gegensatz zwischen Slaven und Germanen, der hier in offenen Hader ausbrach; die überall wo sie zusammenkamen sichtbare Unverträglichkeit beider Völker mußte Krieg erzeugen; beide gleich stolz konnten das gemeinsame Recht auf die preußischen Lande nicht gütlich und friedlich theilen, es mußte die Waffengewalt entscheiden. Die äußere den letzten Anstoß gebende Ursache war der Hader um Schamayten, welches dem Christenthum abhold sich mit Hülfe Witowd's empörte und dem Joch der verhaßten Kreuzherren entzog; der Orden galt dem Polen und Litthauer als ein verhaßter ungerechter Eindringling, der unter dem Vorwand für das Christenthum zu wirken nur seiner Habsucht und seinem Eigennutze huldige; die Ritter warfen den Polen und Litthauern Tücke und Falschheit vor. Der plötzliche Abfall der Schamayten (1409), die dazu wahrscheinlich von Witowd ermuntert waren und auch sogleich von ihm unterstützt wurden, gab die Losung zum Kriege. Witowd vereinigte sein Heer mit den Schamayten und verjagte den Orden aus seinen Burgen.

Noch war aber ungewiß ob man auch mit Polen Krieg haben werde. Der Hochmeister Ulrich erhielt durch den dem Orden feindseligen Erzbischof von Gnesen die Antwort: der Großfürst sey Vetter und Lehnsträger des Königs, folglich müsse ihm Jagal zu Hülfe eilen; hingegen erbiete sich der König zum Vergleich zwischen beiden. Darauf erfolgte (6. Aug. 1409) die Kriegserklärung und der Orden rückte in das Dobrinerland ein; Wladislav Jagello dagegen zog vor Bromberg. Den gegenseitigen Verwüstungen that ein vom 8. Okt. bis 24. Juni 1410 dauernder Waffenstillstand Einhalt, während dessen Wenzel von Böhmen einen schiedsrichterlichen Spruch thun sollte. Wenzel entschied, daß Schamayten dem Orden, Dobryn den Polen zurückgegeben werden sollte, aber die Polen verwarfen den Ausspruch, und Wladislav und Witowd fielen mit einem auf 150,000 Mann geschätzten Heer in Preußen ein, wo sie bei Soldau auch den Absagebrief König Siegmund's, damals noch blos Königs von Ungarn, empfingen. Der Hochmeister bot sein Land und Volk auf, auch von Pommern zog ihm Herzog Kasimir, von Oels Herzog Konrad zu Hülfe; 83,000 Mann, ein der Zahl nach geringeres aber immerhin starkes und durch gemeinsamen Geist einigeres Heer als das der Gegner, waren auf der Seite des Ordens. Zwischen Grün-

berg oder Grünewald und Tannenberg kam es (15. Juli) zur Schlacht.

Am Morgen des entscheidenden Tages sandte der Hochmeister zwei Herolde, den einen mit dem kaiserlichen Adler in goldnem Felde, den andern mit dem pommerischen rothen Greif in weißem Felde auf der Brust geziert, jeden ein bloßes Schwerdt tragend, von denen das eine in Blut getaucht war, an den König, ihm die Wahl zwischen beiden und so die Entscheidung über Krieg und Frieden überlassend: Jagal erwählte den Krieg, dessen günstigen Ausgang er durch inbrünstiges Gebet herbeizuführen bemüht war. Witowd mit seinen Litthauern begann auf dem rechten Flügel die Schlacht, die geraume Zeit schwankend sich endlich für den Orden zu entscheiden schien. Das Panier des heiligen Georg, um das sich Litthauer, Russen, und Tataren reihten, ging verloren, ihre Reihen verwirrten sich, und als der Hochmeister die Seinen durch frische Schaaren verstärkt wieder angreifen ließ, ergriff der größte Theil die Flucht und verbreitete in der Heimath das Gerücht von einer Niederlage. Nur die Russen hielten theilweise Stand und schlossen sich an den linken Flügel an. Nun erst erschien Jagal selbst in der Schlacht, und da die den Flüchtigen nachgeeilten Verfolger die feindliche Linie geschwächt hatten, so wendete sich das Glück auf die Seite der Polen. Doch gab Ulrich die Hoffnung zum Siege noch nicht auf und rückte mit sechzehn Schwadronen auf den König selbst los. Hier entstand ein heftiger Kampf. Dippold von Kekeritz, ein tapferer Lausitzer, wagte sich an den König selbst, wurde aber von Jagal's Schreiber, Sbigneus Olesnicki, mit einer in der Hast ergriffenen zerbrochenen Lanze vom Pferde geworfen und vom Gefolge getödtet. In diesem entscheidenden Augenblicke gab die böhmische Schaar von 800 Rittern, die Trautenau befehligte, den Ausschlag. In plötzlichem Angriff wurden die Leute des Ordens geworfen, Ulrich selbst der tapfer gefochten hatte getödtet, und durch ungeordnete Flucht des Ordensheeres der Tag entschieden. An 600 Ritter und 40,000 Krieger geringeren Ranges, und 60,000 Polen bedeckten den Wahlplatz. Einundfünfzig Fahnen und viele tausend Gefangene fielen dem Sieger in die Hände, das ganze feindliche Lager wurde seine Beute. Der Feind wurde nicht verfolgt; die Plünderung des Lagers und die Erquickung nach der den ganzen Tag über gefochtenen Schlacht war die nächste Thätigkeit der Sieger. Dann wurden am andern Morgen Dankgebete angestimmt, für die Beerdigung der Todten und die Pflege der Ver-

wundeten, gleichviel ob es Freunde oder Feinde waren, Sorge getragen, und der Leichnam des erschlagenen Hochmeisters nach Marienburg gesendet. Doch hatte Jagal dem Tatarenhauptmann Bagradin, der ihn in der Schlacht erlegt hatte, nicht wehren können, dem Haupte des Getödteten die Barthaut abzustreifen, um dieses Siegeszeichen nach uralter Barbarensitte an seiner Lanze zu befestigen.

Mit dieser Schlacht war das Glück des Ordens dahin, das Glück Polens hingegen war im Steigen. Es hatte sich hier gezeigt, was früher oder später das Schicksal dieser sonderbaren Republiken werden mußte, wenn die Zeit, welche sie erschaffen, verflossen war, das Bedürfniß, das sie hervorgerufen, gestillt war. Der Zusammenstoß mit der längst bestehenden weltlichen Macht nöthigte sie entweder sich dieser auch äußerlich in Form und Richtung gleichzustellen, was nach abermals hundert Jahren dem Hochmeister als einziger Ausweg zur Erhaltung des Landes und der Leute erschien, oder sie gingen, wie es den Tempelherren geschehen war, gewaltsam zu Grunde. Daß der deutsche Orden sich doch noch im Besitz Preußens erhielt, daran trug die Schuld theils seine innere immer noch zweckmäßige Einrichtung, sein Zusammenhang mit dem Reiche, das ihn wenigstens durch die Idee schützte, theils die Verhältnisse Polens, das auch noch andere Richtungen zu verfolgen hatte.

Die nächsten **Folgen der Schlacht** waren, daß Jagal's Aufforderungen, sich ihm zu unterwerfen, in Preußen bereitwillig aufgenommen wurden, Elbing, Graudenz, Thorn, Danzig, Königsberg, Holland, Brandenburg, Osterrode sich unterwarfen und polnische Statthalter einnahmen, Marienburg selbst belagert, die Stadt auch (28. Juli) erobert wurde. In der Burg jedoch hielt Graf Heinrich Reuß von Plauen, als Statthalter des Hochmeisters, sich unerschüttert, bot zwar anfangs die Abtretung von Pomerellen, Kulm, und Michelau, um Frieden zu erhalten, verweigerte aber standhaft die Räumung Marienburgs und der übrigen festen Orte in Preußen, und hatte endlich die Freude, den König, welcher von seinem Vetter Witowd, dem der zum Entsatz angerückte livländische Landmeister Konrad von Vietinghof die Aussicht auf die Königskrone Litthauens vorgespiegelt und vor Jagal's Uebermacht Furcht eingeflößt hatte, unter dem Vorwande der allerdings im Heere ausgebrochenen Krankheiten (11. Sept.) verlassen worden war, ebenfalls (19. Sept.) seinen Abzug nehmen zu sehen. Schwerer Verlust auf dem Rückwege vernichtete für Polen die nächsten Vortheile der Schlacht von Tan-

nenberg, und der Orden, welcher den standhaften Heinrich Reuß von Plauen (10. Nov.) zum Hochmeister wählte, gewann die meisten verlorenen Burgen wieder und schloß (1411 Febr. 1.) einen ewigen Frieden zu Thorn, durch welchen Schamayten an Wladislav Jagello und Witowd während ihrer Lebenszeit zurückfallen, nach ihrem Tode aber im Besitz des Ordens wieder verbleiben und 100,000 Schock Groschen für die Lösung der Gefangenen gezahlt werden sollten.

Aber dieser Friede wehrte die tieferen traurigen Folgen des Krieges nicht ab. Im Gefolge desselben waren hohe Steuern, Münzverschlechterungen, und innere harte Maaßregeln zur gewaltsamen Unterdrückung der im Lande hierüber entstandenen Unzufriedenheit. Der polnische König fand als christlicher Fürst bei dem Papst und dem nun auch zum römischen König erwählten immer geldbedürftigen Siegmund freundliches Gehör und weder den Bannstrahl noch die Hülfe des Reiches hatte der Pole fürder bei neuem Unrecht zu fürchten. Die Vollziehung des Friedens bot steten Streit zwischen beiden. Da ließ der Comthur Heinrich Reuß, des Hochmeisters Bruder, in Danzig den Bürgermeister Konrad Lezkau, nebst den meisten andern Rathmannen, verrätherisch zu einem Gelage auf das Schloß laden und hier ermorden, ohne deßhalb vom Hochmeister bestraft zu werden. Offener Aufstand brach aus, und Heinrich sah sich genöthigt anzuordnen, daß von nun an zwanzig der Vornehmsten vom Adel und siebenundzwanzig Bürger als Landesrath dem Hochmeister und den Gebietigern zur Seite stehen sollten. Die Unzufriedenheit mit seiner kräftigen aber auch rücksichtslosen Regierung griff aber auch unter dem Orden selbst um sich und Heinrich Reuß wurde (1413 Okt. 14.) durch das Ordenscapitel zu Marienburg abgesetzt. An seine Stelle trat sein Gegner, der Ordensmarschall Michael Küchmeister von Sternberg. Dieser von geringerem Adel als sein Vorfahr hatte nicht minder mit einer Partei im Orden, die seinem Vorfahren zugethan war, und mit den auswärtigen Händeln zu thun. Schon Heinrich Reuß hatte auf einen Ausspruch Siegmund's compromittirt, aber der zu Ofen gefällte Spruch war dem Vortheil des Ordens eben so wenig günstig als der Friede von Thorn, und der polnische König benützte die innere Bedrängniß des Ordens, um (1414 Juli 18.) den Krieg zu erneuern und ins Ordensgebiet einzufallen. Da wandte sich der Orden an das Concil, und dieses berief beide Theile vor seinen Richterstuhl.

Die Sache wurde erst im Mai 1415 vorgenommen. König

Wladislav suchte das Concil durch die bestimmte Versicherung, wie sehr er sich die Vertilgung des Heidenthums und den Kampf gegen die Ungläubigen angelegen seyn lasse, zu gewinnen, und führte dann mit Witowd gemeinschaftlich gegen den Orden Klage, weil dieser die Ungläubigen, welche dem Rechte nach Unterthanen christlicher Fürsten seyen, mit Waffengewalt zum christlichen Glauben zu bringen suche. Zum Beweis des in Schamayten eingeführten Christenthums wurde eine zahlreiche aus schamaytischen Christen bestehende Gesandtschaft an das Concil abgeschickt. Obgleich nun der Orden die guten Gesinnungen Jagello's und Witowd's verdächtig zu machen suchte, sich auf seine ihm den Krieg gegen die Ungläubigen gebietenden Gesetze berief, und wahrscheinlich machen wollte, daß weder Polen noch Litthauen sich dem Ausspruch des Concils unterwerfen würden, so fanden doch Wladislav und Witowd Gehör, Schamayten wurde vor der Hand in weltlichen Dingen unter den römischen König, in geistlichen unter seine Bischöffe gestellt, und eine Waffenruhe festgesetzt. Der Hochmeister suchte aber diese aus nichtigen Ursachen zu brechen und mit Mühe gelang es dem König Siegmund, der allein die Partei Wladislav's und Witowd's hielt oder vielmehr Unparteilichkeit zu beobachten strebte, die Ruhe so lange zu erhalten, bis endlich (1417 Juli 12.) die Klagsache öffentlich zum erstenmal vor das Concilium gebracht wurde. Da gewann der Orden freilich ein großes Uebergewicht. Als nämlich Siegmund an beide Theile die Frage richtete, ob sie das Reich als ihren Obersten anerkennten? erklärte der Ordensgesandte, daß er mit seinem Orden der römischen Kirche und dem römischen Reiche in allen Stücken unterwürfig und gehorsam sey, die Polen aber suchten der direkten Beantwortung der Frage dadurch auszuweichen, daß sie entgegneten: ihr König sey von jeher und immerdar ein freier König, worüber Siegmund nicht weniger unzufrieden war, als ihm die Antwort des Ordens Freude gemacht hatte. Aber ein bestimmtes gerades Urtheil war nun nicht möglich. Die höchste Autorität, welche beide Theile gleich anerkannten, die des Papstes, war zur Zeit nicht vorhanden, der Ausspruch mußte daher bis die Kirche wieder ihr höchstes Oberhaupt habe verschoben werden. So war im Ganzen und im Einzelnen die Wahl des Papstes ein unerläßlich dringendes Erforderniß.

Stimmten aber auch hierin alle Mitglieder des Concils überein, so waren doch über die Vornahme der Reformation die Ansichten wesentlich verschieden. Die Cardinäle, deren Partei sich durch den

Beitritt der italienischen und der spanischen Nation fortwährend verstärkte, drangen darauf, daß die Papstwahl jeder andern Thätigkeit vorangehen müsse und ohne Oberhaupt der Kirche in dieser Sache nichts vorgenommen werden dürfe; die Gegner der Cardinäle hingegen betrachteten die Reformation als die erste und wichtigste Aufgabe des Concils und wollten bei derselben, ja selbst bei der Papstwahl das Concil ausgeschlossen wissen. So stellte sich eine anfangs von allen Seiten einmüthig gewünschte Aenderung als ein Zankapfel dar, der möglicherweise in diesem oder jenem Falle ganz andere Vortheile darbieten konnte. So lange nur Italiener und Spanier bei den Cardinälen standen, war es nicht schwer daß Franzosen, Engländer, und Deutsche, mit dem bedeutenden Uebergewicht des römischen Königs verstärkt, ihnen das Gleichgewicht hielten; da aber der Cardinal Peter d'Ailly, der ein eifriger Vorkämpfer der Reformation war, sich für die Wahl des Papstes vor der Kirchenverbesserung aussprach und der Pariser Kanzler Johann Gerson ihm hierin beipflichtete, so zog sich bald auch die ganze französische Nation auf die Seite der Cardinäle, und Siegmund's Bemühen, der nur noch die Deutschen und die Engländer für sich hatte, wurde von den Franzosen (1417 Juni 17.) als eine Beeinträchtigung der Freiheit des Conciliums bezeichnet. Der Streit entbrannte zu solcher Heftigkeit, daß er das Concil zu trennen drohte, und nur die Absetzung Benedikt's konnte einigermaßen die Gemüther wieder auf kurze Zeit vereinen. Als aber diese vorüber war, begann er aufs neue; die italienische, spanische, und französische Nation ließ sich schlechterdings nicht für Siegmund's Wünsche gewinnen, von dem Cardinal von Cambray wurde in einer großen Eindruck machenden Rede die Möglichkeit bestritten, daß eine Reformation ohne Papst vorgenommen werden könnte, behauptet, daß sie unter den gegenwärtigen Umständen nicht vorgenommen werden dürfe, endlich auf die Nachtheile einer unzeitig begonnenen und unvollständig ausgeführten Reformation aufmerksam gemacht, durch Schmähschriften wurde die Rechtgläubigkeit Siegmund's und seiner Anhänger verdächtig gemacht, und die Nachtheile, die aus einer möglichen Auflösung der Versammlung hervorgehen würden bezeichnet, endlich (9. Sept.) von den Cardinälen nebst den Italienern, Spaniern, und Franzosen förmlich gegen das Verfahren Siegmund's, der sich allzusehr in die Kirchensachen mische und die Papstwahl vereitele, protestirt. Da nun Siegmund ihnen den gewöhnlichen Versammlungsort versperren ließ, wollten sich die Car-

dinäle von Constanz entfernen, mußten aber, da der König dem Constanzer Rath und dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg ihnen sicheres Geleit auszufertigen verbot, diesen Vorsatz aufgeben, und da die Castilianer wegen eines Rangstreites mit den Aragonesen wirklich die Stadt verließen, ließ er sie durch Bewaffnete wieder nach der Stadt zurückbringen. Die Festigkeit, mit welcher Siegmund, der sogar den Befehl zur Gefangennehmung der protestirenden Cardinäle geben hatte wollen, seinen Plan verfolgte, entfremdete ihm jedoch selbst diejenigen Cardinäle und Prälaten, die bisher noch bei ihm gehalten hatten, und durch den Tod des Bischofs Robert Halam von Salisbury (4. Sept.) ging ihm die englische Nation verloren. Denn nun (16. Sept.) erklärte sich auch diese dafür, daß die Papstwahl vor der Reformation vorgenommen werden müßte. Da machte die deutsche Nation (13. Sept.) noch einen letzten Versuch, sich den andern Nationen zu widersetzen, auf die Nothwendigkeit einer Reformation vor der Papstwahl hinzuweisen, das Verderbniß des päpstlichen Stuhles weitläuftig zu belegen, und dringend zur Befolgung ihres Rathes aufzufordern. Aber schon nach wenigen Tagen ließen sich der Rigaer Erzbischof Johann von Wallenrod und der Bischof Johann Abondi von Chur, indem die Cardinäle jenem das Fürstbisthum Lüttich, diesem das Erzstift Riga, versprachen, für diese Partei (20. Sept.) gewinnen, und nun folgte die ganze deutsche Nation nach. Siegmund mußte seinen fruchtlosen Widerstand aufgeben, er willigte in die Vornahme der Papstwahl vor der Reformation ein, verlangte jedoch, daß der neue Papst gleich nach der Wahl und noch vor der Krönung sich an das Werk mache und es gemeinschaftlich mit dem Concil zu Ende führe, und da die Cardinäle dieses zusagten, so schien man wieder zur Einigkeit gelangt zu seyn.

Gerade in diese Zeit fiel ein merkwürdiger Streit zwischen den bayrischen Herzogen Ludwig dem Bärtigen von Ingolstadt und Heinrich dem Reichen von Landshut. Jener, der den größern Theil seines rüstigen Mannesalters an dem üppigen und lebendigen Hofe seiner Schwester Isabeau Gemahlin König Karls VI. von Frankreich verlebt hatte, stand sowohl gegen seine Vettern von München als auch gegen Heinrich von Landshut in feindlichem Verhältniß, und besonders war der letztere theils weil ihn Ludwig unächter Geburt beschuldigte und einen Bund von Rittern gegen ihn begünstigte, theils weil Ludwig auch Heinrich's Schwager, den neuen Kurfürsten und Markgrafen Friedrich, der Heinrich's Schwester, die schöne Else aus

Bayern wie sie die Märker nannten, geheirathet hatte, mit bitterm Hohn wegen seines neuen Adels und seiner neuen dem Wittelsbachischen Haus ungerecht entzogenen Besitzung, verfolgte, sein unversöhnlicher Gegner. Die Gewaltthätigkeiten, welche Ludwig nach Beispiel des französischen Adels und nach eigener heftiger Natur gegen seine Nachbarn, die ihm insgesammt aufsäßig waren, beging oder zuließ, vereinigten Alle, Geistliche und Weltliche, Städte und Fürsten, vor dem König, der auch nicht günstig für Ludwig gestimmt war, gegen ihn zu klagen. Da nun der am 19. Okt. gefällte Ausspruch über den Besitz gewisser bayrischer Lande für Ludwig nachtheilig ausfiel, und sich am folgenden Tag der Herzog dem König beim Frühstück zu Füßen warf und um Recht bat, kam es zwischen ihm und dem Herzog Heinrich und dem Markgrafen Friedrich zu einem heftigen Gezänke, dessen Folgen in Gegenwart des Königs nicht weiter betrieben werden konnten. Heinrich aber eilte zurück in seine Herberge, nahm hier fünfzehn von seinen Leuten, bayrische von Adel, zu sich, und lauerte Ludwig, der bei dem Passauer Bischof wo auch der König war zum Mahle geblieben war, bei seiner Heimkehr auf. Hier überfällt er ihn, der nur von zwei Dienern begleitet war, und haut auf ihn, Ludwig wendet sich zwar und entwendet ihm die Waffe, allein die Menge seiner Gegner streckt ihn schwer verwundet zu Boden. Heinrich und die Seinen, in der Meinung ihren Gegner erschlagen zu haben, entfliehen eilig von Constanz. Siegmund, anfangs über diesen Friedensbruch schwer entrüstet, entfernte sich selbst von Constanz mit dem Schwur nicht eher zurückzukehren bis der Frevel bestraft sey; er reiste zu den Eidgenossen bei ihnen stattlich und und freundlich empfangen; da aber Herzog Ludwig von seinen Wunden unerwartet schnell genaß, ließ er sich bewegen Gnade für Recht ergehen zu lassen, und Herzog Heinrich erhielt (1418 Jan. 10.) einen Begnadigungsbrief. Der Haß beider Fürsten war dadurch aber nicht beschwichtigt, und ein späterer Krieg, der den Untergang der Ingolstädter Linie zu Folge hatte, entsprang aus diesem Akt gewaltsamer Selbsthülfe.

Nun aber kam es endlich zu dem wichtigen Geschäft der Papstwahl. Die Cardinäle, denen bisher dieses Geschäft ausschließlich zugekommen war, mußten obgleich nach ernstlichem Widerstreben sich gefallen lassen, daß von jeder Nation sechs Abgeordnete mit ihnen gemeinschaftlich die Wahl vornehmen sollten. Dann wurden achtzehn Punkte festgesetzt, in welchen der künftige Papst in Gemeinschaft

mit dem Concilium die Reformation durchführen sollte, in welchen zwar wesentliche Gegenstände der Kirchenverwaltung zur Sprache gebracht waren, aber gerade die disciplinarischen und dogmatischen Wünsche gar nicht berührt wurden, und am 8. Nov. bezogen hierauf die dreiundzwanzig Cardinäle und die dreißig Deputirten der Nationen das zum Conclave eingerichtete Kaufhaus. Es war zwar erlaubt, auch einen Prälaten zu wählen, der nicht Cardinal war, und anfangs schienen die Nationen unter sich zu wetteifern; bald aber gaben zuerst die Deutschen, dann die Engländer den mit den Cardinälen verbundenen Italienern nach, die am längsten widerstrebenden Spanier und Franzosen mußten folgen, und so wurde schon am dritten Tage (11. Nov.) der Cardinaldiacon Otto Colonna wie durch göttliche Inspiration von allen Stimmen gewählt. Er nannte sich Martin V. Der Jubel über diese glückliche Beendigung der Kirchenspaltung durch die Wahl eines keiner Partei unlieben Mannes, dem nichts als seine Anhänglichkeit an Johann XXIII. vorgeworfen werden konnte, war allgemein. Noch an demselben Tage fand seine Inthronisirung und am zehnten Tage die Salbung und Krönung statt.

Unter der übrigen Thätigkeit des neuen Papstes dürfte besonders seine Parteilichkeit gegen den polnischen König und seinen Vetter zu erwähnen seyn, indem der Dominikanermönch Johann von Falkenberg, der in einer Schrift es als ein höchst verdienstliches Werk aufgestellt hatte, wenn sich die ganze Christenheit zur Vertilgung der Polen und ihres Königs verbände, durch Martin V. eine Revision und mildere Behandlung seines Prozesses erhielt, während auch die von Jean Petit ausgesprochene Rechtmäßigkeit des Tyrannenmordes von ihm nicht weiter angefochten wurde. War er jedoch nicht aus eigener Neigung sondern um größerer Unordnung vorzubeugen und vielleicht auch durch andern Einfluß zur Nachsicht bewogen worden, so wurde in der böhmischen Sache die schon bei diesem Volke vorhandene Erbitterung durch ein hartnäckiges Beharren auf dem früher ergriffenen Wege noch gesteigert. Eine allgemeine Unzufriedenheit aber zeigte sich über die schlechte Erfüllung der Erwartungen und Versprechungen von einer Reformation. Jetzt wendeten sich auch die Franzosen an den König und baten ihn zur Beschleunigung der Reformation zu wirken. Siegmund erinnerte sie an die frühere Zeit, als sie ihn im Stiche gelassen hatten. Seine Stellung war seit der Wahl des Papstes viel unbedeutender geworden. Die Deutschen

machten eine Eingabe, in welcher sie ihre Forderungen darlegten, und welche der Papst durch einen Entwurf der vorzunehmenden Reformation beantwortete. Aber obgleich er in vielen Stücken dem Verlangen der deutschen Nation zu willfahren geneigt war, so erklärte er doch gerade in Bezug auf die Annaten, die Commenden, Dispensen, Beneficien, gegen welche die Nationen die meisten Beschwerden erhoben hatten, daß sich keine wesentliche Aenderung vornehmen ließe. Da sich nun schlechterdings keine allgemeine Ausgleichung möglich zeigte, so trat der Papst mit jeder Nation in besondere Unterhandlung und schloß mit ihr ein Concordat ab. Mit den Italienern die mit ihm ganz einverstanden waren bedurfte es keines, dagegen entstand ein deutsches, englisches, und französisches, später auch ein spanisches Concordat. Außerdem erließ er (21. März) sieben Artikel als päßtliche Constitutionen, unter welchem Namen auch die Concordate vom Concil bestätigt wurden; in den letzten derselben wurde auch des Wandels und sittlichen Lebens der Geistlichen gedacht. Die Concordate wurden sämmtlich von den Völkern nicht anerkannt, und obgleich Siegmund als römischer König seine Zustimmung gegeben hatte, so erhielten doch die Artikel des deutschen Concordats ebensowenig in Deutschland Anerkennung, als es in den andern Ländern dazu kam; in Frankreich wurde vielmehr durch königliche Edikte und Parlamentsverordnungen die Beobachtung der Freiheiten der gallicanischen Kirche erneuert und „obwohl dem römischen Stuhl jede mäßige und nothwendige Unterstützung an Geld zur Bestreitung seines Haushalts zukommen zu lassen nicht untersagt war, so wurde doch auf das Strengste verboten, in Hinsicht der Provisionen, Annaten, Vacanzen u. s. w. Geld oder Geldeswerth aus Frankreich an den römischen Hof zu bezahlen.“ In Hinsicht der beabsichtigten Reformation konnte das Werk der Constanzer Versammlung als gänzlich mißlungen bezeichnet werden.

Wie das Unglück des österreichischen Herzogs mit dem Concil angefangen hatte, so fand es auch noch auf demselben ein Ende. Er wurde nach schwerer Demüthigung wieder in seine Länder und Würden eingesetzt, aber weder die von den Eidgenossen gemachten Eroberungen noch die für reichsfrei erklärten Städte, welche vorzogen beim Reiche zu bleiben, waren ihm ferner unterthan. War aber Siegmund hier unvermögend die Eidgenossen zur Rückgabe des Aargaus zu vermögen, so zeigte sich sein Einfluß in den ferner gelegenen, dem Reich eigentlich fremd gewordenen Landen, noch weniger mächtig.

Gegen den mächtigen Mailänder Herzog Philipp Maria Visconti trat Siegmund in seiner Unterstützung der ihrer Städte beraubten Herren sehr behutsam auf, mit Venedig war noch von alter Zeit her Feindschaft, die von den trotzigen Republikanern auch nicht sonderlich schwer getragen wurde, und Siegmund's Einmischung in die holländischen Angelegenheiten, wo die burgundische Macht immer weiter vorwärts drang, gab nur dem innern Kriege neue Nahrung ohne etwas dem Reiche Ersprießliches auszurichten. Immer tiefer sank das Ansehen des Reiches und in diesen Gegenden, welche schon längst kein Reichsoberhaupt mehr gesehen hatten, wurde die französisch-burgundische Herrschaft, die mit klugem Bedacht vordrang, immer bedeutender.

Nun erfolgte endlich, nachdem noch Pavia für den Ort des nächsten Concils und als Zeit das fünfte Jahr festgesetzt worden war, die Auflösung des Concils und (16. Mai) die Abreise des Papstes Martin, der in Rom, dem Patrimonium St. Petri, seinen Sitz zu nehmen beschloß. Als Martin am Pfingstmontag auf weißem Rosse, dessen Zügel links der römische König zu Fuß einhergehend, rechts der brandenburgische Markgraf Friedrich führte, unter einem Traghimmel, den vier Grafen trugen, in kostbarem Meßgewand mit herrlicher Tiara auf dem Haupte, mit aller seiner Geistlichkeit und großer Menge Volks aus Constanz ausgezogen war, worauf auch Siegmund (21. Mai) und die anderen Gäste die Stadt verließen, trat in der kleinen Stadt, die auf einige Jahre der Mittelpunkt der ganzen Christenheit gewesen war, wieder die frühere Ruhe und Gewöhnlichkeit ein. Das mächtige Schauspiel, das hier König, Herzoge, Grafen, Herren, Geistliche aller Art, und jede Art ungeistlichen Wesens versammelt hatte, war zu Ende, und man fragte sich billig, was erreicht war. Offenbar nur Eines, die Herstellung der Einheit, die Aufhebung des Schisma's. Was aber in reformatorischer Hinsicht geschehen war, konnte so gut als nicht geschehen betrachtet werden, indem die Concordate wie schon gesagt weder auf Disciplin und Glaubenslehre weit eingingen, noch von den Völkern die sie betrafen als gültig angesehen wurden. Daß es aber unmöglich sey, in einer solchen Versammlung zu gemeinschaftlicher Feststellung zweckmäßiger Glaubensvorschriften zu kommen, oder auch, daß eine allgemeine gültige Norm nur im Allgemeinsten könne ausgesprochen nie aber bis ins Einzelnste verfolgt werden, und daß sie in ihrer Anwendung auf verschiedene Völker und Himmelsstriche müsse nothwendig modificirt werden, das hatte man in der Constanzer Versammlung nicht erkannt.

Denn die Vereitelung der reformatorischen Erwartungen schien offenbar nur dem Umstande zuzuschreiben, daß man den Papst zu früh gewählt hätte, so daß also bei Vermeidung dieses Fehlgriffes ein besseres Resultat unfehlbar erreicht worden wäre. Die Wiederherstellung des römischen Pontifikats, die Ueberzahl der aus den Italienern genommenen Cardinäle, konnte aber von den Römern immerhin als ein erfochtener Sieg angesehen werden; und der schwache Versuch, den die Nationen machten, aus ihrer Mitte einen Papst gewählt zu sehen, bedeutete gar nichts gegen den von den Cardinälen faktisch errungenen Vortheil.

Die nächsten Folgen des Concils waren für Deutschland die traurigen Hussitenkriege. Die Böhmen fanden sich durch die Hinrichtung des Huß und Hieronymus sowohl als Anhänger derselben Lehre gekränkt als auch als Landsleute derselben. Denn auch die dem alten Glauben noch fest anhängenden Böhmen sahen doch in dem Verfahren gegen sie eine Verfolgung, die sie der Abneigung der Deutschen zuschrieben. An der Spitze der dem Huß fest anhängenden Partei stand sein Gutsherr Nikolaus Hussinecz, der sich (1417 April 15.) zu König Wenzel begab und die Einräumung einiger größerer Kirchen begehrte, um daselbst das Abendmahl nach ihrer Weise halten zu können. Wenzel hatte bisher dem ganzen Fortgang der Sache mit seiner gewöhnlichen Indolenz zugesehen, gab auch jetzt dem Nikolaus, der mit großem Gefolge vor ihm aufgetreten war, eine vertröstende aber gütige Antwort, sagte ihm aber nachher: Du hast deinen Faden zwar sehr fein gesponnen, meine Augen sind aber nicht so blöde um ihn zu verkennen, und nimm dich in Acht, daß nicht am Ende ein Strick für deinen eigenen Hals daraus wird. Da man wußte, daß Wenzel, wenn er einmal drohe, seine Drohungen auch zu erfüllen pflege, zog sich Nikolaus zurück, und trug nun in einer auf dem Berg Hradistie, den man hinfort nach der Schrift den Berg Tabor nannte, gehaltenen Versammlung seiner Glaubensgenossen auf Wahl eines ihnen gleichgesinnten Königs an. Der Prediger Koranda aber hintertrieb dieß, indem er zeigte, daß gerade Wenzel, der lebendigtodte, für sie der geeignetste König sey. Seit dieser Zeit fing neben dem Namen Hussiten auch der der Taboriten an aufzukommen, indem die strengen Anhänger der Lehre des Huß auf diesem Berg ihr Abendmahl feierten und eine feste Stadt erbauten. Wenzel fürchtete nun alles Ernstes Absetzung oder Gefangenschaft, die er schon zweimal erfahren hatte, entfernte sich von Prag nach dem neuen

Schloß Wenzelstein oder Kunratitz, eine Stunde von Prag, und wandte sich an seinen Bruder mit der Bitte um Hülfe. Nach seiner Entfernung aber bekam die hussitische Partei noch mehr Luft, sie hielt in der Stadt selbst Umzüge unter Vortragung ihres Symbols, des Kelches, und Gewaltthätigkeiten gegen die Geistlichen und Mönche fingen an. Die vom Concil geschehenen Schritte, wodurch das Verfahren gegen Huß gerechtfertigt, viele einzelne Böhmen als Ketzer erklärt, sie aber insgesammt aufgefordert wurden, von ihren Irrlehren abzulassen, goß Oel in die Flamme. Da trat auch Ziska eigentlich Johann von Trocznowa, ein Böhmischer von Adel, dessen Schwester durch einen Mönch geschändet worden war, und der sich im Kriege versucht, und bei Tannenberg ein Auge verloren hatte, bei Wenzel, dessen Kämmerer er war, in großen Gnaden, an die Spitze der Hussiten. Wenzel hatte den Prager Bürgern befohlen, ihre Waffen abzulegen und sie ihm zu überbringen. Da rieth ihnen Ziska, sie anzulegen und so vor ihm gleichsam seinen Befehl ungeschickt wörtlich auslegend zu erscheinen; da würde Wenzel gerne sie mit sammt ihren Waffen wieder gehen heißen; was auch geschah. Seitdem war Ziska der Mann des Volkes. Als nun (1419 Juli 30.) Ziska selbst eine Prozession mit dem Kelche von der Kirche bei Mariaschnee nach der St. Stephanskirche vor dem Neustädter Rathhause, dessen früher calixtinischer Rath von Wenzel entsetzt und mit lauter Männern von der Gegenpartei besetzt worden war, vorbeiführte, wurde auf dem Rückwege aus dem Rathhause auf den Träger des Kelches ein Stein geworfen. Sofort stürmte die entrüstete calixtinische Schaar das Rathhaus und warf die Rathsherrn zum Fenster herab. In der ganzen Stadt wurde Alles unter die Waffen berufen, viele ergriffen aus Furcht die Flucht, und die Neustadt wählte sich einstweilen vier Hauptleute. Wenzel gerieth über diese Nachrichten in heftigen Zorn, wollte im ersten Augenblick seinen Mundschenken, der sagte: Schon vor drei Tagen habe ich gewußt, daß es so kommen werde, umbringen, und beschloß eine gänzliche Vertilgung aller Wyklefiten und Hussiten. Einige Räthe des Königs, die dem Kelch zugethan waren, unterhandelten mit dem Rath der Altstadt, um die Gemeinde der Neustadt zu bewegen, sich vor dem König wegen ihrer Frevelthat zu demüthigen, worauf ihnen der König Verzeihung schenken und die neue Schöffenwahl genehmigen sollte; während aber diese Sachen zu Stande kamen, starb Wenzel am Schlag (16. Aug.), noch ehe der fürchterlichen Gährung hätte abgeholfen werden können. Als

seinen Erben und Nachfolger betrachtete man den König Siegmund, dessen Antheil am Concil, insbesondere das dem Johann Huß nicht geleistete freie Geleit, den Böhmen insgesammt kein Vertrauen gewähren konnte.

Nun begann ein fürchterlicher Gewaltzustand; gegen Kirchen und Klöster, Bilder und Orgeln, Mönche und Nonnen wurde von den Hussiten schonungslos gewüthet, das Karthäuserkloster (18. Aug.), dessen Mönchen insbesondere die gegen Huß bewiesene Ungerechtigkeit Schuld gegeben wurde, niedergebrannt, von Nikolaus Hussinecz und Ziska ganz Prag mit Ausnahme des Schlosses und eines Theils der kleinen Seite besetzt, und während die Prager mit der Königin Wittwe (5. Nov.) sich zu einem fünfmonatlichen Waffenstillstand vertrugen, von Ziska, der den Vertrag verwarf, der Krieg gegen die katholischen Landherren und Städte fortgesetzt. Hiezu berechtigten ihn die von den Katholischen und Deutschen gegen die Hussiten ausgeübten Frevel, wie denn die deutschen Bergleute in kurzer Zeit an 1600 Hussiten theils todt theils lebendig in die Schachte warfen und der hussitische Priester Johann Naakuasa von den bayrischen Söldnern, die dem Herrn Raczko von Riesenberg gegen Klattau zu Hülfe waren, an einen Baum mit Riemen, die durch seine durchstochenen Hände gezogen waren, angebunden und verbrannt wurde. Siegmund's Ankunft (December) machte die Sache nicht besser. Er empfing die Abgeordneten von Prag zu Brünn, verzieh ihnen zwar ihre Empörung, verwies sie ihnen aber scharf, gebot, daß sie alle Ketten von den Straßen wegnehmen, die Verschanzungen gegen das Schloß niederreißen, und die Geistlichen in Ruhe lassen sollten, und entsetzte alle der hussitischen Lehre zugethanen Beamten ihrer Stellen. Wahrscheinlich weil er Prag nicht für sicher genug hielt, ging er nach Schlesien, ließ daselbst (1420 März 11.) Montag nach Oculi, einundzwanzig Bürger, die sich gegen den Rath empört und ihn ebenfalls zum Fenster hinabgestürzt hatten, enthaupten, und den Prager Hussiten Johann von Crasa, der sich Geschäfte halber zu Breslau aufhielt, zur Stadt hinausschleifen und verbrennen. Den Zdenko von Wartemberg, einen der angesehenster Prager Hussiten, zog er auf seine Seite und glaubte sich an ihm einen treuen Anhänger erworben zu haben, hatte sich aber darin schwer getäuscht. Gegen alle diese Schritte setzten sich die Prager zur Wehre, verbanden sich zur Vertheidigung ihrer Religion mit Gut und Blut, bestellten vier Hauptleute, und trafen Anstalten zu gewaffnetem Widerstande. Durch

Boten und Briefe wurde das ganze Land gegen Siegmund, den Nationalfeind, aufgeboten. Mit einem ansehnlichen Heere zog Siegmund vor Prag (11. Juli), sein väterlich Erbe, griff es an, wobei das Schimpfwort: Kätzer gegen die Böhmen von dem königlichen Heer (vielleicht zuerst) gebraucht wurde, wurde aber von dem aus Tabor zu Hülfe gerufenen Ziska (14. Juli) mit großem Verlust zurückgetrieben, und durch ein Weib (19. Juli) sein Lager in Brand gesteckt. Nun kam es da Siegmund immer noch hoffte durch den Weg der Güte mehr zu gewinnen zu Unterhandlungen, bei denen die Prager vier Artikel, die auch später als die Grundlage ihres Glaubens angesehen wurden, als die unerläßliche Bedingung ihrer Unterwerfung aufstellten. Diese waren, daß 1) das Wort Gottes im Reiche Böhmen frei ohne Jemandes Hinderniß von den Priestern verkündiget werde, 2) daß das Sakrament des Abendmahls frei unter beiden Gestalten, nämlich Brod und Wein, allen Christgläubigen, die in keiner Todsünde befangen seyen, ausgetheilt werde, 3) daß dem Klerus der Besitz und die Rechtspflege zeitlicher Güter genommen und ihr Wandel nach dem apostolischen und evangelischen Beispiel eingerichtet werde, 4) daß alle Todsünden, und besonders öffentliche und dem Gesetz Gottes zuwiderlaufende Sünden, in jedwedem Stande, nach Gebühr und Recht von denen, welchen es zusteht, gebessert und gestraft werden. Siegmund aber verwarf diese Bedingungen, indem er die Kehrseite dieser Artikel, von denen nur die Forderung des Kelches unverfänglich und ohne der Geistlichkeit zu schaden annehmbar gewesen wäre, wohl einsah, ihnen bemerkte, wie sich hinter der Freiheit des Predigens nur die Frechheit verstecke, mit welcher jeder, Schuster und Schneider, sich zu predigen anmaße, der Forderung des Kelches entgegensetzte, daß Gott selbst sich das Brod des Lebens nenne, welches ja ohne Blut nicht existiren könne, folglich das Blut schon in sich begreife, in der dem Klerus bestimmten Entziehung weltlicher Güter und Rechtspflege nur Raubsucht erkannte, und endlich auf das Widersinnige des letzten Artikels, der die mit Todsünde behafteten Menschen auch zu Richtern über ihres Gleichen erhub, aufmerksam machte. Ohne sich hierüber jedoch in weitläuftige und fruchtlose Disputation einzulassen, beschloß er seine Krönung im Prager Schloß (28. Juli) zu beschleunigen, und ging dann nach kurzem Aufenthalt, während dessen er den Hussiten durch die Wegnahme goldener und silberner Geräthe aus den Tempeln neuen Stoff zu gehässigem Vorwurf gegeben hatte, nach Kuttenberg, von wo er die

ohnedieß nach dem Abzug sich sehnenden deutschen Hülfsvölker entließ. Dann begab er sich nach Ungarn.

Zwischen den Pragern und den Taboriten brachen nun Religionsstreitigkeiten aus, indem jene dem alten Ritus noch zugethan blieben, nur den Kelch sich vindicirten, die Taboriten hingegen von keiner kirchlichen Autorität als der Schrift etwas wissen wollten, die Meßgewänder, die Tonsur, das Chrisma verwarfen, zur Feier des Abendmahls keine besonders bestimmten Geräthe erlaubten, keine Heiligenbilder, Orgeln, Weihkessel, Ohrenbeichten, letzte Oelung und Anbetung der Heiligen zuließen. Alle Klöster in Prag bis auf vier wurden zerstört, und da sich die Prager dem Niederreißen der Kirchen widersetzten, so zogen die Taboriten (22. Aug.) größtentheils mit Ziska ab, und übten gegen Kirchen und Klöster überall auf dem Lande die größte Gewaltthat. In Prachatiz verbrannten sie neunhundert Flüchtlinge zugleich mit der Kirche. Selbst das Versprechen, die Lehre der Hussiten annehmen zu wollen, half nichts; es sey die Zeit der Rache, sagte Ziska, nicht des Erbarmens. Besonders wurden auch die Güter der katholisch- und königlichgesinnten Landherren, wie Ulrich von Rosenberg's, von ihnen mit aller Erbitterung heimgesucht. Die Prager aber mit den zurückgebliebenen Taboriten, und mit den Einwohnern von Saatz, Launy und Slan, belagerten Wischerad, luden auch den Hinko Krussina und den Viktorin von Kunstat mit den Hussiten, die sich Orebiten nannten, zu sich, und gaben diesen den Oberbefehl. Siegmund kam in langsamem Zuge aus Ungarn zu Hülfe, während in der Burg der äußerste Mangel herrschte und bereits die Zusage der Ergebung, wenn bis Allerheiligen kein Entsatz komme, gemacht worden war. Da wurde Siegmund, der die tapfern Mähren durch Hohn zum übereilten blos ihre Todesverachtung zu bewähren bestimmten Angriff gegen die Feinde reizte, von den mit eisenbeschlagenen Dreschflegeln bewaffneten Böhmen (31. Okt.) geschlagen und das Schloß hierauf erobert und zerstört. Um sich schadlos zu halten, ließ Siegmund die Güter Viktorin's von Kunstat und seines Bruders verwüsten, das andere Prager Schloß aber mit Lebensmitteln wohl versehen. Da beschlossen die Prager gemeinsam mit den Taboriten einen eigenen König zu wählen, den man dem Siegmund entgegensetzen könne. Zuerst verfiel man auf den Polen Wladislav Jagello, der es aber kurz weg ablehnte, auch aus dem Grunde des über Böhmen verhängten Interdikts, dann aber zeigte sich sein Bruder Siegmund Korybut geneigt zur Uebernahme. Ge-

gen die Uebertragung der Krone an einen Ausländer hatte sich besonders Nikolaus Hussinecz erklärt, während die taboritische Partei Ziska's von gar keinem König, der für freie Leute nicht gezieme, etwas wissen wollte. Dennoch wurde auf einem Landtag zu Czaslau (1421 Juni) **Siegmund des Throns** für **verlustig** erklärt, die Prager Artikel angenommen, fünf Landherren, sieben Adeligen, vier Bürgermeistern von Prag und Bürgern aus andern Städten die Verwaltung des Reichs übertragen, und Siegmund Korybut berufen. Indessen hatte Papst Martin gegen die häretischen Böhmen das Kreuz predigen lassen, und der Markgraf Friedrich von Meißen fiel mit einem Heer in Böhmen ein, lagerte sich vor Saaz, ergriff aber bei Ziska's Anmarsch eilige Flucht (1. Okt.). Da nun auch Siegmund selbst gegen Prag heranzog, kam Ziska, der inzwischen auch sein zweites Auge verloren hatte, der Stadt zu Hülfe, zog von Prag aus, wo er (1. Dec.) mit dem Geläute aller Glocken empfangen worden war, mit seinen Taboriten nach dem Berg Taurkank, wo ihn Siegmund mit seinem aus Ungarn, Oesterreichern, und Mähren bestehenden Heer einschloß und wähnte, er würde ihm nicht entwischen können. Aber Ziska führte (23. Dec.) in der Nacht sein ganzes Heer ohne allen Verlust durch die Reihen der Feinde, lagerte sich dann bei Kollin und bot dem König eine Schlacht an. Siegmund wollte jedoch dieser aus dem Wege und in die Winterquartiere gehen, allein Ziska folgte ihm und nöthigte ihn (1422 Jan. 8.) an einem für die Reiterei des Königs sehr nachtheiligen Orte zur Schlacht bei Deutschbrod, die dem König eine gänzliche Niederlage beibrachte. Die ungarische Reiterei, 15,000 Mann, unter dem Florentiner Pison, gerieth auf einen überfrornen Morast, der unter ihr zusammenbrach. Siegmund zog sich nach Mähren zurück, wo die Hussiten zwar auch Anhang hatten, jedoch verhältnißmäßig geringeren als in Böhmen.

Wenn man auf der einen Seite das Recht seinem eigenen, von Gott selbst in die Brust des Menschen gepflanzten Glauben gemäß zu leben als ganz natürlich ansieht und in der Bewegung der Hussiten nur eine durch das Uebermaaß pfäffisch hierarchischen Drucks erzeugte Reaction anzusehen geneigt ist, so zeigt sich auf der andern Seite der Mißbrauch dieses Rechtes, der, wenn der Mensch nichts Höheres als seinen eigenen, von Leidenschaften und Schwächen regierten Verstand anerkennt, sogleich sichtbar wird. Bei den Hussiten selbst herrschte eine unleugbare Sittenstrenge, die sogar in dem freiern und heiteren Genuß des Daseyns, wie ihn die Künste gewähren,

eine sündige Uebertretung der strengen Gebote des Herrn erkannte. Dennoch entwickelten sich entweder oder schlossen sich an sie an, vielleicht aus der Fremde hieher verpflanzt, sogenannte Adamiten, die von der Verwerfung der andern Sakramente, als der Priesterweihe, der Taufe, auch weiter auf das der Ehe schlossen, eine Gemeinschaft der Weiber einführten, und dadurch den ohnedieß wegen ihrer Lehren, nicht aber wegen ihrer Sitten verschrienen Hussiten auch in dieser Hinsicht üble Nachrede zuzogen. Gegen diese sogenannten Adamiten und die im Brot und Wein nur ein Zeichen erkennenden Pikarden (Beghaarden) zog daher Ziska nicht minder grimmig als gegen Mönche und Nonnen zu Felde und rottete sie in Kurzem, da ihrer auch nicht viele waren, gänzlich aus.

In Prag hatte sich der ehemalige Prämonstratensermönch Johannes des Regiments bemächtigt und ging auf den völligen Untergang aller Anhänger der gemäßigten und vornehmen Partei aus. Die Magister der Universität, die in ihm ihren besondern Gegner erkannten, erklärten ihn für einen heimlichen Beghaarden und todeswürdigen Ketzer. Der Rath der Altstadt berief ihn deßhalb zur Untersuchung vor sich, und der Mönch voll Zorn erschien (9. Mai) mit zehn seiner Anhänger auf dem Rathhaus, hielt ihnen eine lange Scheltrede und schloß mit den Worten: er wolle die Gemeinde zusammenrufen und den Rath sammt seinen Anhängern zum Fenster hinauswerfen lassen. Allein die Prager Rathsherren, welche wohl sahen, daß es sich hier um sein oder ihr Leben handle, sprangen auf, überwältigten den Mönch und seine Begleitung, und ließen allen von dem Henker die Köpfe abschlagen: darauf gingen sie in der Meinung Ruhe hergestellt zu haben wieder nach Hause. Allein weil das durch die Rinne auf die Straße laufende Blut dem Volk die Sache verrieth, so entstand sogleich ein Aufruhr, das Rathhaus wurde gestürmt, eilf der vornehmsten Bürger ermordet, das Karlscollegium geplündert, die prächtige Bibliothek zerstreut, das Haupt des erschlagenen Johannes von den Weibern mehrere Tage lang mit Klaggeschrei in der Stadt herumgetragen, und die Magister, Herren, Ritter, und Bürger, die sich den Wüthenden nur im Mindesten verdächtig machten, sahen sich genöthigt, ihre Sicherheit außerhalb der Stadt zu suchen.

In diesen Tagen der Verwirrung kam der Litthauer Siegmund Korybut (17. Mai) nach Prag, wo er zwar von der Stadt mit großem Jubel aufgenommen wurde, aber dagegen weder von den

Landherren und Adeligen noch von Ziska und den Taboriten als König anerkannt wurde. Da nun die Reichsinsignien aus Prag hinweg, erst nach dem Karlstein, und von da in größtem Geheim nach Welhartice im Prachiner Kreis gebracht wurden, so suchten die Prager Karlstein zu erobern, lagen aber sechs Monate vergeblich davor, während Ziska und die Taboriten damals zuerst in die Nachbarlande Streifzüge machten. Siegmund, der sich noch nicht lange vorher mit seiner Gemahlin Barbara, einer gebornen Gräfin von Cilly, auf Fürbitte seiner zärtlich geliebten Tochter Elisabeth ausgesöhnt hatte, knüpfte damals durch die Vermählung derselben mit dem Herzog Albrecht von Oesterreich dieses mächtige Fürstenhaus an sein Interesse. Aber auch das ganze Reich sollte zur Bezwingung Böhmens ihm zu Hülfe ziehen. Er hatte daher einen Reichstag nach Nürnberg ausgeschrieben, wohin alle Kurfürsten, die meisten andern Fürsten, Grafen, und Herren, Abgeordnete von wohl 72 Reichsstädten erschienen, und der erste Antrag zu einem gemeinsam zu stellenden Reichsheer gestellt wurde. Es war das die erste sogenannte Reichsmatrikel. Oberster Feldhauptmann des Heeres sollte Markgraf Friedrich von Brandenburg werden, dem in St. Sebaldskirche (4. Sept.) das geweihte Panier übergeben wurde. Auf den 1. Nov. sollte das Heer im Felde seyn. Indessen verzögerte sich dieser Reichszug noch einige Zeit. Damals schon beschloß Siegmund die vom Karlstein nach der Blindenburg in Ungarn gebrachten Reichskleinodien in besseren Gewahrsam bringen zu lassen und ersah hiezu Nürnberg aus. Schon sein Vater Karl soll dieses Versprechen gegeben haben, das auch im Interesse der Kurfürsten war. Der Sage nach bewog der bei Siegmund beliebte Sebald Pfinzing, einer des Raths von Nürnberg, den König zur Erfüllung des Versprechens. Der Rath sandte hierauf auf Siegmund's Verlangen zwei zuverlässige Männer, Siegmund Stromer zur Rosen und Georg Pfinzing, jenes Sebald Sohn, die (1423) nach Ungarn abreisten und (29. März 1424) die Insignien, das sogenannte Heiligthum, zu aller Freude glücklich nach Nürnberg brachten, wo es bis zum Untergange des heiligen Reichs verwahrt wurde.

Der raschen Betreibung des Reichszugs standen aber eine Menge Ursachen im Wege. Siegmund, der nun die Sorge auf andere Schultern gelegt zu haben glaubte, ging vorerst nach Ungarn, welches Land seiner persönlichen Gegenwart bedurfte, dann wollte er mit seinem Schwager Jagello sich ebenfalls persönlich benehmen, um den Beistand welchen die Böhmen von den Polen und Litthauern erwar-

teten, ihnen abzuschneiden. Die deutschen Reichsstände waren aber ebenfalls in eine Menge Privathändel verwickelt, welche ihrem Eifer Eintrag thaten. Siegmund hatte beim Weggang vom Nürnberger Reichstag den Kurfürsten Konrad Erzbischof von Mainz zum Reichsstatthalter für seine Abwesenheit ernannt, worüber sich der Pfalzgraf Ludwig, der dieses Amt für ein ihm gebührendes Recht ansah, schwer erzürnte, bis der Erzbischof Konrad es für das Beste erkannte, sich seines Amtes (1423 Mai 11.) freiwillig zu begeben. Zwischen Herzog Ludwig von Ingolstadt einerseits und dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg und dem Herzog Heinrich von Landshut andererseits war eine sehr heftige Fehde ausgebrochen, theils als Nachwirkung des Constanzer Mordversuchs, theils weil Ludwig eine dem König Siegmund vorgestreckte Geldsumme von dem Markgrafen als dem Bürgen Siegmund's forderte, theils wegen Eingriffe des Greisbacher bayerischen Landgerichts in das Kaiserliche oder Burggräfliche. Ludwig ließ, während sein Gegner in der Mark Brandenburg beschäftigt war, durch seinen Amtmann in Lauf, Christoph Leininger, die burggräfliche Burg zu Nürnberg (1420 Okt. 27.) überfallen und in Brand stecken, was die letzte Veranlassung war, daß der Markgraf seine burggräflichen Rechte und Besitzungen später (1427) an die Stadt Nürnberg verkaufte. Zugleich verfolgte Ludwig seinen verhaßten Gegner Heinrich vor den Stühlen der westphälischen Gerichte oder der Vehme, welches der unstreitig interessanteste Prozeß wurde, der an diesem Gericht anhängig war, aus dem aber am allerbesten hervorgeht, daß es mit der weltgepriesenen Furchtbarkeit, Unbestechlichkeit, und Rechtlichkeit dieser Richter gar nicht viel auf sich hatte. Auch mit seinen Münchner Vettern, Ernst und Wilhelm, war Ludwig in Fehde gerathen, die in der Allinger Schlacht (1422 Sept. 19.) für ihn ungünstig ausfiel. Da ging Ludwig auf Siegmund's Befehl einen vierjährigen Frieden ein und verließ indessen die Heimath. Am meisten Bewegung aber verursachte das Absterben der sächsischen Kurlinie mit Albrecht III. (1422 Nov.), auf dessen Länder und Würden nun eine Menge Fürsten sich Rechnung machten, die Herzoge von Braunschweig, der Markgraf Friedrich von Brandenburg, der auch einen Theil der sächsischen Lande sogleich für seinen Sohn Johann in Besitz nahm, der Pfalzgraf Ludwig, der Herzog Erich von Sachsen Lauenburg als nächster Agnat des wittenbergischen Hauses, endlich der Markgraf Friedrich der Streitbare von Meißen. Dieser, der sich ohnedieß auf dem Nürnberger Reichstag über die dem Branden-

burger Markgrafen ertheilte Reichsfeldherrnwürde unzufrieden gezeigt und dem König in dem Böhmenkrieg große Dienste bereits erzeigt hatte, erhielt auch (1423 Jan. 6.) einstweilen schriftlich die Kurwürde und die Kurlande, worauf (1425 Aug. 1.) die persönliche Belehnung folgte. Dagegen traten nun die übrigen Bewerber zurück, nur Herzog Erich verfolgte noch geraume Zeit selbst mit Fabrikation falscher Dokumente sein angebornes Recht. Durch diese und andere Händel wurde die Aufmerksamkeit der deutschen Stände von dem Böhmenkrieg zunächst abgezogen und erst als die Gefahr sie selbst anging zu reger Theilnahme veranlaßt.

Siegmund war auch in seiner persönlichen Zusammenkunft mit Jagello (1423 März und April) so glücklich sein früheres Bündniß mit ihm zu erneuern und ihn zu bewegen, daß er dem Korybut befahl sich aus Böhmen zu entfernen. Indessen wurde weder dadurch noch durch des tapfern Ziska Tod die Lage der Dinge wesentlich geändert. Ziska hatte sich mit den Pragern und ihrem Anhange völlig entzweit, hatte (1423 und 1424) den Krieg nicht minder gegen sie als gegen seine andern Feinde mit Tapferkeit und Gewandtheit geführt, hatte sich, obgleich sie (1424) den Korybut wieder bei sich aufgenommen hatten, endlich mit ihnen vertragen und in dieser nun alle Kräfte des Reichs vereinigenden Stellung sogar das Anerbieten Siegmund's erhalten, Regent Böhmens und Oberfeldherr in seinem Namen zu werden; selbst die Aussicht auf die königliche Würde *soll* nicht fern gewesen seyn. Ueber diesen Verhandlungen aber starb Ziska (1424 Okt. 12.) an einer Seuche, bei der Belagerung der Stadt Przibislawa im Czaslauer Kreise. So schmerzlich auch alle Hussiten den Tod ihres Anführers empfanden, so wurde doch ihre kriegerische Kraft selbst durch die Theilung die nun eintrat nicht geschwächt. Die Taboriten blieben zum Theil mit Beibehaltung ihres alten Namens unter dem Befehl des Prokopius Holy, eines früheren Mönchs der schon vorher als tüchtiger Feldherr sich hervorgethan hatte, ein anderer Theil aber nannte sich die Waisen oder Orphaniten, an deren Spitze der kleinere Prokopius stand; die Orebiten unter Hinko Krussina von Kumburg schlossen sich ihnen auch an und bildeten zusammen die fanatische und exaltirte Partei der Hussiten, während die Prager zwar auch zu ihnen gehörten, aber nur den Kelch sich vindicirten, im Uebrigen gegen Papstthum und Priesterthum nicht ankämpften. Unter diesen bekam Johann von Rokyczana damals den größten Einfluß. Unter sich meistens uneinig, waren sie doch gegen jeden

auswärtigen Feind stets vereinigt und bildeten ein furchtbares Kriegsheer. Mit ihren Weibern und Kindern zogen sie gleich den alten Scythen auf Wägen umher, die sie im Fall der Noth zu einer Wagenburg bildeten, mit der sie die Feinde in die Mitte einschlossen und ohne Erbarmen niederhieben, während die Reiterei mit denen sich abgab, die außerhalb der Wägen geblieben waren. Eben so leicht aber schlossen sie die Wägen aneinander um sich von ihnen herab und heraus zu vertheidigen. Diese den übrigen Völkern ganz neue Art zu kämpfen, machte sie zu furchtbaren, ja ganz unüberwindlichen Gegnern. Ihr eigenes Land galt ihnen als das der Verheißung, während sie ihre Nachbarn, die Meißner, Schlesier u. a., theils Philister, theils Idumäer, Moabiter u. s. w. nannten. Diese Nachbarländer empfanden zuerst die Nothwendigkeit eines kraftvollen Zuges gegen diese Fanatiker. Als der neue sächsische Kurfürst noch im Jahr seiner Belehnung zu Nürnberg (1425) auf einem Reichstag war, fielen ihm die Hussiten ins Land und schlugen bei Brix das ihnen entgegengestellte meißnische Heer. Erst im nächsten Jahr kam es zu einem großen Zug von Seite Meißens, als die Böhmen die Stadt Außig belagerten und diese durch ein sächsisch-meißnisches Heer von 20 bis 30,000 Mann entsetzt werden sollte. Aber auch hier erzeigte sich die Tapferkeit und Kriegskunst der Böhmen als überlegen, indem (1426 Juni 16.) die Meißner gänzlich geschlagen, Außig aber erobert und niedergebrannt wurde. Der Schrecken vor ihnen war so groß, daß sie in ganz Deutschland keinen Widerstand gefunden haben würden, hätten ihre innere Zerwürfnisse einen Eroberungskrieg möglich gemacht. Da mußte statt der vereinzelten Unternehmung ein größerer Zug vom ganzen Reich unternommen werden. Auch boten die Spaltungen der Prager und Taboriten eine günstige Gelegenheit. Der Papst schickte den Cardinal Heinrich von Winchester als Legaten nach Deutschland, und auf einem Reichstag zu Frankfurt (1427 Febr.) wurde ein Einfall mit vier Heeren beschlossen, dessen erstes, aus den rheinländischen, elsassischen, schwäbischen, bayerischen, und fränkischen Völkern bestehend zu Nürnberg an Peter und Paulstag sich sammeln sollte. Auch kam das Heer wirklich zusammen, vereinigte sich mit den Sachsen unter ihrem Kurfürsten, und rückte vor die kleine Stadt Mies im Pilsner Kreis. Hier aber riß unter dem ganzen deutschen Heere auf einmal eine ganz unerklärliche Furcht ein, Alles nahm eilig die Flucht in die Wälder, vergebens suchte der Cardinallegat von Winchester, der bei Tachau zu ihnen

kam, sie zu halten, er wurde selbst mit fortgerissen, und ein schmählicher Verlust an Mannschaft und Kriegsgeräth bezeichnete diesen Versuch in Böhmen einzudringen. Als im Herbst auf päpstlichen Betrieb wieder ein Reichstag zu Frankfurt gehalten wurde, stellte der brandenburger Markgraf vor, daß man mit diesen zusammengerafften Leuten wie bisher auf keinen ordentlichen Erfolg rechnen könne, sondern dieser nur durch ein wohlbezahltes und geübtes Heer zu erwarten wäre, zu welchem Ende eine gemeinsame Auflage, ein gemeiner Pfennig, in Vorschlag kam, den zu erheben auch zu Heidelberg (1428) beschlossen wurde. Indessen trat in den Hussitenzügen abermals ein Stillstand ein, theils weil Siegmund in Ungarn gegen die Türken zu thun hatte, theils weil die deutschen Stände durch ihre eigenen Angelegenheiten beschäftigt wurden, theils weil zuweilen eine Hoffnung leuchtete, den ganzen Krieg friedlich beigelegt zu sehen. Da die Prager den Korybut (1427) fortgeschickt hatten, und die innern Kämpfe der Parteien kein Ende nahmen, kam es in der That zu Unterhandlungen mit Siegmund, die natürlich, da die Böhmen verlangten, daß Siegmund zu ihrem Glauben übertrete, zu keinem Resultat führten. Dabei dauerten die Streifzüge der Hussiten in die Nachbarländer immerfort, und der ganze Zustand des Reiches sah einer Auflösung vollkommen ähnlich. Siegmund selbst, an der Gicht darnieder liegend, fühlte seine Kräfte vergehen und in unfruchtbaren Bestrebungen sich versplittern; der Landfriede lag gänzlich darnieder, und auf einem Tage zu Preßburg (1429), wohin der König die Fürsten entboten hatte, erklärte er ihnen, daß er des Reiches überdrüssig sey und sich desselben entschlagen wolle, wenn diese Irrungen noch ferner unausgemacht blieben. Doch kam es am Ende zum Versprechen eines (1430) zu Nürnberg zu haltenden Reichstags, zu dem Siegmund selbst zu kommen, das Reichsgericht zu halten und Ordnung im Reiche herstellen zu wollen versprach. Weil aber Siegmund erst spät im Herbst, als die schon im Frühling und Anfang Sommer zusammengekommenen Fürsten großentheils wieder abgereist waren, nach Nürnberg kam, wurde das eigentliche Geschäft des Reichstags erst 1431 Febr. vorgenommen. Dieses bestand aus einem allgemeinen Landfrieden, und einem großen Kreuzzug gegen die Hussiten, auf den hauptsächlich der päpstliche Legat, Julian Cäsarini, mit allem Nachdruck drang, während der brandenburger Markgraf zu gütlichem Vergleich gerathen hatte. So kam denn noch einmal ein Reichszug zu Stande. Wie vor neun Jahren wurde in St. Sebalds-

kirche dem Markgrafen die Feldherrnstelle durch Ueberreichung des Reichspaniers übergeben, und ein großes Heer zusammengezogen, welches, an 130,000 Mann stark, unter dem Markgrafen und seinen Söhnen, nebst andern Fürsten, und dem Cardinal Julian, auf die Nachricht die Böhmen seyen wieder unter sich zerfallen, in Böhmen einbrach. Als aber die Nachricht kam, die Böhmen seyen im Anzuge, riß bei dem vor Tauß gelagerten Heer abermals ein solcher Schrecken ein, daß die Bayern und Brandenburger sofort davon gingen, der Rest sich zwar auf die dringenden Vorstellungen des Cardinals bei Riesenberg, nicht weit von Tauß, wieder setzte, aber beim Anrücken der Böhmen (14. Aug.) ebenfalls die Flucht ergriff, von welcher der Legat nun auch mit fortgerissen wurde. An 11,000 Deutsche wurden erschlagen, nur 700 gefangen, und alles Geräthe und Geschütz von den Böhmen erbeutet. Dieß war der letzte Versuch, die Hussiten mit Gewalt zu dämpfen; er zeigte weniger die Unbezwinglichkeit des Feindes, der an den Schlesiern und Lausitzern tüchtige Gegner gefunden hatte, als die Untauglichkeit der herrschenden Art des Kriegführens und die Untüchtigkeit der nach bisheriger Art vom Reiche gemeinsam aufgestellten Heere. Der Adel aber, vielleicht im Bewußtseyn seiner persönlichen Tapferkeit sich zu viel vermessend, schob die ganze Schuld des Mißlingens auf die Fürsten und ihre Uneinigkeit, und erbot sich, wenn man einen Adeligen zum Heerführer wähle, nochmals nach Böhmen zurückzukehren, um daselbst zu siegen oder zu sterben. Die Streifzüge der Hussiten dauerten noch fort und Franken, Bayern, das Voigtland, Meißen, Schlesien, ja selbst die Ufer der Ostsee sahen die wilden sonneverbrannten Gesichter der Gefährten des Prokopius Rasus. Wer sich durch eine Geldsumme ihren Besuch vom Halse halten konnte, durfte sich noch glücklich schätzen, sie selbst galten für unbezwinglich.

Was daher der Waffengewalt nicht gelungen war, sollte auf dem Wege gütlicher und friedlicher Besprechung doch zum Ziele führen. Hiezu schien das neue nach Basel ausgeschriebene Concilium am geeignetsten. Da nämlich in Constanz ausgemacht worden war, daß nach fünf Jahren ein neues Concil zu Pavia sollte gehalten werden, war dieß auch wirklich obgleich mit sehr geringer Frequenz erst zu Pavia, dann zu Siena (1423) abgehalten worden, ohne jedoch in Sachen der Reformation etwas zu unternehmen. Das wichtigste war der ebenfalls einem Constanzer Artikel entsprechende Entschluß, sich in sieben Jahren wieder in Basel zu versammeln. Martin V. erließ

daher noch die Bulle zur Eröffnung und bestellte als seinen Legaten daselbst den Cardinal Julian, starb aber (1431 Febr. 20.) noch vor der Eröffnung und hatte nach kurzer Sedisvacanz den Cardinal Gabriel Condolmieri, einen Venetianer, zum Nachfolger, der sich Eugen IV. nannte, und anfangs nicht im Mindesten gegen dieses neue Concil Einwendungen machte. Dieses wurde bei geringer Anzahl (23. Juli) durch Johann Polemar und Johann von Ragusa, als Stellvertreter des Cardinals Julian, eröffnet und ließ sich sogleich in Unterhandlungen mit den Hussiten ein, welche es durch drei Missiven vom 10. Okt. mit großer Höflichkeit und Freundlichkeit zum Besuch des Concils einlud und versprach sich mit ihnen so lange zu unterreden, bis der heilige Geist beide Theile auf den Weg der Wahrheit führen würde. Von diesem Verfahren des Concils, das hierin der gegen Häretiker zu beobachtenden Consequenz nicht nachgekommen war, nahm der Papst Anlaß, es aufheben und nach Bologna verlegen zu wollen, gerieth jedoch hierüber mit dem nun den zu Constanz errungenen Vortheilen getreu bleibenden Concil in einen Zwiespalt, der nichts Geringeres als eine neue Kirchenspaltung drohte. Neben diesem Streite ging jedoch die Unterhandlung mit den Böhmen ihren gewünschten Gang und führte zu einem Ende der hussitischen Wirren. Denn das Concil ließ sich von der ersten abschlägigen Antwort, welche die Hussiten gaben, nicht abschrecken, und auf einer Besprechung zu Eger (1432 Mai 8.) versprachen endlich die Böhmen nach Basel zu kommen. Weil sie aber trotz aller Versicherungen noch nicht recht trauten, schickten sie erst ein paar Deputirte (Sept. und Oktbr.) gewissermaßen zur Probe hin, um zu sehen, wie diese aufgenommen würden. Dann erst, als diese einen freundlichen Empfang gefunden zu haben berichteten, wurde auf einem großen Landtag zu Prag die Frage besprochen, ob man die Gesandten absenden solle oder nicht. Da die böhmischen Landherren und die Prager oder Calixtiner dafür stimmten, so mußten die Taboriten, Orebiten, und Waisen, welche dagegen waren, nachgeben, und eine Gesandtschaft wurde abgeordnet, theils aus Geistlichen, dem Johann Rokyczana, Petrus Payne aus England, Nikolaus Biscupecz, einem Priester der Taboriten, und Ulrich, einem Priester der Waisen, die zur Disputation bestimmt waren, theils aus einem Gefolge weltlicher Herren bestehend, unter denen der große Prokop die Augen Aller auf sich zog. Ueber Tauß, Cham, Nürnberg, Ulm, Stockach, Schafhausen, gelang-

ten sie sicher nach Basel, wo sie (1433 Jan. 4. Sonntag) unter großem Zulauf des Volkes einzogen.

Es kam nun zu einem merkwürdigen vom 16. Jan. bis 6. März dauernden Wortgefecht, indem erst Johannes Rokyczana den Artikel vom Kelch drei Tage vertheidigte, wogegen Johannes von Ragusa acht Tage lang sprach; Nikolaus Pelrimowsky redete hierauf über Abstellung der Todsünden, und hatte den Aegidius Carlier, Dechant zu Cambray, zum Respondenten; Ulrich vertheidigte die freie Predigt des Evangeliums, worauf Heinrich Kalteisen antwortete; Peter Payne endlich bestritt die Herrschaft und den Besitz weltlicher Güter von Seite der Geistlichkeit, während Johann Polemar sie rechtfertigte. Es zeigte sich am Ende, daß mit Worten hier eben so wenig etwas entschieden werden könne, als bisher mit den Waffen, und man ließ sich hierauf noch bis zum 14. April in freundschaftliche Conferenzen ein, die aber, da die Böhmen immer wieder auf ihre vier Artikel zurückkamen, ebenfalls fruchtlos blieben. Während aber diese Bemühungen keinen Erfolg hatten, war die Gesandtschaft, welche nun vom Concil nach Böhmen geschickt wurde, glücklicher. Denn obgleich es auch hier zu keiner Vereinigung kam, der hauptsächlich die exaltirte Partei, die Taboriten und Waisen, im Wege standen, so wurde doch die zwischen ihnen und den Pragern bestehende Spaltung vortheilhaft benützt, dem Johann Rokyczana die Aussicht auf das Erzbisthum Prag eröffnet, und mit den Pragern oder Calixtinern die Union wenigstens insofern eingeleitet, daß die vier Artikel mit einigen Modifikationen (1433 Nov. 30.) von dem Concil gewährt wurden. Diese hießen die Compaktaten und bildeten nun die Grundlage der neuen böhmischen Kirche.

Mit diesem Auswege, der freilich nur denen erwünscht war, die ein ruhiges bürgerliches Leben dem wilden Kriegs- und Räuberleben vorzogen, waren die Taboriten und ihre Freunde höchst unzufrieden. Da auf einem Landtag zu Prag (1434 Jan.) die Sache sollte ausgeglichen werden, verwarfen die Taboriten geradezu die Anerkennung des Papstes als Oberhaupt der Kirche, wollten von den Compaktaten nichts wissen, und verließen den Landtag. Nun forderte der katholische Adelige Mainhard von Neuhaus die versammelten Stände auf, um den von Prokopius Rasus ausgehenden Unordnungen vorzubeugen, unter denen am Ende das ganze Königreich Böhmen zu Grunde gehen müsse, einen Statthalter aus dem niedern Adel jähr-

lich zu ernennen, der mit einigen Räthen das Land regieren sollte. Dazu wurde Alexius von Riesenberg erwählt, und ihm Mainhard von Neuhaus, Ptaczeck von Lippa, und Czdenko von Welis als Räthe beigegeben. Man besetzte sofort die Altstadt Prag, die Neustadt aber, welche von den Waisen und Taboriten besetzt gehalten wurde, mußte erst mit Gewalt (6. Mai) erobert werden. Der große Prokop lag indessen vor der Stadt Pilsen, dieser eifrigen Anhängerin des alten Glaubens, die er ganz gewiß in seine Hand zu bekommen hoffte. Wie er aber hörte, was in Prag vorgefallen sey, hob er sogleich die Belagerung auf, und wendete sich erst gegen Prag und Kuttenberg, das Gebiet derselben verwüstend, dann eben so den Landherren, besonders den Gütern des Mainhard von Neuhaus zusetzend. Diese boten nun Katholiken und Kelchbrüder zusammen, ein Heer auf, mit welchem sie dem Prokop entgegenzogen, ihn von Prag abschnitten, und bei dem Dorfe Hrzib unweit Böhmisch Brod und Kaurzim (30. Mai) zu einer Schlacht zwangen. Da die feindliche Reiterei in die Wagenburg eingedrungen war, ehe diese hatte geschlossen werden können, gestaltete sich gleich Anfangs die Schlacht ungünstig, und der Uebergang des taboritischen Reiterobersten Czapeck entschied völlig. Doch fiel Prokopius erst nach heldenmüthigem Kampfe, seiner frühern Thaten würdig, mit ihm sein Namensgenosse, der Anführer der Waisen, und der Kern des Heeres. Einige Tausend, die der Schlacht entweder entkommen waren oder nicht beigewohnt hatten, wurden unter dem Vorwand, sie in Dienste zu nehmen, in Scheunen gelockt und verbrannt; die übrigen theils auf Tabor selbst theils hie und da im Lande zerstreuten Taboriten zur völligen Niederlegung der Waffen gezwungen, und so diese der Herstellung eines friedlichen Zustandes allein hinderliche Partei zwar nicht ganz vernichtet, jedoch unschädlich gemacht. Aus diesen Resten der einst so kriegerisch-furchtbaren Taboriten gingen später die stillen und friedsamen Gemeinden der böhmischen und mährischen Brüder hervor.

Nun endlich konnte Siegmund hoffen, sein Erbkönigreich zu erlangen. Er hatte an den Bestrebungen des Basler Concils keineswegs jenen jugendlichen Antheil genommen, den er einst zu Constanz gezeigt hatte, dagegen wünschte er noch die höchste Ehre der Christenheit, die römische Kaiserkrone, vor dem Ende seiner Laufbahn sich zu erwerben. Von Nürnberg aus war er (29. Aug. 1431) über Donauwöhrd und Augsburg nach den vorderösterreichischen Ländern abgereist, und zu Mailand (25. Nov.) in der St. Ambrosiuskirche

von dem Erzbischof von Mailand mit der italienischen Reichskrone gekrönt. Von hier ging er weiter nach Süden, da aber Papst Eugen in Siegmund's enge Verbindung mit dem Herzog Philipp Maria Visconti von Mailand Mißtrauen setzte, so legte er ihm verschiedene Hindernisse in den Weg, so daß sich Siegmund in der gibellinisch-gesinnten Stadt Siena fast ein volles Jahr aufhalten mußte. Wie er hier anfangs stattlich empfangen wurde und die schönen Frauen Sienas an den rüstigen deutschen Jünglingen, die in des Kaisers Gefolge waren, nach dem eigenen Zeugniß ihres Landsmanns Aeneas Sylvius Piccolomini, großes Behagen fanden, so war doch sein Aufenthalt zu Siena ihm selbst und der Stadt höchst lästig. Dieser, weil sie die schweren Kosten seiner Verpflegung allein tragen mußte, ihm, weil er am Weiterzug nach Rom durch den Papst gehindert und von dem Mailänder Herzog nicht wie er gehofft hatte unterstützt wurde. Papst Eugen wünschte ihn zur Verlegung des Basler Conciliums zu stimmen, wozu jedoch Siegmund, weil er von diesem die Beilegung der Streitigkeit mit den Böhmen hoffte, sich nicht bewegen ließ, und da ihn der Mailänder Herzog im Stiche ließ, die deutschen Fürsten von seinem Römerzug aber keine Notiz nahmen, da er ihn nicht angezeigt noch sie dazu aufgefordert hatte, so war er nicht im Stande das zu erzwingen, was ihm nicht gutwillig gegeben wurde. Die Italiener konnten sich von dem Gedanken nicht losreissen, daß die deutschen Könige und Kaiser sie unterjochen und sich auf eine störende Weise in ihre Angelegenheiten mischen wollten. Freilich mochten ihnen die früheren Zeiten Grund genug geben, dieses zu fürchten, und die Verbindung Siegmund's mit dem herrschsüchtigen Hause Visconti, das seine Arme nach ganz Oberitalien ausstreckte, und eben sowohl Venedig wie Florenz bedrohte, gab dazu Bestätigung. Damals begannen jene Zeiten, wo die Städte Italiens nicht mehr mit eignen Kräften wie vor hundert Jahren und drüber zu Felde zogen, aber doch noch ihre alte Unabhängigkeit bewahren wollten, und deßhalb Hauptleute mit selbstgeworbenen Freikorps, die um Geld diesem wie jenem dienten, in ihren Sold nahmen. Unter den damaligen Condottieri's war der Graf Carmagnuola, dem (1432 Mai 11.) die Venetianer weil sie ihn für einen Verräther hielten das Haupt abschlagen ließen, der berühmteste; Cutignola, Fortebraccio, Tolentino, Sforza und andere standen ihm zur Seite. Die ganze Art des Kriegführens wurde dadurch wesentlich geändert, weil diese Hauptleute, die für den Staat und die Sache der sie dien-

ten kein Interesse hatten, weit mehr darauf bedacht waren, ihre Leute zu schonen, als gewaltige Resultate mit großen Opfern zu erzielen. Daher kommt die ganz unglaubige Erscheinung vor, daß man sich achtstündige Gefechte lieferte, in denen von keiner Seite auch nur ein Tropfen Blut versprützt wurde, so sehr waren diese Schlachten nur bloße Scheinkämpfe nach dem Vorbild der Turniere geworden. So unbedeutend daher auch Siegmund's Gefolge war, so konnte es doch in den damaligen Zeiten einen bedeutenden Ausschlag geben, und man sieht, daß seine Anwesenheit den Italienern allerdings bedeutsam war, aber leider nur wie die eines ansehnlichen Condottiere. Von jener andern Achtung, die einst die alten Kaiser gehabt hatten, ja die selbst noch seinem Urgroßvater und dem Bayern Ludwig zu Theil geworden war, ließ sich nichts mehr verspüren. Siegmund mußte sich daher wohl sehnen, aus diesem gedrückten Verhältniß wegzukommen. Hierzu half ihm zuerst der trierische Domscholaster Jakob von Sirck, der nach Rom ging und dem Papst die eigentliche Absicht Siegmund's, die Kaiserkrone zu erhalten, auseinandersetzte, hierauf räumte sein geschickter Kanzler Kaspar Schlick und der ungarische Graf von Kewin, Maticko von Callonz, die übrigen Schwierigkeiten aus dem Weg, indem sie für ihn den gewöhnlichen Eid leisteten, den er selbst zu Viterbo persönlich wiederholen werde, und hierauf versprachen, daß er keine Kriegsvölker, sondern nur seine Hofstatt mitbringen, und wenn er etwa jemand darunter haben sollte, der des Papstes, der römischen Kirche und des Volkes Feind wäre, er solchen auf die Anzeige des Papstes sofort entlassen wolle. Dann lud ihn der Papst nach Rom ein; jedoch erst nachdem zwischen Florenz, Venedig, Mailand, Siena, Lucca (1433 Febr.) Friede geschlossen war, konnte Siegmund (Mai) Siena verlassen und sich nach Rom begeben. Ueber diese dem künftigen Kaiser entgegengestellten Schwierigkeiten bedarf es keiner weitern Erläuterung; es liegt klar am Tage wie heruntergekommen die kaiserliche Gewalt war. In der Pracht, mit welcher das römische Volk, in der väterlichen Zärtlichkeit, mit welcher Eugen ihn empfing, liegt wahrhaftig auch nur die Ehre, die man sich selbst durch höflichen Empfang eines ausgezeichneten Fremden anthut, nicht aber die alte Achtung vor der kaiserlichen Majestät. Drauf erfolgte an Pfingsten (31. Mai) die **Kaiserkrönung** mit allen herkömmlichen Ceremonien in St. Peterskirche, wobei der Papst die dem vor ihm knieenden Kaiser schief auf dem Haupte sitzende Krone mit seinem Fuß zurecht rückte, nach alter Gewohnheit. Im

Uebrigen suchte Siegmund seinen bis in den August verlängerten Aufenthalt dazu zu benützen, den Papst zur Genehmigung des Basler Conciliums zu bewegen.

Eugen IV. hatte nämlich theils weil die Gegend um Basel nicht sicher wäre, theils weil der griechische Kaiser Johann Paläologus den Antrag zu einer Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche that, die Kirchenversammlung aufgehoben und nach Bologna verlegt, allein weder das Concil noch Siegmund wollte dieß zugeben. Jenes confirmirte (1432 Febr. 15.) den Beschluß der Constanzer Versammlung, daß das Concil über dem Papst sey, erklärte Alles für nichtig was der Papst bisher zum Nachtheil des Concils verfügt hätte und verbot allen Anwesenden, das Concil zu verlassen. In seiner nächsten Sitzung lud es den Papst mit seinen Cardinälen binnen drei Monaten nach Basel vor, beschloß hierauf, wenn Eugen während des Concils sterben sollte, daß die neue Papstwahl nirgends als zu Basel gehalten werden sollte, er aber während der Dauer des Concils keine neuen Cardinäle machen dürfe, verbot ferner alle Appellationen von dem Concil an den römischen Hof, und ließ (6. Sept.) durch seine Fiscäle den Papst und die Cardinäle des Ungehorsams anklagen, weil er seine Aufhebung des Concils noch nicht widerrufen habe. Und da nicht nur das Concil selbst das größte Vertrauen zu der Rechtmäßigkeit seiner Schritte hatte, sondern auch die übrige Christenheit nicht daran zweifelte, so ging es immer weiter, und setzte (1432 Dec. 18.) dem Papst einen neuen Termin von 60 Tagen, um binnen dieser Frist die Aufhebung des Concils zu widerrufen, widrigenfalls man gerichtlich gegen ihn verfahren würde. Zugleich lud es die Cardinäle bei Verlust ihrer Beneficien nach Basel ein und erklärte alle anderswo zu haltenden Zusammenkünfte für verboten. Als nun Siegmund bei dem Papste war, brachte er es dahin, daß Eugen (1433 Aug. 1.) die Bulle, wodurch er die bisherigen ohne seinen Willen geschehenen Handlungen des Concils für nichtig erklärte, wieder aufhob, die Versammlung und ihre Handlungen vom Anfange an vielmehr bestätigte und versprach nächstens neue Legaten nach Basel zu schicken. Obgleich dieses Verfahren den in Basel versammelten Vätern noch keine Bürgschaft für des Papstes guten Willen zu gewähren schien, so verließ doch Siegmund Rom mit der Ueberzeugung, in Sachen der Kirche glücklich gewirkt zu haben. Nicht minder vortheilhaft war es für ihn, daß er mit seinen alten Feinden, den Venetianern, einen Frieden gemacht hatte und durch reiche Geld-

geschenke von ihnen aller Reisekosten bis nach Deutschland überhoben wurde.

Indessen stimmte ihn sein Aufenthalt in Basel, wo er (Okt.) mit großen Ehren empfangen wurde, keineswegs günstig für das Concil. Waren auch die Zeiten seiner männlichen Kraft, der er sich zu Constanz gefreut und dort wohl selbst noch im Turnier unerkannt Lanzen gebrochen und seine Gegner in den Sand gestreckt hatte, vorüber, und meldete sich das Alter mit allen seinen leidigen Begleitern, vor Allem der Gicht, wodurch er weniger für die rege Thätigkeit empfänglich und fähig wurde, so würde doch sein bis an das Ende ungebrochener heiterer Geist ihm seine Dienste nicht versagt haben; allein er bemerkte mit Mißfallen, daß das Concil einen Gang einschlug, der weder der Kirche noch dem Reiche zum Frieden helfen konnte. Nicht nur daß das gegen den Papst beobachtete Verfahren herausfordernd und angreifend genannt werden konnte und durch den Grundsatz, das Concil sey über dem Papst, die Ordnung der katholischen Kirche rein aufgehoben und verkehrt werden mußte, so hatte das Concil sich auch in Reichsangelegenheiten gemischt, die ganz außer seinem Bereich lagen, und die kaiserliche Würde eben so wie die päpstliche ganz und gar nicht berücksichtigt. Schied nun auch Siegmund von Basel (1434 Mai 19.) mit der Hoffnung die Zwistigkeit mit dem Papst beigelegt zu haben, wie denn auch den *Legaten* Eugen's der Vorsitz wieder eingeräumt wurde, so verhehlte er demselben doch nicht, daß in der Kirchenreformation und andern Angelegenheiten noch nur wenig oder gar nichts geschehen wäre, und die Nachwelt kann auch in den Bemühungen der Basler Väter nur doctrinäre Tendenzen, die in der Schule nicht aber im Leben ihren Ursprung hatten, erkennen. Der Verfolg des Concils selbst mag dieß am besten zeigen.

Siegmund's Eifer war jetzt hauptsächlich auf seine Erblande Ungarn und Böhmen gerichtet. In Regensburg erschienen böhmische Abgeordnete vor ihm, um ihm zu seiner Kaiserkrönung Glück zu wünschen; mit seiner Anerkennung als König verzögerte es sich aber noch, indem hierüber erst auf einem Landtage (1435 Febr.) beschlossen wurde, diese von vierzehn Artikeln abhängig zu machen, deren wichtigste die Annahme der Compaktaten und völlige Freiheit der hussitischen Lehre enthielten. Diese gewährte der Kaiser (Juli) ohne allen Anstand und bis ins nächste Jahr (1436) wurden alle noch obwaltende Differenzen gehoben. Zu Iglau (3. und 5. Juli) be-

schwur er und die Gesandten des Conciliums die Festhaltung der Compaktaten, genehmigte auch die Wahl des Johann Rokyczana zum Erzbischof von Prag, hielt (23. Aug.) seinen feierlichen Einzug in Prag und empfing (25. Aug.) die Huldigung. Da er aber nach der seinem Charakter eigenen Wortbrüchigkeit gleich darauf wieder die katholische Religion zu begünstigen anfing, Mönche und andere verjagte Geistliche wieder kommen ließ, und den Rokyczana in sein Erzstift einzusetzen Umgang nahm, so zeigte sich wieder große Unzufriedenheit, die bei längerm Leben Siegmund's ohne Zweifel in einen neuen Bürgerkrieg ausgebrochen wäre. Seine eigene Gemahlin Barbara ward eines geheimen Einverständnisses mit den hussitischen Häuptern verdächtigt und gefangen gesetzt. Er selbst aber sein nahes Ende mit Gewißheit fühlend reiste von Prag, wo er sich bedroht glaubte, nach Znaym, ließ sich hier noch lebend sein Todtengewand anlegen, und starb mit vollem Bewußtseyn seiner kaiserlichen Herrlichkeit (1437 Dec. 9.). Die Geschichte des Reichs schließt mit ihm eine wichtige Periode ab; man konnte ihn den letzten ernstlich gewählten Kaiser nennen. Seiner ersten Wahl war eine andere entgegengestanden, auch nachher noch hatte sein Bruder den Königtitel geführt. Er war ein mächtiger Fürst, doch nicht auf eigentlich deutschem Grund und Boden; sein väterliches Erbe bekam er erst kurz vor seinem Tode. Mehr als ein Anderer war er daher auf eigene Thätigkeit und den guten Willen des Reiches angewiesen; er ließ es an jenem nicht fehlen, auch genoß er des andern ziemlich. Doch waren die Mittel nicht mehr vorhanden, den allenthalben sichtbaren Bedürfnissen zu genügen; so fehlte es denn in der zweiten Hälfte seiner Regierung noch mehr als in der ersten an Einklang und Uebereinstimmung. Daß das Reich im Norden, sowohl gegen Osten als gegen Westen hin, gänzlich auseinanderfiel, und hier die burgundische dort die polnisch-preußische Herrschaft die äußersten Marken losriß, lag am Tage; aufgegeben waren die Rechte des Reiches freilich nicht, aber faktisch waren sie verloren. Siegmund's größter Ruhm bleibt seine Bemühung für die Einheit der Kirche, was weiter geschah, zeigt von seiner Seite viel guten Willen, viel Geschick und Verstand, mitunter Wortbrüchigkeit und Falschheit, mehr aber Gutmüthigkeit, Schwäche, und Leichtsinn; die von der Zeit gebotenen Hindernisse würden am Ende selbst von größeren Naturen als er war nicht bewältigt worden seyn.

Gerade in dieser Zeit war auch das Mißverhältniß der Basler Synode und des Papstes wieder stärker geworden. Als die

griechischen Gesandten (1435) nach Basel kamen, fand sich daß ihre Vollmacht nicht für Basel lautete; indessen glaubte die Synode hieran keinen Anstoß nehmen zu dürfen und erließ ein vorläufiges Dekret, welches auch der Papst später bekräftigte. Gerade hierin aber fanden sich für den Papst die Mittel mit den Baslern zu brechen. Denn nun schritt das Concil immer weiter, es wurden (1435 Juni 9.) die Annaten abgeschafft, die Simonie verboten und der Papst selbst, wenn er sich derselben schuldig mache, mit Vorladung bedroht. Als nun (1436 März 25.) auch ein Glaubensbekenntniß dem Papst vorgeschrieben wurde, die Zahl der Cardinäle auf vierundzwanzig eingeschränkt, die Reservationen und Exspectationen verboten wurden, und sich das Concil abermals in die Union mit den Griechen mischte, kam es zu einem Bruch. Da die Basler selbst Florenz oder Utine, Basel oder Avignon, als Zusammenkunftsort für die Griechen vorschlugen, so bestätigte Eugen Florenz. Nun luden die zu Basel den Papst vor binnen sechzig Tagen vor ihnen zu erscheinen, und da er das Concil von Florenz nach Ferrara verlegte, erklärten sie ihn für widerspenstig und die Verlegungsbulle für nichtig. Dagegen erklärte Eugen (18. Sept.) das Basler Concil für aufgehoben und befahl den Bürgern die versammelten Väter binnen dreißig Tagen aus der Stadt zu jagen. Er eröffnete auch wirklich sein Concil (1438 Jan. 8.) zu Ferrara, empfing daselbst den Kaiser Johann und den Patriarchen von Constantinopel, verlegte die Versammlung (1439 Jan.) nach Florenz zurück und schloß hier (Juli 6.) die Union, worauf er alle christlichen Fürsten des Abendlandes zu den Waffen gegen die Türken rief. Das Florentiner Concil verlegte sich (1442) nach Rom und löste sich daselbst auf. Dagegen aber ergriffen die Väter zu Basel den Weg, den Papst (1438 Jan. 24.) zu suspendiren, und ihn (1439 Mai 25.) abzusetzen. Der einzige Cardinal Louis Allemant Erzbischof von Arles stand an der Spitze der Synode, alle anderen Cardinäle waren bei Eugen. Die deutsche Nation wünschte allerdings der Vortheile des Concils zu genießen, aber die Aussicht auf eine abermalige Kirchenspaltung lag so nahe, daß sie eine Vermittlung einzuleiten suchte, sich (1438 März 7.) für neutral erklärte, jedoch die Reformationsdekrete von Basel durch das sogenannte Mainzer Acceptat (1439 März 26.) mit gewissen Modifikationen annahm, von den gegen den Papst gerichteten Maaßregeln nichts wissen wollte, und zwar den unmittelbaren Einfluß der römischen Kurie völlig suspendirt hatte, jedoch durch die Vermittlung zwischen Eugen und Ba-

sel fortwährend in Verbindung mit ihm blieb. Die Franzosen erhoben ebenfalls alle Reformationsdekrete der Synode auf einer Ständeversammlung zu Bourges (1438 Juli 7.) zu Grundgesetzen der gallicanischen Kirche. Nun ging das Concil aber noch weiter, indem es von dem Cardinal Louis Allemant und zweiunddreißig Mitgliedern des Concils eine Papstwahl vornehmen ließ, die auf Amadeus gewesenen Herzog von Savoyen fiel, der die Regierung niedergelegt und sich nach Ripaille in ein behagliches Einsiedlerleben zurückgezogen hatte. Er wurde mit 26 Stimmen (5. Nov.) gewählt und seine Wahl vom Concil (17. Nov.) bestätigt. Er nahm auch (17. Dec.) die Wahl an und wurde (1440 Juni 24.) mit großer Feierlichkeit gekrönt.

Bis zu diesem Punkt war das Verfahren des Concils zwar anmaßend aber noch immer so gewesen, daß man die Vortheile welche daraus erwuchsen nicht verkennen konnte; die Absetzung Eugen's aber und die Wahl des neuen, sich Felix V. nennenden Papstes, wendete die öffentliche Gesinnung wieder gegen dasselbe. Was konnte anders als ein neues trauriges Schisma hervorgehen? Ohnedieß hatte das Concil keineswegs den großen Namen, den das Constanzer gehabt hatte; man war der Concile allmählig gewohnt worden; von England war Niemand gekommen. Nun geschah es aber, daß der Nachfolger Siegmund's, sein Schwiegersohn Albrecht Herzog von Oesterreich, von dem man in jenen verwirrten Zuständen sich große Hoffnungen machte, ohne auch nur ins Reich gekommen zu seyn, nach einer kaum zweijährigen Regierung (1438 bis 1439 Okt. 27.) in Ungarn starb, und das Reich abermals zu einer Wahl schritt, die (1440) auf Herzog Friedrich von Oesterreich fiel, den die Fürsten wohl nicht wegen seiner persönlichen Eigenschaften wählten, da er noch jung und wenig bekannt war, sondern dabei wohl hauptsächlich das Geschlecht im Auge hatten, dem er angehörte, und das sich schon früher des Reichs unterzogen hatte. Gleichwohl bedachte sich der Neugewählte geraume Zeit, bis er die Zusage der Annahme gab. Nun gab aber die Persönlichkeit eines Mannes, der bisher beim Concil thätig gewesen, der Wahl des Papstes Felix beigewohnt hatte und in seinen Dienst als Sekretär getreten war, den Verhältnissen eine andere Wendung. Dieß war der Sanese Aeneas Sylvius Bartholomäus Piccolomini, (geb. 1405 Okt. 19.), der mit großen Gaben eine ausgezeichnete Erziehung genossen hatte, mit mancherlei Weltverhältnissen bekannt worden war, und nachdem er am Concil großen Einfluß ge-

habt und für die Selbstständigkeit desselben gegen den Papst Eugen gearbeitet hatte, auf die entgegengesetzte Seite trat, als ihn König Friedrich III. in seinen Dienst genommen hatte. Er war zu diesem gesendet worden, als Friedrich nach zwei Jahren zu Frankfurt und Aachen die herkömmlichen Förmlichkeiten der feierlichen Erhebung und Krönung nachholte, um ihm im Namen seines Herrn des Papstes Glück zu wünschen, worauf er auf Zureden des Erzbischofs Jakob von Trier den päpstlichen Dienst mit Erlaubniß des früheren Herrn verließ und als Sekretär in Dienste des Königs trat. Friedrich fand als er zum Reiche gekommen war, ein junger Mann von 25 Jahren, eine schwere Aufgabe vor, die große Frage der Kirche, die durch die letzten Schritte der Basler Synode immer verwickelter geworden war, zu lösen, dem ganz aufgelösten Zustand des Reichs wieder einige Haltung zu geben, und seine eigene königliche Würde durch äußere Mittel, die mehr und mehr gebrachen, aufrecht zu halten. Er that das so gut er konnte und so gut er es zu thun wußte.

Dabei war wohl das erste, daß er eine sich darbietende Gelegenheit ergriff, den alten Ansprüchen seines Hauses in den allemannischen Landen wieder Gerechtigkeit zu verschaffen. Die Eidgenossenschaft, welche sich auf Kosten des Hauses Habsburg bereichert hatte, war nahe dran sich aufzulösen. Zwischen Zürich und Schwyz war über das Erbe des letzten Grafen Friedrich von Toggenburg ein heftiger Zwist entstanden, der die ganze Eidgenossenschaft theilte. Alle anderen Cantone standen gegen Zürich. Für dieses war daher das Haus Habsburg ein natürlicher Bundesgenosse. Friedrich hatte gleich bei seiner Wahl geäußert, daß er die vom Kaiser Siegmund seinem Hause entrissenen Stammgüter demselben wieder zuzuwenden gedenke. Im Aargau war diese Aeußerung von dem Adel zum Theil gerne gehört worden. Die Züricher sandten sofort Gesandte, die dem König von Salzburg aus über Nürnberg, wo er einen stattlichen Fürstentag hielt, nach Aachen nachreisen mußten. In Frankfurt und Aachen kam das Bündniß zu Stande.

Am Tage der römischen Königskrönung zu Aachen (17. Juni) schloß Friedrich den Bund mit Zürich, wodurch die alte Eidgenossenschaft zertrümmert und eine neue an ihre Stelle gesetzt werden sollte, und bestätigte die Freiheiten der Stadt. Den Eidgenossen wollte er sie nur mit dem Zusatze „der Herrschaft Oesterreich unschädlich“ bestätigen. Da erfuhren diese den noch geheimgehaltenen Bund. Als sie den Zürichern deßhalb Vorstellungen machten, ant-

worteten diese, sie hätten nichts gethan, als wozu sie Fug und Recht hätten. Als Friedrich den Rhein aufwärts ziehend (19. Sept.) nach Zürich kam, ward er mit Jubel empfangen, die Pfauenfeder, das Abzeichen Oesterreichs, den Eidgenossen ein Greuel, prangte auf allen Mützen, und (23.) der Bund wurde von beiden Theilen feierlich beschworen. Friedrich ritt von da über Kiburg nach dem Aargau, dem eigentlichen Gegenstand des Zwists, der aber bei den Eidgenossen zu halten beschlossen hatte, über Solothurn, Bern, Freiburg nach Basel, wo er dem neuen Papst Felix zwar alle Ehrfurcht bewies, aber bei seiner beschlossenen Unparteilichkeit oder Neutralität verharrte. In Constanz traten die Eidgenossen abermals vor ihn und baten um Bestätigung ihrer Freiheiten. Sie sollten sie erhalten, gegen Rückgabe alles Habsburgischen. Da zerschlug sich die Verhandlung.

Nachdem zwischen den Eidgenossen und Zürich noch eine Zeitlang gehandelt worden war, und Zürich sich hartnäckig weigerte, vor eidgenössischem Recht Rede zu stehen, sandte Schwyz (1443 Mai 20.) den Absagekrieg an Zürich und Oesterreich, und eröffnete die Fehde. Es war offenbar eine Fehde doppelter Art, der Eidgenossen gegen Zürich um das Toggenburger Erbe, und der Habsburger gegen den Bund der Eidgenossen. Gewalt stand dem König Friedrich, der mit seinem Bruder Albrecht gemeinschaftlich nur den dritten Theil der österreichischen Lande besaß, nicht zu Gebote; so gebrauchte er die unter den Eidgenossen ausgebrochene Zwistigkeit, um sie zu trennen und wieder zu den alten Gütern seines Hauses zu gelangen. An diese österreichisch-habsburgische Tendenz schloß sich auch überhaupt der Haß des Adels gegen den Bürger und freien Landmann an, und der Ausgang auch dieses Kampfes hatte, abgesehen von der für die Eidgenossenschaft hervorgehenden Kräftigung, eine Befestigung der städtischen Freiheit auch in den andern Theilen des Reiches zu Folge. Die Eidgenossen waren in den ersten Gefechten glücklich. Als sie bis vor die Thore Zürichs gedrungen waren, kam es an der Sil, wo sich das Kriegsvolk der Stadt auf einer großen Wiese aufgestellt hatte (22. Juli) zu einer blutigen Schlacht, welche die Züricher in die Stadt zurücktrieb. Als der Burgermeister Rudolf Stüssi, der ein Haupturheber des Kriegs war, auf der Brücke die Fliehenden zurückhalten wollte, stieß ihn ein Züricher mit dem Zornrufe zu Boden: Daß dich Gotts Wunden schänden! Dieses Wesen und Jammer haben wir alles von dir! — Mit Mühe wurde das Thor vor den nachdringenden Schwyzern geschlossen. Da wurde durch den Bischof

Heinrich von Constanz ein Stillstand vermittelt, der böse oder faule Friede genannt, und die Eidgenossen, die noch auf Rapperschwyl einen Versuch gemacht hatten, zogen wieder in ihre Heimath. Aber die Parteien lagen in ihren Forderungen zu weit auseinander, die Erbitterung des Bürgerkriegs, welche die mit Stüssi's Verfahren Unzufriedenen als Landesverräther der Hinrichtung preisgab, bedurfte noch größerer Opfer um gestillt zu werden, und schon im April des nächsten Jahres brach der Krieg wieder aus.

Friedrich hatte indessen einen Weg eingeschlagen, der die Friedensverhandlungen ohnedieß vernichten mußte. Er hatte sich an Frankreich gewendet, um von den damals in diesem Lande unbeschäftigten Kriegsbanden einen Theil zu bekommen. Diese, die Armagnaken, ursprünglich die Anhänger des Herzogs von Orleans, dann überhaupt der Name der in Frankreich sich umhertreibenden Krieger, sollten ihm helfen, die Beleidiger des Reichs zu Paaren zu treiben. Nach der Schlacht von Azincourt hatte der Hof von Frankreich sich noch mehr entzweit, indem der im Jahr 1417 Dauphin gewordene Prinz Karl Graf von Ponthieu sich an den Grafen von Armagnac anschloß und gemeinschaftlich mit ihm die Königin Isabeau durch die Hinrichtung ihres Günstlings, des Herrn von Bois Bourdon, und durch die Verweisung nach Tours, wo man sie fast wie eine Gefangene behandelte, bitter beleidigte. Dieß benützte der Herzog Johann von Burgund, um die Königin, seine frühere Feindin, von Tours (Nov.) nach Chartres zu entführen und nun in ihrer Person auf frühere Ordonnanzen des Königs hin eine eigene dem Dauphin entgegenstehende Regierung zu organisiren. Das Hauptaugenmerk Burgunds war nun Paris zu bekommen, was ihm endlich (1418 Mai 28.) durch heimliches Einverständniß und die ohnedieß dem burgundischen Hause zugethane Gesinnung gelang. Kaum rettete du Chatel, Prevot von Paris, den Dauphin erst in die Bastille, dann nach Melün, der König wurde in dem Hotel St. Pol gefangen genommen und genöthigt sich zu Pferde zu setzen, durch die Stadt zu reiten, und zu erklären, daß er auf der Partei Burgunds sey. Der Graf von Armagnac wurde ebenfalls gefangen genommen, und die Bastille, wo sich Tanneguy du Chatel noch einige Tage gehalten und versucht hatte sich zu ergeben, mußte ebenfalls aufgegeben werden und fiel in die Hände der Burgunder. Nun zeigte sich jene in der französischen Geschichte öfters vorkommende thierische Wuth der Populace, die (12. Juni) die Gefängnisse sprengte, alle Armagnaken.

den Connestable selbst, den Kanzler Henri de Marle, mordete, und noch gegen die Leichen viehisch wüthete. Als hierauf der Herzog Johann und die Königin (14. Juli) ankamen, richteten sie im Namen des schwachsinnigen Königs eine Regierung ein, die von dem Dauphin gar keine Notiz nahm, und nun begann, da dieser zu Poitiers ein eigenes Parlament errichtete, eine förmliche Doppelregierung in Frankreich, die natürlich den Engländern den besten Vorschub that. König Heinrich war seit dem August 1418 wieder in Frankreich, setzte seine Eroberungen in der Normandie mit Glück fort, eroberte (1419 Jan. 13.) Rouen, und ließ schon bis Paris streifen.

Der Herzog von Burgund fand es nun für nothwendig mit dem Dauphin sich zu vergleichen; es kam (11. Juli) eine Aussöhnung zu Stande, und eine gemeinschaftliche Regierung wurde besprochen, aber die anfängliche Freude war nicht von langer Dauer. Die eigentliche Ausgleichung und Verabredung über die Maaßregeln gegen die Engländer wurde erst auf einen Monat später, dann noch weiter hinausgeschoben, und hatte, als sie endlich zu Stande kam, einen ganz andern Ausgang als erwartet war. Beim Einfluß der Yonne in die Seine ist das Städtchen Montereau mit einer Burg, auf der Zugbrücke fand die Zusammenkunft der beiden Gegner statt; Jeder kam von Freunden begleitet; die Auseinandersetzung der gegenseitigen Ansprüche führte zum Gezänke, und Tanneguy du Chatel, ein alter Freund des einst gemordeten Herzogs Louis, brachte den Herzog Johann um (1419 Sept. 10.). Ob der Dauphin an dem Mord schuldig war oder nicht, läßt sich heute eben so wenig als damals ausmachen, da jede Partei den Hergang der Sache anders erzählte; der Sohn des Gemordeten, Herzog Philipp, betrachtete ihn als schuldig, und da die Abneigung der Königin gegen ihren Sohn mit dem burgundischen Interesse Hand in Hand ging, so beschloß man gemeinschaftlich alle Mittel zu ergreifen, um den Dauphin ganz von der Regierung auszuschließen. Durch Philipp's Vermittlung wurde (2. Dec.) zwischen Frankreich und England ein Stillstand abgeschlossen, der dem Frieden von Troyes (1420 Mai 21.) den Weg bahnte. Durch diesen wurde die französische Prinzessin Catharina mit Heinrich verlobt und dieser zu Karl's Nachfolger erklärt; beide Königreiche sollten hinfort eines seyn, jedoch mit Beibehaltung ihrer besondern Gebräuche, Gesetze, Freiheiten, und Rechte; die englischen Eroberungen sollten mit Frankreich wieder vereinigt werden, und Heinrich, Karl, und Philipp wollten mit dem sogenannten Dauphin Karl

nicht anders als gemeinschaftlich und in Uebereinstimmung mit den drei Ständen handeln. Hierauf wurde Heinrich (2. Juni) mit Catharina zu Troyes vermählt, der Vertrag überall öffentlich bekannt gemacht, und der Dauphin für einen Feind des Staats und der Regierung unwürdig erklärt. Dieser fand jedoch hinter der Loire immer noch Beistand, und die Handlung des Königs, der als unzurechnungsfähig anzusehen war, und der Königin mußte im Herzen jedes ächten Franzosen tiefe Entrüstung erzeugen. Doch schien seine Schale immer leichter zu werden, und die wenigen glücklichen Erfolge seiner Waffen, wie das Gefecht bei Baugé in Anjou (1421 März 22.), welches die Franzosen und der schottische Graf Buchan den Engländern lieferten, worin an 3000 Engländer und der Herzog von Clarence auf dem Platze blieben, konnten ihm nicht aufhelfen. Heinrich brachte (Juni 10.) 28,000 Mann neue Truppen aus England herüber; als seine Gemahlin ihm einen Sohn geboren hatte, führte sie ihm ebenfalls Verstärkung zu, und selbst der Tod des sechsunddreißigjährigen Königs Heinrich (1422 Aug. 31.) änderte eben so wenig in der Lage der Dinge als der seines Schwiegervaters Karl, der nach dreißigjähriger Krankheit und dreiundvierzigjähriger Regierung, bedauert von seinen Unterthanen, die ihm ihr Unglück nicht beimaßen, (21. Okt.) starb. Denn Heinrich's Bruder, der Herzog von Bedford, führte im besten Einverständniß mit Burgund den Krieg eben so nachdrücklich fort als vorher; der Dauphin ließ sich zwar sogleich von seiner Umgebung zum König ausrufen und in Poitiers einstweilen krönen; aber der Herzog von Bedford ließ schon am 9. Nov. im Namen des jungen Heinrich siegeln mit dem vereinigten französischen und englischen Wappen. Zwar zog der Dauphin den Grafen Arthur von Richemont, Bruder des Herzogs von der Bretagne, dadurch daß er ihn zum Connetable machte, (1425) auf seine Seite, und dieß hatte auch den Uebertritt des Herzogs selbst zu Folge; allein der Herzog von Bedford ließ seine Leute (1427) so plötzlich in die Bretagne eindringen, daß der Herzog sich wieder mit den Engländern verbinden und sogar den Vertrag von Troyes unterschreiben mußte. Der Graf von Richemont aber, ein unerträglicher hochmüthiger Mann, sah sich genöthigt, den Hof Karl's wieder zu verlassen. Der Regent und Philipp von Burgund beschlossen nun Orleans wegzunehmen, um ungehindert über die Loire gehen zu können. Der Graf Thomas von Salisbury legte sich (1428 Okt. 12.) vor die Stadt, die jedoch keineswegs ganz eingeschlossen war und durch den Grafen Dünois, den

Bastard von Orleans, tapfer vertheidigt wurde. Salisbury selbst wurde durch einen Schuß getödtet. Dagegen begann in der Stadt Mangel an Lebensmitteln einzureißen, und die Bemühungen des gefangenen Herzogs von Orleans für seine Länder Stillstand zu erhalten, wurden von dem Regenten gar nicht beachtet, wenn auch der Herzog Philipp seine Leute von der Belagerung zurückzog. Seit die mildere Jahrszeit (1429) den Engländern die Schanzarbeit möglich machte, wurde Orleans immer enger eingeschlossen. Schon war im Rathe des Königs Karl davon die Rede, nicht nur Orleannais sondern selbst Berry und Touraine aufzugeben, und sich ganz nach Languedoc zurückzuziehen, welchen unrühmlichen Entschluß jedoch die Königin Marie und Karl's Geliebte, Agnes Sorel, verzögert haben soll, als durch eine wirklich wunderbare Erscheinung sich die Lage Frankreichs auf einmal änderte.

In dem lothringischen Dorfe Dom Remi bei Vaucouleurs hatte Jakob d'Arc und Isabella seine Frau neben andern Kindern eine Tochter Johanna, geboren 1411, die wegen steter Reinheit ihrer Sitten den Beinamen die Jungfer, la Pücelle, führte. Sie war durch das Landleben an mehrere männliche Verrichtungen gewöhnt, konnte Pferde in die Schwemme reiten, war stark genug, eine Lanze zu handhaben; über ihr Aeußeres weiß man ebenfalls, jedoch nur durch Berichte nicht durch Gemälde oder Bildsäulen, daß sie ein schönes Bild kräftiger ungebrochener Jungfräulichkeit gewesen sey. Sie hatte Träume und Erscheinungen, welche sie aufforderten, für die Erlösung Frankreichs vom Joche der Ausländer aufzutreten, und sie offenbarte diesen ihren Beruf dem Ritter Baudricour, der die Besatzung von Vaucouleurs befehligte, er solle sie zum König bringen, sie sey bestimmt ihm zu helfen. Der Ritter schenkte ihr anfangs kein Gehör, da sie aber wiederholt kam und die Göttlichkeit ihrer Sendung durch einzelne Umstände demselben glaublich machte, so sandte er sie mit Waffen und männlicher Kleidung zu Karl, der damals zu Chinon war. Die verschiedenen Proben, denen man sie unterwarf, um sich von der Reinheit ihrer Person und ihrer Absicht zu überzeugen, befriedigten vollkommen, und sie erhielt, da man in der trostlosen Lage in der man war, durch einen solchen Versuch selbst wenn er mißlang, nichts verlieren konnte, den Auftrag, einen Transport Lebensmittel von Blois nach Orleans zu führen. Sie ließ sich dazu in der St. Catharinakirche zu Tours unter andern Weihgeschenken ein auf beiden Seiten mit Lilien bezeichnetes Schwerdt heraussuchen, das man auch

wirklich fand, und das sie von nun an immer führte. Sie schaffte den Transport (29. April) glücklich in die Stadt, zog auf Bitten des jubelnden Volkes in die Stadt ein, und zog bald darauf (4. Mai) einen zweiten Transport, bei dem eine Verstärkung unter dem Grafen Dünois war, an sich. Nun machte sie einige glückliche Ausfälle, wie die Franzosen ermuthigt waren, sank die Zuversicht der in ihr eine Hexe erblickenden Engländer, und am 8. Mai wurde die Belagerung aufgehoben. In einer Schlacht bei Patay wurden die Engländer unter Talbot und Fastolf von den Franzosen plötzlich überfallen und gänzlich geschlagen, so daß nun einem Zuge nach Rheims nichts Wesentliches mehr im Wege stand. Zwar die Gegenden der Champagne und die übrigen Blachfelde befanden sich noch meist in feindlicher Gewalt, mit dem Glück des Königs wuchs aber auch sein Anhang; hie und da verjagten die Einwohner die englischen Besatzungen, und das Vertrauen auf Johanna, die in ihren reinen Sitten eben so von dem üppigen und sittenlosen Leben am Hofe Karl's eine Ausnahme machte, als alle ihre bisherigen Thaten etwas Wunderbares und Unglaubliches gewesen waren, ermuthigte den König, den Zug gegen Rheims zu unternehmen. Bei Troyes gerieth der ganze Kriegsrath, weil man die Stadt, die englische Besatzung inne hatte, sechs Tage vergeblich belagerte und das Heer keine Lebensmittel hatte, in große Muthlosigkeit; Johanna aber, die man endlich um Rath fragte, beschloß sogleich einen Sturm, den die Einwohner nicht abwarteten, sondern sich dem König unter der bloßen Bedingung ergaben, daß man die englische Besatzung abziehen lasse. Hierauf ging es über Chalons nach Rheims, wo der König (1429 Juli 29.) von dem Erzbischof Reginald von Chartres gesalbt und gekrönt wurde. Johanna mit ihrer Fahne stand ihm zur Seite, voll Freude, daß es ihr endlich gelungen sey, ihren König an den alten heiligen Krönungsort zu geleiten. Es wird erzählt, daß sie nach der Krönung erklärt habe, ihre Aufgabe sey jetzt vollendet, man möge sie wieder in ihre Heimath entlassen; durch Bitten und Vorstellungen ließ sie sich jedoch bewegen zu bleiben. Der König erhub (Dec.) sie mit ihrer ganzen Familie in den Adelstand. Ihr Glück war aber vorüber; ein Angriff auf Paris, den sie gerathen hatte, mißlang, auch brachte er keine Bewegung in der Stadt zu Karl's Gunsten hervor; und als sie Compiegne vertheidigte, wurde sie (1430 Mai 25.) bei einem Ausfall, als sie den Rückzug deckte und von Zeit zu Zeit stehen blieb, bis ihre Landsleute über die Brücke und zum Thor hinein waren, ausgesperrt

und so — wie man sagt aus Eifersucht und Haß der andern Anführer, was sich schon bei einer andern Gelegenheit gezeigt hatte — den Engländern gewissermaßen überliefert, die indessen Compiegne doch nicht eroberten. Sie wurde nun von dem Bastard von Vendome, der sie gefangen hatte, an Johann von Luxemburg und von diesem an den Herzog von Bedford überliefert, der froh war, dieses Schreckbild seiner Leute endlich in seiner Gewalt zu sehen. Statt sie als Kriegsgefangene zu behandeln, machte man ihr als Hexe und Zauberin den Prozeß. Der Bischof von Beauvais, Pierre Cauchon, in dessen Diöcese sie gefangen worden war, bat sich denselben aus und führte ihn auch zu Rouen vier und einen halben Monat lang mit Beobachtung aller peinigenden und abgeschmackten Förmlichkeit. Nach vielen Verhören, in denen sie sich stets ruhig, fest, und klar gezeigt hatte, wurde sie endlich wegen Gotteslästerung, Götzendienst, Zauberei, Ketzerei, Unzucht (die nur darin bestand, daß sie Mannskleider getragen hatte) dem weltlichen Arme überliefert und ihr zu Rouen öffentlich ihr Urtheil vorgelesen, dem sie aber ins Wort fiel und sagte: sie unterwerfe sich der Kirche und ihren Richtern, und weil man urtheile, sie solle von ihren Offenbarungen nichts mehr glauben, so wolle sie gehorchen; die Geister hätten ihr Befreiung versprochen, sie sehe aber nun, daß sie betrogen sey. Sie schwur hierauf förmlich ihre Irrthümer ab, legte ihre Mannskleider ab, und wurde dann zu ewigem Gefängniß bei Wasser und Brod verurtheilt. Weil man sie aber am andern Tage wieder in den Mannskleidern fand, die man ihr absichtlich hingelegt und ihre Frauentracht weggenommen hatte, und weil sie erklärte, sie müsse ihre Reue zurücknehmen, sie sey davon, daß die heiligen Jungfrauen Catharina und Margaretha ihr erschienen seyen, vollkommen überzeugt, wurde sie als Rückfällige (1431 Mai 30.) zum Feuertod verurtheilt. Karl VII. that nichts um sich derjenigen anzunehmen, die ihm zu seiner Krone verholfen hatte. Erst 1456 wurde dieser ganz widerrechtliche Prozeß, der eine der edelsten Gestalten der Menschheit zu brandmarken bestimmt war, revidirt und dadurch ihr Andenken von allen Flecken, welche Dummheit und Bosheit damals auf sie häuften, gereinigt. Wenn man das Verfahren gegen sie aus der Finsterniß der Zeit und dem Nationalhaß Englands erklärlich findet, was soll man zu den kommenden Jahrhunderten sagen, die entweder an dieser Erscheinung mit kalter Gleichgültigkeit vorübergingen oder sie mit besudelndem Spott im Staub zu wälzen suchten? Denn mit denen, welche Be-

trügerei, abgekartetes Spiel dahinter wittern, Worte zu verlieren lohnt nicht der Mühe.

Von dieser Zeit an sank das Glück Englands, die Freundschaft zwischen Bedford und Burgund erkaltete, furchtbare Aufstände des Landvolks in der Normandie erschwerten die feste Besitznahme dieser Gegenden, und endlich (1435 Sept. 23.) kam zwischen dem König Karl und dem Herzog Philipp ein Friede zu Stande, der zwar für den König demüthigend aber für das Reich vortheilhaft war. Damals starb auch die Königin Isabeau (Sept. 30.) zu Paris in ihrem Hotel von St. Pol in ärmlicher Lage, gehaßt von den Franzosen, vernachlässigt von den Engländern. Nun mußte auch Paris wieder in die Hände seines rechtmäßigen Gebieters zurückkehren, und (1436 Nov. 12.) nachdem Karl achtzehn Jahre von seiner Hauptstadt entfernt gewesen war, hielt er daselbst wieder einen glänzenden Einzug, mußte aber schon nach wenigen Tagen die von Pest und Hungersnoth fürchterlich heimgesuchte Stadt wieder verlassen. Im Kriege mit England geschah nichts von Bedeutung. Vielmehr wurden wiederholte Friedensunterhandlungen angeknüpft, die zwar weil die gegenseitigen Forderungen gar zu weit auseinander lagen immer wieder abgebrochen wurden, aber doch den Franzosen zeigten, daß die herrschende Partei in England der Fortsetzung des Kriegs nicht mehr die frühere Aufmerksamkeit schenkte. Da konnte nun Frankreich sich von den Leiden des Kriegs, der nach und nach nur auf die Gegenden um Calais und in Guyenne eingeschränkt wurde, erholen, und als nach dem letzten Akt des französisch-englischen Kriegs (von 1449—1453) nach dem Tode des alten achtzigjährigen Talbot ganz Guyenne mit der Hauptstadt Bordeaux verloren ging, da die Engländer außer Calais nichts mehr auf französischem Boden besassen, nahm der Krieg ein Ende ohne daß ein Friede wäre geschlossen worden. Die damals beginnenden bürgerlichen Unruhen in England hinderten den König Heinrich VI. auf Wiedereroberung zu denken. So war die anfangs so gefährdete Regierung Karl's VII. diejenige, welche für Frankreich den lang entbehrten Frieden zurückführte und wäre nicht das zwischen Vater und Sohn eingetretene Mißtrauen gewesen, durch welches der Dauphin seit 1445 nicht mehr am Hofe seit 1456 sogar außer dem Reiche in Brabant gelebt hatte, so hätte sie eine völlig glückliche genannt werden können. Karl VII. beförderte die Ordnung Frankreichs besonders auch durch die Errichtung eines stehenden Heers von 15 Compagnien d'Ordonnances, deren

jede unter einem Capitäne stand und 100 Lanzen oder Hommes d'Armes begriff welche dem deutschen Gleve entsprechen. Ein solcher Homme d'Armes bestand außer dem Schwergeharnischten selbst aus drei Schützen zu Pferd, einem Coutillier, und einem Pagen. Der Sold war monatlich 30 Francs. Alle, welche nicht unter diesen Compagnien aufgenommen waren, mußten sich einzeln in ihre Heimath begeben, das Waffenhandwerk aufgeben, und ein ruhiges bürgerliches Leben ergreifen. Indem nun diese erste Errichtung eines stehenden den augenblicklichen Bedürfnissen der Krone dienenden Heeres für Frankreich eine wahre Wohlthat war, ist es zu begreifen, daß Karl auch schon vorher jede Gelegenheit gerne ergriff, dieser nur für den Krieg brauchbaren Banden loszuwerden.

König Friedrich that daher dasjenige wirklich, was man vor ohngefähr achtzig Jahren von Karl IV. nur gesagt hatte ohne es beweisen zu können; er bot den Reichsfeind auf, um seine eigensüchtigen Absichten zu erreichen; zur Freude des Adels der sich nun an den Bauern und an den Bürgern zu rächen hoffte. Schon einige Jahre vorher war auf Anstiften des Straßburger Bischofs Wilhelm und des Herrn Johann von Vinstingen ein Schwarm Armagnaken, 12,000 Pferde stark, über die Steige bei Zabern herübergeführt worden, hatten die Gegend weit und breit ausgeplündert und verheert, und hatte sich nach dreiwöchentlichem Aufenthalt, als der Pfalzgraf Ludwig und andere Herren ihre Leute aufgeboten hatten, wieder nach Frankreich zurückgezogen. Nun geschah dasselbe auf ausdrückliches Ansuchen König Friedrich's und Herzog Siegmund's von Tyrol, indem sie es als die gemeinsame Sache aller Könige, Herren und Edlen hinstellten, deren Knechte und Bauern bald allen andern Gehorsam verweigern würden, dieses Volk zu dämpfen, und sich dazu eine Anzahl Armagnaken erbaten. Hierauf ging Karl gerne ein und der Dauphin Louis sammelte an 40,000 Mann, welchen der den Städten feindlich-gesinnte Adel, voran Burkard Mönch von Landskron, den Weg zeigte. Die Lage des Eidgenossenkrieges war aber also. Die Eidgenossen unter dem Schwyzer Landammann Ital Reding hatten sich erst vor das Städtchen Greifensee gelegt und nachdem die Stadt von dem bittern Schwyzerfeind Wildhans von Landenberg in Brand gesteckt worden war, endlich (27. Mai) die in der Burg belagerten Feinde zur Ergebung auf Gnad und Ungnade gezwungen, den Wildhans zuerst, in Allem 62 der Gefangenen enthaupten lassen; nur zehn wurden bei dieser Mordnacht auf Greifensee zuletzt

als bereits die Fackeln waren angezündet worden, verschont. Darauf hatten sie sich vor Zürich gelegt, doch die Belagerung richtete bei dem Ungeschick von außen und dem muthigen Gemeinsinn von drinnen wenig aus. Wie der Haß des Adels gegen die Bürger entflammt war, zeigt unter andern die Mordnacht von Brugg im Aargau, wo sich Thomas von Falkenstein (Aug. 4.) verrätherisch Einlaß verschaffte, den Schultheiß und Rath als Gefangene fortschleppen ließ, die Stadt niederbrannte. Da lagerte sich Bern mit Solothurn und andern Eidgenossen vor die Falkensteinische Hauptburg Farnsburg (12. Aug.). Hans von Rechberg aber ritt bei Nacht und Nebel mit unterbundenen Hufen seines Rosses durch die Eidgenossen, um das französische Heer zu schnellerem Anzug zu treiben. Da kamen gegen 60,000 Armagnaken, unter dem Dauphin Louis und den nahmhaftesten französischen Hauptleuten, Franzosen und Schotten, auch Spanier und Lombarden fehlten nicht, den Kern des Heers bildeten 5000 köstlich gerüstete Kürisser. Gegen den Sundgau nach Basel zu, über Mömpelgard und Altkirch zog die unbändige Schaar, nicht blos um dem Haus Habsburg gefällig die Eidgenossen zu dämpfen und das Concil zu sprengen, dabei dem alten Haß des Adels gegen die Städte Luft zu machen, sondern auch um zu plündern bei Freund und Feind und wenn es gehe von dem schon auseinander gehenden deutsch-römischen Reich das Elsaß und das ganze linke Rheinufer loszureißen. Alle denen das deutsche Land lieb war, besorgten ängstlich wie es werden möchte beim Einbruch der Wälschen. Die Stadt Basel schickte eilig zu den Eidgenossen vor Farnsburg, diese ließen von Zürich 600 Mann Verstärkung kommen; sie spotteten der Angst der Andern, und kaum ward endlich beschlossen, die aus Zürich angekommenen und noch 600 gegen den Feind zu schicken, um ihn zu erkunden: doch sollten sie ja nicht über die Birs gehen. Noch in der Nacht (des 25. Aug.) brachen diese Auserlesenen auf, rasteten zu Liestal, und trafen früh um acht Uhr (26. Aug.) auf die bei Pratelen stehenden Vorposten des Feindes, die sie warfen, vorwärts drangen bis Muttenz, und hier die 10,000, welche der Graf von Dammartin befehligte, in der Siegstrunkenheit angriffen, schlugen, und zum eiligen Rückzug über die Birs zum Hauptheere zwangen. Sie standen am Rand der Birs; hier warnten vergebens die Führer, man solle sich, da noch kein Mann gefallen nur einige wund seyen, mit diesen Vortheilen genügen lassen; der Anblick des vor ihnen stehenden Feindes lockte sie weiter; von dem nahen Basel,

welches den ganzen Schlachtplan überschauete, hoffte man Hülfe. Da war kein Haltens. Obgleich von Basel keine Hülfe kam, da Louis eine Schaar so gestellt hatte, daß die Basler wären abgeschnitten worden, und obgleich nun erst der ganze Gewalthaufe der Franzosen entgegenstand, so durchwadeten sie doch ohne Aufhalt die Birs, erstiegen das Ufer, und rannten nun auf den Dauphin los. Dieser ließ all sein Geschütz auf sie losbrennen und die ganze Reiterei, mehrere Tausend, auf sie einsprengen, durch welche sie in zwei Theile getrennt wurden, der eine auf eine von der Birs gebildete Staudeninsel die Aue genannt, von wo aus sie hätten weiter zurück und in Sicherheit kommen können; der andere gegen Basel zu kämpfend, wohin zu entkommen unmöglich war, an das Siechenhaus von St. Jakob sich anlehnend, hier zum Heldentode entschlossen. Während bei denen auf der Aue der Kampf weniger Wechsel darbot und nur der Heldenmuth der Wenigen auch hier bis gegen den Abend dem übermächtigen Feind zu schaffen machte, so kämpften die im Siechenhause gegen die Waffen und zugleich gegen das Feuer der Gebäude, welche die Feinde in Brand gesteckt hatten; dreimal schlugen sie den Sturm zurück und fielen auf ihre Feinde heraus, bis endlich die Gartenmauer niedergeworfen, die Kapelle und das Haus angezündet waren, und nun die armagnakische Reiterei von allen Seiten sie zu Boden ritt. Da wurden auch die auf der Aue völlig übermannt, und nach zehnstündigem Gefechte lagen außer zehn beim Birsübergang zufällig getrennten eilfhundert und achtundfünfzig Mann todt und zweiunddreißig schwer wund darnieder. Neunundneunzig Eidgenossen fand man in einem Kellergewölbe vom Rauch erstickt an der Wand aufrecht nebeneinander stehend. Die Wenigen welche auch ohne ihr Verschulden den Tag überlebten und heimkamen zu den Ihrigen, galten für Feldflüchtige und Ehrlose. Der Feind hatte an 1100 Pferde und 8000 Todte verloren; den Burkard Mönch traf als er siegsfreudig über das Schlachtfeld ritt und ausrief: Heut baden wir in Rosen! der Wurf eines todtwunden Urner's mit dem Wort: Friß eine der Rosen! er sank vom Rosse und verschied nach wenigen Tagen. Dem Dauphin war die Lust entfallen, ferner mit den Eidgenossen zu kriegen; er zog es vor, so tapfere Männer zu Freunden zu haben und erlaubte ihre Bestattung, welche die Basler getreu und theilnehmenden Herzens besorgten. Drauf zog er ins Elsaß, schloß (28. Okt.) mit den Eidgenossen Frieden, und ließ nun seine Schaaren auf deutschem Grund und Boden noch ferner ihre Frevel üben,

bis erst durch der Fürsten, nicht des Kaisers gemeinsame Bemühung diese Pein wieder von Deutschland entfernt wurde. Auf dem zu Nürnberg (1445 Sommer) gehaltenen Reichstag mußte Friedrich zu seiner Beschämung von den Gesandten des Dauphin sich ins Gesicht sagen lassen, daß er um dem deutschen Adel gegen den Pöbel behülflich zu seyn sich von Frankreich diese Leute erbeten habe. Friedrich's Regierung war daher anfangs wenig geeignet, das Zutrauen der Stände zumal der Städte zu gewinnen. Der Schlachttag an der Birs aber, mit allem Recht als ein deutsches Thermopylä angesehen, war nicht blos für die Eidgenossen wichtig, die nun zwar Farnsburg und Zürich zu belagern aufhörten, aber auch keine Furcht vor Oesterreich zunächst mehr zu haben brauchten, sondern auch für das gesammte deutsche Städtewesen, als ein Tag der Warnung vor dem nimmer schlafenden Hasse und Neide des Adels und der Fürsten, und der Lehre, welche ungeheure Kraft in einem freien Volke wohne gegenüber bezahlten Söldnern.

Der Krieg ging jedoch seinen Gang fort, und die Flamme verbreitete sich auch noch in andere Gaue Deutschlands. Aus allen Chroniken geht hervor, daß die Plackerei des Adels damals sehr überhand nahm und die Städte deßwegen ihre Bündnisse erneuerten und stärkten. In den Landen der Markgrafen von Brandenburg wurde von dem Adel den Nürnberger Kaufleuten großer Schaden gethan, Güter weggenommen, und Genugthuung verweigert. Es kam zur Fehde, Burgen, Dörfer und Städtchen der Feinde wurden überzogen, zum Theil auch erstürmt, darauf aber (1445 Juni 29.) durch Markgraf Johann die Fehde vertragen, wobei aber das Geld der Stadt wohl das Beste that. Da sich indessen die böse Gesinnung des Adels und der Fürsten deutlich zeigte, wurde (1446) der Bund der schwäbischen Städte wozu auch Nürnberg gehörte auf drei Jahre erneuert, und da (1447) die bedenklichen Rüstungen der Fürsten, besonders des Markgrafen Albrecht, zunahmen, so hielten auch die Städte eine Zusammenkunft zu Ulm, beschlossen sich in Bereitschaft zu setzen, und weil es den Anschein hatte als sollte die Gefahr für Nürnberg am nächsten seyn, so bat der Rath von Nürnberg die von Augsburg, Ulm, und Regensburg, je um hundert reisige Pferde, und nahm Einzelne von Adel in Dienste, namentlich den Konrad von Heideck. Was man befürchtet hatte, blieb nicht lange aus. Albrecht erhub (1448) Beschwerde über den von Heideck und wies die Vermittlung der Nürnberger, vor deren Rath dieser sich zu Recht zu stehen

erbot, geradezu ab: Nürnberg habe in seinen Regaliensachen nicht zu richten und er werde mit der Stadt keine Unterhandlung pflegen. Als Karl Holzschuher und Nikolaus Muffel den Markgrafen zu Cadolzburg dennoch begütigen wollten, gab er ihnen abermals zur Antwort: der Heideck sey ein Landsaß des Burggrafthums, und die Nürnberger hätten nicht weiter zu richten als innerhalb ihrer Ringmauer: das burggräfliche Gebiet fange bei Eger an und erstrecke sich bis an das Kreuz unter Uffenheim und bis an das Gesträuch ob Eichstädt. Hier war zu sehen wie der Grundsatz vom geschlossenen Gebiet gute Früchte getragen hatte. Nun stellte Albrecht, der seines Vaters Verkauf der burggräflichen Rechte gern rückgängig gemacht hätte und Burggraf von Nürnberg im strengsten Sinne des Worts gewesen wäre oder wenigstens der Stadt eine ansehnliche Summe abpressen wollte, bei den Fürsten laute Beschwerde über die Nürnberger, die ihm seine Regalia beeinträchtigten und Freiherren in ihren Dienst nähmen. Es wurde an mehreren Orten unterhandelt und die Stadt würde sich auch wohl zu einem Stück Geld verstanden haben, um des Handels los zu werden, aber Albrecht forderte 60,000 Gulden für Wein und Proviant, 40,000 Gulden für seine böhmischen Söldner, 40,000 Gulden für seine eigene Zehrung, und die Auslieferung des Heidecker's, gebunden als eines Mordbrenners, dann erst wolle er mit der Stadt gütlich rechten vor dem Kaiser. Diese schmählichen Bedingungen wollte Nürnberg nicht eingehen, hoffte auf Beistand seiner Verbündeten, der aber unbedeutend war, rechnete auf Einschreiten Friedrich's, das in Abmahnungen bestand die der Markgraf nicht beachtete, und schickte sich dann im Vertrauen auf sein gutes Recht zum Kriege an. Albrecht sandte (1449 Juli 2.) der Stadt seinen Absagebrief zu, den die Stadt am andern Tag erwiederte; nach ihm sandten der Stadt 22 Fürsten, geistliche und weltliche, 38 Grafen und Herren, 3612 Ritter, Knechte, und Allerlei ihre Fehdebriefe zu. Die Stadt war fast ganz auf ihre eigenen Mittel angewiesen, indem die verbündeten Städte, Rothenburg, Dinkelsbühl, Windsheim, Weißenburg, sich selbst ihrer Thore und Mauern zu wehren hatten, doch kamen im August vierhundert Reisige von Seite der schwäbischen Städte zu Hülfe, auch sandten die Eidgenossen 1000 Mann. Die sorgfältigen und umsichtigen Anstalten für die Verpflegung der Bürger und des vielen hereingeflüchteten Landvolks erregen billig noch heute unsere Achtung, und man fühlt daß die Besonnenheit mit welcher Alles angeordnet wurde in

den Bürgern die Ueberzeugung der Sicherheit und der Kraft hervorbringen mußte. Um den Vorrath genau zu berechnen, nahm man eine Zählung vor, bei der sich fand, daß die Stadt 3756 Bürger, 4565 Weiber und Mädchen, 6173 Kinder, 1475 Knechte, 1855 Mägde, 446 Mönche und Nonnen nebst ihrem Gesinde, 150 Juden, 9912 geflüchtetes Landvolk, im Ganzen 28,332 Köpfe zählte. Den Krieg beizulegen gaben sich der König und die Fürsten viele Mühe; alles scheiterte aber an der Unbilligkeit der markgräflichen Forderungen. Die Geschichte des Krieges selbst zeigt nur die in Deutschland gewöhnliche Art des Hin- und Herziehens, Niederbrennens der Gebäude, Wegtreibens der Heerden, und da die Nürnberger an dem Heinrich Reuß von Plauen, dem Kunz von Kauffungen, und andern gute Führer hatten, die wenigstens dieß Handwerk verstanden, so zogen sie keineswegs den Kürzern und in dem berühmten Treffen bei dem Kloster Pillenreut (1450 März 11.) erlitt der Markgraf, der mit genauer Noth nach Schwabach entrann, einen bedeutenden Schlag, welchem er jedoch einen Sieg über die Nürnberger Hauptleute Georg Geuder und Johann Pirckhamer bei dem Dorfe Aurach (14. April) entgegensetzen konnte. Als so der Krieg bis in die Mitte des Jahrs fortgedauert hatte, und beinahe nichts zu verwüsten übrig war, wurde durch eine kaiserliche Kommission (6. Juli) Friede gemacht und im Allgemeinen der Zustand vor dem Krieg wieder hergestellt. Der Zankapfel blieb also und gab so lange das alte Reich bestand Anlaß zu fernerer Reibung des mächtigeren Fürsten an der hülfloseren Stadt. Auch in Schwaben war zwischen dem Grafen Ulrich und den Städten der alte Krieg wieder ausgebrochen, und hatte auf gleiche Weise einen den alten Zustand wieder herstellenden Ausgang.

Während aber hier der Krieg zu Ende ging, hatte auch die Fehde der Eidgenossen ihren Ausgang gefunden. Auch hier waren beide Theile des Kriegs müde geworden; bei Ragaz hatten (1446) die Eidgenossen einen schönen Sieg erfochten, und bald darauf ward durch die Bemühung des Pfalzgrafen Ludwig ein Friede vermittelt, der jedoch erst dadurch seine Geltung erhielt, daß (1450) Zürich seinem Bund mit Oesterreich entsagte und wieder ganz in seine vorige Stellung zu den Eidgenossen trat. Wenn sich auch durch die Uebermacht der Fürsten und des Adels die Städte in Franken und Schwaben weniger frei bewegten, so gab doch der Hinblick auf die Festigkeit der Eidgenossenschaft, die damals noch

völlig zum Reiche gehörte, dem Streben bürgerlicher Freiheit stets einen neuen Schwung.

König Friedrich's Bemühung für die Vergrößerung seines Hauses war nicht vom Glücke begünstigt gewesen. Was er in Sachen des Reiches that, war zunächst keine weitumfassende nach ihm genannte Reformation alles innern Wesens, die zu umfassend und zu idealisch war, um angenommen und eingeführt zu werden, sie blieb ein bloßer von lobenswerther Gesinnung zeugender Entwurf. Was er in Sachen der Kirche that, dürfte nicht gerade zu tadeln seyn. Hier leitete übrigens seine Schritte hauptsächlich Aeneas Sylvius. Als dieser (1444) an Papst Eugen abgeschickt wurde, um ihn zur Haltung eines neuen Concils in einer andern Stadt Deutschlands zu bewegen, ward er von Eugen so gewonnen, daß er fortan nur im römischen Interesse handelte. Noch einmal waren die Deutschen im Begriff, sich mit dem Basler Concil zu verbinden, als Eugen seine zwei Hauptgegner die Erzbischöffe von Trier und von Cöln (1445) absetzte. Das veranlaßte einen Kurverein (1446) daß Eugen das Basler und Constanzer Dekret von der Obergewalt der Concilien anerkennen, alle Neuerungen zurücknehmen und ein neues Concil in eine deutsche Stadt ausschreiben sollte, widrigenfalls sie von ihm abfallen würden. Der Nürnberger Syndicus Gregor von Heimburg ging als Wortführer der Gesandtschaft der Kurfürsten nach Rom, wo er mit furchtloser Freimüthigkeit vor dem Papste sprach, aber von Eugen eine feste, seine Würde wahrende Antwort erhielt. Es ging nun eine päpstliche Gesandtschaft nach Deutschland, Thomas von Sarzana, Johann Carvajal, und Nikolaus von Cusa, welche vor einem großen Fürstentag zu Frankfurt (1446 Sept. 1.) die Sache des Papstes Eugen vertheidigten. Nicht nur Gewandheit sondern auch Geld, durch welches Johann von Lysura, Generalvikar von Mainz, gewonnen wurde, entschied die Sache und es wurde beschlossen bei der römischen Kirche zu bleiben. Da erließ Eugen (1447 Febr. 5.) vier Bullen, worin er die beiden Erzbischöffe wieder einsetzte, alle während der Neutralität in Deutschland getroffenen kirchlichen Verordnungen bestätigte, die Anerkennung der bisherigen Concile aussprach und ein künftiges verhieß, und die von den Deutschen angenommenen Basler Schlüsse genehmigte. Zugleich aber verwahrte er sich in einer fünften Bulle gegen alle dem päpstlichen Stuhle hieraus etwa hervorgehenden Nachtheile. Bald darauf starb er (23. Febr.) und die Cardinäle wählten den Thomas

von Sarzana, der sich Nikolaus V. nannte. Aeneas Sylvius bewirkte seine Anerkennung auf dem Reichstag zu Aschaffenburg (1447 Juli) und die Einleitung zu einem Concordat, das vom Legaten Carvajal zu Wien (1448) abgeschlossen wurde. In demselben sind die Annaten und Reservationen dem Papst mit wenigen Modifikationen zurückgegeben, alle Vortheile der Basler Dekrete ganz aufgegeben, und die deutsche Nation um die Aussicht auf eine Reformation abermals gebracht. Die Unzufriedenheit des Reichs mit dieser vom König ohne Zuziehung der Nation getroffenen Ausgleichung war groß, und es dauerte lange bis sich die deutschen Erzbischöffe zur Anerkennung und Bekanntmachung derselben verstanden. Doch würde jedes Beharren bei den Maaßregeln der Concilien nur zu andern noch leidigeren Verwicklungen geführt haben. Daß durch die Concilien keine Reformation zu Stande gebracht werden konnte, das liegt jetzt am Tage; der Grund davon ist in der menschlichen Natur zu suchen. Die Zeit der Concilien war vorüber.

Vor allem die des Basler. Dieß hielt sich nur noch durch die Festigkeit des Cardinals von Arles. Da befahl (1447 Aug. 15.) König Friedrich der Stadt Basel dem Concil das Geleit zu kündigen. Vergebens machte die Stadt Vorstellungen, sie mußte gehorchen, und die Väter zogen (1448 Juli 4.) nach Lausanne auf das Gebiet des Herzogs von Savoyen. Hier kam eine völlige Aussöhnung zu Stande; Nikolaus V. erließ (1449 Jan. 18.) eine allgemeine Amnestie für das Concil und seine Anhänger; Felix V. legte (7. April) seine Würde nieder und wurde von Nikolaus zum ersten Cardinal, Bischof von Sabina, Legaten und beständigen Vikarius des päpstlichen Stuhls in Savoyen und der Nachbarschaft ernannt. Das Concil aber ernannte an Felix' Stelle den Thomas von Sarzana zum Papste und vereinigte sich also wieder mit dem römischen Stuhle. So nahm das Concil zu Basel seinen Ausgang. Für die Stadt Basel hat es zum ewigen Andenken die daselbst befindliche Universität gestiftet.

Mit dem Ende des Basler Concils war jene merkwürdige Bewegung, die seit anderthalb Jahrhunderten in der Christenheit angeregt war, vor der Hand zu ihrem Ende gekommen. Die Kirche, welche im Papstthum auf die den Ideen der ganzen Welt angemessenste Weise repräsentirt war, hatte einen schweren Kampf gegen die Weltlichkeit und zugleich gegen die in ihrem eigenen Schooße er-

standene Opposition durchgeführt. Zwar nicht der Kampf an sich war etwas Neues; mit diesem war die Kirche von Anfang an vertraut gewesen; einen Kampf zu führen war eben sowohl die Bestimmung der Kirche als ihr Begründer nicht um den Frieden sondern um das Schwerdt zu bringen in die Welt gekommen war. Aber der Kampf der mit Bonifacius VIII. beginnt, ist ein ganz anderer als der welchen Gregor VII. und Innocenz III. für die römische Kirche geführt haben; hier scheiterten die edlen Naturen der deutschen Kaiser an der ihnen entgegenstehenden großen Idee, daß die Kirche durch den Papst in Geistlichem und Weltlichem repräsentirt werde, und wir können uns bei ihrer Niederlage und ihrem Sturze wohl damit trösten, daß sie ihrer Zeit vorausgeeilt waren, müssen aber anerkennen, daß ihr Untergang nothwendig war und daß sie der Welt nichts hätten bieten können, was ein würdiger Ersatz für die von Rom ausgegangene Segnung gewesen wäre. Dieser Sieg war errungen, und über das Prinzip, ob der Papst wirkliches Oberhaupt der Christenheit sey und auch die weltliche Gewalt durch ihn erst dem Kaiser — und also analog jedem andern Fürsten — übertragen werde, war im Grunde kein Streit mehr; dagegen kam aber nun die praktische Anwendung dieses Rechtes in Frage. So lange weltliche Interessen rein ideeller Art gekränkt wurden, als äußere Ehre, Titel u. dgl., da konnte man sich leicht vergleichen; zwar hatte es auch hierüber schon ernstliche Streitigkeiten gesetzt, doch war es am Ende immer zu einer Ausgleichung und Abfindung gekommen. Aber als die materiellen Interessen des Geldes und äußeren Vortheils berührt wurden, da kam es nothwendig zu einem ernstlichen Bruche, und hieraus schreibt sich der leidenschaftliche und rohe Charakter, den Philipp's Streit mit Bonifacius annahm. Es handelt sich eigentlich von nun an immer um solche Rechte, aber da die Weltlichkeit die leicht verwundbare Seite des Papstthums, seine künstliche und rein geistige Stellung wohl kennt, so werden zur Führung des Kampfes Waffen jeder Art gebraucht, und der Krieg mit Gewandtheit bald auf diesem bald auf jenem Felde geführt. Uebrigens drängt sich von selbst die wichtige Wahrnehmung auf, daß selbst durch die bittersten Angriffe gegen den Stuhl zu Rom, durch jede noch so lasterhafte und ketzerische Aeußerung, durch persönliche Beschimpfung und Mißhandlung, am Ende der Papst nichts an seiner Macht, an seinem Einfluß auf die Gemüther verloren hatte; man sehnte sich nur nach dem Zeitpunkt, wenn der Zwiespalt würde aufgehoben seyn, schrieb ihm wohl

auch selbst einen Theil der Schuld zu, fühlte aber doch allgemein das Bedürfniß, diesen sichtbaren und irdischen Vermittler der Gottheit und des Menschen zu besitzen. Rom blieb nach wie vor das Haupt der Welt. Weit gefährlicher als die Zeiten der avignonensischen Päpste waren die Aergernisse der Kirchenspaltung und die Angriffe der Concilien, indem auf diesen Versammlungen die Blößen der Kirche aufgedeckt und ihre Schwächen enthüllt wurden. Da aber die auf denselben das Wort führenden und die Kirche vertretenden Männer in zwei Theile zerfallen, einerseits in die eigentliche Geistlichkeit (Cardinäle, Erzbischöffe, Bischöffe, Aebte u. s. w.), andererseits in die Gelehrten (Professoren der Universitäten, eigentlich auch Geistliche, Doktrinäre so gut wie jene), die beide doch nur im Interesse der Kirche handelten, dem Volke gegenüber immer gemeinsame Sache machten, und unter sich höchstens über Doktrinen zerfielen, an deren Entscheidung dem Volke, den Laien, im Grunde nichts gelegen war, so mußten am Ende auch diese gefährlichsten Wendepunkte vortheilhaft für die Kirche, d. h. das Papstthum sich gestalten. Wie hätte die ganz im Dienste der Kirche befindliche Wissenschaft, die der Religion Magddienste thuende Gelehrsamkeit, es im Ernste wagen können, sich gegen sie aufzulehnen! Wie konnte von den damaligen Universitäten eine aufklärende und erleuchtende Bewegung erwartet werden! Gegen den einzigen Wunsch, das Bedürfniß des Volks geltend zu machen, d. h. nicht blos eine Verbesserung der Form sondern eine Reinigung des Inhalts, eine eigentliche Reformation, vorzunehmen, wie dieser Versuch eigenmächtig in den hussischen Bestrebungen erschienen war, erhuben sich alle Parteien und erstickten ihn im Qualm und Dampf des Scheiterhaufens; eine Reformation blieb noch immer ein frommer Wunsch. Die eigenthümliche Begeisterung des Mittelalters hatte sich in diesen letzten Bestrebungen völlig erschöpft; man war dieser unfruchtbaren Glaubensstreitigkeiten völlig und allenthalben müde; und es herrschte in der ganzen Christenheit nur einmüthige Freude, daß endlich der Statthalter Christi seinen Sitz wieder in Rom genommen habe, daß er von Niemand mehr als den Heiden und Häretikern angefeindet werde, und daß sich nun die Gläubigen mit ihren Bitten um Segensspendungen und Ablaß wieder an den alten gewohnten Sitz der Gnade wenden konnten.

